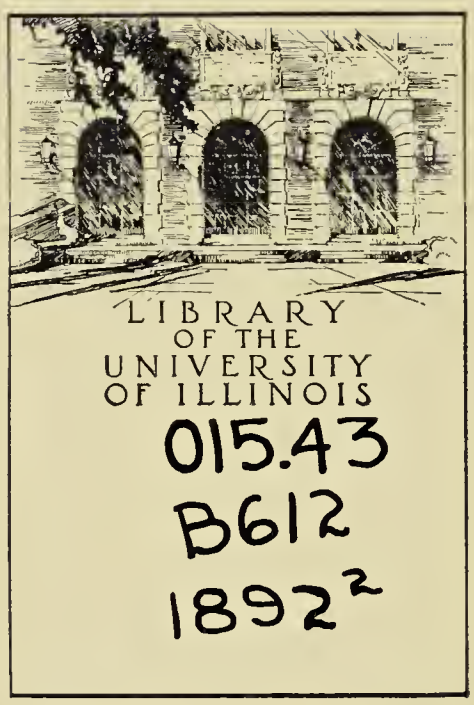


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS
015.43
B612
1892²

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1892.

Zweiter Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1892.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1892.

G E.43
B 612
1892 2

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 27. — 7. Juli 1892.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich.
Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Zur literarischen Kritik in Frankreich. Von Ernst Groth. — Aus dem Nachlasse Scheffel's. Von Moritz Necker. — Neue Romane. Von Julie Dohmke und Theodor von Sosnosky. — Dramatische Werke. Von Friedrich Kummer. — Zur Culturgeschichte. Von Th. Achelis. — Märchen und Sagen. Von Anton Schlossar. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur literarischen Kritik in Frankreich.

Es ist eine bekannte Erscheinung, daß die literarische Kritik dann besonders üppig gedeiht, wenn sich die Literatur selbst in absteigender Linie bewegt und die Verirrungen einer krankhaften Phantasie oder die veralteten Formen und überlebten Ideen der Schriftsteller einen kräftigen Widerspruch unter den klardenkenden Geistern hervorrufen. In der That sehen wir jede Uebergangsperiode in der französischen Literatur von einer fruchtbaren Entfaltung der Kritik begleitet. In den Namen du Bellay, Malherbe, Boileau, Perrault, Diderot, Laharpe, Sainte-Beuve, Taine, Zola liegen gleichsam die auf- und niedergehenden Wellenbewegungen der neuern französischen Literatur angedeutet. Und wenn wir gegenwärtig in Frankreich eine äußerst rege Thätigkeit auf dem Gebiete der literarischen Kritik wahrnehmen, wenn wir sehen, welche Zahl tüchtiger Männer sich dort mit literargeschichtlichen und kritischen Studien beschäftigt, und ein wie großes Interesse gerade heutzutage diesen Arbeiten vom gebildeten Publikum in Frankreich entgegengebracht wird, so liegt die Annahme nahe, daß sich die französische Literatur gegenwärtig wieder einmal in einem Uebergangsstadium, in einem Wellenthale der Bewegung befindet trotz der lärmenden selbstbewußten Sprache, die die Naturalisten, oder wie sich einige von ihnen jetzt nennen, die Satanisten und auf der andern Seite die Impressionisten und Symbolisten führen.

Die literarische Kritik in Frankreich hat sich in unserm Jahrhundert zu einem besondern Genre entwickelt, das seine Stellung neben der Bühnenliteratur, der Lyrik und dem Romane ganz ebenbürtig und selbständig behauptet. Der kunstvoll aufgebaute, stilistisch fein durchgeführte literarische Essay hat nicht allein in den großen Zeitschriften, sondern auch in der französischen Tagespresse die politischen, geschichtlichen, naturwissenschaftlichen und novellistischen Arbeiten immer mehr zurückgedrängt. Dazu kommt, daß das Studium der neuern Sprachen in Frankreich weniger einen philologisch-wissenschaftlichen als einen literarisch-ästhetischen Charakter hat und daß daher auch von den akademisch Gebildeten in Frankreich die Literatur der Gegenwart mit größerm Eifer verfolgt wird als die der Vergangenheit. Man verlangt heutzutage von der Kritik mehr als ein oberflächliches Feuilletongeschwätz oder eine ästhetisirende Salonplauderei, man verlangt von ihr Kenntnisse, Grundsätze, Ideen. Die literarische Kritik der Gegenwart, wie sie von Taine, Edmond Schérer, Brunetière, Montégut, Faguet u. a. vertreten wird, ist gleichsam die Form geworden, in der sich die philosophischen, die socialen und religiösen Ideen der Gegenwart befehden oder ergänzen. Sie hat das Erbe der Popularphilosophie angetreten, die in den dreißiger und vierziger Jahren die Geister in Frankreich beherrschte.

Es ist eine sehr beachtenswerthe Erscheinung, daß in Frankreich in unserm Jahrhundert keine philosophische Strömung vorübergegangen ist, ohne auf die literarische Kritik und das ästhetische Urtheil einen bestimmenden Einfluß ausgeübt zu haben. Der Spiritualismus, der Eklekticismus und der Positivismus, sie alle sind in der literarischen Kritik leitend hervorgetreten. In der spiritualistischen Richtung wirkte Nisard, die eklektische wird durch Sainte-Beuve vertreten und nach positivistischen Grundsätzen arbeitete Taine. Alle drei Literarhistoriker haben zahlreiche Schulen begründet. An Nisard schließt sich die ganze doctrinär-classische Gruppe mit Schérer, Brunetière, Caro, Montégut, Faguet, Fournel u. a.; an Sainte-Beuve mit geringern oder größern Abweichungen Weiß, Pontmartin, Jules Lemaître; an Taine die ganze Schule der

1161690

Naturalisten, vor allen Dingen Zola mit seinen nicht zu unterschätzenden kritischen Arbeiten.

Von den erwähnten Kritikern sind in der letzten Zeit besonders fruchtbar gewesen Ferdinand Brunetière, der geistvolle Mitarbeiter der „Revue des deux Mondes", Emile Faguet und Jules Lemaître.

Jules Lemaître gehört zur sogenannten impressionistischen Schule, die neben ihm in Anatole France, dem Kunstrichter des „Temps", und in Desjardins, dem Kritiker des „Journal des Débats", ihre Hauptvertreter gefunden hat. Die Impressionisten gehen von dem Grundsatze aus, daß eine objective Kritik ebenso wenig wie eine objective Kunst möglich sei, daß es keine absolute Werthschätzung eines dichterischen Werks gebe, da diese dieselben Wandlungen durchzumachen habe wie der Kunstgeschmack und das ästhetische Urtheil. Es sei daher unrichtig, dogmatische Formeln und kunsttheoretische Gesetze aufzustellen, nach denen der Kritiker eine Dichtung zu beurtheilen habe. Die literarische Kritik sei weiter nichts als l'art de jouir des livres. Diese Gedanken hat Lemaître wiederholt in seinem prächtig geschriebenen Werke „Les Contemporains" ausgesprochen, von dem vor kurzem der fünfte Band erschienen ist. Lemaître verfügt über gediegene Kenntnisse; er ist Zögling der École normale supérieur und Professor der französischen Literatur an der Faculté des lettres in Besançon gewesen; aber man muß sagen, daß Lemaitre's Ansicht eine ziemlich dilettantische Auffassung der literarischen Kritik ist, und daß man daher sein impressionistisches Urtheil mit großer Vorsicht aufzunehmen hat. Zwei Verdienste wird man ihm aber nicht absprechen können. Das eine besteht darin, daß er durch seine literarischen Studien oder richtiger literarischen Chroniken am meisten dazu beigetragen hat, das Interesse für die französische Literatur der Gegenwart in weiten Kreisen zu erwecken, und das andere besteht darin, daß er für die literarische Kritik, die sich bis dahin in den überlieferten, fast stereotyp gewordenen Formeln, Redewendungen und Ausdrücken bewegte, eine neue Sprache eingeführt hat. Der französische Professor Le Bidois sagt von ihm: „Lemaître est un des plus habiles prosateurs, et j'oserais dire un des plus grands écrivains apparus dans ces derniers temps. Ce n'est pas le vocabulaire appauvri et sec de quelques écrivains, mais une langue riche et souple qui a des mots pour toutes les idées, des tours pour tous les sentiments, et mille nuances délicates et subtiles pour rendre les impressions les plus fugitives et les plus ondoyantes."

So eifrig Jules Lemaître in Frankreich gelesen wird, was schon aus der großen Auflage seiner Schriften zu sehen ist, so wenig sind Brunetière's kritische und literargeschichtliche Arbeiten ins große Publikum gedrungen; selbst seine Abhandlungen in der „Revue des deux Mondes" scheinen überall mehr Gegner als Freunde zu finden. *) Und das hat einen zwiefachen Grund. Brunetière ist der Hauptvertreter der sogenannten tradition latine, der doctrinären Kritik, die sich von Boileau bis auf Nisard durch die Jahrhunderte hindurchzieht. Er ist in seinen kunsttheoretischen Grundsätzen ein zweiter Nisard, aber, sagt Lemaître: „un Nisard moins aimable, moins élégant, moins délicat, moins rigoureux, militant et autrement muni de science, d'idées, de raisons et d'esprit philosophique; un orthodoxe audacieux et provocant comme un hérésiarque: voilà M. Brunetière." Wer seine Abhandlung in der „Revue des deux Mondes" aufmerksam verfolgt, der wird erkennen, daß Brunetière den Gegenstand seiner Besprechung gewöhnlich nur zum Hintergrund langer literargeschichtlicher oder moralischer Ausführungen macht. Er ist der Vertreter der évolution du dedans, einer Theorie, nach der sich das ganze geistige Leben und die ganze Literatur aus sich selbst entwickelt habe und daher auch aus sich selbst zu erklären sei. In der Literatur werde absolut Neues nicht geschaffen, alles sei nur Umbildung derselben Stoffe, wechselnde Ausstrahlungen derselben Ideen. Aufgabe der Kritiker sei es, die dichterischen Erscheinungen zu klassificiren, mit frühern ähnlichen Charakters zu vergleichen, den literarischen Stammbaum aufzustellen und den Werth nach den classischen Kunstgesetzen aufzudecken. Die Fragen, die Brunetière daher nacheinander bei der Beurtheilung eines Werks zu beantworten sucht, sind folgende: Ist der Grundriß des Werks erkennbar? Zeigt der Entwurf die nothwendige Einheit und Gleichmäßigkeit? Ist die Form correct oder fehlerhaft? Sündigt das Werk gegen Würde und Anstand? Ist das sogenannte milieu intérieur, der psychologische Causalnexus beobachtet? Sind uns die Gestalten sympathisch? Daß Brunetière mit diesen kritischen Grundsätzen von vornherein ein entschiedener Gegner der ganzen naturalistischen Schule werden mußte, ist klar. Und man muß es ihm zur Ehre anrechnen, daß er seine Grundsätze behauptet hat trotz aller Anfechtungen und Schmähungen, die Zola in seinen kritischen Schriften gegen Brunetière immer wieder von neuem gerichtet hat. Bei Brunetière ist daher auch ein gewisser Groll entstanden, der sich gegen die zeitgenössische Literatur weidlich Luft macht und der auch da oft verurtheilt, wo das gebildete Publikum ihm nicht immer recht gibt, z. B. in seiner Ansicht über Pierre Loti. Mehr noch als diese Einseitigkeit des Urtheils wirkt Brunetière's Stil abschreckend auf die Leser. Er schreibt einen langathmigen, periodischen Stil; eine einzige seiner Perioden enthält mehr, als was z. B. Lemaître in sechs kleinen Sätzen ausdrücken würde. Er behandelt, sagt ein Kritiker sehr richtig, ganz moderne Fragen mit den Satzconstructionen eines Descartes und dem Wortschatz eines Bossuet.

Ich könnte aus der „Revue des deux Mondes" gar manchen Satz aufzeichnen, der das Entzücken eines französischen Sprachdummheitlers sein müßte.

Von solchen doctrinären und stilistischen Fehlern Brunetière's hält sich Emile Faguet fern. Wer die „Revue

*) Diese Abhandlungen hat Brunetière soeben herausgegeben unter dem Titel: „Essais sur la littérature contemporaine" (Paris, Calmann Levy, 1892).

„Revue Bleue" liest, wird diesen vortrefflichen Kritiker schätzen gelernt haben. Seine literarischen Studien über das 17. und 18. Jahrhundert sind bereits in der neunten Auflage erschienen und seine Vorträge über das 16. Jahrhundert, von denen der erste über den französischen Humanismus im 16. Jahrhundert in der „Revue Bleue" abgedruckt worden ist, werden wol in diesem Jahre veröffentlicht werden. Seine literarischen Studien über das 19. Jahrhundert*) sind von der Französischen Akademie gekrönt worden und verdienen auch unser Interesse im höchsten Grade. Er nimmt das Jahr 1840 als die Trennungslinie der Literatur des 19. Jahrhunderts an. Von 1800 bis 1840 herrschte die Literatur der Phantasie und des Gefühls, une littérature d'inspiration toute subjective. Der unvergleichliche Schöpfer dieser Richtung ist Chateaubriand, an ihn schließen sich Lamartine, de Vigny, Victor Hugo, Musset. Seit 1840 sucht der französische Genius neue Bahnen einzuschlagen. Der literarische Strom spaltet sich in drei Richtungen. Die eine wird von dem politischen Mysticismus beherrscht und hat in Michelet ihren Hauptvertreter. Die andere Richtung überträgt die Gesetze der plastischen Kunst auf die dichterische Sprache und strebt danach, weniger Ideen und Empfindungen darzustellen, als die Sprache kunstvoll auszugestalten. Als den Meister dieser Schule, die in den Parnassiens auch heute noch lebt, nimmt Faguet Theophile Gautier an. Endlich als dritte Strömung löst sich der Roman aus der Romantik und schlägt die Richtung zum Realismus ein. Den Uebergang hierzu bildet George Sand, die anfangs ganz in der littérature d'imagination pure et romanesque steckte, dann vom politischen und socialen Mysticismus beeinflußt wurde und schließlich in einen Demi-réalisme endigte. Bei Mérimée tritt die Trennung zwischen dem romantischen und dem realistischen Geiste schon stärker hervor; bei Balzac vollzieht sie sich endlich ganz.

Wie übersichtlich Faguet den Stoff zu ordnen weiß, davon geben schon seine Kapitelüberschriften Aufschluß. So lauten sie in der Studie über Victor Hugo: „Sa vie", „Son caractère", „Son esprit", „Sa sensibilité", „Ses idées générales", „Ses idées littéraires", „L'artiste: comment il conçoit, comment il compose", „L'expression dans Hugo", „Le rhythme dans Hugo". Wer die Rede des leider zu früh verstorbenen straßburger Anglicisten ten Brink über die Aufgabe der Literaturgeschichte gelesen hat, dem wird es auffallen, daß ten Brink von einer literarischen Studie dieselbe Eintheilung wie Faguet verlangt. Was ten Brink von der Untersuchung über die künstlerische Gestaltung der Sprache nach ihrer sinnfälligen und ihrer geistigen Seite, was er über Composition und die Conception sagt, die in der ästhetisch-moralischen Persönlichkeit des Dichters ihre Wurzeln finden, das sehen wir hier in Faguet's Studien bereits durchgeführt.

Nach seiner Ansicht hat sich jeder Literarhistoriker und Kritiker vor einem Kunstwerk zwei Fragen vorzulegen: 1) Welche Stellung, welchen Werth und welche Wirkung hatte das Kunstwerk in seiner eigenen Zeit, d. h. also in der Vergangenheit? Das ist die Frage, die der Philologe zu lösen hat und die den Culturhistoriker besonders beschäftigen muß. 2) Welche Bedeutung, welchen Werth und welche Wirkung hat dasselbe Kunstwerk auch noch für uns, für die Gegenwart, für unsern anders gewordenen Kunstgeschmack und für unsere veränderte Weltanschauung? Das ist die Frage, die sich der vergleichende Literarhistoriker und der zeitgenössische Kritiker zu stellen haben. Daß diese beiden streng voneinander zu scheidenden Fragen über den historischen und den gegenwärtigen Werth einer Dichtung in unsern landläufigen Literaturgeschichten immer wieder durcheinandergeworfen werden, das macht die Lektüre dieser Werke für jeden selbständigen Leser so wenig fruchtbar. Es gibt Dichtungen, die uns ein so mächtiges historisches oder persönliches Interesse einflößen, daß wir uns über die wirkliche künstlerische oder literarische Bedeutung täuschen lassen, die das Werk thatsächlich für uns noch haben kann und darf, und daß wir über der respectvollen Freude an der Ehrwürdigkeit die Bedürfnisse und Forderungen unsers eigenen Herzens und Geistes vergessen oder gar verleugnen. Hier hat nach ten Brink's und Faguet's Urtheil die literarische Kritik einzugreifen, sie soll durch methodische Arbeit etwas Aehnliches leisten, wie das, was die führenden Geister der Nationen und Zeitabschnitte durch ihre Genialität leisten, d. h. sie soll die literarische Ueberlieferung nicht urtheilslos nachbeten, sondern corrigiren.

Ernst Groth.

*) Émile Faguet, Dix-neuvième siècle, études littéraires. Neuvième édition. Paris, Lecène, Oudin et Cie. 1892.

Aus dem Nachlasse Scheffel's.

Episteln von J. V. von Scheffel. Stuttgart, A. Bonz u. Comp. 1892. 12. 3 M. 60 Pf.

Der Nachlaß Scheffel's gleicht dem Oelkrüglein der Witwe; soviel man auch herausnimmt, wird es doch nicht erschöpft, es kommt noch immer was nach. Seit seinem Tode sind zwei Bändchen lyrischer Gedichte, Gelegenheitsverse, Widmungen, Stammbuchblätter und ein starker Band „Reisebilder" erschienen. Waren die Gedichte zumeist doch nur von biographischem Werthe, so bilden die Reisebilder in der That eine interessante Bereicherung der Scheffel-Literatur; wir erinnern nur an die Petrarca-Studien, an die Studien aus dem Volksleben des Schwarzwaldes, an die Beschreibung seiner Besteigung des Monte-Rosa in Gesellschaft seines Freundes Anselm Feuerbach, des berühmten Malers. Die Naturschilderungen dieses Bandes gehörten zu Scheffel's besten Stücken, und — was das

Wichtigste ist — alle Aufsätze waren von Haus aus für die Oeffentlichkeit bestimmt. Der Band „Episteln" hat einen ganz andern Charakter. Er enthält Briefe, die Scheffel in den Jahren 1850—55 aus seiner säkkinger Rechtspraktikantenzeit und von seinen Reisen in der Schweiz, Tirol und Italien theils an die Lieben in der Heimat Karlsruhe, theils an die feuchtheitere Gesellschaft des „Engeren" in Heidelberg gerichtet hat. Johannes Prölß bemerkt einmal in seiner Biographie des Dichters, daß Scheffel eine verschlossene Natur gewesen sei, zu intimen Mittheilungen über eigene Herzenssachen gar nicht leicht geneigt. Lieber verhüllte er seine Stimmung mit barocken Scherzen, eher war er stachelig als zugänglich. Mit dieser Charakteristik stimmt der Inhalt dieser Episteln sehr gut überein. Keine Spur von Gefühlsergüssen, nirgends Betrachtungen über sich selbst, das eigene Streben, die eigenen innern Kämpfe, die gerade in diesen Jahren zahlreich und tief waren, denn Scheffel war ungern beim Gericht, wo er vor Tinte und Acten zu keinem Gefühl der Menschlichkeit kam, wo seine künstlerische Seele verdurstete; er wollte lieber Maler werden, setzte es durch, nach Rom gehen zu dürfen, und entdeckte erst später den Dichter in sich. Von all diesen Vorgängen ist in den „Episteln" nichts zu merken. Sie sind geschrieben, um ihre Empfänger weniger zu benachrichtigen, als zu unterhalten. Es sind gar nicht Briefe, sondern humoristische Plaudereien, die jedoch für einen bestimmten Kreis von Lesern berechnet sind und darum allerlei Anspielungen auf Persönlichkeiten dieses Kreises enthalten (die in Fußnoten des anonymen Herausgebers erklärt werden). Und weil diese Episteln so gar nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt sind, erscheinen sie uns besonders werthvoll nicht blos zur Kenntniß Scheffel's und seines Kreises, sondern auch im objectivern Sinne, eben als intime Scherze. Seit Scheffel's Ruhm durch das „Gaudeamus" begründet wurde, interessirt sich für die heidelberger Tischgesellschaft des „Engeren", jeder, der da weiß, daß hier zuerst die jetzt überall bekannten Lieder gesungen wurden. Der Humor, der in dieser Gesellschaft waltete, spiegelt sich in den Episteln Scheffel's wieder: ein Humor von gelehrten Menschen, die den Cultus des guten Trunkes scherzhaft übertreiben, bei denen sich Derbheit und feinster Geist kunterbunt durcheinandermischt; bei Scheffel erhält er noch seinen Zuschuß von Künstlerhumor aus dem Verkehr mit Malern. Bei aller Empfänglichkeit für einen guten Trunk Bieres und trefflichen Weines hat er doch wesentlich nur für die Schönheit der Welt die Augen offen und am liebenswürdigsten wird er durch die Selbstironie, mit der er sich in den verschiedenen Abenteuern des Reiselebens schildert. Die Briefe an den „Engeren" sind auch voll von Anspielungen auf politische Zeitereignisse und Persönlichkeiten und lesen sich trotz ihres parodistisch nachgeahmten Zopf- und Curialstils so frisch, wie Joseph Victor Scheffel in jenen besten schöpferischen Jahren seines Lebens selber war. Sie sind die munterste Ergänzung seines „Gaudeamus". Nur einen Rath möchten wir dem Leser geben: so wenig als Scheffel seine Briefe an den „Engeren" sämmtlich auf einmal schrieb, sondern in langen Zwischenräumen seine Freunde in Heidelberg mit ihnen bedachte, so wenig dürfen sie auf einmal hintereinander gelesen werden, denn da ermüdet der zopfige Stil denn doch etwas. Wer sie aber sparsam zu genießen versteht, wird seine Freude an ihnen haben.

Moritz Necker.

Neue Romane.

1. Ahnen und Enkel. Roman von Georg Engel. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1892. 8. 7 M. 50 Pf.
2. Wahre Liebe. Roman von Adolf Dessauer. Dresden, Minden. 1891. 8. 3 M. 50 Pf.
3. Das Armenhaus zu Dibbesdorf. Roman von O. Elster. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt. 1892. 8. 4 M.
4. Beatrice. Roman aus dem Englischen des Rider Haggard. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1892. 8. 4 M.
5. Eine Künstlerin. Roman von Jeanne Mairet. Aus dem Französischen von Natalie Rümelin. Stuttgart, Engelhorn. 1892. 8. 50 Pf.

Es ist immerhin möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß sich hinter dem männlichen Vornamen ein weiblicher Engel verberge; jedenfalls verdient der Roman den ersten Platz in unserer Besprechung. „Ahnen und Enkel" von Georg Engel (Nr. 1) ist eine tragische Familiengeschichte. Die Enkel eines alten Patriciergeschlechts in einer norddeutschen Stadt sind die Helden des Romans. Von den Ahnen wird uns allerdings nur der steinerne Rathsherr auf dem Markte vorgeführt, im übrigen haben wir es meist nur mit dem jüngern Geschlechte, den Söhnen des Kaufherrn und Senators Kraft, zu thun. Ihr Abirren von der großen Heerstraße des Lebens, ihre Schwächen, ihres Hauses innerer und äußerer Verfall durch eigene Schuld bilden die Hauptmomente der spannenden Erzählung. Wie ein ernster Mahnruf klingt es durch das Buch: „denn alle Schuld rächt sich auf Erden". Doch auch die Lehre von der Erbsünde wird hier gepredigt. Die Sünde der Väter, die das Haupt der Kinder und Kindeskinder unbarmherzig trifft. Hier sind es die Enkel, die dem Fluche verfallen, die beide Söhne des Senators und deren Cousine die schöne Luise, das „Kind der Sünde". Sie wird durch die ihr angeborenen bösen Triebe zum vernichtenden Dämon des Hauses. Ihre Schönheit entflammt die Leidenschaft der beiden Brüder, der ältere gewinnt die Hand des in abhängiger Stellung lebenden Mädchens, während der jüngere der von ihrem Herzen

Bevorzugte ist. Das führt zu Conflicten, aus denen nur der jüngere Bruder, nach schweren Kämpfen, durch die Liebe eines reinen edlen Weibes gerettet hervorgeht. Luise aber, nachdem sie in einem von ihr bitter gehaßten Widersacher ihren eigenen Vater hat erkennen müssen, gibt sich selbst den Tod. Der oft sehr düstere Hintergrund wird durch eingeflochtene heitere Episoden und freundliche Gestalten wohlthuend erhellt. Für Leser, die spannende Situationen und crasse Effecte lieben, wird dies Buch willkommene Lektüre sein.

Wurde uns in dem vorhergehenden Roman die Macht wilder, ungezügelter Leidenschaften und deren verderbliche Folgen geschildert, so bringt der Verfasser von „Wahre Liebe", Adolf Dessauer (Nr. 2), die echte, opferfreudige Neigung eines edlen Männerherzens hier zu ergreifendem Ausdruck. Die Geschichte spielt in Wien in den bessern Kreisen der Börsenwelt. Frau von Erveſſy, die leichtsinnige Witwe eines ungarischen Gutsherrn, hat das sauer erworbene Vermögen des Gatten verschwendet, das ihr hinterlassene Gut mit schweren Schulden belastet und wird nur durch Hülfe eines ihr sehr nahestehenden Hausfreundes vor gänzlichem Bankerott bewahrt. Um vor der Welt den Schein des Reichthums festhalten zu können, verläßt sie die Heimat, wo man sie und ihre tolle Verschwendungssucht nur zu gut kennt, und geht mit ihrer einzigen Tochter Irma auf Reisen, meist an Badeorte, um dort für diese einen begüterten Mann und zugleich in ihm für sich einen allzeit gefälligen Schwiegersohn zu finden, doch wird sie in diesen Bemühungen durchaus nicht von der Tochter unterstützt. Die schöne Irma ist der Gegensatz zu der auffallenden, charakterlosen Mutter. Sie ist eine tüchtige, offene Natur, die von der sittlichen Versunkenheit in ihrer nächsten Nähe keine Ahnung hat und durch ihre harmlose Liebenswürdigkeit alle Herzen gewinnt. Das hat schon von Jugend auf ihr Vetter Max Zöllner empfunden und seine treue Liebe hat wie ein Schutzgeist sie immer begleitet. Ohne heiße Liebe für ihn zu fühlen, hat Irma sich ihm doch verlobt, aber die Mutter, die höhere Pläne im Auge hat, verlangt Geheimhalten dieses Bundes, und da sie auf ihren Reisen eine Familie aus Wien kennen gelernt hat, die ihr die lockendsten Schilderungen einer Saison in der schönen Donaustadt gemacht hat, so folgt sie der Lockung und geht mit Irma nach Wien, trotzdem dort der von ihr verschmähte arme Freier lebt. In den glänzenden Salons des Bankiers von Bergedorf lernen Mutter und Tochter den vielgefeierten, von der Tochter des Hauses umworbenen Millionenerben Arthur von Lußnigg kennen. Durch das Auftreten der Frau von Erveſſy sind auch deren wiener Freunde getäuscht worden, sie hatten gehofft, für ihren eigenen Sohn in Irma die gewünschte reiche Partie zu finden, statt dessen faßt der junge Baron von Lußnigg auf den ersten Blick eine heiße Liebe zu der schönen Fremden und ist auch bald ihrer Gegenliebe gewiß. Aber sie will ihrem Versprechen, welches sie dem Vetter gegeben hat, treu bleiben, gesteht das dem Liebenden und weist seinen Antrag zurück. Hier nun bringt die wahre Liebe des Vetters Zöllner das erste große Opfer. Er gibt Irma frei und führt sie selbst dem von ihr Geliebten zu, weil ihm ihr Glück höher steht als das eigene. Die beiden werden bald ein unaussprechlich glückliches Paar, und die Mama schwelgt in der Freigebigkeit des reichen, vornehmen Schwiegersohnes, der es nicht einmal der Mühe werth gehalten hat, sich über Vorleben und Verhältnisse seiner neuen Verwandten aufzuklären, da ihn die Liebe zu Irma so ganz erfüllt. Aber da sind schon andere bereit, das Glück des jungen Paares zu vergiften, denn es fehlt ihnen nicht an Neidern und Feinden. Besonders ist es Aurelie, die ihres reichen Verehrers beraubte Tochter der Bergedorfs, die alles thut, um einen Bruch des häuslichen Glücks des von ihr gehaßten jungen Paares herbeizuführen. Trotz der Wachsamkeit des treuen Vetters Max Zöllner gelingt es ihr, durch anonyme Zuschriften den Samen der Eifersucht in Arthur's Herz zu streuen und die Anhänglichkeit des brüderlichen Freundes zu verdächtigen. Noch nicht zufrieden mit dem Erfolg dieses Streichs, wird auch dem bis dahin so glücklichen jungen Gatten und Vater die ganze schreckliche Vergangenheit der abwesenden Mutter aufgedeckt. Schon war er durch ihre unerhörten Forderungen ungeduldig gemacht, nun dienen diese Enthüllungen dazu, den jungen Mann in eine blinde Wuth zu versetzen. Er hält sich für das Opfer schlauer Berechnung von Mutter und Tochter und beleidigt sein schuldloses Weib in Gegenwart ihres Vetters auf das furchtbarste. In ihren heiligsten Empfindungen verletzt, beschließt Irma mit ihrem Kinde fortzugehen, und fleht den treuen Freund an, ihr dabei zu helfen, ja fortan ihr Schutz und Stütze sein zu wollen, bis der Tod sie scheide. Den Rest ihrer Liebe bietet sie ihm zum Lohn. Aber Max Zöllner hat Arthur's tiefe Reue und Zerknirschung gesehen, er weiß, daß Irma ihn doch noch liebt, und um das Glück der Gatten wieder aufzubauen, bringt er das letzte Liebesopfer. Irma hat geschworen, ihm angehören zu wollen bis zum Tode; er löst den Schwur, indem er sich erschießt. Das ist der etwas unglaubliche Schluß der Erzählung, bei deren Verlauf dem Leser nicht recht klar wird, was für ein Gewinn, außer der Erkenntniß der wahren Liebe des Vetters, dem in seinen tiefsten und heiligsten Gefühlen getroffenen Paare noch erblühen kann.

Auch in Nr. 3: „Das Armenhaus zu Dibbesdorf" von O. Elster, feiert treue Liebe ihren Triumph und führt schließlich zum glücklichen Ausgang. Es ist ein Volksbuch im besten Wortessinn. Mit klarem Verständniß berührt hier der bekannte Verfasser die jetzt so vielbesprochene sociale Frage. Sein Held, Karl Buschmann, ist ein Findelkind, welches man einst bei seiner todten Mutter am Busche gefunden, deshalb so genannt und im Armenhause aufgezogen hat. Seine Pflegemutter ist eine arme Waschfrau, Karl hat also von Kindesbeinen an das Elend, die Entbehrungen der Armuth kennen gelernt. Wir erfahren

jedoch bald, daß er der illegitime Sohn eines vornehmen Mannes ist, des jetzigen adeligen Bürgermeisters von Dibbesdorf, der, ohne sich öffentlich zu seiner Vaterschaft zu bekennen, doch für Erziehung und Entwickelung des hochbegabten Knaben Sorge trägt. Ein gütiger, milder Geistlicher, den er ins Vertrauen gezogen hat, unterstützt ihn dabei, er wird der Freund und Lehrer des Jünglings, dessen Herz mit dem blinden Vertrauen der Jugend Welt und Menschen umfaßt. Aber schon auf der Universität, wo er Theologie studiren soll, gehen ihm die Augen auf und seine Ideale sinken in Trümmer. Vieles vereinigt sich, um seinen Glauben an die Menschenliebe, ja sogar an die göttliche Weisheit zu zerstören. Er löst sich los von allem, was ihm bisher theuer gewesen, und aus dem abtrünnigen Theologen wird der Redacteur eines volksfreundlichen Blattes. Aber auch da ist seines Bleibens nicht lange, denn nur zu bald muß er die Nichtigkeit der Motive der sogenannten Volksbeglücker erkennen, deren Parteigenosse er geworden war. Er gibt die Stelle auf, wird Schriftsteller und wendet sich dabei besonders nationalökonomischen Studien zu. Damit zieht er die Aufmerksamkeit des Ministers auf sich und fortan scheint ihm das Glück zu lächeln. Eine glänzende Carrière liegt vor ihm, die Liebe eines reichen, edlen Mädchens wird ihm zu Theil, da zerstört, gerade am Verlobungstage, die wahnsinnige That eines seiner frühern Parteigenossen mit einem Schlage sein ganzes Glück. Ein Attentat auf das Leben des greisen Fürsten wird verübt, und auf Karl Buschmann fällt der Verdacht der Mitwissenschaft. Nun verlassen ihn alle, auch die Braut wird von ihren Aeltern dazu gezwungen, da der Schein wider ihn ist. Da flieht er zurück in die Heimat seiner Kindheit, in das Armenhaus zu Dibbesdorf, und findet bei seiner alten Pflegemutter, der Waschfrau, liebevollste Aufnahme, blinden Glauben und volles Vertrauen. Hier gesundet sein krankes Gemüth, hier aber auch soll er den Glauben an die göttliche Weisheit und die Liebe zu den Menschen wieder gewinnen. Am Grabe seiner ungekannten Mutter, der liebevolle Menschen einen Denkstein gesetzt haben, wird ihm diese Offenbarung, die ihm zugleich auch den Vater, Verwandte und die liebende Braut wiederbringt. So endet alles gut, durch Nacht zum Licht! Auch das alte Armenhaus zu Dibbesdorf darf neu erstehen und verwandelt sich in ein stattliches Gebäude, in dem der glückliche Besitzer an der Seite seiner Gattin segenspendend waltet. Ein gar schönes Leben müssen die Armen und Kranken dort führen, denn der alte Veteran, der die Fremden darin herumführt, versichert: „Bei uns ist es ordentlich eine Lust und ein Vergnügen, krank zu sein. Kosten thut es bei uns auch nichts, dafür ist es das weitberühmte Armenhaus zu Dibbesdorf.“

Rider Haggard, der Verfasser des Romans „Beatriee“ (Nr. 4), ist ein in seiner Heimat sehr beliebter Schriftsteller und auch bei uns haben seine meisten Arbeiten schon Uebersetzer gefunden. Das vor uns liegende Werk ist ein spannend geschriebener Roman, dessen Heldin die junge charaktervolle Tochter eines wallisischen Pfarrers, Beatrice Granger, ist. Der Zufall führt sie mit einem jungen Advocaten aus London zusammen, der die Küste von Wales aufgesucht hat, um sich dort von den Strapazen seiner Geschäfte zu erholen. Er schießt Brachvögel und vergißt darüber das Eintreten der Flut, die ihm an seinem Standorte geradezu lebensgefährlich hätte werden müssen. Ein vorüberfahrendes Boot, von einem jungen Mädchen gelenkt, nimmt ihn auf. Die junge Dame, die es mit ebenso viel Geschick wie Kühnheit leitet, ist eben die schöne Beatrice, die seine Retterin wird. Ein Sturm hat sich erhoben und nur den vereinten Kräften der Insassen gelingt es, das Boot bis ziemlich in die Nähe der Küste zu bringen; da zerbricht das Ruder und eine Sturzwelle begräbt beide. Im Sturze hält Beatriee den jungen Mann fest und es gelingt ihr, der vorzüglichen Schwimmerin, ihn mit auf eine Felsplatte zu ziehen, wo jedoch ein sicherer Tod ihnen mit jeder Riesenwelle der empörten Flut droht; da naht Hülfe von dem Heimatdorfe, wo man Beatriee schon vermißt hat. Beide werden für todt heimgebracht und in dem Pfarrhause aufgenommen. Nur den ausdauerndsten Bemühungen der Aerzte gelingt es, sie ins Leben zurückzurufen. Diese Gefahr und endliche Rettung wird außerordentlich lebendig geschildert. Aber der Kampf mit dem Elemente ist nicht der schwerste, den das junge Mädchen aus diesem Ereigniß mit hinwegnimmt. Ihr Herz hat sich dem Geretteten geweiht und auch das seine hat sie auf den ersten Blick auf ewig gewonnen. Unglücklicherweise aber ist Mr. Bingham schon mit einer vornehmen, aber höchst unsympathischen, egoistischen Frau verheirathet; ihr Dazwischentreten schon an dem Lager des geretteten Gatten zeigt ihre volle Herzlosigkeit und sein Unglück. Ein reizendes, kleines Geschöpf ist das Töchterchen Essie, deren Geplauder allein einen Lichtblick in das Elend der trostlosen Ehe zu werfen vermag. Im Pfarrhause, wo die Zusammenkunft stattfindet, sind nun auch Vater, Schwester und ein reicher Verehrer Beatricens aufgetaucht. Ersterer ist ein sonderbares Exemplar von einem Geistlichen, dessen Frömmigkeit stark beeinträchtigt wird durch das ewige Rechnen mit seiner kärglichen Einnahme, die ihm von den zähen Bauern ungern und unpünktlich gezahlt wird. Seine ältere Tochter Elisabeth ist ein ebenso schlechtes Kind wie eine böse Schwester, hart, grausam und habsüchtig bis zum Verbrechen. In solcher Umgebung lebt Beatriee wie eine schöne Wunderblume, allerdings auch mit einem ganz eigenartig entwickelten Charakter. Sie hat sich, aus dem innersten Kerne ihres von echt christlicher Liebe erfüllten Herzens heraus, ihre eigenen Ansichten über Religion gebildet, die freilich zu dem starren Puritanismus ihrer Familie in strengstem Gegensatze stehen. Sie ist Lehrerin an der Kinderschule in ihrem Heimatdorfe und ihr Gehalt bildet den Hauptgegenstand des Interesses für Vater und Schwester Elisabeth. Der reiche Gutsherr endlich, der Beatrice mit seiner hartnäckigen Liebe verfolgt, der

sie heirathen will, zur Verzweiflung der ältern Schwester, welche ihn mit seinem Reichthum für sich haben möchte, ist ein recht widerwärtiger Gesell. Also überall ist die arme Beatrice von Widerwärtigkeiten umgeben, dazu gesellt sich der Kampf mit den ärmlichsten Lebensverhältnissen. Bis dahin war ihr einziges Lebensglück ihre Schülerinnen und ihr Boot gewesen, jetzt ist es die aussichtslose Liebe zu ihrem Geretteten. Mr. Bingham, durch Beatricens Beispiel angespornt, stürzt sich in eine reiche Thätigkeit und gewinnt einen großen ehrenvollen Namen. Sein Verhältniß zu der schönen Pfarrerstochter, obgleich völlig rein, ist doch zu innig, um der Beobachtung und Verleumdung zu entgehen. Zu den Ohren der Gattin dringt sie auch, die, obgleich sie nur Glanz und Putz liebt, durchaus nicht gewillt ist, ihren Platz einer andern einzuräumen, und ihren Gatten mit Vorwürfen überschüttet. Der Vater, durch Elisabeth's Einflüsterungen bestimmt, drängt auf Beatricens Verheirathung mit dem Gutsherrn. Um sich dem zu entziehen, im vollen Bewußtsein der Aussichtslosigkeit ihrer Liebe, läßt sich das junge Mädchen von dem geliebten Boote, welches ihm das Leben gerettet, in den Tod tragen. Ihr Tod endet den Traum von Glück in dem Leben des Rechtsanwalts, obwol das äußere Glück zu ihm sich wendet. Die Uebersetzung zeigt manche Härten und oft ein ganz unbegreifliches Deutsch, wie z. B. „Ihre Ladyschaft" statt Ihre Gnaden u. a. m.

„Eine Künstlerin" von Jeanne Mairet (Nr. 5). Last not least, bietet uns eine bisher noch unbekannte französische Schriftstellerin den Erstling ihrer Muse. Das Werk ist wol mehr eine psychologische Studie zu nennen als ein Roman, denn sein Schwerpunkt liegt in der Entwickelung der Charaktere. Ohne jedes Beiwerk, ohne sensationelle Effecte weiß uns doch die feinsinnige Verfasserin auf das lebhafteste zu interessiren. Dank der trefflichen Uebersetzung ist auch der leichte anmuthige Plauderton des Originals gut beibehalten worden und ganz besonders hübsch werden die verschiedenen Typen aus der französischen Künstlerwelt, Maler, Musiker und Poeten geschildert, unter denen sich die Heldin der Geschichte, Diana Verryot, bewegt. Diese, eine echte Künstlernatur, geht in ihrer Kunst, der Malerei, völlig auf, um so mehr als ihr dadurch die Mittel geboten werden, die mancherlei Ansprüche eines alten, verbitterten Vaters zu befriedigen. Der alte Verryot, seinerzeit selbst ein berühmter Maler und Lehrer, ist durch eine Lähmung der Hand längst an der Ausübung seiner Kunst verhindert, von der Welt rasch vergessen und zu den Todten geworfen worden. Menschenfeindlich und vergrämt zieht er sich von allem Verkehr zurück, ohne daran zu denken, ob nicht seine Tochter dadurch viel entbehren muß; er findet nur noch in der kostspieligen Liebhaberei, alte Kupferstiche zu sammeln, Freude am Leben. Um ihm diese einzige Lebensfreude zu ermöglichen, opfert die treue Tochter ihm ihre Jugendfreude, Kraft und Zeit, ohne auch nur den geringsten Dankeslohn dafür vom Vater zu erlangen. Geringschätzig blickt dieser auf das Talent der Tochter, bis ihr sich steigernder Ruhm als einer trefflichen Aquarellmalerin selbst in seine Weltabgeschlossenheit dringt, ihm die Augen öffnet, zugleich aber ein dem Hasse ähnelndes Gefühl von Eifersucht und Neid in ihm erweckt. Die Qualen, die der Greis den wachsamen Augen der Tochter zu verbergen weiß, da sein Künstlerstolz eine solche Kundgebung nicht zuläßt, werden hier in ergreifender Weise erzählt. Diana, die erst durch einen frühern Schüler ihres Vaters, den Maler Bernard, zur Vervollkommnung ihres Talents hingeleitet worden ist, sieht sich bald von diesem auf das innigste geliebt, weigert sich jedoch entschieden, ihm als Gattin zu folgen, da sie weder ihren Vater noch ihre Kunst ihrer Liebe opfern will. Der Tod des Vaters, der noch im Sterben das beste Werk der Tochter grausam vernichtet, führt das aufs tiefste erschütterte Mädchen dem Geliebten zu, und eine Zeitlang ist ihr eheliches Glück wolkenlos. Aber der unbezähmbare Drang nach Ausübung der geliebten Kunst erwacht in Diana, die inzwischen auch Mutter geworden ist, mit aller Macht; diesen Kampf, der ihrer gegenseitigen Liebe den Todesstoß zu geben droht, hat Jeanne Mairet mit ebenso viel Feinheit wie Wahrheit geschildert. Schließlich behält aber doch das Weib in ihr den Sieg, sie kehrt zu ihren Pflichten als Hausfrau, Mutter und Gattin zurück, und die Liebe vereinigt dauernd die zuletzt auch äußerlich Getrennten wieder.

Julie Dohmke.

6. Wer war der Mörder? Roman in zwei Bänden von M. E. Braddon. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Helene Mordaunt. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1891. 8. 7 M. 50 Pf.

Ein erfahrener Leser wird die Frage, die der Titel dieses Buchs stellt, bald beantworten können; damit entfällt aber die Spannung, die doch den Hauptreiz solcher Romane bildet. Diese Criminalgeschichte gehört keinesfalls zu den gelungenen ihrer Art. Vermag schon der criminelle Theil des Romans kein besonderes Interesse zu erwecken, so ist die obligat eingeflochtene Liebesgeschichte äußerst langweilig. Ueberhaupt ist der Roman um einen Band zu lang; die Verfasserin hätte den Leser mit den schreibseligen Tagebuchergüssen der Heldin verschonen können; es wäre im Interesse ihres Buchs gewesen.

So lang sie die Geschichte hinausgesponnen, so leicht hat sie sich dieselbe gemacht. Den tragischen Conflicten, die sich aus der Handlung des Romans ergeben, geht sie nämlich sorgsam aus dem Wege oder berührt sie nur oberflächlich. Die Tragik besteht hier darin, daß eine Witwe arglos den Mann heirathet, der die Ermordung ihres Gatten veranlaßt hat; entsproßten dieser Verbindung Kinder, so würde die Tragik noch gesteigert werden; das Paar bleibt aber kinderlos; so ist es der Verfasserin viel bequemer. Was mit der unglücklichen Gattin des Mordstifters geschieht, nachdem dessen That bekannt geworden, darüber zieht es Frau Braddon gleichfalls vor, zu schweigen. Auch sonst nimmt sie den Zufall zu Hülfe, um ihre Geschichte zum erwünschten Ende zu führen.

Lesern mit gröberem Geschmacke wird dieser Roman jedoch trotz seiner Seichtheit muthmaßlich ganz gut gefallen. Die Uebersetzung ist frei von Härten.

7. Cousine Aschenbrödel. Roman von Léon de Tinseau. Autorisirte Uebersetzung von Adolf Schulze. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1892. 8. 3 M.

Die französischen Romane stehen allgemein im Rufe pikant oder gar unanständig zu sein. Wer dieses Buch zur Hand nimmt, wird darum, je nachdem, erfreut oder enttäuscht sein, nichts Derartiges darin zu finden. Es ist eine hochanständige Geschichte, aber nicht etwa in der Art der deutschen Familienblattromane, also weder sentimental, noch unwahrscheinlich, noch schablonenhaft. Ein feiner geistvoller Humor, frei von Komik wie von Satire, durchweht sie wie ein zarter Parfüm. Freilich werden ihn vermuthlich nur Leser von geläutertem Geschmacke zu würdigen wissen.

Das Vergnügen, das die Lektüre dieses Buchs gewährt, verdankt man zum Theil auch der vorzüglichen Verdeutschung, die es niemals merken läßt, daß man kein Original vor sich hat.

8. Die Fürsten der Börse. Roman von Wassily Nemirowitsch-Dantschenko. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von A. Markow und L. Stein. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1892. 8. 4 M. 50 Pf.

Die russischen Erzählungen pflegen in ihrer ermüdenden Redseligkeit und Weitschweifigkeit breiten Strömen zu gleichen, die ihre Wassermassen schwerfällig und träge dahinwälzen; freilich führen sie Goldstaub mit sich, aber man muß ihn mühsam aus den trüben sandigen Wogen hervorsuchen.

Das vorliegende Buch macht eine Ausnahme von dieser Eigenthümlichkeit der russischen Erzählungen: es ist flott, sogar burschikos geschrieben und hat nur einen Band.

In einer andern Beziehung aber ist es russisch: es deckt die Zustände im Zarenreiche mit rücksichtsloser Offenheit auf.

Was man da zu sehen bekommt, ist ein wahrer Höllenpfuhl, und darin führen Mann und Weib, Alt und Jung, Hoch und Nieder einen orgiastischen Tanz um einen goldenen Götzen auf, und dieser Moloch, dessen gleißender Schein sie alle lockt und betäubt wie das Licht die Motten, dem sie alle bessern Gefühle opfern, dem sie in hündischer Unterwürfigkeit huldigen und schmeicheln, dieser Moloch ist das Geld. Wenn nur die Hälfte von dem wahr wäre, was der Autor da schildert, es wäre schon genug des Erbärmlichen: leider aber dürfte alles wahr sein, wenn es auch satirisch carikirt ist. Und man denke sich nur ja nicht mit pharisäischem Dünkel, so könne es nur in Rußland zugehen: auch im Lande der Familienblätter und der patentirten Tugend, auch in Deutschland tragen sich solche Dinge zu; die jüngsten Finanzkatastrophen in Berlin, in denen die Habgier und Verschwendung gewissenloser Speculanten Hunderte, vielleicht Tausende unglücklich gemacht haben, liefern dafür einen unwiderleglichen Beweis. Spräche die Zeit nicht dagegen, so könnte man meinen, jene Krise haben den Autor bewogen, dieses Buch zu schreiben; um so größere Beachtung verdient seine Divinationsgabe.

Man kann den Uebersetzern nur dankbar sein, daß sie uns mit einem so bedeutenden Werke bekannt gemacht haben und zwar in so gewandter Weise.

Als Motto paßten für dieses Buch die bekannten vernichtenden Worte, die Jugurtha gesprochen haben soll, als er Rom verließ. Theodor von Sosnosky.

Dramatische Werke.

1. Für Recht und Pflicht. Vaterländisches Schauspiel in sieben Vorgängen von Jakob Engel. Magdeburg, Klotz. 1891. 8. 1 M.

Herrn von Wildenbruch's loyale Märkerdramen, die vom neuen Herrn manch kräftig Wörtlein zu sagen wußten, haben natürlich zahlreiche Dichter, die im Sande der Mark oder sonst in der Nähe saßen, nicht länger bei der alten Freytag'schen Technik des Dramas rasten lassen. Der plumpe Sturmschritt der Historien schien ja alle dramatischen Formen niedergetrampelt, alle kunstvolle Gliederung der Handlung im Drama zerstampft zu haben. Nicht Acte, sondern Vorgänge; nicht Poesie, sondern höfisch patriotische Schmeichelkunst: ließ sich da nicht herrlich und in Freuden dichten? Nun war mit einem mal der saure Beruf des Dramatikers verschönt; denn erstens war es eine Wohlthat, von allen Kunst- und Wahrheitsforderungen frei zu sein und dann wußte man ja nun auch, was man „oben" wünschte! — Also wurde los gedichtet in deutschen Landen, da und dort, wo Leute saßen, die auf die Zeichen der Zeit zu achten verstanden. Herr von Wildenbruch nahm gnädig an, was seine Trabanten hervorbrachten und wenn noch ein Dutzend Hohenzollerndramen im Lauf der Jahre auf uns niederprasseln sollten, dann werden wir unter einer ähnlichen Schar von Zwergepigonen zu wandeln haben, wie unsere Väter, die des herrlichen Raupach's Dramen sich auf der Bühne bewegen sahen. Da und dort wird auch ein solches Wildenbruch-Epigonenstück mit dem nöthigen Lärm und Geschrei auf dem Theater gegeben, wie ja auch das Stück von Engel in Magdeburg, wenn ich nicht irre, einen kurzen localpatriotischen Erfolg gefeiert hat. Mit Kunst hat diese Art von Dramen natürlich wenig zu thun. Steifer und akademischer, als man nachher findet, muthet der Titel „Für Recht und Pflicht" den Leser an. Der erste Vorgang ist wenigstens nach dem

Vorbild des uckermärkischen Shakespeare nicht übel mit groben starken Formen aufgebaut, sodaß man fast an ein Theatertalent glauben könnte. Es handelt sich um den Zwiespalt zwischen dem Großen Kurfürsten und dem Vertheidiger der preußischen Libertät, Ludwig von Kalkstein. Leider fällt das Stück von der anfänglichen Tüchtigkeit und Straammheit immer stärker ab, je weiter die Handlung sich entwickelt. Der Stoff wird stärker als der Verfasser. Verworren und bisweilen kindlich motivirt — man vergleiche die Scene im dritten Vorgang —, wickelt sich ein Bild nach dem andern ab, nur hie und da zwar keine Künstler-, aber eine gewandte Handwerkerhand verrathend. Wenn der Verfasser später etwas Eigenes zu sagen haben sollte, wollen wir uns weiter sprechen.

2. Andreas Hofer. Ein historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Franz von Friedberg. Dresden, Pierson. 1892. 8. 2 M. 50 Pf.

3. Ariadne. Trauerspiel in fünf Acten von Ernst Rethwisch. Dresden, Pierson. 1892. 8. 1 M. 50 Pf.

Unheilbare Dilettantenstücke: damit ist alles gesagt. Das erstere steht vielleicht noch etwas tiefer als das zweite, abgesehen davon, daß durch einen boshaften Teufel, der im Setzerkasten sein Unwesen trieb, Sinn und Verstand des ersten Dramas oft aufs bedenklichste verwirrt worden ist.

„Ariadne" zeigt wenigstens äußerlich etwas mehr Form, aber innerlich dieselbe Leblosigkeit, dieselbe akademische Gemeinplätzigkeit. Zum Dramatiker hat keiner der beiden Herren auch nur die Vorbedingungen eines Talents.

4. Samuel Henzi. Trauerspiel von E. Zaeslin. Basel, Schwabe. 1892. 8. 1 M. 60 Pf.

Eine brave hausbackene Begabung, die für den Familienbedarf und für schweizer Nationalfeste ganz Tüchtiges leisten wird. Nur kein Dichter und noch weniger ein Dramatiker! Von einem Hauch tragischen Geistes ist nirgends eine Spur zu bemerken, und was für eine tragische Geschichte wird doch in dem Stück behandelt! Eine Seele besitzen alle diese berner Philister mit ihren langen schwerfälligen Namen nicht — Geschwätz, nichts als Geschwätz!

Von einem schweizer Dramatiker Kenntniß der Bühne und ihrer Bedingungen zu verlangen, das scheint nun einmal unmöglich zu sein, aber auch die einfachsten Gesetze des Fabulirens sind dem Verfasser verborgene Geheimnisse. Eine drückende Langeweile gesellt sich dazu: kurz eine Lektüre, die man im Zeitalter der Nervosität durchaus nicht als unnütz verachten darf.

5. Die Ketten der Gesellschaft. Schauspiel in vier Acten von Eugen Schultz. Dresden, Pierson. 1892. 8. 1 M. 50 Pf.

Das Thema des Stücks wird zwar nicht im mindesten erschöpft, die Charaktere müssen sich mögliche und unmögliche Wandlungen gefallen lassen, wie es eben die vom Verfasser gewünschte Situation will, aber trotz aller Unbeholfenheit und Lächerlichkeit blinkt doch ein kleines Fünkchen von innerer Kraft hervor, das sich vorläufig nur in der Freude an bunter, allerdings noch unmotivirter Handlung äußert. Man kann nicht streng genug aburtheilen über Sprache, Charaktere, Begründung und Wahrheit des vorliegenden Dramas, aber die naive Freude am Geschehen berührt doch im Grunde sympathisch. Zu lernen hat der Verfasser freilich so gut wie alles.

6. Fürst Wolfgang von Anhalt. Geschichtliches Volksschauspiel aus der Reformationszeit von K. Windschild. Köthen, Schulze. 1892. 8. 1 M.

Der Inhalt dieses Dramas ist der Chronik des anhaltischen Landes entnommen. Ohne sonderliche Kunst reiht sich unter häufigem Wechsel des Schauplatzes Scene an Scene, in denen nach Art der Historien ein Stück Geschichte dialogisirt wird. Von einem innern Zusammenhang ist weder in dem höhern Sinne die Rede, daß sich aus wenigen Voraussetzungen die Handlung ergibt und in streng gesetzmäßiger Folge bis zu Ende entwickelt, noch in dem andern, daß scharf angeschaute Charaktere ein reiches individuelles Leben vor uns entfalten. Die Person des Helden ist das einzige Band, das eine scheinbare Einheit in diesen getrennten Scenen herstellt, aber trotz aller Vorliebe, die der Verfasser dem Titelhelden entgegenbringt, wird man diesen nicht interessant und bedeutend genug finden, um ihm zu Liebe auf eine strengere Verknüpfung der Geschehnisse zu verzichten. Eine gewisse brave Beschränktheit, ein landesväterliches Philisterium in der Gestalt des Fürsten Wolfgang wird ein localpatriotisches Publikum dankbar begrüßen, aber weder in poetischer noch in allgemein menschlicher Beziehung vermag dadurch ein tieferes Interesse wachgerufen zu werden. Alle Actionsscenen, die wesentlich aus den Chroniken geschöpft werden mußten, sind von steifer Langeweile. Besser gelangen einzelne Volksscenen, so die erste, die recht lebendig, wenn auch etwas grell das mönchische Unwesen vor dem Auftreten Luther's schildert, und eine spätere, in der ein Prior in die drohende Aufregung des Volks hineingerissen und von dem Fürsten aus den Händen des Volks gerettet wird. Aus diesen Scenen spricht ein frisches, freundliches Talent, das sich freilich nur Einzelheiten gewachsen zeigt und an die wahrhaft dramatischen Aufgaben der Composition und Charakteristik auch noch nicht versuchsweise herangetreten ist.

7. Ein Verkannter. Lustspiel in drei Aufzügen von Karl Schaumburg. Leipzig, Mutze. 1892. 8. 1 M.

Ein thörichtes und läppisches Buch, das eine irgendwie geartete literarische Besprechung unmöglich macht. Die Fabel ist geradezu kindisch, die Menschen, wenn sie aus den im Stück angegebenen Motiven handelten, verdienten im Leben ins Narrenhaus oder in eine Kaltwasserheilanstalt geschickt zu werden, wenn beides auch ohne die Hoffnung einer Wiederherstellung geschieht. Geradezu frech und nur durch die Tölpelhaftigkeit der Ausführung entwaffnend ist die Figur des Consistorialraths Reiher. Jedes Wort, das an einen derartigen plumpen Dilettantismus verloren wird, ist Verschwendung.

8. Mahomet. Religiöses Drama in fünf Acten von Adolf Schafheitlin. Zürich, Verlags-Magazin. 1892. 8. 1 M.

Es ist kein rechter Grund einzusehen, warum der Verfasser dieses dramatische Gedicht, das bereits in den siebziger Jahren entworfen wurde, nach so langem Zögern der Oeffentlichkeit übergeben hat. Eine Vermehrung seines literarischen Ruhms wird er, einige Selbstkritik vorausgesetzt, wohl kaum erwartet haben. Von einer neuen und eigenartigen Seite zeigt sich der Verfasser darin auf keinerlei Weise. Eine Erwiderung auf Voltaire's wohlbekanntes Gedicht ist es am allerwenigsten, und welcher moderne Mensch wird heutzutage auf ein verschollenes, in Deutschland niemals heimisches Stück mit einem schwachen und mittelmäßigen Drama antworten? Nur ein Dichter von gewaltigster Eigenart und einer fortreißenden Leidenschaft hat noch das Recht, sich an eine Gestalt wie die Mahomet's zu wagen. Bei jedem andern empfindet man das Mißverhältniß von Kraft und Ziel in peinigender Weise. Das Theater weiß mit einem Drama wie dem vorliegenden nichts zu beginnen. Der Verfasser scheint überhaupt der lebenden Bühne ferner zu stehen, als es für einen Schaffenden gut ist. Er würde sonst die Motive schärfer markirt haben und die Conflicte wuchtiger gegeneinander prallen lassen. Manche poetische Einzelheit erfreut, aber dem Verfasser zu andern dramatischen Entwürfen von dieser Größe zu ermuthigen, muß einer Kritik vorbehalten bleiben, die mit niedern Maßstäben zu messen gewöhnt ist.

9. Esther. Schauspiel in drei Aufzügen von M. Haase. Leipzig, E. Richter. 1892. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

„Den Bühnen gegenüber als Manuscript gedruckt! Alle Rechte vorbehalten!" Seltsam muthen diese Bemerkungen den Beurtheiler an, wenn er in einer sanften aber unwiderstehlichen Mattigkeit das Drama aus den Händen legt. Welche Bühne wird eine solche Fülle von Langeweile insceniren, welche „Rechte" sind mit derartigem Dilettantismus verbunden! Der Kundige, der da weiß, unter welchen Bedingungen heutzutage neun Zehntel aller dramatischen Erzeugnisse überhaupt einen Verleger finden, lächelt über die Wahrung von Rechten und Ansprüchen, die in Wirklichkeit durchaus illusorisch sind. Es steckt ein guter Theil Voreingenommenheit und Unkenntniß der herrschenden Verhältnisse in solchen Bemerkungen. An eine Aufführung ist doch, wie die Dinge einmal liegen, gar nicht zu denken. Und wenn durch eine schier fabelhafte Constellation sich das Wunder ereignen und eine Bühne das Drama aufführen sollte, nach einer einzigen Vorstellung wird es vom Spielplan verschwunden sein. Bei weitem klüger und sympathischer wäre es, wenn ein Dramatiker einmal auf dem Titel seines Stücks bemerkte, daß er keinerlei Rechte geltend machen und das Werk den Bühnen tantièmenlos übergeben wolle. In Bezug auf den materiellen Erfolg wäre das ja gleich, aber es zeigte mindestens einen klaren und vorurtheilslosen Kopf. In Deutschland liegt die dramatische Production schon so im Argen, daß eine leichte Selbstironie dringend geboten ist. Aber freilich, zu dieser sind die Dilettanten bekanntlich am schwersten zu bewegen. In einem einzigen Wort kann man das Urtheil über „Esther" zusammenfassen: es ist langweilig am Anfang, langweilig am Schluß, und es ist keine Hoffnung, daß der Verfasser jemals mit diesem Stück in die Lage kommen wird, die vorbehaltenen Rechte den Bühnen gegenüber in Anwendung zu bringen. Mit einem braven, mühsam sich poetisch abquälenden Verstand erfüllt man die Aufgaben eines Dramatikers nicht. So kalt und platt, so intriguenhaft kleinlich ist die Geschichte der Esther behandelt, daß man, um von der steifen Langeweile loszukommen, sich gerne in die Erinnerung an Grillparzer's entzückendes Fragment hinüberrettet.

10. Michael Servet. Ein Trauerspiel aus der Zeit Calvin's von Georg Ruseler. Varel, Aquistapace. 1892. 8. 1 M. 50 Pf.

Ein neues und bedeutendes Werk von dem Dichter, der unlängst in einem abgelegenen Winkel Deutschlands sich einen rauschenden Theatererfolg gewann und den seitdem die aufmerksamern Beobachter des dramatischen Lebens nicht wieder aus den Augen verloren haben, auch wenn ihr Urtheil über jenes Erstlingswerk, das den Ruhm des Verfassers vermittelte, schärfer und herber lautete als die freundwillige Begeisterung der unliterarischen Kritik. Denn ein Talent, wie es Ruseler bestimmt besitzt, muß eine andere Beurtheilung erfahren, als die monotone Mittelmäßigkeit, deren Hohlheit sich bei einem einzigen Blick offenbart und der auch mit der schöpferischen Kritik eines Lessing nicht beizukommen wäre. Ruseler verdient nicht allein das ehrende Recht strenger Beurtheilung, er fordert es auch, fordert es durch die ganze, festgeschlossene Art seines Schaffens und die auf eine reale Theaterwirkung zustrebende Art seiner dramatischen Kunst. Ein solches Talent ist selten genug, und da, wo man es tadelt, kann man es vielleicht am besten fördern. Ein Zweifel, daß sich Ruseler vor hundert andern der Bühne bemächtigen könnte, ist unbedingt ausgeschlossen; es bleibt blos eine Frage der Zeit, wann dieser Fall eintritt — und eine Frage der Arbeit des Dichters an sich selbst, ob alle Hoffnungen in Erfüllung gehen werden, die man daran zu knüpfen geneigt ist.

Die Vorliebe des Verfassers geht auf historische Stoffe, und diese Wahl, weit entfernt ihm nach der plumpen Auffassung der naturalistischen Schule zu schaden, ehrt ihn in den Augen aller, die da wissen, daß nur im geschichtlichen Gewand sich das große Schicksal in poetischen Formen darstellen läßt. Das historische Drama bleibt die große Sehnsucht aller Dramatiker. Aber nur diejenigen von ihnen, die über starke Leidenschaften verfügen und durch eine Idee das Gefüge der Handlung zu verklären wissen, vermögen mit künstlerischem Gelingen die Hand an ein historisches Drama zu legen. Und diese seltenen Eigenschaften sind Ruseler eigen, man mag die Steifheit und

die überhitzte Glut mancher Situationen so hart beurtheilen wie man will. Zu alledem kommt noch eine tragische Auffassung der Charaktere, die in der That beweist, daß der Verfasser tiefer über das Drama nachgedacht hat, als es die heutige Kunstübung erwarten läßt. Das Merkwort: „der Mensch hüte sich, eine That auf sich zu nehmen, die seinem Charakter zuwider ist", enthält in gedrungener Form nichts anders als das Wesen des Tragischen überhaupt. Alle jene dreiunddreißig Situationen, die Schiller vornehmlich als die tragischen bezeichnete — leider ohne sie uns anzuführen —, sind im Grunde nur Variationen jenes großen und gewaltigen Themas, das Shakespeare durch den Mund des Polonius in formvollendeter Weise ausgesprochen hat („Hamlet", I, 3), Beweis genug, daß das Genie zu allen Zeiten auch klar das Wesen der Gesetze kannte, nach denen es schuf.

Wie eine Specialisirung nimmt sich daneben das zweite Motto aus, das eigentliche Thema des „Michael Servet": Gott ist die ewige Sehnsucht des Menschengeschlechts. Hier die dichterische Umschreibung dieses Wortes, die zugleich eine Probe der Sprache des Stücks ist:

Servet.

Ich suchte Gott, seit ich verlangen konnte;
Doch tief im Irrthum hieß es: Sieh, du hast ihn!
Und meine Seele trank den Goldglanz Roms,
Bis er erblaßte vor dem Hauch des Deutschen;
Sein Name zog wie Sturmwind durch das Land,
Und meine Seele riß er brausend mit.
Im Sternenreigen wollt' ich Wahrheit lesen,
Doch diese Zauberschrift des Schöpfers ist
Zu schwer für blöde Menschenaugen. Ich
Erforschte der Gesetze Sinn und merkte,
Wie schlangengleich er durch die Ritzen schlüpft.
Ich lauschte dann dem Pulsschlag der Geschichte
Und fühlte, daß sie fieberkrank. Der Länder
Verrunzelt Angesicht hab' ich erforscht
Und fand die meisten tief vom Wahn umdunkelt.

In eigenartiger Weise und unter streng logischem Zwang wird dieses Thema der Sehnsucht nach Gott mit dem größern Motiv der Untreue des Helden gegen sich selbst in dem Drama verschmolzen.

Schon in der einleitenden Scene gelingt es dem Verfasser, Gewalt über unsere Phantasie zu gewinnen. Er führt uns nach Genf zur Zeit Calvin's, er weiß in uns die Stimmung des gedrückten, unruhig strebenden Volks zu erwecken und eine Atmosphäre um die handelnden Personen zu breiten, die von Conflicten und verhaltenen Leidenschaften geschwängert ist. Diese vortreffliche Spannkraft wird leider für den verwöhnten Geschmack unangenehm durch die überhitzte und doch völlig kalte Figur eines Wahnsinnigen unterbrochen, der durch das ganze Stück hindurch den guten Geschmack beleidigt. Hier ist eine Schwäche des Ruseler'schen Talents festzustellen: die Neigung zu ausgeklügelten, theatralisch gesteigerten, aber innerlich steifen und psychologisch verlogenen Gestalten. Bei dem Drama „Die Stedinger", das zwar für die Bühne geschickter eingerichtet ist, aber gegen „Michael Servet" an Idee und Können bei weitem zurücksteht, hatte ich bereits Gelegenheit, diese Art von „Charakteren" in der Rolle der alten Meike zu tadeln. Im allgemeinen ist Ruseler's Talent einem tiefern und reichern Charakterisiren nicht so abhold, als dies zumeist bei jungen historischen Dramatikern der Fall ist.

Hier in wenigen Zügen der Kern des Dramas, losgelöst von kleinern und mislungenen Motiven.

Genf seufzt unter der puritanischen Tyrannei Calvin's, gegen welche sich die schwächern, weil minder von innerer Leidenschaft durchströmten Freigeister vergeblich auflehnen. Calvin läßt die Schriften Michael Servet's vom Henker verbrennen, weil der Buchstabenglaube des Protestantismus dem schwärmenden Geiste Servet's, des Kämpfers für Wahrheit und Freiheit, keine Schranke aufzulegen vermag. Von seinen Feinden verfolgt, kommt Servet nach Genf, wo er Schutz bei Calvin, dem Reformator, zu finden hofft. Statt dessen sieht er mit Entsetzen den grausamen Gewissenszwang, den puritanischen Philistergeist, die abergläubische Verwirrtheit des starken aber gebundenen Geistes in Calvin und seinem Anhang. Servet beschließt trotzdem zu bleiben, halb von der Liebe, halb von dem Genius Calvin's gefesselt. Ein falscher Name verbirgt ihn vor der Rache der Puritaner, die den Freigeist Servet bitterer hassen als selbst den Papst.

Durch ärztliche Hülfe hat Servet die Sympathie des Reformators gewonnen. Der finstere, starkgläubige Mann fühlt sich zu ihm hingezogen, fast gegen seinen Willen. Er entdeckt die Liebe des Fremdlings zu seiner Nichte Maria, er ist bereit, sie ihm zu geben, aber er fordert von ihm, daß er Servet, den gehaßten Freidenker, ausspüre und in die Hände des Protestantismus zur Vernichtung liefere. In wirksamer und schön geführter Scene entdeckt sich nun Servet dem Feind. Aber so stark ist dessen geheime Sympathie für ihn als Menschen, daß er ihm Raum gönnt zur Flucht — nur Maria, seine Geliebte, bleibt in der Gewalt Calvin's.

Um das Mädchen zu befreien, schließt sich Servet, der nicht ein Mann der That und des Muthes ist, der Verschwörung der Libertiner gegen Calvin an. Und der Schwärmer, der sich selbst so charakterisirt:

Ich bin kein Held; geformt
Hat mich Natur aus weicherm Stoff als jene,
Die kühnen Muths jetzt aus den Angeln heben
Das Thor der Zeit. Zwar wag' ich's, kühn zu sein
Im Geist. Verwegene Gedanken send' ich
Hinaus, zu rütteln an des Irrthums Pforten,
Was andern heilig ist, verspotte ich,
Was Wahnumfangne macht erbeben, läßt
Mich kalt. Doch eisenfeste Sicherheit,
Zum Sieg die große Sache hinzuleiten,
Wie Luther sie gehabt, vermiss' ich schmerzlich —

beschließt Calvin zu tödten und so das Beste für die Sache der Libertiner zu thun. Dies ist eine That, die selbst in Gedanken seinem innersten Charakter zuwider ist.

Auch Calvin, von Schwermuth niedergedrückt, ist nicht

der Alte. Er kann die Liebe zu dem Feuerkopf Servet nicht überwinden. Mit Mordgedanken kommt Servet in das Haus des Reformators. Seine Geliebte erräth die Absicht Servet's und in einer stellenweise vortrefflichen, nur mit zu viel Redewerk belasteten Scene entwindet sie ihm den Dolch und führt Servet zu sich selber wieder zurück. Indessen bricht das ganze Verschwörungswerk der Libertiner zusammen, Calvin triumphirt und Servet tritt vor die Schranken der Richter.

Widerruf fordert Calvin von Servet, denn

Der Gott Servet's ist nicht ein Gott,
Der Märtyrer erschaffen kann, er ist
Ein Gott des eignen Hirns, den aus der Welt
Er sich gezogen, und der hält nicht stand.
So geht's, wenn man am Glauben deuteln will,
Der Herr will ganz erfaßt sein oder ganz
Verworfen; beides nur für feste Geister,
Wo halbe Seelen mit der Halbheit sich
Das ganze Leben plagen. Doch der andre
Verweigert jede Auskunft, lacht der Richter,
Und seine Ketten hebend, höhnt er Gott.
Servet verhält sich schweigend, er ist jetzt
Wie ein gebrochnes Rohr; zu Gottes Ruhm
Will ich den Kampf mit seinem Dämon kämpfen,
Und widerrufen wird er und wird leben.

Servet aber richtet sich auf an der Liebe Maria's. Er sucht und findet den Tod des Märtyrers, Calvin nichts anders übriglassend, als die kalte Erfüllung der Pflicht, die nicht beglückt und nicht erlöst.

Der tragische Inhalt wäre tiefer erschöpft, wenn es der Stoff zugelassen hätte, daß Servet die Untreue an sich selbst nicht nur in Gedanken, sondern durch eine That begangen hätte, deren Folgen dann auf ihn zermalmend gestürzt wären. Das Leiden des Helden kann nie so furchtbar empfunden werden, wenn nicht Thaten es hervorgerufen haben.

Von großer Stimmungskraft sind die einleitenden Scenen zu der Verschwörung der Libertiner in den unterirdischen Steinbrüchen und Katakomben. Bei weitem nicht genügend motivirt ist dagegen der Entschluß des edlen und zartempfindenden Servet, Calvin zu ermorden.

Gleichwol liegt in dem Drama eine achtunggebietende Kraft und ein guter Theil idealisirender Dichterarbeit, sodaß es hoch herausgehoben zu werden verdient aus der Masse der üblichen Production. Das Stück ist ein Schritt nach aufwärts, der neue Hoffnungen erweckt und frühere bestätigt, der treffliche Lohn tüchtigen Strebens.

Friedrich Kummer.

Zur Culturgeschichte.

Der breiten naturwissenschaftlichen Strömung, die unsere Zeit beherrscht, steht eine mächtige culturgeschichtliche Richtung gegenüber, die in den entferntesten Winkeln der Ueberlieferung und auf den entlegensten Stufen der socialen Entwickelung sich zu schaffen macht, um das freilich trotz alledem noch recht fragmentarische Bild von den Geschicken unserer Rasse, von der sogenannten Weltgeschichte, zu vervollständigen. Diesmal haben wir es mit einer Schrift zu thun, die unsere Blicke auf eine für unsere abendländische Bildung in den verschiedenen Epochen ungemein wichtige Welt lenkt, auf den Orient und im besondern auf Kleinasien, Mesopotamien, Syrien und Arabien, sowie auf Aegypten und Abessinien. Das Werk entstammt der Feder eines bekannten straßburger Professors und ist schlicht betitelt:

Orientalische Skizzen. Von Theodor Nöldeke. Berlin, Gebr. Paetel. 1892. 8. 7 M.

Im wesentlichen handelt es sich um eine Schilderung des Ursprungs und der Entwickelung des Islam mit all den unendlichen blutigen Revolutionen und Katastrophen, welche er nach sich zog; dahin gehören z. B. Aufsätze wie der Koran, der Islam, der Khalif Mansur, ein Sklavenkrieg im Orient u. s. w., nur wenige beschäftigen sich mit den theilweise recht fragwürdigen Gestalten der christlichen Kirche der ersten Jahrhunderte, wie die Abhandlung „Syrische Heilige". Es versteht sich von selbst, daß es im ganzen populäre Darstellungen sind, die uns hier geboten werden, trotz des streng erfahrungsgemäßen und exacten Unterbaues, deshalb werden sie jedenfalls eines weitern Interesses sicher sein können.

Eine Frage von ungemein weitreichender Bedeutung, in deren Beantwortung sich Culturgeschichte, Völkerpsychologie und Sprachvergleichung theilen, ist das Verhältniß des Landes und Klimas zu den Einwohnern. Es ist bekannt, mit welch souveräner Sicherheit z. B. Buckle dies schwierige Problem lösen zu können vermeinte, besonders in Bezug auf religiöse Entwickelung, die er ganz und gar von den meteorologischen und klimatischen Bedingungen eines Landes abhängig machte; die Phantastik und Romantik z. B. des Katholicismus sollte nur in südlichen Gegenden möglich sein, vornehmlich wo gewaltige vulkanische Kräfte mit ins Spiel kämen. Rußland auf der einen Seite und Japan auf der andern, das fortwährend durch mehr oder minder verheerende Erdbeben heimgesucht wird, sind die schlagenden Beweise dagegen. Daß aber andererseits es verkehrt wäre, diesen rein geographischen Einfluß schlechterdings zu leugnen, hat Nöldeke richtig hervorgehoben:

Namentlich abgeschlossene Länder mit einem scharf ausgeprägten, einseitigen geographischen Charakter, wie Hochgebirge, einsame Inseln und besonders Wüstenländer (um von Polarländern zu schweigen) üben einen solchen Einfluß im hohen Grade aus. Der gewaltige Unterschied zwischen den auf einem zum großen Theil uncultivirbaren Hochland mit schroffem Wechsel von Kälte und Wärme wohnenden Persern und den ihnen doch so nahe verwandten Bewohnern Indiens mit seiner tropischen Ueppigkeit erklärt sich hauptsächlich aus geographischen Gründen! (S. 2).

Diese örtliche Nachwirkung läßt sich bei den Semiten ganz besonders instructiv in der Religion verfolgen, sowol im Islam wie im Judenthum, während für das Christenthum schon weitreichende kosmopolitische Factoren in Kraft treten; der strenge, jeglicher Abgötterei und bildlichen Darstellung der Gottheit feindliche Monotheismus ist so recht eigentlich das Kind der Wüste.

Der Islam in seiner rein arabischen Form, die Lehre Muhamed's und seiner Schüler, die seit hundert Jahren als Wahhabitismus wiederum ungefälscht gepredigt wird, ist die consequente Vollendung der semitischen Religion, die von fremden Grundideen nur eine einzige, freilich sehr wichtige, aufgenommen hat, nämlich die schon vom Judenthum und Christenthum adoptirte von der Auferstehung und dem jenseitigen Leben. Der Islam ist unendlich hart und einseitig, aber in seiner rohen Einfachheit streng consequent. Muhamed ist nicht eigentlich ein großer Mann zu nennen, und doch ist das Auftreten der in ihm klar und energisch zum Durchbruch kommenden Religion, die dann im raschen Siegesflug zuerst die schon völlig vorbereitete semitische Welt und dann noch zahlreiche gebildete und rohe Völker unterwarf, die bedeutendste Kundgebung des semitischen Geistes. In den religiösen Sprüchen des Alten Testaments zeigt sich die innigere Gefühlswärme, die reichere Phantasie, welche der alte Hebräer vor dem Araber voraus hatte; selbst wenn wir Psalmen und Propheten ohne die übliche idealisirende Brille lesen, werden wir sie, nicht blos vom rein ästhetischen Standpunkt aus, viel höher stellen als den Koran. Aber das Resultat der religiösen Entwickelung des Alten Testaments, die Religion Esras, der Pharisäer und der Rabbinen, steht doch schwerlich höher als der Islam! (S. 5.)

Im besondern handelt es sich um Mohammed selbst. Wie verschieden ist er doch beurtheilt, als schnöder, intriguanter Betrüger verdammt oder nur als frommer Schwärmer aufgefaßt! Jenes Kriterium richtet sich für eine unbefangene Betrachtung von selbst, ohne eine gewisse nachhaltige Begeisterung und Leidenschaft ist noch nie auf Erden eine Religion entstanden. Aber auch das visionäre und mystische Moment sollte man nicht einseitig betonen, indem der Koran in der That neben aller Rhetorik und Phantastik auch eine gewisse kühle Berechnung zu Tage treten läßt, abgesehen von den absichtlichen Entlehnungen, die Mohammed aus andern Religionen gestattete. Unser Gewährsmann schildert seine Persönlichkeit folgendermaßen:

Der Stifter dieser neuen Religion, Muhamed, Abdallah's Sohn, war kein Kriegsheld. Fürst und Eroberer ward er durch den Zwang der Umstände und durch die Consequenz der Gedanken, die ihn viel weiter führten, als er anfangs hatte ahnen können. Der hysterische Schwärmer, der in sich den Beruf erkannte, die Einheit Gottes zu verkünden, wurde durch den Widerstand seiner nächsten Landsleute in die Bahn des Kampfs getrieben. Die Ueberzeugung, daß Gott ihn erleuchte, gab ihm Kraft und Sicherheit und hob ihn über unberechtigte wie über berechtigte Bedenken hinweg. Der Charakter der neuen Religion wurde sehr stark beeinflußt durch den männlichen Geist einiger ihrer ersten Bekenner und Verfechter; die Licht- und Schattenseiten des arabischen Volks, in dem sie entstand, für das sie zunächst gegeben war, prägten sich scharf in ihr aus. . . . Muhamed's Gottesbegriff ist wesentlich der des Alten Testaments; nur betont er noch mehr die Allmacht und die an nichts gebundene Willkür Gottes, weniger seine Heiligkeit. Er leiht Gott viel menschliche Züge, aber sie haben nicht den Reiz des Naiven und Poetischen, wie so oft die Anthropomorphismen des Alten Testaments. Gott schafft und bestimmt alles; der Mensch hat sich blind zu ergeben: daher heißt diese Religion Islam, die Ergebung, ihr Bekenner Muslim, d. h. der sich Ergebende. Auf das stärkste fühlte Muhamed sich abgestoßen von der Lehre, daß Gott dreieinig, und von der, daß Christus der göttliche Sohn des göttlichen Vaters sei. Zwar wußte er von diesen Dogmen durchaus nichts Näheres, kannte nicht einmal die betreffenden Glaubensformeln genau; aber er fühlte richtig, daß sie mit dem einfachen, echt semitischen Monotheismus schlechterdings nicht in Einklang zu bringen seien, und wohl nur dadurch ist er abgehalten, sich dem Christenthum zuzuwenden. (S. 66.)

So wenig der Koran unmittelbar ästhetisch anziehend ist und höhern poetischen Werth beanspruchen kann und so unzweifelhaft die Moral des Christenthums der seinigen überlegen ist, so ist trotz alledem nicht zu vergessen, daß die verhältnißmäßig eng begrenzte Sphäre der sittlichen Vorschriften im Verein mit der überaus wirksamen fatalistischen Idee seinem Bekenner eine ungemeine Sicherheit und äußere Kraftfülle verleiht, die natürlich (unter vielen andern Gründen) seiner schnellen Verbreitung sehr zu statten gekommen ist. Welchen Grad von innerer Ruhe und Befriedigung er dadurch zu erzeugen im Stande ist (frei von aller quietistischen Contemplation und Grübelei), das zeigt übrigens die bemerkenswerthe Thatsache, daß der Islam den Selbstmord kaum kennt.

Ein ganz anderes Bild entrollt uns die Schilderung jenes mächtigen Königs der Abessinier, Theodoros, der, von kleinen Anfängen ausgehend, seine Herrschaft immer weiter ausdehnte, bis er — wie so viele vor ihm — der europäischen Kriegskunst erlag, aber muthig bis zuletzt, suchte er nicht durch feige Ergebung sein Leben zu erkaufen, sondern zog freiwilligen Tod der Schande und Knechtschaft vor. Nöldeke charakterisirt ihn in allgemeinen Zügen so:

Theodoros war ein Barbar, ein fürchterlicher Despot, aber dennoch ein großer Mann. Ist je etwas tragisch gewesen, so ist es das Geschick dieses Sohnes der Wildniß, der zum Höchsten berufen, das Höchste gewinnt, aber nach unablässigem Kämpfen mehr durch Irrthum, Leidenschaft und Schuld als durch fremde Gewalt gestürzt wird. (S. 280.)

Nachdem er einem unfreiwilligen Klosteraufenthalt entkommen war, führte er jahrelang ein wildes Räuberleben, das aber als militärische Vorschule für seine spätern Unternehmungen ihm sehr werthvoll war. Durch eine Heirath, die ihn mit den ältesten Geschlechtern des Landes in unmittelbare Verbindung brachte, wie durch glückliche Feldzüge wußte er sein Ansehen so zu steigern, daß er sich schließlich unter dem Namen Theodoros (eigentlich hieß er Rasn) zum Könige von Aethiopien krönen und salben ließ. Die Wahl dieser Bezeichnung war insofern bedeutungsvoll, als man im ganzen Lande seit langer Zeit auf die Erscheinung eines messianischen Herrschers Theodoros hoffte, welcher dem Reiche seinen Glanz wiedergeben und die Ungläubigen überwinden sollte. Auch den meisten Europäern, mit denen er in Berührung kam, hat er durch eine gewisse königliche Haltung und eine kluge diplomatische Reserve imponirt, wie viel mehr seinen Landsleuten! Aber bald nahte das Verhängniß; ein in sich hoffnungsloser Krieg mit einem unabhängigen, streitbaren Bergvolk, verfehlte Maßnahmen,

Empörungen unterworfener Häuptlinge, Grausamkeiten gegen wirklich erprobte Freunde unterhöhlten den Boden seiner Herrschaft, die schließlich im Jahre 1868 durch die Engländer vernichtet wurde. Unser Gewährsmann vergleicht diesen innern Zerfall eines ursprünglich kräftigen Charakters passend mit dem Loose, das Saul traf:

In dem Abenteurer- und Räuberleben seiner Jugend hatte er dem David geglichen, der zukunftssicher in den Bergen des südlichen Juda als Freibeuter umherzog — natürlich muß man davon absehen, daß das afrikanische Wesen noch viel roher ist als das altisraelitische — jetzt glich er, wenigstens von einer Seite, oft dem Saul, wenn der böse Geist über ihn gekommen war. Wenn Theodoros finster brütend dasaß, dann hütete sich jeder, der ihn kannte, ihm nahe zu kommen; wohlwollende Diener suchten die Besucher mit dem verständlichen Vorwande abzuhalten, der König schlafe. (S. 297.)

Th. Achelis.

Märchen und Sagen.

Märchen und Sagen der Bukowinaer und Siebenbürger Armenier. Aus eigenen und fremden Sammlungen übersetzt von Heinrich von Wlislocki. Hamburg, Verlags-Anstalt. 1892. 8. 5 M.

Dem Verfasser oder vielmehr Uebersetzer des vorliegenden für die Märchen- und Sagenkunde der orientalischen Völker überaus beachtenswerthen Werks verdanken wir schon eine Zahl von Arbeiten auf dem Gebiete der Volkskunde und Ethnographie. Insbesondere hat Heinrich von Wlislocki sich eingehend mit dem Leben und den Anschauungen der siebenbürgischen Zigeuner beschäftigt und in seinem jüngsten umfassenden Werke über diesen bisher wenig beachteten Volksstamm, mit dessen Sprache und Einrichtungen und Verhältnissen er sehr vertraut ist, viel Neues und Wichtiges geboten, wie auch in d. Bl. seinerzeit mitgetheilt wurde. Uebrigens erstrecken sich des eifrigen Forschers Arbeiten selbst über die Rumänen, die Ungarn und über den kräftigen Stamm des siebenbürgischen Sachsenvolks. Zur vergleichenden Sagenforschung bot er manche werthvolle Arbeit in Fachzeitschriften. Dieses jüngste Werk des unermüdlichen Autors beschäftigt sich mit dem Sagenschatze der Armenier, eines Volks, dessen Sprache „in Siebenbürgen nur von der ältern Generation als Conversationssprache gebraucht wird, in den Schulen aber nur beim Religionsunterricht, sodaß in einigen Jahren die Armenier mit dem ungarischen Volke ganz verschmelzen". Es ist dieser der Mittheilung im Vorworte des Verfassers entnommene Umstand um so mehr zu bedauern, als die vorliegende Sammlung von der reichen Phantasie, von dem hohen Alter und von eigenartiger, sittlich hochstehender Denk- und Anschauungsweise dieses Volksstamms Zeugniß ablegt. Die einzelnen Stücke des Buchs wurden aus dem Armenischen direct unter Beihülfe trefflicher Kenner, die dem genannten Volke selbst angehören, übersetzt und gewähren somit ein getreues Abbild der Anschauungsweise, wie sie sich im Märchen und in der Volkssage spiegelt.

Von den sechzig mitgetheilten Märchen erregen viele ganz besonderes Interesse durch ihren Zusammenhang mit Märchenstoffen anderer orientalischer oder selbst occidentaler Völkerschaften, sie gemahnen einerseits an die Märchen der „Tausendundeinen Nacht" (z. B. die „Wundernachtigall", S. 27), oder an Fabeln und Märchen der „Pantschatantra", andererseits finden sich überraschende Züge aus der Märchenwelt selbst unseres deutschen Vaterlandes. Man vergleiche hierüber die Fabel, wie der Fuchs den Gänsen den ewigen Frieden anbietet und ihnen eine erbauliche Rede hält, zuletzt aber doch einige der Gänse erwürgt, oder das Märchen vom „Haselnußkind", welches sich mit dem deutschen Märchen vom Däumling berührt. In der „Menschenfresserei" werden wir durch verschiedene Züge, insbesondere auch durch den gläsernen Sarg, in den der Königssohn die verstorbene Schwester bettet, welche wieder lebendig wird, an das liebliche Schneewittchenmärchen erinnert, im „Blinden Königssohn" (S. 107 fg.) mahnt der Schuß des Königssohns auf den Apfel, der auf seines Vaters Haupt gelegt wird, an die Tells-Mythe, und auch die Erzählung vom „Schlechten Sohn und guten Enkel" (S. 109 fg.) weist in ihren Grundzügen Verwandtschaft mit der ähnlichen ältern deutschen Erzählung auf. Noch sei ein ganz merkwürdiges Märchen: „Die todte Geliebte" erwähnt, das geradezu ein Seitenstück zu der durch Bürger's Ballade berühmt gewordenen Leonorensage bildet; die überraschende Stelle: „Ja mein Lieber, der Tod fährt schnell" zeigt sogar in den Worten Aehnlichkeit mit der bekannten Stelle in dem Gedichte Bürger's.

Aber auch mit fremden Stoffen des Alterthums zeigt sich in den armenischen Märchen so mancher eigenthümliche Zusammenhang, so mit der griechischen Persephonesage in dem Märchen von der „Tochter der Blumenkönigin", und überhaupt mit verschiedenen Mythen aus dem Sagenkreise des griechischen Alterthums. Daß vieles mit den uralten indischen Märchen und Sagen in Verbindung steht, ja wol geradezu aus ihnen hervorgegangen ist, braucht hier wol nur angedeutet zu werden, ist doch gerade Indien so vielfach die Wiege unserer Märchenpoesie im näher oder ferner gelegenen Westen. Für die Geschichte der Verbreitung einzelner Sagen bietet überhaupt Wlislocki's umfassende Sammlung reiches und werthvolles Material.

Als Anhang des Ganzen fügt Wlislocki eine Zahl von Sprichwörtern bei, welche den Armeniern eigenthümlich sind. Auch hier finden wir manche Aehnlichkeit mit der Spruchweisheit anderer Völker und insbesondere mit der des deutschen Volks. Viel sinnige Erfahrungssätze finden wir unter diesen Sprüchen, deren manche weiter verbreitet zu werden verdienen. Einige dieser Sprichwörter, zunächst solche, welche auch im deutschen Sprichwörterschatze ihre Analogien haben, seien hier angeführt: „Er stieg vom

Pferde und stieg auf den Esel", „Besser das Kupfer in der Tasche, als die Goldknöpfe am Rocke des Nachbars", „Niemand weiß, ob seine Kerze bis Mitternacht dauert", „Eine Hand wäscht die andere und beide das Gesicht", „Aus den Augen, aus dem Herzen", „Was der Wind bringt, das trägt er auch bald davon." Von eigenartigen Sprüchen seien etwa nachfolgende hierhergesetzt: „Im Wasser fürchtet sich ein Regentropfen nicht vor dem andern", „Besser ein kluger Feind als ein dummer Freund", „Der Eier stiehlt, wird auch Hühner stehlen", „Sterben ist schwer, aber leben ist noch schwerer", „Ein ungesäuertes Brot ist die That des Muthlosen", „Der Haß und die Liebe sind ein Ehepaar", „Das Mädchen ist für die Aeltern ein Schatz, den ein Fremder besitzt", „Mutterliebe ist der Honig des Lebens", „Lobe nie deinen Freund, denn dadurch lobst du dich auch", „Nur der ist ein Mensch, der lesen kann" (zeigt von der Bildung dieses Volks), „Dem Blinden geht der Preis der Kerze nichts an", „Ich kann viele Lieder, doch kann ich nicht singen", „Im Flusse hat der Fisch keinen Werth".

Aus dem Obigen und aus diesen Proben zeigt sich der Werth und die Bedeutung des vorliegenden Buchs, das nicht nur dem Ethnographen und Forscher reiches, bisher unbekanntes Material an die Hand gibt, sondern auch für Freunde der Poesie durch die sinnigen Märchen, Sagen und Sprüche von großem Interesse sein wird.

Anton Schlossar.

Feuilleton.

Die Erfahrung des ganzen Jahrhunderts, ja einer noch längern Zeit, seit dem hamburger Nationaltheater, „das Lessing so viel Aerger verursachte, den er ihm mit der Unsterblichkeit bezahlte", hat es gelehrt, daß keine Bühne edlere künstlerische Zwecke der Zeit verfolgen kann, wenn sie nicht unterstützt wird, sei es von der Freigebigkeit eines Monarchen, oder von öffentlichen Staatsmitteln, oder von großherzigen Bürgern. Jeder Theaterdirector, der ohne Subvention arbeiten muß, geräth in die Zwickmühle: Defizit oder Handwerk. Und dennoch ist die Pflege des Theaters von großer Wichtigkeit, denn das Theater ist das mächtigste Volkserziehungsmittel; heutzutage nicht am wenigsten, denn heute ist es vielen Menschen ein Ersatz für die Kirche, wenn es hohe Dichterwerke zur Darstellung bringt. Beweis dafür die trotz aller fatalen Erfahrungen nie aufhörenden Bestrebungen, gute Theater zu gründen. In Wien zumal sind diese Bestrebungen in voller Blüte; da werden jetzt gleichzeitig zwei neue Volkstheater in verschiedenen Stadttheilen und mit wesentlich ganz gleichen Programmen vorbereitet. Es sollen Theater für die minder bemittelten Volksschichten werden; die andern Bühnen schließen doch schon durch ihre theuern Preise das Volk aus. Da ergreift nun Anton Bettelheim in seiner Schrift: „Die Zukunft unseres Volkstheaters", zehn Aufsätze aus den Jahren 1882—1892 (Berlin, F. Fontane u. Comp.), als getreuer Eckart der wiener Volksbühne das Wort, mahnend und rathend, polemisch und auch ein bischen prophetisch, um in dieser kritischen Zeit zur Klarheit und Vorsicht zu verhelfen. Sein Standpunkt ist der eben bezeichnete: er warnt vor der Gründung eines Theaters, das nicht blos sich selbst erhalten, sondern Actionären auch einen Pachtschilling abwerfen soll. Man hat es ja kürzlich mit dem Deutschen Volkstheater in Wien erlebt. Es ist seinem Director allerdings in einer ungeahnten Weise einträglich geworden; aber freilich: die Hoffnungen, die man darauf setzte, erfüllt es nicht. Es ist auch ein Geschäftshaus und kein Kunstinstitut geworden. So z. B. sollte es Anzengruber-pflegen und thut es nur in so bescheidenem Maße, daß man von „Pflege" gar nicht reden kann. Bettelheim macht dem Volkstheater darum nicht gar so sehr den Proceß; er sagt nur: so wird es mit jeder neuen Gründung werden, die aufs Geldverdienen eingerichtet ist. Darum macht er den Vorschlag, aus Reichsmitteln eine Bühne fürs deutsche Volksstück zu schaffen, eine Bühne, welche die Massen heranziehen und sie bilden soll. Es ist nämlich, meint Bettelheim, gerade die Zeit gekommen, wo die Massen ins Theater geführt werden sollen: zur Erbauung und zur Bildung. Dem socialen Drama der Sudermann und Hauptmann, die hoffentlich die auf sie gesetzten Hoffnungen erfüllen werden, sein rechtes Publikum! Diese Reichsbühne für das Volksstück aller deutschen Stämme soll in einer der großen deutschen Städte ihren Sitz haben, acht Monate lang soll die Truppe daselbst bleiben, zwei bis drei Monate in andern Städten gastiren. Merkwürdig ist bei diesen Vorschlägen Bettelheim's indeß doch der Optimismus, mit dem er sich das Repertoire des Volkstheaters zusammengestellt, obwol er selbst anerkennt, daß die wiener Volksmuse einem gründlichen Schlafe seit vielen Jahren verfallen ist und von der alten Volksstückliteratur nur sehr wenig noch brauchbar ist. Und ferner will uns die Vorstellung, alle lieben deutschen Dialekte auf Einer Bühne vereinigt zu sehen, die uns heute wienerisch, morgen berlinerisch, übermorgen frankfurterisch kommen soll, doch schauerlich erscheinen! Es kann wol eine Truppe, wie die der Münchener, in ihrem Dialekt sich vollkommen ausbilden und also überall mit Beifall spielen; aber von einer und derselben Truppe wird man nicht die Beherrschung aller Dialekte verlangen dürfen. Die „Reichsbühne fürs Volk" ist eine haltlose Phantasie Bettelheim's, der im übrigen ein so positiver Schriftsteller ist und uns gehaltvolle, zumal zur Geschichte des wiener Volksstücks lehrreiche Aufsätze bietet. Unter anderm sei auf seine schneidige Kritik Hans Pöhnl's verwiesen. Ein wenig pro domo ist Bettelheim's Schrift allerdings auch geschrieben worden, aber das wird man dem Kritiker nicht verübeln dürfen. Er hat vor vielen Jahren Anregungen ausgestreut, die zunächst bespöttelt oder todtgeschwiegen wurden, nun aber als Allerweltsweisheit gelten. Da ist es denn doch wol sein gutes Recht, seine Urheberschaft festzustellen. Wenn man nicht selbst dafür sorgt — andere thun es gewiß nicht.

Bibliographie.

Braune, R., Lindenblüthen. Gedichte. Leipzig, V. Ottmann. Gr. 16. 2 M. 50 Pf.

Christentum und Wissenschaft in der Harmonie der Wahrheit. Eine Stimme in der Wüste. Augsburg, Gebr. Reichel. 8. 3 M.

Hillger, H., Die deutsche Weltausstellung der Zukunft. Berlin, S. Fischer. Gr. 8. 50 Pf.

Kambli, C. W., Die Grenzen der Wohlthätigkeit in sittlicher und sozialer Hinsicht. St. Gallen, F. Hasselbrink. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Roséri, M., Erinnerungen einer Künstlerin. Ein Buch über die Tanzkunst. Hannover, A. Weichelt. 8. 2 M.

Schellwien, R., Max Stirner und Friedrich Nietzsche, Erscheinungen des modernen Geistes und das Wesen des Menschen. Leipzig, C. E. M. Pfeffer. Gr. 8. 2 M. 60 Pf.

Wauer, G., Heinrich IV. von Frankreich. Trauerspiel. Leipzig, Deutscher Verlag. 8. 1 M.

Wilsdorf, O., Die Erziehung. Pädagogische Aussprüche aus den Werken großer Denker und Dichter. Dresden, H. Minden. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wanderjahre in Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Vierter Band: **Von Ravenna bis Mentana.** Fünfte Auflage.

8. Geh. 5 M. 50 Pf. Geb. 6 M. 50 Pf.

In dem vorliegenden, bereits in fünfter Auflage erschienenen Bande vereinigte der berühmte Verfasser eine Reihe durch Adel und Anmuth der Sprache, wissenschaftlichen Gehalt und malerische Gestaltung gleich werthvolle Aufsätze. Auch die übrigen nachstehend verzeichneten vier Bände der „Wanderjahre in Italien" enthalten eine reiche Auswahl solcher Aufsätze, mit welchen Gregorovius ein ganz neues Genre in der Literatur geschaffen und, wie die rasch hintereinanderfolgenden Auflagen beweisen, großen Anklang gefunden hat.

Früher erschienene Bände der „Wanderjahre in Italien".

Jeder Band geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

Erster Band: **Figuren.** Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. Siebente Auflage.
Zweiter Band: **Lateinische Sommer.** Sechste Auflage.
Dritter Band: **Siciliana.** Wanderungen in Neapel und Sicilien. Sechste Auflage.
Fünfter Band: **Apulische Landschaften.** Dritte Auflage.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Gewinnbetheiligung.

Untersuchungen
über
Arbeitslohn und Unternehmergewinn
von
Victor Böhmert.

Zwei Theile. 8. Geh. 11 M. Geb. 13 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 32. und 33. Band.)

In dem Werke gibt der Verfasser, Director des königl. sächsischen Statistischen Bureau und Professor der Nationalökonomie am Polytechnikum zu Dresden, die Resultate einer auf fast alle Länder und Erwerbszweige ausgedehnten internationalen Enquête über die Gewinnbetheiligung und ähnliche Lohnsysteme bekannt. Nach einer gründlichen Darlegung und Beleuchtung der verschiedenen theoretischen Ansichten werden insbesondere die praktischen Erfahrungen von mehr als hundert grossen und kleinen Unternehmern, sowie Urtheile von zahlreichen Arbeitnehmern über ihre Arbeits- und Lohnverhältnisse mitgetheilt. Noch nirgends ist alles thatsächliche Material zur Erörterung der Lohnfrage in solcher Vollständigkeit zusammengestellt worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vollständig liegt vor:

Erste wohlfeile Lieferungsausgabe von

Arthur Schopenhauer's Sämmtlichen Werken.

8. 45 Lieferungen von je 5—6 Bogen. Jede Lieferung 40 Pf.

Auch in 6 Bänden zu beziehen. Jeder Band geh. 3 M., geb. 4 M.

Diese Originalausgabe entspricht ganz den strengen Anforderungen, die Schopenhauer an die Veröffentlichung seiner Schriften gestellt hat. Sie zeichnet sich aus durch deutlichen Druck, gute Ausstattung und Vollständigkeit des Textes. Der wohlfeile Preis und die bequemen Bezugsbedingungen gestatten jedem den Erwerb dieser Originalausgabe.

Russisch.

Ein junger Mann, der deutschen und russischen Sprache gleich vollkommen mächtig, längere Zeit als Assistent einer technischen Hochschule in Rußland thätig gewesen, sucht seine Sprachkenntnisse durch Uebersetzen praktisch zu verwerthen. Dahinzielende Offerten sind unter Chiffre **K 2562** zu senden an die Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse, Berlin.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Heinrich Schliemann's Selbstbiographie.

Bis zu seinem Tode vervollständigt.

Herausgegeben von Sophie Schliemann.

Mit einem Porträt in Heliogravüre und 10 Abbildungen.

8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Eine Einzelausgabe der sehr interessanten und charakteristischen Selbstbiographie des berühmten Entdeckers von Troja, welche allen, die über seinen merkwürdigen Lebensgang und seine erfolgreiche Thätigkeit Näheres zu wissen wünschen, sehr willkommen sein wird.

Ein neues Bildniss Schliemann's in Heliogravüre und Abbildungen der Hauptstätten seiner Wirksamkeit (Troja, Mykenae, Tiryns) schmücken das Werk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Teatro italiano.

Für den Unterricht im Italienischen herausgegeben von **G. Locella.**

Jedes Bändchen 60 Pf.

1. **Giacosa, G.** Acquazzoni in Montagna. Commedia in due atti. Zweite Auflage.
2. **Gozzi, C.** Turandot, Principessa chinese. Fiaba tragica.
3. **Fambri, P.** Il Caporale di settimana. Commedia in tre atti.
4. **Gherardi del Testa.** L' oro e l' orpello. Commedia in due atti. Zweite Auflage.
5. **Bersezio, V.** Una bolla di sapone. Commedia in tre atti. Zweite Auflage.
6. **Carrera, V.** La Quaderna di Nanni. Commedia in tre atti.

Diese Sammlung beliebter italienischer Theaterstücke, die zum Uebersetzen ins Deutsche eingerichtet und mit erklärenden Anmerkungen versehen sind, erfreut sich in den Kreisen der Lehrer und der Studirenden grosser Beliebtheit.

(Mit einer Beilage: Mittheilungen von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig,** 1892. Nr. 2.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 28. — 14. Juli 1892.

Inhalt: Bismarck's erste Waffengänge. Von Wilhelm Arndt. — Romane und Erzählungen. Von Theodor von Sosnosky. — Verse und Prosa. Von Karl Schrattenthal. — Neues über Heinrich Heine. Von Ernst Elster. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Bismarck's erste Waffengänge.

Bismarck-Regesten! — Wer das dem alten deutschen Regestenvater Johann Friedrich Böhmer gesagt hätte! Und nun gar Regesten *) der Thaten eines preußischen Staatsmanns, der Frankfurt, Böhmer's Vaterstadt, zu einer einfachen preußischen Provinzialstadt gemacht hat, der das von unserm Regestenvater so heißgeliebte Oesterreich aus dem Deutschen Bunde herausdrängte, der das diesem so verhaßte Preußen zur führenden Macht in Deutschland erhob und ihm die Kaiserkrone, die einst die glorreichen sächsischen, fränkischen und staufischen Kaiser getragen hatten, errungen hat. Hätte Johann Friedrich Böhmer Bismarck-Regesten vorausahnen können, ich glaube er hätte seine Feder eher zerstampft, ehe er sie zu den Kaiser-Regesten, dem großen Vorbild aller solchen Arbeiten, angesetzt hätte. Fast unzählige Nachfolger auf dem Gebiete mittelalterlicher Geschichte hat Böhmer gehabt, genau sind die Thaten unserer Kaiser, mancher Landesfürsten, vieler Bischöfe von ihnen gebucht worden, die kritischen Grundsätze der neuern historischen Schule bauten sich an und mit diesen Regesten auf; die Sache auch auf einem Gebiete der neuern, ja der neuesten Geschichte zu erproben, blieb Horst Kohl vorbehalten. Gereift in gewissenhaften Arbeiten zur Geschichte des deutschen Mittelalters, vertraut mit den Methoden wahrhaft kritischer Forschung, die auch am kleinen nicht achtlos vorübergeht, sondern es in einem großen umfassenden Rahmen zum Gesammtbilde zu vereinigen weiß, hat Kohl uns ein Werk geliefert, das mit vollem Recht als ein Monumentum aere perennius bezeichnet werden muß. Er „hat alles zusammengetragen, was aus dem Studium von Zeitungen, diplomatischen Berichten, privaten Briefen, parlamentarischen Verhandlungen und einer wahren Sintflut in- und ausländischer Bismarck-Literatur sich gewinnen ließ", und so es ermöglicht, daß wir Bismarck's Leben von der Geburt an bis zu seiner Erhebung in den Fürstenstand, Jahr für Jahr, Monat für Monat, oft genug Tag für Tag verfolgen können.

In der Vorrede zu diesem bedeutsamen Buche standen die Worte: „Eins hat der Verfasser bei seiner Arbeit schwer empfunden: den Mangel einer würdigen deutschen Ausgabe der politischen Reden des Fürsten Bismarck. Die im Verlage von Kortkampf erschienene Ausgabe ist weder vollständig noch in allem zuverlässig; die von Böhm und Dove besorgte ist zwar zuverlässig bis auf geringe Auslassungen in den ersten Bänden, auch vollständig, reicht aber in ihrer äußern Ausstattung doch nicht entfernt an die große französische Ausgabe der Reden Bismarck's heran. Hier gilt es eine nationale Schuld zu zahlen. Fürst Bismarck ist nicht nur ein Classiker der deutschen Sprache, seine Reden enthalten auch eine solche Fülle fruchtbarer Gedanken, packender Vergleiche, trefflicher Sentenzen, einen solchen Schatz politischer Weisheit, daß ihre Lektüre nicht genug empfohlen werden kann. Darum bedarf das deutsche Volk einer mit wissenschaftlicher Sorgfalt bearbeiteten Ausgabe der Reden Bismarck's in einer der nationalen Bedeutung dieses Mannes entsprechenden Ausstattung, und das Comité für das Bismarck-Denkmal würde sich ein wahrhaft nationales Verdienst erwerben, wenn es von den aus ganz Deutschland eingehenden Summen einen bescheidenen Theil zur Errichtung eines solchen literarischen Ehrendenkmals verwendete."

Aber: „Der Ruf verhallte an der Stelle, an die er gerichtet war, ungehört, auch eine besondere Eingabe an den Vorsitzenden des Comités, welche die Bitte aussprach, den Antrag auf Uebernahme einer Garantie in mäßiger Höhe zur Deckung der ungefähren Herstellungskosten im Schoße des Comités zur Erwägung zu stellen, blieb unbeantwortet." Also nicht einmal eine Zehnpfennigmarke scheinen die Herren vom Denkmalcomité haben spendiren

*) Fürst Bismarck. Regesten zu einer wissenschaftlichen Biographie des ersten deutschen Reichskanzlers von Horst Kohl. Erster Band: 1815—1871. Leipzig, Renger. 1891. Lex.-8. 18 M.

zu wollen! Haben die Herren vielleicht Goethe gelesen? Ich meine nicht, jene grimmerfüllten Verse:

Ja, wer eure Verehrung nicht kennte:
Euch, nicht ihm baut ihr Monumente! —

ach nein! eine ganz andere Stelle: jene Worte, die aus dem glühenden Herzen des Dichterjünglings vor dem Meisterwerk Erwin's von Steinbach flossen: „Was braucht's dir Denkmal! Du hast dir das herrlichste errichtet; und kümmert die Ameisen, die darum krabbeln, dein Name nichts, hast du gleiches Schicksal mit dem Baumeister, der Berge aufthürmte in die Wolken. Wenigen ward es gegeben, einen Babelgedanken in der Seele zu zeugen, ganz, groß und bis in den kleinsten Theil nothwendig schön, wie Bäume Gottes; wenigern, auf tausend bietende Hände zu treffen, Felsengrund zu graben, steile Höhen darauf zu zaubern, und dann sterbend ihren Söhnen zu sagen: ich bleibe bei euch, in den Werken meines Geistes, vollendet das Begonnene in die Wolken. Was braucht's dir Denkmal, und von mir! Wenn der Pöbel heilige Namen ausspricht, ist's Aberglaube oder Lästerung. Dem schwachen Geschmäckler wird's ewig schwindeln an deinem Koloß, und ganze Seelen werden dich erkennen ohne Deuter!"

Der hochherzigen Bereitwilligkeit der Cotta'schen Buchhandlung, die sich anbot „ohne jegliche Unterstützung aus den Mitteln des Denkmalfonds die Ausführung zu übernehmen", verdanken wir es, daß nun der erste Band der politischen Reden Bismarck's *), historisch-kritisch herausgegeben, in einer Ausstattung vorliegt, wie sie selten einem deutschen Buche zu theil wird. Möge das deutsche Publikum nun aber auch seine Pflicht thun! Es gilt das Buch zu kaufen. Hier gilt es, dem deutschen Haus ein Besitzthum zuzuführen, das auf Kinder und Kindeskinder vererbt zu werden würdig ist, an dem sich wir Alten, die die große Zeit der deutschen Wiedergeburt mit erlebt haben, in tiefinnerster Seele erbauen können, an dem das junge Geschlecht, das nach dem großen Kriege geboren, jetzt allmählich dem politischen Leben entgegenwächst, sich stählen kann zu ernster Arbeit, treuer Pflichterfüllung, reinster Vaterlandsliebe.

Der am 11. April 1847 zusammentretende erste „Vereinigte Landtag" ist es gewesen, auf welchem Bismarck die ersten politischen Kämpfe zu bestehen hatte. Eigentlich war es ein Zufall, der seine Theilnahme ermöglichte. Der Kreis Jerichow hatte zum Vertreter den Deichhauptmann von Brauchitsch erwählt. Da Krankheit diesen nöthigte, den Verhandlungen fern zu bleiben, wurde sein gewählter Vertreter, Bismarck, einberufen. Wann dies geschah, ist nicht mehr festzustellen, am 15. Mai nahm Bismarck schon an der Sitzung theil. An diesem Tage hatte er bereits ein kleines Gefecht mit Georg von Vincke, der mit gewohnter Suffisance dem Neuling entgegenzutreten für gut hielt. Es war das erste mal, daß diese beiden Männer aufeinanderplatzten. Oft genug sollte sich das wiederholen. Der erste Band der Bismarck-Reden schließt mit einer Herausforderung zum Zweikampf, die Bismarck an Herrn von Vincke richten zu müssen glaubte. Es waren zwei Naturen in diesen Männern vertreten, die feindlich wie Wasser und Feuer sich schieden. Vincke, der stets bereite Redner, der über alles und jedes sich zu äußern für seinen Beruf hielt, eitel, sich überhebend, mit dem Zuge hochmüthigster Verachtung auf alle herabschauend, die nicht dienstbar mit ihm an demselben Strange zogen, mit einer Art von Fanatismus die, welche ihm entgegenzutreten wagten, verfolgend, sei es, daß er sie mit Nadelstichen reizte, sei es, daß er sie mit derben Püffen bedachte. Niemals konnte er sich einen Witz verkneifen! Und sein Witz hatte stets etwas Verletzendes an sich. Wenn er Wunden schlägt, sucht er sie wol noch weiter aufzureißen. Bismarck dagegen, der Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle, kühn, entschlossen, schneidig, aber immer anständig. Auch er bedient sich oft genug der „Figur der Ironie", aber es sind scharfe Hiebe, die er austheilt, glatte Wunden, die er schlägt, nicht solche mit gezackten Rändern, die schwer heilen. Man hat bei Vincke stets das sichere Gefühl, daß er in der Stunde der Gefahr sich haltlos zeigen werde, bei Bismarck, daß solche Stunde ihn treu und fest auf seinem Posten finden wird. Bei Vincke vermissen wir das, was bei Bismarck stets den Hintergrund bildet, auf dem die Gestalt des Kämpfers sich scharf abzeichnet, die Liebe zum Vaterland. Dieses Preußen, das aus kleinen Anfängen sich emporgerungen, das oft genug in seiner Geschichte den Kampf gegen die ganze Welt aufzunehmen hatte; dieses Preußen, das den Markgrafen von Brandenburg sein trotziges Dasein zu verdanken hat; dieses Preußen, das, gleich dem Riesen der alten Sage, zu Boden geworfen aus der Mutter Erde, die es in seinem Fallen berührt, neue Kraft gesogen hat, ist das Vaterland, das einem Manne wie Bismarck nothwendig ist zum Leben, wie die Luft dem Adler, das Wasser dem Fisch, der Wald dem Edelhirsch, der mit stolz erhobenem Geweih ihn durchschreitet. Als einmal im Jahre 1849 ein Redner unter vielseitigem Bravo von Bismarck zu behaupten gewagt hatte: „Das große deutsche Vaterland muß auch einen verlorenen Sohn haben", schleuderte er ihm die stolzen Worte entgegen: „Mein Vaterhaus ist Preußen, und ich habe mein Vaterhaus noch nicht verlassen und werde es nicht verlassen. Ich weiß nicht, ob die Wiege des Herrn Berichterstatters ebenfalls in Preußen gestanden hat, und sollte dies nicht der Fall sein, so muß ich ihm sagen, daß er noch gar kein Vaterhaus hat, es also auch nicht verlassen kann. Zu dem seinigen ist man noch bei Legung des ersten Fundaments, vielleicht erst beim Steinsprengen begriffen." Und dieser preußische Geist flammte schon im ersten Vereinigten Landtag auf, als Herr von Saucken-Tarputschen den Beweggründen zu den Befreiungskriegen

*) Politische Reden des Fürsten Bismarck. Historisch-kritische Gesammtausgabe besorgt von Horst Kohl. Erster Band: Die Reden des Abgeordneten von Bismarck-Schönhausen im Vereinigten Landtage, im deutschen Parlament zu Erfurt und in der zweiten Kammer des preußischen Landtags 1847—1852. Mit einem Porträt des Fürsten nach Franz von Lenbach. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 1892. Gr. 8. 8 M.

Motive unterlegte, die nach Bismarck's Ansicht in der Geschichte keineswegs begründet waren. „Für jetzt fühle ich mich nur noch gedrungen, dem zu widersprechen, was auf der Tribüne sowol als außerhalb dieses Saales so oft laut geworden ist, als von Ansprüchen auf Verfassung die Rede war: als ob die Bewegung des Volks von 1813 andern Gründen zugeschrieben werden müßte und es einen andern Motivs bedurft hätte, als der Schmach, daß Fremde in unserm Lande geboten. Es heißt meines Erachtens der Nationalehre einen schlechten Dienst erweisen, wenn man annimmt, daß die Mishandlung und Erniedrigung, die die Preußen durch einen fremden Gewalthaber erlitten, nicht hinreichend gewesen seien, ihr Blut in Wallung zu bringen und durch den Haß gegen die Fremdlinge alle andern Gefühle übertäubt werden zu lassen."

Derselbe altpreußische Geist sprach aus ihm, als er einer gewaltigen Majorität gegenüber sich der Emancipation der Juden widersetzte. „Ich bin kein Feind der Juden, und wenn sie meine Feinde sein sollten, so vergebe ich ihnen. Ich liebe sie sogar unter Umständen. Ich gönne ihnen auch alle Rechte, nur nicht das, in einem christlichen Staate ein obrigkeitliches Amt zu bekleiden." „Ich glaube, die Realisirung der christlichen Lehre sei der Zweck des Staats; daß wir aber mit Hülfe der Juden diesem Zwecke näher kommen sollten wie bisher, kann ich nicht glauben. Erkennt man die religiöse Grundlage des Staats überhaupt an, so glaube ich, kann diese Grundlage bei uns nur das Christenthum sein. Entziehen wir diese Grundlage dem Staate, so behalten wir als Staat nichts als ein zufälliges Aggregat von Rechten, eine Art Bollwerk gegen den Krieg aller gegen alle, welchen die ältere Philosophie aufgestellt hat. Seine Gesetzgebung wird sich dann nicht mehr aus dem Urquell der ewigen Wahrheit regeneriren, sondern aus den vagen und wandelbaren Begriffen von Humanität, wie sie sich gerade in den Köpfen derjenigen, welche an der Spitze stehen, gestalten." Seine weitern Worte zeugen von tiefen Beobachtungen, die er an der Volksseele, auch an der der Juden, gemacht hat, sie könnten heute so gut wie vor fünfundvierzig Jahren in den Kampf geführt werden. Am Schlusse erhebt er sich zu wahrhaft patriotischer Begeisterung. „Ferner haben mehrere Redner wieder, wie fast in allen Fragen, auf das nachahmungswerthe Beispiel von England und Frankreich verwiesen. Diese Frage hat dort weniger Wichtigkeit, weil die Juden nicht so zahlreich sind wie hier. Ich möchte aber den Herren, die so gern ihre Ideale jenseits der Vogesen suchen, eins zur Richtschnur empfehlen, was den Engländer und Franzosen auszeichnet: das ist das stolze Gefühl der Nationalehre, welches sich nicht so leicht und so häufig dazu hergibt, nachahmungswerthe und bewunderte Vorbilder im Auslande zu suchen, wie es hier bei uns geschieht."

In der Rede hatte auch Bismarck geäußert: „Ich gestehe ein, daß ich voller Vorurtheile stecke, ich habe sie, wie gesagt, mit der Muttermilch eingesogen, und es will mir nicht recht gelingen, sie wegzudisputiren; denn wenn ich mir als Repräsentanten der geheiligten Majestät des Königs gegenüber einen Juden denke, dem ich gehorchen soll, so muß ich bekennen, daß ich mich tief niedergedrückt und gebeugt fühlen würde, daß mich die Freudigkeit und das aufrechte Ehrgefühl verlassen würden, mit welchem ich jetzt meine Pflichten gegen den Staat zu erfüllen bemüht bin." Diese Worte namentlich sind es gewesen, die Herrn von Beckerath zur Replik veranlaßten, der dann des Weitern erklärte, wie interessant es ihm gewesen sei, „den engen mittelalterlichen Geist, dessen er gedacht, leibhaftig erscheinen zu sehen." Das blieb Schlagwort für die Zukunft, immer wieder wurde „auf dem etwas müde geritteten Pferd, welches vorn Mittelalter und hinten Muttermilch heißt", auf Bismarck eingesprengt. Seit jenem Tage war für seine Gegner „der Junker Bismarck" fertig, ein Popanz, mit dem man das Volk schreckte.

Uns aber, die wir den fertigen, großen Bismarck sehen, verehren, lieben durften, uns erscheinen in allen Worten, die er damals auf dem ersten Vereinigten Landtage gesprochen, die Keime, die sich später zu dem stolzen Baume entwickelt haben. Seinen Verwandten, seinen Freunden war es schon vor dieser Zeit klar, daß es nur einen Beruf gebe, welchen dieser kraftvolle Geist ergreifen müsse, auf dem allein sich seine großen Anlagen frei, zum Nutzen von Millionen entwickeln könnten. Schon am 25. Februar 1846 schreibt Bismarck an seine Schwester, die bis zu seiner eigenen Verheirathung der treueste Genosse seines Fühlens und Denkens gewesen ist: „Er (der Bruder Bernhard) behauptet, ich sei nach Neigung und Anlage für den Staatsdienst gemacht, und würde früher oder später doch hineingehen."

Der werdende Staatsmann tritt uns greifbar in den Verhandlungen des zweiten Vereinigten Landtags, der fast unmittelbar nach den furchtbaren Märztagen des Jahres 1848, wo das Ende des alten preußischen Staats angebrochen zu sein schien, zusammentrat, entgegen. Aus den Denkwürdigkeiten des Generals von Gerlach wissen wir, in wie enger Fühlung Bismarck von dieser Zeit ab mit dem König Friedrich Wilhelm IV. und dem Ministerium Brandenburg gestanden, wie oft er mit berathen und sein tapferes Wort in die Wagschale geworfen hat. Das Patent des Königs vom 18. März 1848 hatte die deutsche Frage im vollsten Umfange zum Programm genommen, Verwandlung Deutschlands aus einem Staatenbund in einen Bundesstaat, schleunigste Bildung und Zusammenberufung einer wenn auch nur vorläufigen Bundesrepräsentation aus den Ständen aller deutschen Länder, eine constitutionelle Verfassung aller deutschen Länder, eine allgemeine deutsche Wehrverfassung, eine deutsche Bundesflagge, ein deutsches Bundesgericht zur Schlichtung aller Streitigkeiten staatsrechtlichen Ursprungs zwischen den Fürsten und Ständen, wie auch zwischen den verschiedenen deutschen Regierungen, ein allgemeines deutsches Heimatsrecht und volle Freizügigkeit in dem gesammten deutschen Vaterlande, ein

allgemeiner deutscher Zollverein, in welchem gleiches Maß und Gewicht, gleicher Münzfuß und ein gleiches deutsches Handelsrecht zu schaffen sei, endlich Preßfreiheit. Unmittelbar nach dem Erlaß dieses königlichen Patents brach die Revolte aus. Alle Gemüther sahen in dem Siege der Revolution die Morgenröthe einer neuen Zeit für Preußen und Deutschland, nur Bismarck nicht! In der Adreßdebatte äußerte er sich: „Was mich aber veranlaßt, gegen die Adresse zu stimmen, sind die Aeußerungen von Freude und Dank für das, was in den letzten Tagen geschehen ist. Die Vergangenheit ist begraben, und ich bedauere es schmerzlicher als viele von ihnen, daß keine menschliche Macht im Staate ist, sie wieder zu erwecken, nachdem die Krone selbst die Erde auf ihren Sarg geworfen hat. Aber wenn ich dies, durch die Gewalt der Umstände gezwungen, acceptire, so kann ich doch nicht aus meiner Wirksamkeit auf dem Vereinigten Landtage mit der Lüge scheiden, daß ich für das danken und mich freuen soll über das, was ich mindestens für einen irrthümlichen Weg halten muß. Wenn es wirklich gelingt, auf dem neuen Wege, der jetzt eingeschlagen ist, ein einiges deutsches Vaterland, einen glücklichen oder auch nur gesetzmäßig geordneten Zustand zu erlangen, dann wird der Augenblick gekommen sein, wo ich dem Urheber der neuen Ordnung der Dinge meinen Dank aussprechen kann; jetzt aber ist es mir nicht möglich!“ Mit Besorgniß hat Bismarck „dem phaetonischen Fluge der preußischen Politik“ damals nachgesehen. Die spätern Ereignisse haben ihm recht gegeben.

Es waren Kampfeszeiten, die nach den Märztagen angebrochen waren. Ueberall in Deutschland herrschte eine lebhafte Erregung der Gemüther. Sie spiegelte sich wieder in den Verhandlungen der Landtage der Einzelstaaten, namentlich in denen des frankfurter Parlaments. Der größte Theil des deutschen Volks erhoffte aus der Paulskirche eine Neugestaltung und die endliche Einigung Deutschlands hervorgehen zu sehen. Es sind gewiß nur wenige gewesen, die diesen schönen Traum nicht mitzuträumen entschlossen waren. Unter ihnen Bismarck! Ihm schien das frankfurter Parlament nur die constituirte Anarchie darbieten zu wollen, und mit vollster Entschiedenheit erklärte er sich gegen die Geschenke, welches es Preußen und Deutschland machen wollte, gegen das Princip der Volkssouveränetät, gegen die directen Wahlen mit allgemeinem Stimmrecht, gegen die jährliche Bewilligung des Budgets, gegen die Kaiserkrone. „Die frankfurter Krone mag sehr glänzend sein, aber das Gold, welches dem Glanze Wahrheit verleiht, soll erst durch das Einschmelzen der preußischen Krone gewonnen werden, und ich habe kein Vertrauen, daß der Umguß mit der Form dieser Verfassung gelingen werde.“ Daß Bismarck mit seiner Rede vom 21. April 1849 in ein Wespennest gestochen, wird er sich selbst gesagt haben. Herr von Vincke verfehlte nicht sich zu äußern, er glaube, „das verehrte Mitglied ist mehrfach in antediluvianischen Anschauungen begriffen“, und die Linke des preußischen Abgeordnetenhauses beschloß in ihrer Parteiversammlung die Bismarck'sche Rede unter dem Titel „Enthüllte Absichten der Reaction“ in zehntausend Exemplaren drucken und durchs Land verbreiten zu lassen. Aber unbeirrt beharrte Bismarck auf diesem Standpunkt. Wie flammend sind seine Worte, die er über die deutsche Frage am 6. September 1849, am 12. December 1850 gesprochen hat! Aus der erstern sei hier wenigstens der Schluß mitgetheilt: „Was uns gehalten hat, war gerade das specifische Preußenthum. Es war der Rest des verketzerten Stockpreußenthums, der die Revolution überdauert hatte, die preußische Armee, der preußische Schatz, die Früchte langjähriger intelligenter preußischer Verwaltung und die lebendige Wechselwirkung, die in Preußen zwischen König und Volk besteht. Es war die Anhänglichkeit der preußischen Bevölkerung an die angestammte Dynastie, es waren die altpreußischen Tugenden von Ehre, Treue, Gehorsam und die Tapferkeit, welche die Armee, von deren Knochenbau, dem Offiziercorps, ausgehend, bis zu den jüngsten Rekruten durchziehen. . . . Das Volk, aus dem diese Armee hervorgegangen ist, dessen wahrster Repräsentant diese Armee ist, nach dem schönen und richtigen Ausspruch des Präsidenten der Ersten Kammer, hat kein Bedürfniß, sein preußisches Königthum verschwimmen zu sehen in der fauligen Gärung süddeutscher Zuchtlosigkeit. Seine Treue haftet nicht an einem papiernen Reichsvorstand, nicht an einem Sechstelfürstenrath, sie haftet an dem lebendigen und freien Könige von Preußen, dem Erben seiner Väter. Dieses Volk, meine Herren, was es will, das wollen wir auch mit ihm. Alle Redner, welche ich gehört habe, wollen es, nur auf verschiedenem Wege. Wir alle wollen, daß der preußische Adler seine Fittiche von der Memel bis zum Donnersberge schützend und herrschend ausbreite, aber frei wollen wir ihn sehen, nicht gefesselt durch einen neuen regensburger Reichstag und nicht gestutzt an den Flügeln von jener gleichmachenden Heckenschere aus Frankfurt, von der wir sehr wol uns erinnern, daß sie erst in Gotha zu einem friedlichen Instrumente umgeschmiedet wurde, während sie wenige Wochen vorher in Frankfurt als drohende Waffe gegen das Preußenthum und gegen die Verordnungen unseres Königs geschwungen worden ist. Preußen sind wir und Preußen wollen wir bleiben; ich weiß, daß ich mit diesen Worten das Bekenntniß der preußischen Armee, das Bekenntniß der Mehrzahl meiner Landsleute ausspreche, und hoffe ich zu Gott, daß wir auch noch lange Preußen bleiben werden, wenn dieses Stück Papier vergessen sein wird, wie ein dürres Herbstblatt.“

Aber — man könnte den ganzen vorliegenden Band der Reden Bismarck's ausschreiben, wenn man hervorheben wollte, was heute noch in unsern Herzen wiederklingt! Ueberall das tiefste Eindringen in die Fragen, welche die Zeit bewegten, ein Studium aller Staatsverhältnisse, das von mancher tiefen Furche der Mitternacht Zeugniß ablegt. Dazu die geradezu wunderbare Sprache! Kühnheit in Worten und Wendungen, helle Gedanken, klares Aussprechen. Wie Schwertesblitz mischt sich darein köstlicher

Witz, echt deutscher Humor, bisweilen auch grimmiger Hohn! Der Frohmuth des Studenten, tiefe Lebensweisheit des Mannes sind überall gepaart. Liest man andere Reden damaliger Volksvertreter, so ist man leicht versucht, sie mit einem von Bismarck selbst später gebrauchten Ausdruck, als „die reine Phrasengießkanne" zu bezeichnen. Bei ihm selbst findet sich nie dergleichen. Und wohl fühlen wir jener „Preußin" nach, die ihn in der Kreuzzeitung vom 28. April 1849 besingend schloß:

Ein Mann und ein Ritter in dieser Zeit,
Ein Mann, frei von ihrer Erbärmlichkeit!

Wilhelm Arndt.

Romane und Erzählungen.

1. Frau Dornröschen. Ein wiener Roman von Adam Müller-Guttenbrunn. Dritte Auflage mit einem Vorwort des Verfassers. Dresden, Pierson. 1892. 8. 3 M.

In dem Vorworte, das der Verfasser seiner Erzählung vorausschickt, bezeichnet er diese als ein „Schauspiel mit verbindendem Texte", berichtet, daß sie ursprünglich auch die Form des Dramas gehabt, aber als solches auf keiner Bühne Aufnahme gefunden habe, sodaß er genöthigt worden sei, aus dem Drama einen Roman zu machen. Er spricht zum Schlusse des Vorwortes jedoch die Hoffnung aus, „Frau Dornröschen" werde doch noch einmal in der ursprünglichen Form vor das Publikum treten.

Es mag sein, daß man, ohne dieses Vorwort zu kennen, in dem Roman nichts fände, was an die Bühne mahnt: so aber merkt man ihm seine eigentliche Bestimmung sehr an, oder bildet sich's wenigstens ein; man ist eben nicht mehr unbefangen. Was den rein literarischen Werth des Buchs betrifft, so läßt sich ihm wahrlich nichts Gutes nachsagen. Es ist weder unterhaltend, noch poetisch, noch lebenswahr, erfüllt somit gar keine der Forderungen, die man an eine Erzählung stellen kann. Die Personen sind zum größten Theil ganz schablonenhaft, wie der naive Backfisch Helene, die unverstandene Frau Hulde, der komische Alte Lange, der edelmuthtriefende Held Wildungen, die Amazone Edith, Dr. Braun aber ist der gewisse Theaterraisonneur, der dasselbe zu thun hat wie der Chor im antiken Theater. Die Figuren sind Puppen in seiner Hand, hinter ihm aber steht der Autor und läßt jene zappeln, wie er es gerade wünscht.

Ganz unnatürlich ist die Sprache der Personen. Erstens reden sie im Affect in Bildern, noch dazu in sehr matten; das mag in der Jambentragödie auf dem Platze sein: in einem modernen Lebensbilde ist es unnatürlich. Zweitens reden die Leute, wenn sie Vergangenes berichten, ausschließlich im Imperfect. Das aber ist falsch. Das Imperfect ist das Tempus der Erzählung, das Perfect das Tempus der Meldung des Thatsächlichen; wenn ein Ereigniß in seiner Wirkung in die Gegenwart hereinrückt, werde ich immer das Perfect setzen müssen. Verfasser hat wol in der Erkenntniß, daß die Oesterreicher sehr oft das Perfect falsch gebrauchen, absichtlich immer das Imperfect gebraucht und ist einem nicht weniger großen Sprachfehler verfallen.

So recht im geistigen Stile der Romanschreiber ist es auch, aus Liebesgram körperliche Leiden entstehen zu lassen. Was Dr. Braun sagt, „diesem Seelenleiden entkeimt ein böses Brustübel", ist ganz unrichtig. Der Keim des Brustübels muß schon da sein, denn sonst müßten alle Menschen, die einen großen Herzenskummer haben, brustkrank werden. Was sollen auch die Tuberkelbacillen mit dem Seelenschmerze zu thun haben? Nur so viel sei zugegeben: bei tuberkulösen Menschen kann ein Seelenleid ungünstig wirken und der Krankheit Vorschub leisten, wol namentlich durch den Kräfteverfall, den der mangelnde Appetit zur Folge hat. Frau Hulde aber scheint, wie sich im übrigen Verlaufe der Geschichte zeigt, keineswegs tuberkulös zu sein: wer aber wie sie schon so elend ist, daß ihn jeder Tanz tödten kann, der wird wol kaum mehr ganz genesen.

Aber freilich, um solche Dinge kümmern sich die Herren von der Feder nicht. Sie gehen mit den Krankheiten ganz nach ihrem Gutdünken um und geben sich dabei die kläglichsten Blößen, wie es auch Ibsen in seinen „Gespenstern" gethan hat, wo die Zeichnung des gehirnkranken Oswald von dem berühmten Psychiater Dr. Forel als ganz verfehlt erklärt worden ist.

Möchten die Schriftsteller es doch lassen, mit Krankheiten zu experimentiren, denn sie verstehen nichts davon und machen sich jedem Arzte gegenüber lächerlich. Die Tendenz dieses Buchs ist, die Lösbarkeit der Ehe als sittliches Gebot hinzustellen, wenn zwischen den Gatten keine Liebe besteht. In der Theorie klingt das ja ganz schön, in der Praxis aber hätte es die schlimmsten Folgen, denn wie der eine Theil des andern überdrüßig wäre, so streifte er die unbequemen Fesseln ab und ginge seinem Vergnügen nach, und bei leicht erregbaren, wankelmüthigen Menschen geschähe das, so oft sie eine neue Empfindung hätten. Ein solcher Mensch würde den Gatten wechseln, wie man die Wohnung wechselt. Welche Zerrüttung der Gesellschaft hätte das aber zur Folge! Damit wäre das Familienleben untergraben und es entstünde eine heillose Verwirrung verwandtschaftlicher Verhältnisse. Leichtlebigen Männern und launenhaften Frauen wäre solch ein Zustand freilich sehr erwünscht.

Die Lektüre dieses Buchs ist für Frauen, die sich für unverstanden halten, jedenfalls Gift, denn es schmeichelt ihnen und könnte sie auf böse Gedanken bringen, ja das Familienleben ernstlich gefährden. Darum kann man nur

wünschen, „Frau Dornröschen" möge nie auf die Bretter kommen und dadurch ein großes Publikum erhalten. In neuester Zeit ist ja ohnedies die Bühne zu einem Revolutionslocal geworden, von dem aus aufreizende Phrasen in die Massen geschleudert werden als zündende Funken in explosionsschwangere Dünste. Dessen aber bedarf es heutzutage, in der Zeit der Straßenkrawalle, wahrlich nicht! Das Beste, was sich dem Buche Müller-Guttenbrunn's nachsagen läßt, ist, daß es zu einer Polemik anregt, und das ist immerhin etwas!

2. Deutsche und Slawen. Roman von V. von S. S. Dresden, Pierson. 1891. 8. 2 M.

Der Titel läßt vermuthen, daß man es hier mit dem Antagonismus zwischen Deutschen und Slawen zu thun haben werde, und so ist es auch. Liebe und Nationalhaß gerathen in Conflict; bei einem der zwei Liebespaare siegt jene, beim andern dieser. Merkwürdigerweise geht aber gerade jenes Paar auseinander, bei dem das Nationalgefühl weniger zur Geltung kommt, sodaß die Lösung des Conflicts der zwei Paare gerade im verkehrten Verhältniß zu deren Charakteren steht. Wiewol die Erzählung keineswegs bedeutend ist, so erhebt sie sich dadurch, daß sie eine brennende Zeitfrage zum Gegenstande hat, doch über das Niveau der gewöhnlichen Romanliteratur. Die Verhältnisse in Böhmen liegen in der That leider so, wie sie hier geschildert sind. Einst haben Deutsche und Slawen friedlich zusammen gewohnt, heutzutagen bekriegen sie einander mit Erbitterung. Und wer trägt die Schuld an diesem traurigen häuslichen Zwiste des von der Natur so reich bedachten Böhmens? Das Jahr 1848, das stets als die Morgenröthe des Glücks gepriesen wird. Aus dem gewaltigen Kreißen jener Zeit ist die gefräßige Hyder Nationalitätsprincip, d. h. Nationalitätshader entstanden, und eine gewissenlose Presse thut beiderseits wacker das Ihre, den Grimm des Ungethüms zu schüren; kein Herkules aber ist da, es zu vernichten.

3. Das geflügelte Rad. Roman von Hermann Heinrich. Leipzig, Reißner. 1892. 8. 4 M.

Zwar kein bedeutendes Buch, nichts, was auf ein besonderes Talent deutete: aber immerhin eine ganz achtungswerthe Leistung. Bis auf den Schluß, der, wie fast bei allen Erzählungen, sich nicht von selbst aus der Handlung ergibt, sondern vom Zufall beeinflußt wird, hält sich dieser Roman ziemlich fern von dem herkömmlichen Liebesgefasel. Das punctum saliens bildet eine technische Erfindung und deren Schicksal. Da sie jedoch im Bahnwesen von großer Bedeutung wäre, so kann der Verfasser sie in seinem Buche nicht zur allgemeinen Anerkennung kommen lassen, da er dadurch mit der Wirklichkeit in Streit geriethe.

4. Meine ersten Sünden. Lose Blätter von Paul Bliß. Berlin, Jacobsthal. 1892. 8. 1 M. 50 Pf.

Der Titel ist gut gewählt; denn das Buch enthält zumeist literarische Jugendsünden. Der Verfasser hätte jedenfalls besser gethan, sie hübsch in der Lade liegen zu lassen. Der deutsche Büchermarkt ist überreich an gedruckten Nichtigkeiten, wozu sie noch vermehren? Von den funfzehn Geschichten, die der Autor da erzählt, haben zwei: „Der arme Mann" und „Auch Eine", lustigen Inhalt; sie sind auch die besten, was aber nicht eben viel sagen will, denn die andern bieten nichts anderes, als was Tausende schon vorher gedacht, empfunden und niedergeschrieben haben; von Originalität ist in diesen sentimentalen, unwahren Geschichten auch nicht eine Spur zu finden. Natürlich kommt auch wieder das famose „Nervenfieber" vor als Folge von Liebesgram. Da die Herren diese Romankrankheit immer wieder vorbringen, muß man ihnen auch immer aufs neue sagen, daß das, was man früher Nervenfieber genannt hat, für den Mediciner von heute nichts anderes bedeutet als Typhus; Typhus aber ist eine Infectionskrankheit, kommt also nicht von Aufregungen her und hat — o wie unpoetisch! — seinen Sitz im Bauche.

5. In junger Sonne. Novellen und Skizzen von Karl Busse. München, Münchner Handelsdruckerei und Verlagsanstalt M. Poeßl. 1892. 8. 3 M.

Seltsam wie der Titel ist auch der Inhalt dieses Buchs, seltsam, aber nicht im guten Sinne des Wortes. Was die „junge Sonne" da ausgebrütet hat, ist recht schwächliches Gewächs, an dem außer dem Verfasser selbst und seinen Gesinnungsgenossen wol niemand eine Freude haben wird. Diese Gesinnungsgenossen aber sind im sogenannten „jüngsten Deutschland" zu suchen. Seine Arbeiten tragen das Gepräge dieser Richtung zu deutlich, als daß er nicht dahin gehörte: sie sind überaus unklar und voll gesuchter, selbstgefälliger Wendungen und Wortbildungen.

Busse theilt sein Buch in drei Abschnitte: „Novellen", „Gedichte in Prosa" und „Federstriche". Die beiden letzten enthalten nur Stimmungsbilder. Die Novellen sind auch kaum mehr als das. Es ist ja nicht zu leugnen, daß der Verfasser eine große Sensibilität besitzt, wie sie wol nur höher organisirten Seelen eigen ist; aber es fehlt der klare Verstand, der den Wust von Sinneseindrücken, den jene erzeugt, sichtet und formt. Die feine Empfindungsfähigkeit des Autors kann zwar jene seelischen Momentaufnahmen hervorbringen: aber er weiß mit diesen nichts anzufangen und legt sie dem Leser vor, wie er sie geschaffen hat. Der Leser kann sich jedoch nicht in die Stimmung hineindenken und hineinfühlen, wie Busse es wol voraussetzt. Diese Stimmungsbilder werden ihn daher gleichgültig lassen, damit werden sie aber gänzlich werthlos, denn in der Stimmung liegt ihr ganzer Inhalt. Aus diesem Grunde werden sie nicht nur dem großen Lesepublikum nicht gefallen, was ja gerade kein so übles Zeichen wäre, sondern auch solchen Lesern nicht, die in einem Buche etwas anderes suchen als die Frage: Wie kriegen sie einander? Das ganze Buch ist nichts als der

unklare Ausdruck gedrückter Stimmung. Daß da nicht die Rede von einem „großen, herrlichen Dichter", von einer „immensen Begabung" sein kann, ist klar; diese überschwenglichen Aeußerungen haben — wie eine Verlagsanzeige besagt — Gesinnungsgenossen des Autors gethan, Freiherr von Lilieneron und L. Jacobowski. Die Herren pflegen sich ja fast immer in Superlativen auszudrücken, ihren Feinden, d. i. allen nicht „Jüngstdeutschen" gegenüber im negativen, einander gegenüber im positiven Sinne. Busse ist nicht nur derzeit weit davon entfernt, ein großer Dichter zu sein: aus seinem Buche ist auch keineswegs zu entnehmen, daß er jemals einer werde. Gerade auf seinem Gebiete, der Stimmungsmalerei, hat die deutsche Literatur zwei Dichter, hinter deren Poesie die seine unendlich weit zurück ist: das sind Storm und Jensen, nicht aber etwa Freiherr von Lilieneron, dessen klägliches Machwerk „Der Mäcen" Busse in einer seiner Skizzen mit Begeisterung erwähnt. Wie sehr das Verschwommene, Unklare Busse's Element ist und ihn anzieht, zeigt sich auch darin, daß er Storm's Aeußerung von den schönen Frauenhänden, denen man es ansehen soll, daß sie nachts auf krankem Herzen liegen, einmal auch auf eine von ihm geschaffene Frauengestalt anwendet. Diese für den nüchternen, denkenden Menschen geradezu thörichte Behauptung, die jeden Arzt lachen machen oder zu verächtlichem Achselzucken bewegen muß, hat übrigens auch einen bekannten Literaturprofessor bestochen. So geht man schönen Phrasen auf den Leim.

Für die Ausdrucksweise des Autors mögen folgende Proben zeugen: „Zwischen beiden ging unhörbar, mit lautlosem Schritte das Schweigen auf und ab. . . . Das Schweigen wandelte noch immer, jetzt schrak es zusammen und stand still. Wie erschrocken hob es die braunen verträumten Augen." (S. 168.) Dann: „Auf den Feldern rings lag ein Vogelschrei" (S. 202), oder: „Auf den blauen Wellen der Sehnsucht treibt die Seele weiter" (S. 227).

Wollte man alle den blühenden Unsinn pflücken, der unter dieser „jungen Sonne" wuchert, man brächte einen üppigen Strauß zusammen.

Theodor von Sosnosky.

Verse und Prosa.

Wenn man die verschiedenen poetischen und nichtpoetischen Erzeugnisse unserer naturalistischen Dichter liest, muß man bald zur Einsicht gelangen, daß man sich als Kritiker ihnen gegenüber ein klein wenig im Zustande der Wehrlosigkeit befindet. Man ist eben gewöhnt, seiner Pflicht gemäß nach bestem Wissen und Gewissen einer Meinung oder ästhetischen Ueberzeugung in anständiger Weise Ausdruck zu verleihen. Soll man aber in einer Besprechung, die auch ein abfälliges Urtheil enthält, sich ebenfalls jener unflätigen Redeweise befleißigen, die bei den Naturalisten sehr oft die Kraft vertritt oder vertreten soll? „Man kann ein Herz im Busen tragen und doch mit Kolben drunter schlagen", wie der Dichter sagt, in diesem Falle aber müßte man oft mit ganzen Fuhren von Roheiten angefahren kommen, um halbwegs der Marke des Werks zu entsprechen, das man zu kritisiren hat. Welchen Standpunkt nehmen aber auch die Naturalisten ein! Bisher glaubten wir, die Poesie solle uns über die Nichtigkeit, über den Jammer des Erdenseins erheben — da kommen die Naturalisten und wollen uns mit aller Gewalt in den Sumpf der Alltäglichkeit herunterreißen und meinen, wie dies ja bei allen Fanatikern der Fall ist, ihre Art sei die alleinseligmachende. Bisher glaubten wir, dichten sei verdichten, d. h. der Poet sammle das, was im Leben, in der Welt, in der Geschichte in tausend und abertausend Formen sich als Einzelnes regt und bewegt, und er vereinige dies durch die Kraft seines Gottesgnadenthums zu einem schönen Ganzen, mit dem er uns erhebt, begeistert, entzückt und rührt — da kommen die Naturalisten und zerstreuen alles, lesen mit besonderer Vorliebe die Schlacken auf und geben uns diese als poetische Kost aus ihrer Küche. Eine hohe, himmlische Göttin scheint ihnen die Poesie nicht zu sein, vielleicht ist sie manchem unter ihnen die Kuh, die sie mit Butter versorgt. Und selbst die guten Dichter, die wirklichen Talente, die man unter ihnen antrifft, auch diese glauben, im Tempel der Kunst sei Raum vorhanden für das Rohe und Gemeine.

Der verehrte Leser verzeihe diese langathmige Einleitung, aber sie entstand bei der Lektüre eines in zweiter Auflage erschienenen Werks:

1. Buch der Zeit. Lieder eines Modernen von Arno Holz. Zweite Auflage. Berlin, Fontane u. Comp. 1892. 12. 4 M.

Ich habe das Buch fast in einem Athem gelesen, was jedenfalls viel bedeutet, da man sonst vor einer Gedichtsammlung, die nicht weniger als 522 Seiten umfaßt, zurückbebt. Arno Holz ist ein reichbegabter Dichter, ein Mann mit warmem Herzen, dem jede sentimentale Spiegelfechterei fremd ist, der sich aber dem Naturalismus ganz ergeben. Bei vielen seiner Gedichte sagt man sich: da hört denn doch alles auf. Er ist der Poet des fünften Standes; immer wieder ist es die Noth und das Elend des armen Arbeiters, was ihn zu neuen und immer neuen Liedern bewegt, wobei er jedoch in seinen Schlüssen sehr häufig über das Ziel schießt. Er wird in seinem jugendlichen Eifer zum Umstürzler, einen Neubau herbeizuführen wäre er kaum im Stande. Ich glaube, daß das „Buch der Zeit" in der Hand eines Halbgebildeten gefährlich ist. Der gebildete Leser, der sich im Wirrsale dieses Seins eine selbständige Lebensanschauung geschaffen hat, wird

vieles in dem Werke mit hoher Befriedigung lesen und dem reichen Talente, der hohen Begabung des Verfassers freudigst Anerkennung zollen. Wo Arno Holz als Dichter in die Saiten seiner Leier greift, dort packt, dort entzückt er, dort macht er das Herz des Lesers höher schlagen, denn er vereint mit der Kraft des Gebens auch die schöne Form der Gabe — wo er als Naturalist (also nicht als Dichter) singt, dort stößt er ab. Mit welcher Kraft weiß er zu schildern, welch reizende eigenartige Naturbilder streut er in seine Poesien, wie knapp und markig weiß er zu charakterisiren, wie gut versteht er es, der Zeit an den Puls zu fühlen, wie genau hört er den Schlag ihres Herzens! Selten wird ein lyrischer Dichter — ihre Stimmen verhallen ja heutzutage — den Leser mit solcher Gewalt mit sich fortreißen, in Bezirke selbst, vor denen ihm heimlich graut — aber wie sehr vergreift er sich oft in den Mitteln zur Darstellung seines Gefühls- und Gedankenlebens! Er schreit seine Schmerzen nicht im lyrischen Falsett in die Welt hinaus, sondern in vollen echten Brusttönen, aber er überschreit sich oft, und unser Ohr fühlt sich beleidigt. Wie behaglich wühlt er besonders in seinen epigrammatisch gefeilten Gedichtchen im Schmuz des alltäglichen Lebens. Welcher Cynismus tritt da oft zu Tage, und wie oft sinkt das Epigramm zum Lebkuchenverse herab.

Das „Buch der Zeit" hat seine zweite Auflage erlebt, Männer wie Johannes Scherr und Graf Friedrich von Schack haben dem Dichter brieflich ihre Anerkennung ausgesprochen, die erste Auflage ist 1886 mit dem Preise der augsburger Schiller-Stiftung bedacht worden und auch d. Bl. bleiben in meiner bescheidenen Besprechung in der Anerkennung der reichen Begabung des Dichters nicht zurück — aber der Wunsch kann nicht zurückgehalten werden: der Proceß der Klärung, was seine künstlerische Gesinnung anbelangt, möge sich nicht allzu lange hinziehen, denn wir altern schnell, und wenn sich die Klärung vollzogen, bleibt oft nichts übrig, als die traurige Ueberzeugung, daß der Spiritus zum Teufel sei. Aber nun lassen wir auch den Poeten selbst zu Worte kommen; um Schönes oder für seine Dichtungsweise Charakteristisches zu finden, braucht man nicht lange zu suchen. So spreche denn der Schluß seines „Phantasus" betitelten Poems, in welchem er eines verhungerten Dichters und seiner Leiden gedenkt, für die zahmere Art seiner poetischen Darstellung:

Und als der Morgen um die Dächer
Sein silbergraues Zwielicht spann,
Da war der arme, bleiche Schächer
Ein stummer und ein stiller Mann.
In seines Mantels grauen Falten,
So lag er da, kalt und entstellt —
Fürwahr, er hatte recht behalten,
Sein Reich war nicht von dieser Welt!

Ein goldnes Sonnenstäubchen tippte
Ihm auf die Stirn von ungefähr
Und seine lieben Manuscripte
Verschloß der Armencommissär.

Sein Freund, der Doctor, aber zierte
Brutal sich durch das Kämmerlein
Und schnenzte sich und constatirte:
Verhungert! auf den Todtenschein.

Drei Frühlingstage später karrten
Ihn Armenklepper vor das Thor!
Ich sah's noch, wie sie ihn verscharrten —
Die Sonne lachte, doch mich fror!
Mich fror, und meine Hände suchten
Umsonst zu würgen meinen Schmerz
Und meine bleichen Lippen fluchten. . . .
O Gott, mein Herz, mein armes Herz!

So stand ich und vermaledeite
Die Welt bis in ihr Nichts hinab;
Der goldne Frühling aber schneite
Ihm lächelnd Rosen übers Grab.
Schon nahten unsichtbaren Zuges
Die großen Geister alter Zeit,
Und drüber schwebte leisen Fluges
Der Genius der Unsterblichkeit.

Und nun noch ein anderes Buch in Versen:

2. Ul von Haslach. Der fahrende Schüler. Spindel und Thyrsus. Ambrogio's Beichte. Paris der Bessere. Erzählende Dichtungen von Otto Roquette. Berlin, Fontane u. Comp. 1892. 16. 2 M.

In den beiden ersten Dichtungen erkennen wir den Verfasser des Rhein-, Wein- und Wandermärchens wieder. Es herrscht hier derselbe flotte Ton, derselbe liebenswürdige Humor, der uns in der obgenannten Schöpfung Otto Roquette's anheimelte. Während er in „Ul von Haslach" eine Pferdediebesgeschichte erzählt, die sich in der guten alten Zeit zugetragen — sie erinnert an die wunderseltsamen Geschichten der Schildbürger —, gibt er uns in „Der fahrende Schüler" einen Schelmenstreich zum besten, wie sie im „Till Eulenspiegel" oder in Stricker's Buche vom Pfaffen Amis gar ergötzlich zu lesen sind. „Ambrogio's Beichte" ist eine ergreifende Geschichte aus dem Künstler- und Klosterleben; „Paris der Bessere" eine wenig originelle Erzählung aus moderner Zeit mit liebenswürdig durchgeführter Kleinmalerei. In „Spindel und Thyrsus" ist uns der Dichter viel schuldig geblieben. Wenn die vier erwähnten Dichtungen sich an und für sich durch keine besondern Vorzüge auszeichnen, im ganzen aber als freundliche Gabe eines beliebten Sängers auch freundlich begrüßt werden, will uns die letztgenannte moderne Geschichte in lahmen Stanzen nicht behagen. Es führen Stoff und Form einen fühlbaren, unerquicklichen Kampf, und vieles sinkt zu gereimter Prosa herab.

Und nun einige Werke in nicht gebundener Rede:

3. Flüchtige Erzählungen von François Coppée. Berechtigte Uebersetzung von Emil Burger. Dresden, Pierson. 1892. 8. 3 M.
4. Dorfdämmerung. Roman aus dem Elsaß von Hermann Stegemann. Zürich, Verlags-Magazin. 1892. 8. 2 M. 40 Pf.
5. Lea und Rahel. Roman von Ida Boy-Ed. Leipzig, Reißner. 1892. 8. 4 M.

6. Die arme Vornehme. Roman von M. Stahl. Berlin, Janke. 1892. 8. 6 M.

François Coppée, der Verfasser von „Les intimités" und „En passant", ist dem deutschen Leser, der auch seine „Flüchtigen Erzählungen" (Nr. 3) freundlichst begrüßen wird, wohl bekannt. Was man croquis à la minute nennt, das sind beiläufig diese Bilder aus dem Leben, deren er zwölf auf nur 213 Seiten geboten. Allenthalben fühlen wir darin die Kraft des charakterisirenden Pinsels, über die nur der begnadete Dichter verfügt. Daß er vielfach auch das socialistische Gebiet betritt oder streift, ist nur zu leicht erklärlich, und die Skizze „Bei der Tafel" scheint uns beim Lesen wie ein in Prosa aufgelöstes Gedicht von Arno Holz. Hier und da ist der Farbenton etwas grell und das wirklich Wahre behält auch zu sehr die Oberhand über dem künstlerisch Wahren. „Eifersucht" ist trotz des Aufwandes an psychologischer Motivirung doch nicht recht überzeugend. Die Uebersetzung ist, abgesehen von einzelnen Unebenheiten, die wohl auch dem Druckfehlerteufel auf das Kerbholz geschrieben werden können, durchwegs gelungen.

Von Frankreich führt uns der Roman „Dorfdämmerung" von Hermann Stegemann (Nr. 4) ins Nachbarland Elsaß. In ihm weht uns etwas vom Erdgeruche des neugewonnenen Gebiets entgegen. Der Verfasser schildert seine Leute getreu in dem Zwitterleben zwischen deutsch und französisch und die Darstellung gewinnt dadurch nicht nur an innerer Wahrheit, sondern auch an Eigenthümlichkeit. Eigenartig ist auch die stilistische Ausführung ihren in knappen, oft kargen Satzformen. Wohl sehnt sich der Leser hier und da auch nach einem behaglich breiteren Satzgebilde. Es mag dies paradox klingen, aber man ermüdet bei der Lektüre einer langen Reihe kurzer Sätze ebenso wie bei dem Lesen endloser Perioden. Manche Wortbildungen sind gesucht. Diese Fehler scheinen der Sucht nach Eigenartigkeit zu entspringen. Im großen Ganzen macht dieser Bauernroman dem Verfasser Ehre. Er schildert und charakterisirt seine Elsässer sicher und mit wenigen Strichen. Es ist Mark und Kraft in den Leuten, die wir da kennen lernen. Einzelne psychologische Vorgänge sind trefflich gezeichnet.

Nun aus dem Kreise der Bauern in den Salon der adeligen Familien Deutschlands durch Ida Boy-Ed's Roman „Lea und Rahel" (Nr. 5). Schon oft hatte ich in d. Bl. Gelegenheit darauf hinzuweisen, daß die Verfasserin das Hauptgewicht auf die psychologisch scharfe Durchführung legt. Auch im vorliegenden stofflich kargen Romane finden sich alle Vorzüge ihrer Schreib- und Erzählungsweise vereint. Sie führt uns ein Schwesternpaar vor, das durch die Verschiedenheit der seelischen Anlagen von vornherein unser Interesse wachruft und den Fortgang der Handlung anziehend macht. Lea und Rahel. Die erstere ein Wesen, in dem Hochmuth und Phantasie eine seltsame, für ihr ganzes Geschick bestimmende Verwirrung anrichten; Rahel ein einfaches, liebevolles und liebwerthes Geschöpf, das den Sinn auch auf die praktischen Seiten des Lebens richtet; Lea, um der Verfasserin eigene zutreffende Worte zu gebrauchen, der Schwan, Rahel das Haushuhn; Lea der Glanz, Rahel das Behagen des Hauses. Daß nicht nur diese Heldinnen, sondern auch Nebenpersonen und landschaftliche Bilder mit sicherem Griffel gezeichnet sind, scheint mir bei der Verfasserin selbstverständlich — nur hätte der karge Stoff in etwas engern Rahmen gebracht werden können, das hätte dem fesselnden Buche noch genützt.

Wenn „Die arme Vornehme" von M. Stahl (Nr. 6) ein literarischer Erstling ist, so macht er dem Verfasser (oder wol besser: der Verfasserin) alle Ehre, trotzdem hier und da die Motivirung zu wünschen übrig läßt. Wir haben es mit einem Tendenzromane im bessern Sinne des Wortes zu thun; das was der Verfasser sagen will, ergibt sich eben aus den Begebenheiten, den Handlungen und Schicksalen der handelnden Personen. Vorerst wird uns anschaulich gezeigt, wie schwach das starke Geschlecht sein kann, wenn es sich um das „Ewig-Weibliche" handelt. Parallel mit diesem Zuge geht auch noch der, die christliche Abtödtung des Fleisches und das Sinnenleben des Griechenthums als zwei Gegensätze hinzustellen, aus denen eine andere Lebensanschauung, Religion und Lebensführung sich ergeben müsse, sodaß der Mensch auch hier auf Erden ersehntes Glück zu genießen fähig werde. Außerdem gibt sich das Streben kund, den Contrast zwischen der lendenlahmen europäischen Civilisation und amerikanischer Anschauungs- und Lebensweise zu zeigen, ohne die Auswüchse der letztern zu übergehen. Mit Recht wird das Lotterleben vieler aus dem Kreise der obern Zehntausend gegeißelt, die in ihrem Nichts durchbohrendem Gefühle selbst die Gebote der Ehre vergessen, um nur im Lebensgenusse dahinzuvegetiren und so zu schwächlichen Creaturen zu werden. Es ist durchaus nicht der abgestandene Familienblattroman. Die Schilderung des Dornenweges, den die arme Vornehme oder vornehme Arme zu gehen hat, ist consequent durchgeführt, nur scheinen mir die Aeußerungen des adeligen Fräuleins, das vor dem Tode ihres Vaters nur von Bällen und Husarenoffizieren geträumt, dort sehr unmotivirt, wo sie wichtige und tief eingreifende Fragen betreffen. Der Fall der Heldin soll wol eine herbe Illustration zu den Gefahren bilden, denen ein solch unglückliches Geschöpf ausgesetzt ist, das aus vornehmem Hause stammt und nichts Rechtes gelernt hat — aber er ist in der Weiterführung des Romans gerade nicht unbedingt nothwendig; die Entwickelung hätte auch ohnedem in derselben Art weiterschreiten können, wie sie weiterschreitet. Allerdings glauben wir einen Moment an die Nothwendigkeit, denn es muß doch im Pastor Wittig, der die Heldin seit Anbeginn liebt und nun Witwer geworden ist, ein fürchterlicher Seelenkampf entstehen. Jetzt muß er seine Theorie von der alles überwindenden christlichen Liebe der Gefallenen gegenüber beweisen — aber der Verfasser geht schnell darüber hinaus und kommt zu

dem Schlusse: „Die Elementarkraft der Leidenschaft will alle Schranken, alle Fesseln misachten, in den Staub werfen. Was sind ihr Mannesehre, Selbstachtung, Berufspflichten? Sie fordert Besitz!“ Nun, ich glaube, wenn es sich um die Darlegung dieser Wahrheit gehandelt hat, so hätte der Verfasser dem armen Pater den Besitz der armen Vornehmen billiger machen können — beide hatten ja genug gelitten.

Um gerecht zu sein, muß ich noch erwähnen, daß der Stil, der nur im Beginne an einzelnen Stellen schwankt, durchweg schön, manchmal schwungvoll, und daß die Charakteristik, die Zeichnung sowol der Haupt- als auch der Nebenpersonen ganz besonders gut gelungen ist. Wir dürfen nach dieser ersten Probe auf manch ein gutes Werk aus der Feder M. Stahl's hoffen. Daß der Verfasser eine Dame ist, geht aus vielen kleinen Zügen des Romans hervor und zeigt sich am deutlichsten in der gelungenen Schilderung des äußern und des Seelenlebens der Frauen, die in die Handlung eingreifen. Andererseits benutzt er des Oftern die Gelegenheit, für eine der modernen Zeitrichtung entsprechende Ausbildung des weiblichen Geschlechts einzutreten und schließt auch den Roman mit den leider in einem misglückten Satze ausgesprochenen Worten ab: „Mit Rath und That, mit dem Aufgebot all ihrer geistigen Kräfte betheiligt sie sich (die Heldin nämlich) an Unternehmungen, die heutige Mädchenerziehung dahin zu beeinflussen, die weibliche Jugend zu einem Erwerbsberuf zu erziehen.“

Karl Schrattenthal.

Neues über Heinrich Heine.

1. Heinrich Heine. Sein Leben, sein Charakter und seine Werke. Von Heinrich Keiter. Köln, J. P. Bachem. 1892. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.
2. Ueber die Einflüsse der Romantik auf Heinrich Heine. Ein Vortrag von Theodor Odinga. Horgen. (Leipzig, G. Fock.) 1892. 8. 75 Pf.

Nicht ohne Bedenken nahmen wir Keiter's Schrift über Heinrich Heine in die Hand, die ein neues Charakterbild des Dichters vom christlichen, d. h. vom Standpunkte der katholischen Kirche aus geben will und unter den Schriften der Görres-Gesellschaft erschienen ist. Wir fürchteten, daß es dem Verfasser weniger auf die objective Erkenntniß und Darstellung der Lebensgeschicke, des Dichtens und Denkens Heine's ankomme, als auf eine parteiische Beleuchtung der Thatsachen; aber wir fühlten uns bald aufs angenehmste überrascht, als wir bemerkten, daß Keiter, so sehr er seinen Standpunkt behauptet und oft die parteiische Befangenheit nicht verleugnen kann, im ganzen doch ernstlich bestrebt ist, das Für und Wider über den schwer zu würdigenden Dichter sorgfältigst abzuwägen. Sein Urtheil ist nicht immer das unsere, aber eine gute Strecke des Wegs können wir mit dem ultramontanen Forscher gleichen Schritt halten, wir können uns seines feinen Sinns für poetische Schönheiten erfreuen und manchen Hinweis auf Heine's literarische Vorbilder dankbar begrüßen.

Der Eintheilung in meiner biographischen Skizze folgend, zerlegt der Verfasser den Gegenstand in drei Abschnitte, deren erster die Jugendzeit, deren zweiter die Jahre, als Heine die „Reisebilder“ verfaßte, und deren dritter die pariser Zeit behandelt.

Der erste schwierige Abschnitt ist im Biographischen nicht frei von Versehen; gleich die ersten Zeilen führen kritiklos den Februar 1798 als Heine's Geburtsdatum an, eine Angabe, die vor länger als Jahresfrist im fünften „Jahrbuch des Düsseldorfer Geschichtsvereins“ auftauchte, aber in ihrer Haltlosigkeit leicht zu durchschauen war: meine Widerlegung des Irrthums erschien einige Monate vor Keiter's Schrift („Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte“, Band 4, S. 465 fg.). Als richtiges Datum dürfte der 13. December 1797 jetzt ziemlich fraglos sein. Die Jugendjahre sind im übrigen hübsch und mit guter Kenntniß des Details geschildert *). Aber in die Darstellung des ersten hamburger Aufenthaltes haben sich einige Irrthümer eingeschlichen, auf die ich um so mehr hinweisen muß, als Keiter sich dabei ausdrücklich auf mich beruft. Es heißt da, bei Erzählung von Heine's erster Liebe zu seiner Cousine Amalie: „Er schrieb unter dem Ausbruch echtesten Schmerzes an Sethe am 27. October 1816 einen confusen Brief, der ihn unter der Schwere unerwiderter Leidenschaft dem Wahnsinn nahe zeigt. Vielleicht kam noch ein körperliches Leiden hinzu, das seine verzweifelte Stimmung auf die Spitze trieb. Elster deutet an, daß dieselbe geheime Krankheit, die später Heine's Ausschließung aus der göttinger Burschenschaft veranlaßte, möglicherweise auch der Grund war, weshalb seine Bewerbung um die Hand seiner Cousine erfolglos blieb.“ (S. 9.) Ich habe an der fraglichen Stelle nur auf Goedeke („Grundriß“, III, 439) verwiesen und aus diesem geht deutlich hervor, daß es sich um die göttinger Zeit, insbesondere die ersten Monate des Jahres 1821, handelt; Keiter aber bringt diese letztern Ereignisse in unmittelbaren Zusammenhang mit der ersten aufblühenden Herzensliebe Heine's vom Jahre 1816, während meiner Andeutung die Annahme zu Grunde lag, daß lange nach Heine's Scheiden von Hamburg jener Vorfall sich ereignet haben und für die endgültige Trennung der Liebenden von Bedeutung gewesen sein möge.

Bei Schilderung der berliner Zeit wird es unserm Verfasser offenbar recht unbehaglich. Wahrhaft erfreulich ist unter den immerhin reichen Eindrücken, die Heine in der preußischen Metropole erfuhr, eigentlich nur das Bestreben des Varnhagen'schen Kreises, der Bedeutung Goethe's

*) Nur ist in dem Kapitel über das frankfurter Intermezzo die Verwandlung des Bankiers Rindskopf in einen Bankier Rindsfleisch zu tadeln. (S. 7.)

durch verständnißvolle Vertiefung in dessen Werke gerecht zu werden. Aber wie wenig weiß Keiter diesen Einfluß zu würdigen! Er spricht nur von dem „Götzendienst", den die „schöngeistige Gemeinde" mit dem „Alten von Weimar" getrieben habe. Wer erkennt hier nicht mit Schmerzen den Parteigänger eines Alexander Baumgartner, jenes jesuitischen Literators, der sich nicht scheute, an dem „Befreier der Deutschen" zum Thersites zu werden?

Nicht ganz richtig hat Keiter Heine's Stellung zu dem jüdischen Reformverein in Berlin beurtheilt. Wir haben keinen Beweis dafür, daß Heine schon damals die religiöse Seite dieser Bestrebungen „verabscheut" habe; dies trat erst später ein. Der Verein huldigte dem religiösen Liberalismus, nicht aber der Religionslosigkeit, und unser Dichter hat allem Anscheine nach damals (1822) diesen Standpunkt getheilt. Auch dürfte sich der Haß gegen alles Deutsche, der sich in einem Briefe an Sethe kundgibt (angeführt S. 18) wesentlich aus überreizter Stimmung erklären, die aus dem Ton des ganzen Schriftstücks deutlich hervorklingt. Noch weniger zutreffend ist aber die Bemerkung (S. 17), daß die Mitglieder der wild-genialischen Gesellschaft von Lutter und Wegener es seien, auf die der bekannte Ausspruch passe:

Nur wenn wir im Koth uns fanden,
So verstanden wir uns gleich.

Im Gegentheil! Diese Worte galten solchen Personen, deren ganze Welt- und Lebensauffassung von derjenigen Heine's weit ablag.

Neu und beachtenswerth sind dagegen einige Bemerkungen Keiter's, die uns zeigen, daß der böse Spottvogel Heine nicht selten selbst im Spree-Athen die Zielscheibe bitterer Scherze wurde. So lesen wir S. 20 folgende Stelle:

Der Eifer, mit welchem er für seinen Freund Immermann die Reclametrommel schlug, ward ihm von eifersüchtigen berliner Schriftstellern sehr verdacht und veranlaßte folgendes Inserat im „Freimüthigen" (vom 18. Januar 1823): „Der rheinische Künstler, Herr Heinrich Heine, der aus allzu großer Bescheidenheit mit seinem Talente nicht hervorzutreten wagt, wird von seinen Verehrern dringendst ersucht, sie durch mimisch-plastische Darstellungen aus Immermann's „Edwin" zu erfreuen." Das Inserat hat, was noch von keinem Heine-Forscher hervorgehoben ist, einen sehr starken Beigeschmack. Junker Dunst in genanntem Drama ist genau die Person, als welche Heine in gewissen Kreisen Berlins verschrien war. Er ist stark sinnlich, prahlt gern und heuchelt beständige Melancholie. „Euere Lungen", sagt Eumer zu ihm, „waren schwach geworden vom Seufzen, und euere Augen entzündet von Thränen; ich aber habe oft die Zwiebel gesehen, die ihr verstohlen ins Schnupftuch wickeltet."

Den Beschluß der Darstellung der berliner Zeit bildet eine alles in allem recht wohlgelungene Charakteristik der Jugenddichtungen Heine's. Die älteste Gedichtsammlung wird feinsinnig gewürdigt, wenn auch mit reichen Anklängen an die Bemühungen der Vorgänger unseres Verfassers. Von besonderem Werthe sind aber hierbei etliche Hinweise auf Entlehnungen Heine's aus den Werken zeitgenössischer Schriftsteller. Namentlich hat Keiter auf die Ausbeute aus Hoffmann, Brentano und Jean Paul aufmerksam gemacht, ohne daß jedoch seine sehr dankenswerthen und neuen Erörterungen mehr als den Anfang einer wissenschaftlichen Untersuchung bezeichneten, die mit Ernst und Eifer fortgeführt werden sollte. So schreibt er (S. 25):

Aber ungleich größer ist der Einfluß der „Elixire des Teufels" von E. Th. A. Hoffmann gewesen, welche 1815 erschienen und großes Aufsehen erregten. Der Raum und andere Rücksichten verbieten uns, auf mehr als eine Stelle aufmerksam zu machen. Den Stoff, sowie Einzelheiten zu seinem sechsten und siebenten Traumbild, von denen Elster meint, daß sie auf Josepha bezüglich seien, hat Heine aus den „Elixiren" entnommen. Heine beschreibt, wie unter dem Zusammenströmen des seltsamsten Gespenstergesindels der Teufel ihn mit der Geliebten traut (VII) und wie die Geliebte, als sie ihm im Arm ruht, ihm von den Teufeln entrissen wird (VI). Medardus träumt, wie er inmitten eben solcher Gesellschaft die Geliebte umschlingt; da trennt sie der Teufel. Medardus sieht Köpfe mit Heuschreckenbeinen, Heine „Eulengesichter mit Heuschreckengebein"; der Teufel kommt zu Heine in Drachengespann, zu Medardus auf einem geflügelten Wurm; bei Heine erschallt zu dem Hexensabbat der „Verdammnißwalzer"; bei Medardus spielt ein Concertmeister einen Walzer zu dem Gespenstertanz; auch die Bezeichnung der Musiker als „winddürr" bei Heine ist von Hoffmann entlehnt.

Dieser Hinweis ist so überzeugend, daß von einem eigentlichen Widerspruch nicht die Rede sein kann; dennoch halte ich daran fest, daß die von mir (besonders in der Einleitung zum „Buch der Lieder", Heilbronn 1887) hervorgehobenen Beziehungen zu der Scharfrichterstochter Josepha neben diesen literarischen Vorbildern auf die Conception des sechsten und siebenten Traumbildes maßgebenden Einfluß geübt haben. — Unter den Balladen der frühesten Jugendzeit haben leider die „Grenadiere" bei Keiter keine genügende Würdigung gefunden, nachdem doch unter anderm der meist mit Unwillen citirte Bölsche in seinem lesenswerthen Buche bereits so treffend darüber gehandelt hatte.

Ueber das „Lyrische Intermezzo" bringt Keiter viel gute Bemerkungen vor, in denen wieder die Leistungen der Vorgänger mit Verständniß verwerthet sind. Freilich hat er seine Aufmerksamkeit weniger darauf gerichtet, die technischen Absichten, die Heine bei der abermaligen dichterischen Gestaltung seines Liebesschmerzes geleitet haben dürften, in helles Licht zu stellen. Aber er wollte wohl bereits von andern Gesagtes nicht noch einmal wiederholen. Auch die Dramen „Ratcliff" und „Almansor" bespricht Keiter mit angemessenen Worten.

In dem nächsten Abschnitt, der den Abschluß der Universitätsjahre behandelt, hat er wie andere die von mir ermittelte Liebe Heine's zu seiner Cousine Therese für die Beurtheilung von Heine's Leben und Dichten gebührend beachtet. Wenn er aber behauptet, daß Heine sogleich bei dem sechzehnjährigen Mädchen eine entschiedene Abweisung erfahren habe, und daß das Liebesdrama bereits im Sommer 1823 zum jähen Abschluß gelangt sei (S. 34 und 35), so weiß ich nicht, womit er diese Annahme erhärtet.

In dem biographischen Theil des zweiten Hauptabschnittes („Der Verfasser der Reisebilder") begegnet uns zu

Anfang der kleine Irrthum, daß Heine wirklich Advocat in Hamburg geworden sei, zu dem aber die soliden Bürger der Stadt kein rechtes Vertrauen hätten gewinnen können; in Wahrheit hat jedoch der Dichter den Plan, als Anwalt zu wirken, niemals ausgeführt, aus Gründen, über die uns die Aufklärung noch fehlt.

Die „Harzreise" ist wieder glücklich charakterisirt: der Verfasser hebt hervor, daß sich die politische und religiöse Tendenz in diesem Werke Heine's noch minder scharf und bedeutend geltend mache, als in spätern, und daß vielmehr die Polemik vor allem gegen die Beengtheit des Philisterthums gerichtet sei. Derartige Ausfälle waren aber auch bei Heine's Vorgängern bereits häufig zu finden, ja sie gehörten gleichsam zu den allgemein beliebten Punkten des romantischen Programms. Wiederum erörtert hier Keiter mit Geschick und ausgebreiteter Belesenheit im einzelnen die Anlehnungen Heine's an andere Autoren.

In der hierauf folgenden Beurtheilung des Liedercyklus „Die Heimkehr" hat Keiter das Neue, das für Heine's Entwickelung hier zu erkennen ist, nicht genügend hervorgehoben; namentlich hat er nicht erwähnt, daß erst jetzt häufiger die ironische Zersetzung des Gefühls bemerkbar wird, obwol meine Darlegung hiervon ihm bekannt gewesen ist. Die allmähliche Entwickelung der Kunstmittel in den verschiedenen Abtheilungen des „Buchs der Lieder" kommt überhaupt bei Keiter nicht zu angemessenem Ausdruck, wenn er auch später in der allgemeinen Uebersicht am Schlusse seines Werks darauf hinweist, daß uns das berühmteste Buch Heine's sein dichterisches Vermögen in immer größerer Vollkommenheit erkennen lasse und ein Abbild seiner dichterischen Entwickelung sei.

Die „balladenartigen Gedichte", die namentlich am Schlusse der „Heimkehr" sich finden, hat unser Verfasser wiederum treffend beleuchtet; es ist besonders bemerkenswerth, daß der strenge Katholik an der „Wallfahrt nach Kevelaer" kein unbedingtes Gefallen findet. „Ohne den zweiten Theil", schreibt er, „wäre das Gedicht ein kleines Meisterwerk", aber er fügt hinzu: „Eine katholische Mutter, deren Sohn sich um das todte Gretchen grämt, bringt ihren Jungen nicht nach Kevelaer, damit er dort der Mutter Gottes ein Wachsherz opfere, und so sentimental ist kein Bursch aus dem Volke, daß er es thäte. Das ist eine gemachte Naivetät."

Mag dieses Urtheil zutreffend sein, so vermögen wir dagegen nicht dem großen Lobe zuzustimmen, das Keiter den Gedichten „Ratcliff" und „Götterdämmerung" widmet; von dem erstern sagt er, das ergreifende Gedicht gehöre zu den schönsten, welche Heine in seinen guten Stunden gedichtet, während es von dem andern heißt: „In keinem Gedicht hat Heine seiner innern Zerrissenheit so kräftigen Ausdruck gegeben, wie in diesem." Wir vermögen über den allzu grellen und bombastischen Ton dieser beiden Gedichte nicht so leicht hinwegzukommen.

In hohem Grade ist dagegen Keiter der Bedeutung der „Nordseebilder" gerecht geworden, ohne daß wir jedoch sagen könnten, daß er wesentlich Neues vorgebracht habe; und wenn er der Ansicht ist, daß in dem Gedicht „Meeresstille" bedauerliche Verzerrung zu erkennen, sowie daß die herrliche Scene im bremer Rathskeller ein matter Epilog sei, so sind wir nicht im Stande, ihm zuzustimmen.

Die dritte Abtheilung der „Nordsee", die in Prosa geschrieben ist, wird bei Keiter sehr kurz abgethan und es ist wiederum bezeichnend, daß er der trefflichen Worte, die hier über Goethe gesagt sind, gar nicht gedenkt; er sah darin wol nur wiederum „Götzendienst"!

Viel besser ist das Buch „Legrand" gewürdigt, in welchem der Verfasser vier Abtheilungen, deren jede fünf Kapitel ausmacht, unterscheidet. Von einer Erklärung des schwerverständlichen Werks durch die besondern Lebensumstände des Dichters sieht Keiter ab; aber wenn er auch auf diese Weise zu einem vollen Verständniß des Ganzen nicht vordringt, so hat er doch das Einzelne treffend gewürdigt und namentlich ist die Erörterung des zweiten Abschnitts, der über Napoleon handelt, sehr gelungen. Freilich ist es befremdend, daß der Verfasser nicht Ein Wort der Misbilligung über Heine's Schwärmerei für den fremden Imperator findet, während er doch bei den geringsten ausfälligen Bemerkungen über religiöse Dinge sogleich mit seiner Verurtheilung zur Hand ist. Auf das beste aber hat Keiter die stilistischen Vorzüge dieses eigenartigen Werks von Heine beleuchtet, und so kann man auch von diesem Kapitel seines Büchleins nicht ohne einige Befriedigung scheiden.

Der dritte Band der „Reisebilder" bietet für jeden anständigen Menschen bedauerliche Partien, und so ist es denn begreiflich, daß Keiter, der die sittliche und christliche Gesinnung für sich ganz besonders in Anspruch nimmt, seiner Entrüstung den lebhaftesten Ausdruck verleiht. Die erfreulichen Abschnitte der „Reise von München nach Genua" weiß er zwar auch zu loben, aber die „Bäder von Lucca" mit ihrer Polemik gegen den Grafen Platen sind ihm ein Greuel. Ueber formale Anlehnung an fremde Vorbilder gibt der Abschnitt wieder bemerkenswerthe Andeutungen.

Die unangenehmste Aufgabe für Keiter mochte die Besprechung des vierten Bandes der „Reisebilder" sein, in dessen erster Abtheilung, der „Stadt Lucca", sich manche heftige Angriffe auf die katholische Kirche finden. Was sollte es nützen, hier mit dem Verfasser zu rechten, was, wenn wir hervorheben wollten, daß zwischen vergänglichen Institutionen der Kirche und wahrem Christenthum ein Unterschied vorhanden sei, den Keiter geflissentlich übersieht?

Ueber den „Neuen Frühling" bringt er nur lobende Bemerkungen vor, und mit Befremden erkennen wir, daß er das Conventionelle einzelner Züge nicht lebhaft empfunden hat, obwol bereits mancher seiner Vorgänger mehr oder minder deutlich darauf hingewiesen hat, daß neben tiefgefühlten Gedichten in dieser Abtheilung sich doch auch solche finden, in denen der Dichter nur seine vielfach bewährten Darstellungsmittel aufs neue kunstvoll anwendet.

Der dritte Abschnitt von Keiter's Werk ist betitelt: „Die Mannesjahre. Politische und religiöse Kämpfe. Tod." Er umfaßt die pariser Zeit. Ueber das erste größere Werk, das Heine von dort aus nach Deutschland sandte, über die „Französischen Zustände" urtheilt Keiter ziemlich scharf, ohne daß wir ihn aber deswegen directer Ungerechtigkeit bezichtigen könnten. Heine hat eine schwankende Stellung eingenommen, und sein charaktervoller Gegner Börne war nicht ganz unberechtigt, wenn er Heine's Gesinnung, freilich nicht ohne parteiische Uebertreibung, bemängelte. Aehnlich schreibt Keiter: „Ein Mann, der heimlich in solchen Winkelzügen sich ergeht, während er öffentlich mit der Idealität seiner Absichten prahlt, verdient wahrlich nicht, daß man ihn als ernsthaften Politiker und politischen Märtyrer feiert." (S. 85.)

In den folgenden Jahren steht die sensualistische Philosophie St.-Simon's im Vordergrund von Heine's Interesse, und im Geiste dieser hat er sein Buch „Ueber die Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland" und über „Die romantische Schule" verfaßt. Selbstverständlich vermag Keiter dem erstern nicht Eine gute Seite abzugewinnen, und es hat wenig Zweck, mit ihm hierüber in eine Erörterung einzugehen, zumal ja auch wir uns häufig nicht zu dem Inhalt der Heine'schen Schrift bekennen können.

Warmes Lob dagegen findet bei ihm „Die romantische Schule", während die „Memoiren des Herren von Schnabelewopski" in Bausch und Bogen verurtheilt werden. Wenn Keiter aber sein Verdict dahin zusammenfaßt, daß hier „schamlose Bordellpoesie" gegeben sei, so hat er doch die reinern Partien der humoristischen Erzählung gar nicht mit ins Auge gefaßt. Ueber den „Rabbi von Bacharach" (S. 97) wiederholt er das unbedingt günstige Urtheil, das vor allem wol durch Goedeke's verhältnißmäßig milde Kritik in Umlauf gesetzt worden ist. Immerhin dürfen wir nicht vergessen, daß Heine trotz der Vorzüge dieses Werks seine Eigenthümlichkeiten hier weniger geistvoll und frei an den Tag legt.

Die Beurtheilung der Schrift über Börne berücksichtigt nicht genügend die besondern historischen Verhältnisse, die auf deren Abfassung von Einfluß waren. Keiter legt die Sache so dar, als ob lediglich der Haß noch zwei bis drei Jahre nach Börne's Tode unserm Dichter die Feder in die Hand gedrückt hätte. Heine trat aber Börne deshalb so scharf gegenüber, weil die liberale Propaganda in Paris noch von dem todten Volkstribunen allzu starkes Aufsehen machte, und weil das unkluge Gebaren von Börne's Anhängern seinen Unwillen und Spott erregte. Die Schrift ist nicht nur gegen den politischen Führer, sondern gegen eine ganze kopflose Partei gerichtet.

In der Beurtheilung der Werke aus Heine's letzter Lebenszeit, der „Neuen Gedichte", des „Atta Troll", des „Wintermärchens" und des „Romancero" spürt Keiter immer mit dem Eifer des wohldisciplinirten Geistlichen nach den mannichfaltigen anstößigen Stellen über religiöse und sittliche Dinge. In dem Gedicht „Disputation" ist nach seiner Meinung jede Art der Gottesverehrung in abstoßender Weise gelästert, in dem „Vitzliputzli" sieht er das heilige Altarssakrament verhöhnt u. dgl. m. Aber nicht hierbei wollen wir verweilen, zumal wir ja auch hier dem Urtheil Keiter's ein gut Theil Berechtigung einräumen müssen: erwähnen wollen wir vielmehr, wie er doch auch die dichterische Bedeutung des spätern Heine zu würdigen weiß. Er schreibt:

> Ueber all diese Gedichte erheben sich jedoch wie Waldriesen über zwerghaftes Unterholz eine Anzahl Romanzen, namentlich aus dem „Romancero", sowie einzelne Theile aus „Atta Troll". Gewiß leiden viele Romanzen am Mangel eines wirkungsvollen Abschlusses; gewiß wird bei manchen die Wirkung beeinträchtigt durch den Gebrauch alltäglicher Wendungen, durch nachlässigen Versbau (meist vierfüßige ungereimte Trochäen) sowie durch redselige Breite; aber es bleibt genug übrig, was als goldecht bezeichnet werden darf. Hier thut Heine glückliche Griffe in Geschichte und Leben, er trifft den epischen Ton ausgezeichnet, stellt mit plastischer Anschaulichkeit dar und breitet über das Ganze einen wundervollen Farbenschmelz.

Die politischen Ausfälle besonders im Wintermärchen „Deutschland" erfahren bei Keiter eine scharfe Abfertigung. Auch wir können uns über die Polemik dieses antinationalen Werks nicht hinwegsetzen, so sehr wir bereit sind, die historischen Verhältnisse zu berücksichtigen und den besondern Groll des Dichters zu begreifen.

Noch ein vierter Abschnitt bietet eine allgemeine Uebersicht über die Bedeutung von Heine's Wirken. Die politische Entwickelung des Dichters wird hier ungünstig, aber nicht eben unrichtig beurtheilt. Das Schwankende seiner Gesinnung, die Art und Weise, wie er bald mit Ludwig von Bayern, dann, im Jahre 1837, mit der preußischen Regierung zu „transagiren" bereit ist, oder wie er von dem berüchtigten Diamantenherzog einen Orden erwünscht, das alles paßt nicht zu der Rolle eines Volkstribunen, die Heine doch hat spielen wollen. Wir können in dieser Hinsicht Keiter's Ansicht im wesentlichen billigen.

Dagegen ist sein Urtheil über die von Heine häufig betheuerte religiöse Umkehr nach unserer Meinung nicht zutreffend. Kein Mensch kann über seinen Schatten springen, und Keiter ist nicht im Stande, freieren religiösen Anschauungen, die von den positiven Lehren der Kirche abweichen, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Heine versichert, daß er an einen persönlichen Gott und an die persönliche Unsterblichkeit der Seele in den letzten Jahren seines Lebens wieder geglaubt habe, daß er aber jedem positiven Bekenntniß fern geblieben sei. An dieser Thatsache haben wir kein Recht zu zweifeln; denn wenn sich auch noch in den spätern Jahren Aeußerungen finden, die frommgläubige Gemüther verletzen können, so wird man doch bei genauerem Zusehen bemerken, daß sie sich in der Regel nur gegen äußere Einrichtungen der Kirche, gegen das Gebaren der Priester u. s. w. richten, oder daß in der Art und Weise, wie Heine von göttlichen Dingen redet, nicht im Inhalt, sondern im Ausdruck die Gewohn-

heiten der frühern Zeit noch nachklingen. Derartige Unterscheidungen zu machen, ist aber nicht Keiter's Sache.

Gut spricht er dagegen über die starke Subjectivität unsers Dichters und er hebt hervor, daß der sogenannte Weltschmerz mit Heine's persönlichen Bedrängnissen in engster Verbindung stehe, daß dieser nur deshalb die Welt ein Lazareth genannt habe, weil sein Herz eine Krankenstube gewesen sei. Wir können zugeben, daß auf Heine's Anschauungen seine persönlichen Erfahrungen einen wesentlichen Einfluß geübt haben, aber ein schwerer Vorwurf ist hiermit nicht ausgesprochen; immer wird derjenige die Last socialer Verhältnisse besonders stark betonen, der selbst unter ihr zu leiden gehabt hat. „Aber", fährt Keiter fort, „Schmerz litt er, das ist keine Frage, vor allem mannichfachen Liebesschmerz." Er weist die Annahme des geistvollen Victor Hehn zurück, als ob Heine, „wie mancher seiner Stammesbrüder", nur die Nachtigallenklänge des deutschen Dichterwaldes geschickt nachgeahmt habe, ohne selbst eine tiefere Empfindung dabei zu haben. „Heine hat in seiner Jugend wirklich geliebt und jedesmal unglücklich; seine Briefe aus jener Zeit tragen den Stempel der Wahrheit." So wird Keiter den erfreulichen Zügen des Dichters gerecht, um aber gleich darauf sich über die schmutzigen Seiten in Heine's Dichtungen zu entrüsten, wobei er es an einigen Ausfällen auf den „Alten von Weimar", den er als Heine's Vorgänger in dieser Hinsicht hinstellt, nicht fehlen läßt.

Dann aber erhebt er sich zu einer zusammenfassenden Kritik von Heine's Schaffen, einer feinsinnigen Beleuchtung seiner Bedeutung als Dichter und Prosaiker (S. 122 fg.), die wir, trotz mancher Schärfen, zu dem Besten zählen dürfen, was in dieser Hinsicht gesagt worden ist, und endlich wird Heine's Witz (S. 125 fg.), wenn auch nicht ohne Uebertreibung, so doch geistvoll gewürdigt.

So begrüßen wir denn in dieser Arbeit des ultramontanen Verfassers eine Schrift, die dem kritischen Leser reichen Gewinn bietet. Keiter ist mit poetischem Verständniß begabt und besitzt gute Kenntnisse, er klärt manche Beziehungen in Heine's Werken auf und er hat auch da, wo sein Urtheil befangen ist, doch immer das Bestreben, es in verhältnißmäßig ruhigen Worten kundzugeben.

Gegenüber dieser bemerkenswerthen Arbeit tritt die kleine Abhandlung von Theodor Odinga in den Hintergrund. Die Einflüsse der Romantik auf Heinrich Heine lassen sich nicht in einem Vortrag von zweiundzwanzig Druckseiten in befriedigender Weise erörtern. Was Odinga bietet, verräth durchaus keine Kenntniß des Details, vielmehr sind einige leicht wahrnehmbare Züge über Heine's Beziehungen zu der romantischen Schule hier aufs neue derart besprochen, wie man es in manchen Handbüchern und in den Werken über Heine findet.

Die Schrift von Keiter enthält gerade über das von Odinga gewählte Thema außerordentlich viel werthvollere Mittheilungen.

Ernst Elster.

Feuilleton.

Ueberzeugt von der Bedeutsamkeit und dem innern Werthe des Inhalts haben wir in d. Bl. f. 1892, S. 62 fg. die ersten fünfzehn Hefte der „Neuen Folge" des „Familienbücherschatzes" zur Anzeige gebracht, den die „Schriftenvertriebsanstalt zu Weimar", die buchhändlerische Geschäftsstelle des „Vereins für Massenverbreitung guter Schriften", unter Aufbietung aller verfügbaren Mittel und Kräfte eifrig nach sämmtlichen Richtungen der Windrose verbreitet. Wiederum liegen jetzt vierzehn Lieferungen vor, und wir sind somit in den Stand gesetzt, einen erneuten Einblick in den tiefwurzelnden Ernst, der das ganze Unternehmen beseelt, zu thun und danach unser neulich gefälltes Urtheil zu bestätigen. Wir erhalten da zunächst die weitere Fortsetzung von Ludwig Rellstab's ganz vortrefflichem historischen Roman „1812" (die sechste Auflage der Originalausgabe erschien unlängst in vier Theilen bei F. A. Brockhaus), in dem die gewaltigen Ereignisse aus dem Jahre, wo der Stern des großen Napoleon zu erbleichen begann, insbesondere der ausschlaggebende russische Feldzug und der Brand von Moskau, der alten Zarenstadt, einen äußerst spannenden Hintergrund bilden: in der That, eins der besten deutschen Werke seiner Art. Man werfe nicht ein, hier spräche ein Schriftsteller eines verflossenen Geschlechts zu uns, mit dessen Denken und Fühlen wir nichts oder blutwenig gemein haben: erst ganz kürzlich hat Rellstab's Witwe das Zeitliche gesegnet. „1812, oder die Häscher des Kaisers" bleibt ein werthvolles geschichtliches Zeitgemälde. Ueber die fernerhin in diesen Heften fortgeführte preisgekrönte Erzählung „Der Puppenspieler" von dem federgewandten Karl Schultes, der hier aus seinen reichhaltigen Erfahrungen als Mitglied und Leiter wandernder „Schmieren" schöpft, brauchte man sich kaum noch des Nähern auszulassen. Schultes ist ein Literat von Ruf und versteht seine Sache, die lesenswerthe und nachhaltig wirksame volksthümliche Novellistik. Beide Werke bieten eine außerordentliche Fülle einfacher klarer Züge, echt menschlicher Momente. Bei Rellstab tritt aus dem düsterschaurigen Tableau des riesigen Völkerkampfes, der mit meisterlichem Geschick und in den glühendsten Farben geschildert wird, deutlich, in edelster Plastik das Bild zweier von den Häschern des corsischen Welteroberers politisch verdächtigter und unschuldig verfolgter deutscher Jünglinge hervor, deren Schicksale inmitten des französischen Heeres, auf den unendlichen russischen Eisgefilden sich erfüllen. Wir glauben namentlich den Militärbehörden, Kriegerverbänden und ähnlichen Organen und Körperschaften einen Dienst zu erweisen, indem wir sie auf diese gehaltvolle, durchaus von vaterländischem Geiste getragene Veröffentlichung mit dem erhebenden und begeisternden Schlußausblick auf den großen deutschen Befreiungskrieg von 1813 aufmerksam machen. Schultes' Erzählung hinwiederum greift mitten in das bunte Leben der niedern Schichten unseres Volks hinein und zaubert ohne Aufwand erheblicher Kunstmittel ergreifende Scenen aus dem Thun und Treiben eines herumziehenden Puppentheaterbesitzers vor unsere Augen, mit feinem sachlichen Verständniß und ohne irgendwie übertriebene Realistik der Auffassung. Gesundheit und Frische in letzterer Hinsicht müssen wir auch bei Luise Glaß rühmen, der verdienten Verfasserin der in den vorliegenden Heften rührig weitergeförderten Geschichte „In die Welt". Der Kundige weiß, daß er ihr, die sich durch anerkannte pädagogische Unterhaltungslektüre und durch hübsch geschriebene Novellen hervorgethan hat, unbedingt vertrauen darf. Da ihre dies-

malige Arbeit noch im Erscheinen begriffen ist, so verschieben wir lieber ein Eingehen auf den Inhalt bis zur Vollendung. Wer sich über die sociale Tragweite der Bestrebungen und Ziele des Vereins näher unterrichten will, lese die interessante Agitationsschrift des Gründers und ersten Generalsecretärs, Dr. Heinrich Fränkel, „Ein neuer Weg zur geistigen und sittlichen Hebung des Volks“ (Berlin, L. Simion), die in knapp zwei Jahren etwa 35 Auflagen erlebt hat. Außerordentlich emsig wirkt auch der derzeitige Schriftführer und Generalsecretär, der bekannte Musikschriftsteller Dr. Arthur Seidl in Weimar.

— Als Sonderabdruck aus den „Dresdener Wochenblättern“ ist soeben erschienen: „Kunst und Naturalismus“ von Kurt Ehrenfried Geucke (Dresden, Damm, 1892). Offen gestanden sehen wir die Nothwendigkeit dieses „Sonderabdrucks“ nicht ein. Geucke hat ja ganz richtige Kunsteinsichten und dürfte vielleicht auch nach den Versicherungen seiner Recensenten ein hoffnungsvoller Dichter sein. Eine besondere Begabung oder Originalität als Kunstdenker konnten wir in ihm nicht entdecken, er muthet uns vielmehr wie ein sehr jugendlicher begabter Schüler der deutschen Aesthetik an, der in dem tobenden literarischen Kampf sich kein Gehör verschaffen wird: wesentlich steht er auf dem platonisch-schopenhauerischen Standpunkt: die Kunst hat die „Ideen“ der Dinge darzustellen. Aber bekanntlich ist mit diesem Satze noch nicht viel gewonnen; die „Idee“ erscheint jedem Menschen anders, und der Begriff „Idee“ ist so umfassend, so abstract, daß nur gewiegte Dialektiker sich in dieser Region abstractesten Kunstdenkens bewegen können. Der Kampf, der jetzt die Geister beschäftigt, ist schon lange nicht mehr der Streit um den Naturalismus; wer näher zusieht, merkt, daß es sich eben um jene Weltanschauung handelt, die Geucke vom rechten Künstler fordert; soweit sind die Aesthetiker des Naturalismus auch schon gekommen. Ola Hansson hat z. B. die „wissenschaftliche Objectivität“ in der Poesie für ein Unglück erklärt; Hermann Bahr hat die „Ueberwindung des Naturalismus“ verkündet; in dem Organ der berliner „Freien Bühne“ wird der Nietzsche-Cultus betrieben, der doch gewiß nicht zum Naturalismus in Zola's demokratischem Sinne führen kann. Der Naturalismus ist demnach als rein formale Kunstlehre erledigt. Aber eben die originale Weltanschauung! Auf den Genius, der sie bringt, warten wir noch alle mitsammen, Idealisten und Naturalisten. Geucke kämpft demnach gegen überwundene Theorien und im übrigen bringt er Gemeinplätze. Er muß noch viel nachlesen, wenn er ein wirklich Neues lehrender Aesthetiker sein will.

— Als zweiter Theil der „Allgemeinen Länderkunde“ erscheint im Verlage des Bibliographischen Instituts in Leipzig die Geographie Asiens unter dem Titel „Asien“ von Professor Wilhelm Sievers, dem bekannten Verfasser des Buchs über Afrika. Das sehr reich illustrirte Werk soll im September dieses Jahres fertig vorliegen.

Bibliographie.

Ackermann, P., Franz von Kleist. Eine litterarische Ausgrabung. Berlin, C. F. Conrad. Gr. 8. 60 Pf.

Balaguer, V., Die Pyrenäen. Trilogie. Nach dem Catalanischen im Versmaass des Originals verdeutscht von J. Fasteurath. Leipzig, C. Reissuer. Gr. 8. 3 M.

Bancalari, G., Feldmarschall Graf Radetzky als Kriegsheld und Heerführer mit besonderer Berücksichtigung seiner Wirksamkeit in den Befreiungskriegen 1813—1815 und seines Einflusses auf das moderne Kriegswesen. Mit einer Abbildung des Radetzky-Monuments in Wieu. Wien, C. Konegen. Gr. 8. 60 Pf.

Bartsch, R., Aus Bergen und Wäldern. Gedichte. Straßburg i. E., H. Friedemann Nachf. 16. 2 M.

Becher, P., Der Kronprinz Friedrich als Regiments-Chef in Neu-Ruppin von 1732—1740. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 4 M.

Berger, H., Hohe Kreise. Novelle. Mainz, J. Wirth'sche Hofbuchdruckerei. 8. 25 Pf.

Berlepsch, G. v., Thalia in der Sommerfrische. Eine Novelle. Leipzig, C. Reißner. 8. 3 M.

Billerbeck, A., Die älteste Geschichte der Menschheit und unsere Zeit. Vortrag. Freienwalde, F. Dräseke. Gr. 8. 50 Pf.

Die schönsten Bismarckbriefe. Dresden, Druckerei Glöß. Gr. 8. 50 Pf.

Blum, E., und S. B. Alexander, Wer lügt? Ein soziales Frage zeichen. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 2 M. 40 Pf.

Bokemeyer, H., Das Auswanderungswesen in der Schweiz, in Belgien, England und Deutschland nach offiziellem Schriftenmaterial. Berlin, C. Heymann. Gr. 8. 2 M.

Carneri, B., Ungarische Volkslieder und Balladen. Deutsch von B. C. Wien, W. Braumüller. 12. 2 M.

Der Clericalismus, ein Feind des Volkswohls und keiu Freund der Religion. Mahnruf eines liberalen Katholiken an das deutsche Volk. Mit einem Begleitworte von K. Pröll. Berlin, H. Steinitz. 8. 60 Pf.

Delmau, G., Ehrlos. Eine kritische (sociale) Studie. Berlin, A. H. Fried u. Comp. 8. 1 M. 50 Pf.

Ernst II., Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha, Aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Bearbeitet in 1 Bde. 1. Lfg. Berlin, Besser. Gr. 8. 1 M.

Flüggen, O. G., Biographisches Bühnen-Lexikon der deutschen Theater. Von Beginn der deutschen Schauspielkunst bis zur Gegeuwart zusammengestellt. 1. Jahrg. München, A. Bruckmaun. 8. 4 M.

Frischauf, J., Aus den Schladminger Tauern. Graz, Leuschner u. Lubensky. 8. 1 M. 30 Pf.

Gartelmann, H., Dramatik. Kritik des Aristotelischen Systems und Begründung eines neuen. Berlin, S. Fischer. Gr. 8. 6 M.

Gwinner, W., Goethes Faustidee nach der ursprünglichen Conception, aufgedeekt und nachgewiesen. Frankfurt a. M., J. Baer u. Comp. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Hayem, A., Wahrheit und Schein. Nachlass. Mit einem Briefe von A. Dumas. Aus dem Französischeu. Leipzig, Duncker u. Humblot. 8. 2 M. 80 Pf.

Heisler, H., Ein Ausflug in das Gebiet des Bewußtseins. Basel, Schweizerische Verlags-Druckerei. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Jensen, W., Uebermächte. Zwei Novellen. Berlin, E. Felber. 8. 4 M.

Kaerger, K., Tangaland und die Kolonisation Deutsch-Ostafrikas. Thatsachen und Vorschläge. Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 3 M.

Kiesling, Geschichte des königlich preußischen hessischen Train-Bataillons Nr. 11 und der vormaligen großherzoglich hessischen Train-Kompagnie. Mit 2 farbigen Uniformtafeln, 1 Uebersichtskarte und 7 Skizzen in Steindruck. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 3 M. 25 M.

Kleser, H., Bismarck-Prometheus. Wie war's einst, und wie ist's heute in Deutschland. Eine Bismarckrede. Köln, P. Neubner. Gr. 8. 60 Pf.

Kunz, H., Der Bürgerkrieg in Chile. Mit Porträts, Karten und Plänen. Leipzig, Brockhaus. 1892. 8. 5 M.

Laistner, L., Germanische Völkernamen. Stuttgart, W. Kohlhammer. Gr. 8. 1 M.

Meili, F., Geschichte und System des internationalen Privatrechts im Grundriss. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Nagel von Brawe, H., In schwerer Bö. Novelle. Leipzig, C. Reißner. 8. 3 M.

Nattcrer, K., Zur Chemie des Meeres. Wien, W. Braumüller. Gr. 8. 70 Pf.

Paulus, E., Gesammelte Dichtungen. Stuttgart, F. Frommann. 8. 4 M.

Pierantoni-Mancini, G., Am Tiber. Novelle. Uebersetzt von T. Höpfner. Berlin, G. Reimer. 8. 1 M. 20 Pf.

Die Reform unserer Gymnasien, beleuchtet vom christlich-socialen Standpunkte. Von Josephus Alethagoras. Graz, U. Moser. Gr. 8. 80 Pf.

Riffert, J., Ein Trauerspiel im Heidelberger Schloß. Schauspiel. Leipzig, G. Fock. 8. 2 M.

Rohmer's, F., Wissenschaft und Leben. 5. u. 6. Bd. Friedrich Rohmer's Leben und wissenschaftlicher Entwicklungsgang. Entworfen von J. C. Bluntschli. Bearbeitet und ergänzt von R. Seyerlen. Mit den Bildnissen F. und Th. Rohmer's. 2 Bde. München, C. H. Beck. Gr. 8. 15 M.

Schaumburg, K., Ein Verkannter. Lustspiel. Leipzig, O. Mutze. 8. 1 M.

Stahl, F., Hängt sie tiefer. Eine Beleuchtung unserer Theaterkritik. Berlin, E. Rentzel. Gr. 8. 50 Pf.

Strobl, C., Im Sturme des Lebens. Gedichte. Leipzig, Literarische Anstalt Aug. Schulze. 16. 1 M. 20 Pf.

Vogt, J. G., Eine Welt- und Lebensanschauung für das Volk mit besonderer Berücksichtigung der wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Fragen. 1. Lfg. Leipzig, E. Wiest. Gr. 8. 10 Pf.

Warsberg, A. Freih. v., Die Kunstwerke Athens. Auf den Spuren des Gandenzio Ferrari. Ein Sommernachtstraum in der Walhalla. Nachgelassene Schriften. Wien, W. Braumüller. 8. 4 M.

Weeningh, W., Vom heiligen Christ. Paderborn, Bonifacius-Druckerei. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.

Weisengrün, P., Das Problem. Grundzüge einer Analyse des Realen. Leipzig, C. G. Naumann. Gr. 8. 3 M.

Wessinger, A., H. Witte und H. Herbers, Beiträge zur Namen-Verbesserung der Karten des Deutschen Reichs. Herausgegeben von A. Kirchhoff. Leipzig, G. Uhl. 8. 3 M.

Wilhelm II., Romantiker oder Sozialist? Von *_*. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 60 Pf.

Die deutschen Wolgacolonien. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 30 Pf.

Zerbst, M., Nein und ja! Antwort auf Dr. Hermanu Türck's Friedrich Nietzsche und seine philosophischen Irrwege. Leipzig, C. G. Naumann. Gr. 8. 1 M.

Zitscher, F., Einheitsgymnasium und Realschule. Bericht au die Patronatsbehörde über die schwebeuden Fragen der Schulreform, nebst 2 Beilageu und einem Nachwort über die neuen Lehrpläne und über das Versuchsgymnasium in Frankfurt a. M. Forst i. L. (Leipzig, G. Fock.) Gr. 4. 75 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe an eine Freundin

von

Wilhelm von Humboldt.

Zwölfte Auflage.

Mit einem Facsimile, einem Vorwort und Sach- und Namenregister.

8. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 6 M.

Das berühmte Buch, welches durch die geistvolle Aussprache über die tiefsten, den denkenden Menschen bewegenden Fragen des Lebens und durch die edle ungekünstelte Sprache zu einer bleibenden Zierde der deutschen Nationalliteratur geworden ist, liegt bereits in zwölfter Auflage vor.

Briefe von Charlotte Diede,

der Freundin Wilhelm von Humboldt's,

an Karl Schulz.

Mit einer Einleitung von **Gustav Lothholz.**

8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Diese Briefe von Charlotte Diede sind allen Lesern von Wilhelm von Humboldt's „Briefen an eine Freundin" als eine Ergänzung derselben zu empfehlen. Sie wurden an den Archivar beim Stadtgericht in Berlin, Karl Schulz, gerichtet, durch welchen Humboldt auf seinem letzten Krankenlager der Freundin von seinem Befinden Nachricht geben ließ, und eröffnen tiefe Blicke in das Seelenleben der schwergeprüften Frau. In der vorausgehenden Einleitung entwirft Professor Lothholz einen Umriß ihres äußern Lebensganges.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lebensbilder.

Von

Moriz Carriere.

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M. 50 Pf.

(Bildet zugleich den zwölften Band der „Gesammelten Werke".)

Inhalt: Oliver Cromwell der Zuchtmeister zur Freiheit. — Deutsche Geisteshelden im Elsaß. — Deutschlands und Frankreichs gemeinsame Culturaufgaben. — Börne. — Peter Cornelius. — Bettina von Arnim. — Liebig und Platen. — Hermann Immanuel Fichte. — Hermann Ulrici. — Johannes Huber. — Melchior Meyr. — Ferdinand Freiligrath. — Emanuel Geibel. — Wer ist der Faustdichter? — Dreißig Jahre an der Akademie der Künste zu München.

Der berühmte Verfasser vereinigt in diesem Werke eine Reihe von Aufsätzen aus älterer und neuerer Zeit, welche als Beiträge zur Biographie, Geschichte, Literatur- und Culturgeschichte von bleibendem Werthe sind. Die Sammlung empfiehlt sich durch Vielseitigkeit des Inhalts den weitesten Leserkreisen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Liebe.

Aus den Papieren eines Fremdlings.

Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von

F. Max Müller.

Neunte Auflage. 8. Geh. 3 M. Geb. m. G. 4 M.

Die von dem berühmten deutschen Gelehrten Prof. F. Max Müller in Oxford verfaßte, seelenvoll und mit psychologischer Feinheit erzählte Novelle hat in Deutschland wie im Auslande so zahlreiche Freunde gefunden, daß immer neue Auflagen nöthig werden. Das Buch empfiehlt sich durch seinen Inhalt wie auch durch sein ansprechendes Gewand besonders zu einer Gabe für die gebildete Frauenwelt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erzählungen aus dem Ries

von **Melchior Meyr.**

Vierte Auflage. Vier Bände.

8. Jeder Band geh. 3 M., geb. 4 M.

Die Bände sind einzeln unter folgenden Titeln zu beziehen:

Ludwig und Annemarie. — Ende gut, alles gut.
Die Lehrersbraut. — Der Sieg des Schwachen.
Regine. — Gleich und Gleich.
Der schwarze Hans. — Georg.

Melchior Meyr's „Erzählungen aus dem Ries" sind anerkannt als Dorfgeschichten, in denen das Leben der Bewohner jenes gesegneten schwäbischen Gaues lebenswahr geschildert wird, als ein würdiges Seitenstück zu Auerbach's „Schwarzwälder Dorfgeschichten".

In der auf die Hälfte des frühern Preises ermäßigten vierten Auflage sind die Bände auch einzeln verkäuflich.

Verlag v. F. A. Brockhaus, Leipzig.

EMIN-PASCHA.

Eine Sammlung von Reisebriefen Dr. Emin-Pascha's.

Herausgegeben von Dr. G. Schweinfurth u. Dr. F. Ratzel.

Mit Porträt und Lebensskizze.

Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

„Ein classisches Werk." Colonial-Jahrb.

„Von packendem Interesse." Illustr. Ztg.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher Cacao.

in Pulver- u. Würfelform.

HARTWIG & VOGEL Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 29. — 21. Juli 1892.

Inhalt: Friedrich Nietzsche. Von Otto Immisch. — Novellen und Novelletten. Von Heinrich Löbner. — Lyrisches und Episches. Von Fritz Lemmermayer. — Zur Musikliteratur. Von Heinrich Reimann. — Eine neue Theorie des Dramas. Von Julius Deckel. — Zur Religion und Religionsgeschichte. Von Karl Sallmann. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Friedrich Nietzsche.

Noch sind es wenige, die Nietzsche auch nur dem Namen nach kennen, und doch gibt er sich nicht nur selbst als einen Erlöser der Menschheit, sondern wer seine Gemeinde über ihn sprechen gehört hat, weiß auch, daß er als ein Erlöser verehrt wird. Wie kommt es, daß er so wenig gelesen wird? Es kommt daher, daß er ausschließlich für Männer schreibt und zwar für Männer von eigenem Urtheil, denen am nützlichen Einklang ihres Denkens mit den Vorstellungen der Gesellschaft, in der sie leben, wenig gelegen ist; daher, daß er den behaglichen Durchschnittsmenschen auf jeder Seite beleidigt, daß er ihm rücksichtslos selbst das Liebste und Heiligste zertrümmert; dann auch daher, daß er um den „Allerweltsblechklingklang Ruhm", die „Münze, mit der alle Welt bezahlt", die er „nur mit Handschuhen" anfaßt, selbst sich nie bemüht hat; endlich, weil seine Sprache eigenwillig und mit prachtvoller Kühnheit um das Verständniß seiner Leser völlig unbekümmert zu sein scheint. „Diesen Menschen von heute will ich nicht Licht sein, nicht Licht heißen. Die — will ich blenden. Blitz meiner Weisheit! stich ihnen die Augen aus!" Und doch ist dieser Mann einer der hervorragendsten Typen des modernsten Geistes. Seine Bedeutung liegt vor allem darin, daß sehr vieles von dem, was heute noch dunkel und verworren in der Welt des Geistes zum Durchbruch ringt, in ihm wie mit Einem Schlage sich offenbart hat, blendend, grell, rücksichtslos — und man darf es ohne Uebertreibung sagen: furchtbar! Niemand, der dies heute verstehen will, darf an Nietzsche vorübergehen, aber er muß Ernst mitbringen und eine tapfere Seele. Wer nur so mit ihm fertig werden kann, daß er sagt, „er kann nicht recht haben, denn hätte er recht, es wäre zu traurig", der lasse ihn lieber ungelesen, der gehe diesem allerfreiesten und überreichen Geiste mit seiner „Umwerthung aller Werthe" lieber ganz aus dem Wege.

„Sittlichkeit ist nichts als Gehorsam gegen Sitten." „Im Reich der Unschuld, die nicht weiß, was Unschuld ist", „jenseit von Gut und Böse" lebt das wahre Menschenideal, ohne Willensfreiheit alle Folgerungen aus den Instincten und Anlagen der vollen und gesunden Menschennatur rücksichtslos ziehend, fröhlich und herrisch seinem Grundtriebe mit naivem Egoismus folgend, dem „Triebe zur Macht". Doch das ist nur die „Herrenmoral" einer Aristokratie, der „prachtvollen, nach Beute und Sieg lüstern schweifenden blonden Bestie", wie sie uns entgegentritt in jenen gewaltigen Naturen, namentlich der Renaissancezeit, die Konrad Ferdinand Meyer zu zeichnen liebt, vor allen im „Jürg Jenatsch". Ihr gegenüber steht „die Heerde", „der Pöbel", zur Sklaverei geboren, gegenwärtig durch einen „Sklavenaufstand in der Moral" (das Christenthum) empört und zur Herrschaft gelangt, alles demokratisch uniformirend, in die Behaglichkeit des Heerdenlebens auflösend, befördernd eine reißende Décadence des Typus. „Niedergangstypen", „Pöbel" sind die Großen und Heiligen der Erde, — Sokrates, Christus! .... Nur die Aufzüchtung einer neuen Aristokratie kann uns retten. Wen schaudert nicht bei solcher Lehre?

Auf dem fürchterlichen Assassinenspruch ruht sie: „Nichts ist wahr: alles ist erlaubt." Und mit der ersten Hälfte dieses Spruchs — dies ist unser Trost — scheint sie gerichtet. Denn, wenn auch ihre kritischen Grundlagen verhüllt und nur angedeutet sind, sie entbehrt ihrer nicht, sie ist nicht so dogmatisch wie sie scheint, eine Kritik der Erkenntniß ist ihr vorausgegangen, aber sie hat Nietzsche zum absoluten Skeptiker gemacht. „Das sind noch lange keine freien Geister", sagt er selbst, „denn sie glauben noch an die Wahrheit". Darum jenes „Nichts ist wahr!" und darum muß sich auch Nietzsche den alten Einwand gegen alle Skepsis gefallen lassen: Wenn nichts wahr ist, wie ist alsdann deine eigene Lehre wahr? So nüchtern und philisterhaft, wie die berauschte Gemeinde glaubt, ist dieser

Einwand nicht. Wie ihn Nietzsche selbst empfunden hat, das verräth eine Stelle seiner soeben bekannt gewordenen herrlichen Dithyramben (S. 7). „Und jüngst noch so stolz", klagt er da, der „scharlachne Prinz jedes Uebermuths", „jetzt — zwischen zwei Nichtse eingekrümmt, ein Fragezeichen, ein müdes Räthsel." Nichts ist wahr, das ist das eine Nichts: wie heißt das zweite? Seine Lehre hat, das fühlt er, so wenig wie er selber ein Heim auf dieser Welt: „O ewiges Ueberall, o ewiges Nirgendswo, o ewiges — Umsonst!" Doch freilich, damit ist Nietzsche noch längst nicht abgethan. So königlich reich ist die Fülle seiner Gedanken und Lehren, daß den, der in ihren Zauberbann gerathen ist, von einem Punkte aus zu curiren ein kindliches Unternehmen wäre.

Hier ist auch lediglich beabsichtigt, auf ein neues Buch des wunderbaren Mannes hinzuweisen, den vierten und letzten Theil von „Also sprach Zarathustra". *)

Der Zarathustra zeigt Nietzsche's Eigenart am besten. Seine aus einer Mischung des antiken Cynismus mit dem modernen Darwinismus geborene Lehre führte ihn, nachdem er auch Schopenhauer in sich überwunden, in solche Höhen übermoderner Erkenntniß, daß ihm keine moderne Ausdrucksform genügte, so gelangte er zum Aphorismus und schließlich darüber hinaus zu einer völlig eigenen Kunstform für philosophisches Denken, wie sie namentlich im „Zarathustra" uns entgegentritt. Man kann sie nicht anders nennen, nach ihrer Wirkung, als eine musikalische: denn ihr Wesen ist, Gedankenreihen nur anzudeuten, hervorzulocken durch eine wohlcomponirte Folge von Stimmungen und bunten Phantasmagorien; nur so wirkt das Ganze und nur als ein Ganzes. Wer diesen Stil Nietzsche's noch nicht kennt, dem scheint das Gesagte ein Räthsel, beschreiben läßt er sich nicht; nur eigene Anschauung kann auch darüber aufklären, mit welcher genialen Sicherheit und mit wie reinem, nie abirrendem Stilgefühl Nietzsche diese seine Form handhabt. Wohl hat er von andern gelernt, von den Mythen etwa der platonischen Dialoge, im ganzen aber ist es seine eigenste Kunst, und er offenbart in ihr nichts Geringeres als einen echten, begnadeten Dichter.

So sehr sein Zarathustra darüber höhnt, so treffen doch niemand anders als Nietzsche selbst die klagenden Worte: „Der Wahrheit Freier? Du? — Nein! Nur ein Dichter!" Den Dichter fühlen wir überall, mag er mit einem farbensatten Bilde der Mittagsstille, in theokritischer Manier etwa, die Vorstellung des Reifens, des Sich-vollendens in uns hervorzaubern, mag er die Resignation der Abendstimmung ausmalen:

Bei abgehellter Luft,
wenn schon des Mondes Sichel
grün zwischen Purpurröthen
und neidisch hinschleicht:
— dem Tage feind,
mit jedem Schritte heimlich
an Rosen-Hängematten
hinsichelnd, bis sie sinken,
nacht-abwärts blaß hinabsinken —

oder mag er endlich mit einem erschütternden Finale wie zu einem Weiheguß ausschöpfen, was er in unserer Seele hat aufquellen lassen:

O Mensch! gib acht!
Was spricht die tiefe Mitternacht?
„Ich schlief, ich schlief —,
aus tiefem Traum bin ich erwacht:
Die Welt ist tief,
und tiefer als der Tag gedacht.
Tief ist ihr Weh —,
Lust — tiefer noch als Herzeleid:
Weh spricht: vergeh!
doch alle Lust will Ewigkeit —,
— will tiefe, tiefe Ewigkeit!" —

Das sind die Töne echter Poesie. Und auf dieser Kunst beruht die unendlich große Macht, die Nietzsche auf die Seinen ausübt. Sein Raisonnement, wo er sich gewöhnlicher Formen bedient, ist nichts weniger als bündig. Wo er historisch argumentirt, in seiner Genealogie der Moral namentlich, da ist er überall schwach. Er verschmäht „herumsteigend auf lügnerischen Wortbrücken", selbst vage Etymologien nicht als Wissensquellen (ganz wie die antiken Cyniker). Seine Vorstellungen vom Griechenthume als eines einheitlichen adeligen Typus sind irrig: denn wer weiß es heute nicht, daß das Griechenthum als einheitlicher Begriff ein Nichts ist, sondern aufgeht in die verschiedensten Stammestypen! Wer weiß es nicht, daß der eigentlich aristokratische unter diesen Stämmen, der dorische, von Urzeit an ein ganz anderes Ideal des edelgeborenen Mannes ausgebildet hat als wie das ist, das Nietzsche vorschwebt: Herakles, der mit Willen und Bewußtsein, nicht nur weil er „ja sagt zum Leben", sondern im Banne eines asketischen Ideals (noblesse oblige) das Leid des Lebens aufsucht und im tapfern Kampfe damit sein Dasein erfüllt! Trügerische Vorstellungen dieser und ähnlicher Art bestimmen das Nietzsche'sche Denken auf ganze weite Strecken hin, wie z. B. die Scheidung einer apollinischen und dionysischen Kunst seine Aesthetik bestimmt. Gegen diese Dinge würde ein „Gewissenhafter des Geistes", so nennt Nietzsche den Gelehrten, vieles und nicht nur den Namen Angehendes einzuwenden haben.

Aber wo, wie im „Zarathustra", Nietzsche der Künstler in seiner Kunstform zu uns spricht, „da zucken Blitze und schwefelgelbe Wahrheiten", da reißt er hin, da erfüllt er die Seelen mit seinem Geist, auch die widerstrebenden; nicht umsonst nennt er sich den „boshaftigsten aller Menschenfischfänger". Und was ist der Inhalt der großen Symphonie, die er wiederum nach Zarathustra's Namen benannt hat? Mit einem Wort: die Ueberwindung des Mitleids. Wer „ja" zu Nietzsche's Lehre sagt, der muß auch ja dazu sagen, daß das moderne Leben zuvor zertrümmert werde, selbst in den Typen, die aus der allgemeinen Décadence

*) Also sprach Zarathustra. Ein Buch für alle und keinen von Fr. Nietzsche. Vierter und letzter Theil. Nebst einem Anhang: Dionysos-Dithyramben. (Mit einem Bilde Nietzsche's.) Leipzig, C. G. Naumann. 1892. Gr. 8. 4 M.

hervorzuragen scheinen, als „höhere Menschen", wie Nietzsche sagt. Königthum und Adel, Wissenschaft und Religion, Priesterthum und andere Mächte der europäischen Cultur senden ihre typischen Vertreter in die Höhle Zarathustra's, damit sie bei diesem Weisen genesen möchten von der Noth ihres Daseins. Mitleidig nimmt er sie auf und feiert ein Gastmahl mit ihnen; aber er muß erfahren, daß die Hoffnung vergeblich sei, diese „höhern" Menschen könnten Träger der Zukunft sein. Das „Mitleiden" mit dem „höhern" Menschen, mit allem was heute hoch und erhaben scheint, gilt es zu überwinden; es ist eine Sünde, die letzte Sünde des freien Geistes mit seiner Liebe zur Welt. „Wehe allen Liebenden, die noch nicht eine Höhe haben, welche über ihrem Mitleiden ist", und: „Gott ist todt; an seinem Mitleiden mit den Menschen ist Gott gestorben."

Eine kleine Reihe von Dionysos-Dithyramben ist diesem Theile des „Zarathustra" beigegeben, wunderbare Visionen eines sich umnachtenden Geistes, herzerschütternd um des Zeugnisses willen, das hier eine übermächtige Seele von ihrem schwersten Kampfe ablegt. Manches von dem oben Angeführten ist diesen Versen entnommen.

An den großen Meister selbst schließt sich ein flatternder Reigen kleiner Geister, die in seinem Banne stehen oder von ihm gereizt sind. Da hat die musikalische Kunstform der Nietzsche'schen Sprache einen Herrn Stanislaus Przybyszewski zu einem Vergleich zwischen Chopin und Nietzsche begeistert *), die er beide als dionysische Rauschkünstler feiert, in einem Heftchen echt moderner Art, darin im Stile eines bekannten Buchs, dessen Erfolg für uns Deutsche so beschämend war, ein unrein in allen Farben schillernder Esprit seine Allerweltsweisheit mit den Brocken der naturwissenschaftlichen Terminologie kümmerlich und lächerlich aufzuputzen bemüht ist. Mit Max Stirner, dem Propheten des absolnten Egoismus, vergleicht Nietzsche in einer besondern Schrift R. Schellwien **). Sie empfiehlt sich durch eine knappe Darstellung der nicht allzu leicht zu beschreibenden Lehre Nietzsche's. Den Haupttheil freilich bildet eine Darstellung eigener philosophischer Ansichten des Verfassers; sie gehören zu denen, die umfallen, wenn man an ihrem ersten Grundsatz rüttelt: „Was ist Wahrheit? Wer stellt diese Frage? Der Mensch. Wer allein kann sie beantworten? Der Mensch sich selbst." Wir können an diesem Orte nicht weiter darauf eingehen.

Besser noch geeignet, einen Ueberblick über, eine Einführung in Nietzsche's Lehre zu geben, ist ein Schriftchen von Max Zerbst, einem begeisterten Anhänger des Philosophen *). Es ist eine Streitschrift, deren Ton überall da völlig gerechtfertigt ist, wo sie sich gegen die Unbilligkeit verwahrt, aus dem unglücklichen Schicksale Nietzsche's seine Philosophie als pathologisches Product zu erweisen und abzuthun. Das Motto lautet: Das war kein Heldenstück, Octavio! Freilich darf dies Motto in anderm Sinne auf des Verfassers eigene Leistung angewendet werden, denn er selbst hat das Wenigste zu seinem Buche geliefert und sich in der Hauptsache begnügt, seine Lektüre Nietzsche'scher Schriften zu einer Anthologie bedeutsamer Stellen zu verwenden, die nicht übel geordnet ist und allerdings den Vorzug hat, einen mit Nietzsche noch unbekannten Leser mit Nietzsche's eigenen Worten in seine Lehre einzuführen.

Weitaus das bedeutendste aus der hier zu nennenden Literatur ist ein anonymes Buch: „Vox humana. Auch ein Beichtbuch" **), eine Sammlung von Aphorismen über „Einsamkeit", „Persönlichkeit", „Stimmungen", „Bücher", „Frauen" u. s. w. Nietzsche's Worte eröffnen und schließen nicht nur die einzelnen Abschnitte, sondern Nietzsche'scher Geist durchweht das Ganze, wie denn auch über Form und Stil bei Nietzsche der unbekannte Verfasser sehr feine und verständnißvolle Einsichten zeigt (S. 97 fg.). Nietzsche's Aphorismen haben's ihm angethan. Freilich die Vorzüge des Originals lernt man so recht erst aus dieser Nachbildung schätzen. Was Nietzsche so hoch stellt, die unbedingte Sicherheit seines Stilgefühls, das fehlt hier nur allzu sehr, nur allzu oft gleitet die Rede gleichsam aus und verfällt ins Triviale. Aus der bunten Fülle der Gedanken, die so viel bringen, daß sie zum mindesten manchem etwas bringen werden, eins oder das andere auszuheben, ist schier unmöglich: zu verschiedene Stimmungen, Gesichtspunkte, Absichten spielen hier durcheinander; ein einzelnes würde eine einseitige Vorstellung erwecken. Das Buch will nicht auf einen Zug gelesen sein, sondern hier und da, nach Muße und Bedürfniß, zur Hand genommen werden, und das verdient es; denn sein Inhalt gleicht einer guten und zum mindesten anregenden Unterhaltung, die sich in allen Tonarten bewegt, vom Ernsten, Herzlichen, Ergreifenden bis hinab zum kokett Grillenhaften und Paradoxen. Auch einige Abgeschmacktheiten nehmen wir unter all dem bunten Zeitvertreib gern mit in Kauf.

Otto Immisch.

*) Zur Psychologie des Individuums. Von Stanislaus Przybyszewski. I. Chopin und Nietzsche. Berlin, Fontane u. Comp. 1892. 8. 1 M.

**) Max Stirner und Friedrich Nietzsche. Erscheinungen des modernen Geistes und das Wesen des Menschen. Von R. Schellwien. Leipzig, C. E. M. Pfeffer. 1892. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

*) Nein und Ja! Antwort auf Dr. Hermann Türck's „Friedrich Nietzsche und seine philosophischen Irrwege". Von Max Zerbst. Leipzig, C. G. Naumann. 1892. Gr. 8. 1 M.

**) Vox humana. Auch ein Beichtbuch. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. 1892. 8. 3 M.

Novellen und Novelletten.

1. Sinkende Schwimmer. Novellistische Skizzen aus dem Strudel der Zeit. Von Kurt Martens. Berlin, Hochsprung. 1892. 8. 1 M. 50 Pf.
   Seelenanalysen. Novellen von Max Nordau. Berlin, Verein der Bücherfreunde. 1892. 8. 3 M.
3. Des Lebens traurige Komödie. Erster Band. (Don Justo. Staub und Asche. Eine Fürbitte. Ranoque. Das Kissen des Jesuskindes. Verlästert.) Sittenbilder aus dem spanischen Leben von Luis Coloma, S. J. Autorisirte Uebersetzung von Hedwig Wolf. Wien, Drescher u. Comp. 1892. 8. 1 M. 80 Pf.

Der Zug der Zeit geht nach Specialisirung. Ein Einzelnes erschöpfen erscheint heutzutage lohnender, als ein Ganzes zu erfassen. Und es wirkt auch mehr. Irgendein Problem wird aufgegriffen, scharf angepackt, nach allen Seiten hin grell beleuchtet, sodaß das Auge für nebenexistirende Dinge geblendet wird, und dann, unter eine einheitliche Stimmung gerückt, pathetisch dargestellt. So leidenschaftlich meist der Puls in solchen Erzählungen schlägt, so verwandt sind sie mit dem, was man in der Malerei das Genre nennt. Freilich, von dem, was man sonst unter Genre versteht, geben sie gerade die Kehrseite. Es sind Proteste gegen die Schranken, mit denen sich die Gesellschaft umgeben hat, Auflehnungen des natürlichen Rechtsbewußtseins gegen das geltende Recht, Vertheidigungen der Leidenschaft gegen die überlieferte Sittenregel. Das Recht des Individuums wird nach allen Seiten hin vertreten, da aber die Mächte dieses Lebens nicht mit sich spielen lassen, so heißt leben vielfach nichts anderes als Märtyrer sein. Nur wenige solcher modernen Guckkastenbilder enthalten keine versteckte Anklage, viele athmen passiven Fatalismus: als ob es gar nichts Positives im Leben mehr gäbe.

„Sinkende Schwimmer" (Nr. 1), so nennt Kurt Martens die Helden seiner Geschichten. Sie versinken im Strudel, nicht weil es keine Rettung gäbe, sondern weil sie nicht gelernt haben zu kämpfen. Sie lassen sich „angstvoll stöhnend auf den Wogen des Lebens treiben, nur um die Sonne weiter zu sehen, ihre Wärme zu fühlen, die Frühlingsluft der Erde zu athmen und — zu lieben". Alle diese Menschen möchten auf irgendetwas um keinen Preis verzichten, und das wird ihr Schicksal. Wer trägt denn hier die Schuld? Oder soll man nicht so fragen? Hat die Poesie ihren Zweck erfüllt mit der Darstellung? Im Grunde hat sie das, wie jede andere Kunst, wenigstens nach der „alten Aesthetik". Und die Darstellung in diesen Skizzen zeugt von nicht gewöhnlichem Können; ein finsterer, aber fortreißender Zug ist ihnen mit Ausnahme der letzten, in welcher übrigens auch nicht eigene Kraft, sondern äußere Schicksale die Rettung des sinkenden Schwimmers ermöglichen, gemeinsam; das innere Pathos treibt sie wie ein Gärungspilz den Teig. Alles ist mit Beziehung aufs Problem gesagt, und somit unbefangener Erzählerton ausgeschlossen. Daher fehlt es auch stellenweise an Uebertreibungen nicht, welche jugendlichem Ueberschwang entquollen scheinen. Genial ist vor allem die erste Skizze von dem Oberlehrer, der keine Disciplin halten kann und darum zu Grunde geht. Auch der junge Pole, der sich in die preußische Heerordnung nicht finden kann und sich schließlich erschießt, hinterläßt einen erschütternden Eindruck. Wir würden uns freuen, dem Verfasser einmal in einem Werke von längerm Athem zu begegnen.

Kühler und nüchterner geht Max Nordau in den „Seelenanalysen" (Nr. 2) seinen Helden zu Leibe. Er schnallt sie auf dem Seeirtisch fest und schneidet sachgemäß an ihnen herum, bis das Herz bloßliegt, und docirt uns dabei, was jedes einzelne Zucken dieses unbequemen, aber nicht zu entbehrenden Muskels zu bedeuten hat. Romantischer Schimmer blendet ihn nicht, er schreibt auch ohne rechten Antheil. Da er so sehr von außen an die Dinge herantritt als ein Mann von Erfahrung, der die Jahre ausschließlichen Gefühlslebens hinter sich hat, so geht kein rechtes Leben von seinen Gestalten aus, es fehlt die Stimmung, und wie in der ersten Analyse: „Ein Sommernachtstraum", die Verse eines Nachtwächterliedes den Stimmungswechsel der Liebenden in berückender Mondnacht motiviren, das zeigt so recht, wie wenig stimmungsarme Gemüther wie Nordau mit solchen Dingen experimentiren dürfen. Der Stil hat etwas verletzend Salopes, für mein Gefühl Unreines, als spielte jemand auf einem schlechtgestimmten Instrument. Fremdwörter und Gleichnisse, die man in Schüleraufsätzen anstreichen würde, entstellen ihn. Aber der Inhalt zeigt überall den Mann, der Welt und Menschen gründlich kennt. Doch sind sie ihm nur Beobachtungsobjecte, in ein näheres Verhältniß tritt er nicht zu ihnen. Den psychologischen Proceß legt er meisterhaft bloß; auch hat er sich interessante Objecte ausgesucht. Drei ziehen namentlich an; Pauna, ein weiblicher Kohlhas, welche ihr natürliches Rechtsgefühl nicht mit dem geltenden Rechtsgebrauch in Einklang bringen kann und darum Selbstrache nehmend untergeht; Prinz Ludwig, der auf der Höhe des Lebens rettungslos blasirt geworden, endlich auf dem Schlachtfelde sterbend ein menschliches Gefühl, und auch dies mit Vorbehalt, wiedergewinnt, und der geckenhafte Baron, der nicht zur rechten Zeit alt zu werden den Muth hat und, weil er vor der in der Uebereilung genommenen jungen Frau schlecht zu bestehen scheint (das läßt sich wenigstens vermuthen), sich das Leben nimmt. Nordau's Analyse ist duftlos, aber interessant.

Unter den sündigen Kindern dieser Welt nimmt sich der fromme Jesuitenpater Luis Coloma (Nr. 3) aus wie ein Wunder der Vorwelt. Die modernen Jesuiten sind sonst geschickte Leute, die auch in der schönen Literatur keine unebene Rolle spielen. Namentlich verstehen sie

ein Motiv meisterlich zu behandeln, vielleicht weil jeder einzelne es in sich durchlebte: den Conflict zwischen Welt und Kirche. An Energie der Darstellung können sie leicht andern zuvorkommen, weil sie alles auf ihr Motiv beziehen und als Dichter zugleich Bußprediger sind. Ihre dialektische Schulung befähigt sie außerordentlich zu psychologischer Analyse und die Klaue des Teufels in jeder Seelenregung sündiger Weltkinder zu entdecken, ist allemal ein lohnendes und interessantes Geschäft. Die katholische Lehre von der Absolution gibt zudem dem gläubigen Schriftsteller ein so sicheres, fast überlegenes Gefühl dem Treiben der Menschen gegenüber, daß, sobald er nur die Feder ansetzt, ein poetisch wirksames Moment gegeben ist: der Gegensatz gegen die, die verloren sein wollen. Auch haben Casualbücher dieser Art der Poesie tüchtig vorgearbeitet. Der Pater Coloma hat augenscheinlich den Drang sich mitzutheilen, er beobachtet auch die Einzeldinge dieses Lebens scharf, aber er ist kein interessanter Erzähler, seine Geschichten sind schlecht componirt. Ein kunstbegabtes Weltkind hätte wol mehr daraus machen können. Als Sittenbilder aus dem spanischen Leben bieten sie, da der Verfasser realistisch darstellt, des Interessanten genug. Die Uebersetzung liest sich gut.

Heinrich Löbner.

Lyrisches und Episches.

1. Aus einsamen Stunden. Dichtungen von Richard Koehlich. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1892. 8. 1 M. 50 Pf.

Koehlich's Gedichte haben einen innern Gehalt, sie haben Farbe und Klang. Es finden sich keine leeren Reimereien, kein unnützes Wortgepränge. Der Dichter hat etwas zu sagen, und was er sagt, ist poetisch. Am schönsten sind die Naturbilder aus Helgoland und aus dem Riesengebirge, dem Revier Rübezahl's. Der Verfasser knüpft an Concretes an und weiß dabei zu bleiben, ohne ins Bodenlose zu verfallen. Daß ihm auch Balladenartiges gelingt, beweisen die Cyklen „Ragnarök" und „Die Vestalin". Mit der Prosodie nimmt er es nicht immer genau. Doch das verzeiht man ihm um so leichter, als auf diesem Gebiete nach wie vor in Deutschland eine große Verwirrung herrscht.

2. Symphonie. Ein Gedichtbuch von C. Busse, F. Evers, G. E. Geilfuß, V. Harbung, J. Vanselow. Herausgegeben von Franz Evers. München, Münchener Handelsdruckerei und Verlagsanstalt, M. Poeßl. 1892. Gr. 8. 4 M.

Die fünf Verfasser, deren Gedichte das vorliegende Buch ausfüllen, geben sich ausdrücklich als „modern". Das ist jetzt so Brauch, aber es lockt nicht mehr, im Gegentheil, es macht bedenklich, seitdem man weiß, wie viel Schwulst und Phrase, wie viel Geschmacklosigkeit und Talentlosigkeit unter dieser Fabrikmarke sich anpreist. Auch ist es Sache des Lesers, zu entscheiden, ob ein Dichter den Geist der Gegenwart erfaßt, ob er dem Gehalte der Zeit eine unzerbrechliche Form verliehen hat. Ferner: was ist modern? Wenn man die dichtenden Herren, die sich diese Bezeichnung beilegen, aufforderte, den Begriff endlich einmal zu definiren, was würde man nicht alles zu hören bekommen: gewiß das Widersprechendste in einer Zeit, der jede geistige Einheit fehlt, deren Geist zerstückt und zerrissen ist. Modern ist noch immer ein verwildernder Materialismus, welcher den Geist hinter dem Stoffe leugnet und für welchen die Materie allein ewig ist, und modern ist ein Spiritualismus, der nach einer höhern Weltanschauung ringt, für den es auch einen unzerstörbaren Geist und eine unsterbliche Seele gibt. Modern ist die ein außermoralisches Zeitalter ankündigende Herrenmoral Nietzsche's, die in dem Individualismus ihr Heil sucht; und modern ist die Lehre Schopenhauer's, die von der Ichsucht befreien und von dem Weltschmerz erlösen will. Damit in Verbindung ist modern die Pflege des alten Buddhismus, das Verlangen nach einer Wiedererneuerung des Christenthums, die Sehnsucht nach einem reinern, idealeren Dasein. Auch dieses mystische Evangelium wird gepredigt, auch solche Stimmen in der Wüste gibt es. Modern ist die prunkende Entartung, das üppige und wuchernde Laster, und modern ist der herzhafte Ruf nach der Rückkehr zur Natur, zu einer einfachen Lebensweise. Modern ist es zu speculiren, die Menschenkraft schamlos auszubeuten durch Kapital und Maschine und auf diesem Wege das Eigenthum zu bereichern, und modern ist der Wunsch, das Eigenthum abzuschaffen und mit Dynamitbomben gegen das Eigenthum zu wüthen. Alle diese Richtungen, und daneben noch manche andere, haben ihr Echo gefunden in der Literatur. Modern ist es, in dem Schutte Aegyptens und Griechenlands zu graben, und nicht minder, sich von der Phantasie ins 20. Jahrhundert tragen zu lassen und das utopische Bild eines socialistischen Zukunftsstaates zu entwerfen. Modern ist es, im Erdensumpfe zu waten, und modern ist es, zu den himmlischen Lichtern emporzuschweben. Modern ist eine Afterpoesie, die von wollüstig erregten Nerven stammt und wieder auf die Nerven wirken soll, und modern ist Gottlob auch eine Dichtung, die den Geist bewegt und das Herz erhebt. Modern ist — doch genug! Wer würde fertig? Man könnte so fortfahren in infinitum.

Die sich „modern" nennen, lieben selbstgefällig noch ein Nebenschlagwort. Sie nennen sich oder ihr Werk naturalistisch, psychologisch, symbolistisch u. s. w. Der Unsinn springt in die Augen. Sie wollen sich vergrößern, aber sie verkleinern sich. Denn der echte, der große Dichter umfaßt und ist alles, er kennt die Erde und er kennt

auch Hölle und Himmel, er ist „der allgemeine Mensch". Doch hat er es nicht noth, das erst ausdrücklich zu sagen. Er ist naturalistisch; denn die Natur und das Leben sind die Quelle, aus der er in unerschöpfter Fülle Gestalten und Motive holt und die er mit so reiner und reicher innerer Wahrheit zu verkörpern trachtet, als er nur immer vermag. Er ist psychologisch: denn das Seelenleben der Menschen in seiner unendlichen Mannichfaltigkeit ist ein beständiger Gegenstand seiner Betrachtung und Beschreibung. Er ist symbolistisch: denn jedes seiner Gedichte hat neben dem menschlichen Gehalte auch einen sinnbildlichen — und wieder hat er es nicht noth, das erst prahlerisch zu verkünden oder gar, wie etliche Moderne wollen, mit Lärm und Geräusch sinnlich zu vergröbern.

Auch die fünf Modernen in dem Buche „Symphonie" lassen es in einer rhapsodischen Vorrede und in einleitenden Gedichten an einer Art Programm nicht fehlen. Klug wird man daraus nicht; es ist sehr verschwommen. Aber Schlagworte wie neue Tage, Kampf, modern, befreiende Kunst, Zukunft, Freiheit u. dgl. sind reichlich vorhanden. Sie verfangen nicht mehr; man ist daran gewöhnt; durch häufige Wiederholung sind sie trivial geworden. Auch weiß man nicht, was die Verfasser dabei denken, denn auf eine logische Begriffsbestimmung lassen sie sich nicht ein. „Freiheit" z. B., seit der Französischen Revolution wird das große Wort zu Tode gehetzt. Wenn die Leute nur sagen möchten, was sie darunter verstehen. Doch nicht, daß jeder thun kann, was er will. Das wäre nicht Freiheit, sondern Willkür, Gewaltthätigkeit, Neronismus. Wie dem immer sei, eins fällt an diesen Vorreden wohlthuend auf: die Sehnsucht. Die Sehnsucht nach etwas Unaussprechlichem, vielleicht nach Liebe, nach Glück, nach Frieden, nach guten Menschen, nach dem verlorenen Paradiese. Das ist's! Diese Modernen sind Idealisten, gleich den geschmähten Alten, die nur nothgedrungen im Erdenschmuze wandeln und sich mit ahnungsvollem, begeistertem Herzen nach einem schönern Dasein sehnen. Diese Sehnsucht ist immer poetisch, wie sie echt menschlich ist, und macht sie zu Dichtern, darum beschäftige man sich mit ihren Gedichten, ohne ihre jugendlichen Theorien besonders ernst zu nehmen, und man wird merken, daß sie etwas können.

Noch einmal: sie haben Sehnsucht und Begeisterung, und das sind prächtige Dichtereigenschaften. Sie haben aber auch Kraft, hin und wieder eine Fülle des Ausdrucks, ohne in Schwulst zu verfallen; sie wissen eine Stimmung zu erregen und festzuhalten. Auch daß sie viel Modernes nicht besitzen, ist höchlichst anzuerkennen. Sie thun nicht protzig mit pathologischen und erotischen Excessen; sie prunken nicht mit einer unnatürlichen Lasterhaftigkeit; es findet sich in dem Buche nichts Gemeines.

Ihre Streitgedichte, mit denen sie einen Kampf der Vernichtung führen gegen das, was ihnen morsch und todreif scheint, sind die schwächsten. Sie sind einerseits unklar und bombastisch, andererseits zu lehrhaft, zu programmatisch, aber sie stammen aus einem erregten Gemüthe und sind darum eines Antheils würdig. Jedoch die schönsten, mitunter wahrhaft symphonischen Accorde erklingen dort, wo sie dichten ohne Tendenz und Absicht, aus lauterer Schönheitsfreude, wo sie, wie die Poeten zu jeder Zeit gethan haben, einem Gefühl, einer Stimmung Wort und Ausdruck verleihen. Da haben sie Schwung, Phantasie, eine oft rauschende und packende Sprache. Besonders die Naturstimmungen, das Wesen der Jahreszeiten wissen sie mit gesättigten und präeisen Farben und Tönen zu vergegenwärtigen. Hier zeigen sie sich als Talente, die man beglückwünschen muß. Einige kleine Proben seien mitgetheilt:

Frühlenz umwallt die Berge,
Und steigt ins tiefe Land;
Goldduft flirrt in den Thälern,
Es dampft die Felsenwand.
In leuchtend goldnen Wogen
Der Sonne Athem glüht,
Und Funken neuen Lebens
Die alte Erde sprüht.

Julius Vauselow.

Der Sonntagswind streichelt das Binsenmeer,
Darüber huschen Libellen her.

Ein alter Fischer im Kahne ruht,
Und glänzend und gleißend dehnt sich die Flut.

Ein Rohrspatz schreit im Binsenmeer,
Vom Kloster läuten die Glocken her.

Sie wandeln die Weiten hinauf und hinab,
Der Alte nimmt betend die Mütze ab:

Der Sonntag geht über die Felder!

Karl Busse.

Die Luft steht über dem Wasser
Lauwarm und schlummert ein,
Und blasser, immer blasser
Leuchtet der Abendschein.

Flugmüde durch die Lüfte
Einsam ein Reiher kreist —
Ueber die Höhn und Klüfte
Wandert der Dämmergeist . . .

Franz Evers.

Aehnliche hübsche Stimmungsbilder, von einer echt poetischen Empfindung Zeugniß gebend, enthält die Sammlung viele. Wenn Uhland, Mörike, Storm und andere Lyriker ersten Rangs anregend gewirkt haben, um so besser!

Andere charakteristische Beiträge lauten:

Die Himmelsrose will glutend
Den goldnen Kelch erschließen,
Ein Strom sich purpurflutend
Voll auf die Welt ergießen.
Sterne des Traumes sinken
Ins Dämmergrau,
Lebenssonnen blinken
Im Himmelsthau.

Goldstäubend rieseln die Wellen
Des Himmelslichtes nieder,
Aus ewigen Lebensquellen
Schöpfet das Weltall wieder.

Freiheitsbanner sich bauschen
Im Frührothdrang,
Morgenwinde rauschen
Den Lichtgesang.

Victor Hardung.

Ich möchte wandeln, wo die Schönheit waltet —
Erhabne Göttin, segne, segne mich,
Auf daß sich schaffend meine Kraft gestaltet,
Wenn sich mein sinnend Herz versenkt in dich!
Zu dir empor will ich die Hände heben
Anbetend neigt vor dir mein Antlitz sich,
Verklärt von deinem Lichte will ich leben,
Erhabne Göttin, segne, segne mich!

Laß mich im Spiel des Kindes dich verehren,
In einer Jungfrau heimlichsüßer Lust,
Und in den Klagen auch, den trüben, schweren,
Die sich entringen einer Mutterbrust.
Anbeten will ich dich in Jugendtagen,
Anbeten noch, wenn längst mein Haar erblich,
Nie soll mein Mund vor deinem Throne klagen —
Erhabne Göttin, segne, segne mich!

Georg Geilfus.

In einer Sammlung, die sich als „modern" gibt, solche „altmodische" Töne! Man möchte sie nicht suchen und freut sich, sie zu finden. Es ist das alte und ewig neue Sehnen und Drängen von der Erde zum Himmel, das Ringen der Dichterseele nach innerer Vollendung und Befreiung, der Schrei nach Schönheit, welche das Erdenleid überwinden möchte. Unsere fünf Poeten wissen nicht, wie so gar nicht modern sie dort sind, wo sie Poeten sind. Sie haben den hoffnungsfröhlichen Optimismus der Jugend, sie haben den erhebenden Glauben an ein ideales Zukunftsleben, sie schwärmen, wie einst Victor Hugo schwärmte, von einem kommenden Jahrhundert, in welchem das Lamm ungefährdet liegen werde neben dem Wolfe. Kurz, sie sind Idealisten vom reinsten Wasser. Einem solchen jungen Deutschland kann man aus vollem Herzen Glück auf! zurufen.

3. Natur- und Lebensbilder. Ein Spätherbststrauß von Heinrich Zeise. Hamburg, O. Meißner. 1892. Gr. 8. 3 M.

Der Verfasser ist weit herumgewandert in der Welt; er kennt manche Meere und Länder, den Rhein, das Friesenland, die Steiermark, Schweden und Norwegen. Und überall hat er seinen Psalter gestimmt zu schwungvollen Weisen. Seine Gedichte haben mehr den Reiz einer bewegten Sprache als den eines tiefen Gehalts. Sie sind der Hauptsache nach beschreibender Art und zeigen überall von einem warmen, kräftigen Naturgefühl und einem beflügelten Geiste. In den Gedichten, welche das Menschenleben zum Gegenstande haben, weiß er auch innige Gemüthstöne anzuschlagen. Etwas Gewinnendes und Edles ist in dem Buche. Hier ein Beispiel:

Du sollst mit liebevollen Händen
Stets lindern deiner Brüder Noth,
Du sollst vom Ueberflusse spenden,
Den dir die Huld der Götter bot.
Und brichst du dankend beim Gebete
Dein Weizenbrot zur Mittagszeit,
Dann auch zu den Verlassnen trete
Und schnell zur Hülfe sei bereit.
Wenn du mit innigem Erbarmen
Stets liebreich deine Hand gereicht,
Den Tiefgeschlagnen und den Armen,
Wie wird dir dann das Herz so leicht.
Du hörst der Pulse lautes Beben,
Und fühlst beglückt zu jeder Frist,
Daß alles, was du hingegeben
Auch dir ein Quell des Segens ist.

4. Junker Quirin. Ein Jahr seines Lebens. Dichtung von J. Taudler. Herausgegeben von Alexander Engel. Leipzig, Literarische Anstalt August Schulze. 1892. 8. 1 M. 60 Pf.

„Junker Quirin" ist das letzte Werk des im Vorjahre in hohem Greisenalter verstorbenen Dichters Joseph Taudler, der zu den vorzüglichsten Geistern gehörte, welche Deutsch-Oesterreich in den letzten Jahrzehnten aufzuweisen hatte. Die liebenswürdige, warme Natur des Dichters offenbart sich vollauf in dem vorliegenden Buche, das Alexander Engel mit einigen Worten begleitet und herausgegeben hat. Junker Quirin sieht sich eines Tags allein in der trügerischen Welt. Sein Geschlecht ist untergegangen und mit ihm alles Hab und Gut. Nichts ist ihm geblieben als ein fröhlicher Sinn und ein gutes Gemüth. Er ist ein Jüngling ohne Arg und Falsch, weder die Welt noch die Menschen kennend. Darum ist er so unklug, sein Herz nicht zu verschließen, sondern in naiver Vertrauensseligkeit offen zu halten vor jedermann. Die Folgen stellen sich alsbald ein. Quirin wird hintergangen und betrogen an allen Ecken und Enden. Er müßte vergrämen und zu Grunde gehen, wenn ihn nicht ein slinkes und kluges Frauenwesen errettete und mit ihm gemeinsam die Pfade des Lebens wandelte. So kommt alles nach einem schweren Lehrjahre zu einem glücklichen Ende. Die Geschichte ist in zierlichen, romantisch angehauchten Versen erzählt, hübsch und glaubwürdig. Sie ist ein Ehrenkranz auf dem Grabe des Todten.

5. Das Buch der Eva von Alexander Engel. Dresden, Pierson. 1892. 8. 2 M.

Obwol dieses Büchlein weder der Epik noch der Lyrik angehört, so werde es doch als Anhang hier zur Anzeige gebracht. Es gehört ein gewisser Muth dazu, über die Frau ein Buch zu schreiben; denn seitdem es eine Literatur gibt, haben sich die größten Denker mit diesem Thema beschäftigt. Aber es ist unerschöpflich wie das Meer und verlockend wie die Sirenen, die es bewohnen. Engel fischt manche Perle heraus. Wenn sich hin und wieder eine falsche findet, so macht das nichts, die echten treten nur um so deutlicher hervor. In aphoristischer Form gibt er eine Menge alter und neuer Gedanken und Einfälle über das Evakind, sein Wesen und sein Verhältniß zum Manne, Ernstes und Heiteres, Anerkennendes und Verurtheilendes. Laune und Witz kommen der Sammlung gut zu statten.

Fritz Lemmermayer.

Zur Musikliteratur.

1. Die Musik und ihre Meister. Eine Unterredung von Anton Rubinstein. Leipzig, B. Senff. 1891. 8. 2 M. 50 Pf.

Diese Schrift enthält musikalische Bekenntnisse. Anton Rubinstein vertritt wie Otto Klauwell einen durchaus einseitigen Standpunkt; dieser wählte zur Darlegung desselben die aphoristische Form, jener fingirt ein Interview: „Frau von * * * beehrt mich mit ihrem Besuch auf meiner Villa in Peterhof"; sie wünscht „die Behausung" des Meisters in Augenschein zu nehmen. Daran knüpft sich ein musikalisches Gespräch, in dessen Verlauf Anton Rubinstein seine Gedanken über die Oper, als „einer untergeordneten Gattung unserer Kunst", über seine Lieblingscomponisten: Bach, Beethoven, Schubert, Chopin und Glinka (!), über seine bedingungsweise Werthschätzung der Programmmusik eröffnet. Daran schließt sich ein sehr oberflächlich gehaltener musikhistorischer Exeurs — wobei wir das seltsame Urtheil hören, daß dem Interviewten alles, was an Musik vor der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts liegt, als „prähistorische Musik" gilt. Damit ist die ganze vor-Palestrina'sche Zeit mit einem Federstrich in die antediluvianische Periode der Musikgeschichte verwiesen. Und trotzdem ist der Schüler Claude Goudimel's, Palestrina, ebenso wenig wie jeder andere Meister als solcher vom Himmel gefallen! In ähnlicher, durchaus oberflächlicher Weise berührt die Unterhaltung Couperin, Rameau, Searlatti, springt dann auf die englische Oper (Henry Pureell) über und kommt endlich auf Bach und Händel. Bach gilt Rubinstein ungleich höher, weil „ernster, gemüthvoller, erfinderischer, incommensurabler" als Händel. Bis auf den Comparativ des Rob. Schumann'schen Ausspruchs: „Bach ist einfach incommensurabel" — wird jeder dies Urtheil unterschreiben, auch alles das, was des Weitern über jene beiden Altmeister gesagt wird, zumal es ja nichts Neues ist und bereits wiederholt in Compendien u. dgl. ausgeführt wurde. „Eine neue Aera bricht herein, — der Orchestergeist verdrängt den Orgelgeist, die Oper verdrängt das Oratorium, die Sonate die Suite." Trotzdem — so meint Rubinstein — ist nur „in der sich immer mehr entwickelnden Instrumentalmusik der eigentliche Fortschritt (?) für die Musikkunst zu ersehen — und zwar einzig und allein in Deutschland . . . — daher ich, der ich in der Instrumentalmusik allein das Ideal meiner Kunst erblicke, die Musik eine deutsche Kunst nenne." Karl Philipp Emanuel Bach bildet die Vermittelung zwischen dem großen Sebastian und Jos. Haydn. Somit leitet das Gespräch auf die Trias: Haydn — Mozart — Beethoven über. Es ist der interessanteste Abschnitt der ganzen Schrift, trotz einiger logischer Ungereimtheiten (z. B. S. 39: bei Beethoven ist die Instrumentalmusik im Stande „Dramatisches bis zum Tragischen" auszudrücken, „der Humor kann sich bis zur Ironie steigern"), trotz Rubinstein's Unverständniß für den wahren Geist der „Missa solemnis" (S. 41) und trotz der ganz unerklärlich verkehrten Auffassung des letzten Satzes der „Neunten": „Ich glaube nicht, daß dieser letzte Satz die Ode an die Freude sein soll, sondern die Ode an die Freiheit. . . . Freude wird nicht errungen, sie kommt und sie ist da, aber Freiheit muß errungen werden. . . . «Seid umschlungen Millionen» ist auch nicht mit Freude vereinbar (??), da Freude mehr individuellen Charakters ist und nicht die ganze Menschheit umfassen kann." Daß dem Musiker Rubinstein der Geist Schiller's so fremd geblieben ist, scheint nicht minder verwunderlich, als daß ihm die Fähigkeit mangelt, zwei so nahe liegende Begriffe wie Freiheit und Freude logisch zu unterscheiden. Es folgt das Gespräch über Schubert und Weber. Der letztere ist zwar als „vorwiegender Opercomponist" nicht für einen vollbürtigen Träger der „Musikkunst" anzusehen. Aber der Interviewte beschäftigt sich trotzdem unmittelbar danach ausführlicher mit der italienischen, sodann mit der opéra comique der Franzosen. Auch die deutsche Oper, insbesondere die Frage des „gesprochenen Dialogs" und des Seeco-Recitativs wird gestreift. Demnächst kommt Rubinstein auf Mendelssohn, Schumann und Chopin zu sprechen. An letztern schließt sich Rubinstein's Nationalmusikheiliger Glinka. Er gehört zu den „Fünf", obwol er mit Ausnahme der „Kamarinskaja" und einiger andern Variationenwerke nur Opernmusik geschrieben, also sich mit der „untergeordneten Gattung" beschäftigt hat. Ein Ueberblick über das „Virtuosenthum" in der Musik leitet die Besprechung der neuen Aera: Berlioz, Wagner, Liszt ein. Berlioz ist der Interessanteste unter ihnen! „Blendend colorirt, effectvoll, interessant ist alles von ihm, aber alles reflectirt, klügelnd, weder schön noch groß, weder tief noch hoch." Das klingt beinahe so, als wenn es nicht Rubinstein, sondern der Kritiker eines Provinzialblattes geschrieben hätte! Doch weiter! „Wagner", so spricht Rubinstein S. 96, „ist mir in seinen Kunstprincipien so unsympathisch, daß meine Ansicht über ihn Sie nur ärgern kann." Worüber Rubinstein sich ärgert, erfahren wir bald: über Wagner's vielseitiges Wesen, über dessen „Gesammtkunst", über dessen Werthschätzung und dramatische Neubelebung der deutschen Sage, und im einzelnen über die Tarnkappe, über den Schwan, über den Liebestrank, vor allem über das „Leitmotiv". Freilich in der Handhabung dieser echt dramatischen Ingredienz hat sich Rubinstein wiederholt versucht, z. B. in seinen „Makkabäern"; aber es wollte ihm nie gelingen, diese musikalische Form mit musikalischem Blute zu beleben, sie durch musikalische Gestaltungskraft zur dramatischen, üppig quellenden Pulsader eines Kunstwerks zu machen. Von seinem Standpunkte aus erscheint ihm daher das Leitmotiv „ein so naives Verfahren, daß es eher ins Komische führt als ernsten Sinn beanspruchen kann!" . . . „Es ist Hypercharakteristik, ja beinahe Carieatur." Wer kennt nicht die Fabel vom Fuchs und den Trauben! Rubinstein's Unmuth ergießt sich sodann über das Ausschließen der Arien und Ensembles in Wagner's Opern,

das „Unsichtbarmachen des Decorationswechsels", das Verdunkeln des Zuschauerraums während der Vorstellung, die Unsichtbarkeit des Orchesters. Er spricht vom „dumpfen Klange" desselben (ein Beweis, daß Rubinstein nie in Bayreuth war) und meint, die Tannhäuser-Ouverture müsse an Wirkung verlieren, „wenn man nicht die Armbewegung bei der Violinfigur am Schluß sehen kann"! „Der dritte der ars militans", heißt es an anderer Stelle, „ist Liszt." Zum Verständniß und zur Würdigung des nun Folgenden sei bemerkt, daß Rubinstein der Lieblingsschüler Liszt's war; daß Liszt, wie kein anderer, sich um Aufführung der ersten Rubinstein'schen Opern, der Oceansymphonie, genug um das Bekanntwerden Rubinstein'scher Compositionen überhaupt auf das hingebungsvollste bemüht hat; daß Rubinstein ein gut Theil von dem, was er ist und leistet, Meister Liszt zu verdanken hat. Und über diesen seinen Meister urtheilt der Schüler: „Dämon der Musik möchte ich ihn nennen! Versengend durch Gewalt, berauschend durch Phantastik, berückend durch Liebreiz, in seinem Fluge einen in die höchsten Höhen erhebend und in die tiefsten Tiefen mitschleppend, alle Formen auf- und annehmend, ideal und real zugleich, alles kennend und könnend, aber — in allem falsch, unwahr, auflehnend, komödiantisch und das böse Princip in sich tragend." Ich sehe von der völligen Unklarheit und der Begriffsverworrenheit Rubinstein's, die bekanntlich öfter in dieser Schrift zu Tage tritt und die sich hier in den schreiendsten Widersprüchen offenbart, ganz ab und verweise einfach, wie Rich. Pohl bereits gethan hat, auf die „Pietätlosigkeit" und die „Herzlosigkeit", eine solche Blasphemie „dem Meister ins Grab nachzuwerfen, der Rubinstein geliebt und verwöhnt hat, wie seinen Sohn". Was Rubinstein gegen Liszt's Compositionen vorbringt, ist tausendmal gesagt und ebenso oft widerlegt worden. Daß Liszt aber durch und durch eine verlogene Natur gewesen sei, das zu sagen hat sich der „Lieblingsschüler" vorbehalten, und Professor Sittard in Hamburg ist der Einzige gewesen, der Rubinstein ob dieses Heldenstücks lobt und ein Urtheil, das schnöder Undank und giftiger Haß dictirt haben, als „ein geistvolles und treffendes" bezeichnet. Die Vermuthung liegt nahe, daß Rubinstein, der weder als Operncomponist noch als Symphoniker Glück gehabt hat, in Wagner und Liszt seine von der Gegenwart meistbegünstigten Rivalen sieht und darum eine neue Bahn betrat, auf der ihm ein noch ärgeres Fiasco erblühen mußte: die Musikschriftstellerei! Wäre er doch allein und ausschließlich geblieben, was er ist: der große unvergleichliche Pianist, dessen Zauber nichts widerstehen kann! Warum mußte er seinem wohlbegründeten Rufe: ein liebenswürdiger Mensch und ein wirklich bescheidener Künstler zu sein durch diese Schrift, die den Componisten Rubinstein populär machen soll, den Todesstoß versetzen?

2. Studien und Skizzen aus Musik- und Culturgeschichte, sowie Musikästhetik. Von H. Ritter. Dresden, Damm. 1892. 8. 3 M.

Ein Büchlein, das sich viel anspruchsloser und bescheidener gibt, darum auch besser ist, als der Titel klingt. Der Verfasser, großherzoglicher Kammervirtuose, der Meister der Viola alta, will nur Anregung und Unterhaltung seinen Lesern gewähren und nennt das Ganze in seiner Vorrede, viel richtiger als auf dem Titel, „ein Skizzenbuch", welches er aus „losen Blättern" seiner „Studienmappen" (ich hätte vorgeschlagen: „Sammelmappen") zusammenstellte. Obwol über wissenschaftliche Gegenstände handelnd (z. B. das Barden- und Sängerthum früherer Zeiten, das Rhapsodenthum, „Ueber den Minnesang", „Vom Meistersange"; „Religion, Kunst und Wissenschaft"; „Ueber den Zweck des Studiums der Musikgeschichte", „Classisch und Romantisch" u. s. w.), hat kein Aufsatz selbständige wissenschaftliche Bedeutung, mit einziger Ausnahme etwa des Aufsatzes über die „Viola alta". Der Verfasser will in anschaulicher, schlichter Darstellung Musikwissenschaft populär machen. Als Musiker gewinnt er Anregung dazu aus der Musik selbst, unbeeinflußt von äußern Rücksichten und dem Drange, durch „archivalische Forschungen" Orden und Titel zu erwerben. Wagner's Meisterwerke haben ihn offenbar zu jenen Berichten über das Sängerthum früherer Zeiten (Minne- und Meistersänger) veranlaßt, Liszt's Werke zu einer ganz vortrefflich geschriebenen, von Verständniß und Urtheil zeugenden biographischen Skizze über den Meister. Ich citire daraus eine Stelle, die am besten den freien, unvoreingenommenen Standpunkt und den klaren Blick des Verfassers kennzeichnet (S. 110):

Wie alles in der Welt, so hat auch die Musik ihren Dualismus. Durch die Geschichte der Musik zieht sich ein erbitterter und wahrscheinlich nimmer ruhender Streit zwischen zwei entgegengesetzten Musikidealen — zwischen zwei im Princip und Resultat feindlichen Werthschätzungen der musikalischen Dinge: des Körpers (des äußern Gewands, der Form) und der diesem innewohnenden Seele. Es ist nicht die Aufgabe, uns im Parteigetriebe zu tummeln, mit dieser oder jener Partei zu hadern, sondern dadurch zur Klarheit vorzudringen, indem wir Versöhnlichkeit in die beiden sich widersprechenden Richtungen zu bringen suchen. . . . Wer will sich rühmen, endgültig und für alle Menschen überzeugend sagen zu können, wo und wann das Kunstideal erreicht ist? . . . Alle Kunst strebt auf eine Wirkung hin: wirken will sie und zwar je höher sie steht, desto edler wird auch die Wirkung sein. Je bedeutender und größer die Individualität des Künstlers, der ausgerüstet mit dem möglichst vollkommenen technischen Können, desto bedeutender und größer die Wirkung!

Der Verfasser hätte noch betonen können: je eigenartiger und je bestimmter ausgeprägt die individuelle künstlerische Begabung ist, die sich mit einer allseitigen, harmonischen Bildung des Geistes vereint, desto hervorstechender, desto charakteristischer und augenfälliger wird die Wirkung sein. Bach als Orgelspieler, Mozart als Operncomponist, Beethoven als Symphoniker, Schubert als Gesangscomponist, Chopin als Klaviercomponist, Liszt und Rubinstein als Klavierspieler, Bülow als Orchesterdirigent, alles das sind Höhepunkte der musikalischen Entwickelung, angesichts deren jeglicher Streit verstummen muß. Wo aber ein wirklich neuer Stil und eine gänzlich neue Kunstauffassung zu Tage tritt, wie in den Programmsymphonikern Berlioz

und Liszt, in dem Schöpfer des musikalischen Dramas Wagner, da tritt auch eine Reaction, ich möchte sagen eine Zusammenziehung jener cerebralen Gefäße, die als „Musikverstand" zu functioniren haben, häufig genug ein und erzeugt jene erbitterte, dem Neuen feindselige Stimmung. Aber dieser pathologische Zustand ist vorübergehend. Die Explosionen gegen den neuen Stil werden seltener und die convulsivischen Zuckungen treten immer spärlicher auf; Ruhe tritt ein und herrscht so lange, bis ein neuer Geist die alten Geister des Unfriedens wieder aufstört. „So ging es und geht es noch heute." Zum „Verneinen" ist die allgemeine Kritik immer schneller bereit gewesen, als zum „Bejahen". Dem Büchlein H. Ritter's gegenüber gehört im speciellen Falle Referent unbedingt zu den „Bejahenden", trotzdem mannichfache Versehen, die nicht immer auf Rechnung des geduldigen Setzers zu setzen sind, den äußern, günstigen Eindruck für ein „geschultes" Auge mitunter etwas stark herabdrücken. Bardiet (statt Bardiet; zu lesen ist bei Tacitus bekanntlich aber: barritus!), Hesichius, Brittannien, Aiodos (statt „Aoidos"), Mahabharta u. dgl. thut nicht wohl!

3. Zur Wiederbelebung der Mozart'schen Klavierconcerte. Ein Wort der Anregung an die klavierspielende Welt. Von Karl Reinecke. Leipzig, Gebr. Reinecke. 1891. 8. 1 M. 50 Pf.

Mozart's Klavierconcerte werden seit langer Zeit in sträflichster Weise von den zahllosen Klavierspielern und -Spielerinnen, die alljährlich ihre „Tournée machen", vernachlässigt. Mit Ausnahme des D-moll-Concerts, das hin und wieder gehört wird, können sie als gänzlich unbekannt gelten. Die Gründe hierfür liegen in dem absoluten Unvermögen unserer heutigen klavierspielenden Künstlergeneration, durch Mozart'sche Concerte das zu erreichen, was als das einzig Erstrebenswerthe bei Klavierproductionen angesehen wird: Effect. Die Ausnahmen bestätigen die Regel. Jenes Unvermögen hat einen zwiefachen Grund: der erste liegt in der mangelhaften, allgemein musikalischen Ausbildung eines großen Theils unserer Klavierhelden, denen alle möglichen fingerbrecherischen Kunststücke „Kleinigkeit" sind, die aber nicht vermögen, den Geist eines Mozart'schen Werks aus und durch sich selbst zu erkennen. Für alle diese — es ist bei weitem der größte Theil unserer Pianisten — ist Mozart als Componist von Klavierconcerten überhaupt verloren! Der andere Grund liegt darin, daß die Concerte, wie sie uns handschriftlich und in den landläufigen Drucken vorliegen, keineswegs die Fassung haben, in der sie Mozart selbst spielte und von andern gespielt wissen wollte. Das Meiste ist in unvollständigen Umrissen gegeben, Ueberleitungen, Ornamente, Cadenzen fehlen ganz, und es ist Sache des Spielers, das Fehlende aus eigener Phantasie und nach eigenem Geschmacke hinzuzuthun. Reinecke ist zweifellos heutigentags der erste Mozartspieler und der beste Kenner der Mozart'schen Klaviereoncerte. Seit vielen Jahren spielt er die Mozart'schen Concerte so vervollständigt und ergänzt, wie dies Mozart selbst gewünscht haben mag. Daß ihn darüber Kritiker, die vom historischen Sachverhalt keine Ahnung hatten, des „Vandalismus" beschuldigt haben, mag ihn ebenso wenig anfechten, als Referenten die ihm zugegangene Weisung eines Kritikers, man müsse sich bei Begleitung der Bach'schen Recitative in der Matthäus-Passion des Septimenaccords enthalten; Bach habe nur Dreiklänge vorgeschrieben. Der betreffende Kritiker kennt nämlich von der Matthäus-Passion nur den Stern'schen Klavierauszug! Auch Vortragszeichen fehlen bei Mozart'schen Klaviereoncerten ganz und gar, während die Solocompositionen Mozart's für Klavier (Sonaten, Rondos, Variationen u. dgl.) auf das peinlichste und gewissenhafteste damit ausgestattet sind. So ergeben sich denn in der That in der Klavierstimme Mozart'scher Concerte unbegreiflich scheinende Lücken, Oeden und Stellen von ausgesuchtester Dürftigkeit. Reinecke zeigt unter Hinweis, wie andere, namentlich Hummel, bereits versucht haben, solche Stellen zu ergänzen, wie pietätlos es sei, die Pietät gegen Mozart so weit zu treiben, daß man Note für Note so spiele, als er scheinbar „vorgeschrieben"; er weist zunächst im allgemeinen, dann an zahlreichen Beispielen im einzelnen nach, wie und nach welchen Principien jene Vervollständigung vorzunehmen sei. Ich wüßte nicht, wer sich hierdurch ein größeres Verdienst um Mozart hätte erwerben können, als der Herr Verfasser. Seine Ausführungen sind durchweg von solcher Klarheit und überzeugender Kraft, daß es ein unabweisliches Bedürfniß erscheint, auf Grund seiner Principien eine Gesammtausgabe der Concerte zu veranstalten. Das ist ein Recht, das kein Geringerer, als der „unsterbliche Mozart" zu fordern hat. Für den Verfasser selbst aber könnte es kaum eine lohnendere Aufgabe geben, als seine eigene erfinderische Kunst und Kraft in den Dienst jenes Meisters zu stellen, den er so hoch verehrt und der der Lieblingscomponist der Deutschen ist und bleiben wird. Somit gibt sich Referent der sichern Hoffnung hin, in dieser kleinen, aber ihrem Werthe nach unschätzbaren Schrift nur einen Theil der Einleitung zu einer künftigen Ausgabe der Mozart'schen Klavierconcerte: „ergänzt und vervollständigt von Karl Reinecke", erblicken zu dürfen. Daß das Büchlein jedem zur Hand sein muß, der ein Mozart'sches Klaviereoncert mit der Absicht, es ernsthaft zu studiren vornimmt, ist selbstverständlich.

4. Das katholische deutsche Kirchenlied in seinen Singweisen. Von Wilhelm Bäumker. Erster bis dritter Band. Freiburg i. Br., Herder. 1883—1891. Gr. 8. 23 M.

Das günstige Urtheil, welches allgemein über die ersten beiden Bände des von S. Meister begonnenen, von W. Bäumker aber wiederum neu angefangenen und nunmehr vollendeten Werks gefällt worden ist, wird, vielleicht in erhöhterem Maße, auch für den neuerschienenen dritten Band Geltung beanspruchen dürfen. Wilhelm Bäumker hat seiner Zeit nachgewiesen, daß der Ursprung des deutschen Kirchenliedes weit jenseits der Reformation

liegt. Mit unvergleichlicher Sorgfalt ist er überall den Spuren des Kirchenliedes bis in seine ersten Keime, in das weltliche Volkslied, gefolgt, hat die Wandlungen, die es im Laufe der Jahrhunderte durchgemacht, aufmerksam geprüft und sorgfältig verzeichnet. Sein Werk ist von hervorragender Bedeutung nicht blos für die Geschichte des katholischen, sondern auch des evangelischen Kirchengesanges und — da zugleich eine Geschichte der Liedertexte gegeben ist — auch für die deutsche Literatur. Umfaßten die ersten zwei Bände des Werks die Kirchenlieder bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts, so erstreckt sich der dritte (Schluß-) Band über die Zeit seit Angelus Silesius bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Die Einleitung, der „Allgemeine Theil", bietet zunächst eine Uebersicht über das deutsche Kirchenlied im 18. Jahrhundert, einen Nachweis über die Regelung der Beziehungen des Liedes zur Liturgie in einzelnen Diöcesen auf Grund oberhirtlicher Decrete u. dgl., und zwar: Paderborn, Köln, Mainz, Würzburg, Wien und Salzburg; sodann einen Literaturnachweis, der indessen, ebenso wie die folgende ausführliche und vor allem überaus genaue und zuverlässige Bibliographie, einiger Ergänzungen bedürfen wird. Der „Besondere Theil" enthält 251 Liederweisen aus dem 18. Jahrhundert. Auch hier konnte bei der Unmasse des Materials nicht alles vertreten sein, was existirt, geschweige denn daß alle Varianten Berücksichtigung hätten finden können. Ich will hier aus eigenen Jugenderinnerungen nur einiges bemerken: zu Nr. 38: „Ach Jesu mein" findet sich in der Grafschaft Glatz eine sehr beliebte, alte Melodie von ganz anderm Charakter als die (S. 182) angeführte. Zu Nr. 68 (Melodie von N. Hauner) findet sich ebenda eine sehr charakteristische Abweichung; desgleichen zu Nr. 71. Zu der Melodie Nr. 111 ist allgemein der Text: „Wunderschön prächtige, heilige mächtige, liebreich holdselige, himmlische Frau" in Gebrauch. Der Text ist eine Umgestaltung des unter Nr. 110 verzeichneten Liedes von Laur. von Schüffis. In W. Kothe's Gesangbuch für die Grafschaft Glatz findet sich diese Version mit zahlreichen andern Liedern, die offenbar dem Verfasser nicht bekannt waren. Am sonderbarsten erschien dem Referenten die Notation von Nr. 247: „Wir werfen uns darnieder." Der Rhythmus des Liedes, wie es in ganz Schlesien gesungen wird, stimmt durchaus nicht mit der S. 309 gegebenen Form!

Doch das sind nur Einzelheiten und vor allem Kleinigkeiten, welche dem vorzüglich gearbeiteten Buche nichts von seinem großen Werthe rauben können.

Heinrich Reimann.

Eine neue Theorie des Dramas.

Dramatik. Kritik des Aristotelischen Systems und Begründung eines neuen. Von Henri Gartelmann. Berlin, S. Fischer. 1892. Gr. 8. 6 M.

Unser Zeitalter, das auf allen Gebieten geistigen Schaffens Verschrobenheiten und Wunderlichkeiten in wechselreicher Fülle zu Markte schleppt, liebt ganz besonders den Aufbau von Theorien auf praktischem Untergrunde und vermag sich für Systeme, die unmittelbaren Auswüchsen des Tages bis ins Mark zu schneiden verheißen, leicht zu entflammen. Man sehe die auf den aufmerksam beobachteten Bedürfnissen der Wirklichkeit fußende Arbeiterschutzgesetzgebung, die durch Vorschrift und Paragraph Glück und Friede stiften will; man denke an die ästhetische Richtung, die in „Rembrandt als Erzieher" ihren typischen Beleg erschaut und einfach durch Erkenntniß und Entschluß jahrhundertealte Schäden zu heilen wähnt. Alles höhere Bildungsstreben tritt in den Dienst der echtesten Gegenwart, und jedes Zweiglein geistiger Thätigkeit wird dem großen Baume eingepfropft, dessen Früchte unsern bürgerlichen Tisch mit erfrischender Zukost, aber auch mit Dessert versorgen sollen. Die ehrlichen Socialpsychologen und die modern fühlenden Literaturkritiker sind in erdrückender Mehrzahl einig darüber, daß hier der Bühne der erste Rang zukomme. Gewichtige dramaturgische Stimmen erhoben sich neuerdings in dem hervorragenden Dramatiker Heinrich Bulthaupt, dessen classische „Dramaturgie des Schauspiels" jetzt — in der dreibändigen vierten Ueberarbeitung — ein von lebendigem Verständniß zeugendes Lehrgebäude in Charakteristiken bietet, und Alfred Baron Berger („Dramaturgische Vorträge"), der als fachmännischer Leiter der ersten deutschen Anstalt und feinsinniger Analytiker des eisernen Repertoirebestandes vortreffliche Ansichten entwickelte. Beide segeln trotz scharfer Eigenart zum Theil in demselben Fahrwasser, das so ausgezeichnete Dogmatiker wie Gustav Freytag („Technik des Dramas") und gelehrt-historische Forscher wie Georg Günther („Grundzüge der tragischen Kunst") bei umschlagendem Winde sofort ebenfalls gewählt haben dürften.

Ist es heute nun überhaupt noch nöthig, den Begriff des Dramas festzustellen und aus solcher neuen Norm seine Erfordernisse und Bedingungen methodisch abzuleiten? Das neue, nur mäßig — nicht ganz 200 Seiten — starke Buch, das diese Dinge behandelt, indem es die Umrisse einer eigenen „Dramatik" spendet, deckt der Name eines homo novus, Henri Gartelmann. Dieser Umstand begründet für uns keinerlei Mistrauen; oft genug hat ein kühner Ansturm eine wohlverwahrte Festung überrumpelt. Gartelmann tritt frisch und frei vor uns hin, er kennt nicht das, was die Ehrwürdigkeitsapostel in der Geschichte den schuldigen Respect vor der Vergangenheit benamsen, er schert sich wenig um ergraute Satzungen, falls sie ihm verbohrter Aberglauben dünken. Solche Selbständigkeit des

Denkens, der Unabhängigkeit des Urtheils sich einträchtig gesellt, muthet sympathisch an, wenn sie auch an sich unser unvoreingenommenes Ueberlegen nicht beeinflussen kann.

Klipp und klar sagt die Einleitung, wie die Auseinandersetzungen des Buchs die Begriffe Tragik und Dramatik streng scheiden wollen. Tragik erscheine wesentlich in dem Procentsatze von Schuld und Sühne in dem wirkenden Helden, dessen Lebensschätzung und Willenskraft nebst ähnlichen beigehörigen Zügen den Gehalt der Tragik vervollständigen. Dramatik ist für Gartelmann das Element, das man heute meist Technik betitelt; es umfaßt die Gesetze der Charaktere, der Handlung, der Sprache u. s. w. Sie sind unabänderlich und bilden eine sichere Richtschnur, sobald sie einmal fixirt sind. Die Dramatik ist eine Kunst, die erlernt werden kann; die Tragik allein kann also nicht den Genius des Dramatikers offenbaren. Wie wäre sonst ein großer Lustspieldichter möglich, dessen Gattung doch von vornherein vom tragischen Momente absieht? Die eigenen Ansichten gründet Gartelmann auf eine herbe Kritik der einschlägigen Lehren der Aristotelischen Lehren („Poetik") und die an diese Polemik anzuknüpfenden Folgerungen. Gartelmann hegt vor Lessing die größte Hochachtung, ja er läßt eigentlich aus der langen Reihe der Vorgänger ihn allein noch wenn auch nicht immer gelten; nur nutzt er ihm mehrfach sklavisches Knien vor den Sätzen des Aristoteles auf. Die zu bekämpfenden Punkte stellt er in greifbarer Thesenform vor uns hin und widerlegt sie in stark dialektischem Angriffe. Als die neuen dramatischen Grundgesetze entwickelt er sodann: Die Charaktere bilden den eigentlichen Gegenstand des Dramas; Endzweck der dramatischen Dichtkunst ist, Vergnügen zu bereiten durch Darstellung von Charakteren. Die dramatische Dichtkunst ist Nachahmung; das Drama ist also eine Dichtung, die Charaktere nachahmend darstellt. Die Charaktere des Dramas müssen einheitlich sein. Die Handlung im Drama ist in erster Linie in Absicht auf die Charaktere zu beurtheilen; die Handlung als Ganzes kommt demnach im Drama erst in zweiter Linie in Betracht, und ihre sogenannte „Einheit" ist kein dramatisches Gesetz. Die Sprache des Dramas muß diejenige der Wirklichkeit nachahmen und die Personen charakterisiren. Der Stoff aber kommt für den künstlerischen Werth des Dramas überhaupt nicht in Betracht. In entschieden subjectiv gefärbter Ausdrucksweise breitet Gartelmann diese seine Normen auseinander, indem er dabei Schritt für Schritt scharfes Geschütz wider die bisherigen Autoritäten spielen läßt. Günther ist ihm einfach ein Schwachkopf, Gottschall und Bulthaupt verrannt und auf ganz falschem Wege, Carriere ohne jeden Einblick, Gustav Freytag durchaus widerspruchsvoll und kurzsichtig. Auch Shakespeare, Goethe und vor allem die Theorien Schiller's müssen derbe Püffe vertragen; immerhin krönt er den Erstgenannten zum Meister im Dramatischen, obwol er auch gänzlich verfehlte Bühnenversuche, die allen Voraussetzungen ins Gesicht schlagen, geschaffen habe, wie die „Komödie der Irrungen". Dieser häufig brüske Ton heimelt uns wenig an, ja er schädigt die Wucht der Beweisgründe aufs nachdrücklichste. Fade Witzchen und Silbenstecherei dürfte gerade der nicht zu Gunsten seines Glaubensbekenntnisses verwerthen, der den Gegnern fortwährend Oberflächlichkeit und Aeußerlichkeit aufbürdet. Sonst läuft die Darlegung in einfachem, ungemein verständlichem Gange dahin, der nie auf lockende Seitenpfade abschweift oder an einladenden Stellen wider Gebühr verweilt. Der Verfasser verficht mit muthvoll geschwungenem Panier seine allenthalben durchgreifende radicale Tendenz, die z. B. den Menschen als das Wichtigste und Höchste, seine rein irdische Glückseligkeit als den einzigen Lebenszweck ausgibt. Er proclamirt viel, weit mehr als er zu beweisen für nöthig erachtet, aber er drängt niemals den fremden Standpunkt ohne weiteres von der Bildfläche und ringt ehrlich mit ihm, wenn jenem Gründe zur Seite stehen. Das Buch verdient gelesen und eingehend erwogen zu werden. Vielerlei, auch in den Grundanschauungen, fordert zur Bekundung des Gegensatzes heraus. Aber die Wahrheit erblüht stets nur aus dem Schutte gefallener Häuser, und blos im Kampfe stählt und festigt sich auch die erworbene Kraft des Besitzes. Zweifellos springt aus einem ruhigen Abwägen der Ausführungen Gartelmann's für Drama, Bühne, Theater reichlicher Gewinn heraus.

Julius Deckel.

Zur Religion und Religionsgeschichte.

1. Die modernen Weltanschauungen und ihre praktischen Consequenzen. Vorträge über Fragen der Gegenwart aus Kirche, Schule, Staat und Gesellschaft, im Winter 1880 zu Leipzig gehalten von Chr. Ernst Luthardt. Dritte durchgesehene und vermehrte Auflage. Leipzig, Dörffling u. Franke. 1891. Gr. 8. 6 M.

Wenn für eine Sammlung von Vorträgen nach einem Jahrzehnt eine dritte Auflage sich als nöthig erweist, so ist schon das ein Zeichen, daß wir es mit mehr als bloßem Mittelgut zu thun haben. Die seinerzeit von dem ehrwürdigen Nestor unserer lutherischen Universitätslehrer vor einem ebenso zahlreichen wie gewählten Hörerkreis in Leipzig gehaltenen Vorträge haben, sobald die erste Reihe im Druck erschien, in weiten und immer weitern Kreisen sich rasch den Beifall und den Dank von Theologen und Nichttheologen, Männern und Frauen gewonnen und diese ihre Anziehungskraft, wie die stets wiederholten Auflagen beweisen, noch nicht eingebüßt. Und in der That, die hervorragende Gabe Luthardt's, all die vielgestaltigen Einzelerscheinungen des kirchlichen, staatlichen, gesellschaftlichen

Lebens auf die entsprechenden Grundanschauungen als ihre Wurzel zurückzuführen, verleiht seinen Worten einen Reiz, der, mag ihn schon die gesprochene Rede noch in erhöhtem Maße ausüben, auch in gedruckter Gestalt mächtig fortwirkt. Luthardt hat, darüber kann kein Zweifel aufkommen, durch diese principielle Behandlung der wichtigsten Fragen unserer Gegenwart zur Klärung und Richtigstellung der Gedanken wesentlich beigetragen. Liefert er uns aber den Nachweis dafür, wie die Abbeugung der Denkweise von der christlichen Grundlage mit innerer Nothwendigkeit immer mehr von der heilsamen Wahrheit abführt in die Irrung und Verwirrung, und wie die nichtchristlichen Denkweisen sodann mit innerer Nothwendigkeit ihre verderblichen Folgen geltend machen auch für die Wirklichkeit des öffentlichen Lebens, so wird dieser Nachweis damit zugleich zu einer Rechtfertigung der christlichen Denkweise. Der Verfasser hat deshalb die verschiedenen Sammlungen der erwähnten leipziger Vorträge treffend unter dem Gesammttitel „Apologie des Christenthums" erscheinen lassen.

In der neuen Auflage des vierten Theils dieser Apologie, der uns vorliegt, hat Luthardt an dem ursprünglichen Text nur wenig zu ändern sich veranlaßt gesehen. Selbst der Abschnitt über den Culturkampf ist von ihm so belassen, wie er vor zehn Jahren lautete. Nur einige am Schluß hinzugefügte Bemerkungen nehmen auf den inzwischen erfolgten Wechsel der Dinge Rücksicht. Es ist alles so gekommen, wie es vorausgesagt war. Die preußische Regierung ist nach Canossa gegangen, Rom ist stärker als je und übermüthig durch die errungenen Erfolge aus dem Kampf hervorgegangen, den Schaden hat allein die evangelische Kirche zu tragen. Um so gewichtiger bleibt die Stimme, die zu einer Zeit, wo auch viele besonnene und evangelisch gesinnte Männer durch den Schein sich täuschen ließen, unbeirrt durch die herrschende Strömung, sich warnend erhob, und ist in dem einen Fall das gefürchtete Unheil nicht mehr abzuwenden, so wird um so dringender zu wünschen sein, daß in so mancher andern Frage das bewährte, reife Urtheil des Mannes, dem wir die hier angezeigten Vorträge verdanken, durchdringe und seine Wirkung übe.

2. Die jüdische Literatur seit Abschluß des Kanons. Eine prosaische und poetische Anthologie mit biographischen und literargeschichtlichen Einleitungen, unter Mitwirkung hervorragender Gelehrten herausgegeben von J. Winter und A. Wünsche. Erster Band (4 Lieferungen) und zweiten Bandes erste Lieferung. Trier, S. Mayer. 1891—92. Gr. 8. Jede Lieferung 1 M. 50 Pf.

Auf Anregung und unter der Leitung des Rabbiners Winter und Professor Wünsche haben zahlreiche berufene jüdische Gelehrte, darunter W. Bacher in Budapest, Sam. Bäck in Lissa, Ph. Bloch in Posen, Dav. Cassel und A. Kaminka in Berlin, J. Hamburger in Strelitz, Ad. Lewin in Freiburg, A. Sulzbach in Frankfurt a. M. es unternommen, eine Blütenlese der gesammten, sowohl prosaischen als poetischen jüdischen Literatur seit Abschluß des Kanons zu veranstalten. Ein dankenswerthes Unternehmen und das erste in seiner Art, obwol ein dringendes Bedürfniß nach einem solchen Werk, das die einschlagenden Schriften selbst in bezeichnenden Proben dem Leser vorführt, längst vorhanden war. Wie es nun in seinen beiden ersten Lieferungen vorliegt, ist es vorzüglich geeignet, dem Lehrer der jüdischen Religion in deutscher Sprache als Quellenwerk für den Unterricht zu dienen, um diesen auch nach der geschichtlichen Seite fruchtbar zu machen. Aber indem es sich an das Verständniß aller wendet, die ein Literaturwerk, welches zum Bindeglied zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen althebräischem und modernem weltbürgerlichem Geist dienen könnte, bisher schmerzlich vermißt haben, bietet es sich nicht minder als werthvolles Familienbuch für das jüdische Haus an. Und auch nichtjüdische Kreise werden aus dem hier Dargebotenen einen Theil der Weltliteratur kennen lernen, dessen eigenartiges Wesen das Interesse jedes Gebildeten in Anspruch nimmt. Die getroffene Auswahl bringt, so weit sich bis jetzt urtheilen läßt, nur das Gediegenste und Beste. Der mitgetheilte Stoff ist den vorzüglichsten Uebersetzungen entnommen, die vorlagen, oder wo diese nicht ausreichten, sind neue Uebertragungen von berufener Hand hergestellt worden. Die jedem Hauptabschnitt vorausgeschickten Einleitungen sowie die den Einzelstücken vorgedruckten Erläuterungen, in ihrer Gesammtheit eine zusammenhängende Literaturgeschichte ersetzend, lassen Fleiß und Geschick einer gründlichen wissenschaftlichen Forschung erkennen, die sich ihre Aufgabe nicht leicht gemacht hat. Die Ausstattung ist vornehm und würdig.

In den bereits vorliegenden beiden ersten Lieferungen begegnen wir Proben aus den Apokryhen (dem ersten Makkabäerbuch, Josua ben Sira, vom Bel und Drachen zu Babylon), Philo dem Alexandriner, Flavius Josephus, dem Brief des Aristeas, den Sibyllinen und den Targumim, ferner nach einer trefflichen Einleitung zur Mischna einer größern Reihe ihrer Tractate (aus der Ordnung Seraim, Moëd, Naschim, Nesikin, Kodaschim, Taharoth), endlich zahlreichen Bruchstücken aus der Thosephtha und der jerusalemischen Gemara, woran sich in der nächstausstehenden Lieferung Bruchstücke aus der babylonischen Gemara anschließen werden.

Unsereinen müssen in erster Reihe interessiren die Stücke, welche den Apokryphen, Philo, Josephus und den Sibyllinen entnommen sind. Dem talmudisch-midraschischen Schriftthum wird in unsern Kreisen kaum ein Geschmack abzugewinnen sein, und wenn von ihm S. 83 geurtheilt wird, daß das Judenthum an ihm nicht blos ein kostbares literarisches Vermächtniß der Vergangenheit verehre, sondern auch darin einen Wegweiser für die Gegenwart zu einer Denk- und Lebensweise im Geiste der Heiligen Schrift erblicke, so wird gegen das erste Urtheil nichts zu erinnern sein, während wir gegen das zweite entschieden Verwahrung einlegen. Wenigstens wäre es in hohem Grade zu bedauern, wenn die jüdische Mehrheit sich diese offenbare

Ueberschätzung des Talmuds aneignete, dessen Ausführungen nichts weniger als im Geiste der Heiligen Schrift gehalten sind, sondern durch ihr verknöchertes, geistloses, formalistisches Wesen den frischen, kräftigen Zug, der jene durchweht, handgreiflich verleugnen und in ihren ethischen Theilen eine nur zu auffallende Familienähnlichkeit mit den schlimmsten Casuisten aus der Schule Loyola's zeigen.

Mit einigen Talmudstücken der jerusalemischen Gemara abschließend, bringt die Fortsetzung des ersten Bandes von diesem planvoll angelegten Sammelwerk Bestandtheile der sogenannten Babylonischen Gemara, die, von den Schulen zu Sura und Nehardea ausgehend, seit Beginn des 3. Jahrhundert n. Chr. längere Zeit hindurch, bis 520, auch über die Grenzen des Doppelstromlandes hinaus einen beherrschenden Einfluß gewann. Es handelt sich bei ihren oft mit einem erstaunlichen Aufwand von Scharfsinn gegebenen Erklärungen zur Mischna um eine den Zeiterfordernissen entgegenkommende Weiterentwickelung des Traditionsstoffs und Ausbildung des Religionsgesetzes. In der Haggada blieben die Babylonier hinter den Palästinensern zurück, während sie diesen in der Behandlung der halachischen Stoffe bald den Rang abliefen. Die Sprache ist zum Theil neuhebräisch, zum Theil ostaramäisch.

Den zweiten Band unseres Werks eröffnet die Literatur der geonäischen Zeit (638—1038), d. h. der auf dem Hintergrund der arabischen Herrschaft sich abzeichnenden Periode, die den Uebergang bildet von der talmudischen Zeit zu einer neuen jüdischen Culturentwickelung im Südwesten Europas. Der Gaon (d. h. „der Hervorragende") Saadia begründet auf talmudischer Grundlage eine rationalistische Wissenschaft. In den rabbinischen Akademien zu Sura und Pumbedita, die zu Mittelpunkten der Forschung werden, verfassen die Schulhäupter auf die von nah und fern an sie gestellten Anfragen Antwortschreiben (Responsen), von denen sich Tausende als ein redendes Denkmal des geistigen Entwickelungsprocesses im Judenthum unter den Khalifen erhalten haben, während eine weitere Reihe selbständiger Werke auf Grundlage der Bibel und des Talmuds fast alle Geistesgebiete zum Gegenstand ihres Nachdenkens macht in aramäischer, neuhebräischer und arabischer Sprache.

Karl Sallmann.

Feuilleton.

Die Reise des Fürsten von Bismarck über Berlin und Dresden zur Hochzeit seines ältesten Sohnes in Wien und über München und Augsburg nach Kissingen glich einem Triumphzuge und zeigte die hohe Verehrung und Dankbarkeit, die ihm im deutschen Volke und auch in Oesterreich bewahrt wird. In einem solchen Momente wird die neue Biographie des Fürsten, welche die 14. Auflage von Brockhaus' Konversations-Lexikon bringt, besonders willkommen sein und erhöhtes Interesse erregen. Sie ist in dem Mitte Juli erscheinenden 33. Hefte enthalten; dieses beginnt den dritten Band, der, wie wir hören, auch noch im Laufe des Juli ausgegeben wird. Sie füllt nebst den mit ihr zusammenhängenden Artikeln über 10 Seiten oder 20½ Spalten. Bei der großen Sorgfalt, welche die Redaction des Werks anerkanntermaßen auf alle Artikel verwendet, läßt sich annehmen, daß sie die Biographie des Fürsten einem vorzugsweise dazu geeigneten Bearbeiter übertragen und aus den besten Quellen geschöpft hat. Und in der That zeigt der Artikel die genaueste Kenntniß aller Verhältnisse, bringt neben schon Bekanntem vieles ganz Neue und macht namentlich über die bisher noch nicht vollständig aufgeklärten Vorgänge bei Bismarck's Entlassung zum ersten male so bestimmte Angaben, daß an deren Richtigkeit wol nicht gezweifelt werden kann.

Die betreffende Stelle lautet: „So befand sich zum Ende der Bismarck'schen Geschäftsführung die auswärtige Politik in klaren und einfachen Verhältnissen, die Colonialpolitik in gesichertem und entschiedenem Aufstreben. Die innern Fragen wurden weiterer Lösung zugeführt. Als die Gefahr drohte, daß ein Theil der regierungsfreundlichen Parteien ihre Mitwirkung an dem Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz versagen werde, wandte sich Bismarck in der Reichstagsrede vom 18. Mai 1889 noch einmal an alle conservativen Parteien, zu denen er jetzt auch das Centrum und die Nationalliberalen zählte, und mahnte sie, ihre localen, persönlichen Interessen den allgemeinen unterzuordnen. Schon aber drängte der Ausbruch des rheinisch-westfälischen Bergarbeiterstreiks im Mai 1889 zu weitern socialpolitischen Reformen, namentlich hinsichtlich des Arbeiterschutzes und des Verhältnisses zwischen Arbeiter und Arbeitgeber, denen Bismarck zurückhaltender gegenüberstand, da sie nach seiner Meinung die Concurrenzfähigkeit der deutschen Industrie und das Recht des Arbeiters, seine volle Arbeitskraft auszumutzen, schmälerten. Deshalb hatte er sich schon gegen verschiedene Arbeiterschutzanträge des Reichstags ablehnend verhalten. Eben diesen Fragen wandte Kaiser Wilhelm II. seine thatkräftige Theilnahme zu. Die kaiserlichen Erlasse vom 4. Februar 1890 mit ihrem weitgehenden Programm der Arbeitergesetzgebung entbehrten der Gegenzeichnung durch Bismarck, da er ihre Veröffentlichung widerrieth; irrthümlicherweise wurde behauptet, daß ihn auch in der Frage der Aufhebung des Socialistengesetzes eine grundsätzliche Meinungsverschiedenheit vom Kaiser trennte. Zum formalen Conflict zwischen Kaiser und Kanzler führte die Cabinetsordre vom 24. September 1852, die den Ministern verbot, ohne Anwesenheit des Ministerpräsidenten dem Monarchen Vortrag zu halten, indem Bismarck sich weigerte, in ihre Aufhebung zu willigen. Am 18. März 1890 reichte Bismarck auf wiederholtes Verlangen des Kaisers sein Entlassungsgesuch ein, am 20. genehmigte es der Kaiser in anerkennendster Weise unter Verleihung der Würde eines Herzogs von Lauenburg an Bismarck und Ernennung desselben zum Generaloberſten der Cavalerie. Die Abreise des Fürsten von Berlin nach Friedrichsruh 29. März führte zu einem gewaltigen Ausdrucke der tiefen Bewegung, die das Ereigniß des Rücktritts in der Bevölkerung erregt hatte."

Dann fährt der Artikel fort: „Auch als Privatmann wendet Bismarck den politischen Fragen ein unausgesetztes, scharfes Interesse zu, und es ist ihm Bedürfniß, mit der Oeffentlichkeit in Fühlung zu bleiben. Wiederholt empfing er Vertreter der ausländischen und deutschen Presse in Friedrichsruh, wo er seit seinem Rücktritte meist weilt, und suchte namentlich auf die Stimmung des Auslandes im Sinne seiner Friedenspolitik zu wirken. Am 30. April 1891 wurde Bismarck von dem 19. hannoverschen Wahlkreise Neuhaus zum Reichstagsabgeordneten gewählt und nahm die Wahl an, hat aber auf den Wunsch der Aerzte und seiner Familie zunächst an den Sitzungen nicht theilgenommen. Daß die

Verehrung und Dankbarkeit, die Bismarck im deutschen Volke gewidmet wird, sich seit seinem Rücktritte nicht vermindert hat, beweisen die zahlreichen Huldigungen, die ihm bei Besuchen Hamburgs, bei wiederholten Durchreisen in Berlin, sowie bei der Wiederkehr seines Geburtstags und an patriotischen Gedenktagen dargebracht werden."

Wie richtig die letzte Bemerkung ist, zeigen die Vorgänge auf seiner jetzigen Reise. Höchst interessant und zum Theil ganz neu sind auch die Darstellungen über Bismarck's mehrfache Verhandlungen mit Rußland und Oesterreich, über die Vorgänge nach dem Tode Kaiser Wilhelm's I., das Heirathsproject des Prinzen von Battenberg, die Entlassung des Ministers von Puttkamer (an dieser war Bismarck nach dem Artikel „unbetheiligt" und „suchte vielmehr die Entlassung zu verhindern") u. s. w.

In den übrigen sich an die Biographie anschließenden Artikeln — es sind vierzehn, wie z. B. Bismarck-Berg in Südafrika, die Stadt Bismarck in Nordamerika, Bismarck-Archipel und Bismarck-Gebirge in Neuguinea u. s. w. — erfahren wir zum ersten male, daß der Name des Geschlechts, über den verschiedene Hypothesen auftauchten, von der Stadt Bismark im Kreise Stendal, welche im 15. Jahrhunderte der Familie Bismarck gehörte, und dem Flüßchen Biese, an dem diese liegt, herrührt. Auch ist zum ersten male in einem deutschen Konversations-Lexikon die Biographie eines Vorfahren des Fürsten mitgetheilt, der russischer General war, Ludolf August von Bismarck, geb. 1683, gest. 1750, und ein wechselvolles Leben führte. Daß die Artikel bis auf die neueste Zeit fortgeführt sind, zeigt der Schluß der Biographie Graf Herbert's von Bismarck-Schönhausen, in dem seine bekanntlich erst am 21. Juni erfolgte Vermählung mit Gräfin Marguerite Hoyos bereits erwähnt ist.

— Von dem Werke: „Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen", bearbeitet vom Reichsgerichtsrath A. Bolze, ist Anfang Juli der zwölfte Band (Leipzig, Brockhaus) erschienen.

— Von Grieben's Reisebüchern, Band 6: „Berlin, Potsdam und Umgebungen" (Berlin, A. Goldschmidt), dem beliebtesten und verbreitetsten Reisebuch zum Besuch der Reichshauptstadt, ist in diesem Jahre bereits die 38. Auflage erschienen. Von den beigehefteten Karten wird der ganz neu gestochene große Plan der Stadt Berlin den ungetheilten Beifall aller finden, welche das Buch als Führer benutzen. Ferner enthält das Buch eine neue Uebersicht der Fahrverbindungen in der Stadt, die in origineller, übersichtlicher Weise einen Plan bietet, aus dem man sofort ersehen kann, wie und womit (Eisenbahn, Dampfstraßenbahn, Pferdebahn, Omnibus) man am schnellsten von einem Punkt der Stadt zu einem entfernteren gelangt. Auch ist in diesem Jahre noch ein neuer Plan von Charlottenburg dem Buche beigeheftet worden. Der Inhalt des Buchs, der den Veränderungen entsprechend vielfach berichtigt und ergänzt wurde, ist in der beliebten Art von Grieben's Reisebüchern knapp, zuverlässig und erschöpfend und bietet für kürzern oder längern Aufenthalt in Berlin einen sichern Rathgeber und Begleiter.

Bibliographie.

Allenstein, H. v., Auge um Auge, Zahn um Zahn. Roman aus der Finanzwelt. Berlin, Buchhandlung „Nord-Berlin" (Hanow). 8. 1 M. 50 Pf.

Cassel, P., Zum 1. Mai. Sociale Betrachtungen gegen Felix Dahn. Berlin, R. Boll. Gr. 8. 75 Pf.

Collmann, K. F., Reußische Geschichte. 1. Tl.: Das Vogtland im Mittelalter. Greiz, E. Schlemm. Gr. 8. 2 M.

Feit, P., Jakob Ludwig Sobiesti, Prinz von Polen, Pfandherr von Ohlau. Breslau. (Ohlau, F. Leichter.) Gr. 8. 40 Pf.

Festenberg-Packisch, H. v., Graf Rothenburg. Vaterländisches Schauspiel. Zur Erinnerung an die 150jährige Vereinigung Schlesiens mit der preußischen Monarchie am 17. Mai 1892. Breslau, M. Woywod. Gr. 8. 3 M.

Fränkel, H. (Ghibellinus), Eine Frage an das französische Volk: Ist der Verrath der Kultur an die Barbarei eine Thatsache? Weimar, H. Weißbach. Gr. 8. 50 Pf.

Gründler, Adele, Haideblüten. Halle a. S., E. Strien. 12. 2 M. 50 Pf.

Gumprecht, R., Modernes Seelenleben. Betrachtungen über die Tendenz des modernen Seelenlebens. Leipzig, W. Friedrich. 8. 3 M.

Haeberlin, C., Eduard Hiller. Berlin, S. Calvary u. Comp. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Heinrich, H., Das geflügelte Rad. Roman. Leipzig, C. Reißner. 8. 4 M.

Hoffmann, L., Ist Religion Privatsache? Eine Erörterung des Verhältnisses der Sozialdemokratie zum Christenthum. Berlin, L. Abel. 8. 30 Pf.

Jókai, M., Zwei mal zwei sind vier. — Der Weltfahrer. Deutsch von L. Wechsler. Berlin, O. Janke. 8. 1 M.

Die Jungen von Holzgrün. Eine Erzählung. Leipzig, F. Schneider. 8. 5 M.

Kallenberg, F., Auf dem Kriegspfad gegen die Massai. Eine Frühlingsfahrt nach Deutsch-Ostafrika. Mit 1 Titelfarbendruck, 8 Tonbildern und 78 Textabbildungen nach dem Skizzenbuche des Verfassers, nebst einer Karte der Pangani-Kilimandscharo-Route. München, C. H. Beck. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Kayserling, M., Gedenkblätter. Hervorragende jüdische Persönlichkeiten des 19. Jahrhunderts. In kurzen Charakteristiken. Leipzig, Th. Grieben. 8. 1 M.

Kelle, J., Geschichte der deutschen Litteratur von der ältesten Zeit bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts. Berlin, Besser. Gr. 8. 8 M.

Koser, R., Fürst Bismarck. Festrede. Bonn, Röhrscheid u. Ebbecke. Gr. 8. 1 M.

Küenburg-Stolberg, B. Gräfin, Ueber d' Gangsteigln! Erzählung aus dem Hochgebirge. Berlin, Mitscher u. Röstell. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Kurt, N., Das Freiheitsdogma in seinen neuesten Gestaltungen. Kritische Weckrufe an die Gebildeten aller Stände. Leipzig, W. Friedrich. Gr. 8. 1 M.

Lorentz, E., Ueber die sogenannten ästhetischen Werke Sören Kierkegaards. Versuch einer Deutung. Leipzig, Fr. Richter. 8. 1 M. 60 Pf.

Mahling, Der Kampf um die christliche Weltanschauung. Vortrag. Hamburg, Herold. Gr. 8. 50 Pf.

Neubauer, H., Calderon. Eine Würdigung. Zwei Vorträge. Leipzig, G. Fock. 8. 1 M.

Nilas, E., Geläutert. Erzählung. Berlin, O. Janke. 8. 1 M.

Ortvay, T., Geschichte der Stadt Preßburg. Deutsche Ausgabe. 1. Bd. Von den ältesten Zeiten bis zum Erlöschen des Arpádenhauses. Mit 37 Illustrationen, 1 Urkunden-Facsimile und 7 Tafeln. Preßburg, C. Stampfel. Lex.-8. 5 M.

Die deutsch-liberale Partei und die Zukunft des Liberalismus in Oesterreich. Von ***. Wien, L. Weiß. Gr. 8. 50 Pf.

Pawlecki, J., Dichterstimmen aus der deutschen Lehrerwelt. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Redlich, C. C., Lessing's Briefe. Neue Nachträge und Berichtigungen. Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet. Hamburg, Herold. Gr. 4. 2 M. 50 Pf.

Richter, A., Das hamburgische Amt Ritzebüttel und die Elbmündung in den Jahren 1795—1814, hauptsächlich auf Grund von Archivalien dargestellt. Cuxhaven. (Hamburg, Herold.) Gr. 4. 2 M. 50 Pf.

Richter, J. W. O., Die Ahnen der preußischen Könige. Volkstümliche Lebensbilder der hohenzollernschen Burggrafen von Nürnberg und Kurfürsten von Brandenburg. Hannover, L. Ost. Gr. 8. 4 M.

Riedel-Ahrens, B., Im grauen Schloß. Roman. 2 Tle. in 1 Bde. Berlin, O. Janke. 8. 5 M.

Rolfes, E., Die aristotelische Auffassung vom Verhältnisse Gottes zur Welt und zum Menschen. Berlin, Mayer u. Müller. Gr. 8. 3 M.

Römer, C. J., Der obere Amazonenstrom ein Kolonisierungsgebiet für Deutsche. Harzburg, C. J. Römer. Gr. 8. 1 M.

Samarow, G., Unter dem weißen Adler. Roman. 4 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 12 M.

Sax, E. H., Gedichte. Meran, F. W. Ellmenreich. Gr. 16. 2 M. 80 Pf.

— — Im Volkston. Allerhand Verse und G'stanzln. Meran, F. W. Ellmenreich. Gr. 16. 2 M. 40 Pf.

Das versunkene Schloß im Pipurger See. Romantisches Märchen aus Tirol. Allegorie von Siona. München, A. Buchholz. Gr. 8. 1 M.

Schmidt, E. R., Deutsche Pionierarbeit in den östlichen Grenzländern. Vortrag. Philadelphia, Schaefer u. Koradi. Gr. 8. 50 Pf.

Schreiber, A., Alexandrine, Herzogin von Sachsen-Coburg-Gotha. Eine Festgabe zum 3. Mai 1892. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 50 Pf.

Schultess, F., Johannes Classen. Gedächtnisschrift der Gelehrtenschule des Johanneums. Hamburg, Herold. Lex.-8. 2 M.

Seuckler, Die Kriege 1864, 1866 und 1870/71, kurz dargestellt zum Gebrauch in den Kapitulantenschulen, sowie zum Selbstunterricht für Unteroffiziere und Mannschaften bestimmt. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 20 Pf.

Sienkiewicz, H., Ums Brod. Zwei Auswanderergeschichten. Uebersetzt von L. Brixen. Dresden, H. Minden. 8. 2 M.

Sutermeister, O., Dichten und Lügen. Vortrag. Frauenfeld, J. Huber. 8. 70 Pf.

Ueber Aegypten nach dem Heiligen Land. Tagebuchblätter einer Pilgerin. Gernsbach, Christlicher Kolportage-Verein. 8. 1 M. 80 Pf.

Ungewitter, W., Xavier de Maistre. Sein Leben und seine Werke. Berlin, W. Gronau. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Urban, W., Im Zickzack durch den Orient. Reisebilder aus der alten Welt. Leipzig, C. Reißner. 8. 1 M. 50 Pf.

Valentin, V., Aesthetische Schriften. 1. Bd.: Alfred Rethel. Eine Charakteristik. Berlin, E. Felber. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Die Wahrheit über Bismarck. Ein offenes Wort an die deutsche Nation von Balder, U. K. S. Leipzig, C. Minde. Gr. 8. 2 M.

Weissenborn, H., Zur Geschichte der Einführung der jetzigen Ziffern in Europa durch Gerbert. Eine Studie. Berlin, Mayer u. Müller. Gr. 8. 3 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kleine Schriften
zur Geschichte und Cultur
von
Ferdinand Gregorovius.

Dritter Band. 8. Geh. 5 M. 50 Pf. Geb. 6 M. 50 Pf.

Inhalt. Die Villa Malta in Rom. — Der Hegelianer Augusto Vera. — Clemens August Alertz. — Zwei wieder auferstandene Figuren von Erz. — Die Villa Ronzano. Ein Musensitz der Gozzadini von Bologna. — Das Urkundenbuch der Stadt Orvieto. — Das Bourbonenschloß Caserta. — Die Abruzzen. Ihre Geschichte und ihre Kunstdenkmäler. — Passionsspiele. I. Das römische Passionsspiel. II. Das deutsche Passionsspiel in Tyrol. — Die großen Monarchien oder die Weltreiche in der Geschichte.

Die früher erschienenen beiden Bände (jeder Band geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.) enthalten:

I. Sardes. — Hat Alarich die Nationalgötter Griechenlands zerstört? — Mirabilien der Stadt Athen. — Aus der Landschaft Athens. — Die Münzen Alberichs, des Fürsten und Senators der Römer. — Gumppenbergs Bericht vom Sacco di Roma. — Römische Bürgerbriefe seit dem Mittelalter.

II. Eine Weltchronik in Bildern. Mit einer Tafel. — Die beiden Crivelli, bairische Gesandte in Rom im 17. Jahrhundert. — Neues Leben in Corsica. — Die Brüder von Humboldt. — Fünf Tage vor Metz. — Segesta, Selinunt und der Mons Eryx. — Der Umbau Rom's.

In der vorliegenden Sammlung vereinigte der berühmte Verfasser eine Reihe geschichtlicher und culturgeschichtlicher Essays, welche wie alle seine Schriften Ernst und Gründlichkeit der Forschung mit Anmuth und Adel der Sprache verbinden und allgemein interessante Zeitbilder entrollen. Durch den aus seinem Nachlasse herausgegebenen dritten Band wird die Sammlung abgeschlossen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus dem Nachlasse des Mirza Schaffy.
Neues Liederbuch
von
Friedrich Bodenstedt.

Miniatur-Ausgabe. 17. Auflage. Geb. mit Goldschnitt 4 M. 50 Pf.
Volks-Ausgabe. 16. Auflage. Geb. 2 M.

Außer diesen billigen Ausgaben erschienen noch folgende elegantere Ausgaben:

Octav-Ausgabe. 13. Auflage. Geb. mit Goldschnitt 6 M.
Pracht-Ausgabe. 4. Geb. 12 M., in Pergament 20 M.

Der „Nachlaß" Mirza Schaffy's bildet ein Seitenstück zu den „Liedern des Mirza Schaffy", die schon in mehr als 100 Auflagen erschienen; wie diese ist er ein unerschöpflicher Quell heiterer, in anmuthigstem Gewande erscheinender Lebensweisheit.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Christian Karl Josias Freiherr von Bunsen.
Lebensbild eines deutsch-christlichen Staatsmannes.
Dem deutschen Volke dargeboten von
Bernhard Baehring.

8. Geh. 2 M. 50 Pf. Geb. 3 M. 50 Pf.

Dieses fesselnd geschriebene Lebensbild eines echt deutschen und christlich gesinnten Staatsmannes und Gelehrten, der mit unter die Bahnbrecher des neuen Deutschen Reichs gehört, wird gewiß in weiten Kreisen des deutschen Volkes freundliche Aufnahme finden.

Soeben erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte
von
Cordon de Seda
Gott, Natur und Menschenherz.

Preis elegant brosch. M. 1. 50; gebd. in Calico m. Goldschn. M. 2. 50.

München. **Josef Seyberth**
Verlags- u. Sort.-Buchh. Antiqu.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die
Sprichwörtlichen Redensarten
im deutschen Volksmund
nach Sinn und Ursprung erläutert.

Ein Beitrag zur Kenntnis deutscher Sprache und Sitte
von
Wilhelm Borchardt.

8. Geheftet 5 M. Gebunden 6 M.

Ein Seitenstück zu Büchmann's „Geflügelten Worten".

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Praktischer Lehrgang
zur schnellen und leichten Erlernung der Englischen Sprache.

Nach Ahn's Methode.
Von
Karl Graeser.

Erster Kursus. Sechzehnte Aufl. 80 Pf.

Zweiter Kursus. A. u. d. T.: Erstes Englisches Lesebuch. Mit deutschen Uebungsstücken zur Befestigung in der Elementargrammatik. Siebente Auflage. 1 M. 20 Pf.

Graeser's Lehrbücher der englischen Sprache zeichnen sich durch ihr praktisches System sowie besonders durch die vorzügliche Aussprachebezeichnung aus und haben deshalb für Schulgebrauch, Privat- und Selbstunterricht weite Verbreitung gefunden.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 30. — 28. Juli 1892.

Inhalt: Vom wiener Roman. Von Moritz Necker. — Zur Literaturgeschichte. Von Adalbert Schroeter und A. Hermann. — Neue Unterhaltungslektüre. Von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß. — Neue Dramen. Von Leonhard Lier. — Grillparzer's sämmtliche Werke. Von Anton Schlossar. — Culturbilder und Reiseskizzen. Von Otto Speyer. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Vom wiener Roman.

Es ist für die deutsche Literatur der Gegenwart charakteristisch, daß es jetzt wol schon einen berliner, nicht aber einen wiener Roman als typische Erscheinung des Büchermarktes gibt. Die große Verschiedenheit der zwei größten deutschen Städte findet in dieser Thatsache ihren Ausdruck. An Versuchen, den wiener Roman zu schaffen, fehlt es nicht, jenen Roman, der sich auf der intimen Kenntniß des Volks aufbauen und in seinen Schilderungen alle Schichten der wiener Gesellschaft umfassen soll. Wir denken dabei an Emil Marriot, die in ihren „Unzufriedenen" und in der „Familie Hardenberg" wiener Romane schuf. Leider ist ihr socialer Horizont nicht weit; sie gibt nur einen engen Ausschnitt der wiener Welt, führt dessen Schilderung mit viel Talent bis ins Kleinste aus, hinterläßt aber durch ihren herben Pessimismus einen peinlichen Eindruck. Und doch ist es sehr zu bedauern, daß dieses Talent sich immer mehr von seinem eigentlichen Gebiete entfernt hat. Die Marriot ist fromm geworden, eine leidenschaftliche Verehrerin des katholischen Klerus. Damit hat sie sich dem Wienerthum vollends entfremdet, das hundert Jahre nach Kaiser Joseph noch immer wesentlich freigeistig josephinisch ist, welche Anstrengungen auch die klerikale Partei machen mag, die Wiener wieder in die Kirche zu locken. Der letzte Roman: „Unsühnbar" von Marie von Ebner-Eschenbach spielt allerdings theilweise auch in Wien, seine Gesellschaft ist die des wiener Adels. Dennoch wird man ihn keinen „wiener Roman" im Sinne des Sittenromans nennen können, denn durch seinen allgemein sittlichen Gehalt erhebt er sich über das Lokal und gehört der Gattung der Problemdichtungen an. Einer der berufensten Männer zur Schöpfung des wiener Romans wäre Ferdinand von Saar. In einer seiner letzten Novellen: „Geschichte eines wiener Kindes", hat er das wieder bewiesen. Saar kennt die wiener Gesellschaft aufs genaueste; selbst ein geborener Wiener, wurzelt er im heimischen Boden mit allen Fasern seiner Persönlichkeit: nach Temperament, Gesinnung und Charakter ist er ein Wiener. Nur bringt es Ferdinand von Saar nicht über die kleine Novellenform hinaus. Er liebt es, ein einzelnes Charakterbild mit der saubersten Durchführung zu gestalten, aber zur umfangreichen Erzählung scheint ihm die Geduld zu fehlen. Daraus läßt es sich erklären, warum er den zu einem Roman wie kaum ein anderer geeigneten Stoff des „Wiener Kindes" in der skizzenhaften Novellenform erledigte, anstatt ein reiches Sittenbild der wiener Gesellschaft aus ihm zu machen. Noch viel mehr leidet unter diesem Mangel an Kraft Gustav Schwarzkopf, der satirisch scharf wie nicht viele Menschen zu schauen vermag, dem aber die theilnahmsvolle Ruhe des Erzählers, die behagliche Darstellungsgabe des Romanschreibers völlig abgeht, ohne die eine größere Erzählung nicht geschaffen werden kann. Und so kommt es, daß der vielgesuchte und vielersehnte wiener Roman nicht gedeihen will.

Es hat sich vieler Schriftsteller ein Pessimismus bemächtigt, der seinen Grund in den eigenthümlichen wiener Verhältnissen hat. Die wiener Gesellschaft interessirt sich leidenschaftlich fürs Theater, für Schauspieler und Sänger, für Musik und Malerei, für alles Schöne und Gute, aber die Literatur ist das Aschenbrödel in ihrer Gunst. Ihr literarisches Interesse wird von den oft glänzend geschriebenen Feuilletons der täglich erscheinenden Zeitung dermaßen verbraucht, daß wenig mehr für den übrig bleibt, der nicht kurzgeschürzt als Feuilletonist, sondern mit dem anspruchsvolleren Buch kommt. Wenn man von wiener Literatur reden will, insofern sie den Charakter der Stadt ausmacht, muß man von wiener Feuilletons sprechen. Ein Anzengruber, eine Ebner gehören ganz Deutschland an, sie haben auch in Wien die volle Verehrung erst dann gewonnen, als draußen ihr Ruhm verkündet wurde. Sie waren und sind es auch nicht, die den Geist der Wiener bestimmten, sondern thatsächlich herrschend sind nur die Feuilletonisten, die in einzelnen

Persönlichkeiten allerdings Prosaisten ersten Ranges besitzen. Dieses wiener Feuilleton verschlingt die wiener Literatur schon im Keime und hier liegt der Grund dafür, warum der wiener Roman nicht recht gedeihen will. Ein Schriftsteller kann in Wien nur dann bekannt werden, wenn er sich durch den Hohlweg des Feuilletons zum Publikum schleicht. Der wiener Schriftsteller muß der Zeitung in dieser Form Tribut entrichten. Sie interessirt sich auch nur dann für ihn, wenn er Feuilletons für sie schreibt. Als Feuilletonist muß der wiener Schriftsteller überhaupt anfangen, allein wenn man einmal so begonnen hat, dann ist es schwer, damit aufzuhören. Denn die Zeitung ist der geborene Gegner des Schriftstellers, und ihre Gegensätze treten um so stärker hervor, je vollkommener beide ihren Beruf erfassen. Die Zeitung lebt im Augenblicke und für den Augenblick. Je mehr man aufgehen kann in der Strömung des Tages, ein um so besserer Journalist ist man. Der Schriftsteller hat das Bedürfniß, sich über den Tag und seine Wirrungen zu erheben, er will ein bleibendes Bild festhalten und länger wirken, als der Feuilletonist. Darum ist es nur ganz seltenen, auserlesenen Geistern gelungen, beide Thätigkeiten zu vereinigen, dem Feuilleton und der Literatur zu dienen, und darum gehen alle Talente, die bei mehr Concentration sonst die größere Form pflegen könnten, in der kleinen Form zumeist unter. Das wiener Feuilleton ist der ärgste Gegner der wiener Literatur: naturnothwendig, instinctiv. Es ist wahr: manches wiener Feuilleton enthält mehr Geist und Gehalt als manches dicke Buch eines wiener Professors; allein das Buch bleibt, das Feuilleton wird vergessen; jenes ist Besitz, dieses flüchtiger Genuß; und darum ist jenes thatsächlich das stärkere, dieses das schwächere. Das Feuilleton ist sich seines Geistes bewußt, es fühlt in sich die Möglichkeit, mehr zu leisten, als der langweilige Professor, darum haßt es die Literatur, der es trotz aller Ueberlegenheit an Esprit weichen muß.

Einer der wenigen Schriftsteller, die den wiener Roman pflegen, ist C. Karlweis, der sich mit seinem auf dem Burgtheater glänzend gespielten Schauspiel „Bruder Hans" und mit dem Roman „Wiener Kinder" einen guten Ruf erworben hat. Karlweis ist so wenig zum Feuilletonisten geschaffen, wie Ludwig Ganghofer: ein kleiner Raum beengt sie beide; sie brauchen Platz zur Entfaltung und leisten trotz ihrer mehr oder minder gelungenen Feuilletons ihr Bestes im Roman. Karlweis hat nun in seinem neuesten Roman*) den Versuch gemacht, die Entwickelung der wiener Zustände vom Jahre 1870 angefangen bis ans Ende achtziger Jahre zu schildern. Es ist die Zeit des „volkswirthschaftlichen Aufschwungs", des Börsenkrachs, der Weltausstellung vom Jahre 1873, des Niedergangs der Gewerbe, der steigenden Unzufriedenheit der Massen, die sich dann im allgemeinen Rassen- und Klassenhaß Luft machte. Diese Zeit zu schildern, war wol ein kühnes Unternehmen, der Griffel eines Juvenal wäre gerade mächtig genug dazu. Denn niemals war eine Zeit so unzufrieden mit sich selbst und zugleich so arm an Gedanken, so unfähig sich zu helfen, so selbstzerfleischend in den Ausbrüchen ihrer Wuth, wie diese Zeit nach dem Krach. Sie ist demnach ein Vorwurf, der dem Satiriker erwünschter nicht geboten werden kann. Karlweis hat ihn nicht congenial behandelt. Als guter Kenner der wiener Zustände bewährt er sich allerdings auch diesmal. Er setzt sehr glücklich ein mit der Schilderung der wiener Parteien — der Franzosen- und der Preußenfreunde — während des deutsch-französischen Krieges. In die Mitte seiner Darstellung stellt er einen echt wienerischen Seidenfabrikanten vom „Brillantengrund", einen Mann, der es durch Fleiß und Ausdauer zu einem stattlichen Reichthum gebracht hat, nun aber vom Hochmuthsteufel gepackt wird, das Geschäft einem listigen Schwiegersohn zu leiten überläßt und selbst nichts thut, als dem Genusse nachgehen. Dann ergreift auch ihn der allgemeine Schwindel: die Jagd nach Reichthum, bis er im Krach untergeht und sich erhängt. Den Mittelpunkt des Romans bildet aber sein zweiter Schwiegersohn, Alfred von Bühler, der Sohn eines Staatsbeamten, mit streberhaftem Blut, der zuerst die große Mitgift seiner ohne Liebe geheiratheten Frau durchbringt; dann an schwindelhaften Bankgründungen theilnimmt, zu Grunde geht und nach sechs Jahren als politischer Agitator im Dienste der reactionären Tendenzen auftaucht. Schließlich läßt ihn der Verfasser in die engere Wahl mit seinem liberalen Gegner kommen: das Resultat dieser Wahl erfahren wir nicht. Diese Frage soll die Zukunft nicht blos uns, sondern auch dem Autor beantworten.

Das ist bezeichnend für den Geist seines ganzen Romans. Karlweis nimmt nicht, wie etwa Hamerling in seinem „Homunculus", einen philosophischen Standpunkt ein, er ist kein künstlerischer Idealist, sondern wesentlich Historiker der Sitten. Er wählt sich Typen aus den verschiedenen Parteien und Schichten des wiener Volkes, und an ihren Schicksalen veranschaulicht er die Geschichte des Wienerthums in den letzten zwanzig Jahren. Gegen die Wahl der Typen ist nichts zu sagen, sie ist geschickt und sachlich begründet. Einzelne Gestalten, wie die des Sectionschefs Votruba, des Rechnungsrathes i. P. und seiner Familie, des Hausknechts Lukas, seiner Geliebten Pepi; dann der Hauptfiguren in der Gründungsepoche: des emporgekommenen Juden Feuerstein, des Advokaten Schlager u. s. w. sind treffliche Copien der Wirklichkeit. Nur ist es zu bedauern, daß gerade die Hauptfigur des Romans, der „Sohn seiner Zeit", Alfred von Bühler, keine tiefere Charakteristik erfahren hat. Alfred ist ein gewissenloser Egoist, der nach und nach verschiedentliche ererbte oder erheirathete Kapitalien durchbringt; aber er vermag nicht ernstlich zu interessiren. Er ist der ver-

*) Ein Sohn seiner Zeit. Roman von C. Karlweis. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1892. 8. 6 M.

körperte böse Geist einer Epoche, die für nichts als für Geld Sinn hat — mehr nicht. Das ist zu wenig, um einen so groß entworfenen Roman zu tragen. Seine Eifersucht auf den einst geliebten Jugendfreund, das Ideal des Dichters, ist auch keine originelle Erfindung. Darin liegt die Hauptschwäche des Romans. Dazu tritt noch eine andere. Er zerfällt in zwei ungleiche Hälften. Die erste Hälfte behandelt die Zeit des wirthschaftlichen Aufschwungs bis zum Krach; diese Hälfte ist stellenweise glänzend und packend geschrieben, wie z. B. die Schilderung der Geldgier, die ganz Wien ergriffen hat und alle Welt — den Hausknecht wie den berühmten Professor der Heilkunde — zu Spielern machte. Dieser Taumel ist vortrefflich dargestellt. Ebenso einzelne Bilder des Familien- und öffentlichen Lebens. Die zweite Hälfte, die 1879 die Handlung wieder aufnimmt, ist politisch noch interessanter. Karlweis hat es verstanden, die Entstehungsgeschichte der demagogischen Umtriebe drastisch zu erzählen; allein er hat sich gerade hier so kurz gefaßt und sich so wenig um den Roman als Kunstwerk gekümmert, daß die ganze Darstellung in eine Reihe von Einzelheiten auseinanderfällt und sehr prosaisch wirkt. Es war ein Verdienst, den Zusammenhang des Antisemitismus mit dem Krach, an dem alle gleich schuldig waren, zu erfassen, aber es hätte auch mit mehr Poesie geschehen sollen.

Trotz dieser Schwächen können wir doch nicht umhin, den „Sohn seiner Zeit" von C. Karlweis als einen werthvollen Versuch zu bezeichnen, den wiener Sittenroman im großen Stil zu schaffen. Bei der noch immer herrschenden Erbitterung der politischen Parteien gehörte Muth dazu, die Entstehungsgeschichte der gegenwärtig so lärmenden Demagogie Wiens so unbefangen und schneidig zu erzählen. Dieser Muth ist ein Zeugniß für die Mannhaftigkeit und Tapferkeit des Erzählers, dem wenig Dank für ein Buch blühen wird, das gleich freimüthig zu allen Parteien spricht. Aber es hat Aussicht, um so länger zu leben. Und da die behandelte Periode noch lange nicht erschöpft ist, so wird die Erzählung von Karlweis spätern Romanschreibern als werthvolle Vorarbeit willkommen sein.

Moritz Necker.

Zur Literaturgeschichte.

1. Friedrich Geßler. Sein Leben und seine Werke. Vortrag von Adolf Bartels. Lahr, Schauenburg. 1892. 12. 1 M. 50 Pf.

Ein vollständiges Bild des Dichters zu gewinnen, ist unmöglich, so lange seine Schöpfungen nicht umfänglich vorliegen. Sein Freund Ernst Scherenberg hat die Aufgabe übernommen, die letzten Dichtungen zu sichten und zu sammeln. Immerhin kommt die geistige Physiognomie des Menschen und des Künstlers zu charakteristischem Ausdruck. Ganz unmotivirt indessen ist die äußere Form, die aus einem Vortrag zu weitumgrenztem Buch anschwillt, ohne die Eierschalen des Ursprungs abzuwerfen. So wird der Leser immer aufs neue bei aller Willigkeit der Gefolgschaft ganz ohne Grund und Ziel in die Sphäre des Vortragsraumes zurückversetzt und mit unverschuldeter Härte zu der Vorstellung gezwungen, Hörer zu sein, wo er es mit einer ausgedehnten regelrechten Biographie zu thun hat, deren sonstiger Ton ein durchaus buchförmiger ist. Trifft dieser Vorwurf die äußere Fassung, so ist andererseits zu rühmen, daß es der Arbeit weder an Gründlichkeit noch Zuständigkeit des ästhetischen Urtheils gebricht. Wenn auch Ernst Scherenberg vielleicht der berufenere Biograph gewesen wäre, so hätte der dahingeschiedene Dichter einen warmherzigeren Verkünder seines Ruhms unmöglich finden können, welcher gleichwol die feinern kritischen Grenzen mit so sicherer wie gerechter Hand zu umschreiben weiß.

2. Ideal und Leben nach Schiller und Kant. Von Julius Thikötter. Bremen, Heinsius Nachfolger. 1892. 8. 1 M. 20 Pf.

Auch dies Buch bewahrt die Form des Vortrags, der ihm das Leben schenkte. So ist es denn wol auch gestattet, die Form dieses Vortrags an sich zu prüfen. Und dann bleibt kein anderes Urtheil übrig, als sie als verschoben zu bezeichnen. Denn die Terminologie des Vortrags ist zu schulmäßig. Sie ist zu lehr- und kathederhaft und widerstrebt dem Vortragspulte. Daraus folgt denn auch, daß sie nur für einen philosophisch geschulten Leserkreis verständlich und genußfähig ist. Damit ist aber der Zweck des Buchs ebenso sehr verfehlt, wie es vermuthlich der Erfolg des Vortrags war. Es stände traurig um Schiller's äußerlich so glänzendes wie tiefsinniges Gedicht „Ideal und Leben", wenn es sich nicht in der „Sprache dieser Welt" erklären ließe und man zu solchem Behufe des steifleinenen Zunftausdrucks nicht entrathen könnte. Wie sich Vortragsform und Buchform in derlei Veröffentlichungen immer wieder in die Haare fallen, beweist S. 12 die Parenthese: „(Siehe hierüber später.)", während S. 3 doch anhebt: „Wenn ich Ihnen heute Abend . . .". Da sieht man die ganze Unzuträglichkeit. Kurzum, das Aeußere ist ebenso schwerfällig, wie die Erörterungen selbst zu langathmig sind. Trotzdem sind wir ihnen aufmerksam und mit wenn auch sauersüßer Zustimmung gefolgt; dabei trafen wir nicht selten wunderliche Behauptungen, wie z. B.: „Der ästhetische Schein an einer gemalten schönen Frau erzeugt ganz dasselbe Wohlgefallen, als der ästhetische Schein an einer lebendigen." Warum nicht gar! Hier verliert die Philosophie Kant's, wie so oft, den Boden des blühenden, athmenden, bewegten Lebens. Wo bleibt bei der Schönheit auf der Leinwand der lebendige Glanz des Auges, die Rhythmik der Bewegung? Und gehört schließlich die

Stimme nicht ebenso sehr in die Welt des ästhetischen Scheins, in die Erscheinungswelt? In diesem Brennpunkt verpufft sich das ganze kümmerliche „Ding an sich".

3. Essays von Heinrich Homberger. Herausgegeben von Ludwig Bamberger und Otto Gildemeister. Berlin, Besser. 1892. Gr. 8. 5 M.

Die Sammlung bereichert die Literatur unsers Jahrhunderts um gediegene Beiträge zur Geistesgeschichte unserer Zeit. Jedem Aufsatz fühlt man zwar das Wehe seines Werdens nach und jeder bleibt das Kind der schweren Stunden seines Entstehens, ohne sich leichter zu beflügeln und höher zu beschwingen, aber um so theilnehmender vertieft man sich in diese Blätter, welche die kargen Erträge eines geistigen Lebens bilden, das mit seinen Aufgaben es zu ernst nahm, als daß es, ohne ihrer völligen Lösung sicher zu sein, die Ergebnisse offenbart hätte. So dürfen diese Essays vorbildlich sein für die Voraussetzungen, die auch die Tagesliteratur zu erfüllen hat, ehe sie über Fragen des Heute und Morgen auf Tagesblättern ihre Meinung äußert: allseitige Durchdringung des Themas lautet die erste Bedingung, rückhaltloser Freimuth der Aeußerung die zweite. Beide hat Homberger erfüllt; nur seiner Form wünschte ich leichtern Fluß und graziösern Stil: die Mühe seiner Denkprocesse lähmt mit ihrer Schwere die künstlerische Gestaltung seiner Stoffe.

Bei so gediegener Gedankenarbeit ist denn Satz für Satz zu fest in sich gefügt, als daß sich in der Entwickelung ihrer Glieder dialektische Schwächen ergäben. Selbst in dem Aufsatz, der sich unter dem geschmacklosen Titel „Bismarck als Todtenrichter" mit dem Feuer rabbinischer Ethik und demokratischem Römersinn zu sehr pro domo und Lasker ereifert, verstehen wir den Redner, ohne daß er in uns den Glauben an die ungleich höhere Berechtigung des schneidenden Bismarck'schen Verdicts irgendwie in Bewegung zu setzen vermöchte. Auch die Auffassung Lessing'scher Theorien, wie sie an anderer Stelle geäußert wird, lehnen wir ab. Um an ein Weltbürgerthum zu glauben, dem „die Schranken der Nationen, der Confessionen, der Klassen das Böse, Unwahre, Zeitliche" bedeuten würden, war Lessing viel zu wenig Träumer. Ihm bleiben die drei Ringe sehr reale constante Wesenheiten. Wo in aller Welt wäre von Lessing geschrieben oder versinnbildlicht, daß ihm die Schranken der Nationen, der Confessionen, der Klassen das „Böse, Unwahre, Zeitliche" seien? Doch in dem genannten Artikel erschöpfen sich die Schwächen der Sammlung. Dahingegen ist über den realistischen Roman der Zeit Besseres nirgends geschrieben worden als hier von Homberger, wie er in der Kritik des Lustspiels „Der Posten der Frau" von Luise von François das Muster einer Drameurecension liefert, welcher wir allerdings einen formal und inhaltlich interessanteren wie vielseitigeren Stoff gewünscht hätten, wenn der Leser in derartiger Ausdehnung beansprucht werden sollte. Die Herausgeber standen hier offenbar vor der Frage, ob dies tüchtige Exempel Homberger'scher Kritik dem todten Stücke zu opfern sei, oder ob man dessen Leiche galvanisiren dürfe, um besagtes Exempel als kritisches Musterstück zu retten. Man hat sich zur Auferbauung der Kritiker für letzteres entschlossen, und es ist ganz recht, daß das Publikum auch einmal etwas um der Kritiker willen zu lesen habe, die so viel zu lesen haben um des Publikums willen.

4. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des k. k. Hofraths Heinrich Gottfried von Bretschneider. 1739 bis 1810. Mit Benutzung sehr selten gewordener Quellen zum ersten male vollständig herausgegeben von Karl Friedrich Linger. Wien, J. Eisenstein u. Comp. 1892. Gr. 8. 6 M.

Diese höchst interessante Biographie des lemberger Bibliothekars von Bretschneider führt uns mitten hinein in die Tage Maria Theresia's und Joseph's II. und schildert in ihrem engen Rahmen eine höchst bewegte Lebensgeschichte mit den Farben der persönlichen Anschauung und der frischen Natürlichkeit zeitgenössischer Quellen. Der Schauplatz ändert sich in anmuthigem Wechsel, aber überall steht der Held vor uns in seiner kernigen Sonderart unter dem lebendigen Eindruck des geschilderten Augenblicks. Der abenteuerliche Hauch, der über dem Ganzen schwebt, welches durch Jesuitenränke in fröhlichem Flusse gehalten wird, verleiht dem an allerlei Unterhaltung reichen Buche einen immer neuen Reiz.

5. Goethe's Faust als Erzählung zur Einführung in das Verständniß des Originals von Julius Kupffer. Nammburg a. S., A. Schirmer. 1892. 8. 4 M. 50 Pf.

Der Verfasser bekennt selbst, daß das vorliegende Werk das Resultat lebenslanger Studien sei. In der That scheint solches die Klarheit und Sicherheit, mit der er nunmehr an seinen an Räthseln so reichen Stoff herantrat, zu verbürgen. Keine Frage bleibt bei ihm ohne Antwort, kein Problem ungelöst. So wird er zu einem gefälligen Vermittler zwischen der Dichtung und weitern Kreisen. Nicht anspruchsvolle Einleitungen verzögern den Eintritt in die oft und doch eigentlich stets ohne besonderes Glück gedeutete Welt und kein wissenschaftliches Werkzeug drängt sich zwischen Führer und Volk. Das Buch bedeutet eine der gefälligsten Inhaltsangaben des „Faust", die wir besitzen, und es ist nicht unmöglich, daß dem ohne allen zünftlerischen Ehrgeiz und ohne allen Goethe-philologischen Krimskrams auftretenden Erklärer, der seines bürgerlichen Zeichens praktischer Arzt ist, ein weiter Vorsprung vor allen „Eingeweihten und Wissenden" und all jenen marktschreierischen Pächtern der Goethe'schen Domänen beschieden ist, die mit immer neuen und immer hohlern Garben den engern und weitern Markt befahren.

6. Zu Schiller's Wallenstein. Von Wilhelm Backhaus. Ostrowo. (Leipzig, G. Fock.) 1892. Gr. 4. 1 M.

Dies Schulprogramm aus Ostrowo fördert und klärt durch mancherlei Polemik das Verständniß des „Wallensteins" und rettet vor allem Octavio höhere Achtung. Thut nichts; er bleibt doch ein Halunke.

7. Das Schachzabelbuch Kunrats von Ammenhausen Mönchs und Leutpriesters zu Stein am Rhein. Nebst den Schachbüchern des Jakob von Cessole und des Jakob Mennel herausgegeben von F. Vetter. Dritte Lieferung. Frauenfeld, Huber. 1892. 8. 2 M. 40 Pf.

Die Herausgeber der Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz krönen die erste Serie durch diesen „Ergänzungsband". Ferdinand Vetter hat sich an dem Schachzabelbuche Kunrat's von Ammenhausen als ein so fein- wie scharfsinniger Textkritiker erwiesen. Diese dritte (Schluß-)Lieferung bestätigt nur, wie begründet das Lob war, welches man den Vorgängern zollte. Unsägliche Mühe gelangt nun rühmlich zum Ziele. Ich will übrigens nicht behaupten, daß die famose philologische Leistung mit der Würdigung der Germanisten und Schachgelehrten zugleich Herzen erobern wird. Genug, daß die ausgedehnte Dichtung des braven Kunrat der Geschichte des Schachspiels und dem Bestand der deutschen Poesie der Schweiz nun voraussichtlich endgültig gesichert ist. Auf dem Kanapee und an heißen Sommertagen empfehle ich das Buch nicht zu lesen. Auch rathe ich davon ab, es in Musik zu setzen. Wohl aber schlummern in ihm die Keime zu manch einer linguistischen oder kulturgeschichtlichen Doctordissertation.

8. Just Friedrich Wilhelm Zachariä und sein Renommist. Ein Beitrag zur Literatur- und Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts von Hans Zimmer. Leipzig, Roßberg. 1892. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Der ertragreichen Kritik der Muncker'schen Vorarbeit geht eine Biographie voraus, die alles umfaßt, was zur Stunde über und von Zachariä zugänglich war. Dann wird die Bedeutung des „Renommisten" innerhalb unserer Literatur- und Universitätengeschichte dargelegt und fest umgrenzt, und schließlich folgt eine treffliche Musterung der Ausgaben. Im ganzen: ein ebenso vergnügliches und kurzweiliges, wie ein der z. B. landläufigen literarhistorischen Methode zum Frommen dienendes Büchlein.

Adalbert Schroeter.

9. Beiträge zur Literaturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance von Wilhelm Cloetta. II. Die Anfänge der Renaissancetragödie. Halle a. S., Niemeyer. 1892. Gr. 8. 6 M.

Wir haben den ersten Theil von Cloetta's „Beiträgen" in Nr. 17 d. Bl. f. 1891 bereits besprochen und müssen den Leser auf das dort Gesagte verweisen. Die Methode der Forschung und die Art der Darstellung sind in dem zweiten Theile die gleichen geblieben. Cloetta zeigt auch in ihm wieder eine ungewöhnliche Belesenheit und einen großen Sammelfleiß im Herbeischaffen des Materials, beruhigt sich aber im wesentlichen dabei, ohne den Versuch einer eigentlichen Durcharbeitung zu machen. Wieder bietet er uns eine Fülle von Excerpten und die Inhaltsangaben meist wenig bekannter Renaissancetragödien, aber so sehr er mit seinen Ausführungen einem künftigen Literarhistoriker die Wege ebnet, so wenig versteht er es, das Interesse eines nicht fachgelehrten Publikums zu gewinnen. Und doch wäre dies in dem zweiten Theile leichter gewesen, als in dem ersten, da sein Stoff an und für sich schon mehr Interesse gewährt, als der des ersten Theils. Denn während im Mittelalter die Kenntniß von dem Wesen des Dramas selbst den gelehrtesten Männern verschlossen geblieben war, hat die Zeit der Renaissance zur Erneuerung der Tragödie geführt und eine Reihe von dramatischen Dichtern hervorgebracht, die wir als Vorläufer der großen französischen Tragiker, eines Corneille und eines Racine, anzusehen haben. Die angesehensten Männer jener Zeit, wie der Paduaner Albertino Mussato, den wir als einen Vorläufer Petrarcas kennen, und Antonio de' Loschi aus Vicenza, einer der bekanntesten Humanisten der römischen Curie, widmeten sich eifrigst der Pflege der neuentstandenen Dichtkunst und erfreuten sich dabei der Theilnahme aller gebildeten Elemente der Nation, unter denen die Staatsmänner, wie der gefeierte florentinische Staatskanzler Coluccio Salutati, vor allen andern reges Interesse an den Tag legten. Das Muster, das allen diesen Dichtern vorschwebte, waren die Tragödien des Seneca, da die großen tragischen Dichter der Griechen den Italienern der Renaissancezeit zunächst noch unbekannt waren und die Kenntniß des Griechischen erst in späterer Zeit allgemeiner wurde. Die Stoffe wurden zumeist im Anschluß an Seneca der antiken Mythologie entlehnt, doch behandelte wenigstens Albertino Mussato in seinen „Ecce-rinis" einen Stoff aus der Geschichte seiner Zeit. Cloetta hat in eingehender Weise die Lebensumstände der Dichter dargelegt, ihre theoretischen Ansichten über die Tragödie erörtert, die Quellen, aus denen sie schöpften, ermittelt, die Einflüsse, denen sie unterlagen oder die von ihnen auf Zeitgenossen und Nachfolger ausgingen, untersucht, und somit eine solide Grundlage für eine zusammenfassende Erörterung des Gegenstandes geschaffen, eine Arbeit, für die wir ihm dankbar sind, obwol wir die vorhin gemachten Ausstellungen nicht unterdrücken können.

A. Hermann.

Neue Unterhaltungslektüre.

1. Novellen und Skizzen von Alfred Graf Adelmann. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1891. 8. 3 M.

Der früh verstorbene Graf Adelmann, dessen kleinere politische und sociale Studien ich früher einmal in d. Bl. besprochen habe, gehört zu jenen Erscheinungen, denen die Natur eine hochfliegende Seele, lautere Begeisterung für das Schöne, Gute und Wahre, nicht aber gleichzeitig die Gabe verliehen hat, ihren schönen und sympathischen

Gesinnungen die entsprechende dichterische Gestalt zu geben. So kann auch den vorliegenden „Novellen und Skizzen" vom Standpunkte sachlicher Kritik aus kaum ein höherer Rang eingeräumt werden, als der eines liebenswürdigen Dilettantismus. Es fällt einem wirklich schwer, nichts Besseres zum Lobe des Verfassers sagen zu dürfen, denn auf jeder Seite tritt uns der brave, tüchtige, wahrhaft vornehm denkende und fühlende deutsche Edelmann entgegen. Aber das Wasser macht's nicht allein, Kunst heißt Können. Ist schon die Erfindungsgabe des Grafen Adelmann eine mäßige, so ist seine Charakterzeichnung völlig unzureichend. Den Gestalten, die er uns vorführt, fehlt es größtentheils an individuellem Leben. Sie kommen über das Schablonenhafte nicht hinaus und können daher auch kein tiefergehendes Interesse erwecken. Da finden wir die bekannte verwöhnte junge Dame aus reichem Hause, die erst durch das Unglück wahre Liebe von falscher unterscheiden lernt; den tüchtigen Offizier und braven Mann, der sich vortheilhaft von seinem blendenden, aber egoistischen und innerlich hohlen Nebenbuhler abhebt, den interessanten jungen Diplomaten mit der großen unglücklichen Liebe u. s. w. Derartiges paßt nicht mehr für den Geschmack unserer Zeit, die durch den Realismus gewöhnt worden ist, nicht nur große, allgemeine Züge in den geschilderten Menschen zu suchen, sondern fein gemeißelte Charakterköpfe von streng individuellem Gepräge. Ich fürchte, der Kranz der Unsterblichkeit, nach dem er mit so viel wahrer, inniger Begeisterung, mit so viel glühendem, idealem Streben gerungen, wird dem Grafen Adelmann nicht zutheil werden und auch das vorliegende Buch nur einen sehr beschränkten Leserkreis finden.

2. Starke Herzen. Roman von Ida Brun-Barnow. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1891. 8. 4 M.

Es ist die alte Misère der Geldheirath, die uns hier in neuer Form vorgeführt wird. In neuer? Ich erinnere mich freilich, den Inhalt dieses Romans im wesentlichen schon früher und aus andern Büchern gekannt zu haben. Aber das ist ja bei derartiger Unterhaltungslektüre im Grunde nichts Ungewöhnliches. Bescheiden wir uns also. Graf Helmsdorf heirathet ohne Neigung die Tochter eines reichen Bankiers, um durch diese Verbindung sein tief verschuldetes Stammgut zu entlasten. Seine Gattin, die ihm zuerst eine Art Liebe oder richtiger Verliebtheit entgegengebracht hat, entpuppt sich bald nach der Heirath als ein eitles, oberflächliches, selbstsüchtiges Geschöpf, das ihn bei jeder Gelegenheit seine finanzielle Abhängigkeit von ihr empfinden läßt. Eine böse Schwiegermutter trägt das Ihrige dazu bei, das eheliche Elend unleidlich zu machen. In dieser ungesunden Atmosphäre befindet sich aber auch eine arme Verwandte des Grafen, die unter einer rauhen Hülle in schweigender Herzensqual die tiefste und wahrste Liebe zu ihm verbirgt. Je mehr dem Grafen die Augen über die wahre Natur seines Weibes aufgehen, um so schöner und reiner tritt ihm der tüchtige Charakter jenes jungen Mädchens entgegen. Daß es zwischen den Gatten zur Katastrophe kommt, daß auf die Geldverbindung die Liebesheirath folgt, braucht wol kaum noch gesagt zu werden. Neben dieser Handlung spielt sich eine zweite ab, die Ehe zwischen einer jungen lieblichen Mädchenblüte, die von der Verfasserin sehr anmuthig und poetisch gezeichnet ist, und einem sehr braven und edeln, aber ebenso alten und welken Mann. Hat Graf Helmsdorf in seiner Verwandten die entsprechende Ersatzgattin gefunden, wer wollte der guten Elfi das Glück misgönnen, das sie nach dem Tode ihres greisen Gemahls an der Seite eines wackern Offiziers erwartet. So löst sich denn alles in Wohlgefallen auf, wie das so in Romanen, seltener im Leben zu geschehen pflegt. Der Titel „Starke Herzen" paßt wol nur auf Lena, die zweite Frau des Grafen, allenfalls vielleicht auch auf den ersten Gatten der kleinen Elsi. Stil und Darstellung bewegen sich in leidlichen Durchschnittsmaßen. Sehr widerwärtig berühren uns jene aus der Zeitungssprache übernommenen Inversionen, wie z. B.: „Er schrieb erstaunlich sachlich und glich der Inhalt mehr einer Reisebeschreibung" u. s. w. Es ist doch wirklich nicht so furchtbar schwer, diese Unart zu vermeiden!

3. Unterwühlter Grund. Roman von Anton Freiherrn von Perfall. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1891. 8. 4 M.

Auch Anton von Perfall gibt seinem Roman einen versöhnenden Abschluß, aber es geht diesem ein voll geschüttelt und gerüttelt Maß herber Schicksalsschläge voraus, die von den handelnden Personen nicht so spurlos überwunden werden, wie das bei Ida Brun-Barnow der Fall war. Es ist ein ernstes Kapitel socialer Frage, das der Verfasser seiner Dichtung zu Grunde gelegt hat. Der Kampf des wuchernden Kapitals mit dem still umfriedeten ländlichen Grundbesitz, das Eindringen der lauten, lärmenden, unersättlichen Großindustrie in die heiligen Hallen der Natur, der damit verbundene Umschwung in den Sitten und Lebensanschauungen der Bevölkerung, das sind Erfahrungen aus dem socialen Leben unserer Zeit, die auf der Tagesordnung der politischen Debatten obenan stehen. In der That muß man sich die ernste Frage vorlegen, wohin es führen soll, wenn Technik und Industrie mehr und mehr zu Alleinherrschern im Staate werden und die Ackerbau treibende ländliche Bevölkerung von jenem in eine Stellung gewiesen wird, die mit der Wichtigkeit des Nährstandes in keinem entsprechenden Verhältniß steht. Auch in den weltabgeschiedenen Winkel der „Suleit'n", eines Bauerndorfs im bairischen Hochlande, dringt die geräuschvolle moderne Uebercultur — zum größten Misvergnügen des alten Hintermooser, Bauern am Biel, der mit allen Fasern seiner starren, aber kernigen und tüchtigen Natur an der Scholle und den althergebrachten Gewohnheiten hängt. Nicht so denken und empfinden seine Kinder, Ambros und Nonei, die ihre Freude an dem lustigen Treiben der Städter haben, welche alljährlich die „Suleit'n" als Sommerfrische zu besuchen pflegen. Die wachsende

Beliebtheit des Orts zieht natürlich auch unternehmende Speculanten an, und besonders ist es ein jüdischer Agent, der das Bauerndorf als fruchtbares Ausbeutungsfeld betrachtet. Er überredet den jungen Ambros zum Verkauf des ihm von seinem Vater schon bei dessen Lebzeiten übermachten Anwesens, reißt ihn aus seinen gewohnten Lebensverhältnissen, um ihn desto sicherer durch gewagte Speculationen in der Großstadt zu ruiniren. Und wie den Sohn des alten Hintermooser, so weiß er auch die Tochter, das schöne Nonei, seinen Zwecken dienstbar zu machen, indem er sie dazu überredet, den Vater zu verlassen und in der Stadt öffentlich als Sängerin aufzutreten. Aber die Lieblosigkeit der entarteten Bauernkinder rächt sich bitter an ihnen. Ambros verliert sein ganzes Vermögen und Nonei sinkt allmählich zur gewöhnlichen Chansonette herab, deren halbverblühte Reize nur noch geringe Anziehungskraft ausüben. Immer kläglicher gestaltet sich beider Los, bis sie endlich in die noch immer offenen Arme des Vaters zurückkehren, der mit zähem Sinne den Rest seines Besitzthums zu neuer Blüte gefördert hat. Eine lehrreiche Geschichte, die durchaus wahr und folgerichtig durchgeführt ist. Teamot Emil Freiherr von Grotthuß.

Neue Dramen.

1. Die Weber. Schauspiel aus den vierziger Jahren von Gerhart Hauptmann. Zweite Auflage. Berlin, S. Fischer. 1892. 8. 2 M.
2. Catilina. Ein Trauerspiel von Theodor Curti. Zürich, Th. Schröter. 1892. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.
3. Tod dem Verräther. Drama in fünf Acten von Friedrich Dukmeyer. Berlin, E. Rentzel. 1892. Gr. 8. 1 M.
4. Armin, der Cherusker. Geschichtliches Drama in fünf Aufzügen aus den Jahren 14—23 n. Chr. von K. Francke. München, G. Wilhelm. 1892. Gr. 16. 1 M. 80 Pf.
5. Arnold von Brescia. Trauerspiel in fünf Acten von Ernst Strüfing. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1892. 12. 1 M.
6. Im Zukunftsstaat. Lustspiel in vier Acten von Gottfried Doehler. Plauen i. V., Neupert. 1892. 8. 1 M.

So wenig sich mit unbedingter Gewißheit vom allgemein ästhetischen Gesichtspunkte die Grenzen des stofflichen Gebiets der Dichtkunst für alle Zukunft ziehen lassen, so wenig kann man die Formen der Dichtung in bestimmte Regeln und Lehren einpressen. Die Grundlehren der Aristotelischen Dramatik mit ihrem strengen Gebote der Einheiten sind durch die Werke Shakespeare's und der Folgezeit gründlich erschüttert worden und selbst die aus den Werken der neuesten deutschen Classiker abgezogenen ästhetischen Gesetze fangen an, dem weiter vorwärts dringenden Gange der Kunst zu eng zu werden. Betrachtungen dieser Art legt das uns heute vorliegende neueste Werk Gerhart Hauptmann's „Die Weber" (Nr. 1) nahe. Wer an diese Dichtung mit dem Maßstabe der landläufigen Stillehren herantritt, wird es bald zu kurz, bald zu lang finden, um schließlich zu erkennen, daß es für ihn eine unmeßbare Größe ist. Das Drama schildert das Elend der schlesischen Webersamilien in den vierziger Jahren, also das Schicksal einer ganzen Menschenklasse, ähnlich wie Schiller im „Wilhelm Tell" das Schicksal eines Volks schildert; aber es stellt keine einzelne Gestalt, um die sich das Ganze gruppiren könnte, in den Vordergrund der Handlung, es hat keinen Helden, sondern arbeitet mit großen, breit gemalten Bildern aus dem Leben einer Gesellschaftsklasse. Das Individuum versinkt in der großen Masse des Standes, und dieser selbst wendet sich handelnd und duldend an unsere Theilnahme. Gewiß gibt es in einer Volksbewegung, wie in der in den „Webern" geschilderten, immer einzelne Rädelsführer, die durch Entschlossenheit, Muth und Selbstbewußtsein über die große Schar der Gesinnungsgenossen um eine kleine Haupteslänge emporragen, Führer in Wort und That, aber sie erheben sich in der Hauptsache doch nur wenig über den geistigen Standpunkt der andern. Die gleiche zehrende Noth hat auch die Herzen und die Geister gleichgemacht und die Unterschiede in Denken und Empfinden, die im gesellschaftlichen Leben so oft nur das Mehr oder Weniger des äußern Wohlstandes erwachen läßt, zwischen den einzelnen so gut wie aufgehoben. Und so ist denn das Fehlen eines eigentlichen Helden in dem Sinne der dramaturgischen Ueberlieferung unmittelbar begründet und naturgemäß hervorgegangen aus der Beschaffenheit des Stoffs der Dichtung und somit ein organischer Zusammenhang zwischen dem Stoff und der Form nachgewiesen. Was also auf den ersten Blick als ein Verstoß gegen ein Kunstgesetz erscheint, ist in der That ein wohlerwogener künstlerischer Griff. Der Held des Stückes sind eben die Weber, und das immer lebendig gehaltene Interesse an ihrem Schicksal flutet wie ein breiter Strom durch alle fünf Acte und läßt uns völlig vergessen, daß die Handlung eigentlich gering ist und jedes lebhafteren Zeitmaßes enträth. Die Kraft der Schilderung der traurigen Lage der Weber, die überall unmittelbar aus der Fülle lebhafter, wirklicher Anschauung schöpfende Charakteristik ihres Denkens und Empfindens zwingt schon bei der Lesung des Stücks so gewaltig in den Bann der Stimmung, daß durch diese starke seelische Beeinflussung der sonst unentbehrliche Anreiz der eigentlich dramatischen Spannung vollständig ersetzt wird. Man fühlt gewissermaßen das Leben zucken, seine Pulse schlagen und steht doch innerlich über diesem mit seltener Lebenskraft geschauten Bilde menschlichen Daseins. Also wieder ein neues, in den Zwang der alten Regeln nicht zu bannendes und doch so wirksames und tief eindrückliches, wie es in den Dramen der letzten Jahrzehnte auch nicht ein Gegenstück findet. Und nun gar der Schluß des Dramas! Ein Unschuldiger sinkt getroffen von dem sich verirrenden

Geschoß einer Salve, die der Horde der Aufrührer galt, und diese schlägt die zu ihrer Bekämpfung ausgesandte Miliz in die Flucht. Kein Wort über den endlichen Ausgang der Tragödie, über die Strafe der Aufständischen, über die Besserung ihrer wirthschaftlichen Lage, sondern nur das dumpfe Todesröcheln des alten Webers und das sich allmählich entfernende Hurrah der Landfriedensbrecher. Keine Sühne, sondern eine mit geballter Hand gen Himmel gerufene Drohung über die Ungerechtigkeit des Schicksals, die dem einzigen Unschuldigen das tödliche Blei in die fromme Brust senkt. Und doch, könnte man einen andern Schluß wünschen, einen andern denken, der wirksamer, tragischer wäre. Sollte der Dichter die erschütternde Kraft seines dramatischen Bildes sich in einer Gerichtsscene abstumpfen lassen, in welcher das geschriebene Recht über das Recht der mit Füßen geknechteten Menschheit auf ein menschliches Dasein triumphiren würde! Nein, das würde heißen aus einer Menschengestalt eine Sphinx machen, oder an einen mächtigen Herkulestorso einige Glieder durch einen ungeschickten Restaurator anflicken lassen. In diesem Schlusse mit seinem gewaltigen Mene Tekel, der gewissermaßen den Nothschrei der rücksichtslos ausgebeuteten Arbeiterschaft warnend bis in die Gegenwart forttönen läßt, liegt eine beabsichtigte Wirkung, die unmittelbar am Herzen packt. Und so werden die Verstöße des Dramas gegen die Regel zu ebenso vielen unverkennbaren Vorzügen, die aus der Natur des Stoffs organisch herauswachsen.

Der Stoff der Hauptmann'schen „Weber" ist, wie schon angedeutet, ein geschichtlicher. Der Dichter, selbst ein Kind einer schlesischen Weberfamilie — sein Großvater hat hinter dem Webstuhle gesessen —, schildert auf Grund mündlicher Ueberlieferung und wol auch geschichtlicher Quellen die Erhebung der niederschlesischen Weber in den vierziger Jahren gegen ihre sie bis auf das Blut aussaugenden Brotherren. Das Elend der schlesischen Weber hat erst in den letzten Jahren wieder das öffentliche Interesse lebhaft beschäftigt und wer damals die Schilderungen aus den Hütten der Leinweber gelesen hat, wird in Hauptmann's Drama viele verwandte Züge entdecken. Den unmittelbaren Anlaß aber zur Abfassung des Stücks haben, was, um Misdeutungen vorzubeugen, hervorgehoben werden mag, diese neuesten Nothrufe aus Schlesien nicht gegeben. Gewiß hat nicht zuletzt der actuelle Reiz des Stückes, den es trotzdem besitzt, das Verbot seiner Aufführung herbeigeführt, auch wird thatsächlich die sociale Frage hier auf einem Gebiete berührt, auf das wir nicht ohne Scham blicken können. Es wäre aber lebhaft zu bedauern, wenn politische Rücksichten oder Rücksichten gesellschaftlicher Selbstgefälligkeit dem Drama länger den Weg auf die Bühne versperren sollten. Jedenfalls aber wird es unter den zur Zeit obwaltenden Umständen um so mehr Aufgabe der Kritik, das öffentliche Interesse auf dieses Werk einer bedeutenden, mit hohem sittlichen Ernst gepaarten dichterischen Kraft zu lenken. Wir geben daher in kurzen Umrissen ein Bild der in ihm geschilderten Vorgänge.

Der erste Act führt uns in einen Raum des Dreißiger'schen Fabrikantenhauses zu Peterswaldau, in dem die Weber das fertige Gewebe abzuliefern haben, und zeigt uns in einigen trefflich veranschaulichenden Einzelheiten den geschäftlichen und gesellschaftlichen Verkehr zwischen den Webern und dem Fabrikanten und dessen Angestellten. Eine nothdürftig genährte und schlecht gekleidete Gesellschaft von Männern, Frauen und Kindern bringt die von ihnen und den Ihrigen zu Hause gefertigte Waare, um je nachdem sie von den Abnehmern für gut befunden wird, ihren kärglichen Lohn dafür zu empfangen. Das barsche Auftreten der ungebildeten, zum Theil aus dem Weberstande hervorgegangenen Beamten des Fabrikanten, die peinliche Beurtheilung der Waare, die dazu benutzt wird, um dem Weber wegen irgendeines kleinen Fehlers etwas vom Lohne abzuzwacken, die rücksichtslose Abwehr aller gegen dieses Verfahren kleinmüthig erhobenen Einwendungen, die dumpfe, hülflos in ihr Elend ergebene oder doch nur kleinlaut murrende Stimmung der Weber geben vereint mit der den besondern Ton des Dialekts scharf treffenden und einen Schatz von dem Gewerbe eigenthümlichen Ausdrücken enthüllenden Sprache ein an kräftigen Localfarben reiches und überaus lebendiges Bild der Lage. Der Fabrikant selbst ist mit kurzen Strichen als ein gefühlloser, kaltherzig berechnender Egoist gezeichnet, der sich gern mit dem billigen Nimbus eines Arbeiterfreundes schmückt, wenn es ihm nichts kostet.

Der zweite Act vervollständigt und vertieft die Schilderung der Lage der Weber, er versetzt uns in die enge Räumlichkeit einer Weberfamilie im Eulengebirge. In einem aus Mangel verwahrlosten Raume arbeiten die Frauen am Stuhl in ärmlichster Kleidung, die Noth ist ins Unerträgliche gestiegen und der Vater, der die fertige Arbeit abzuliefern gegangen ist, wird mit Sehnsucht erwartet. Er kommt mit einem Burschen, der eben in Berlin bei der Garde ausgedient hat. Der kräftig genährte Soldat aus der Residenz mit seinem schmucken Anzug bildet einen schroffen Gegensatz zu der Armuth der Häusler und den Gegenstand allgemeiner Bewunderung; er bringt aus den Dörfern, die er auf der Heimkehr besucht und in denen er das Elend seiner Landsleute mit Theilnahme gesehen hat, das — historische — Weberlied mit, eine Klage, aus der Verzweiflung, Schmerz, Wuth, Haß und Rachedurst heraustönen, die Marseillaise des Weberelendes, die in den vierziger Jahren in dem ganzen nothleidenden Bezirk gesungen wurde. Dieses Lied tönt auch in die Scene des dritten Actes hinein, die in einer Schenkstube des Kretschams zu Peterswaldau spielt, es hat bereits die Flammen der Volkswuth entzündet, der Geist der Auflehnung gegen die Fabrikanten, der Mißachtung gegen die Regierung, die sich um das Elend ihrer Unterthanen nicht kümmert, regen sich gewaltig, und die Leute rotten sich zusammen, um von den Fabrikanten bessere Löhne zu erbitten. Vergebens. Der Fabrikant Dreißiger, in dessen Haus der vierte Act spielt, hat kein

Gehör für die Bitten der Hungerleider, die Ausschreitungen einiger jungen Rädelsführer haben sein Herz vollends verhärtet und der Pfarrer, als Verehrer der bestehenden Ordnung, thut nichts, um ihn milder zu stimmen. Da bricht die Volkswuth los, die Weber belagern das Haus des Fabrikanten, der eiligst entflieht, sie stürmen es und wüsten in den verlassenen Räumen, bis ihrer Zerstörungswuth nichts mehr übrigbleibt. Von Peterswaldau aus, wo diese Scenen sich zutragen, geht nun der Zug der Aufrührer durch die Weberdörfer weiter und wächst lawinenartig an. Die weitere Entwickelung der Ereignisse beobachten wir in den Widerspiegelungen, die sie — im fünften Acte — in dem Kreise einer Weberfamilie in Langenbielau finden. In die Hütte eines stillen, gottergebenen Webers dringt die Kunde von dem, was in Peterswaldau geschehen, aber sie findet einen empfänglichen Zuhörer nur in einer jungen Mutter, welche die Noth aufrührerisch und wild gestimmt hat. Der alte Weber Hilfe weist jeden Gedanken der Betheiligung an dem Beginnen seiner Genossen weit von sich, er rechnet auf die Gerechtigkeit des Himmels, die über den rechtschaffenen Arbeiter und den ausbeutenden Fabrikanten richten werde. Während seine Tochter hinausstürmt, um an dem Ueberfall des Hauses des Fabrikanten theilzunehmen, setzt er sich wieder an den Webstuhl und arbeitet. Da kracht draußen eine Salve der Compagnie, die zur Bekämpfung des Aufstandes erschienen ist, und der Weber sinkt getroffen mitten in der Arbeit zusammen. Damit schließt das Drama.

Das Stück ist in zwei Ausgaben erschienen, in einer Dialektausgabe und in einer übrigens stark dialektisch gefärbten Uebertragung, die uns vorliegt. Für den Nichtkenner der schlesischen Mundart dürfte sich die letztere empfehlen. Einer in hamburger Privatkreisen geplanten Aufführung des Stücks darf man mit Spannung entgegensehen, ein durchschlagender, ergreifender Erfolg der Aufführung ist nicht zu bezweifeln, wenn es gelingt, Darsteller zu finden, welche fähig sind, etwa in der Art eines holländischen Genremalers die Charaktere zu verkörpern. Denn das Stück bietet die reichste Gelegenheit zur Entfaltung der intimsten Reize der Schauspielkunst. Diese Bemerkungen sind nicht überflüssig, weil sie die Bühnenfähigkeit des Stücks zeigen, eine Eigenschaft, die ein Drama immer besitzen sollte.

Diese Eigenschaft, wol aber kaum die der Bühnenwirksamkeit, besitzt auch das zweite uns heute vorliegende Drama „Catilina" von Theodor Curti (Nr. 2). Es behandelt die Verschwörung und den Untergang Catilina's und zwar in dem Sinne einer edeln That von volkbefreiender Absicht. Sollte aber dieser Zweck erreicht werden, so hätte der geschichtliche Hintergrund breiter und umfassender ausgeführt und der gesammte Hergang, freilich in ungeschichtlicher Weise, noch kräftiger über das Niveau einer nur einzelne politische Streber interessirenden That herausgehoben werden müssen. Die Charakteristik der Personen, insbesondere des Helden, ist reich an treffenden und lebendigen Zügen, vermag aber ein nachhaltigeres Interesse so wenig zu erwecken, wie die allzu sehr aus geschichtlicher Ferne wirkende Handlung. In der Hauptsache liegt dies jedenfalls in der schon angedeuteten Thatsache begründet, daß der Verschwörung des Catilina der kräftige Reiz einer allgemeinen volksthümlichen Bewegung vollständig fehlt. Die Sprache des Stücks, Prosa und in den gehobenen Stellen fünffüßige Jamben, ist theilweise geschickt, kräftig, weit häufiger aber noch breit, langathmig und nüchtern. Selbst die in Verse übertragenen Stellen aus Ciceronianischen Reden muthen nicht als höchste Poesie an, im Gegentheil. Immerhin ist die Lesung des Dramas nicht ohne Interesse; auf der Bühne dürfte ein Mangel an energischer Kraft, an Schwung der Sprache und Spannung der Handlung recht empfindlich werden.

Wenig glücklich ist der Versuch Friedrich Dukmeyer's, den Mörder Kotzebue's, Sand, in einem Trauerspiel: „Tod dem Verräther" (Nr. 3), als tragischen Helden zu feiern; dieser That eines überspannten und schwärmerischen Fanatismus fehlt jede sittliche Nothwendigkeit und aus einem im besten Falle überspannten Manne wird niemals ein tragischer Held. Der Reiz des Charakters ist lediglich pathologisch, und alle Bemühungen des Dichters, durch den Tod des Helden auf seine That ein verklärendes Licht zu werfen, bleiben vergeblich. Der Handlung fehlt knappe und zielbewußte Zusammenfassung, die Charaktere sind bis auf den nüchternen Kotzebue herab ohne tieferes Interesse; man kann nur bedauern, daß ein sonst scheinbar nicht unebenes Talent sich an einer so undankbaren Aufgabe versucht hat.

Das Drama Francke's „Armin, der Cherusker" (Nr. 4) gehört zu den Stücken, die sich auf der ersten Seite als todtgeboren erweisen. Denn trotz der tönenden historischen Namen der Personen, wird man sich eines Gefühls der Langenweile bei diesem kraftlosen Wortschwall und bei dem einschläfernden Geklingel der Anapäste (!) nicht entschlagen können.

Arnold von Brescia, der Held des Ernst Strüfing'schen Trauerspiels (Nr. 5), hat unsers Wissens bisher noch selten den Mittelpunkt eines dramatischen Werkes abgegeben, und es wendet sich daher schon aus diesem Grunde dem vorliegenden Werke ein besonderes Interesse zu. Das Schicksal des beredten und begeisterten Vorkämpfers des Gedankens einer idealen Republik, in deren Wesen sich biblische Vorstellungen mit altrömischen Ueberlieferungen vermischen, trägt in seiner geschichtlichen Gestalt mehr das Kennzeichen eines Märtyrerlebens, als das eines Heldendaseins. Die Energie und Treue, mit der Arnold unerschüttert für seine Ueberzeugung eingetreten ist, verleihen ihm zwar einen heldenhaften Zug, sein Ende aber ist nicht die tragische Schlußfolgerung seines Handelns, sondern ein Act fremder Willkür. Es ist daher für den Bearbeiter dieses Stoffs in dramatischer Form eine unlösbare Aufgabe, den Gang der Ereignisse in die Grenzen einer einheitlichen, aus sich selbst hervorgehenden und nicht

von außen beeinflußten Entwickelung zu zwingen, will er anders nicht gegen die geschichtliche Ueberlieferung verstoßen. An dieser durch den Stoff gegebenen Klippe scheitert denn auch naturgemäß das Trauerspiel Strüfing's, wenn man es als solches unter Zugrundelegung des strengen Begriffs dieser Dichtungsgattung betrachtet. Als historisches Drama verdient das Werk jedoch immerhin Beachtung. Namentlich zeichnen sich die ersten drei Acte, wenn auch nicht durch packende Kraft der Situationsschilderung und durch die zusammengefaßte Energie des Ausdrucks, so doch durch lebendigen Fortschritt der Handlung und namentlich auch durch bewegte, stimmungsvolle Volksscenen aus, auf die der Dichter überhaupt besondere Sorgfalt verwendet. Vom vierten Acte, nach Einsetzung des neuen Senates, beginnt die Handlung zu erlahmen, der genannte Act selbst fördert sie nur um ein weniges, und der fünfte Act, in dem sich das Schicksal des Helden vollendet, bringt in der Gestalt des Kaisers Rothbart eine völlig neue Figur und mit ihr das Eingreifen einer fremden Gewalt in die Schicksale Arnold's. Die Sprache des Stücks ist, wenn auch durchaus würdig und angemessen, so doch nicht von besonderer dichterischer Schönheit, sie ist mehr nüchtern als schwungvoll und sucht bisweilen durch Breite den Mangel an Kraft zu verdecken. In einer Anmerkung unter dem Personenverzeichniß macht der Dichter darauf aufmerksam, daß das „Volk" nicht, wie ursprünglich beabsichtigt, in einzelne durch Zahlen bezeichnete Bürger aufgelöst worden sei, weil diesen Bürgern jede Individualität fehlen würde und fehlen sollte. Diese Bemerkung wird die Kenner Shakespeare's, dessen Behandlung der Volksscenen für alle Zeiten als mustergültig angesehen werden kann, stutzig machen. Bei Shakespeare ist die Zählung der Volkstypen, als erster, zweiter Bürger u. s. w. keineswegs nur zur Bequemlichkeit der Regie eingeführt, sondern begründet durch eine wenn auch nur leichte Individualisirung der verschiedenen Sprecher. Man erinnere sich z. B. der Volksscenen im „Coriolan". Vielleicht glaubte der Dichter des „Arnold" wegen des Jahrhunderts, in dem sein Stück spielt, von einer Individualisirung in den Volksscenen absehen zu müssen, aber so uniform waren die Bürger des mittelalterlichen Rom gewiß nicht, daß sich nicht einzelne schärfer kennzeichnende Züge, wie sie die Charakteranlage, der Beruf, das Alter entwickeln, hätten entdecken lassen können. Die Volksscenen, die ohnehin etwas breit angelegt sind, hätten an Mannichfaltigkeit, Lebendigkeit und Schattirung nur gewinnen können, wenn Strüfing dafür gesorgt hätte, daß den Bürgern nicht jede Individualität fehlt.

In die Zeit der Unterdrückung des Rechts des Individuums versetzt uns Gottfried Doehler in seinem Lustspiel „Im Zukunftsstaat" (Nr. 6). Den Parodien auf die Ideale der Socialdemokratie in erzählender Form, den Anti-Bellamys folgt nun das parodistische Lustspiel, sodaß es nunmehr nur noch an einem Lyriker fehlt, welcher die Empfindungen aus dem Jahre 2000 in Reime brächte. Man kann vom politischen Standpunkte darüber streiten, ob es angemessen ist, eine Bewegung von so ernstem Charakter, wie die socialdemokratische, zum Gegenstande der Satire zu machen, vom dichterischen ist nichts dagegen einzuwenden, und der kann hier allein in Betracht kommen. Der Dichter versetzt uns in ein kleines Städtchen Mitteldeutschlands im nächsten Jahrhundert. Der erste Act zeigt uns den Zusammenbruch des alten Staates und den Beginn der neuen, communistischen Gesellschaftsordnung. Wir sehen zwei Parteien im Kampfe, die Alten und die Neuen, letztere siegen und führen das Regiment, bis der fünfte Act ihrer Miswirthschaft das Ende und den Alten den endgültigen Sieg bereitet. Die Revolution wie die Gegenrevolution vollzieht sich in der Hauptsache hinter der Scene und wir sehen nur die Widerspiegelung der erschütternden Ereignisse in dem kleinen Ausschnitt der Gesellschaft, die uns der Dichter zum Theil mit recht lebendigen Zügen schildert. Da wir es mit einem Werke der Phantasie zu thun haben, wird man einzelne Unwahrscheinlichkeiten und einige kühne Sprünge in der Entwickelung der Ereignisse gewiß milder beurtheilen dürfen. Die Scenen unter dem Regiment des Communismus sind mit einem scharf satirischen Zuge geschildert und fesseln dadurch das Interesse sehr lebhaft, während in den übrigen eine gesunde Lebensanschauung, ein frischer Patriotismus wohlthätig berührt. Die Handlung ist geschickt geführt, sie schreitet rasch und lebendig vorwärts, die Charaktere sind mit wenigen Strichen anschaulich gekennzeichnet, kurz, das ganze Stück bewährt sich als eine sehr glückliche Parodie in dramatischer Form, die um so mehr Beachtung verdient, als Werke dieses Stils bei uns zu den Seltenheiten zählen. Gewiß würde sich diese Form in geschickten Händen auch für die Behandlung mancher anderer moderner Stoffe als wohlgeeignet bewähren.

Leonhard Lier.

Grillparzer's sämmtliche Werke.

Grillparzer's sämmtliche Werke. Fünfte Ausgabe in zwanzig Bänden, herausgegeben und mit Einleitungen versehen von August Sauer. Erster Band. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 1892. 8. 1 M.

Rascher als es sich der berühmte österreichische Dramatiker seinerzeit auch nur erträumt hätte, folgen jetzt die Gesammtausgaben von Grillparzer's Werken aufeinander. Seit der ersten dieser Ausgaben, die H. Laube und Jos. Weilen besorgten (1872), welche der Dichter nicht mehr erleben sollte, sind nunmehr die „Sämmtlichen Werke" noch dreimal (1874, 1881, 1887) erschienen, jedesmal im Texte verbessert und auf Grundlage der immer mehr her-

vortretenden neuen Forschungen bereichert. Nach dem Tode Laube's und Weilen's hat der prager Professor August Sauer besondere Aufmerksamkeit der Grillparzerforschung zugewendet. Er ist es auch, der schon lange Zeit an einer umfassenden Biographie des Dichters arbeitet, welche jedoch infolge des leidenden Zustandes Sauer's nicht, wie dies geplant war, zu dem vorjährigen Jubiläum der Geburt Grillparzer's erscheinen konnte. Sauer's eifrige Studien kamen schon der von ihm besorgten letzten sechzehnbändigen Ausgabe zu statten, insbesondere fand reiches neues Material aus dem Nachlasse in ihr Aufnahme. Nunmehr beginnt wieder eine neue Ausgabe zu erscheinen, die abermals Verbesserungen und Bereicherungen erfahren wird und deren erster Band jetzt vorliegt. Man ersieht aus diesem schon, daß sich der Herausgeber seine Studien Grillparzer's zu Nutze gemacht hat, er erwähnt selbst, daß „die Vorarbeiten zu einer ausführlichen Darstellung von Grillparzer's Leben im allgemeinen wie im einzelnen zahlreiche neue Resultate zu Tage gefördert" haben, welche bei dieser fünften Gesammtausgabe zur Verwendung gelangen. Freiherr von Rizy, der Vetter des Dichters, der insbesondere den Gedichten Grillparzer's seine Aufmerksamkeit zugewendet und allerdings manche Unklarheit erhellt hat, verließ sich, wie ebenfalls den Darlegungen im Vorworte Sauer's zu entnehmen ist, oft auf sein ungenaues Gedächtniß oder auf vage Familientraditionen, weshalb der Herausgeber sich mit so manchen Aufstellungen Rizy's in Widerspruch hat setzen müssen. Beinahe den halben vorliegenden Band füllt eine Einleitung dieses Herausgebers, welche uns mit Grillparzer's Leben und Werken bekannt macht; der Schluß enthält Laube's Einleitung zur ersten Ausgabe. Daran schließen sich die Gedichte, welche noch in zwei weitern Bänden fortgeführt werden. In der Inhaltsangabe sind Ort und Jahr des ersten Erscheinens eines jeden Gedichtes angegeben, die Gruppirung selbst ist dem Herausgeber zu verdanken und bietet, wie schon aus diesem ersten Bande hervorgeht, ein recht übersichtliches Bild der lyrischen Thätigkeit des Poeten. Der Text schließt sich, wenn ältere Drucke vorlagen, an diese, sonst ist die Fassung nach des Dichters Handschrift gegeben. Eine Aenderung in dieser Fassung, auch wenn Härten oder Unrichtigkeiten vorlagen, ist im Sinne philologischer Methode nirgends versucht worden.

Nähere Erläuterungen über Anordnung und Abdruck der Gedichte gibt die eingehende Vorbemerkung des Herausgebers. Es wäre nur zu wünschen, daß diese neueste und jedenfalls beste Grillparzer-Ausgabe, welche einen Theil von Cotta's „Bibliothek der Weltliteratur" bildet, auch in nicht allzu großen Zwischenräumen erschiene und bald vollständig vorläge. Sie wird viel dazu beitragen, einen der edelsten und bedeutendsten Dichter in den weitesten Kreisen des Volks bekannt zu machen. Ein Jugendporträt ist diesem ersten Bande beigegeben.

Anton Schlossar.

Culturbilder und Reiseskizzen.

1. Bei Freund und Feind. Culturbilder von Konrad Alberti. Leipzig, Friedrich. 1892. 8. 3 M.
2. Spaziergänge in den Alpen. Wanderstudien und Plaudereien von J. V. Widmann. Zweite vermehrte Auflage. Frauenfeld, Huber. 1892. 8. 4 M.
3. Aus dem Hochlande. Berggeschichten, Skizzen und Culturbilder aus der bairischen und österreichischen Alpenwelt. Von Arthur Achleitner. München, E. Stahl sen. 1892. 12. 1 M. 60 Pf.

Wenn ein modernster Essayist und Feuilletonist wie Konrad Sittenfeld, vulgo Alberti, uns seine Reiseeindrücke mittheilt, so ist die Voraussetzung gerechtfertigt, daß wir es hier nicht mit Landschaftsschilderungen und touristischen Abenteuern, sondern mit Beobachtungen des Volkslebens der Gegenwart und Betrachtungen über dasselbe zu thun haben werden. Und zwar des Volkslebens im engeren Sinne des Wortes. Denn Alberti gehört zu denen, die bei der Gleichförmigkeit der Sitten und Auffassungen in den höhern Schichten der Gesellschaft ihre Vorwürfe und Gestalten in den Kreisen suchen, „in denen man noch den Muth der eigenen natürlichen Art des Ausdrucks und der Lebensweise besitzt". Was er also in fremden Landen fast einzig sieht und beachtet, sind die Menschen und das Volksleben der Gegenwart, nicht die Natur des Landes und seiner Producte, nicht die Denkmäler seiner Vergangenheit. Wir sind natürlich weit entfernt, ihm das Recht zu dieser Einseitigkeit bestreiten zu wollen. Wenn er aber in dem Kapitel „Italien", das nach Umfang und Inhalt bei weitem das bedeutendste des Buchs ist, diesen seinen Standpunkt verallgemeinert und die Behauptung aufstellt, nicht um der Kunstgebilde, der historischen Erinnerungen, der Naturschönheiten, sondern allein der Menschen willen gehe man jetzt nach Italien, so müssen wir dagegen entschieden Protest einlegen. Gehört auch die Auffassung im wesentlichen der Vergangenheit an, die die Halbinsel gewissermaßen als einen Raritätenkasten für die gebildete Welt betrachtete, an den die Eigenthümer selbst nicht rühren dürften, wie wir sie wenigstens betreffs der Landeshauptstadt bei Wilhelm von Humboldt und in gewissem Sinne auch noch bei Hermann Grimm und Ferdinand Gregorovius finden, so sind es doch heute noch wie zu Goethe's Zeiten in erster Linie die Herrlichkeiten der Kunst und Natur zusammen mit den großen geschichtlichen Erinnerungen, welche die Bewohner des germanischen Nordens in das Südalpenland locken — und das mit vollem Rechte.

Der Verfasser führt uns in die Kaffeehäuser, die Theater, auf die Friedhöfe, in eine moderne Kunstaus-

stellung und läßt endlich in dem Kapitel „Die modernen Italiener" — natürlich dem Charakter des Buchs entsprechend in durchaus zwangloser Weise — das ganze sociale Leben des Volks, nicht ohne Seitenblicke auf das politische und materielle, sich vor unsern Augen entfalten. Er erweist sich dabei als ein feiner und scharfsichtiger Beobachter, von dem man vieles lernen kann. Wenn er aber auch wol nach Kräften bemüht ist, objectiv und gründlich zu urtheilen, so fehlt es doch, wie es bei solchen immerhin etwas flüchtigen Reisebeobachtungen auf einem fremden Terrain zu gehen pflegt, nicht ganz an einseitigen und schiefen Urtheilen; ja, ab und zu läuft auch eine unrichtige Behauptung mit unter, wie z. B. die, daß es in Italien keine Banditen mehr gäbe. Ja, Banditen im ursprünglichen Sinne, d. h. in die Gebirge geflohene und dort zu Räubern gewordene politische Geächtete allerdings nicht mehr, aber einzelne Räuber wie ganze Banden, die ihr Geschäft mit Eifer und Erfolg betreiben, in Mittel- und zumal Unteritalien und Sicilien noch genug. Auch möchten wir sehr bezweifeln, daß es, wie der Verfasser annimmt, der italienischen Regierung gelingen werde, in den nächsten Jahren mit der Comorra in Neapel und der Mafia auf Sicilien gründlich aufzuräumen. „Kein Land weiß seine Todten so zu ehren wie Italien." Ja, seine großen Todten allerdings; aber weiß Alberti nicht, wie abscheulich man vielfach auf der Halbinsel noch mit den Leichen der Armen und Namenlosen verfährt? So könnten wir noch manches anführen, wie das, was er über das sittliche Verhalten der verheiratheten Frauen sagt, wo er sich mit dem Gemeinplatze abfindet, daß es in Italien leichtfertige und vortreffliche gebe wie überall; sein Urtheil über die herrlich entwickelte Landwirthschaft in Toscana, wo sich bekanntermaßen aus dem noch üblichen veralteten System der Mezzeria die größten Uebelstände ergeben; die Behauptung, daß man nirgends so theuer und schlecht reise wie in Italien u. s. w.

Was der Verfasser gelegentlich über die politischen Zustände und das Verhältniß Italiens zu Deutschland äußert, ist im ganzen wohlbegründet — seine Warnung vor allzu großem Vertrauen auf die italienische Freundschaft allerdings nur insoweit, als die maßgebenden politischen Persönlichkeiten, vortreffliche Rechner, wie es die Italiener immer gewesen sind, wesentlich Interessenpolitik treiben, und nicht etwa aus lauter Freundschaft und Liebe mit uns durch dick und dünn gehen werden. Zum Glück aber collidiren die Interessen der beiden Länder in keinem Punkte, sondern sind durch die Natur der Dinge darauf hingewiesen, entsprechende Ziele verfolgend, sich gefährlichen Nachbarn gegenüber die Hand zu reichen. Darauf und nicht etwa auf besonderer Vorliebe für das Deutschthum beruht das Festhalten Italiens am Dreibunde.

Im ganzen ist das Urtheil Alberti's über das Italien der Gegenwart ein *sehr*, wir möchten fast sagen, ein zu günstiges. So sagt er einmal: „Wenn die Natur durch einen einzigen bewußten Schöpfungsact etwas Herrliches und Wunderbares hätte schaffen wollen, so hätte sie nichts Mannichfaltigeres und doch Einheitlicheres, nichts Größeres, nichts Erhabeneres und doch Liebenswürdigeres erzeugen, sie hätte Italien nicht anders gestalten können, als es der unbewußt thätige Geist der Jahrhunderte gebildet hat; denn hier ist alles gleich vollendet und eigenartig in sich selbst und in seinem Verhältnisse zur Gesammtheit."

Auch die übrigen Kapitel des Buchs: „Jenseit der Leitha" (in der Hauptsache eine Charakteristik von Budapest), „Ins Hochgebirge", „Belgien und Luxemburg", endlich „Paris", enthalten vieles Beachtenswerthe und Interessante, wie z. B. das Gespräch des Verfassers mit Zola, „der gleich dem Eiffelthurm die andern Größen der Stadt riesenhaft überragt", im letztgenannten Abschnitte, bei welcher Gelegenheit wir jedoch nicht verfehlen wollen, Protest einzulegen gegen die Behauptung, die ganze deutsche Jugend stehe auf Zola's Seite. Im ganzen sind jedoch diese Abschnitte weit flüchtiger und oberflächlicher behandelt als der über Italien.

Schließlich können wir es nicht ohne Rüge hingehen lassen, daß Alberti, wo er Seitenblicke auf Deutschland, deutsche Zustände und deutsche Schriftsteller wirft, die alte deutsche Unart verräth, das Einheimische dem Fremden gegenüber herabzusetzen und geringschätzig zu behandeln. Wenn er übrigens von Paul Heyse, dessen italienische Novellen er sammt und sonders als Fälschungen (!) bezeichnet, behauptet, daß er jenseit der Alpen fast unbekannt sei und von den wenigen, die ihn kennten, wegwerfend beurtheilt werde, so urtheilt er offenbar nach einzelnen persönlichen Erfahrungen, denen Referent genau entgegengesetzte gegenüberstellen könnte, ganz abgesehen davon, daß dieser treffliche Kenner der modernen italienischen Literatur und ihr unübertrefflicher Uebersetzer sich als solcher eines ungetheilten Beifalls in der italienischen Kritik erfreut.

Der realistische — oder sollen wir besser sagen, der naturalistische — Standpunkt des Verfassers tritt an vielen Stellen des Buchs, das überhaupt eine stark subjective Färbung zeigt, scharf hervor. Charakterisirt er doch in dem Gespräche mit Zola den Gegensatz zwischen Idealismus und Realismus als einen solchen zwischen Mache und Talent! Sein großes Selbstbewußtsein verführt ihn nicht selten, positive Urtheile auf sehr schmaler und schwankender thatsächlicher Grundlage aufzubauen. Die Darstellung ist fast durchweg lebendig und anschaulich, nur der Stil öfters etwas gesucht und zu absichtlich pointirt.

Wenn die „Spaziergänge in die Alpen" von J. V. *Widmann* (Nr. 2), des bekannten Redacteurs des berner „Bunds", in Beziehung auf Auffassung wie Behandlung vielfach einen Gegensatz zu dem eben besprochenen Buche bilden, so dürfen wir doch auch sie in einem gewissen Sinne als Culturstudien bezeichnen. Auch hier tritt die Schilderung der Landschaft zurück, obwol es Widmann trefflich versteht, den ihr eigenartigen Charakter mit wenigen Strichen anschaulich zu zeichnen. Als echter Dichter erblickt er den besten Gewinn solcher Alpenspaziergänge in

jener „erhöhten Eindrucksfähigkeit und unbeschreiblichen Lebensenergie", welche die Seele von ihnen empfängt. Aber wenn der Ausdruck solch erhöhten geistigen Lebens das ganze Buch durchzieht und so auch auf das Gemüth des Lesers einen erhebenden und erheiternden Einfluß ausübt, so versteht es der Verfasser doch zugleich vortrefflich, bei der Erzählung seiner Reiseerlebnisse die Menschen, mit denen er in Berührung kommt, ihre Sitten, ihr Dichten und Trachten treffend zu zeichnen. Auch er empfindet, wie er bei Gelegenheit seines Aufenthalts in dem piemontischen Aosta bemerkt, mehr Reiz, „trotz des Cretinenthums, die Menschen auf der Straße als die berühmten geschnitzten Chorstühle der Kathedrale zu studiren".

Nur von seinem Hündchen begleitet, durchzieht der Verfasser die schönsten Gaue seines Heimatlandes, übersteigt — ein tüchtiger Kletterer, wenn auch kein Bergfex — einen Paß nach dem andern von Bern gen Süden bis zu den oberitalienischen Seen, von Chamounix und Courmayeur, diesem Eden des Alpengebietes, das er etwas kühn mit einer in Eis gestellten Flasche Champagner vergleicht, ostwärts bis ins Unterengadin. Genre- und Sittenbilder, Anekdoten und Reiseerlebnisse, nur hier und da unterbrochen von einer kurzen Charakteristik der Landschaft, folgen einander in stetem, nie ermüdendem Wechsel. Dazwischen finden sich bald ernste, bald scherzhafte Reflexionen über die verschiedenartigsten Dinge, wie über die Abschaffung der Todesstrafe und den Unfug des Klavierspielens, zahlreiche Reminiscenzen und literarische Anspielungen, hier und da auch ein launiges Gedicht, ja sogar eine „telephonische Touristennovelle". Wir machen die flüchtige Bekanntschaft einer großen Anzahl mehr oder weniger interessanter Persönlichkeiten der verschiedensten Nationalitäten. Auf die deutschen Reisegefährten ist er nicht besonders gut zu sprechen, sei es, daß er es wirklich schlecht getroffen hat, oder daß wir hier wieder jener oben gerügten Unart begegnen, die den eigenen Landsmann — denn am Ende ist doch Widmann auch ein Deutscher — härter zu beurtheilen geneigt ist als den Fremden. Freilich ist er auch wenig erbaut von dem englischen Musik- und Gesellschaftschristenthum, das den Touristen überall bis in die entlegensten Alpenthäler verfolgt. Er hofft „den krähenden Misses" gegenüber auf die Heilsarmee, „diese gefährliche Caricatur eures ganzen Kirchenthums", in dem er die „Reblaus" erblickt, die diesem ganzen Wesen ein Ende bereiten werde. Im Gegensatz zu der steifleinenen respectability des englischen Gottesdienstes schildert er uns das Hochamt in Evolena, dessen Pomp berauschend auf die einfachen Landbewohner wirkt, wo sie „auf einmal Concert und Theater und Religion dazu haben, und — wohlgemerkt! nicht in den extravaganten würdelosen Formen moderner Heilschristenarmeen, sondern in den uralten, fein ausgesonnenen Formen der römischen Kirche, die ja immer darauf aus war, ihre Einrichtungen gemäß den Bedürfnissen des Volkes, der Naturmenschen zu gestalten". Der Verfasser steht in religiöser Beziehung auf einem negativen Standpunkte, wenn er auch niemand „sein Gefühl und seine Kirche rauben" will. Bei dem Gehaben zweier geistlicher Reisegefährten, die über ihr Brevier hinweg nach den hübschen Frauengesichtern im Waggon schielen, entfährt ihm freilich auch einmal die unwillige Frage: Wie lange wird sich eigentlich die Menschheit noch dies Gaukelspiel betrogener Betrüger gefallen lassen? Er läßt sich aber dadurch seine Laune ebensowenig verderben, wie durch allerlei kleines Reisengemach, das er mit humoristischer Resignation erträgt, wie einen „Riesenschnupfen" in Davos. „Wie ein Berg bei schlechtem Wetter von Nebel eingehüllt wird, so wickelten sich auch mir um Auffassung, um Phantasie und Humor dichte graue Schleier, durch die ich nur undeutliche Empfindungen von der Außenwelt erlangte. Meinem Herzen ist in Davos «viel dikke guôt» geschehen; aber als Gesammterinnerung ist mir fast nur eine helle einförmige Fläche geblieben, von der ich nicht recht weiß, ob sie mein weißes Taschentuch bedeutet, oder den von scharfen, häßlichen Winden bewegten blaugrauen Davosersee, oder die am Morgen mit weißem Reif bedeckten Alpenwiesen des Thals."

Den Schluß des Buchs bilden einige Phantasiestücke, wie die Matterhorn-Besteigung des blinden Mr. Evertruth, den man statt auf dem Mont-Cervin auf ein paar Felsen am Fuß des Gornergletschers umherklettern läßt, ähnlich wie Edgar im „König Lear" den geblendeten Vater täuscht; ferner „Die Abreise des Herrn Trüffel" und endlich das wunderliche Capriccio: „Mein Liebchen", als welches sich schließlich die Sonne entpuppt.

Widmann überschreibt eins seiner Kapitel: „Wandeldecorationen mit Staffage." Der Titel würde trefflich für das ganze Buch gepaßt haben, nur daß die Staffage allerdings stark in den Vordergrund tritt.

Niemand wird wol diese heitern und lebensvollen Skizzen ganz unbefriedigt aus der Hand legen. Nur soll man nicht etwa glauben, man könne darin lernen, welche Landschaften die schönsten, welche Touren für den Fußreisenden die lohnendsten seien: dazu ist der Verfasser viel zu sehr Stimmungsmensch und sein Geschmack keineswegs der des großen Touristenpublikums.

Auch Arthur Achleitner (Nr. 3) ist Redacteur und Feuilletonist; auch sein Thema ist das Alpenhochland, wenn auch nicht das schweizerische, sondern das deutsche und österreichische; aber Inhalt und Form seines Buchs sind ganz andere als bei Widmann. Nicht Reiseerlebnisse, nicht den subjectiven Eindruck des Geschauten bekommen wir hier zu lesen, sondern eine Reihe von Bildern aus dem Volksleben der deutschen Alpenbewohner rollt sich vor uns auf.

Wie's Volk denkt und arbeit',
In dem Büachel steht's drin;
Drum, lieber Leser,
I bitt schön, nimm's hin!

Der Verfasser hat sein Material aus den verschiedensten Quellen geschöpft, von denen er Alpenburg's reich-

haltige Sammlung von Alpensagen (Wien 1861) und Dr. Höfler's „Der Isarwinkel" (München 1891) selbst anführt; nur der kleinere Theil beruht wol auf eigenen Erfahrungen und Studien an Ort und Stelle. Die anziehende und geschickte Einkleidung des Stoffs aber ist sein Eigenthum; er ist sich wohlbewußt, daß eine bloße trockene Schilderung von Sitten und Gebräuchen wenig Anklang finden würde. Die Sprache dieser Skizzen ist theils hochdeutsch, theils der Dialekt des entsprechenden Gebiets, vielfach auch ein Gemisch von beiden. Bald ernsthaft, bald scherzhaft in Inhalt und Ton schildert uns der Verfasser die originellen Gestalten der Gebirgsbewohner, ihr Denken und Fühlen, ihre eigenartige Auffassung der Dinge, ihre festgewurzelten Vorurtheile, ihren Glauben und Aberglauben mannichfacher Art, ihre Freuden und Leiden, ihren harten schweren Kampf mit Noth und Elend, in dem sie oft genug unterliegen. Wer sich von der Wahrheit dieser Schilderungen überzeugen will, vergleiche sie mit Rosegger's bekannten Jugenderinnerungen: „Aus der Waldheimat." Mit diesen Culturbildern wechseln Sagen und Schauergeschichten; hier und da verarbeitet der Verfasser aber auch statistisches Material, wie z. B. dort, wo er über die Ernährungsverhältnisse im bairischen Gebirge und über die Ergebnisse der Körpermessungen bei den Militärpflichtigen im obern Isargebiet berichtet.

Der bunten Mannichfaltigkeit des Inhalts entspricht die der Darstellungsweise und des Stils. Natürlich ist in beiden Beziehungen nicht alles gleichwerthig; im ganzen aber bringt das kleine Buch eine reiche Ausbeute von den culturgeschichtlichen Schätzen, die das Alpenland birgt, und damit einen nicht unwesentlichen Beitrag zu unserer Kenntniß und Beurtheilung des Lebens im deutschen Hochgebirge, das den Bewohnern des Flach- und Hügellandes in so romantisch lockender Beleuchtung erscheint, während es für die Einheimischen selbst — freilich ohne deshalb ihre Heimatsliebe zu mindern — weit mehr Schatten- als Lichtseiten darbietet.

Otto Speyer.

Feuilleton.

Ein integrirender Bestandtheil der socialen Frage ist die Frauenfrage. Die Schriften, die sie zum Gegenstande haben, sind in den letzten Jahren in außerordentlicher Zunahme begriffen. In Tages- und Monatsblättern, in Broschüren und Büchern wird mit scharfen und stumpfen Waffen für und gegen sie gestritten und gekämpft. Zu den entschiedensten Vorkämpfern der Frauenemancipation gehört S. Binder, dessen eben erschienene Studie: „Weibliche Aerzte" (Stuttgart, Göschen, 1892) sich durch geistreiche, fesselnde Darstellung und vornehmen Takt bei der Erörterung heikler Dinge auszeichnet. Gleichwol hat auch sie mich nicht von meiner in den „Blättern für literarische Unterhaltung" wiederholt ausgesprochenen Ueberzeugung abwendig zu machen vermocht, weil der Beruf der Hausfrau und Mutter den Einsatz einer ganzen Persönlichkeit, die volle, ungetheilte Allgegenwart des Denkens und Thuns verlangt. Wie könnte daneben nach außen hin noch ein Beruf erfüllt werden, der ganz genau dasselbe fordert? Niemand hat seine Persönlichkeit zweimal zur Verfügung. Sehr richtig sagt der Verfasser selbst: „Die Mutterschaft mit allem, was sie dem Weibe körperlich auferlegt, bildet ja allein schon ein unüberwindliches Hinderniß. Möglich, daß einzelne die Sache durchführen und gut durchführen; dann müssen aber die Verhältnisse nach allen Seiten so besonders günstig dafür liegen, wie es eben nur im Ausnahmefall vorkommt. Die Regel wird am besten dahin lauten: für die Verheirathete das Haus mit seinen Rechten und Pflichten; das Recht der ärztlichen Berufsarbeit für die Unverheirathete. Will eine von unsern künftigen Medicinerinnen in die Ehe treten, dann lege sie die ärztliche Praxis nieder."

Wir brauchen überhaupt über die Frauenfrage kein Wort mehr zu verlieren. Sie ist vor drei Jahrhunderten von Johann Amos Comenius glücklich gelöst worden. Der Bahnbrecher der modernen Volksschule hat sich in seinem tiefsinnigen pädagogischen Werke: „Didactica magna" dahin geäußert, daß kein Grund vorhanden ist, das weibliche Geschlecht von der Bildung auszuschließen, da auch die Frauen Ebenbilder der Gottheit sind und oft in höherm Grade als wir Männer geistige Beweglichkeit und Bildungsfähigkeit besitzen. „Warum also wollen wir sie zu den Anfangsgründen zulassen, nachher aber von den Büchern fortjagen? Fürchten wir Leichtfertigkeit? Aber je mehr wir uns mit Ueberlegungen beschäftigen, desto weniger Raum ist für die Leichtfertigkeit da, die aus der geistigen Leere zu entstehen pflegt." Doch darf man ihnen nur solche Bücher in die Hand geben, aus welchen sie zugleich mit der Erkenntniß Gottes und seiner Werke wahre Tugend und Frömmigkeit schöpfen können. „Nicht zu kleinlicher Neugier wollen wir sie erziehen, sondern zur Sittlichkeit und Glückseligkeit. Wir wollen sie besonders in dem unterrichten, was ihnen zu wissen und zu können ziemt, sowol um das Hauswesen würdig zu verwalten, als auch das Heil ihrer selbst, des Gatten, der Kinder und des Gesindes zu fördern."

— Von der neuen Folge des siebenten Jahrgangs der „Deutschen Zeit- und Streitfragen" liegt uns das siebenundneunzigste Heft vor, welches eine Abhandlung: „Fortschritt und Armuth" von Franz Berghoff-Ising (Hamburg, Verlags-Anstalt u. Druckerei, A.-G., 1892. 75 Pf.) enthält. Sie geht davon aus, daß auf den unglaublichen Optimismus, der sich an den großartigen wirthschaftlichen Fortschritt des 19. Jahrhunderts knüpfte, eine gewaltige Reaction folgte. Der wirthschaftliche Fortschritt hatte die Erwartungen der großen Masse, insbesondere die der arbeitenden Klassen, völlig getäuscht. Hatte man geglaubt, daß mit ihm der Menschheit ein neues, goldenes Zeitalter anbrechen werde, so war wenigstens zunächst das gerade Gegentheil eingetreten. Forschritt und Armuth schlossen sich nicht aus, sondern liefen parallel miteinander. Der Philosoph Lotze und der Historiker Heinrich von Treitschke erklären diese Thatsache aus der uralten fatalistischen Auffassung des menschlichen Schicksals, wonach die Culturentwickelung durch ein unabwendbares, unerbittliches Verhängniß von dem Bestande eines massenhaften Proletariats abhängig ist, welches dessen Kosten tragen muß, ohne an ihren Früchten einen Antheil zu haben. Diese Lehre, welche zu der Trennung der Gesellschaft in privilegirte Genußmenschen und in tief unter diesen stehende Lastthiere führt, ist, wie der Verfasser mit Schmoller sagt, in ihren Folgen dieselbe Lehre, welche die Arteinheit unseres Geschlechts leugnet und das blaue Blut oder die weiße Hautfarbe zur Beschönigung jeder Grausamkeit und zur Rechtfertigung jeder Klassenherrschaft benutzt. Eine andere Erklärung des socialen Problems liefert der Socialismus, dessen Bannerträger Ferdinand Lassalle war und der in fast allen Ländern Tausende von überzeugten Anhängern gefunden hat. Gleich-

wol muß auch er zurückgewiesen werden, weil ihm die geschichtliche Auffassung der Neubildungen fehlt, weil er die schmählichen, empörenden Arbeiterverhältnisse, wie sie sich in England unter dem unmittelbaren Einflusse des mächtigen Aufschwungs der Fabrikindustrie in den ersten und mittlern Jahrzehnten unseres Jahrhunderts herausbildeten, nicht als Begleiterscheinungen eines Uebergangsstadiums, sondern als etwas Unabänderliches betrachtet. Damit verfällt er in den von ihm selbst verspotteten Fehler, aus einer Beobachtung, die sich räumlich und zeitlich als ganz unzureichend erwiesen hat, ökonomische Naturgesetze abzuleiten. In der That ist in dem durchgreifenden Contraste, den das Bild des arbeitenden Volks an der Wende unseres Jahrhunderts gegenüber dem schauerlichen Gemälde aus den ersten Jahrzehnten dieses fortschrittlichen Jahrhunderts bietet, eine Bürgschaft für die Lösbarkeit des Räthsels von „Fortschritt und Armuth" auf der Grundlage der seitherigen Ordnung gegeben. Genoß England einst den traurigen Ruhm, in der Ausbeutung der Dürftigen bis an die Grenzen des Möglichen gegangen zu sein, so ist es heute ein gegen die Fortschritte des Socialismus gefeites Musterbild aller Völker. Es wäre indeß ein grober Irrthum, wenn man sich in Deutschland darauf beschränken wollte, einfach die englische Politik nachzuahmen, da daselbst ganz andere politische Verhältnisse obwalten. Der Verfasser sieht sich daher veranlaßt, in allgemeinen Umrissen die Wege anzugeben, auf welchen sich auch in Deutschland die Wiedergeburt der Arbeiterklasse vollziehen könnte.

— Herzerhebend und herzerquickend ist der von Gustav Glogau in Kiel gehaltene Vortrag „Die Schönheit" (Kiel, Lipsius u. Tischer, 1892). Nach ihm sind die Körper, die Farben und Töne, überhaupt der äußere Sinnenreiz, nicht an sich selbst schön; sie sind es nur, wenn und soweit sie die Bewegung des Lebens ausdrücken, das aus verborgenen Tiefen in die Erscheinung tritt. Schön an sich selbst ist nur das reine Urbild, welches von der Sinnlichkeit völlig losgelöst ist. Nur dem Geist faßbar, tritt die höchste Schönheit allein in den tiefsten Regungen des Gemüths hervor. Doch nicht jeder Geist kann sich von der irdischen Wirklichkeit zu ihr emporringen, sondern nur der kräftige, rein gestimmte Geist, welcher die ihn beengenden Schranken überwindet, die Noth des Daseins als etwas Einfaches und Selbstverständliches, das man bekämpfen müsse, zu ertragen gelernt hat und seine Aufmerksamkeit auf seine Vollendung richtet. Die Schönheit der schöpferischen Elementarkräfte, welche uns die Wissenschaft offenbart, und die Schönheit des Menschenlebens ziehen ihn von Stufe zu Stufe immer höher hinauf, bis er in dem Geheimnisse der Gottheit verklingt. Wir mögen uns daher glücklich preisen, wenn der Künstler eine in Unnatur und conventionelle Lüge verlorene Culturwelt die echte, aus Gott stammende Schönheit erschauen läßt, ihr die Wahrheit in ihrem vollen Reize an das Herz legt. Dies that und verlangte Schiller, indem er der Dichtung heilige Magie zum Ocean der großen Harmonie lenkte und den Künstlern zurief:

Der freisten Mutter freie Söhne
Schwingt euch mit festem Angesicht
Zum Strahlensitz der höchsten Schöne!
Um andre Kronen buhlet nicht.

Bibliographie.

Anzengruber, L., Brave Leut' vom Grund. Volksstück mit Gesang. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 8. 2 M. 40 Pf.

Bailer, Abriß der Geschichte des Württembergischen Pionier-Bataillons Nr. 13. Ulm, L. Frey. 12. 50 Pf.

Berger, A., Das sogenanute amerikanische Duell und die studeutische Schlägerumensur. Ein Beitrag zur Präcisierung des Zweikampfdelictsbegriffes. Leipzig, G. Fock. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Berlin-Wien-Rom. Betrachtungen über den neuen Kurs und die neue europäische Lage. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 5 M.

Bigelow, P., Bismarck. Aus dem Englischen. Leipzig, C. F. Müller. Gr. 8. 60 Pf.

Braitmaier, Göthekult und Göthephilologie. Eine Streitschrift. Tübingen. (Leipzig, G. Fock.) Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Clasen, L., Die sociale Frage auf der Kanzel. Eine zeitgemäße Untersuchung. Halle a. S., E. Strien. 8. 60 Pf.

Schweizerische Demokratie oder internationaler Sozialismus. Ein Beitrag zur Orientirung in der sozialen Frage. Frauenfeld, J. Huber. Gr. 8. 80 Pf.

Dondorff, H., Aus drei Epochen preußischer Geschichte. Eine Studie über das Woher und Wohin unserer Bewegung. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Eggersdorf, M., Ein verlorenes Leben. Liebe und Ehe. Moderne Dramen. Berlin, Nitsche u. Loechner. Gr. 8. 2 M.

Fischer, T. A., Drei Studien zur englischen Litteraturgeschichte. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 3 M.

Ganser, A., Schule und Staat. Ein Problem unserer Zeit, besprochen. Graz, Lenschner u. Lubensky. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Gegen den Strom. Flugschriften einer literarisch-künstlerischeu Gesellschaft. XXIV. „Consequenter" Realismus, Bühne uud Publicum. Wien, C. Gerold's Sohn. Gr. 8. 60 Pf.

Glehn, A., Der Messungsbegriff. 1. Thl.: Die Messung als weltbauendes Element. Reval, F. Kluge. 8. 1 M.

Haller, J., Die deutsche Publizistik in den Jahren 1668—1674. Ein Beitrag zur Geschichte der Raubkriege Ludwigs XIV. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 4 M.

Jäger, A., Die sociale Frage nach ihrer wirtschaftlichen uud ethischen Seite. III. Bd. 1. Tl. Neu-Ruppin, R. Petreuz. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Jäger, E., Geschichte und Literatur des Normalarbeitstages. Stuttgart, A. Liesching u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Kaunigießer, O., Geschichte des Krieges von 1866. Nebst einem Vorbericht: „Die deutsche Frage in den 1850er Jahren". 1. Bd. Basel, Schweizerische Verlags-Druckerei. Gr. 8. 5 M.

Krause, K. C. F., Anschauungen oder Lehren und Entwürfe zur Höherbildung des Menschheitlebens. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von P. Hohlfeld und A. Wünsche. 3. Bd. Leipzig. Berlin, E. Felber. Gr. 8. 6 M.

Krones, F. Ritter v., Aus Oesterreichs stillen und bewegten Jahren 1810—1812 und 1813—1815. — I. Zeitgeschichtliche Studien aus dem Tagebuche Erzherzog Johanns von Oesterreich 1810—1812. II. Hormayr's Lebensgang bis 1816 und seine Briefe an den Vorgenannten 1813—1816. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 7 M. 60 Pf.

Lindau, R., Martha. Roman. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 8. 5 M.

Mauthner, F., Hypatia. Roman aus dem Altertum. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 8. 3 M. 50 Pf.

Das Ministerium Eulenburg-Caprivi. Von Nichtborussen. Mißvergnügtes Parteigerede — Byzantinismus. — Eine neue Ära. Berlin, R. Eckstein Nachf. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Müller, W., Politische Geschichte der Gegenwart. XXV. Das Jahr 1891. Nebst einer Chronik der Ereignisse des Jahres 1891. Berlin, J. Springer. Gr. 8. 4 M.

Nübling, E., Ulm's Handel und Gewerbe im Mittelalter. Eine Sammlung von Einzeldarstellungen. Ein Beitrag zur deutschen Städte- und Wirtschaftsgeschichte. 1. u. 2. Hft. Ulm, Gebr. Nübling. Gr. 4. 2 M. 30 Pf.

Oelzelt-Newin, A., Ueber sittliche Dispositioneu. Graz, Lenschner u. Lubensky. Gr. 8. 2 M. 70 Pf.

Priebatsch, F., Die deutschen Städte im Kampfe mit der Fürstengewalt. Untersuchungen zur Geschichte der Entwickelung der fürstlichen Landeshoheit. 1. Bd.: Die Hohenzollern und die Städte der Mark im 15. Jahrhundert. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 6 M.

Roepell, R., Das Interregnum. Wahl und Krönung von Stanislaw August Poniatowski. Posen, J. Jolowicz. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Rosegger, P. K., Am Tage des Gerichts. Volksschauspiel. Wien, A. Hartleben. 8. 3 M.

Twee wille Rosen. Volksstück nach einem älteren Motiv. Dialekt der Unterweser. Bremen, M. Nößler. 8. 1 M.

Ruhkopf, K., Rodbertus Theorie von den Handelskrisen, Darstelluug und Kritik. Eine Studie. Leipzig, E. Gräfe. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Sander, H., Hans von Vintler, ein Dichter aus Tirol. Innsbruck, Wagner. 12. 50 Pf.

Sartori, J., Gedenkschrift zur Feier der vor 700 Jahren erfolgten Vereinigung der Steiermark mit Oesterreich. Graz, H. Wagner. Lex.-8. 1 M. 20 Pf.

Scherfig, E., Idealismus und Schule. Vortrag. Leipzig, F. Brandstetter. Gr. 8. 50 Pf.

Schmid, L., Die Könige von Preussen sind Hohenzollern, nicht Abenberger. Widerlegung der Schrift Chru. Meyers über die Ahnherren des deutschen Kaiserhauses. Berlin, J. A. Stargardt. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Sievers, W., Asien. Eine allgemeine Länderkunde. Mit 160 Abbildungen im Text, 14 Karten und 22 Tafeln in Holzschnitt und Chromodruck. 1. Lfg. Leipzig, Bibliographisches Institut. Gr. 8. 1 M.

Sturm, C., Wohlstand für Alle. Eine socialhygienische Studie. Berlin, J. Bohne. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Traub, F., Die sittliche Weltordnung. Eine systematische Untersuchung. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Verdy du Vernois, J. v., Studien über den Krieg. Auf Grundlage des deutsch-französischen Krieges 1870/71. 1. Tl.: Ereignisse in den Grenzbezirken. [Vom 15. Juli bis 2. August 1870.] 3. Hft. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 M. 70 Pf.

Wissenschaftliche Volksbücher. 1. Bd.: Naturwissenschaftliches im täglichen Leben. Von M. Weitz. Berlin, H. Steinitz. 8. 2 M.

Wachenhusen, H., Der Liebe Unverstand. Roman. 2 Tle. in 1 Bd. Berlin, O. Janke. 8. 7 M.

Wendt, G., England. Seine Geschichte, Verfassung und staatliche Einrichtungen. Leipzig, O. R. Reisland. Gr. 8. 5 M. 50 Pf.

Źródlowski, F., Staat und Geld. Ein Baustein zur Lösnng der sozialen Frage. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von **Leopold Voss in Hamburg**, Hohe Bleichen 18.

Soeben erschien:

Vorlesungen
über die
Menschen- und Thierseele.
Von
Wilhelm Wundt.
Zweite umgearbeitete Auflage.
M. 10.—, elegant gebunden M. 12.50.

Die neue Auflage ist eine ***völlige Neubearbeitung*** *des Werkes, wie sie durch die Fortschritte der Wissenschaft, deren Entwickelung wir in erster Linie gerade den Arbeiten Wundt's verdanken, geboten war.*

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Brockhaus'
Konversations-Lexikon.
Vierzehnte, vollständig neubearbeitete Auflage.
16 Bände von je 64 Bogen Text mit gegen 9000 Abbildungen und Karten
in Holzschnitt, Phototypie, Kupferstich, Lithographie und Farbendruck
auf circa 900 Tafeln und im Texte,
darunter 120 Chromotafeln und 300 Karten und Pläne.
Jeder Band elegant gebunden in Halbfranz 10 M.
Auch in 256 Heften zu 50 Pf. zu beziehen.
Dritter Band.
Bill—Catulus. Mit 39 Tafeln, darunter 3 Chromotafeln, 15 Karten und Plänen, und 230 Textabbildungen.

Was bei der neuen Auflage auf den ersten Blick ins Auge fällt, ist die allseitige Sauberkeit und Opulenz der Ausstattung, die von keinem ähnlichen Werk übertroffen wird. Papier, Satz, Druck, Holzschnitte, Stiche, Pläne, Karten, wundervoll ausgeführte Chromographien und selbst der geschmackvolle Einband zeugen von einer Leistungsfähigkeit in allen technischen Zweigen des Brockhaus'schen Weltgeschäfts, die auch den höchstgespannten Anforderungen genügt. . . . Alles in allem ist die neue 14. Auflage des Brockhaus'schen Konversations-Lexikon ein Ehrendenkmal deutscher Geistesarbeit und technischer Leistungsfähigkeit, auf das wir ebenso stolz sein dürfen, wie auf manche Errungenschaft auf politischem Gebiet, um die uns die Nationen beneiden.

Hamburgischer Correspondent.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Arthur Schopenhauer.
Lichtstrahlen aus seinen Werken.
Mit einer Biographie und Charakteristik Schopenhauer's.
Von Dr. **Julius Frauenstädt.**
Siebente Auflage. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Cours abrégé
de la
Littérature française
depuis son origine jusqu'à nos jours.
Ouvrage rédigé d'après
Bougeault, Paris, Albert, Demogeot
par **M. Asmus.**
Quatrième édition.
8. Geh. 1 M. 80 Pf.

Diese kurzgefasste Geschichte der französischen Literatur hat sich in zahlreichen Schulen und Privatinstituten rasch eingebürgert, sodass binnen wenigen Jahren die vierte Auflage erscheinen konnte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte
von
Gottfried August Bürger.
Neue vollständige Ausgabe.
Mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von **Julius Tittmann.**
Zweite Auflage.
8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M. 50 Pf.
(Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts.)

Eine durch literarische Einleitung und zweckmäßige Anmerkungen ausgezeichnete vollständige Ausgabe der Gedichte Bürger's.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Französische Revolution.
Von **Thomas Carlyle.**
Aus dem Englischen von **P. Feddersen.**
Zweite Auflage, umgearbeitet von E. Erman.
Drei Theile. Geh. 7 M. 20 Pf. Geb. 9 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lieder
des
Giovanni Meli von Palermo.
Aus dem Sicilianischen
von
Ferdinand Gregorovius.
Mit einer geschichtlichen Skizze der poetischen Nationalliteratur Siciliens.
Zweite verbesserte Auflage.
8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 31. — 4. August 1892.

Inhalt: Eduard Paulus. Von Richard Weitbrecht. — Neue Romane. Von Adolf Brieger. — Dramatische Poesie. Von Adalbert Schroeter. — Militärschriften. Von Victor Kurs. — Zur Philosophie. Von L. Weis. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Eduard Paulus.

Gesammelte Dichtungen von Eduard Paulus. Stuttgart, Fr. Frommann. 1892. 8. 4 M.

In einem Bande der Ertrag eines glücklicherweise noch nicht dahingegangenen Dichterlebens. Ein glücklicher Gedanke, die in verschiedenen kleinen Büchlein bei allerlei Verlegern erschienenen Dichtungen in einem Band zu sammeln, wobei weniger Gelungenes ausgeschieden, ganz vortreffliches Neues eingefügt wurde. Wohl steckte in jeder Einzelveröffentlichung der ganze Eduard Paulus, und der Sammelband ist nicht darum werthvoller als jene kleinen Bändchen, weil er ungemein reichhaltig ist. Denn wir sind glücklicherweise noch nicht gewohnt, den Werth von Dichtungen mit der Elle zu messen. Aber hier ist nun alles beisammen, was aus dem unerschöpflichen Born eines echten Dichterherzens in nahezu vierzig Jahren ans Licht gequollen ist: hier klagt der Schmerz und jauchzt die Freude, hier tollen die Kinder des wunderbaren Paulus'schen Humors, hier fallen die Axtschläge eines deutschen Propheten auf alles, was faul und morsch ist, hier lächelt der überlegene Weise, hier singt der vielgereiste, wegmüde Wanderer sein einsames Lied, und der Erforscher römischen und germanischen Alterthums läßt die alten Götter und Helden vor uns erstehen. Und das alles in welchen Tönen, mit welchen Farben und Bildern, aus welch tiefgründigem, treudeutschem Schwabenherzen heraus! Es wird wenige lebende Dichter geben, die einen solch inhaltsvollen, an lyrischen und epischen Goldfrüchten überreichen Band zusammenstellen könnten. Und könnten sie es auch, so fehlte doch der wie Goldgeäder im Erz immer wieder auftauchende Humor, der den Dichtungen von Eduard Paulus einen eigenen Glanz verleiht.

Doch ich sehe, daß ich im Begriff bin, einen Hymnus zu schreiben, über den die „Moderne" grinsen wird. Denn modern im Modesinne ist in diesen Dichtungen nichts; man kann sie sogar — horribile dictu — jeder Jungfrau in die Hand geben. Classicistisch freilich sind diese Dichtungen noch weniger, wenn auch der erfrischende Hauch ewiger Schönheit über ihnen schwebt. Also romantisch? Nun ja, wenn einmal rubricirt und klassificirt sein soll: aus irgendeiner Gegend der Romantik kommt schließlich jede echte Lyrik her; nur denke man bei dem Paulus'schen Humor ja nicht an das, was man Romantikerhumor zu nennen pflegt.

Ich meine übrigens, die Frage, in welche Rubrik ein Dichter gehöre, sei durchaus gleichgültig, und gar vollends, ob eine Dichtung „modern" ist, sei ganz nebensächlich. Die Hauptfrage ist immer: ist der Dichter ein wirklicher Dichter? bei welcher Frage gar mancher Held der „Moderne" spurlos von der Bildfläche verschwindet. Das allerdings ist gerade gegenüber einer Sammlung, die der Ertrag eines Menschenlebens ist, eine zweite berechtigte Frage: spiegelt sich in den Gedichten etwas von den Bewegungen der Zeit, des gewaltig sich entwickelnden modernen Lebens wieder, oder stehen sie ganz abseits dem realen Leben auf der weltabgeschiedenen Insel der Romantik? Man hat nicht ganz ohne Grund gerade der schwäbischen Dichtung des vergangenen halben Jahrhunderts dies letztere nachgesagt, und aus Anlaß eines im Jahre 1883 von Eduard Paulus und Karl Weitbrecht herausgegebenen „Schwäbischen Dichterbuchs" angemerkt: diese Sammlung von Dichtungen lebender schwäbischer Dichter verrathe kaum durch ein paar Züge, daß sie 13 Jahre nach Gründung des Deutschen Reiches entstanden sei; sie hätte ebenso gut 13 Jahre vorher erscheinen können. Das war nun gerade den Beiträgen von Eduard Paulus gegenüber unrichtig. Enthielt ja dieses Dichterbuch schon Theile des 1888 erschienenen „Neuen Merlin", und darunter den grandiosen zweiten Gesang, „Der Auszug", jenes socialistische Revolutionsbild aus einer Zeit, da es heißen wird:

> Der Schrei der Noth, der Schrei nach Brot
> Ist jetzt das Lied der Menge,
> Der Schrei nach Brot, der Schrei der Noth,
> Statt lyrischer Gesänge —

wo Verse stehen wie die folgenden:

Versauert ist der Boden, keine Hand
Des Menschen scheint darüber mehr zu wachen,
Was nicht zur Felsenöde ausgebrannt,
Hat sich vertorft in schmuzig braune Lachen.

Nur Dorn und Distel trägt der Acker jetzt
Und hohes, taubverwildertes Getreide —
Das ist der Bürgerkrieg — und hier durchsetzt
Ein niedrer Damm in straffem Zug die Heide.

Gras wächst auf ihm — hier zog die Eisenbahn
Und ließ landauf, landab die Pfeife gellen,
Nun sind die Eisenschienen weggethan,
Es frißt der Schwamm die faulen Eichenschwellen.

— — — — — — — — — — —

Zuvörderst rennt ein langer, dürer Mann,
Ein alter Schäfer, schlägt mit seinem Stecken
Wahnsinnig um sich, schreit, so laut er kann,
Und reißt die Augen auf im Todesschrecken:

„Hallo, hallo, in allen Städten steht
Der Pöbel auf und rottet sich zusammen,
Und wo ein Dampfrad oder Mühlrad geht,
Loht auf das Haus in hellen Feuerflammen.

Wo eingepfercht in hölzerner Fabrik
Das Kindervolk gesponnen an der Spule,
Entfachen sie des Feuers Tigerblick,
Befreien sich aus diesem Höllenpfuhle.

Hallo, hallo, vom Wald herunter weht
Der Sturmwind in die Millionen Spindeln,
Hallo, hallo, wie sich der Dachstuhl bläht,
Bedeckt das ganze Thal mit glühnden Schindeln."

— — — — — — — — — — —

Gib her dein Geld, das du mit tausend Mühen
Uns armen Sklavenseelen abgepreßt,
Siehst du im Brande die Paläste sprühen?
Wir feiern heut das große Brnderfest!

Gleich, alles gleich! Was Testament und Erben!
Schließt endlich eure Wucherkästen auf!
Wer nicht mit uns ist, der muß sterben, sterben,
Das gegenzeichnet unsres Schwertes Knauf.

Ich muß mir versagen, mehr aus diesem gewaltigen Gesang anzuführen. Die mitgetheilten Verse werden genügen, um zu zeigen, daß Paulus, der sich so gern als weltverlorenen Träumer gibt, mitten in seiner Zeit steht, und daß der zarte Lyriker Farben auf seiner Palette hat, die modern genug sind. Sie werden aber auch zeigen, daß bei Eduard Paulus die Frage: haben wir hier einen echten Dichter vor uns, durchaus müßig ist. Seit zwei Jahrzehnten mit seinen Dichtungen vertraut und aus voller Kenntniß unserer lebenden deutschen Lyriker heraus, stehe ich auf Grund dieser gesammelten Dichtungen keinen Augenblick an, Eduard Paulus als den *größten der lebenden Lyriker* zu bezeichnen, und bin bereit, diese Behauptung zu beweisen, dafern nicht dieser Beweis mir eben durch seine gesammelten Dichtungen erspart wird. Als einst Jakob Bächtold noch bei Lebzeiten Gottfried Keller's diesen schlankweg den größten Dichter der Gegenwart nannte, erregte die Behauptung in einem Kreise Wissender erst Widerspruch und wurde schweizerisch-particularistisch genannt. Als wir aber anfingen, nun unsere besten Dichter der Reihe nach durchzunehmen, fanden wir die Behauptung Bächtold's nicht mehr so gewagt. Auch ich stimmte zu, habe aber damals schon gesagt: in der Lyrik wird heutzutage Eduard Paulus von keinem übertroffen. Wollte ich das nun hier aus seinen Gedichten beweisen, so müßte ich Dreiviertel seiner Dichtungen ausschreiben. Ich darf ja nach einer früher an der Spitze dieser Blätter von mir erschienenen Ausführung (1891, Nr. 40) hierbei nicht erst lange auseinandersetzen, was wir von einem echten Dichter fordern müssen, sondern Zweifler auf jenen Aufsatz verweisen. Welche Probe aber auch mit diesen Dichtungen gemacht werden möge, sie werden sich als echtes Gold bewähren.

Den letzten Abschnitt des Bandes bilden die „Bilder aus Italien"; sie bestehen theils aus Prosa, theils aus ernsten und humoristischen Gedichten; als Sonderausgabe sind diese „Bilder aus Italien" schon in dritter Auflage erschienen. Sie gehören zum allerbesten, was über Italien geschrieben wurde: in ihnen zeigt sich der Poet, der feinfühlige Schilderer der Landschaft und der gewiegte Kunst-, insbesondere Architekturkenner vereinigt. Was ihnen aber vor vielen andern guten Büchern über Italien einen Vorzug gibt, ist der Humor, der fast auf keiner Seite fehlt. Doch dieser fehlt in dem Buche überhaupt fast nirgends, wenn auch nur *ein* Abschnitt „Humoristica" heißt. Daß dieser Humor nicht blos Witz und Laune, am wenigsten aber Posse ist, bedarf bei einem süddeutschen Dichter keiner weitern Ausführung.

Ein Meister ist Paulus im Sonett, was besonders der Abschnitt „Stimmen aus der Wüste" zeigt, aber auch die zahlreichen sonst im Bande zerstreuten Sonette. Ich habe nicht eins gefunden, in welchem die vierzehn Zeilen auch nur einmal etwas Gezwungenes enthalten hätten. Das Sonettkleid sitzt dem Gedanken immer wie angegossen, und während sonst den Leser bei der schwierigen Sonettform immer eine gelinde Angst befällt, ob der Verfasser auch „habe, es hinauszuführen", hat man bei Paulus das Gefühl vollkommenster Sicherheit. Und nur wenn man dieses hat, ist Sonette zu lesen ein Genuß. Hier nur eins am Grabe des stuttgarter Componisten Ludwig Stark:

Der Frühling kam und streute seinen Segen
Mit vollen Händen über Berg und Thal,
Es wehte silberweiß im Sonnenstrahl
Aus jeder Schlucht des Kirschbaums Blütenregen.

Da trugen sie dich fort, auf stillen Wegen;
Doch fest und freudig tönte der Choral,
Den sie dir sangen, ach zum letztenmal,
Dort auf dem Friedhof, überm Thal gelegen.

Es war dein eigen Lied, das voll und tief
Beim Abschiednehmen unser Herz bewegte,
Das über dich, der sanft im Sarge schlief,

Als Engelsfittich seine Wogen legte —
Und trauernd saßen auf dem Kirchhofthor
Die Vögelein und sangen mit im Chor.

Wie der Sonettendichter auch den Volkston zu treffen weiß, davon sind zahlreiche Lieder Zeugniß. Auch von diesen eins:

Nicht mag ich mich legen ins kühle Grab,
Mein Kind, weil ich so lieb dich hab' —
Ich schliefe sonst so gerne
Den bösen Leuten ferne.

Zu meinen Füßen rauscht der Wald
Und sagt, nun ist die Hochzeit bald,
Eh' die Lerchen zum Meere fliegen,
Und Blätter am Boden liegen.

Vom Himmel strahlt ein schöner Stern
Und mahnt mein Herz an die Gnade des Herrn,
Er hat uns soweit geleitet,
Um uns seinen Mantel gebreitet.

Eine Rose brech' ich vom Felsenrand,
Die will ich legen in deine Hand,
Die Rose wird bald vergehen,
Unsere Liebe wird ewig bestehen.

Klingt uns beim Lesen nicht unwillkürlich die Volksweise dazu im Ohre mit?

Endlich ein Wort über die „Sprüche", ernste und heitere. Sie sind nicht immer das, was man sonst Sprüche heißt, und gehören theilweise in einen ganz andern Abschnitt. Aber der Dichter, der so schwer zu rubriciren ist, versteht das Rubriciren eben auch nicht am besten — und seine gesammelten Dichtungen lassen in dieser Hinsicht fast ebenso viel zu wünschen übrig wie die frühern Ausgaben. Unter den Sprüchen sind so wundervolle Gedichte, daß ein anderer Dichter, der nicht über diese Fülle gebietet, sich gehütet haben würde, sie hier unterzubringen. Von der Weltweisheit dieser Sprüche einige Proben:

Alle Dichter mußt du loben,
Die dir bringen ihre Proben,
Und sie alle loben wieder
Dankbar schmetternd deine Lieder;
Bis der Tanz um goldne Kälber
Endlich auch um dich beginnt
Und du steif und selig selber
Glaubst, du seist ein goldnes Rind.

Was nicht mit Schmerz geboren,
Geht wie ein Scherz verloren.

Sie haben Kunst und Wissenschaft
Und wichtige Geberden,
Doch er, dem seine Lebenskraft,
In fortgesetzter Traumeshaft,
Was will denn er auf Erden?

Sie schlafen jede Nacht wie todt,
Er aber wacht in Thränen,
Und träufelt dann im Morgenroth
Liedhonig auf ihr täglich Brot,
Damit sie nicht mehr gähnen.

Die Rosen hab' ich und die Dornen nehm' ich,
Die Menschen lab' ich und mich selbst verfem' ich,
Mein Leib zerbricht, doch immer stärker glutet
Mir Gottes Licht, derweil mein Herz verblutet.

Ich glaube entfernt nicht, in dieser kurzen Skizze den unendlichen Reichthum dieses Gedichtbandes erschöpft, ja nicht einmal eine umfassende Charakteristik des schwäbischen Dichters gegeben zu haben. Auch eine Auseinandersetzung über die Weltanschauung des Dichters, deren Entwickelung durch eine Art Buddhismus hindurch höchst interessant zu verfolgen wäre, muß ich hier unterlassen. Aber so viel hoffe ich erreicht zu haben, daß man auch außerhalb der schwarzrothen Grenzpfähle den Namen des Dichters kennen und schätzen lernt, wie es ihm gebührt. Wir Schwaben wollen uns hierin freilich auch nicht einer besondern Bevorzugung rühmen; denn Paulus singt zwar schalkhaft, aber doch mit einem gewissen Ernste gelegentlich der Errichtung des stuttgarter Mörike-Denkmals 1876:

Doch wenn ein schwäbischer Poet
Das Augenlid geschlossen,
Wird kolossal, so gut es geht,
Sein Bild in Erz gegossen.
Freund Mörike kommt jetzt daran —
Es wurde stets in Schwaben
Für einen Dichter was gethan,
Sowie man ihn begraben.

Das neueste Gedicht dieser Sammlung, hoffentlich nicht das letzte, das diesem Liedermund entströmt, ist eine Ode, die ich zum Schönsten rechne, was die neueste Lyrik hervorgebracht hat:

In meiner Jugend sang ich so manches Lied,
Voll süßen Wohllauts, — nun ich gealtert bin,
Quillt immer noch dieselbe Weise
Ueber die Seele, wie Wundenbalsam.

In meiner Jugend stöhnte Germania
Zerstückt am Boden —, nun ich gealtert bin,
Streckt die durch Schlachtenblut geheilte
Flammend das Schwert in die Nacht der Zukunft.

In meiner Jugend rang ich den Göttern zu,
Voll Heimwehthränen, — nun ich gealtert bin,
Versinkt mein Haupt in tiefem Lauschen
Unter den Palmen des Paradieses.

Der Dichter ist übrigens erst 55 Jahre alt; er hat also bis zu der mit 70 Jahren üblichen Anerkennung in Deutschland noch manches Jährlein vor sich. Wir erhoffen bis dahin noch viel Schönes und Großes von ihm, glauben ihn aber jetzt schon als siebzigjährig verzollen zu dürfen.

Richard Weitbrecht.

Neue Romane.

1. Lasterhafte Genüsse. Von Graf Leo Tolstoi. Aus dem Russischen. Berlin, Janke 1892. 8. 1 M.
2. Schwarzes Blut. Roman von Maurus Jókai. Deutsch von L. Wechsler. Berlin, Janke. 1892. 8. 2 M.
3. Onkel August. Roman von F. Peters. Zwei Bände. Leipzig, Reißner. 1892. 8. 6 M.
4. Akbar. Indischer Roman von van Limburg-Brouwer. Deutsch von Lina Schneider. Zweite Auflage. Leipzig, Reißner. 1892. 8. 3 M.

Es gibt für den Menschen kein höheres Ziel als das, ein Mensch zu sein. Aber oft versucht er höhern Flug, und, ein Ikarus, kommt er zu jähem Sturze. Gar mancher hat sich auch, mit mehr oder minder Bewußtsein, sein Ziel niedriger gesteckt. Laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt! sprachen die Leute von Sodom und Gomorrha, und ähnliche Losungen vernehmen wir auch heute wieder. Gewöhnlich aber fließen beide Strömungen nebeneinander. Wo bewußte und principielle Genußsucht sich des Adels der Menschheit begibt, da strebt meist zugleich ein überfliegender Idealismus durch herben Verzicht, durch Verleugnung der Menschennatur, ja durch Verneinung des Willens zum Leben den Menschen zum reinen Geiste zu adeln. Alles Heilsame, Gesunde, die Wohlfahrt unsers Geschlechts Verbürgende aber wandelt, nach ewigen Sternen schauend, sichern Trittes und gehaltenen Schrittes auf dem festen Erdengrund. Diese Gedanken kamen mir, als ich die vier Bücher gelesen hatte, die ich jetzt besprechen will.

Graf Leo Tolstoi, als Mensch immer hochachtbar, ist aus einem großen Dichter — denn so wage ich den Verfasser von „Anna Carenina", ja auch noch den der „Macht der Finsterniß" zu nennen — zu dem fanatischen Apostel der Askese geworden. Seine berüchtigte „Kreutzersonate", die die Axt an die Wurzeln der Menschheit legt, hätte noch eine viel schärfere Abfertigung verdient, als sie in Gerhard von Amyntor's „Cismoll-Sonate" erhalten hat. Jetzt hat er eine zweite Schrift von umfassenderer Tendenz erscheinen lassen: „Lasterhafte Genüsse" (Nr. 1). Die lasterhaften Genüsse sind: der Genuß geistiger Getränke, das Rauchen und der geschlechtliche Verkehr. Tolstoi ist im allgemeinen nicht mehr ernst zu nehmen. Nur wo er auf schwärmerisch-phantastische Gemüther trifft, kann er ja allerdings verderblich werden, aber diese im voraus zu warnen, wäre vergeblich. Tolstoi macht den Fehler, seine persönlichen, großentheils zufälligen Erfahrungen ohne weiteres zu verallgemeinern. Er mag ja durch eine Cigarre sein Gewissen zu beruhigen im Stande gewesen sein, aber — wer außer ihm? Ferner fehlt er darin, daß er völlig unerwiesene Behauptungen als erwiesen annimmt, auch solche, die schon durch die allgemeine Erfahrung als falsch erwiesen sind und täglich als falsch erwiesen werden, so die Behauptung, daß das Resultat „absolut dasselbe" sei, ob man geistige Getränke mit einem mal in großer Quantität einnehme oder ob man sie beständig, wenn auch in schwachen Dosen gebrauche. Ebenso unbewiesen ist auch die Behauptung, daß man durch Rauchen oder Trinken zwar die Summe geistiger Arbeit vermehre, ihre Qualität aber vermindere. Kant's angeblich — ich betone das angeblich — schlechter Stil soll durch sein Rauchen verschuldet sein! Das Köstlichste aber ist Folgendes. Alle Welt — d. h. doch höchstens alle Männer des Occidents, und auch das wäre noch eine arge Uebertreibung — also: alle Welt trinkt, wenn im allgemeinen auch nur mäßig; alle Welt hat also ein abnorm fungirendes Gehirn. „Daraus folgt, daß alles, was auf dieser Welt gethan wird, — unter dem Einflusse der Trunkenheit geschieht." — Die besondere Empörung Tolstoi's erregen die Zweckessen (das Zwecktrinken) der Gebildeten. Nun, Tolstoi rast schlimmer bei Milch und Wasser, als andere beim Wein. Das zeigt wieder der Abschnitt „Von den Beziehungen der Geschlechter zueinander". Der Unsinn gipfelt in dem Ausspruche, daß die Ehe vom christlichen Standpunkte aus nicht ein Element des Fortschritts, sondern des Verfalls sei. Für Tolstoi ist „christlich", was gerade in seinen Kram paßt, oder durch Verdrehung passend gemacht werden kann, so Matth. 5, 28, eine Stelle, die zu einem Verbote des geschlechtlichen Verkehrs zwischen Mann und Frau umgefälscht wird. Aber genug von den Tolstoi'schen Ungeheuerlichkeiten!

Zum Glück fehlt es ja noch nicht an Schriftstellern, an Dichtern, in denen die Elemente glücklich gemischt sind und Sinnliches und Geistiges in jenem Gleichgewichte schweben, ohne den es kein volles Leben gibt. Zu diesen zählen wir den Magyaren Maurus Jókai mit gutem Recht. Er steht in seinem Denken und Empfinden uns Deutschen sehr nahe; auch sein neuer Roman „Schwarzes Blut" (Nr. 2, autorisirte deutsche Bearbeitung von Ludwig Wechsler) bezeugt das aufs neue, so anziehend die Dichtung auch gerade durch die Wärme und Farbigkeit des nationalen Colorits wird. Die Verwickelung der Geschichte beruht auf einer Kindervertauschung, die durchaus wahrscheinlich gemacht ist. Der jüngere Sohn der Gräfin ist ein Zigeunervirtuos von ritterlichem Wesen und voll Patriotismus. Der Sohn der Zigeunerin, der Graf, ist ein Schurke; feige, unpatriotisch, kriechend und hinterlistig dient er der österreichischen Gewaltherrschaft. Seinen vermeintlichen ältern Bruder Zoltan läßt er auf die Festung schaffen; dafür wird er Districtschef. Zoltan's treulose Geliebte, eine Sängerin, wird sein Weib, wirbt aber fortwährend um den vermeinten Zigeuner. Endlich verräth die empörte Zigeunerin das Geheimniß; sie wünscht, daß Zoltan in einem bevorstehenden Zweikampf das „schwarze Blut" ihres Sohnes vergießen möge. Gleichzeitig übt der inzwischen in Wien eingetretene Umschwung seine Wirkung. Die ungarischen Municipien sollen wiederhergestellt werden, die österreichischen Beamten sind abberufen. Der ge-

stürzte Distriktschef wird aus Furcht und infolge der Treulosigkeit seiner Gattin wahnsinnig. Der Zigeuner scheint Zigeuner bleiben zu wollen. Eine liebenswürdige komische Gestalt ist der deutsche Bezirkshauptmann Lebegut, das verkörperte Phlegma, aber auch das verkörperte Wohlwollen. Lebensvoll und wahr sind alle Gestalten gezeichnet.

Eine echt deutsche und genauer echt norddeutsche Geschichte ist der Roman „Onkel August“ (Nr. 3) von F. Peters. Sie spielt zum Theil in einer bekannten Stadt an der Peene, auf deren lateinischen Namen der fingirte Name Tangel hinweist. Der Titelheld, Onkel August, ist von Haus aus beschränkt und hat nichts gelernt; er ist reich und hochmüthig und verachtet alles, was nicht reich ist; nur vor dem Adel und dem Offizierstande kriecht er in jedem Falle. Dafür muß sein Neffe, ein herz- und gewissenloser Epikureer, ein Superintendent, vor ihm kriechen und das sollen auch dessen Söhne thun. Der eine, Wilhelm, wird Offizier, Onkel August unterstützt ihn so reichlich mit Geld, daß er ihn dadurch verdirbt. Als aber der junge Mann wegen eines Skandals die Uniform ausziehen muß, läßt er ihn im Stiche. Der andere, Walter, ein Philolog, erniedrigt sich nicht vor dem Geldprotzen. Er erlebt als Hauslehrer mannichfache Schicksale und erhält endlich die Hand einer vornehmen Geliebten und zugleich ein reiches Erbtheil von dem ohne Testament gestorbenen Onkel August. Der Roman ist realistisch im besten Sinne des Wortes. Der Verfasser hat seinen Fritz Reuter nicht nur gelesen, sondern vermöge gemeinsamer Volksart und verwandten Wesens in Saft und Blut aufgenommen. Er kennt alle Empfindungen der kräftigen und derben niederdeutschen Volksseele und beherrscht vollkommen, auch sprachlich, die Art, wie diese Empfindungen sich aussprechen. Nur dem, der Land und Leute nicht kennt, kann es zuweilen erscheinen, als ob Peters carikire; in Wahrheit ist das nirgends der Fall, auch da nicht, wo er einen dummen Bauernstolz in seiner höchsten Abgeschmacktheit darstellt. Sein Humor ist gesund und gelangt auch in den Kapitelüberschriften aufs glücklichste zum Ausdruck. Denkt man bei Peters an Spielhagen zurück, so sieht man erst recht deutlich, wie sehr dieser idealisirt, was natürlich nichts weniger als ein Tadel sein soll.

Auf die Höhen der Menschheit, wo es keines Idealisirens bedarf, um uns das Höchste schauen zu lassen, führt uns der holländische Dichter van Limburg-Brouwer. Sein ausgezeichneter indischer Roman „Akbar“ (Nr. 4), vortrefflich verdeutscht von Lina Schneider, ist schon in zweiter Auflage erschienen. Sultan Akbar, der größte Herrscher, den Indien je gehabt hat, der tapferste, gerechteste, edelmüthigste und aufgeklärteste Fürst des ganzen 16. Jahrhunderts, vor dessen Tugenden selbst der Glanz der großen Elisabeth von England verbleicht, war — ein Mongole. — Man sieht, welchen Werth die so prahlerisch vorgetragene Rassentheorie des Rembrandtmannes hat. — Seiner Sprache und Bildung nach Perser, seiner Religion nach von Hause aus Mohammedaner, prüfte er die Brahmareligion, das Christenthum, das ihm leider nur durch die Jesuiten nahe gebracht wurde, und den Parsismus, dessen vergeistigter Gestalt er sich zuletzt am meisten zuneigte, aber ohne für ihn durch Bedrückung anderer Religionen die Bahn ebnen zu wollen. Akbar entspricht dem Ideal des vollkommenen Menschen und Herrschers weit mehr, als der Seldschuke Saladin, den Lessing populär gemacht hat. Wer sich in Kürze über ihn unterrichten will, dem empfehle ich den Vortrag von Richard Gosche: „Akbar und das mongolische Reich in Indien.“ („Richard Gosche. Erinnerungsblätter für seine Freunde. Biographie und ausgewählte Aufsätze, S. 105—117; Halle a. d. S., Hendel, 1890.)

Der Held des Romans, Siddha Rama, der Sohn von Kaschmirs erstem Minister, tritt in den Dienst von Dschelaled-din Mohammed, genannt Akbar, der „Große“. Vortrefflich von dem Brahmanen Kulluka erzogen, erscheint er als ein würdiger Bräutigam für Irawati, die liebliche Tochter des Statthalters von Allahabad, welche der gelehrte Dichter mit allen Tugenden geschmückt hat, die Damajanti zum Frauenideal der Hindu machen. Es ist eine Gestalt von unvergleichlichem Reiz. Am Hofe Akbar's lernt er das herrliche Brüderpaar Feisi und Abdul-Fasl kennen, von denen der erstere, einst gesendet die Hindureligion zu prüfen, zu ihrem begeisterten Anhänger geworden war, d. h. zu einem begeisterten Anhänger ihrer ältern und reinern Gestalt, und zu einem verständnißvollen Verehrer der altindischen Poesie und Weisheit. Der Dichter kann diese Männer nicht größer erscheinen lassen, als die Geschichte sie erscheinen läßt. Trotz des Umganges mit den trefflichsten Männern geräth Siddha auf böse Wege. Eine angebliche Armenierin Rezia verführt ihn und hält ihn auch dann noch in ihren Banden, als er weiß, daß sie Gulbadan, die Gattin Feisi's ist. Sie will Akbar stürzen und dessen unwürdigen Sohn Selim auf den Thron erheben, und macht auch Siddha zu einem Werkzeug ihrer Pläne. Als dieser endlich erlauscht, daß er nur ein Werkzeug ist und jetzt fortgeworfen werden soll, stellt er die Treulose zur Rede und entgeht ihrem Dolch nur durch die Dazwischenkunft ihres Gatten, der die Ehebrecherin in Ketten legen läßt, den Jüngling aber mit dem Fluche belastet, sich ewig selbst verachten zu müssen. Siddha beichtet auch Akbar seine Schuld, indem er ihn zugleich vor dem Mordanschlage Gorakh's, des Oberhauptes der „Würger“, des mörderischen Dieners der Göttin Kali warnt. Auch von ihm begnadigt, sucht er in seiner Scham verzweifelnd im Gefechte den Tod, und als er von einer schweren Verwundung genesen ist, weigert er sich Irawati anzugehören, bis ihre edle Treue ihn wankend macht und Gourapada, der Einsiedler, Kaschmirs ehemaliger König, der seine Weigerung als den Ausfluß sündlichen Stolzes verdammt, ihn zur Liebe und zum Glücke zurückführt. Die Unterredungen des Kaisers und jener beiden Brüder mit Siddha und die Disputationen, die in Gegenwart des

Kaisers über die verschiedenen Religionen geführt werden, geben dem Verfasser die bequeme Gelegenheit, die tiefsten Fragen der Menschheit in der Beleuchtung durch verschiedene Systeme zu zeigen, unter denen der reine Deismus der ältesten Veden ihm am meisten sympathisch zu sein scheint. Außerdem durchflicht er die schöne Dichtung reich mit den blütenschweren Ranken farbenprangender indischer Poesie. Ich glaube, daß „Akbar" von allen den zahlreichen Versuchen, alter Zeiten Bild in der Gegenwart lebendig zu machen, der am besten gelungene ist. Jedenfalls kann dies Buch, wie auch die beiden vor ihm besprochenen, dazu beitragen, den freudigen Willen zum Leben zu stärken.

Adolf Brieger.

Dramatische Poesie.

1. Alas. Eine lyrisch-dramatische Dichtung nach der gleichnamigen Tragödie des Sophokles von Robert Bertin. Zweite verbesserte Auflage. Dresden, Pierson. 1892. 8. 1 M.

Die deutsche Poesie ringt nach wie vor muthig weiter, in ihren eigensten Formen die Dichtwerke der Antike zu neuem Leben zu rufen. Wenn sie nur endlich auch diese Formen selbst entdecken wollte! Daß Wieland und Schiller hier die einzig verheißungsvollen Wege erschlossen hatten, war lange vergessen, und schulmeisterliche Nörgelei zieht heutzutage noch beispielsweise gegen Schiller's „Iphigenie" zu Felde, die einzige höhere Leistung deutscher Uebertragungskunst, die wir auf dem Felde der griechischen Tragödie besitzen. Rudolf Schmidtmayer hat in zwei Programmen des k. k. Staatsgymnasiums zu Budweis den Nachweis zu liefern versucht und wird in einem dritten das Werk vollenden, wie Schiller im einzelnen sich vergangen und im allgemeinen den Ton der Tragödie modernisirend gewandelt habe. Und er entblödet sich nicht, Chorstellen der Donner'schen Umschreibung der glänzenden Nachdichtung Schiller's gegenüberzustellen! Schiller reimt bekanntlich die Chöre strophisch durch und übersetzt sonst in Blankversen. Er erreicht damit den Eindruck eines aus dem Geiste der Antike geborenen Dramas, dessen Erscheinungsweise allen Anforderungen an deutsche Classicität Genüge thut.

Der Erneuerer vorliegender Sophokleischer Tragödie folgt halb seinem Wege, halb geht er über die Grenzlinien, die sich Schiller gezogen hatte, weit hinaus. Er reimt Dialog und Chöre sonder Unterschied und läßt die urförmliche Versart mit ihren dem deutschen Gefühl schwer erträglichen Sechsfüßlern bestehen. Ist gegen die Verdeutschung an sich nichts einzuwenden, so wird durch den durchgängigen Reimschmuck die alte Dichtung doch in ein so prunkschillerndes Gewand eingekleidet, daß es zu Sophokleischer Art im allgemeinen, wie der rauhen Weise des unglücklichen Telamoniers im besondern in einen unleidigen Widerstreit tritt, derart, daß sich die düstere antike Tragödie nur zu oft tief in den komischen Bannkreis eines modernen deutschen — Singspiels verliert. Bedenklicher konnte sich die Verdeutschung kaum verirren; sie wird nur zu oft und unwillkürlich zur — Travestie:

Tekemessa.
O weichet nicht von hinnen,
Ihr theuren Freunde mein!
Denn längst ist er bei Sinnen,
Nur fühlt er neue Pein:
So lang' die Krankheit währte,
Spürt' er kein Weh in sich;
Doch Reue ihn beschwerte,
Sobald das Uebel wich.
Laut klagt er sein Geschick,
Verschmäht selbst Trank und Speise.
Mir aber sagt sein Blick
Dazu die Redeweise:
Er denkt sich Schlimmes aus.

Man sieht, ein derartiger Stil schaukelt zwischen Rührstück und Operette und hat mit dem Drama der Antike weder Wort noch Sinn, weder Geist noch Pathos gemein.

2. Barkochba. Trauerspiel in fünf Aufzügen von M. Levin. Berlin, Walther und Apolant. 1892. 12. 1 M.

Das metrische Gefühl des Dichters ist zu wenig entwickelt, sein rhythmischer Sinn zu wenig geschult. Das Bestreben zu charakterisiren schwingt sich nicht über Schattenrisse empor, wie wohlgefällig auch der Fleiß des Dichters die Geschöpfe seiner Phantasie colorirt. Wohl ist der Stoff würdig einer reifern wie höhern Kraft: für Versuchsobjecte, selbst für Andersgläubige, zu hoch und gewaltig. Möge der Dichter „seiner lieben Frau Sara" gelegentlich eine vollere Garbe seiner Muße bringen.

Wiederum auf den Boden der jüdischen Geschichte führt uns das folgende Drama:

3. Absalom. Trauerspiel in fünf Acten von Fritz Trotzendorff. Frankfurt a. M., Diesterweg. 1891. Gr. 8. 2 M.

Dies Drama geht im ernsten würdevollen Stil der hohen Tragödie. Sprache und Rhythmen werden herrisch gemeistert. Die Charaktere leben. Ihre Abstufung ist reich. Acte und Scenen sind auf das sorgfältigste mit kluger Berechnung entworfen und zugespitzt. Leider tritt der Held selbst nicht von vornherein und stetig genug in den Vordergrund. David und Ammon kürzen nicht nur seine weltlichen, staatlichen, sie umschnüren auch seine ästhetischen Rechte. Sein ganzes Selbst ist zu wenig einheitlich, zu wenig in sich selber mächtig, um zum Angelpunkt eines weltbewegenden Dramas zu werden. Schade, daß die Hauptausstellungen, die man erheben könnte, in ihm, in Absalom, gerade sich vereinigen und erschöpfen. Denn jede andere, auch die unscheinbarste Figur im Stück er-

füllt ihre dramatische Berufung. Möge sie im Lichte der Bühne sich erhärten. Die decorative Rahmenstellung ist vom Dichter höchst malerisch vorgedacht.

4. Wiener Volkstheater. Herausgegeben von der Redaction des „Wiener Humor". Nr. 11—20. Wien, C. Daberkow. 1891—92. 8. Je 1 M.

Die Sammlung wird mit localpatriotischem Eifer fortgeführt. Der volksthümliche und dichterische Werth des Einzelnen steigt und fällt natürlich mit jeder besondern Nummer. Manches muthet schal und fade an, was die Grimasse des Komödianten vielleicht zur lustigen Schnurrpfeiferei erhebt. Manchen salzlosen Vers mag die Singstimme der hübschen Soubrette beleben. Die ernster gedachten Stücke fristen ein reelleres Dasein, ohne damit literarische Anrechte zu gewinnen.

5. Der Taugenichts. Ein Schauspiel. Von Adalbert von Majerßky. Dresden, Pierson. 1891. 12. 2 M. 50 Pf.

Wenn der Verfasser ein Trauerspiel geschrieben hat, um zu beweisen, daß der bekannte Spruch des Macbeth'schen Hexeneinmaleins: „foul is fair and fair is foul", nur unter Hexen haltbar ist, so läßt sich weiter nichts einwenden; denn ethische und ästhetische Wahrheiten können nicht oft genug wiederholt werden. Wenn er aber irgend einen andern himmelstürmenden Hintergedanken im dramatischen Schilde geführt hat, so muß bekannt werden, daß ein künstlerischer Fortschritt nach irgendwelcher Richtung nicht vorliegt. Wir haben es lediglich mit einer Studie zu thun, einer Studie voll überschäumenden Lebensdrangs, in halb französischer, halb jüngstdeutscher Manier mit mehr Selbstbewußtsein als Selbstzucht, mehr Lärmsucht als Mäßigung hingeworfen.

Wer will das Prognostikon stellen? Nur das Gegenwärtige ist wirklich. Welche Schößlinge aus diesem Samenkorn ersprießen, ist nicht zu berechnen; es bleibt allein die Thatsache bestehen, daß wir ein hingebraustes Erstlingswerk vor uns haben, voll lärmenden Lebens und überladener Charaktere. Die Handlung selbst ist nicht eigentlich richtungslos, verpufft aber grausam ins Leere. Sie will ihrer Gegenwart ein Bild ihres Selbst zeigen; nur kleidet sich dieses Conterfei in französische Gewandung und ruft so eine Erscheinung ins Leben, welche uns in gleicher Form und gleichem Inhalt in Deutschland fremd ist. Die Sprache quillt vielfach über. Es ist erster Gärungsproceß. Im allgemeinen werden diese Blasen zerplatzen, ohne eine Spur ihres Daseins zu hinterlassen. Indessen wäre es ungerecht, wenn man nicht rühmen wollte, daß der Dichter seine Gestalten aus dem Stoffe der Wirklichkeit geformt hat; nur überschraubt er sie ins Unnatürliche. Es fehlt künstlerisches Maßhalten. Diese ganze Atmosphäre athmet zu wenig Natur; ihre Elemente wirbeln durcheinander, ohne sich zu irgend einer tiefern Idee zu verdichten oder wenigstens in einen Gedanken sich zusammenzuschließen, der des ganzen Aufgebotes scenischer Mittel werth wäre. Aber welches aufkeimende Talent trüge alsbald Früchte? Daß hier Sprachkraft, Gestaltungsgabe, Gedankenfülle herrscht, ist ohne Zweifel. Das Verfehlte liegt in der Unfertigkeit des Stoffs, der Verschwommenheit des Schauplatzes. Der nächste glückliche Fund eines packenden dramatischen Vorgangs, einer schlagenden Idee kann den Dichter bereits zum Siege führen. Deshalb betonen wir laut, daß wir die Hauptfrage, die Talentfrage, ohne Zögern bejahen. Hier ist es uns ferne, dem Selbstbewußtsein des Dichters zu nahe zu treten; allein bei der vorliegenden Bethätigung seiner Fähigkeit muß man bekennen, daß der Lärm der Ausführung den poetischen Inhalt überschreit.

6. Ein Trauerspiel im Heidelberger Schloß. Schauspiel in fünf Aufzügen von Julius Riffert. Leipzig, G. Fock. 1892. 8. 2 M.

Die Handlung verläuft in den letzten Tagen vor dem Ausbruch des Dreißigjährigen Kriegs. Sie schließt mit der Erklärung Friedrich's von der Pfalz, die böhmische Krone anzunehmen.

Der Krieg beginnt — wann wird er enden? —

sind die letzten Worte des Stücks. Sein sonstiger Inhalt gipfelt in Festlichkeiten und offener wie verstohlener Liebelei. Das Trauerspiel beginnt, wenn der Vorhang zum letzten male sinkt. Insofern ist der an und für sich so vage Titel schwer verständlich. Doch sei es um den verfehlten Titel. Was schwerer ins Gewicht fällt, ist der leidige Umstand, daß das Stück keinen eigentlichen Inhalt hat. Ernst von Mansfeld erscheint im Frühjahr 1618 am heidelberger Hofe, wird durch eine im übrigen höchst decente Liebe zur Kurfürstin festgehalten, Feste rauschen, Kaiser Matthias stirbt, die Böhmen kommen, um Friedrich V. ihre Krone anzubieten; sein Zögern wird umgestimmt, und Mansfeld, die Rose der Kurfürstin auf dem Helm, zieht mit seiner Freischar ab, dem neuen Böhmenkönig den Weg zu räumen. Der geringe dramatische Inhalt drängt sich also in den letzten Act zusammen. Das Gegenspiel des Hofpredigers gegen das windige unbekümmerte Genußleben des Fürstenpaares bleibt zwar laut, aber matt. So fehlt dem Stück — der Page Ludwig ist ein schwächlicher, embryonischer Franz — der dramatische Puls. Selbst die Feste werden nur programmmäßig entworfen, statt daß sie sich vor unsern Augen entfalten, sind also ganz undramatisch verwerthet worden. Vollkommener ist die seelische Ausführung. Ob man Georg von Mansfeld freilich schäferhafte Töne zutrauen darf, bezweifle ich. Worte, wie:

Ja Kinder, rechte Kinder sind wir beide,
Wir spielen mit dem Ernste, mit dem Scherz —

üben in dem Munde des protestantischen Feldhauptmanns, einer Gestalt, die unserer Vorstellung als erfüllt von tiefem sittlichen Ernste überliefert wurde, komische Wirkung. Völlig absurd aber erscheint es, wenn er die Rose der angebeteten Fürstin durch den Pagen auf sein Zimmer tragen und in frisches Wasser stellen läßt. Das ist eine völlig unüber-

legte, unhaltbare Scene. Am einheitlichsten ist die Gestalt des Kurfürsten gearbeitet. Seine Unterredung mit Camerarius im vierten Aufzug ist das Beste im Stück, und Sprache wie Versbau reichen sich hier zu glücklichem Bunde die Hand:

Rings eingeschlossen bin ich von dem Feind.
In München mein katholischer Vetter hier,
Kein Kurfürst, doch berauscht von dem Gedanken,
Es einst zu sein, und nimmer ohne Pfalz.
Und nordwärts hier, wie Raupen an dem Baum,
Die Kirchenherrn, Bischöfe, Erzbischöfe,
Köln, Trier, Mainz, Worms und Speier, Straßburg und [Metrum!]
So weiter, alle nach den grünen Reben
Der Pfalz begierig, neidisch und begehrlich
Nach Land und Leuten und fanatisch alle.
Sieh dieses Nord und dieses Süden hier
Und keine Hülfe nah' und sieh die Pfalz:
Wie eine Insel steh' ich in dem Meer.

Man sieht indessen, selbst innerhalb so weniger Zeilen beginnt das Metrum zu taumeln: und so geschieht es leider durchgängig im Stück; dem Verfasser gebricht metrische Sicherheit und metrisches Gefühl in schwer erträglichem Grade; aber was mehr ist, auch die Sprache selbst erscheint in getrübter Verfassung. So heißt es an einer dichterisch übrigens sonst gelungeneren Stelle auf S. 6:

Des Morgens lichter Schein entlockte sie ...
Ins Waldgebirg, nun dort im dunkeln Forst ...
Der Haine Fürst (!), dem Hirschen, nachzuspüren,
Bis er verathmend liegt.

Jeder „Fürst" hat seinen Dativ, und mehr als „nachspüren" ist erforderlich, um Hirsche zum Verathmen zu bewegen; sogar bei modernen Hofjagden gehören mindestens Treffer dazu. Ebenso wenig behagt uns die Superlativbildung: „der Einzigste" und ein fatales „von wegen" mit dem Dativ:

Noch heute soll ein Bote hin nach Dresden
Von wegen dem Achaz.

Dieser unglückliche Kurfürst muß Hofmeister von höchst fragwürdiger Qualification gehabt haben. Verdrießen hier grammatische Verderbtheiten, so stoßen anderer Orten unüberwindliche Härten ab, die nur objectiv aneinander zu reihen sind, um zu belegen, in wie hohem Grade das Sprachgefühl des Dichters einer feinern Ausbildung und Durchbildung fähig ist. In

Ist es nur ein Traum?
Ein Schaum? Kein Wein? Ein Bild? Ein bloßes Bild?

ist: kein Wein? natürlich nur ein grotesker Druckfehler; es muß vermuthlich „kein Wahn?" heißen. Aber unschuldig ist die Presse an den misgestalteten Versen:

Und jetzt, wo eben an der Tag sich hebt —

und hier misklingt es frei nach Faust:

Es wohnen zwei Gestalten in mir drin.

Das sind garstige Flecken. Noch garstiger aber wird von dem gelehrten Prediger gesagt:

So aber müssen
Wir's Aug' zu Boden es erwarten, unser Schicksal —

und ein paar Seiten früher erzählt der gleiche Sprachkünstler höchst wirkungsvoll von dem überwältigenden Eindruck des „Ein feste Burg":

Es fest im Ohre schritt ich wieder abwärts.

Schwerere Trübungen kann die Sprache an sich kaum erleiden. In genau demselben Verhältniß verharrt des Dichters Vermögen dem Jambus gegenüber; man vergleiche z. B. S. 127:

Durcheinander gingen die Bewegungen.

S. 128:

Sie sangen alle mit dies eine große Lied.

S. 83:

Seh' der Punkte fünf
Sogar, Punkte, groß, schwer und deutlich.

S. 206:

Die Kaiserkrone und die Krone
Der Kaiserin glänzt auf dem Haupte Eurer Fürstin.

Das alles bekundet entweder unsaubere oder unzulängliche Technik; dies an einem Beispiel näher zu beleuchten, dünkte mich ersprießlich, um den Beweis zu liefern, wie weitgehende sprachliche und metrische Licenzen die moderne Dichtkunst sich gestattet. Wenn Grammatik und Versmaß derart ignorirt werden, wie es hier wiederholt geschieht, so wird das Kunstgebilde zum Zerrbild. Riffert selbst bezeichnet das Kunstwerk (S. 67) als gebundene Natur. Er selbst aber hat diese Bande sehr locker gestaltet. Auf diesem Wege gelangen wir vielmehr zur Auflösung der künstlerischen Maße, der künstlerischen Form. Wir dringen auf festeren Zusammenschluß. Uebrigens ist die Definition: „Es (das Kunstwerk) ist Natur, jedoch gebundene Natur" eine halbe. Wiewol der Kurfürst applaudirt: „Fein, fein gesagt!" so wäre es zweifelsohne noch feiner, vor allem aber richtiger gesagt, wenn geschrieben stände: „Es ist Natur, jedoch gehobene Natur!"

7. Die Königsbrüder. Schauspiel in fünf Aufzügen von Adalbert von Hanstein. Berlin, C. F. Conrad. 1892. 8. 2 M.

Ein großes historisches Drama aus der sächsischen Kaisergeschichte, von kraftvollen Figuren getragen, von mächtig dahinrauschenden Versen beschwingt: erfüllt von feurigem Leben. Wie tief erblaßt daneben das Getändel im heidelberger Schlosse und sein nichtiges Finale trotz aller Panken und Kriegstrompeten. Nur die Figur des jungen Heinrich, die schwierigste im Stück, scheint mir an zu schroffen Wandlungen zu kranken und wie die des Trotzendorff'schen Absalom zu wenig aus einem Gusse zu sein; derartige zwiespältige Naturen behalten auf der Bühne alle etwas von Weislingen's Kainszeichen, und die Einheit, welche hier das Genie in überzeugender Kraft vor uns hinstellte, zerbricht in der Hand des Talents zu leicht in Halbheiten. Sonst athmet das Ganze wahre tragische Größe, denn tragisch bleibt der brausende Grundton des Schauspiels, ob sich die Königsbrüder schließlich auch die streitbaren Hände reichen. Als Glanzleistungen einer so groß modellirenden wie peinlich ausarbeitenden Charakteristik

hebe ich Heinrich I. und König Otto hervor. Die Frauen, Gerberge und Editha, werden (wie seinem Darsteller Prinz Heinrich) der Kunst und dem Nachdenken feinsinniger Schauspielerinnen Aufgaben stellen, deren Lösung, wie ich hoffe zu des Dichters Gunsten, praktisch Fragen entscheidet, die sich theoretisch schwer beantworten lassen.

8. Toni Stürmer. Eine Alltagsgeschichte in fünf Scenen von Cäsar Flaischlen. Berlin, Fontane & Co. 1891. 8. 1 M.

Toni Stürmer ist seit fünf Jahren Braut eines aussichtslosen Privatdocenten, als ihr leidenschaftliches Blut die Herrschaft über ihre Sinne verliert und sie den Geliebten bestürmt, Rechte zu anticipiren, die vor der guten Sitte und dem ehrbaren Herkommen allein die Ehe verleiht. Das ist das, wie man sieht, überaus kühne Problem, das Cäsar Flaischlen unter dem Zeichen eines bedingungslosen Realismus zum Angelpunkte seines Schauspiels macht. Eine glühende Mädchennatur bildet seine Hauptfigur, die sich durch unerträgliches bräutliches Zuwarten um die Jahre ihrer Blüte betrogen sieht und ihren Kranz dem Geliebten zu Füßen legt, ehe der Spruch des Priesters die Weihe gesprochen. Die Entrüstung, mit der der junge Gelehrte das ungewöhnliche Opfer zurückweist, führt zum Bruche der Verlobung durch die Braut. Das ist der Gang der Dichtung, die jedenfalls alles andere als eine Alltagsgeschichte zu nennen ist. Aber das Vorkommen derartiger exaltirter Geschöpfe ist nicht zu leugnen in einer Zeit, in der wenigstens der staatliche Beamte zu einem herz- und nierenprüfenden Cölibat verurtheilt zu bleiben pflegt, ehe der Ertrag seines Amtes ihm im Schwabenalter vergönnt, die liebende Sehnsucht seiner Jugend bei gelichtetem Scheitel zu krönen. Da mögen denn heiße Seelen wie Toni Stürmer ihr Mädchenthum gelegentlich vergessen. Im Lichte der Bühne aber wird derartige Selbstentäußerung zartester und natürlichster jungfräulicher Regungen stets unerträglich bleiben, und ich glaube nicht, daß man derartige Stücke inscenniren dürfte, ohne die lauteste Zurückweisung herauszufordern. Der Stoff ist novellistisch, aber keinesfalls dramatisch. Der zweiten Hauptfigur, dem Privatdocenten, fehlt zunächst jede äußere Politur, jeder gesellschaftliche Schliff. Nur seine eigene Schwäche macht am Ende die Charakterentwickelung Toni's zur Möglichkeit. Und so tritt Toni Stürmer in die Reihe jener modernen Weiber, die frei nach Ibsen's Nora eine leidige Summe von Jahren zu spät erkennen, wie gröblich sie bei der Wahl ihrer Gatten sich vergriffen haben; in die Reihe jener modernen Märtyrerinnen, die auf Kosten jenes sonst, wie man weiß, sich so schön in der Wirklichkeit bewährenden weiblichen Instincts, auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, kreuzunglücklich werden.

9. Die Sklavin. Schauspiel in vier Aufzügen von Ludwig Fulda. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1892. 8. 3 M.

Die in die Augen springende literarhistorische Bedeutung des Stücks beruht einzig und allein in dem Umstand, daß der Verfasser das Grundmotiv der Ibsen'schen „Nora" um jenes versöhnliche Moment der Entwickelung steigert, welches in der Welt der Ibsen'schen Schwarzseherei keinen Raum fand. Der Hausfreund und stille Liebhaber, welcher dort dem Ehepaare seine eigene Todesanzeige schickt, ist hier glücklicher und führt die Braut heim, als sie nach neun Jahren die endliche Einsicht gewinnt, die Nora schon nach sieben Jahren und Toni Stürmer bereits in fünf Jahren des „Sklaventhums" gewinnt, daß sie für den Gatten, den sie sich erkoren, viel zu köstlich sei. So wird ein armes ausländisches Motiv von deutschen Künstlern zu Tode gehetzt, und besonders dem ernst strebenden Cäsar Flaischlen gegenüber kann ich den Wehruf nicht unterdrücken: Et tu, Brute? Was sich sonst von diesen Fulda'schen Alltagsmenschen sagen läßt, ist schnell erledigt: sie sind sprechende Photographien nach dem gewöhnlichen Leben; nur die Aufnahme der Postsekretärin scheint minder nach diesem als nach der Hinterhaus-Alten in Sudermann's „Ehre" genommen worden zu sein. Daß das Seenarium lebensfähig ist, haben Aufführungen, so weit ich mich erinnere, bereits erhärtet. Der Eindruck des gelesenen Stücks ist kein fesselnder. Es ist zu viel „Natur". Wie ich oben indessen sagte, wünschen wir durch Leistungen der Kunst gerade der Atmosphäre einer so niedern Natur entrückt und vielmehr „gehoben" zu werden in den Bannkreis eines höhern Seins. Diese Fulda'schen Menschen hält der Staub des Alltags mit Centnerschwere im Dienst ihres geistigen und seelischen Elends fest.

Der Inhalt des viel zu viel und zu eingehend besprochenen Stücks ist in Kürze der folgende. Die zart angelegte, mit rührender Geduld ausgestattete Frau des jeder feinern Empfindung baren Weinhändlers Waldeck, eines plumpen, völlig im Materiellen versumpften Haus- und Ehetyrannen, findet an einem Abend ihrer neunjährigen „Sklaverei" urplötzlich die Kraft, ihre Ketten zu sprengen, d. h. sie verläßt ihren Mann und flüchtet in das Haus ihrer Aeltern zurück. Waldeck selbst zwar willigt nicht in die von seiner Gattin inbrünstig erflehte Scheidung — die Scene ist die beste des Stücks —, aber um so entschlossener geht seine Frau mit einem langjährigen stillen Verehrer, dessen heranwachsender Tochter sie seit Jahren eine liebevolle mütterliche Freundin war, eine Gewissensehe ein. Der kirchlichen Ausschließung sehen beide Gewissensgatten gefaßt entgegen; wie sie die gesellschaftliche ertragen werden, bleibt uns zu ergründen überlassen. Der Umstand, daß sich ihre Tochter als heranreifende Jungfrau der Thatsache gegenüber befindet, daß ihre Aeltern im Concubinat leben — die Thatsache, daß dieser Umstand auf ihre innere und gesellschaftliche Entwickelung auf das verhängnißvollste zurückwirken muß, scheint dem Dichter völlig verborgen zu sein. Die Rücksicht gegen das aufblühende Mädchen allein hätte beide „Aeltern" von dem folgenschweren Schritt zurückhalten müssen, denn sie ist es, die in erster Linie für diesen kühnen Gewissensbund die Buße zahlen wird. Sie wird in höherm Grade verein-

samt ins Leben treten, als sie es als mutterlose Waise war: denn die normale Familie wird ihr nach Menschenermessen verschlossen bleiben und sie wird ohne Umgang sein.

Man hat das Stück als originell gepriesen und seine Beziehungen zu „Nora" abgelehnt. Ohne Fug und Recht. Nur ist „Nora" wahrscheinlicher. Sie wird als blind geschildert von Haus aus. Sie ist die spielende, tanzende, blühende Puppe ihres Mannes. Eugenie aber ist sehend. Neun Jahre lang leidet sie vollbewußt. Dann heißt es für ihre sonstige Anlage doch zu spät zur Erkenntniß und zum Entschlusse kommen. Derartige Vorkommnisse, wie sie an dem verhängnißvollen Abend zur Entscheidung führen, sind als typisch für die ganze lange Zeit ihrer Ehe anzunehmen: so kommt das erste Facit des Stücks zu spät und das zweite, die neue, zweite „Ehe" wird zu gewaltsam auf die erste gepfropft. Es erscheint mir in seinen Hauptergebnissen in zu grellen innern wie äußern Dissonanzen: sein Evangelium führt aus dem alten in neuen Jammer. Das Licht, das über seinem Ausgang aufzugehen scheint, ist ein trügerisches, das nicht halten wird, was es zu verheißen scheint.

10. Der Abgott. Modernes Drama in vier Aufzügen von Hermann Stegemann. Dresden, Pierson. 1891. 8. 1 M.

Die Dichtung tritt insoweit zu den zwei vorigen in Verwandtschaft, als auch hier eine unglückliche seelische Verknüpfung zwischen Mann und Weib durch das Dazwischentreten eines Dritten gesprengt wird. Nur dreht sich hier die Geschichte um: nicht das Weib, sondern der Gatte war das Opfer, das, gottlob! aus den Ketten der Unwürdigen mit Knalleffecten erlöst und in die Lage gehoben wird, sich inskünftige überlegter und hoffentlich glücklicher zu beweiben. Die Linienführung des Dramas ist wiederum modestreng realistisch und der Ausdruck tritt auch hier, wie es Brauch wird, weit hinüber in den Dunstkreis des Banalen und Trivialen. Alles Dichterische wird peinlich vermieden und Laut für Laut, Phrase um Phrase des Lebensmarktes abgeschrieben. Die Manier wird sich ausleben und an ihrer eigenen Armuth verröcheln: zur Stunde aber herrscht auch im Drama ersichtlich das Vulgäre über den Stil. Die Wachsgesichter des Classicismus haben es verschuldet: die Reaction kam spät, aber sie sucht nun unerbittlich die Sünden unserer Großmütter, die über Thekla Wallenstein Thränen der Wonne weinten, mit Wasserstürzen naturalistischer Maculatur an den Enkeln heim.

11. Der Herzogsmüller. Volksdrama in vier Acten von Karl Mallachow. Posen, Jolowicz. 1892. 8. 1 M. 50 Pf.

Ein tragischer geschichtlicher Vorgang ist im Hinblick auf eine Alfred Meißner'sche Novelle wirkungsvoll dramatisirt worden. Nur hätten die schauervollen Motive und Momente, welche die Handlung enthält, hier und da gedämpft werden sollen: der Gesammteindruck ist zu grell.

Adalbert Schroeter.

Militärschriften.

1. Der Krieg von 1806 und 1807. Bearbeitet von Oskar von Lettow-Vorbeck. Erster Band: Jena und Auerstedt. Mit 3 Schlachtplänen und 18 Skizzen. Zweiter Band: Prenzlau und Lübeck. Mit einer Uebersichtskarte, 4 Gefechtsplänen und 26 Skizzen. Berlin, Mittler u. Sohn. 1891—92. Gr. 8. 21 M.

„Es ist schmerzlich, diese traurigen Blätter preußischer Geschichte so offen vor der Welt darzulegen, aber es ist eine Pflicht des Geschichtschreibers, die Wahrheit so zu geben, wie sich ihm dieselbe nach Prüfung der zur Zeit vorhandenen Quellen darstellt. Nur bei gewissenhafter Erfüllung dieser Pflicht kann die große Aufgabe der Geschichte, eine Lehrmeisterin der lebenden und kommenden Geschlechter zu sein, erfüllt werden."

Diese Worte, die Oberst von Lettow in Anknüpfung an die Beurtheilung der Abreise König Friedrich Wilhelm's III. von seiner Armee nach der Katastrophe von Jena-Auerstedt ausspricht, könnten als Wahrspruch vor seinem Buch stehen. Die Lektüre aller Werke, die sich auf die preußische Politik und Kriegführung von 1806/7 beziehen, hat für den preußischen Leser etwas überaus Peinliches. Zunächst, weil man das Gefühl nicht unterdrücken kann, daß die damaligen Niederlagen nicht unverdient waren, sodann auch, weil man den weiten Abstand empfindet, der sie und die — angeblich ebenso schweren — Niederlagen Frankreichs von 1870/71 voneinander trennt. In Preußen wird die Hälfte des bisherigen Besitzthums eine Beute des Feindes, die andere Hälfte steht mehr oder minder unter seiner Botmäßigkeit — und das durch sechs Jahre —, in Frankreich nimmt der Sieger nur einen kleinen Theil des Landes, den, der ihm früher entrissen, zurück, und kaum ein Fünftel des eigentlichen Frankreich bleibt einige Jahre vom Feinde occupirt. In Preußen findet der Landesfeind häufig, und selbst bei Behörden, kriechendes Entgegenkommen, in Frankreich begegnet er loderndem Zorn oder zum mindesten haßerfüllter Zurückhaltung.

Wenn dennoch das vorliegende Werk jeglichem Preußen und Deutschen, dem die Zukunft seines Vaterlandes am Herzen liegt, zum Studium empfohlen werden kann, so ist das deswegen der Fall, weil es auf der einen Seite schonungslos, auf der andern aber mit besonnener Abwägung der für die Entschlüsse und Handlungen maßgebenden Factoren urtheilt, und zwar auf Grund eines anscheinend so vollständig wie möglich benutzten Actenmaterials. Soweit Geschichtschreibung gerecht sein kann, soweit ist sie es in dem Buch des Oberst von Lettow.

Die unentschlossene und dennoch eigenwillige Politik des Königs Friedrich Wilhelm III., seine unheilvolle Gewohnheit, sich überall Raths zu erholen und keinem der Rathgeber ganz zu folgen, sein nicht minder unheilvolles Eingreifen in die Kriegsoperationen, sein kurzsichtiges Verkennen von Macht und Art des Gegners, sein Preisgeben der ihm Verbündeten: all das wird aufs schärfste an Hand der Acten beleuchtet, aber daneben auch hervorgehoben, welche Gründe in einem oder dem andern Falle das unrichtige Verfahren entschuldigten.

Die Hergänge in den Wochen vor und nach Jena werden auf beiden Seiten so betrachtet, wie sie sich den Parteien darstellten, nicht so, wie sie hinterher, in besserer Kenntniß des wirklich Geschehenen, sich beurtheilen lassen. Und dabei kann es nicht ausbleiben, daß nicht allein auf preußischer Seite Fehler aus Licht gezogen werden, sondern auch auf französischer. Immer aber wird mit Recht betont, daß die auf französischer Seite begangenen durch die gewaltige Urtheilskraft und energische Handlungsweise Napoleon's wieder ausgeglichen werden konnten.

Die Wahrheitsliebe des Verfassers steht des Weiteren nicht an, gelegentliche Irrthümer der besseren und besten Männer des damaligen Preußen, wie des Prinzen Louis Ferdinand, des Prinzen August, eines Blücher, Scharnhorst und Clausewitz, hervorzuheben und auch den jetzt lebenden Historikern, wie Treitschke, Sybel und Lehmann, unrichtige Auffassungen der Geschehnisse nachzuweisen. Aeußerst mühsame und scharfsinnige, eines Historikers von Fach würdige Untersuchungen über die Zeit der Abfassung und die Vollständigkeit von Schriftstücken, die Zeit des Eintreffens derselben bei den entscheidenden Persönlichkeiten, sowie über vorheriges oder nachheriges Bekanntwerden anderweitiger Nachrichten bei denselben Persönlichkeiten lassen ihn dabei zu vielen neuen Ergebnissen gelangen. (Von der kritischen Art, mit der Lettow seine Vorgänger behandelt, gibt die Anmerkung auf S. 299 des ersten Bandes über Schmettau ein Beispiel.)

Die Objectivität und Gerechtigkeitsliebe des Verfassers zeigt sich in seinem Urtheil über französische Plünderungen, z. B. die „Schreckenstage von Lübeck", über die in der preußischen Armee vorhandenen Misbräuche, die auch von preußischen Führern entstellt mitgetheilten Thatsachen u. s. w.

Besonders werthvoll sind für den Militär die eingestreuten Parallelen mit anderen Vorkommnissen, so die der Täuschung, in der sich Napoleon am 12. October 1806 über die Stellungen der Preußen und Sachsen befand, mit der auf preußischer Seite über die Stellung Benedek's am 2. Juli 1866, oder auch die der Ausnutzung der französischen Siege von 1806/7 mit der der deutschen von 1870/71 („Besetzung" von Paris). Auch die Bemerkungen über Verfolgung bis auf den „letzten Hauch von Mann und Roß" sind ebenso gründlich wie treffend; desgleichen die über die jetzigen „Zöpfe" in den deutschen Heereskörpern, Zöpfe, die, so energisch man sie abschneidet, doch hier und da wieder wachsen und hier und da dann auch als vorläufig noch unschädlich betrachtet werden; nicht minder die über die übertriebene Werthschätzung der damals „neuen" Tirailleur-Taktik bei einer Schußweite von 250 Meter.

Die Fülle des Stoffs, die in den Generalstabs-Archiven und sonstigen Quellen vorlag, mag den Verfasser verleitet haben, in Einzelheiten die Form vernachlässigt zu haben; besonders störend wirkt die häufige Inversion nach „und". Die Anmerkung auf Seite 407, Bd. 1, wiederholt das auf Seite 328 im Text Gesagte. Die Darstellung des Falles der Festungen ist verhältnißmäßig nicht eingehend genug.

Diese kleinen Ausstellungen vermögen aber den Werth des überaus verdienstlichen Werks nicht herabzudrücken.

Einen weit weniger peinlichen, vielmehr einen angenehmen Eindruck hinterläßt die Lektüre eines zweiten Werkes, nämlich der:

2. Studien über den Krieg. Auf Grundlage des Deutsch-Französischen Krieges 1870/71 von J. von Verdy du Vernois. Erster Theil: Ereignisse in den Grenzbezirken. Erstes Heft. Zweite Auflage. Nebst einer Skizze und einer Karte. Zweites Heft. Mit einer Uebersichtskarte und einem Plane. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1891—92. Gr. 8. 5 M. 25 Pf.

Das interessante Werk schildert die Ereignisse, welche in den deutschen Grenzbezirken sich während der Mobilmachung und des Aufmarsches der Armeen abspielten. Ueber die Gründe der deutschen Heeresleitung, die Mobilmachung fast aller Heerestheile ordnungsmäßig an den Mobilmachungsorten vorzunehmen, auf die Gefahr hin, daß der Feind hier und da in das verhältnißmäßig wenig geschützte eigene Gebiet eindringe, gibt das Generalstabswerk genügende Auskunft. Auch theilt es Allgemeines und Einzelheiten über den Dienst der Truppentheile mit, die — eben als Ausnahmen von der Gesammtmasse — in jenen ersten Tagen und Wochen Beobachtung und Sicherung der Grenzen hatten übernehmen müssen. Der innere Zusammenhang der Ereignisse bei diesen kleinen Detachements aber und gewisse Details der eingelaufenen Meldungen können nur aus den beim Generalstabe befindlichen Kriegsacten und aus den speciellen Truppen-(Regiments-)Geschichten ersehen werden. Schon deshalb ist es überaus dankenswerth, daß ein Militärschriftsteller vom Range des Generals von Verdy sich der Aufgabe unterzogen hat, diese Vorläufer der Kriegsereignisse im Ganzen und Einzelnen zu schildern; indessen hat er weit mehr gethan, indem er die Lösung der jenen Detachements zugefallenen Aufgaben in seiner objectiven, so überaus belehrenden Weise kritisch beleuchtet hat. Die Aufgaben selbst präcisirt General von Verdy in einem Rückblick am Schlusse des zweiten Heftes seines Werkes wie folgt:

In dem Detachement Trier handelt es sich um Festhaltung einer Flußlinie zum Schutz der dahinterliegenden Bezirke in einer gewissen Entfernung von der Grenze.

Bei Saarlouis bildet das Verhältniß einer nahe am feindlichen Gebiete liegenden Festung die Grundlage.

Dem Detachement Saarbrücken liegt die vorläufige Behauptung einer offenen Stadt in unmittelbarer Nähe des Feindes ob.

Im westlichen Theil der bairischen Pfalz stoßen wir auf eine Grenzsicherung im Gebirge.

Im östlichen Theil der Pfalz ist bestimmend, daß es sich um die Sicherung des Aufmarschgebietes einer Armee handelt.

Auf dem rechten Rheinufer im untern Theil Badens findet ein Zusammenziehen der Truppen zur gemeinschaftlichen operativen Verwendung aller verfügbaren Kräfte statt, unter vorläufiger Entblößung eines großen Theils des Landes.

Im obern Theile des Großherzogthums wird schließlich dem Bedürfniß eines Schutzes durch Bildung einer fliegenden Colonne Rechnung getragen.

Wie schwierig bei der Ausgedehntheit der in Frage kommenden Landesstrecken und der Geringfügigkeit der Truppen, sowie der Unmöglichkeit, vor erfolgter Kriegserklärung auch über die Grenzen hinaus Erkundigungen vorzunehmen, die hier präcisirten Aufgaben waren, lehrt General Verdy's Schrift aller Orten. Vielleicht die Hauptschwierigkeit lag darin, daß nicht die Aufgaben selbst, aber die Art ihrer Durchführung, dem Gange der Ereignisse folgend, wechseln mußte, daß daher scheinbare Widersprüche in den Befehlen vorlagen. Die Schwäche der einzelnen Detachements verbot allzuweit ausgreifende Erkundungen. Mittheilungen von Civilbehörden und einzelnen Beamten mußten häufig das Beste thun; hier hebt der Verfasser besonders rühmend die Nachrichten hervor, die der Oberförster Polff übermittelte, und die der Telegraphenbeamte, Stationsvorsteher Adamezik — mehrfach in größter Gefahr — von seiner alten und sodann von einer durch ihn eingerichteten neuen Telegraphenstation aus gab.

Eindringlich wird darauf hingewiesen, daß gerade im Beginne der Armee-Aufmärsche die Meldungen nie auf bloßes Hörensagen weiter gegeben werden dürfen, daß womöglich stets ein Offizier das Thatsächliche, das der Meldung zu Grunde gelegt werden soll, selbst geprüft haben muß, daß jede Meldung so vollständig und specialisirend wie möglich zu halten ist, daß wichtige Nachrichten stets den oberen Stellen und den benachbarten Befehlshabern mit zugehen müssen u. s. w.

Ebenso wird darauf aufmerksam gemacht, daß jedem, der selbständige Aufträge, wie etwa das Zerstören einer Bahn, auszuführen hat, auch das nöthige Material an Karten, sowie an Zerstörungswerkzeugen beizugeben ist, und daß es außerordentlich wichtig ist, nach Erkundigungen und Gefechten Waffengattung und womöglich Regimentsnummern des Feindes nach oben zu melden. (General Moltke befahl bald, daß ihm von jeder Regimentsnummer, die sicher, z. B. durch Gefangene, ermittelt sei, sofort telegraphisch Meldung gemacht werde, weil auf diese Weise sehr werthvolle Fingerzeige über Stärke und Zusammensetzung des Feindes gewonnen werden.)

Das Verhalten der einzelnen Detachements nach Maßgabe der eingegangenen Nachrichten unterzieht General von Verdy periodenweise einer eingehenden Betrachtung und kommt dabei zu dem Schlusse, speciell die Thätigkeit des Saarbrücker Detachements (Major von Pestel), sowie der badischen Division als mustergültig zu bezeichnen.

Der Laie wird in dem fesselnden Werk eine Fülle von Anregung, der Militär eine Fülle von Belehrung finden.

Von der Betrachtung der geordneten und gegliederten Kampfesweise der Vortruppen eines in europäischer Art organisirten Heeres ist es ein weiter Schritt zu dem Inhalt der folgenden Schrift:

3. Gefechtsweise und Expeditionsführung in Afrika. Von Karl Peters. Berlin, Walther u. Apolant. 1892. Gr. 8. 50 Pf.

Dr. Peters ist nicht Soldat von Fach. Wenn aber Kühnheit und Vorsicht, Thatkraft und Urtheilskraft gepaart, den Soldaten machen, so hat — wenn irgendwer — Dr. Peters auf den Ehrennamen „Soldat" Anspruch. Und deshalb haben auch seine in obigem Schriftchen niedergelegten Ansichten Anspruch auf volle Beachtung. Sie behandeln in knapper Form die militärischen Aufgaben der Kriegführung in Afrika, Charakter und Fechtweise der dortigen Gegner, das Terrain, die danach für Marsch, Lagerung, Gefecht und speciell für den Angriff und die Vertheidigung dortiger Befestigungen zu wählenden taktischen Maßregeln, und endlich die Anforderungen, welchen eine dort fechtende europäische Truppe gewachsen sein muß.

Besonders interessant sind die Ausführungen, die sich auf Charakter und Fechtweise der Afrikaner beziehen. In erster Linie sei das Schriftchen den Colonialpolitikern, demnächst aber auch denen empfohlen, die es lieben, bei Dr. Peters die Bezeichnung Afrikareisender in Gänsefüßchen zu klammern, als sei sie eine von ihm nicht verdiente Auszeichnung.

Victor Kurs.

Zur Philosophie.

1. Geschichte der Philosophie von Julius Bergmann. Erster Band: Die Philosophie vor Kant. Berlin, Mittler u. Sohn. 1892. Gr. 8. 8 M.

Der Verfasser als früherer Mitherausgeber der „Philosophischen Monatshefte", durch verschiedene philosophische Werke und seine Thätigkeit an Universitäten rühmlichst bekannt, wendet sich in vorliegender Darstellung an Leser, denen es um ein tieferes Verständniß der philosophischen Systeme und des Fortschritts, der sich in der Reihenfolge derselben darstellt, zu thun ist und die in der Beschäftigung mit der Geschichte der Philosophie zugleich Förderung ihrer Einsicht in die Probleme der Philosophie suchen. Und wenn sie der Absicht entspricht, aus der sie hervorgegangen ist, so wird sie diesen allen, dem Anfänger sowol als dem bereits mehr oder weniger Unterrichteten, dem Lehrer und

Forscher sowol als auch dem Studirenden von Nutzen sein können (S. 1). — Wir können zwischen einer Philosophie im engeren und weiteren Sinne des Worts unterscheiden. Was hier dargestellt werden soll, ist nur die Geschichte der Philosophie im engern Sinne, in der die Seinslehre, die allgemeine Bewußtseinslehre und die Lehre von der Vernunft zu einer einheitlichen Wissenschaft verbunden sind (S. 7).

Der Verfasser schickt im Vorwort noch voraus, daß er auf Aesthetik, Religionsphilosophie, Rechtsphilosophie, Philosophie der Geschichte nicht eingehe. Da aber die Philosophen in ihren Systemen zu diesen Disciplinen, der eine mehr, der andere weniger, Stellung nehmen, der Verfasser auch das Naturphilosophische nur kurz berührt, so können wir, zumal mit Rücksicht auf seine Erklärung der engern Philosophie, sagen: er bringt eine Geschichte der Philosophie vom erkenntnißtheoretischen Standpunkt aus. Bei der Werthschätzung, in der heute die Erkenntnißtheorie steht, wird diese sorgfältige und klare Darstellung um so willkommener sein.

Orientalische Völker konnten sich bei ihrem Bedürfniß nach Fragen über Gott, Götter, Welt und Menschen zu wenig frei machen von dichterischer Phantasie und dem Einfluß der Triebe und Gefühle, ihre Philosophie ist daher nach Bergmann nicht Sache eines durch Beweise gesicherten Erkennens und zu wenig wissenschaftlich, deshalb hat die Geschichte der Philosophie mit den nach wissenschaftlicher Klarheit strebenden Griechen zu beginnen, deren Werk überhaupt in der ältern Zeit die Philosophie blieb, da die Römer nichts Neues darin schufen. Die Philosophie begann hiernach in Griechenland und zwar etwa zu Ende des 7. Jahrhunderts v. Chr. in Jonien; hervorgegangen ist sie aus der Pflege mathematischer, physikalischer und astronomischer Forschungen. Man fragte, was in der Vielheit und im Wechsel der Dinge das Eine, das Bleibende, das wahrhaft Seiende wäre und welche Bestimmtheiten unsere Vernunft dem Einen und Ganzen des Seins zuschreiben müsse. Es sind die älteren und jüngeren Kosmologen, die Pythagoräer und Eleaten, die Atomisten, die Bergmann in diesem ersten Abschnitt der Geschichte bespricht.

In der Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. vollzog sich ein Wechsel. Die Frage kam auf, ob der Mensch die seither gestellten Fragen zu lösen vermöge, ob er die Wahrheit des Seins oder der Dinge erkennen, ob er sein Wollen und Handeln nach ewigen Wahrheiten bestimmen könne. Hiermit war die Erkenntnißlehre, die Frage, ob das menschliche Subject die Welt als Object zu erkennen vermöge, erwacht. Bergmann läßt daher bei der Wichtigkeit, die er dieser Frage zuschreibt, die zweite Periode, was wir nur billigen, mit dem Aufleben dieser Frage beginnen, und nicht wie es meistens geschieht, mit Sokrates. Die zuerst Fragenden leugneten die Möglichkeit, ewige Wahrheiten erkennen zu können, aber es sei weise, sich mit solchen Fragen zu beschäftigen, da man Nutzen davon im Leben habe. Das dem Griechischen entlehnte Wort Sophist bedeutet wie das Wort Sophos (in Philosophos) einen Weisen. Es wurde aber dieses Wort vorzugsweise die Bezeichnung von Männern, welche weise zu sein behaupten, oder die es sein wollen, des Nutzens wegen. Der erste, der die Gewißheit einer Erkenntniß der ewigen Wahrheit behauptete und vertheidigte und die Wahrheit nicht des Nutzens, sondern der Tugend wegen suchte, war Sokrates, nach welchem in Plato und Aristoteles die griechische und überhaupt die ältere Philosophie rasch zur höchsten Blüte kam. Hiernach ergeben sich für Bergmann fünf Abschnitte: „I. Das vorsophistische Zeitalter"; „II. Von den Sophisten bis (einschließlich) Aristoteles"; „III. Das nach-aristotelische Zeitalter"; „IV. Das Mittelalter und die Uebergangszeit"; „V. Von Cartesius bis (ausschließlich) Kant". Mit Recht behandelte der Verfasser die Abschnitte III und IV nur kurz. Das nach Bergmann's Darstellung Wichtigste tritt dadurch namentlich für die Anfänger klar hervor. Naturgemäß ist der V. Abschnitt der größte. Er umfaßt über die Hälfte des Buchs; er erscheint uns aber auch der Darstellung nach als der bedeutendste. Die Zeit selbst, die darin behandelt wird, ist eine erkenntnißtheoretische und kommt somit dem Gesichtspunkt des Verfassers ganz entgegen. Die Darstellung ist dabei dem Zweck vollständig angepaßt; sie ist anschaulich und zutreffend, sodaß wir gespannt sein dürfen auf den folgenden Band. Anstand nehmen wir nur an der Darstellung von Plato und Aristoteles. Sie kommen bei dieser erkenntnißtheoretischen Betrachtung jedenfalls zu kurz. Auch sind wir nicht der Ansicht des Verfassers, daß Plato's Timäus nicht ernst zu nehmen sei.

2. Das Problem. Grundzüge einer Analyse des Realen. Von Paul Weisengrün. Leipzig, C. G. Naumann. 1892. Gr. 8. 3 M.

Die Weltanschauung ist zu bezeichnen als Condensirung zahlreicher intellectualisirter Erlebnisse (S. 54); sie besteht in einer Vollendung der Unmittelbarkeit der Erlebnisse und ihrer begrifflichen Verarbeitung (S. 60). Das erkenntnißtheoretische Resultat ist: Es gibt keine Substanz. Alle Dinge sind nicht Substanz an sich, sondern Beziehungscomplexe des primär gegebenen Zusammenhangs vom Subject zum Object (S. 29). Das Reale kann bezeichnet werden als die völlige Harmonie, als der organische Zusammenhang von vollständig unmetaphysischen Erkenntnissen, von außerordentlich richtigen und weiten Analogien und ideell complicationslosen Werthsystemen (S. 137). Der Zukunftsmensch wird nebst der Schönheit des Vornehmen die Aesthetik der Milde in sich vereinen (S. 18).

Diese Anführungen zeigen, daß der Verfasser kein Naturforscher, sondern nur Erkenntnißtheoretiker ist. Fallgesetze, Gravitationsgesetze, Atomgewichte u. s. w. sind weder Erlebnisse, am wenigsten unmittelbare Erlebnisse, noch bloße Erkenntnisse; denn sie sind die Formen, in welchen das Reale der sinnlichen Welt besteht. Sie sind Thatsachen, in denen der gewerbliche und industrielle Aufschwung wurzelt und in denen der Naturforscher einen Anfang in der Erkenntniß der außerhalb des forschenden Menschen stehenden realen Welt erblickt. Der Forscher hat die Gewißheit, daß die Vorstellung, welche der Mensch als Sub-

ject von der Welt als Object hat, nicht mit diesem Object selbst identisch ist. Er forscht daher, wie das gegebene Object, als das Reale, das den Menschen Beziehungscomplexe zu machen zwingt, gedacht werden muß. Nach dem Verfasser gibt es aber gar kein substantielles Reales, dessen gesetzliche Beschaffenheit zu erforschen ist. Es gibt nach ihm nur innere seelische Vorgänge, nur Erlebnisse, nur eine reale oder richtige Erkenntniß. Denn das Reale ist ihm, wenn man den fremdländischen Wortschwall in kurzem Deutsch ausdrückt, nur ein Zusammenhang von Erkenntnissen. Da die Frage nach dem Wesen des Realen dem Verfasser die Hauptaufgabe ist, betitelte er seine Schrift: „Das Problem." Das Reale der Naturforscher braucht er deshalb gar nicht. Die Annahme desselben ist ihm sogar verwerflicher Dogmatismus. Er hat es nur mit inneren Vorgängen und schon vorhandenen Begriffen zu thun. Seine Aufgabe ist es, den souveränen Intellect von Vorurtheilen, falschen Empfindungen und Gefühlen frei zu machen, damit das Milieu rein auf sich wirken könne. Hierzu dient denn die Analyse der Werthe schon vorhandener Begriffe. Diese Analyse darf aber nach dem Verfasser nicht mit dem Werthzerstören enden, sondern sie soll und muß zum Werthumgestalten, zum Werthverbessern übergehen. Deshalb fügt der Verfasser auch der Forderung Nietzsche's: Seid vornehm! die angeführte Forderung: Seid milde! zu. Dieses Streben, die Werthe zu verbessern, zeichnet diese Schrift vortheilhaft vor ähnlichen erkenntnißtheoretischen Schriften der neuern Zeit aus. Sie enthält viel Treffliches, so den Unterschied zwischen Gedächtniß und Phantasie, die Forderung: bei Beobachtung vom Seelenleben sich in die Seele des andern hineinzuversenken u. s. w. Schade nur, daß der Verfasser den harmonischen Genuß, den wir öfters in seiner Schrift empfinden, durch die geschmacklose und geschraubte Anwendung von Fremdwörtern stört. Ich verweise auf die angeführten Stellen, zumal über das Reale. Dabei gibt er überflüssigen Fremdwörtern selbst wieder überflüssig fremden Sinn, z. B. unter Analogie versteht er das Versenken in die Seele anderer oder in die eigene. Das Reale sucht er in der Harmonie; weshalb nun stellt er den Intellect statt auch in die Harmonie ins Milieu, das den Beigeschmack der Mittelmäßigkeit hat? Wir glauben indessen auch, daß der Verfasser bei Vermeidung der die Schrift verunzierenden Fremdwörter die Einseitigkeit der modernen Erkenntnißtheorie erkennen wird. Die immerhin beachtenswerthe Schrift zerfällt in vier Bücher: „Erkenntnißtheorie und Weltanschauung"; „Das Wesen der Analogie"; „Das Problem"; „Theorie und Praxis".

L. Weis.

Feuilleton.

Aus der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge", herausgegeben von Rudolf Virchow und Wilhelm Wattenbach (Hamburg, Verlags-Anstalt u. Druckerei, A.-G.), liegen uns drei Hefte vor. Die kritische Studie „Die Kunst in der Gesellschaft" von A. Reißmann (Heft 146) gibt eine schätzenswerthe Ergänzung zu jeder kleinern Kunstgeschichte. In übersichtlicher Darstellung werden die mehr oder weniger innigen gegenseitigen Beziehungen besprochen, in denen die einzelnen Kunstgattungen zur menschlichen Gesellschaft überhaupt stehen, nicht, wie man dem Titel nach leicht vermuthen könnte, zur modernen Gesellschaft insbesondere. Bei den weitgezogenen Grenzen läßt sich nicht erwarten, daß der Vortrag wesentlich Neues biete. Baukunst und Plastik unterliegen am wenigsten den Einflüssen der Gesellschaft, um so mehr die Malerei und in noch höherm Grade die Dichtkunst und die Musik; jene konnte erst dann erstehen, als sie nicht mehr allein im Dienste des praktischen Lebens standen, diese dagegen gingen von Anfang an intimere Beziehungen zu Haus und Familie ein und fanden schnelleres Verständniß: dies ist etwa das Hauptthema der Studie. Zweckentsprechende Beispiele, Hinweise auf bekannte Künstler und Kunstwerke alter und neuer Zeit, Winke für die Kunstbeflissenen, inwieweit sie dem Zeitgeschmacke Rechnung tragen dürfen, ohne von der Höhe wahrer Kunst herabzusteigen, begleiten die Beweisführung, die namentlich in Goethe'schen und Lessing'schen Aussprüchen ihre Stützen findet. Daß der Begriff des Schönen dabei zu kurz kommt, kann uns daher nicht wunder nehmen. Es befremdet einigermaßen, daß der Vortrag die Anfänge der Malerei überhaupt nicht berührt, während die Entstehung aller übrigen Künste eingehend besprochen wird. Wenn sich hie und da ein Mangel an strengerer Sichtung bemerkbar macht, so findet dies seine Begründung mit in der Kürze des populären Vortrags; indeß dürfen doch Kunstrichtungen wie Barock und Rococo nicht ohne weiteres mit der Kunstweise der Renaissance in einem Athem genannt werden, wo sich diese nur ganz vereinzelt mit jenen im Einklang befindet: die Darstellung des Nackten verfolgt während der Renaissancezeit durchaus nicht die Absicht, „mehr damit zu reizen als das Ideal der Schönheit zu verkörpern". Man denke an die Reihe der Gestalten, die mit dem „Frierenden" in der Brancaccikapelle anhebt und in den herben Frauengestalten Michelangelo's ihren Abschluß findet; auch für die herrlichen Typen Giorgione's, Tizian's und Bordone's kann die Behauptung Reißmann's nicht als zutreffend gelten.

Aus dem Vortrage von F. Rudio: „Ueber den Antheil der mathematischen Wissenschaften an der Cultur der Renaissance" (Heft 142), klingt eine der seltenen Stimmen, die in weitern Kreisen richtigere Vorstellungen über das Wesen der Mathematik zu wecken bemüht sind. Schon um deswillen und nicht nur weil uns der Vortrag in jene Zeit zurückführt, in denen ein Ulrich von Hutten ausrufen durfte: „O Jahrhundert! O Wissenschaften! Es ist eine Freude zu leben!" gewinnt der Redner unsern Dank. Man sollte meinen, es müßte den oft nur übel berichteten und — um mit Dühring zu reden — „verlehrten" Lesern endlich die Wahrheit aufgehen, daß die als trocken und nüchtern verschriene Wissenschaft nicht nur Verstand und Kritik, sondern auch Gemüth und Phantasie machtvoll anzuregen vermag wie keine andere. Aber das hat noch gute Wege: Einseitigkeit der geistigen Schulung, verkehrte Art des Unterrichtens, die zwar den hochragenden Bau aus Lehrsätzen und Aufgaben kunstgerecht emporführt, dabei aber vergißt, in ihm die goldenen Anwendungen aufzuspeichern, ersticken das Interesse schon im Keime. Von der Verwendung des uralten Abakus bis zum Schachspiel der Juder und dem Morraspiel des Italieners, von den Arbeiten der alexandrinischen Gelehrten bis zu den sichtbaren Anwendungen der abstracten Wissenschaft durch Brunellesco

Lionardo, Raffael, Michelangelo und Albrecht Dürer, vom Almagest des Ptolemäus bis zu den „Umwälzungen" des Kopernikus spannt der schöpferisch frohe, nie rastende mathematische Forschungstrieb seine Fäden und führt uns zu unvergänglichen Werken und Wahrheiten: in der Einbürgerung und dauernden Einverleibung des indischen Ziffernrechnens in unsere moderne Bildung und in dem Ausklingen der Ptolemäischen Weltanschauung und der daraus hervorgegangenen Begründung der neuen Weltordnung haben wir die wichtigsten Beziehungen der mathematischen Wissenschaften zur Cultur der Renaissance zu erblicken. Unsere ganze moderne Cultur, unser wissenschaftliches und gesellschaftliches Leben, unsere vielgestaltigen Verkehrsverhältnisse wären undenkbar ohne jene unscheinbare Erfindung der indischen Ziffern, ohne die Erfindung echt indischen Gepräges eines Zeichens für nichts; die Begründung des kopernikanischen Weltsystems aber bedeutet in dem wissenschaftlichen Bewußtsein der Menschheit den Beginn einer neuen, geistig freiern Zeit.

Unter der großen Anzahl von Schriften, welche den Werth der Falb'schen Hypothesen und Prophezeiungen an der Hand wissenschaftlicher Untersuchungen feststellen, ist der Vortrag von Chr. Tarnuzzer: „Ueber Falb und die Erdbeben" (Heft 139), ganz besonders geeignet, die im Umschwunge befindlichen falschen Vorstellungen zu verdrängen. Es kann darin nicht zu viel geschehen, wenn man sieht, wie noch in unsere Zeit des Dampfes und der Elektrieität Geisterspuk und Austreibungen von „Flüchtlingen der Hölle" ganz ernsthaft dazwischen reden. Wer nicht besonders acht gibt, bemerkt auch nicht, welch wüster Aberglaube noch die Massen, und nicht etwa nur die untern, beherrscht, und fragt sich wol mit gelindem Schrecken, ob er wol recht gesehen, wenn durch die verbergende Kruste des Alltagslebens plötzlich die trüben Flämmchen schauerlicher Wahnvorstellungen zucken und ihn an die Autos da fé mittelalterlicher Ketzergerichte erinnern. Und wem dies hier zu ernst klingt, der wird vielleicht gegenüber der Bemerkung, daß die übrigen Culturvölker die wunderlichen Vorgänge, die sich infolge der gegenwärtigen Erregung unseres großen Publikums durch falsche Propheten wie Falb und seine Anhänger bei uns abspielen, mit einer mehr oder weniger berechtigten spöttischen Verwunderung betrachten, nicht ganz gleichgültig bleiben, wenn er sich zuvor von der Haltlosigkeit der Falb'schen Sätze überzeugt hat. In Wien hat Neumayr den Erdbeben- und Wetterpropheten unmöglich gemacht; jetzt treibt er in andern Städten sein Wesen, deren Boden eine günstigere Zusammensetzung aufweist. Namentlich tragen die größern Zeitungen, die lange Zeit die Falb'sche Lehre kritiklos wiedergaben und sein Bildniß neben diejenigen ernsten Forscher setzten, die Schuld, daß das Publikum sich so schwer belehren läßt. Daß unter andern Falb nie angibt, in welchen Gegenden seine „Flutfactoren" an kritischen Tagen zur Wirkung kommen, daß aber aus den Zusammenstellungen sorgsamer Beobachter, wie Fuchs, hervorgeht, daß kein Tag, keine Stunde ohne Erdbeben verläuft, sowie daß sich auch, nach jahrzehntelangen statistischen Aufzeichnungen die Falb'schen Tage als wissenschaftlicher Humbug herausstellen: so oft dies auch noch ausgesprochen wurde, es hat bis jetzt herzlich wenig Erfolg gehabt. Wie kann man dann noch erwarten, daß das Verständniß für die Bedeutung der Wetterbeobachtung durch meteorologische Stationen größer werde? Hier der steile mühevolle Weg wissenschaftlicher Arbeit, deren Prognose das Wetter nur für vierundzwanzig Stunden voraussagt und es blos muthmaßlich angibt; dort die kühnen Prophezeihungen eines Zenger, Overgier, Falb und Friesenhof, die für die Ewigkeit Gewähr leisten! Uebrigens wollen wir ausdrücklich darauf hinweisen, daß Tarnuzzer in seinem anziehenden und belehrenden Vortrage durchaus unparteiisch verfährt und Falb nicht als Schwindler, sondern als phantastischen Erneuerer veralteter und als trügerisch erkannter Lehren auffaßt; er erkennt seine Darstellungskraft und seinen Fleiß unumwunden an, muß aber trotzdem das harte, aber wahre Wort unterschreiben: „Die Falb'sche Erdbebentheorie ist eine haltlose, faule und frivole Hypothese."

Bibliographie.

Neue Bremer Beiträge. Dichtungen und Uebersetzungen aus der litterarischen Gesellschaft des Künstlervereins. Herausgegeben von A. Fitger. Bremen, Rühle u. Schlenker. 12. 1 M. 50 Pf.

Belot, A., Eine moderne Ehe. Pariser Roman. — Aus Liebe gemordet. Von Rousseemain. Deutsch von P. Heichen. Berlin, Heichen u. Skopnik. 8. 2 M.

Realistische Bibliothek. 1. Bd.: Leute von heute! Lose Skizzen von K. Pröll. Berlin, H. Steinitz. 8. 1 M. 50 Pf.

Bilfinger, G., Die mittelalterlichen Horen und die modernen Stunden. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte. Stuttgart, W. Kohlhammer. Gr. 8. 5 M.

Blümner, H., Zum schweizerischen Schriftdeutsch. Glossen eines Laien zu Wustmanns Schrift „Allerhand Sprachdummheiten". Zürich, Alb. Müller. 8. 80 Pf.

Conrad, E. P., Still und bewegt. Ein Liederbuch. Straßburg i. E., H. Friedemann Nachf. 16. 1 M.

Delpit, A., Martial's Vater. Roman. Uebertragen von L. Wechsler. Breslau, L. Freund. 8. 3 M. 50 Pf.

Erfurth, R., Auf buntbewegten Gassen. Novellen und Bilder. Dresden, E. Pierson. 8. 1 M. 50 Pf.

Gebert-Nürnberg, C. F., Geschichte der Münzstätte der Reichsstadt Nürnberg. Mit einer Abbildung des alten Nürnberger Münzhauses, 2 Münzmeisterporträts und 6 Münzabbildungen. Nürnberg, J. L. Schrag. Gr. 8. 6 M.

Gegen Prüderei und Lüge. Herausgegeben von der Gesellschaft für modernes Leben zu München. München, M. Ernst. Gr. 8. 50 Pf.

Dresdner Geschichtsblätter, herausgegeben vom Verein für Geschichte Dresdens. Herausgeber: O. Richter. 1. Jahrg. 1892. 3—4 Nrn. Dresden, W. Baensch. Gr. 4. 3 M.

Gencke, C. E., Kunst und Naturalismus. Dresden, O. Damm. 12. 50 Pf.

Groß von Trockau, Freiin, Elpenor's Eheglück. Novelle aus der Künstlerwelt. Berlin, Buchhandlung „Nord-Berlin" (Hanow). 8. 1 M. 50 Pf.

Hasner, L. v., Denkwürdigkeiten. Autobiographisches und Aphorismen. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. Gr. 8. 5 M.

Heßler, C., Bilder aus der hessischen Geschichte und Sage. Cassel, G. Klaunig. 8. 80 Pf.

Hirsch, D., Studien zur Geschichte König Ludwig VII. von Frankreich (1119—1160). Leipzig, G. Fock. Gr. 8. 1 M. 75 Pf.

Holtz, M. G. F. Freih. vom, Generalfeldzeugmeister Georg Friedrich vom Holtz auf Alfdorf, Hohenmühringen, Aichelberg u. s. w. Ein Lebensbild aus dem 17. Jahrhundert. 1597. 1666. Als Handschrift gedruckt. Stuttgart, H. Lindemann. 4. 3 M.

Humboldt, W. v., Briefe an Friedrich Heinrich Jacobi. Herausgegeben und erläutert von A. Leitzmann. Halle a. S., M. Niemeyer. Gr. 8. 3 M.

Kanitz, F., Römische Studien in Serbien. Der Donau-Grenzwall, das Strassennetz, die Städte, Castelle, Denkmale, Thermen und Bergwerke der Römerzeit im Königreich Serbien. Mit 120 Plänen, Illustrationen, Inschriften und 1 Karte. Wien, F. Tempsky. Imp.-4. 12 M

Kauffmann, E., Justinus Heinrich Knecht, ein schwäbischer Tonsetzer des 18. Jahrhunderts. Tübingen, H. Laupp. Gr. 8. 2 M.

Kohler, J., Das literarische und artistische Kunstwerk und sein Autorschutz. Eine juridisch-ästhetische Studie. Mannheim, J. Bensheimer. Gr. 8. 5 M.

Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin. Unter Mitwirkung des Märkischen Provinzial-Museums herausgegeben vom Gesellschafts-Vorstande. Red.: E. Zache. 1. Jahrg. April 1892—März 1893. 12 Nrn. Berlin, P. Staukiewicz. Gr. 4. 6 M.

Petri, J., Pater peccavi! Roman. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 8. 3 M.

Philippovich, E. v., Wirtschaftlicher Fortschritt und Kulturentwicklung. Vortrag. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 8. 1 M.

Frei Russland. Deutsches Organ der Freunde der russischen Freiheit. 1. Jahrg. 1892. 12 Nrn. Zürich. Gr. 4. 3 M.

Steiner, R., Wahrheit und Wissenschaft. Vorspiel einer „Philosophie der Freiheit". Weimar, H. Weissbach. Gr. 8. 1 M.

Stocker, F. A., Die Salpeterer. Historische Erzählung aus dem südöstlichen Schwarzwalde. Waldshut, H. Zimmermann. 8. 2 M.

Sudermann, H., Iolanthes Hochzeit. Erzählung. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 8. 2 M.

Tennert, W., Gedichte eines schlichten Mannes. Ausgewählt, mit einer Einleitung versehen und herausgegeben von E. Böhme. Jena, G. Neuenhahn. 8. 1 M.

Twain's, M., ausgewählte humoristische Schriften. 1. Lfg.: Tom Sawyers Streiche und Abenteuer. 1. Lfg. Stuttgart, R. Lutz. 8. 40 Pf.

Waltershausen, L. v., An des Wahnes Faden. Sechs Novellen. Dresden, E. Pierson. 8. 3 M.

Welten, O., Das schlechtere Geschlecht. Ein Novellenkranz. Berlin, W. Issleib. 8. 3 M.

Wichert, E., Die Taube auf dem Dache. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 4 M.

Wohlbrück, Olga, Carriere. Roman. Berlin, Verein der Bücherfreunde. 8. 3 M.

Zingeler, K. T., Dedi. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 6 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gesammelte Werke

von

Moriz Carriere.

Dreizehn Bände. 8. Geh. 105 M. Geb. (in 11 Bänden) 123 M.

Inhalt:

Aesthetik. Dritte Auflage. 2 Theile. — **Die Poesie.** Zweite Auflage. — **Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung.** Dritte Auflage. 5 Theile in 6 Bdn. — **Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit in ihren Beziehungen zur Gegenwart.** Zweite vermehrte Auflage. 2 Theile. — **Lebensbilder.** — **Die sittliche Weltordnung.** Zweite vermehrte Auflage.

Anläßlich des hundertsemestrigen Docentenjubiläums des berühmten Verfassers sei auf die vorliegende Gesammtausgabe seiner Schriften zur Philosophie des Schönen und der Geschichte der Kunst, in welche auch Carriere's Begründung seiner philosophischen Weltanschauung und eine Sammlung historischer Aufsätze aufgenommen ist, aufmerksam gemacht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Deutsche Gaunerthum

in seiner socialpolitischen, literarischen und linguistischen Ausbildung zu seinem heutigen Bestande.

Von

Fr. Christ. Benedict Avé-Lallemant.

Mit zahlreichen Holzschnitten. 4 Theile. 8. Geh. 30 M.

I. Das historische Gaunerthum; Literatur des Gaunerthums.
II. Das moderne Gaunerthum.
III. IV. Die Gaunersprache.

Das bedeutendste Werk des kürzlich verstorbenen Verfassers ist das vorliegende, in welchem ein culturhistorisch wichtiger, aber der schwierigen Durchforschung halber wenig bekannter Gegenstand allseitig einer eindringenden interessanten Behandlung unterzogen ist. Im Anschluß an dieses werthvolle Werk erschien von demselben Verfasser:

Die Mersener Bockreiter

des 18. und 19. Jahrhunderts.

Ergänzender Beitrag

zur Geschichte des Deutschen Gaunerthums.

Von

F. Ch. B. Avé-Lallemant.

8. Geh. 3 M. 50 Pf.

In dieser Schrift wird der merkwürdige Proceß gegen die im vorigen Jahrhundert unter dem Namen „Mersener Bockreiter" bekannte Räuberbande nach bisher undurchforschten Quellen dargestellt und eine Fülle besonders für Criminalisten, Polizeibeamte, Theologen, Culturhistoriker und Socialpolitiker höchst interessanter Thatsachen ans Licht gefördert.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Jobsiade. Ein komisches Heldengedicht in drei Theilen von **Dr. C. A. Kortum.** 14. Auflage. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M. 50 Pf.

Classisch in ihrer Art und echtdeutsch in ihrem Gepräge, ist die „Jobsiade" das einzige komische Heldengedicht neuerer Zeit in Deutschland, welches diesen Namen verdient und auf die Dauer populär geworden ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein Jahr meines Lebens.

1848—1849.

Von

Alexander Grafen von Hübner.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Dieses neue Werk des berühmten österreichischen Diplomaten und geistreichen Schriftstellers, sein Tagebuch aus ereignißvoller Zeit, hat durch die eingehende Schilderung des Aufstandes in Oberitalien, sowie der wiener Revolution von 1848 und der Thronbesteigung Kaiser Franz Joseph's allgemeine Aufmerksamkeit erregt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lerne, liebe, lebe.

Dichtungen von **Julius Hammer.**

Fünfte Auflage. Geb. m. Goldschn. 3 M.

Julius Hammer zählt bekanntlich zu den gediegensten und anmuthigsten Vertretern der didaktischen Dichtkunst. Die Dichtungen „Lerne, liebe, lebe", die hier in fünfter Auflage vorliegen, waren sein Schwanengesang. Noch einmal ließ er darin seine Muse die drei Hauptgebiete der Poesie, das altclassische, das orientalische und das christliche, durchstreifen, um die heimgebrachten Gedankenschätze in seiner eigenen melodischen Sprache dem deutschen Gemüthe zuzuführen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die

Englische Bühne zu Shakespeare's Zeit.

Zwölf Dramen seiner Zeitgenossen.

Uebersetzt von **F. A. Gelbcke.**

Mit Einleitungen von **Robert Boyle.**

Drei Theile. Geh. 15 M.

Inhalt.

I. Campaspe. — Eduard II. — Volpone oder der Fuchs. — Die spanischen Zigeuner.
II. Fortunatus und seine Söhne. — Der englische Reisende. — Appius und Virginia. — Ein König und kein König.
III. Die beiden edlen Vettern. — Der römische Mime. — Mynheer Jan van Olden Barneveld. — Ein gebrochenes Herz.

Eine wichtige Ergänzung der Shakespeare-Literatur. Die neben Shakespeare hervorragendsten Dramatiker der Elisabethanischen Zeit sind durch je ein bedeutendes Stück vertreten. In den mit ausführlichen biographischen Notizen versehenen Einleitungen zu jedem einzelnen Drama ist der Einfluß, welchen Shakespeare von seiner literarischen Umgebung erfuhr und auf dieselbe übte, deutlich nachgewiesen; in Verbindung mit der allgemeinen Einleitung enthalten sie außerdem eine Geschichte des englischen Dramas jener denkwürdigen Periode.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 32. — 11. August 1892.

Inhalt: Zwei Dichterveterane. (Fr. Brunold und Ludwig August Frankl.) Von Ernst Roeder. — Aus deutschen Bergen. Von Robert Lange. — Aus der Reichshauptstadt. Von Richard Weitbrecht. — Zur Anthropologie. Von Th. Achelis. — Pädagogische Schriften. Von Eduard Haug. — Zur Geschichte der Schweiz. Von Hans Prutz. — Dramatisches aus dem Alterthum. Von Richard Opitz. — Schiller's Briefe. Von Anton Schlossar. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Zwei Dichterveterane.

(Fr. Brunold und Ludwig August Frankl.)

In unserer heutigen Zeit des Materialismus auf allen Gebieten des Lebens, der Zeit der Maschine und der Elektricität, mit der wir Raum und Zeit überspringen, ist auch die menschliche Geistesthätigkeit in eine gewisse nervöse Hast gerathen, die rücksichtslos vorwärts drängt, pietätlos das Alte hinter sich lassend; diesen Charakter des Zeitgeistes können wir allenthalben beobachten und nicht zum wenigsten auf dem Gebiete der Dichtkunst. Auch hier hastet's und drängt's; es häufen sich die modernen und modernsten Werke und preisen sich glanzvoll an, während die „Alten" in stillen Winkeln ein beschauliches Dasein fristen.

Und doch finden sich unter den Alten noch manche, die wir liebgewinnen könnten, wenn wir uns entschlössen, sie näher auf ihren Werth hin anzusehen. Von jenen Alten aus dem deutschen Dichterwalde greifen wir heute zwei Stämme heraus, die in dem fruchtbaren Boden des Anfangs des Jahrhunderts wurzelnd, zu mächtigen Bäumen emporgewachsen sind, deren Wipfel noch die Wucherpflanzen des scheidenden Jahrhunderts überschatten: Fr. Brunold und Ludwig August Frankl. Es sind vielleicht die ältesten der lebenden deutschen Dichter; in der Zeit umfassen sie zusammen fast ein und dreiviertel Jahrhundert, im Raume umspannen der norddeutsche Brunold und der wiener Frankl den Norden und Süden deutschen Landes. Gewissermaßen als Grenzpfeiler ragen beide an den Marken Deutschlands empor, zwar grau geworden, aber nicht morsch, denn sie sind aus gutem Stein und bilden gleichzeitig eine lebendige Verbindung der alten Zeit mit der neuen.

Fr. Brunold (Aug. Ferd. Meyer) ist übrigens dem Volke lange nicht so unbekannt, als es vielleicht den Anschein hat. Er hat das, woran jedes Deutschen Herz hängt, den Wald und die schöne Natur, in viel frischen Liedern besungen, die Einkehr in manches Haus und manches Gemüth gefunden haben. Brunold hat am 19. November vergangenen Jahres seinen achtzigsten Geburtstag in der Stille des Städtchens Joachimsthal in der Ukermark begangen, woselbst er als ehemaliger Lehrer seit Jahren im Ruhestand lebt. Er schenkte in dem langen Zeitlauf seines Lebens und seiner dichterischen Wirksamkeit der Welt so manches Lied, das gehoben durch die Melodien von Abt, Heiser, Löwe, Michaelis u. a. seinen Namen noch spätern Zeiten überliefern wird. Wer kennt nicht das „Grab auf der Heide", ein Gedicht, das alle Eigenschaften eines Volksliedes besitzt und dessen Text allein schon die Thatsache begreiflich macht, daß es (in Musik gesetzt von Wilhelm Heiser) von tausend und aber tausend gesungen worden ist und gesungen werden wird. Und wer hat ferner noch nicht das Lied gehört: „Hab' in der Brust ein Vögelein", dessen zwei kleine, harmlose, aber von echter Naivetät und Innigkeit getragene Verse unzählige Componisten nicht ruhen ließen.

Immer wenn von Brunold die Rede ist, wird man nicht umhin können, auch das Gebiet der Musik und des Gesanges zu berühren. Aber er muß, wie so viele andere Textdichter, es ertragen, daß man selbst beim größten Entzücken über das gesungene Lied des Dichters vergißt. Es ist daher nicht zu verwundern, daß er trotz aller Freude über die ungewöhnliche Popularität so mancher seiner Lieder doch auch eine gewisse Bitterkeit darüber empfindet, daß man mit seinen Liedern nicht auch seinen Namen kennt. Das ist es, was er am Schlusse eines stimmungsvollen Gedichtes: „Ein Dichterleben" (Gedichte, 3. Aufl., Stuttgart 1887) ausdrückt, einem Gedichte, das uns einen Blick in sein Innenleben und seine Weltanschauung gewährt:

Am Giebelsims im Nest das Schwalbenpärchen,
Es kehrt zurück in jedem Jahre wieder,
Das höret die der Brust entströmten Lieder —
Und singet sie der Welt gleich Schwalbenmärchen.
Des Dichters doch hat niemand, niemand acht,
Und sind die Lieder auch in vieler Munde,
Vom Dichter selbst, zum Dichter kommt nie Kunde —
Und immer düstrer wird in ihm die Nacht.

Sein Haar wurd' grau! — So steht er bei den Fichten
Und sieht zu Thal. — Im Aetherblau die Schwäne
Verlieren sich, wie sich im Aug' die Thräne,
Der Lieb' geweiht, verbirgt in den Gedichten.
So steht er noch vom Abendroth umglüht,
So faßt der Tod ihn einsam in der Stunde
Indeß ein Wanderbursch mit heitrem Munde
Ein Lied sich singt — des Dichters Schwanenlied.

Diese Ungerechtigkeit der sonst so biedern deutschen Sangesfreunde hat Brunold zum Pessimisten gemacht. Aber dieser Pessimismus Brunold's hatte das Gute, daß er offenbar viel zu der Entstehung der „Literarischen Erinnerungen" beigetragen hat, einer Sammlung von biographischen Skizzen und novellistischen Arbeiten, die nicht nur von geschichtlichem Werth sind, sondern einen zu Herzen gehenden Ruf an das Volk bilden, seine Dichter nicht zu vergessen. Mit warmer Empfindung nimmt sich Brunold in diesen Erinnerungen so manches vergessenen, unglücklichen oder verkannten Genies an und erzählt von ihrem Leben und Dichten, wie z. B. von Julius Minding, Fr. von Sallet, E. Ferrand, F. A. Burghardt, Franz Bicking (Ludw. Rüben), Joseph Emanuel Hilscher, dessen Leben er in einer besonders spannenden Novelle darstellt, Alexis Aar, Franz von Gaudy, Karl Müchler, Ludwig Giesebrecht, Julie Burow, Heinrich Stieglitz und Hermann Marggraff, der in den fünfziger Jahren Redacteur der „Blätter für literarische Unterhaltung" gewesen ist. Außer von noch manchem wenig beneidenswerthen Dichterschicksale spricht Brunold aber doch auch von glücklichern Existenzen, als z. B. von Eichendorff und Chamisso, und viel Interessantes erzählt er aus dem berliner literarischen Leben der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts.

Noch auf andern literarischem Gebiete hat Brunold eine hervorragende Thätigkeit entfaltet, und zwar auf dem Gebiete der Jugendliteratur, der volkserziehlichen Dichtung. Gerade die Erzeugnisse der Jugend- und Volksliteratur werden, so wichtig sie sonst sind, am leichtesten sowol von der großen Welt wie der Kritik übersehen. Brunold, der als Lehrer in Berlin, Stettin und Joachimsthal selbst lange erzieherisch thätig war, hat auch den richtigen Weg gefunden für die Erziehung durch geeignete Schriften, die mit der Befriedigung des Lesebedürfnisses des Volks zugleich höhere sittliche Grundsätze verfolgt.

Die sonstige schriftstellerische Thätigkeit Brunold's erstreckt sich auf Romane: „Aus der brandenburgischen Geschichte" (Berlin 1847), „Michael Bellmann" (Stettin 1862), „Die Königin im Traum" (Berlin 1871), „Ein sinkender Stern" (Berlin 1875), „See- und Waldmärchen" (Berlin 1845) und die historische Schrift: „Die Askanier-Burg Werbellin."

Fr. Brunold ist heute trotz seiner einundachtig Jahre und eines hinter ihm liegenden arbeitsvollen Lebens noch ein rüstiger Mann und schaffensfreudiger Dichter. Es gelingt ihm noch manches hübsche Lied, wenn es auch nicht nach den Principien des Modernen gebaut ist:

Wie der unscheinbare Falter
Sich um schöne Blüten schwingt,
So das stillgewordne Alter
Gern von erster Liebe singt.

Fehlt dem Lied auch Frühlingsfrische,
Ziehn nicht Lerchen jubelnd ein,
Wird's vom guten Jahr dem Tische
Herzerfreuend sein wie Wein.

Dem norddeutschen, aus Pyritz in Pommern gebürtigen Dichterveteranen Brunold steht der zweiundachtzigjährige österreichische Ludwig August Frankl gleich an Mannestugenden. In der Dichtkunst hat er ihn an Zahl wie an Tiefe der Arbeiten überflügelt. Während Brunold viel von den Vorzügen eines Naturdichters besitzt, ist Frankl mehr Philosoph, und ein weiterer Gesichtskreis läßt ihn auch größere Aufgaben in der Dichtkunst suchen und erfüllen. Brunold's Domäne in der Lyrik ist das sangbare Lied, sei es nun, daß er die Natur schildert, oder Stimmungsbilder aus dem Herzens- und Gemüthsleben gibt; die Ballade, wie überhaupt die epische Dichtung und die — wenn man so sagen darf — Formendichtung, liegen ihm ferner, wohingegen Frankl sich mit Vorliebe in strengen Formen bewegt und seinen Hauptruhm seinen epischen Dichtungen verdankt, welche zwei starke Bände (den zweiten und dritten) seiner „Gesammelten poetischen Werke" (Wien 1880) ausmachen. Es soll damit nicht gesagt sein, daß Frankl nicht auch in der reinen Lyrik Hervorragendes dargeboten hat, im Gegentheil, seine den ersten Band der erwähnten Gesammtausgabe bildenden „Lyrischen Gedichte", sowie die neuerdings erschienene neue Sammlung: „Episches und Lyrisches" (Stuttgart 1890), liefern auch bei ihm glänzende Beweise der eigentlichen Liederdichtung.

Ludwig August Frankl, am 3. Februar 1810 als Sohn des kaiserlichen Tabacksdistriktsverlegers in Chrast in Böhmen geboren, ist zwar eigentlich nicht Wiener, aber da er seit seinem siebzehnten Lebensjahre, seit er die Universität Wien als Student der Medicin bezog, die Kaiserstadt an der Donau niemals dauernd verlassen hat, so darf man ihn doch wohl mit Recht einen Sohn des urwüchsigen, lebensfrohen und künstereichen Wien bezeichnen.

Nachdem zunächst eine Reihe von einzelnen Gedichten Frankl bekannt gemacht hatten, eroberte ihm sein „Habsburglied" (1832) weitere Kreise, und die von ihm einige Jahre später übernommene Redaction der „Sountagsblätter", die erste derartige Zeitschrift in Wien, stellte ihn bald in die Mitte des literarischen Lebens. Wie nahe seine Beziehungen zu den Dichtergrößen gewesen sind, be-

weisen seine bei Hartleben in Wien erschienenen Beiträge zu den Biographien von Franz Grillparzer, Nikolaus Lenau, Ferdinand Raimund und Friedrich Hebbel, dessen berühmteste Ballade „Der Heideknabe" von Frankl zuerst veröffentlicht wurde.

Die vier Biographien schildern fast ausschließlich das persönliche Verhältniß zwischen Frankl und den genannten Dichtern, und sie sind mit ihren meist hochinteressanten Mittheilungen von spätern Biographen in ausgiebiger Weise benutzt worden. Seinen nahen freundschaftlichen Beziehungen zu Anastasius Grün hat Frankl dadurch ein bleibendes Denkmal gesetzt, daß er dessen „Gesammelte Werke" herausgegeben hat (Berlin 1877), ebenso wie er auch eine Ausgabe der poetischen Werke des unglücklichen Joseph Emanuel Hilscher nebst Biographie (Prag und Pest 1863) veranstaltet hat; es ist derselbe Hilscher, dessen Leben, wie oben bereits erwähnt, Fr. Brunold in einer Novelle: „Gestorben und vergessen", in ergreifender Weise vorführt. Frankl hatte Hilscher in der Kaserne zu Mailand kennen gelernt, wol durch den Hauptmann Marsano, der auch schriftstellerisch thätig war und an dem der Fourier Hilscher einen wohlwollenden Freund besaß.

Die in den dreißiger, vierziger und funfziger Jahren zuerst in Einzelausgaben erschienenen epischen Dichtungen Frankl's helfen jetzt die Ausgabe seiner „Gesammelten Werke" bilden. Es seien erwähnt: „Die Sagen aus dem Morgenlande", das Gedicht „Cristoforo Colombo", das ihm von der Geburtsstadt des Columbus ein Ehrendiplom und vom damaligen König von Italien ein Dankschreiben einbrachte, das biblische Gedicht: „Rachel", das Heldenlied: „Don Juan de Austria", der Balladencyklus: „Ein Magyarenkönig" und vor allen Dingen eine Sammlung von Uebersetzungen serbischer Volkslieder: „Gusle" (3. Aufl., Wien 1853). In dieselbe Zeit fallen auch drei satirische Werke, die sich auf dem Gebiete der Medicin bewegen. Sein Doppelcollege, der Arzt und Dichter Kerner, schrieb ihm im Februar 1856 über den ersten Theil der Satiren „Hippokrates und die moderne Medicin": „Ich habe Ihre schönen literarischen Geschenke mit großer Freude empfangen; den Anfang Ihrer Satire habe ich mir schon vorlesen lassen, und er hat mir so geschmeckt, daß ich mich nach dem Genusse des Ganzen sehr sehne." Das aus den Märztagen des Jahres 1848 stammende Gedicht „Die Universität" muß hier noch besonders erwähnt werden, weil es als das erste censurfreie Blatt in Oesterreich in einer Million von Exemplaren gedruckt und von 27 Componisten in Musik gesetzt, seinem Dichter eine ungewöhnliche Popularität verschaffte.

Die ganze Studentenschaft erwählte ihn dafür zum Offizier der akademischen Legion, eine Stellung, die er tapfer inne hatte bis zur Einnahme Wiens; dabei verwundet und später vor das Kriegsgericht gestellt, wurde er von Wien verbannt. Da in denselben Tagen aus seinen „Sonntagsblättern" mehr Schwerter- als Harfenklang heraustönte, bereitete die Militärbehörde ihnen ein vorzeitiges Ende.

Das Interesse für das Morgenland, welches dem Knaben schon im älterlichen Hause durch das Studium der hebräischen Sprache an dem Urtext der Bibel erweckt worden war, konnte im Jahre 1856 Befriedigung finden durch eine Reise nach dem Orient. Das Ergebniß der Reise waren nicht nur mancherlei neue poetische Anregungen, sondern auch zwei Werke in Prosa: „Nach Jerusalem" und „Aus Aegypten". Ferner ist ein ausgedehnter Aufenthalt in Italien für seine künstlerischen Bestrebungen in jeder Hinsicht förderlich gewesen.

Besonderes Interesse erweckt ein Gedicht Frankl's: „Der Primator", welches eine der Chronik des prager Ghetto entnommene tragische Begebenheit aus dem 17. Jahrhundert behandelt, schon deshalb, weil sich Friedrich Hebbel und Grillparzer darüber sehr anerkennend ausgesprochen haben. „Es ist", sagt Grillparzer, „ein grausam erhabener Stoff. Aber die Zeiten solchen Martyriums der Juden, solcher entsetzlicher Thaten, wo der Sohn den Vater auf das Geheiß der Rabbiner tödtet, weil er zum Christenthum übergetreten ist, und wo eine entmenschte Horde im Namen Christi Raub, Mord und Brand an den Juden begeht, sind vorüber. Solche Zeiten sind unserer Theilnahme entrückt, um so mehr muß ich Ihre Kunst und Gestaltungskraft anerkennen." Auch Hebbel hatte laut seinem Bekenntniß der Stoff „gleich ergriffen", als er ihn mehrere Jahre vor der Abfassung des Gedichts von Frankl erzählen hörte. „Das seltsame Ineinanderspielen des phantastischen und realen Elementes mußte", so schreibt Hebbel aus Gmunden an den Dichter, „den Künstler herausfordern, und die durch die Natur des Gegenstandes deutlich verzeichnete Aufgabe bestand darin, das eine durch das andere zu zügeln." Hebbel stellte gerade dieses Werk „an die Spitze aller Arbeiten" Frankl's, bezeichnete die von ihm gewählte Form der poetischen Erzählung als die rechte, ja — höchstens noch neben der Novelle — als die einzig mögliche, und zwar hauptsächlich deshalb, „weil er sich zur Herbeiführung der Taufscene ausschließlich der psychologischen, rein menschlichen Motive bediente und mit großer künstlerischer Weisheit die streng religiösen ausgeschlossen hat. Das Gedicht ist ebenso wenig jüdisch als christlich". Es ist jedoch eine Mischung des Phantastischen und des Realen bei Frankl keineswegs nur im „Primator" zu beobachten, sondern sie geht durch viele seiner Werke.

Die mehr als zweiundachtzig Jahre seines vielbewegten Lebens haben Frankl weder geistig noch körperlich etwas anhaben können und erfüllt hat sich der ahnungsvolle Wunsch, den er vor Jahren: „An einen alten Stamm" schrieb:

Mit deinem blütenüberschneiten
Und jugendlich umgrünten Aste
Gleichst du nicht einem fremden Gaste?
Geputzt mit Schmuck aus frühern Zeiten?

Du greiser Stamm, Lebenserprobter!
Du sahst so manchen Lenz verblassen,
Willst du das Blühen noch nicht lassen,
Noch immer nicht, du Sturmdurchtobter?

Den Göttern will ich freudig danken,
Wenn ich es einst gleich dir erfahre:
Bei weißem Blütenschmuck der Jahre
Noch frische, grünende Gedanken.

In der That, der alte Sturmerprobte läßt das Blühen nicht, ihm ist, wie sich Ludwig Hevesi einmal ausdrückt, die zehnte Muse, die Muse der Jugend gegeben. Der neuen Sammlung: „Episches und Lyrisches", die erst im Jahre 1890 das Licht der Welt erblickte, folgten verschiedene kleinere Werke: „Mozart's Manen", Gedichte (Wien 1891) und „Nikolaus Lenau und Sophie Löwenthal" (Stuttgart 1892), und sicherlich wird mit der Biographie Anastasius Grün's und den „Erinnerungen seines Lebens", mit denen er zur Zeit beschäftigt ist, seine literarische Thätigkeit noch lange nicht abgeschlossen sein. In einem Gedichte der mehrerwähnten neuen Sammlung sagt er:

Es wird dem müden Sänger
In weiter Welt so bang.
— — — — — — —
Die mit rangen, sangen,
Sie sind vorbeigegangen,
Er fühlt sich so allein.
Wie lang noch wird es dauern
Er schläft in Friedhofsmauern
Nach schwerer Arbeit ein.

Aber Frankl wird sich solange noch nicht allein fühlen und ihm wird solange noch nicht bang auf der Welt werden, als stets neue Freunde seinen alten folgen und solange ihm in der Erinnerung an die alten todten Dichterfreunde eine vergangene Zeit immer wieder neu in dem geistigen Leben erstehen kann.

Neben Frankl's literarischen Werken müssen wir auch seiner rein menschlichen gedenken, und die sind fast ebenso zahlreich. Frankl's Wirksamkeit (und der erwähnten Novelle Brunold's, die in einer Zeitung der Vaterstadt Hilscher's, Leitmeritz in Böhmen, abgedruckt, das Interesse für den Dichter in hohem Grade weckte) verdankt nicht nur die Stadt Leitmeritz die Erzbüste Hilscher's, sondern ebenso Wien sein Schiller-Denkmal, sein Anastasius Grün- und Lenau-Denkmal und sein Denkmal Gluck's, Heiligenstadt bei Wien sein Denkmal Beethoven's, und manche andere ähnliche Schöpfungen verdanken ihre Entstehung seiner Anregung. Ihm verdankt Wien ferner die Existenz seines Conservatoriums, und viele Schriftsteller und Künstler Oesterreichs werden seiner immer dankbar gedenken müssen, denn seinem Einfluß ist es zuzuschreiben, daß sie Unterstützungen aus einem staatlichen Stipendienfonds beziehen können. Mit einem andern Werke seines Wohlthätigkeitssinnes, der Gründung des Blindeninstitutes auf der hohen Warte bei Wien, ist Frankl's Name dadurch für alle Zeiten verknüpft, daß er dafür vom Kaiser von Oesterreich in den erblichen Adelstand mit dem Prädicat Ritter von Hochwart erhoben worden ist.

Ernst Roeder.

Aus deutschen Bergen.

1. Schwarzwaldgeschichten. Von Hermine Villinger. Stuttgart, Engelhorn. 1892. 8. 50 Pf.
2. Die Rose der Sewi. Eine ziemlich wahre Geschichte aus Tirol von Ludwig Steub. Zweite Auflage. Mit Illustrationen von H. Engl. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1892. 12. 3 M.
3. Ueber d'Gangsteigln. Erzählung aus dem Hochgebirge von B. Gräfin Küenburg-Stolberg. Berlin, Mitscher u. Röstell. 1892. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.
4. Bilder aus den deutschen Alpen. Neue Hochlands-Erzählungen von Arthur Achleitner. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1892. 8. 3 M.
5. Der Thronfolger. Roman in zwei Bänden von Ernst von Wolzogen. Stuttgart, Engelhorn. 1892. 8. 1 M.
6. Phaläna. Die Leiden eines Buches von Karl Weitbrecht. Zürich, Th. Schroeter. 1892. 8. 2 M. 50 Pf.

Unter dem Titel „Aus deutschen Bergen" haben wir die fünf uns vorliegenden Werke zusammengefaßt, weil sie alle uns nach Süddeutschland und in die Alpen versetzen. Freilich ist der landschaftliche Hintergrund nicht bei allen gleich scharf ausgeprägt, während bei einigen die Schilderung von Land und Leuten einen breiten Raum in der Erzählung einnimmt.

Hermine Villinger führt uns in ihrem Büchlein „Schwarzwaldgeschichten" (Nr. 1) in den schönen Breisgau. Es sind vier kleine, anspruchsvolle Geschichten („1832"; „Die Galgenbäuerin"; „Leodegar der Hirtenschüler"; „Mutter Rosin"), mit einem gewissen Geschick erzählt, aber ohne ausgeprägte Eigenthümlichkeit. Die Motive sind durchweg schon oft dagewesen, und bei Einzelheiten dürfte strenge Kritik manches Fragezeichen machen. Einen ernstern Anlauf nimmt die zweite Erzählung, sowohl hinsichtlich der Erfindung als der Charakteristik der beiden Hauptpersonen, des trotzigen Gregor und seiner vom Galgen befreiten Marzella. In „Mutter Rosin" entschädigt die liebevolle Ausführung des Charakters der Titelheldin einigermaßen für die Dürftigkeit der Handlung. Immerhin mag das Büchlein zahlreiche Leserinnen rühren und befriedigen.

Während diese Erzählungen, obwol sie sich „Schwarzwaldgeschichten" nennen, doch der eigentlichen Localfärbung entbehren, gehören in Ludwig Steub's Erzählung „Die Rose der Sewi" (Nr. 3) Land und Leute innig zusammen. Diese „ziemlich wahre Erzählung aus Tirol" erscheint jetzt nach dreizehn Jahren, mit hübschen Zeichnungen ausgestattet, in zweiter Auflage. Wie schade, daß der Dichter

diesen späten Erfolg nicht erlebt hat; „Die Rose der Sewi" war ihm besonders ans Herz gewachsen, und er hat vor Jahren einmal dieses Kind seiner Muse gegen ein thörichtes und boshaftes Pamphlet mit ebensoviel Humor wie Mannhaftigkeit geschützt. Daß in dieser Geschichte Land und Leute der Umgegend von Kufstein meisterhaft treu geschildert sind, nimmt uns bei L. Steub nicht wunder. Wer seine „Drei Sommer in Tirol", seine „Herbsttage in Tirol", sein „Bairisches Hochland" und andere Wander- und Culturbilder von ihm gelesen hat, der weiß, was er von diesem ausgezeichneten Kenner der Alpenvölker und Alpenländer zu erwarten hat. All die liebenswürdigen Vorzüge dieser Schriften sind auch unserer Erzählung eigen. Wohl ist die Handlung überaus einfach, die Motive sind nicht eben neu, aber das vergessen wir leicht und gern über der kernfrischen, naturwahren Darstellung des Volkscharakters, dem fröhlichen Lebensbehagen dieser gesunden Menschen, dem anmuthigen Ton der Erzählung, dem die humoristische Färbung allerliebst zu Gesicht steht. Und wenn der Dichter hier und da dem Reiseschriftsteller und Culturhistoriker das Wort vergönnt, so nehmen wir diese kleinen Seitensprünge gern mit in Kauf. So sei denn die liebliche „Rose der Sewi" allen Freunden solcher Poesie, die himmelweit entfernt ist von der Dorfpoesie der Nachtreter Auerbach's, dringend empfohlen.

Auch die dritte der Erzählungen: „Ueber d'Gangsteiglu", von B. Gräfin Künenburg-Stolberg, führt uns in die Alpen und zwar mitten hinein ins Hochgebirge, bald ins wilde Zillerthal, bald ins Thal der Salzach und ihre Seitenthäler. Die Verfasserin zeigt sich als eine genaue Kennerin der Alpennatur, die sie in ihren verschiedenen Erscheinungen mit begeisterter Liebe und künstlerischem Blick beobachtet hat. Ebenso treu und naturwahr sind die Aelpler gezeichnet mit all ihren liebenswürdigen Eigenschaften, ihrem rührenden Glauben und Aberglauben, ihrem Humor bei aller Mühseligkeit des Daseins. Dabei sind die Schwächen und Fehler der Bergbewohner durchaus nicht verwischt, Licht und Schatten sind gerecht vertheilt. Wer je in einsamen Alpendörfern und Sennhütten tiroler Volksthum kennen gelernt hat, wird die Frische und Treue dieser Schilderungen anerkennen müssen. Ein breiter Raum ist in dem Buche der Beschreibung des Jägerberufs, der Schildhahn- und Gemsenjagd verstattet. Auch hier haben wir den Eindruck unmittelbarer Beobachtung. Daß die Verfasserin den Dialekt meisterhaft handhabt, kommt noch hinzu, um das landschaftliche Bild zu vollenden. Wenn wir in dieser Hinsicht uneingeschränktes Lob spenden, so läßt sich doch nicht leugnen, daß die eigentliche Erzählung nach Anlage und Ausführung nicht eben große Kunst verräth. Es ist eine Liebesgeschichte aus den Bergen, wie sie uns schon hundertmal erzählt worden ist. Ein starrköpfiger Bauer will seine schöne Tochter Cilli mit einem widerwärtigen reichen Bauer vermählen. Sie aber liebt den Jäger Lenz, ohne zu wissen, daß auch er sie liebt. Der Wilderer Sepp liebt Cilli gleichfalls. Er schießt den Lenz, den er für den begünstigten Liebhaber hält, nieder und flieht. Doch Lenz wird wieder gesund und findet nach mancherlei Misverständnissen endlich den Weg zum Herzen seiner Cilli. Der hartherzige Vater gibt seinen Widerspruch auf, und dem Glück der Liebenden stünde nichts mehr im Wege — wenn nicht der schwarze Sepp wieder auftauchte. Dieser hat im Glauben, den Lenz ermordet zu haben, in den einsamsten Thälern ein elendes Dasein gefristet, bis er erfahren hat, daß Lenz am Leben geblieben ist. Nun treibt ihn Leidenschaft und Eifersucht zurück, er wird zum Mordbrenner und findet im Kampfe mit dem Jäger seinen Tod. Mit der Hochzeit der Cilli und des Jägers schließt die Geschichte. Ihr Hauptwerth liegt, wie schon gesagt, in der liebevollen und lebenswahren Erfassung und Darstellung der Alpennatur und ihrer Bewohner.

Dasselbe gilt von A. Achleitner, „Bilder aus den deutschen Alpen" (Nr. 4). Wir kennen diese alten Hochlandserzählungen aus dem Feuilleton der Tageblätter, wo sie vor Jahr und Tag einzeln erschienen, auch die neue Folge ist vermuthlich aus solchen Aufsätzen gesammelt. Es sind nicht eigentlich Erzählungen, mehr Skizzen, in denen Erlebnisse von Bauern und Hirten, Wilderern und Paschern berichtet werden. Wohl bekundet der Verfasser dabei genaue Kenntniß der Berge und ihrer Bewohner, wohl zeigt er sich in Weidwerk und Forstwesen erfahren — aber tieferes Interesse vermag er nicht zu erwecken, seine Schilderungen sind oft recht oberflächlich, ihr Inhalt zuweilen recht unbedeutend, und auch die flotte Schreibart, die freilich nicht immer ganz correct und natürlich ist, kann über diesen Mangel nicht hinwegtäuschen! Auch das erscheint uns nicht als ein Vorzug dieser Geschichten, daß der Humor so wenig zu seinem Rechte kommt, viel weniger als in den frühern Erzählungen des Verfassers. Vielmehr zeigt sich hier fast eine Vorliebe für tragischen Ausgang, der nicht immer genügend in der Anlage der Erzählung begründet ist und im „Letzten Gang zum Fensterl" geradezu befremdet und verstimmt. Ein ausgeführteres Charakterbild bietet die Leidensgeschichte des Ortsvorstehers Sepp („Nur ein Nagelschmied"); sie überragt die übrigen Erzählungen nicht nur an Umfang. Einige Kapitel sind eigentlich mehr Tagebuchblätter von der Reise, mit allerhand cultur- und sagengeschichtlichen Kleinigkeiten verbrämt. (Beim „Nenen", „Im Rheingau der Alpen", „In der Riß", „Im Winter auf dem Wendelstein" u. s. w.) Wer die beschriebene Gegend kennt, mag diese Schilderungen mit Vergnügen lesen — freilich darf man nicht Steub's köstliche und humorvolle Bilder aus den Alpen vorher gelesen haben.

Süddeutschland ist auch der Schauplatz der fünften Erzählung, aber der Verfasser hütet sich aus naheliegenden Gründen, deutlicher zu werden. Es ist eine echte und rechte Hofgeschichte, die uns E. von Wolzogen erzählt, mit all dem Apparat dieser Gattung. Der Erbprinz irgendeines Großherzogthums liebt die schöne Melanie von Treysa und will sie trotz alles Widerspruchs der Familie heirathen.

Aber die Hindernisse häufen sich, das Paar wird getrennt. Melanie geht an ihrer Liebe zu Grunde, der Prinz ist nahe daran, verlobt sich aber schließlich mit der Tochter irgendeines deutschen Königs. Der Tod der Heldin ist trotz aller Versuche, die Verkettung der Umstände uns wahrscheinlich zu machen, doch allzu romanhaft, wenngleich diese Lösung des Conflicts die einzig natürliche war. Um die Haupthandlung ist geschickt allerlei Beiwerk gruppirt: die unerwiderte Liebe der Prinzessin Eleonore zum Grafen Kospoth, dem demokratischen Freunde und Reisebegleiter des Thronfolgers, die Hochzeit einer ältern großherzoglichen Tante mit einem alten Medicinalrath, allerlei zarte Beziehungen zwischen Hof und Theater u. dgl. m. Der Verfasser versteht es, farbenfrische Bilder des Hoflebens und der Gesellschaft zu geben, er erzählt lebendig und spannend. Besonders gelungen sind die heitern Scenen und die humoristisch angelegten oder ironisch beleuchteten Charaktere.

Ganz in den Hintergrund tritt der Schauplatz der Handlung in dem sechsten uns vorliegenden Werke, in Karl Weitbrecht's „Phaläna"; es beschäftigt sich ausschließlich mit den Schicksalen der Menschen und den Leiden — eines Buches. Ein Band lyrischer Gedichte von Paulus Wikram, mit dem Titel „Phaläna", wird von dem Buchhändler den verschiedensten Leuten zur Ansicht geschickt und vorgelegt, ohne einen Käufer zu finden, bis es schließlich arg mitgenommen in die Hände des Dichters geräth, der sein eignes Werk kauft, um es einer jungen Freundin zu schenken. Auf diesen Irrfahrten des Buchs lernen wir nun eine Menge amüsanter und interessanter Personen kennen. Es sind wechselvolle, bunte Bilder, die nur lose untereinander zusammenhängen, aber jedes einzelne fesselt: die aus Schwaben gebürtige russische Gräfin mit ihrer famosen Bibliothek schöner Einbände, der durchs Examen gefallene Telegraphenbeamte mit seinen rührenden Bekenntnissen, das Dioskurenpaar im Buchladen Werbelin und Swemelin, der Pferdemaler, die beiden Jünger der neuesten Richtung in der Poesie, die ungleichen Dichterinnen, sie alle sind mit dichterischem Auge erschaut und fein gezeichnet. Ueber diesem bunten Wechsel verlieren wir den Dichter der „Phaläna" zuweilen ganz aus den Augen. Sein Kämpfen und Leiden, seine Einsamkeit, nachdem er Weib und Kinder begraben, geht uns ans Herz, und tröstlich wirkt es, daß sein Lebensabend verklärt wird durch den Sonnenschein, den ihm Maja, die Tochter seiner Jugendgeliebten, in das verödete Haus bringt. Der Dichter fürchtet in der Zueignung an seinen Bruder Richard, daß es seinem Buche ergehen wird, wie der „Phaläna" des Herrn Paulus Wikram. Wir hoffen es nicht und wünschen, daß recht viele das Buch kaufen und lesen; sie werden dem Dichter ein paar schöne, genußreiche Stunden danken. Angehängt ist dieser Erzählung ein satirisches Gedicht: „Seefahrt". Es schildert eine Dampferfahrt über den Vierwaldstättersee und macht uns mit verschiedenen Typen moderner Weltanschauung bekannt. Das Ganze gipfelt in einem leidenschaftlichen Kampfe gegen die neueste Richtung der Poesie, die „die Wahrheit im Schmutze sucht" und ihren höchsten Triumph darin sieht, „wahr zu sein bis zum Erbrechen". Aehnliche Töne hat der Dichter schon in einem Kapitel der „Phaläna" angeschlagen, und das war ihm auch die Veranlassung, jenem Buche dieses satirische Gedicht anzuhängen.

Robert Lange.

Aus der Reichshauptstadt.

1. Klostermann's Grundstück. Nebst einigen andern Begebenheiten, die sich in dessen Nachbarschaft zugetragen haben. Von Julius Rodenberg. Berlin, Gebr. Paetel. 1891. 8. 3 M.
2. Das weibliche Berlin. Bilder aus dem heutigen socialen Leben von G. von Beaulieu. Berlin, S. Fischer, 1892. 8. 1 M. 50 Pf.
3. Ein Genie der That. Roman in zwei Bänden von Ernst Remin. Stuttgart, Engelhorn. 1892. 8. 1 M.
4. Das Haus Steinert. Eine Erzählung von Georg Bormann. Berlin, Bibliographisches Büreau. 1892. 8. 4 M.

Billig steht Julius Rodenberg's „Klostermann's Grundstück" (Nr. 1) voran. Ueberall aus diesen berliner Skizzen leuchtet seine warme, ich möchte fast sagen väterliche Liebe zu Berlin hervor, und diese Wärme des Gefühls gewinnt auch für die an und für sich nicht gerade bedeutenden Skizzen, die wol alle zuerst ein berliner Feuilleton geziert haben. Außerhalb Berlins theilt man nun freilich bei aller Bewunderung des staunenswerthen Aufschwungs dieser Stadt Rodenberg's Liebe keineswegs, die sich allerdings mehr dem alten als dem neuen Berlin zuwendet. Doch auch das neue Berlin hat es ihm angethan, und es betrübt ihn vielleicht, daß er seine Leser nicht zu derselben Liebe zwingen kann. Weil etwas mit dem alten oder dem neuen Berlin zusammenhängt, liebt es Rodenberg und findet es liebevoller Schilderung werth. Uns aber interessirt in einem Buche, vollends wenn dasselbe künstlerische Ansprüche macht, Berlin nicht mehr als Buxtehude, und fast komisch berührt es den Leser, wenn Rodenberg in der hübschen Skizze: „Der Hochzeitswagen", offenbar mit dem Anspruch, daß das hochbedeutsam sei, uns folgendes Bädeker-Menu auftischt: „Wenn man heutzutage aufs Land hinaus will, so hat man die Vorortbahn nach Johannisthal und Grünau, die Ringbahn nach Tempelhof und Treptow, die Stadtbahn nach Stralau, Rummelsburg und Friedrichshagen, die Dampfstraßenbahn nach Schwarzendorf und dem Grunewald, die elektrische Bahn nach dem Spandauer Bock und die Pferdebahn überall hin."

Die berliner Leser wissen das hoffentlich alles selbst,

und uns übrigen ist es ungeheuer gleichgültig. Ein klein wenig Selbstgefälligkeit länft auch bei Rodenberg mit unter, wenn er uns seine Kenntnisse über das alte Berlin und wie es das neue geworden ist, mittheilt. An diesem Faden ist „Klostermann's Grundstück", die pièce de resistance des Buches, angereiht. Hierbei hat Rodenberg aber den richtigen Weg eingeschlagen, statt geschichtlich-geographisch vorzugehen, uns die Geschichte eines Berliners und seiner Frau zu erzählen, welche diese Wandlungen mitmachen. Die Geschichte ist sehr hübsch erzählt und entbehrt nicht des ergreifenden Schlusses wie feiner Einzelheiten. Sie wirkt durch sich selber, nicht durch die für künstlerische Wirkung ganz nebensächliche Thatsache, daß es sich um Berlin handelt. Sie wirkt durch die Behaglichkeit der Darstellung im Bunde mit der liebevollen Vertiefung in das Schicksal des berliner Ehepaars, wobei auch der Humor, der sonst Rodenberg's Sache nicht zu sein scheint und der im neuen Berlin überhaupt nicht existirt, zu seinem Rechte kommt. Ich bestreite nicht, daß man in Berlin über das Anrecht des Berlinerthums auf Humor anderer Ansicht ist.

Offenbar will auch Frau oder Fräulein Beaulieu in ihrem Buche „Das weibliche Berlin" (Nr. 2) humoristisch sein. Sie ist es auch bis zu einem gewissen Grade; aber sie macht, was wir ihr als Berlinerin hoch anrechnen, nicht Anstrengungen, mehr zu scheinen, als sie ist. Daß z. B. „Cameralia" keine Dame, sondern ein Neutrum Pluralis ist, das zu wissen, würde zwar nicht über die Grenzen, die den Frauen gesetzt sind, hinausreichen; allein solche liebenswürdige Schnitzer sind wir ja bei der Frauenschriftstellerei gewöhnt, und daß sie selten über das Durchschnittsmaß emporragt, ebenfalls. Die Frauen sind bessere Beobachterinnen, als die Männer meist glauben, und für ihre Schwestern haben sie einen besonders scharfen Blick, auch ohne daß Neid oder Liebe ihn schärft. Auch der Blick dieser Schriftstellerin in die Geheimnisse des weiblichen Berlin ist ein scharfer, und wenn man die Skizzen gelesen hat, ist man über einen großen Theil des weiblichen Berlin orientirt und zwar in ganz angenehmer und unterhaltender Weise.

Vielleicht ist es nicht überflüssig zu bemerken, daß die Skizzen nur das anständige weibliche Berlin umfassen und daß sie mehr das Tüchtige der Berlinerin neben all ihren Schwächen betonen, als das Abschreckende. So wird es dem anspruchslosen, mit manchem humoristischen Anlauf geschmückten Buche nicht an Leserinnen auch außerhalb Berlins fehlen.

Von einer andern Seite zeigt uns Ernst Remin Berlin in seinem Roman „Ein Genie der That" (Nr. 3). Das Genie der That ist ein ganz gewöhnlicher mittelmäßiger Bruder Schriftsteller, dabei ein Charakterlump erster Güte, wie sie leider unter den Schriftstellern nicht selten sind. Er weiß durch allerlei unlautere Manipulationen sein Glück zu machen, und zuletzt gewährt ihm das Schicksal durch den Tod seiner Frau und seines Schwiegervaters neben dem nöthigen Mammon auch noch die volle Unabhängigkeit des Junggesellen — eine seltsame ethisch-poetische Gerechtigkeit! Seine Frau, in der Gesinnung ihm ebenbürtig, indessen durch die altväterischen Verhältnisse, in denen sie aufgewachsen, und durch ihre Liebe zu dem flotten, jungen adeligen Herrn einigermaßen entschuldigt, muß sterben, nachdem sie durch ihre Gemüthsroheit ihren Vater getödtet hat — wiederum eine seltsame Gerechtigkeit! Besagter Vater, ein altberlinischer Starrkopf, wird wegen eines Diebstahls, der keiner ist, von spitzfindigen Richtern als Dieb zu einem Tag Gefängniß verurtheilt, woraus sich die seltsamsten und unwahrscheinlichsten Folgen ergeben, z. B. die, daß Bruder Schriftsteller nicht länger Redacteur bleiben kann und daß dieselben Zeitungen, die seine Sachen bisher mit Vergnügen gedruckt haben, sie ihm als dem „Schwiegersohn eines Diebes" zurückschicken. Wo in der Welt sind solche skrupulöse Verleger und Redacteure zu finden? In Berlin gewiß zuletzt!

Wirklich psychologische Entwickelung ist bei dem Helden nicht vorhanden: er ist von Anfang an bis zu Ende der gleiche Schurke, der uns so wenig interessirt wie seine Frau, an der eine geistige Eigenschaft überhaupt nicht zu entdecken ist. Mehr psychologische Entwickelung hat der Verfasser bei dem andern Paare versucht, das im ersten Band im Vordergrund steht: ein Offizier, der seiner Braut auf Ehrenwort versichert, er habe mit seiner ins Wasser gesprungenen Geliebten keinerlei Umgang gehabt, und der nun an den Folgen dieses Ehrenwortbruchs schwer trägt, bis er mit Hülfe seiner Braut und Frau wieder ein Ehrenmann wird. Aber auch für dieses Paar hat uns der Verfasser nicht zu erwärmen vermocht: wir bleiben recht gleichgültig bei seinen Leiden, und wenn er sich erschossen hätte, wie er einmal beabsichtigte, so hätten wir weiter nichts dagegen einzuwenden gehabt.

Was bleibt uns nach Lektüre dieses im üblichen Romanstil ohne jede Besonderheit erzählten Romans? Nichts, als das Bewußtsein, wieder einmal einen berliner Roman gelesen und uns dabei leidlich unterhalten zu haben. Das mag für eine Eisenbahnlektüre genügen. Für ein Unternehmen, wie das Engelhorn'sche, der uns in der „Allgemeinen Romanbibliothek" „die besten Erzeugnisse der Romanliteratur aller Nationen" vorführen will und auch vorgeführt hat, ist es herzlich wenig.

Wiederum in das liebenswürdige Berlin führt uns „Das Haus Steinert" von Georg Bormann (Nr. 4). Wie der Handwerker die Künstlerstochter gewinnt, das ist der Inhalt dieser Erzählung, die wenig spannt, aber durch den sittlichen Gehalt und die Tüchtigkeit der geschilderten Menschen anzieht. Der Erzähler läßt sich behaglich gehen, erspart uns auch Kleinigkeiten und Nebensächlichkeiten nicht und schildert seine Helden mit jener liebevollen Theilnahme, die auch bei wenig Kunst die Herzen der Leser gewinnt. Ja, die ganze Art der Darstellung macht den Eindruck, als ob die Einleitung nicht blos fingire, es

handle sich um die wirkliche Lebensgeschichte zweier edler Menschen, sondern als ob wirklich ein mit dem Herzen dabei Betheiligter geschrieben hätte. Und am Schlusse haben wir uns vielleicht weniger unterhalten als bei Remin, dafür aber gehen wir mit einem reineren und erhebendern Eindruck von der Lektüre weg, obwol Remin schriftstellerisch sicherlich bedeutender ist als Georg Vormann.

Richard Weitbrecht.

Zur Anthropologie.

„Es ist ein großes Vorurtheil des allgemeinen Publikums, daß die Wissenschaft immer nur aufzubauen habe. Sie hat oft viel mehr einzureißen, als sie an die Stelle setzen kann, und von der vergleichenden Anthropologie gilt dies ganz besonders, weil man in ihr sich vielfach versuchte, ohne über einen hinlänglichen Vorrath von Beobachtungen verfügen zu können und ohne lange Arbeit zu verwenden." Diese Worte des ausgezeichneten Naturforschers E. H. von Bär sind in der That bezeichnend für die landläufige Auffassung weiter Kreise, denen es vor allem um eine hübsch abgerundete, leicht übersichtliche und womöglich systematische Gestalt der wissenschaftlichen Forschungen zu thun ist. Man sollte dem gegenüber sich nur des bedeutungsvollen Umstandes erinnern, daß es bisweilen viel mehr Muth, Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe bekundet, bei irgendeiner detaillirten Untersuchung eine Lücke einzugestehen, als dieselbe mit einer glänzenden Speculation zu verhüllen. In dieser Beziehung kann gerade die Urgeschichte, die es vielfach noch mit „disjecta membra" zu thun hat, nicht vorsichtig genug sein, und sie wird durch diese vorsichtige kritische Haltung am ehesten den Verdacht und Argwohn der exacten Geschichtsforschung beschwichtigen. Wir dürfen es deshalb als ein Glück bezeichnen, wenn uns heute ein Werk geboten wird, das auf der Höhe der modernen Wissenschaft stehend doch sich von allen — leider immer noch beliebten — phantastischen Deutungen und halsbrechenden Hypothesen fern hält, es ist dies:

Die Urgeschichte des Menschen nach dem heutigen Stande der Wissenschaft von Moritz Hörnes. Zwei Halbbände. Mit 22 ganzseitigen Illustrationen und 323 Abbildungen. Wien, Hartleben. 1891—92. Gr. 8. 10 M.

Daß auf der andern Seite die Urgeschichte, die in so unmittelbarer Fühlung mit geschichtlichen, ethnologischen und philosophischen Untersuchungen steht, die allgemeinen Probleme berühren muß, welche auf den Grenzgebieten jener Wissenschaften liegen, versteht sich von selbst, und wir begrüßen gerade deshalb die der eigentlichen fachwissenschaftlichen Darstellung vorangeschickten Excurse mit besonderer Freude, die, wie ich sehe, anderweitig etwas widerwillig aufgenommen wird, da sie zu wenig positive wissenschaftliche Resultate zu Tage fördern (vgl. „Globus", Bd. 61, Nr. 16, S. 254). Gerade durch solche Erwägungen, die unter strenger Berücksichtigung des fachwissenschaftlichen Standpunktes die organischen Beziehungen zu andern verwandten Wissenschaften aufsuchen und klar legen, wird der unheilvollen Isolirung und der damit verknüpften einseitigen und oft geringschätzigen Beurtheilung innerhalb der Republik der Wissenschaften am besten vorgebeugt.

Das gilt z. B. in erster Linie von der feindseligen Haltung, welche vielfach noch die exacte Geschichtsforschung gegen die Prähistorie an den Tag legt. Woher das? Einfach deshalb, weil von beiden Seiten Ansprüche gestellt werden, die aus der Methodik der eigenen Forschung hervorgegangen sind und daher bei der unüberlegten Uebertragung der jeweiligen Standpunkte nicht erfüllbar sind. Es ist somit sehr angebracht, wenn der Verfasser unter dem Motto Peschel's: „Sicherlich ist der Naturzustand des Menschengeschlechts unserer Beobachtung, ja sogar unserer Ahnung entrückt", sich darauf beschränkt, dies fragliche Bild nur nach seinen allgemeinen Umrissen zu entwerfen und von jeder detaillirten oder gar chronologisch genauen Bestimmung Abstand nimmt. Es handelt sich darum, diese maßgebenden Kriterien der Beurtheilung, unter Anlehnung an die moderne Völkerkunde, zu begründen, ehe die eigentlich specialwissenschaftliche Bearbeitung des Materials beginnen kann. Dahin gehören z. B. die Probleme vom Ursprung der Sprache, der Religion, des Staates, des Rechts u. s. w., überhaupt des geistigen Lebens. Sobald man dieses, wie es eine weitverbreitete, wesentlich unter darwinistischem Druck stehende Richtung will, als Entwickelungsproducte in dem Sinne betrachtet, daß sie anfänglich im menschlichen Dasein gefehlt und sich dann, in der Hauptsache, durch Nachahmung thierischer Vorbilder eingestellt haben, ist der Phantasie Thür und Thor geöffnet, da es hierfür — abgesehen von einigen ganz ungefähren Anhaltspunkten — an jedem positiven Beweismaterial fehlt. Verzichtet man dagegen auf die erschöpfende Lösung dieses metaphysischen, jenseits aller Erfahrung liegenden Problems und hält sich einfach an die durch Beobachtung und Analogien genügend unterstützte Thatsache des socialen Daseins des Menschen, so sind damit alle jene geistigen Schöpfungen, wenn auch natürlich nur keimartig, von selbst gegeben. So, um nur einen Fall zu erwähnen, die Religion, von der Hörnes mit Recht sagt:

Sowie die Ethnographie keine sprachlosen Völker kennt und auch die Prähistorie trotz der vereinzelten Versuche keine Berechtigung gefunden hat, irgendeinem der Vorzeitmenschen, bis zu deren Spuren sie vorgedrungen ist, diese erhabene Fähigkeit abzusprechen, so existirt auch kein Grund zu der Annahme, daß irgendwann und irgendwo Naturmenschen ohne religiöse Regungen gelebt haben. Völker ohne Religion gibt es nicht. Der Ursprung der Religion und Wissenschaft ist der gleiche, wie ja jede Religion bei

demjenigen, der sie besitzt, als die sicherste aller Wissenschaften gilt und jeder mehr oder weniger die Neigung zu encyklopädischem Wissen innewohnt. Dieser Ursprung liegt in dem menschlichen Bedürfniß, für jede Erscheinung, jedes Ereigniß Grund und Ursache, womöglich den einer kindlichen Vorstellung vertrauten, beseelten Urheber ausfindig zu machen. Der Mensch im Kindesalter ist außer Stande, die Dinge seiner Wahrnehmung als blind waltende Naturkräfte zu denken. In inniger poetischer Vertrautheit mit der Natur erscheint ihm alles beseelt, nicht nur der Baum und der Bach, sondern auch der Stein und der Fels, das Meer und die Sonne sind ihm mit individuellen Kräften und Neigungen, mit Willen und Leidenschaften gleich ihm selbst, der einzigen Analogie, die ihm geläufig ist, begabt. Wie das Kind, das sich an eine Stuhlecke stößt, den Stuhl schlägt, wie das gebrannte Kind nach dem Sprichwort das Feuer fürchtet, d. h. ihm aus Unbekanntschaft mit dem ganzen Wesen desselben einen feindseligen Charakter andichtet, so der Urmensch, so der Naturmensch. (S. 84.)

Von hervorragender Wichtigkeit für das ganze Verständniß der hierbei wirksamen Factoren ist die wichtige Beurtheilung des immer noch vielverkannten Fetischismus, der, weit entfernt eine locale und sporadisch vorkommende Zersetzung des religiösen Bewußtseins darzustellen, vielmehr umgekehrt den allgemeinen, überall wiederkehrenden Ausgangspunkt dieser Entwickelung bildet, wie er unter durchsichtigen Hüllen und Verkleidungen noch heutigentags in den Vorstellungen und Anschauungen der niedern Schichten unserer Bevölkerung, namentlich sofern sie dem der mythologisirenden Auffassung geneigten Katholicismus angehören, anzutreffen ist.

Noch einen andern Punkt, der für die Beurtheilung der einschlägigen Fragen sehr bedeutungsvoll geworden ist, möchten wir berühren: es ist die immer noch beliebte Fabel von dem in schrankenloser Freiheit und Wildheit allein umherstreifenden Urmenschen. Daß diese angebliche Ungebundenheit nirgends in der That existirt, daß vielmehr niemand mehr in seinem Thun und Lassen auf Schritt und Tritt eingeengt ist durch eine Unzahl religiöser und rechtlicher Bestimmungen, daß jene Behauptung eigentlich nur jener sentimental gefärbten Anschauung des gefühlsseligen vorigen Jahrhunderts entspringt, die aus einem gewissen Ueberdruß der eigenen Cultur mit nervöser Hast sich an ganz anders geartete Ideale und Entwickelungsstufen anklammerte, sollte in unsern Tagen nicht mehr lang und breit erörtert werden. Aber, wie bemerkt, ebenso wenig ist das Bild jenes einsamen Urahnen des Menschengeschlechts irgendwie gerechtfertigt und empirisch begründet. Ueberall treffen wir, so weit uns verläßliche Ueberlieferung und maßgebende Analogien führen, auf ein soziales Dasein des Menschen, und gerade in der Urzeit ist aus begreiflichen Gründen die Nothwendigkeit eines solchen gemeinsamen Zusammenschlusses, wenn auch in sehr kleinen Verbänden, recht dringlich gewesen. Der Einzelne ging vielmehr in dieser Association, dem Stamme, auf oder unter, dem anfänglichen Communismus in allen rechtlichen Beziehungen folgte erst geraume Zeit später, als ein verhältnißmäßig sehr junges Culturproduct, das Individuum in seiner Selbständigkeit, Verantwortlichkeit und sittlichen Bedeutung, wie wir sie heutzutage als ganz selbstverständlich ansehen. Auch in dieser Beziehung lehrt erst die Anthropologie und Völkerkunde den zutreffenden entwickelungsgeschichtlichen Maßstab.

Zum Schluß möge hier das mit glänzenden Farben gezeichnete Programm, das der stilgewandte Verfasser sich vorgenommen, und das, wie auch ausdrücklich bemerkt zu werden verdient, nicht wenig durch den reichen bildnerischen Schmuck gewinnt, angefügt werden:

Vom Ursprung des Menschen, gleichsam von seinem embryonalen Zustande und seiner Geburtsstunde, sind zwar noch lange die Schleier nicht gehoben; aber auch hier zeigt sich das Ziel der Forschung, und wir kennen wenigstens einige Stufen der ersten Entwickelung unsers Geschlechts. Kühn stellen wir die Frage, wie der civilisirte Mensch seinen Platz an der Spitze der gesammten Schöpfung errungen hat, mit welchen Mitteln er zuerst den Herrscherthron aufrichtete, den er später in geschichtlichen Zeitläuften immer mehr befestigte und erhöhte. Diese Kenntniß ist auch darum von unermeßlichem Werth, weil sie uns lehrt, daß die Menschheit mit ihren Aufgaben noch nicht abgeschlossen hat, daß sie auch jetzt noch nicht fertig dasteht, sondern in stetem Wandel und Fortschritt begriffen ist. Je größere Zeiträume unser Blick umspannt, je tiefer die Schatten sind, in die er hinabtaucht, desto besser ermißt er die Stärke des Lichts, in dem wir leben, und erkennt, daß wir noch lichtvolleren Zeiten entgegengehen. Trotz aller Macht und Herrschaft, die wir heute schon über die Natur ausüben, sehen wir erwartungsvoll in die Zukunft, wenn wir zurückkehren von der Betrachtung einer Vergangenheit, in der uns die Prähistorie den europäischen Menschen jenseits aller geschichtlichen Ueberlieferung im Kampfe mit den Riesenthieren des Diluviums als rohen Wilden, ja als Kannibalen gezeigt hat. (S. 70.)

Th. Achelis.

Pädagogische Schriften.

1. Religionsunterricht und Erziehung zur Religion. Von Horst Keferstein. (Heft 39 der „Deutschen Zeit- und Streitfragen".) Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G. 1892. 8. 1 M.
2. Was unsere Kinder lesen. Von Chr. Hamann. Klassen- und Massenlektüre. Von F. Aberle. (Mayer-Markau's „Sammlung pädagogischer Vorträge", IV, 8.) Bielefeld, Helmich. 1891. 8. 40 Pf.
3. Der Beginn der Schulpflicht. Ein Beitrag zur Erörterung dieser Frage von Otto Janke. Bielefeld, Helmich. 1891. Gr. 8. 1 M.
4. Ursprung und Wesen der Schule. Von Heinrich Reichau. Magdeburg, Baensch jun. 1891. 8. 2 M.
5. Ehe denn die Schlacht beginnt. Ein Mahnruf an die deutsche Jugend und ihren Kaiser von Wendel Hipler. Leipzig, Jacobsen. 1892. 8. 1 M.
6. Der 27. Januar 1959. Ein Traumgesicht. Von Florian Geyer. Leipzig, Jacobsen. 1892. 12. 50 Pf.

Gemeinsam ist den genannten Schriften die Erörterung der socialen Probleme und Bewegungen und zwei von ihnen sind stark politisch gefärbt.

Als die Panacee unserer Zeit gilt so vielen Religion, und doch ist vermehrte religiöse Bildung für so viele nichts als eine leere Phrase oder ein bequemes Mäntelchen für die eigene religiöse Gleichgültigkeit oder für kirchliche Machtgelüste, oder eine Art Knute für den gemeinen Pöbel. Horst Keferstein (Nr. 1) hält es mit Recht für hohe Zeit, dem Scheinwesen und Unfug, der mit dem Religionsunterricht getrieben wird, den Krieg zu erklären und eine ernste Prüfung des bisher eingeschlagenen religions-pädagogischen Weges eintreten zu lassen, der nicht der richtige sein könnte, da er einen Massenabfall von der Kirche, eine weithin verbreitete Religionslosigkeit oder doch Religionslauheit nicht hindern würde. So prüft er denn die bisherige religiöse Belehrung der Schule, indem er bei seiner Untersuchung besonderes Gewicht legt auf den Stoff, den Beginn, die Art, das Ziel des Religionsunterrichts, auf die Person des Religionslehrers, auf die mithelfenden Factoren in und außer der Schule, auf das Verhältniß von Religionsunterricht und Leben u. s. w. Der Standpunkt des Verfassers ist dogmatisch frei, tolerant und irenisch-unionistisch — in unserer religiös so jämmerlich verhetzten Zeit besonders wohlthuend. Von dem Grundgedanken ausgehend, daß die Religion nie und nimmer vorwiegend Wissen, sondern Gesinnung und Leben sei, bezeichnet Horst Keferstein den Religionsunterricht nur als eines der Mittel, religiös zu bilden, zu erziehen, verlangt darum auch eine umfassende, die ganze Person im Innersten ergreifende religiöse Bildung statt der jetzt üblichen, einseitig intellectuellen Gestaltung der religiösen Unterweisung. Jeder Lehrer, jedes Fach, jede Einrichtung, der ganze Geist der Schule muß in dieser religiösen Bildung den eigentlichen Religionsunterricht unterstützen, und vor, außer und nach der Schule hat das gesammte Leben in Familie, Staat, Gesellschaft, Gemeinde mitzuwirken. Die religiös-dogmatischen Lehren des Unterrichts sollen im Einklang stehen mit dem durchschnittlichen geistigen Entwickelungsstandpunkte der zu Unterrichtenden, die feinern dogmatischen sowol, als die tiefer ins Leben eindringenden ethischen Belehrungen sind einem reifern Jugendalter vorzubehalten, und das Gemeinsame der verschiedenen Bekenntnisse ist im Interesse einer friedlichen und dadurch starken, kraftvollen nationalen Entwickelung, wie im Sinn und Geist des Wesens der Religion besonders zu pflegen.

Die Schrift, die Arbeit eines mehr als 40 Jahre im Amte thätigen Religionslehrers, ist warm geschrieben und zeugt auch in Einzelheiten von reicher pädagogischer Erfahrung; die logische Entwickelung sollte da und dort schärfer und consequenter sein. An Widerspruch wird es ihr nicht fehlen, aber auch der Gegner wird gestehen, gar manche gute Anregung von ihr empfangen zu haben.

Ein anderes für unsere Zeit und unser Volk sehr wichtiges Thema behandelt C. Hamann in seinem Vortrag: „Was unsere Kinder lesen" (Nr. 2). Wer wollte leugnen, daß in der Lektüre eine Menge Keime des Guten und des Bösen liegen und daß es mit der heutigen Jugendlektüre gar oft schlimm bestellt ist? Die vorliegende Behandlung des schon oft und sehr gut erörterten Themas ist aber weder inhaltlich, noch formell hervorragend. Sie ist im ganzen schwerfällig und mit sentimentalen Ergüssen durchsetzt, die zwar die gute Absicht des Verfassers erkennen lassen, mit denen aber die Sache selbst nicht gefördert wird. Wer den „Struwelpeter" eine schauerliche Poesie nennt, sollte eigentlich nicht das Recht haben, über Jugendlektüre zu sprechen, auch die „Hoffmäule" und die Räuber- und Indianergeschichten möchte ich keineswegs ganz preisgeben. Fast erstaunt ist man bei diesem nüchternen, altersschwachen Standpunkte des Verfassers, ihn doch als Fürsprecher der Märchen zu finden. Ahlfeld ist allerdings keine Lektüre für Kinder und nur Unverstand kann ihn als solche empfehlen; aber er ist ein vortrefflicher, nicht nur ein „sogenannter" Volksschriftsteller, und „unflätig" ist er nie. „Minna von Barnhelm", „Maria Stuart", ja sogar „Hermann und Dorothea" von Hamann aus sittlichen Gründen auf den Index gesetzt zu finden — das wundert uns dann freilich nicht mehr. Der Anhang „Klassen- und Massenlektüre" von Aberle gibt eine vortreffliche Anregung, die freilich aus dem unglücklichen Titel nicht zu verstehen ist. Aberle will in jeder Klasse ein ganzes Buch (z. B. Robinson, Rein's Nibelungen) von allen Kindern lesen und dann im Unterricht verwerthen lassen. Dies nennt er „Klassenlektüre". Von dem vierten Schuljahre an tritt dazu die „Massenlektüre", die die Oberstufe allein beherrscht: Lektüre mehrerer Bücher im Anschluß an den Unterricht in Religion, Deutsch, Geschichte, Geographie und Naturgeschichte. „So steht die Lektüre in organischem Zusammenhange mit dem Klassenunterrichte und arbeitet mit an der einheitlichen Gestaltung des kindlichen Gedankenkreises." „Nicht viele Bücher lesen, aber wenige gut!"

Eine wichtige pädagogische Frage, die nach dem Beginn der Schulpflicht, ist seinerzeit angeregt worden durch den Antrag des Abgeordneten Rickert, „die königl. Regierung zu ersuchen, dem Landtage einen Gesetzentwurf vorzulegen, durch welchen der Beginn und das Ende der Schulpflicht für den preußischen Staat geregelt wird, und bei dieser Gelegenheit in Erwägung zu ziehen, ob nicht der Anfangspunkt des obligatorischen Schulunterrichts hinauszuschieben sei". In den gesetzlichen Bestimmungen hierüber herrscht bis zur Zeit die größte Mannichfaltigkeit; auch die neuerdings angestrebte einheitliche gesetzmäßige Ordnung dieser Materie ist nicht erfolgt infolge des bekannten Schicksals der verschiedenen neuern Schulgesetzentwürfe. Sie muß und wird aber erfolgen, und daher ist es sehr wünschenswerth, daß Klarheit über die Frage möglichst weit im Volke sich verbreite. Merkwürdigerweise findet sich über diese wichtige Streitfrage nur

weniges in der pädagogischen Literatur. Eine gründliche und umfassende Behandlung des Stoffs lag bis jetzt nicht vor, und auch dieser selbst war dürftig und sehr zerstreut. Es war daher ein guter Gedanke Janke's, das einschlägige Material zur allseitigen Betrachtung der Frage zusammenzutragen, daraus ein Urtheil abzuleiten und so andern die Bildung ihres Urtheils wesentlich zu erleichtern. Otto Janke's Broschüre (Nr. 3), eine sehr gründliche, auf fleißigem Studium des einschlägigen Materials beruhende, durch klare Darstellung und im allgemeinen scharfes Urtheil ausgezeichnete Arbeit, erörtert den Beginn der Schulpflicht nach den hygienischen, pädagogischen und volkswirthschaftlichen Gründen, die in Betracht kommen, zieht die Folgerungen und gibt einen kurzen geschichtlichen Ueberblick und ein Literaturverzeichniß. Dem Resultat, daß der Schulunterricht mit dem vollendeten sechsten Lebensjahr im allgemeinen (Ausnahmen läßt er ausdrücklich, in sehr verständiger Berücksichtigung besonderer Umstände, gelten) zu beginnen habe, vermag ich nicht ohne weiteres zuzustimmen, trotz der im ganzen so sorgsamen Beweisführung des Verfassers. So gestaltet sich mir die Frage: Sind zwingende Gründe vorhanden, die von den Aerzten behauptete Schädlichkeit des Schulunterrichts vor dem vollendeten siebenten Lebensjahre über das Kind ergehen zu lassen? Daß solche vorhanden sind, beweist mir auch Janke nicht. Ich bin der Ansicht, daß bei weniger schulfuchsenmäßiger, vernünftigerer Gestaltung des Unterrichts besonders der ersten Schuljahre und unter gehöriger Betheiligung der die Schule unterstützenden Factoren („Mutterschule!") die Volksschule ihre Aufgabe erfüllen könnte, auch wenn ihr die Kinder erst mit sieben Jahren übergeben würden.

Heinrich Reichau's Schrift (Nr. 4) handelt von „Ursprung und Wesen der Schule". Der Verfasser unterscheidet zwischen beiden Begriffen so: „Das Wesen der Schule ist der Inbegriff der unabänderlichen Merkmale aller Erscheinungsformen und nicht blos derer, die einem Sittlichkeitsbegriffe gerecht wird, an dessen Verwirklichung alle menschlichen Einrichtungen ebenso gut arbeiten, wie die Schule. Um es zu erkennen, bedarf es nicht einer philosophischen, sondern geschichtlich-genetischen Betrachtungsweise. Die Frage nach ihm hält sich in weit engeren Grenzen, als die nach dem Ursprunge. Sie geht nicht wie diese von dem psychischen Triebe, sondern nur von seiner ersten sichtbaren Erscheinungsform aus und will nicht den Zusammenhang zwischen jenem und dieser, sondern nur den zwischen dieser und den späteren Wesensformen erklärt wissen." (S. 54.) Demgemäß verlangt er unter Kritik der bisherigen Anschauungen, daß sich die Geschichte der Schule aus dem Rahmen antiker Geschichtsauffassung, in den sie bis jetzt gespannt gewesen sei, frei mache und bis zur anthropologischen Wurzel zurückgehe und sittliche wie praktische Bedürfnisse und Tendenzen gleichermaßen berücksichtige, und entwickelt die verschiedenen Erscheinungsformen von der primitiven Schule durch die Socialschule in alter Zeit und durch die Individualschule, ein Machtmittel der sich über die Gemeinschaft erhebenden Stände, hindurch bis auf die wieder emporkommende Socialschule der Neuzeit. Hier gewinnt dann die bisher mehr akademische Erörterung besonderes Interesse, indem sich Reichau als Anhänger der vollen Verstaatlichung der Schule und zugleich der „Schulreform" erweist. Die Begeisterung für diese ist es wol auch, die ihn mit dem Hymnus auf den Kaiser schließen läßt: „Kein Wunder daher, daß auch unser Kaiser sich diesen Bundesgenossen (die Schule) kampfbereit zu erhalten sucht, indem er ihn ausrüstet mit besseren Waffen und ihn, wie der Große Kurfürst nach der Schlacht bei Fehrbellin, Friedrich der Große nach dem Siebenjährigen Kriege, Friedrich Wilhelm III. nach den Befreiungskriegen, aus dem Staube einer verwelkten Weltanschauung in die Frühlingsluft einer neuen Zeit führt." (S. 87.) Ob der Verfasser auch so geschrieben hätte, wenn ihm schon bekannt gewesen wäre, was allmählich über die Geschichte des Zedlitz'schen Volksschulgesetzentwurfes zu erfahren war? — Reichau's Schrift ist auf reichen culturgeschichtlichen und pädagogischen Kenntnissen aufgebaut; dagegen mangelt der Untersuchung öfter der straffe Gang und die Gabe, kurz und ohne lästige Wiederholung klar zu sagen, was gesagt werden soll.

Auf dem socialpädagogischen Gebiet bewegt sich Wendel Hipler's „Ehe denn die Schlacht beginnt!" (Nr. 5), ein Mahnruf an die deutsche Jugend und ihren Kaiser. Nachdem Hipler mit der herrschenden Gesellschaft in unerhörter Weise ins Gericht gegangen ist, die heutige Wissenschaft, das herzlose Scheinchristenthum, die Unsittlichkeit des Großkapitals, die bestehende Productionsweise, die moderne Talmibildung für das sociale Elend und die lauernde Revolution verantwortlich gemacht und die gegenwärtig versuchten Hülfsmittel, auch die Socialdemokratie, in vernichtender Kritik als durchaus ungenügend bezeichnet hat, entwickelt er das Programm der neuen kaiserlich-socialen Partei, die sich bilden muß aus dem deutschen Mittelstand, dem deutschen Handwerker und dem deutschen Bauer, unter Führung des Kaisers und Bismarck's. Staatshülfe zur Selbsthülfe durch freiwillige Productionsgenossenschaften ist der Hauptpunkt dieses Programms; alle übrigen Gedanken zur Ausführung dieser Grundidee gibt der Verfasser jedem preis, der Besseres weiß. Drastische, packende Darstellung, kräftiger, origineller Stil, feurige, herzwarme Gesinnung, hohe Idealität und mancher beherzigenswerthe Gedanke zeichnen die Broschüre aus; trotz manchem Kernschuß schießt Hipler aber sehr oft über das Ziel hinaus und der Ton fällt öfter in den reinen Tamtam-Ton. Eine empfehlenswerthe Lektüre ist die Schrift, wenn auch das Programm des Verfassers in dieser Form sicher nicht verwirklicht werden wird.

Der poetische Adjutant dieses social-monarchischen Parteihauptmanns ist Florian Geyer in seinem „Traumgesicht": „Der 27. Januar 1959" (Nr. 6). Die Dichtung gilt in erster Linie dem Kaiser; sie will ihn als General

der neuen Partei gewinnen und ihn bewegen, Bismarck zu seinem Generalstabschef zu machen. Manchmal etwas dunkel, ist sie der Ausfluß einer reichen Phantasie und edler Gesinnung und bewegt sich in kräftigen, schwungvollen Versen; aber bleiben wird sie ein — Traumgesicht.

Ednard Hang.

Zur Geschichte der Schweiz.

Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft. Zweiter Band: Bis 1516. Von Johannes Dierauer. (Geschichte der europäischen Staaten. 53, 1.) Gotha, F. A. Perthes. 1892. Gr. 8. 9 M.

Mit erfreulicher Schnelligkeit ist dem seinerzeit in d. Bl. gebührend gewürdigten ersten Bande von Johannes Dierauer's „Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft" der zweite gefolgt: er behandelt gerade ein Jahrhundert, den Zeitraum, den man als die Epoche des Höhenstandes des aus so bescheidenen Anfängen erwachsenen Bundesstaats bezeichnen darf, an den sich die stolzesten Erinnerungen des immer zuversichtlicher aufstrebenden Volks anschließen und der durch die Fülle seines bedeutsamen Inhalts und seine Verknüpfung mit den wichtigsten Momenten der allgemeinen Geschichte auch in weitern Kreisen lebhaftes Interesse zu erwecken geeignet ist, von der Beendigung nämlich des Kampfes, der 1415 die für die äußere Gestaltung und die militärische Sicherung der Schweiz so werthvolle Eroberung des Aargaues herbeiführte, bis zu der mit Zwingli's Auftreten beginnenden kirchlichen und zugleich politischen Reformbewegung des 16. Jahrhunderts. In knapper und streng sachlicher, dabei anschaulicher und antheilvoller Darstellung werden auf Grund sorgsamster kritischer Forschung, welche die Summe des bisher auf diesem Gebiete von der Wissenschaft erworbenen Besitzes wiedergibt, die vielfach wechselnden Ereignisse berichtet, deren Schauplatz die schweizer Berge damals gewesen sind und dabei auch die Momente der innern, geistigen und sittlichen Entwickelung des sich allmählich gestaltenden Volksthums gebührend berücksichtigt. So lebhaft und warm der Verfasser für sein Vaterland empfindet und so sehr auch ihn ein berechtigter Stolz erfüllt bei der Erzählung von den Großthaten seiner Altvordern, so unbefangen und sachlich urtheilt er überall, so freimüthig deckt er auch die Mängel auf, die er an den Trägern jener glorreichen Zeit gefunden hat, und hält sich frei von der so naheliegenden Gefahr in der Verherrlichung der großen Vergangenheit der Gegenwart etwa schmeicheln zu wollen.

Die inhaltreiche Geschichte des von ihm behandelten Jahrhunderts gliedert der Verfasser in zwei Bücher. In dem einen — dem vierten des Gesammtwerks — schildert er den Aufschwung des nationalen Lebens in den sechzig Jahren bis zu dem endlichen Ausgleich der alten Feindschaft mit dem Hause Habsburg durch die Ewige Richtung von 1474; in dem zweiten — fünften — behandelt er den Antheil der Eidgenossenschaft an der europäischen Politik von 1474 bis 1516. Hier stehen im Vordergrunde des Interesses die furchtbaren Kämpfe mit der burgundischen Macht, durch deren Zertrümmerung bei Granson und Murten die Eidgenossen nicht blos die eigene schwer bedrohte Freiheit sichergestellt, sondern das Gleichgewicht der europäischen Mächte überhaupt vor dem Umsturz durch Karl's des Kühnen kriegerische Gewaltherrschaft glücklich bewahrt haben, die eigentliche Heldenzeit der Eidgenossen, die freilich in ihren unvermeidlichen Einwirkungen auf die fernere Gestaltung der innern Verhältnisse bereits die Ansätze zu später hereinbrechenden ernsten Krisen gezeitigt hat. Deren Entwickelung und Lösung findet weiterhin eingehende Erörterung. Das 15. Jahrhundert schließt mit der thatsächlichen Trennung der Eidgenossenschaft vom Deutschen Reich, zu welcher Maximilian's unkluger Versuch, die von ihm eingeleitete Reichsreform weniger zum Vortheil des Reichs als des Hauses Habsburg auf die Eidgenossenschaft auszudehnen, den Anlaß gab. Den Schluß endlich bildet die Geschichte der Einmischung der Schweizer in die sich mehr und mehr verschlingende europäische Politik durch die Theilnahme an den Kämpfen in Italien, namentlich um Mailand, in denen die wachsende Gegnerschaft der Habsburger und der Valois zum Ausdruck kam: diese Episode, unklug eingeleitet und unvereinbar eigentlich mit der Natur und dem Beruf eines solchen republikanischen Staatenbundes, der noch weit entfernt war von bundesstaatlicher Einigung, endet mit der furchtbaren Niederlage der Schweizer bei Marignano, in der Franz I. von Frankreich ihnen den Ruhm der Unbesiegbarkeit entriß.

Mit dem Ausblicke auf Zwingli, der die in dieser so unglücklich ausgehenden Politik zu Tage getretenen tiefen innern Schäden freimüthig aufdeckt und durch eine Regeneration des durch die Schmach abenteuernden Söldnerlebens bedrohten Volksthums seinem Vaterlande eine glücklichere Zukunft zu sichern strebt, schließt das Werk vorläufig ab; hoffentlich werden wir bald durch seine Fortsetzung erfreut.

Hans Prutz.

Dramatisches aus dem Alterthum.

Antike Lustspiele von Friedrich Roeber. Leipzig, J. Baedeker. 1892. 8. 1 M.

Antike Lustspiele sind es nun freilich nicht, sondern Lustspiele aus dem Alterthum, aber sie ermangeln nicht des attischen Salzes und des hymettischen Honigs. Die Verwickelung ist leise geschlungen und leicht gelöst. Ist auch die Handlung nicht immer wahrscheinlich, so erfreut doch die Grazie der Darstellung. Der Dichter huldigt einer vornehmen Anschauung in allen Fragen der modernen Cultur, er verabscheut den öden Pessimismus in der Philosophie und den crassen Naturalismus in der Kunst. Ueberall sind dem Dialog geistreiche Lichter aufgesetzt.

Im ersten Drama, das zuerst allein veröffentlicht worden ist, wird uns eine Philosophin vorgeführt — eine Hypatia im kleinen —, deren Herz sich endlich der Liebe öffnet. Wie schön schildert sie eine Nacht am Meere:

Kein Windhauch kam, ringsum war alles still;
Ich hörte nur die langen Athemzüge
Der See, gleich einer Schlafenden, und so
Durchsichtig war der nächt'ge Himmel, daß
Die Sterne über mir zu flammen schienen u. s. w.

Um die Hand der reichen Erbin wirbt der heruntergekommene Parmenio. Seine Philosophie lehrt: „Die Dummheit schuf die Welt."

Weil sich der Maurer, der das Weltgerüst
Aufbauen sollt', ließ übertölpeln, daß er
Zu bau'n begann, eh' fertig war der Plan; —
Was man so Vorstellung und Wille nennt,
Die vorschnell eine wilde Ehe schlossen.
Drum ist die Welt von allen möglichen
Die schlechteste; es regnet dir durchs Dach
Und durch die Mauern ohrfeigt dich der Wind.

Dem entgegen erklärt Chrysippos, der glücklich die Braut heimführt:

Nein, aus Dummheit nicht
Ward diese schöne Welt. Wie sie geworden?
Wir finden nicht zum Anfang einen Weg,
Noch auch zum Ende. Tränmerei ist alles,
Ein schillernd Nichts, und das ist unser nur,
Was vor uns liegt. Greif furchtlos deinen Theil
Und überreich bist du! Fühl', daß der Geist,
Der einst dem Chaos Licht und Ordnung gab
Und unsre Wohnstatt bildete, die Erde,
Sie heute noch erhält und trägt; daß er
Wohnt in dir selbst, in deinem Aug', wenn forschend
Es in die Tiefe dringt, wenn ihm die Liebe
Entgegenlacht im Auge der Geliebten;
Greif nach den Blumen, die um dich erblühn,
Leg' dich ins Gras und hör' die Bienen summen;
Send' die Gedanken dem Orion nach,
Wenn stumm er seine Himmelsstraße zieht:
So wirst du nur ein Einz'ges mit dem Ganzen,
Das Ganze wird ein Einziges mit dir,
Und die Unendlichkeit der Welt, die Erde
Hier unter dir, die Berge, Meere, Flüsse,
Der Himmel über dir, mit seinen Sternen,
Mit Sonn' und Mond, — und alles, was dich hier
Umgibt, und mit dir lebt und liebt und schafft,
Hat Raum in deinem Haupt und deinem Herzen!

Niedlich ist die Philosophie des verliebten Diphilos:

Willst du,
So mach' ich dich zur Rose und die Rose
An diesem Rosenstock soll mir im Nu
Timandra werden.

Burlesk die der groben Sklavin Lais:

Wenn nach Athen die Bauern mit der Milch
Des Morgens kommen: da ist Wahres drin,
Gemischt mit Falschem u. s. w.

Das erste Stück scheint mir am meisten gelungen zu sein. Das zweite ist „Die Satire" betitelt. Deren Verfasser kommt in Lebensgefahr. Durch die kluge Myrtis werden ihm die Augen über seine Liebeständeleien geöffnet:

Mit seiner stets geschäft'gen Phantasie
Betrügt sich selber der Poet und schafft sich
Aus schlechtem Thon ein göttlich Scheingebild —

und sieht nun, daß er betrügend selber sich betrog. Als deus ex machina erscheint im rechten Augenblicke der Kaiser Hadrian und bestraft die Bösewichter.

Das dritte Stück, „Malermodelle", führt uns nach Alexandria. Die vor nicht langer Zeit gefundenen Gedichte des Herondas haben uns neuerdings wieder gezeigt, welche Fülle dichterischer Motive in der alexandrinischen Welt zu finden war. Fast scheint es, als ob Roeber die Namen seiner Personen aus Herondas entlehnt habe. Das Arbeiten nach Modellen war den antiken Künstlern wohl bekannt. Die Erfindung und die Composition scheint mir in diesem Stücke am geringsten zu sein. Lüsterner Naturalismus und die hehre Kunst treten hier in Gegensatz. Auch die verschiedenen Arten der Dichtkunst. Fast wird es einem zuwider, wie die entsprechenden Schlagworte jetzt immer im Munde geführt werden. Immerhin wird man Roeber's poetischen Protest, den er — etwas unwahrscheinlich — dem König Ptolemaios in den Mund legt, sich noch gefallen lassen.

Richard Opitz.

Schiller's Briefe.

Schiller's Briefe. Kritische Gesammtausgabe der Originale herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. Lieferung 1—5. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1892. 8. Jede Lieferung 25 Pf.

Es ist ein schönes dankenswerthes Unternehmen, welches in den fünf ersten Lieferungen eröffnet vorliegt und das sich kein geringeres Ziel gesetzt hat, als alle Briefe unsers großen deutschen Dichters für den wissenschaftlichen Gebrauch getreu in der Schreibweise der Urschrift zum Abdrucke zu bringen. Daß Gedankenreichthum und eine

edle Sprache allem, was Schiller der deutschen Nation geschenkt und insbesondere auch seinen Briefen innewohnt, ist eine Thatsache, die schon Goethe in einem Ausspruche bestätigte, andererseits bildet eine geordnete und mit Sorgfalt angelegte Sammlung der Briefe eines so großen Dichters seine beste Lebensbeschreibung für die Mit- und Nachwelt. Kein Biograph wird ein klareres Bild des Lebensganges zu geben vermögen, als es uns beim Lesen der in den verschiedenen Lebensverhältnissen des Schreibers abgefaßten vertraulichen brieflichen Documente aus diesen entgegentritt. Und in diesem Sinne muß man dem Sammler und Commentator der begonnenen Ausgabe, Fritz Jonas, welcher so viel Fleiß und Gewissenhaftigkeit auf seine Arbeit verwendet hat, besondere Anerkennung aussprechen. Daß die Sammlung nicht nur für den Forscher, sondern auch für die weitesten Kreise des Volks bestimmt ist, braucht wol nicht besonders erwähnt zu werden. Der Herausgeber stützt sich auf die umfassenden Vorarbeiten der besten Kenner und Forscher auf dem Gebiete der deutschen Literatur; es ist ihm gelungen, zahlreiche Originalbriefe, die noch gar nicht zum Abdrucke gelangt sind, aus diesen Kreisen, aus Bibliotheken und von Privatpersonen, die noch manches derartige Schriftstück des Dichters als kostbaren Schatz verwahren, zu erhalten.

Die Briefe in den vorliegenden fünf Lieferungen reichen vom Jahre 1772 bis 1785, also vom dreizehnten bis zum sechsundzwanzigsten Lebensjahre des Dichters, sie führen uns gewissermaßen die Jugendgeschichte Schiller's vor und beleuchten überraschend sein inneres und äußeres Leben. Was die äußere Anlage des ganzen Werks betrifft, so sei hier bemerkt, daß es auf etwa acht Bände zu je 30—35 Bogen berechnet ist und daß jedem Bande Porträts von Schiller und den wichtigsten Adressaten der Briefe beigegeben sind. In diesen ersten fünf Lieferungen finden wir die Porträts des Herzogs Karl und Schiller's als Karlsschüler (Silhouette), beide Bilder nach gleichzeitigen Originalen wiedergegeben. Die Ausstattung des Ganzen ist vortrefflich und würdig. Nachdem mit diesen vorliegenden Lieferungen noch kein Band abgeschlossen ist und daher die am Ende jedes Bandes vorkommenden Erläuterungen noch fehlen, so genüge diese vorläufige Anzeige; es wird selbstverständlich im Verlaufe des Erscheinens dieses groß angelegten Werks noch eingehender darauf zurückzukommen sein.

Anton Schlossar.

Feuilleton.

Von der Zeitschrift „Aus fremden Zungen", herausgegeben von Joseph Kürschner, redigirt von Otto Baisch (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), liegt jetzt der erste Band des zweiten Jahrgangs abgeschlossen vor und rechtfertigt in der That die Erwartungen, mit denen man ihm entgegengesehen hat. Er enthält eine Reihe von Romanen, Novellen und Novelletten, welche zu den besten unserer Tage zählen. Zola's Roman „Der Zusammenbruch", ferner Daudet's „Rosa und Ninette", Couperus' „Schicksal" und Twain's „Der amerikanische Prätendent" haben schon in unsern Bl. eingehende Würdigung erhalten. Die polnische Literatur ist durch die ergreifende hochpoetische Erzählung „Sie" von Marie Rodziewicz, die italienische durch den realistischen Roman „Nach der Hochzeit" von Neera und das sehr anregende reflectirende Werk von Mantegazza: „Die Kunst zu heirathen", vertreten.

— Unter der neu erschienenen Reiseliteratur ist an erster Stelle zu nennen: „Meyer's Reisebücher: Die Schweiz" (Leipzig, Bibliographisches Institut, dreizehnte Auflage, geb. 6 M.). Die neue Auflage, die selbstverständlich alle neuern Verkehrserleichterungen oder Veränderungen genau verzeichnet und die Angaben über Verpflegung einer sorgfältigen Nachprüfung unterzogen hat, wird den vielen Hunderten, die sich jetzt zur Reise in das Paradies Europas rüsten, höchst willkommen sein. Meyer will für alle ein zuverlässiger Rathgeber sein, insbesondere aber für die Fußtouristen mit kleiner Börse, die sich den Naturgenuß mit nicht allzu großen Kosten erkaufen wollen oder müssen. Der erste Abschnitt des Buchs behandelt den Bodensee und Rheinfall; der zweite Graubündten, Splügen, das Vorderrheinthal; der dritte bespricht ausführlich das herrliche Engadin. Der Vierwaldstättersee ist auch in der Beschreibung der Glanzpunkt des Ganzen. Das Kapitel vom Berner Oberland behandelt auch die neue Bahn nach Mürren, die ein so herrliches Stück Erde uns näher geführt hat, ausführlich. Die letzten Kapitel des mit 21 vortrefflichen Karten ausgestatteten Werks sind der Westschweiz, dem Rhonethal und den oberitalienischen Seen gewidmet.

Denselben Zweck und fast mit denselben Mitteln verfolgt für Tirol das bekannte, nun in siebenter, gänzlich neu bearbeiteter Auflage erschienene Buch von Amthor: „Führer durch Tirol, das bairische Hochland, Salzburg und Vorarlberg" (Leipzig, Amthor). Vorläufig ist der erste Theil erschienen, der das bairische Hochland bis zum Inn, Allgäu, Vorarlberg, Tirol westlich der Brennerbahn bis Ala umfaßt. Der neue Bearbeiter Dr. Wilhelm Halbfaß hat seine besondere Aufmerksamkeit der Ortler-, Stubai- und Adamellogruppe zugewendet; hier sind überall durchgreifende Veränderungen und Verbesserungen eingetreten. Das Buch will weniger den Bergfexen und Hochtouristen ein Führer sein, als vielmehr der übergroßen Zahl von Reisenden, die das Bergsteigen nicht zum Sport, sondern zur Erholung betreiben. Die neuen Karten gerade für Gegenden, die abseits der großen Heerstraße liegen, werden vielen höchst willkommen sein. Etwas sonderbar erscheint, daß der Verfasser die Anzeigen der Gastwirthe, die als Inseratenanhang folgen, den Reisenden angelegentlich empfiehlt. Man will doch wissen, was der Verfasser, nicht was die Besitzer über ihre eigenen Gasthöfe urtheilen. Auf derartige äußerliche Fragen lassen sich gar nicht ein die „Europäischen Wanderbilder" (Zürich, Orell, Füßli u. Comp.). Sie haben es nur mit der Natur und ihrer Herrlichkeit zu thun. In reizvoller und anmuthiger Schilderung und zugleich in prächtiger Illustration führen uns die neuesten Hefte Spier-Kanderthal, Kursaal Maloja, Stuttgart und Rothenburg (Nr. 198—203) vor Augen. Die anregende Schreibweise und die guten Illustrationen geben den hübschen Heften noch höhern Werth, als andere Reisebücher haben. Sie empfehlen sich sehr zur Lektüre nicht blos während der Reise, sondern auch vorher zur Erleichterung der Wahl der Standorte und nach der Reise zur Erinnerung und zur Auffrischung der Naturgenüsse.

— Einer kurzen Erwähnung verdient ein Roman, der bereits

in dritter Auflage erschienen ist: „Die neuen Römer" von Richard Voß (Dresden, Minden, 1892). Die Vorrede zur ersten Auflage, in der der Dichter sich gegen den Vorwurf einer bewußten antikatholischen Tendenz verwahrt, ist im Frühling 1883 geschrieben. Voß führt uns in dieser Dichtung in die römische Campagna, die er aus vieljährigem Aufenthalt gründlich kennt und deren eigenartige Schönheit und Erhabenheit er in glühenden Farben zu malen weiß. Es ist ein im ganzen wenig erfreuliches Cultur- und Sittenbild aus dem Anfang der achtziger Jahre, das uns der Dichter bietet. Eine durch die Miswirthschaft von Jahrhunderten zur Wüste und zum Sumpf gewordene, einst reich gesegnete Landschaft, eine geistig und körperlich völlig verwahrloste Bevölkerung bilden den düstern Hintergrund, von dem sich das sonnige Liebespaar Ruggiero und Silvia wirksam abhebt: er, der letzte Sprößling des päpstlich gesinnten Hauses Romanelli; sie, die Tochter des Grafen della Rocca, des eifrigsten Anhängers des Königs Victor Emanuel. Im Mittelpunkte der Handlung aber steht der Pater Modestus, eine ergreifende, tragische Figur. Die Schicksale und Seelenkämpfe dieses mit einer Jugendsünde belasteten Priesters sind vortrefflich ausgeführt. Seine Wandlung vom stumpf dem Buchstabenglauben ergebenen, willenlosen Werkzeug der Kirche zum denkenden, zweifelnden, selbstbewußten und thatkräftigen Manne fesselt in hohem Grade, während uns seine Vaterliebe, sein Kampf um die ins Kloster geschleppte Tochter und sein Märtyrertod rühren und erschüttern. Mit dem Ausblick auf eine bessere Zukunft schließt der Roman.

Bibliographie.

Ahlwardt und seine Judenflinten. Ansichten eines deutschen Waffenoffiziers. Berlin, Schreiter. Gr. 8. 50 Pf.

Ammann, J. J. (Krummau), Das Passionsspiel des Böhmerwaldes. Prag, H. Dominicus. Gr. 8. 2 M.

Areudt, H., Was thut das deutsche Volk für Kunst und Handwerk? Berlin, Heichen u. Skopnik. Gr. 8. 50 Pf.

Auswahl litterarischer Denkmäler des deutschen Studententhums. Nach den Original-Ausgaben mit Uebersetzungen, Erläuterungen und Illustrationen neu herausgegeben von W. Fabricius. (I.) München, Seitz u. Schauer. Gr. 8. 2 M.

Bardey, E. G., Geschichte von Nauen und Osthavelland. 1. Lfg. Rathenow, M. Babenzien. Gr. 8. 1 M.

Baumgarten, P. M., Giovanni Battista de Rossi, der Begründer der christlich-archäologischen Wissenschaft. Eine biographische Skizze. Festschrift. Köln, J. P. Bachem. Gr. 8. 4 M.

Baumgartner, A., S. J., Gallus Jakob Baumgartner, Landammann von St. Gallen, und die neuere Staatsentwicklung der Schweiz (1797 bis 1869). Mit Benützung des schriftlichen Nachlasses. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 9 M.

Beer, L., Die Flamme. Trauerspiel. Dresden, H. Minden. 8. 2 M.

Bierhaum, O. J., Erlebte Gedichte. Berlin, W. Issleib. 8. 4 M. 50 Pf.

Biesendahl, K., Deutsches Theaterjahrbuch. Ein bibliographisches und biographisches Handbuch der dramatischen Litteratur der Gegenwart für Theater- und Litteraturfreunde. 1892. Berlin, Caisirer u. Danziger. 12. 4 M. 50 Pf.

Blum, M., De Prügelreis'. Berlin, M. Hochsprung. 8. 3 M.

Blumenreich, P., Humor und Leben. Humoristische Erzählungen, gesammelt. 1. Hft. Leipzig, B. Elischer Nachf. 8. 1 M.

Böttcher, P., Dunkle Bilder aus dem Leben deutscher Verbrecher. Nach den Aufzeichnungen eines Zuchthaus-Direktors. Rawitsch, Birkenstock. 8. 1 M. 50 Pf.

Brandies, B., Aus beiden Hemisphären. Anthropologisch-ethnologische Novellen. Berlin, E. Reutzel. 8. 3 M.

Bülow, Frieda v., Ludwig von Rosen. Eine Erzählung aus zwei Welten. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 2 M.

Byr, R., Aquarelle. 2 Bde. Jena, H. Costenoble. 8. 8 M.

Dahlström, Maria, Auf einsamen Wegen. Novellen und Skizzen. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 2 M.

Demmin, A., Eine schöne Welt! Optimisten und Pessimisten. Wiesbaden, Bechtold u. Comp. 8. 75 Pf.

Dorek, T., Fin de siècle. Novellen und Skizzen. Straßburg i. E., H. Friedemann Nachf. 8. 1 M. 20 Pf.

Etle, J., Grundriss der Philosophie. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. Gr. 8. 5 M.

Feller, J., Frisch o'zapft! Neue G'sangeln in altboarischer Mundart. Chemnitz, J. Feller. 16. 2 M.

Friedrich von Flotow's Leben. Von seiner Wittwe. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 3 M.

Fritsch, F. v., Die Sprachreiniger. Schwank. Leipzig, B. Ottmann. 8. 60 Pf.

Gilon, E., Der Kampf um die Wohlfahrt. Preisgekrönt von der belgischen Akademie und vom grossen Orient von Brüssel. Bearbeitet von E. Harmening und G. Maier. 2 Thle. in 1 Bd. Leipzig, J. G. Findel. 8. 3 M.

Glogau, G., Die Schönheit. Vortrag. Kiel, Lipsius u. Tischer. Gr. 8. 60 Pf.

Goncourt, E. de, Die Brüder Zemganno. Roman aus dem Cirkusleben. Deutsch von W. Lilienthal. Berlin, R. Jacobsthal. 8. 1 M. 50 Pf.

Götze, W., Der Arbeitsunterricht im Auslande und in Deutschland, seine wirtschaftliche und nationale Bedeutung. Vortrag. Leipzig, J. C. Hinrichs. Gr. 8. 40 Pf.

Grotthuß, Baronin Elisabeth v., Die Geschichte des Schlaghahn. Ein Märchen. Augsburg, B. Schmid. 8. 80 Pf.

Grottewitz, C., Die Zukunft der deutschen Litteratur im Urtheil unserer Dichter und Denker. Eine Enquête. Berlin, M. Hochsprung. 8. 1 M. 50 Pf.

Günther, F., Erinnerungen an berühmte Virtuosen der Gegenwart. Briefe eines kassubischen Konzert-Arrangeurs an seinen Freund in der Residenz. Stolp, H. Hildebrandt. Gr. 8. 1 M.

Gutmann, M. v., Tönende Saiten. Eine Sammlung von Gedichten. Mähr.-Ostrau, J. Kittl. 16. 2 M.

Hallier, E., Die sozialen Probleme und das Erbrecht. Eine rechtsphilosophische Studie. München, Münchener Kunst- und Verlagsanstalt Dr. E. Albert u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Hauptmann, G., Der Apostel. Bahnwärter Thiel. Novellistische Studien. Berlin, S. Fischer. 8. 1 M. 50 Pf.

Helm, W. v., Das russische Schreckgespenst und sein innerer Werth, oder Haben wir in absehbarer Zeit einen russischen Angriff zu erwarten? Politisch-militärische Studie für alle Stände. Hannover, Helwing. Gr. 8. 1 M.

Henriei, Sophie, Der Tafelrunder Wigamur. Eine Rittergeschichte. Leipzig, B. Ottmann. 8. 2 M. 50 Pf.

Herold, F., Wachsen und Werden. Ausgewählte Gedichte. Dresden, E. Pierson. 8. 2 M. 50 Pf.

Jacobsen, F., Falsche Propheten. Socialer Roman. 2 Bde. Leipzig, G. Wigand. Gr. 8. 6 M.

Jókai, M., Der Seelenbändiger. Roman. Aus dem Ungarischen. Berlin, O. Janke. 8. 2 M.

Der ewige Jude in Monte Carlo. Ein Wintermärchen von der Riviera. Dresden, E. Pierson. 8. 2 M.

Kaiser, F. C. A., Neue Bahnen in der Weltanschauung und Naturanschauung, naturgesetzlich begründet. Dresden, E. Pierson. Gr. 8. 2 M.

Khull, F., Die Geschichte Valnatokis und der Jomsburger, nach der jüngsten altnordischen Bearbeitung erzählt. Graz, Leuschner u. Lubensky. Lex.-8. 2 M.

Köhler, H., Schuld und Erkenntniß. Roman. Leipzig, B. Elischer Nachf. 8. 5 M.

Kunz, Die Thätigkeit der deutschen Reiterei (II) vom 19. August bis zum 1. September 1870, während des Vormarsches gegen die Armee von Châlons. Berlin, R. Eisenschmidt. Gr. 8. 1 M.

Langen, J., Geschichte der römischen Kirche von Nikolaus I. bis Gregor VII. Quellenmässig dargestellt. Bonn, Fr. Cohen. Gr. 8. 14 M.

Larpe, K. von der, Dora. Novelle. Dresden, Albanus. 8. 3 M.

Lind, P. v., „Kants mystische Weltanschauung", ein Wahn der modernen Mystik. Eine Widerlegung der C. du Prel'schen Einleitung zu Kant's Psychologie. München, Münchener Handelsdruckerei und Verlagsanstalt M. Poessl. Gr. 8. 4 M.

Loewenthal, E., Internationales Saecular-Album, als Gruss der Dichter und Denker des XIX. an die des XX. Jahrhunderts herausgegeben. Deutsche, österreichische und schweizerische Schriftsteller. Berlin, K. Siegismund. Lex.-8. 3 M.

Möller, M., Das räumliche Wirken und Wesen der Elektrizität und des Magnetismus. Mit 8 Text-Abbildungen und 3 Tafeln. Hannover-Linden, Manz u. Lange. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Ortmann, R., Ueber dem Abgrund. Roman. Leipzig, B. Elischer Nachf. 8. 2 M. 50 Pf.

— — Auf der Schattenseite. Kleine Geschichten. Leipzig, B. Elischer Nachf. 8. 3 M.

Procházka, R. Freih., Mozart in Prag. Zum 100jährigen Gedächtniß seines Todes. Mit 3 Beilagen und 5 Abbildungen. Prag, H. Dominicus. Gr. 8. 6 M.

Riese, A., Das rheinische Germanien in der antiken Litteratur. Leipzig, B. G. Teubner. Gr. 8. 14 M.

Rocholl, R., Aller Schöne Meister. Ein Hamburger Vortrag. Leipzig, J. Naumann. Gr. 8. 80 Pf.

Rosegger, P. K., Am Tage des Gerichts. Volksschauspiel. Wien, A. Hartleben. 8. 3 M.

Rupprecht, L., Justus Möser's soziale und volkswirtschaftliche Anschauungen in ihrem Verhältnis zur Theorie und Praxis seines Zeitalters. Gekrönte Preisschrift. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. Gr. 8. 3 M.

Schultze, F., Vergleichende Seelenkunde. 1. Bd. 1. Abth. Leipzig, E. Günther. Gr. 8. 3 M.

Schulze, W., Einführung in das Nibelungenlied. Dortmund, H. Meyer. Gr. 8. 6 M. 75 Pf.

Seydlitz, R. v., Goldfliege. Roman. Mit 61 Illustrationen von F. Wahle. München, Münchener Kunst- und Verlagsanstalt Dr. E. Albert u. Comp. Gr. 8. 8 M.

Sibyllinus, D., An der Schwelle des 20. Jahrhunderts. Eine Familienchronik. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 5 M.

Simmel, G., Die Probleme der Geschichtsphilosophie. Eine erkenntnisstheoretische Studie. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 M.

Sturm, J., Fromme Lieder. 3. Theil. Leipzig, Brockhaus. 16. 3 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Fäh, Dr. Ad., **Grundriß der Geschichte der bildenden Künste.** Mit vielen Illustrationen. **Sechste und siebente Lieferung.** Lex.-8°. (S. 357—492.) M. 2.50.

Hiermit ist vollständig

— Zweiter Theil (4.—7. Lieferung): **Die Kunst des Mittelalters.** Mit 187 Illustrationen. Lex.-8°. (S. 213—492.) M. 5.

Der III. Theil wird die Kunst der Renaissance behandeln und das Werk zum Abschluß bringen. — Früher ist erschienen:

Erster Theil (1.—3. Lieferung): **Die vorchristliche Kunst.** Mit 114 Illustrationen. Lex.-8°. (VIII u. 212 S.) M. 3.75.

Das Werk wird in 9—10 Lieferungen à M. 1.25 oder in 3 Theilen vollständig sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Durch das Britische Reich.

Südafrika—Neuseeland—Australien—Indien—Oceanien—Canada.

Mit einem Anhang:

Der Brand des Packetschiffes „France".

Von

Alexander Grafen von Hübner.

Zweite Auflage. Mit einer Karte. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Eine um die Hälfte des frühern Preises ermäßigte zweite Auflage des Werks, in welchem der bekannte, kürzlich verstorbene Verfasser des vielgelesenen Werks „Ein Spaziergang um die Welt" die neue Weltreise schildert, die er in den Jahren 1883 und 1884 ausgeführt hat. Scharfe Beobachtung, weiter Blick, vielseitigste Kenntniß und vollendete Kunst der Darstellung verleihen seinen Aufzeichnungen ein ungewöhnliches Interesse und hervorragenden dauernden Werth.

Einen interessanten Abschnitt aus dem ereignißvollen Leben des greisen Diplomaten und geistreichen Schriftstellers behandelt das im gleichen Verlag erschienene Werk:

Ein Jahr meines Lebens. 1848—1849.

Von

Alexander Grafen von Hübner.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Dieses letzte Werk des dahingeschiedenen Staatsmannes ist sein Tagebuch aus dem sturmreichen Jahre 1848/49, worin der Aufstand in Oberitalien, die wiener Revolution und die Thronbesteigung Kaiser Franz Joseph's mit den vorausgegangenen Verhandlungen in neuer aufsehenerregender Darstellung geschildert sind.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen.

Bearbeitet von Reichsgerichtsrath **A. Bolze.**

Zwölfter Band.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Ein neuer Band dieses Sammelwerks, welches in den Kreisen der praktischen Juristen, Richter und Rechtsanwälte eine steigende Anerkennung findet.

Ein Prospect mit Proben steht auf Wunsch zu Diensten. Preis jedes Bandes geh. 6 M., geb. 7 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschienen:

Dichtungen

von

Julius Sturm.

Fromme Lieder.

Dritter Theil.

8. Geb. m. Goldschn. 3 M.

Den früher erschienenen mehrfach aufgelegten beiden ersten Theilen reihte der greise Dichter als Abschluß diesen dritten an. Wie die früheren aus innerem Drang in Freud und Leid einem Dichterherzen entquollen, dienen sie der Andacht im Hause und heben das Herz himmelwärts.

Der erste Theil erschien in elfter, der zweite in vierter Auflage. Jeder Theil bildet ein abgeschlossenes Ganzes und ist einzeln geb. m. Goldschnitt zu 3 M. zu haben.

Gott grüße dich!

Religiöse Gedichte.

Vierte Auflage. 8. Geb. m. Goldschn. 4 M.

Wie die „Frommen Lieder" der Andacht im Hause dienend, sind diese Gedichte gleich allen anderen Dichtungen Sturm's durch Reichthum an tiefen Gedanken und Wohllaut der Sprache ausgezeichnet.

Zwei Rosen

oder

Das Hohe Lied der Liebe.

Zweite Auflage. 8. Geb. 1 M. 60 Pf.

Lieder und Bilder.

Neue Dichtungen.

Zwei Theile. Zweite Auflage.

8. Geb. m. Goldschn. 6 M.

Zu diesen Poesien entnahm der Dichter den Stoff bald dem zarten Liebesleben, bald dem Soldatenleben oder schöpfte ihn aus Flur, Feld, Wald und Haus. Ueberall versteht er die richtigen Accorde anzuschlagen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Urvasi.

Indisches Schauspiel von **Kalidasa.**

Deutsch metrisch bearbeitet von Edmund Lobedanz.

Dritte Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 33. — 18. August 1892.

Inhalt: Zola's neuester Roman. Von Ernst Groth. — Romane und Novellen. Von Benno Rüttenauer. — Beiträge zur neuesten Geschichte. Von Georg Winter. — Aus Niederösterreich. Von Anton Schlossar. — Zur religiösen Literatur. Von Karl Sallmann. — Wörterbuch des deutschen Verwaltungsrechts. Von Ludwig Fuld. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Zola's neuester Roman.

Seitdem der Meister des französischen Naturalismus für die neue literarische Richtung das Losungswort herausgegeben hat: „Il faut remplacer les romans de pure imagination par les romans d'observation et d'expérimentation", hat er in seinem vielbändigen Romancyklus „Les Rougon-Maquart" immer auffallender danach gestrebt, seinen Schilderungen einen auf fachwissenschaftlichen Studien ruhenden Hintergrund zu geben. Man erstaunt in seinem Börsenroman „L'Argent" über die tiefgehenden volkswirthschaftlichen Kenntnisse des Schriftstellers, man erkennt aus jeder Seite von „La Bête humaine" seine gründlichen Studien über das moderne Verkehrsleben und Eisenbahnwesen, man hat seinen Bauernroman „La Terre" sogar ein Handbuch der Landwirthschaftslehre genannt.

In seinem soeben erschienenen Roman „La Débâcle" *) hat sich Zola auf ein Gebiet begeben, das er bis dahin in keiner Weise berührt hatte, auf dem aber die faulen Früchte des ganzen verlotterten zweiten Kaiserreichs gepflückt werden sollten, das Gebiet der Kriegsgeschichte und der Schlachtenmalerei.

Zola hat es verstanden, über alle vorhergehenden Romane eine schwüle, ungesunde, erstickende Luft zu verbreiten. Die sittliche Verkommenheit der französischen Aristokratie, die geldgierige feige Selbstsucht der Bourgeoisie und die durch Hunger, Trunksucht und Ausschweifungen hervorgerufene Erschlaffung der Arbeiterbevölkerung sind überall der Gegenstand seiner Schilderungen gewesen. Nur ein Gewittersturm von ungeheuerer Gewalt, der die faule Luft reinigte und mit seinen Blitzschlägen die höchsten Häupter träfe, eine mächtige Ueberflutung, die mit wirbelnden Eisschollen über die Lande stürzte, alles Zerfressene und Baufällige über den Haufen würfe und die Erde Frankreichs wieder befreite von dem Unrath einer verdorbenen Zeit, konnte eine glücklichere Zukunft für Frankreich herbeiführen. Dieser Gewittersturm, diese Ueberflutung trat ein durch den Deutsch-Französischen Krieg.

Der Roman „La Débâcle" ist gleichsam die gewaltige Katastrophe in dem großen Sittendrama, das Zola in seinen Geschichten vor uns entrollt. Die Verknüpfung des Romans mit den übrigen ist ganz locker, nur durch eine Gestalt herbeigeführt, durch den aus „La Terre" bekannten Landarbeiter Jean Macquart. Zola schloß diesen Bauernroman mit der Mobilmachung, er erzählt uns darin, wie sich die Bauerjungen den Zeigefinger abhackten, um nur nicht in den Krieg ziehen zu müssen, und wie auf dem Lande gar keine rechte Begeisterung für den Krieg gegen Deutschland vorhanden gewesen sei. Viele sahen in dem Kriege eine gute Gelegenheit, den unerträglichen Verhältnissen ihres Lebens zu entfliehen und das Soldatenglück auf dem Schlachtfelde zu versuchen. Unter diese gehörte auch Jean Macquart. Wir finden ihn gleich im Anfang von „La Débâcle" als Corporal im 106. Infanterieregiment. Er hat den italienischen Feldzug mitgemacht und bei Solferino gefochten; man hat daher dem neunundbreißigjährigen Unteroffizier bei Ausbruch des Kriegs eine Corporalschaft zugetheilt, deren Wohlsein dem gutmüthigen Menschen immer am Herzen liegt. In dieser Corporalschaft finden wir eine wunderlich zusammengewürfelte Gesellschaft: den pariser Stubenmaler und Revolutionär Chouteau; den frommen, bei jeder Gelegenheit betenden Pache aus der Picardie; Loubet, den unehelichen verbummelten Sohn eines pariser Hallenweibes; Lapoulle, den dummen gefräßigen Menschen, der in den Sümpfen der Sologne aufgewachsen ist, und Maurice Levasseur, den jungen Advocaten, der in Paris gelebt hat und beim Ausbruch des Kriegs sofort als Freiwilliger eingetreten ist. Jean und Maurice sind die Hauptheldenden des ganzen

*) La Débâcle par Emile Zola. Paris, Bibliothèque Charpentier. 1892.

Romans. Beide stehen sich anfangs feindlich gegenüber; der gebildete, zart gebaute, mit allen Genüssen bekannte Akademiker fühlt sich als Untergebener dieses vierschrötigen Bauern, der kaum lesen und schreiben kann, im höchsten Grade verstimmt und unglücklich. Hätte er damals gewußt, wie das Kriegsleben wirklich sei, als er auf den Boulevards mit der tollgewordenen Menge mitschrie: „A Berlin! A Berlin!" und sich in diesem siegestrunkenen Zustande in das 106. Regiment einstellen ließ, er wäre doch wol in Paris geblieben. So aber lag er nun mit seinem Corps vor der Straße bei Mülhausen inmitten einer ihm widerwärtigen Gesellschaft. Seine ganze Begeisterung ist bald verflogen, besonders als er mit seinem Schwager, dem Elsäßer Weiß, zusammentrifft, der ihm denn doch ein anderes Bild von den Prussiens entwirft als das in Paris allgemein verbreitete. Weiß ist Werkführer in der Tuchfabrik von Delaherche in Sedan; er ist nach Mülhausen gereist, um Familienangelegenheiten zu ordnen, so lange der Krieg das Reisen ermöglicht. Er haßt die Preußen, trotz seines deutschen Namens, und würde selbst das Gewehr in die Hand nehmen, wenn sie ihn in Frankreich bedrohten.

Die ersten Siege der Deutschen wirkten geradezu lähmend auf die Corporalschaft Jean's. Beim Rückzuge nach Altkirch und Dannemarie werfen die meisten Kameraden die Tornister weg, und auch die Gewehre fliegen allmählich über die Hecken am Wege. Als Maurice dasselbe thut, stürzt Jean wüthend auf ihn zu und zwingt ihn, seine Waffe weiter zu tragen. Die Disciplinlosigkeit ist gleich in dem Anfang dieses Rückzugs so groß, daß man ganze Compagnien hätte niederschießen müssen, um eine kriegsrechtliche Strafe zu ertheilen, und so unterbleibt denn jede Bestrafung. Zola hat dieses Elend der Disciplinlosigkeit, die sich von Anfang an im französischen Heere zeigt, vortrefflich zu schildern gewußt; dazu kommt die Rathlosigkeit der Führer, die oft unlösliche Verwirrung in den Befehlen, die verkehrten Maßregeln der Verwaltungen, die mit ihren Trains voll Lebensmitteln und Munition gewöhnlich dort zu warten pflegten, wo keine Truppen hinkamen oder hinkommen konnten. Man sieht, der Verfasser hat Muth genug, seinen Landsleuten die wahren Gründe des furchtbaren Zusammenbruchs vor Augen zu führen. Nicht der Verrath der Führer, nicht die Bestechungen durch die Feinde haben das Unglück heraufbeschworen, sondern die entsetzliche Prahlsucht, die sittliche Verwilderung, die völlige Unkenntniß aller außerfranzösischen Verhältnisse und selbst die des eigenen Landes. Ein solcher Blagueur, der die Deutschen mit einem Fußtritt aus dem Lande jagen will, ist der Lieutenant Rochas und als Seitenstück dazu und als Typus für einen völlig unfähigen Truppenführer hat Zola den Brigadegeneral Bourgain-Desfeuilles hingestellt, der überall in Zorn geräth, wo er seine Bequemlichkeit vermißt und der mit der Geographie Frankreichs auf einem so gespannten Fuße steht, daß er immer die Maas mit der Mosel verwechselt und sich auf der verwünschten Landkarte der Champagne gar nicht zurechtfinden kann.

Das 106. Regiment verläßt Belfort wieder und begibt sich auf der Eisenbahn nach Reims, ohne auch nur eine preußische Helmspitze gesehen zu haben. Endlich nach langen anstrengenden Märschen, die das Regiment nach Mouzon führen sollten, erblicken sie die ersten Ulanen, die ebenso schnell, wie sie aufgetaucht sind, auch wieder in der Ferne verschwinden.

Nach der Schlacht bei Beaumont geht alles drunter und drüber, und Jean und Maurice sind froh, bei ihren Verwandten und Bekannten in Sedan endlich eine ruhige Nacht zu finden. Maurice's Schwager, Weiß, hat in Bazeilles ein Landhaus. Hier findet der erste Angriff der Baiern statt; das ganze Dorf, Männer, Weiber und Kinder betheiligen sich an dem Verzweiflungskampfe. Weiß selbst ergreift das Gewehr und die Patronentasche eines gefallenen Franzosen und schießt unaufhörlich auf die eindringenden Baiern. Er wird gefangen genommen und standrechtlich in dem Augenblick erschossen, als seine Frau Henriette herbeikommt, um ihren Mann nach Sedan zurückzuholen. Diese furchtbaren Scenen in Bazeilles hat Zola mit einer bewundernswerthen Anschaulichkeit dargestellt. Dann entwickelt sich das ganze Schlachtgemälde von Sedan vor unsern Blicken. Bald führt uns der Schriftsteller auf das Dach eines Hauses in Sedan, wo man eine weite Aussicht über die ganze Umgebung der Festung gewinnt, und von wo man deutlich erkennen kann, wie der eiserne Ring der Deutschen immer fester und undurchdringlicher um die zusammengepreßten französischen Truppen geschlossen wird. Bald gibt er uns durch Erzählungen und Berichte anderer ein Bild von der Entwickelung der Schlacht im ganzen Umkreise, bald führt er uns einzelne Episoden der Schlacht vor und versetzt uns in Jean's kämpfende Compagnie, die auf dem Plateau von Algérie Stellung genommen hat. Bald führt er uns in das Lazareth eines Militärarztes, der unter der Arbeit fast zusammenbricht und rathlos vor der ungeheuern Menge von Verwundeten dasteht. Aber überall werden uns die Schilderungen und Beschreibungen bis ins Genaueste gegeben, überall merkt man, daß Zola die eingehendsten Studien über die Topographie von Sedan, über die Entwickelung der einzelnen Gefechte, über die Kriegschirurgie gemacht hat.

Maurice und Jean haben unter dem Feuer der feindlichen Kanonen echte Waffenbrüderschaft geschlossen; Jean wird verwundet und sein Freund trägt ihn aus dem Gefecht. Die Schlacht ist zu Ende, der unglückliche Kaiser hat sich in die Hände der Feinde gegeben und die Gefangenen werden auf die Halbinsel von Iges gebracht, wo sie unmenschliche Leiden zu ertragen haben. Beim Transport nach Deutschland entweichen Jean und Maurice. Jean bleibt eine Zeitlang bei einem Bauern in Remilly verborgen, Maurice aber geht nach Paris und tritt nach Beendigung des Kriegs in die Reihen des Communards. In den Straßenkämpfen wird er tödlich verwundet; er

erkennt den Gegner, es iſt ſein früherer Corporal und Kriegskamerad Jean Macquart, der treu auf der Seite der Regierung geblieben war. Paris ſteht in Flammen, die Bürger zerfleiſchen ſich gegenſeitig unter den Augen des ſtolzen und ſtummen Siegers; Frankreich iſt verwüſtet, die Städte und Dörfer ſind ausgeſogen oder zerſtört; eine ganze ſittlich verkommene Geſellſchaft iſt zu Grunde gegangen „et Jean, le plus humble et le plus douloureux, s'en alla, marchant à l'avenir, à la grande et rude besogne de toute une France à refaire". Mit dieſem Ausblick auf die Wiedergeburt eines neuen, geſunden, kraftvollen Frankreich ſchließt Zola ſeinen Roman „La Débâcle".

Man muß geſtehen, daß ſich Zola niemals einen ſchwierigern Stoff zur dichteriſchen Geſtaltung gewählt hat, aber die Kritik muß auch hinzufügen, daß ihm niemals die Löſung einer Aufgabe glänzender gelungen iſt, als hier in der Darſtellung des Deutſch-Franzöſiſchen Kriegs.

Ernſt Groth.

Romane und Novellen.

1. Uebermächte. Zwei Novellen von Wilhelm Jenſen. Berlin, E. Felber. 1892. 8. 4 M.
2. Zwiſchen Himmel und Hölle. Roman für Idealiſten und Realiſten. Von Hermann Thom. Oelsnitz i. V., H. B. Rudert. 1892. 12. 5 M.
3. Schickſal. Roman von Louis Couperus. Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt. 1892. 8. 2 M. 50 Pf.
4. Der amerikaniſche Prätendent. Roman von Mark Twain. Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt. 1892. 8. 4 M.

Wilhelm Jenſen gehört zu den ſeltenen Ausnahmen berühmter deutſcher Schriftſteller, die nicht von dem unberechtigten, weil täuſchenden Nothbehelf Gebrauch machen mögen, einen Band Novellen kurzweg mit dem Titel einer einzigen darin enthaltenen zu bezeichnen — eine Unſitte, die neuerdings auch in Frankreich um ſich gegriffen hat und beſonders von Maupaſſant bis zum Unfug getrieben worden iſt. Nur einmal, in dem Band „St. Elmsfeuer", iſt Jenſen von dem guten Grundſatz abgewichen; ſonſt hat er es immer verſtanden, nicht nur einzelne Bände, ſondern ganze Serien von Novellen ſinnig unter einen gemeinſchaftlichen Titel zu bringen. Das will am Ende wenig heißen, wenn der Geſammttitel ſich auf eine Aeußerlichkeit ſtützt, wie etwa auf die gleiche Zeitepoche oder die gemeinſame Oertlichkeit; mehr, wenn er dem wiederkehrenden Grundgedanken, der ſich gleichbleibenden Grundſtimmung Ausdruck verleiht. Dies iſt in dem Buch „Uebermächte" von Wilhelm Jenſen (Nr. 1) der Fall. So ſehr, daß die beiden Erzählungen des Buchs geradezu der Grundidee zu Liebe geſchrieben ſcheinen.

Das trifft dennoch wol nicht zu; Jenſen's ganze Methode des dichteriſchen Schaffens ſpricht dagegen und die zweite Erzählung, „Im gothiſchen Hauſe", gibt darüber unverkennbare Aufſchlüſſe. Der einleitende Theil derſelben iſt im weſentlichen offenbar ein Selbſterlebniß, ſogar vielleicht genau ſo wie es erzählt iſt, woran dann die Phantaſie den eigentlichen Geſchichtsverlauf anknüpfte, alſo daß nicht die Idee einer Uebermacht, ſondern eine ſinnfällige abſonderliche Erſcheinung, die des gothiſchen Hauſes, die Novelle veranlaßt hat. Es iſt dies auch die natürlichere Entſtehungsweiſe einer novelliſtiſchen Dichtung.

Den Inhalt der Erzählung bildet der Verzweiflungskampf zweier junger Leute, die ſich für Bruder und Schweſter halten, gegen die Uebermacht der Liebe. Da auch der Leſer die beiden, wenigſtens lange Zeit, ebenfalls für Geſchwiſter nehmen muß, liegt trotz der äußerlichen Kühle des „gothiſchen Hauſes" über dem Ganzen eine elektriſche Spannung, eine Gewitterſchwüle, die alles befürchten läßt. Und das von zwei Perſonen, die durch ihre geiſtige Vornehmheit im höchſten Grade unſere menſchliche Theilnahme für ſich gewinnen. Daraus entſpringt ein vielleicht unheimlicher, aber hoher äſthetiſcher Reiz, der durch die feine, tief verinnerlichte Zeichnung noch ſehr erhöht wird. Nichtsdeſtoweniger werden die meiſten Leſer beiderlei Geſchlechts erleichtert aufathmen, wenn endlich die glückliche Entdeckung kommt.

Aber nicht alle werden dem Dichter für dieſe Entdeckung Dank wiſſen. Mancher hat dabei vielleicht ſogar das Gefühl, als ob er zum beſten gehalten worden ſei. Seine Erwartung ging auf die nothwendig tragiſche, grauſam tragiſche Entwickelung eines furchtbaren Conflicts zwiſchen Leidenſchaft und Convenienz, zwiſchen Naturgeſetz und Menſchenſatzung — nach des Dichters eigener Auffaſſung — und da muß er erfahren, daß es mit dem Conflicte eigentlich gar nichts war, daß nämlich der Dichter ihn einfach wegräumt, ſtatt ihn zu löſen. Und er will vielleicht nicht begreifen, wozu der Dichter ihn dann erfunden hat. Solch ein naiver Leſer möge bedenken, daß ſeine Erwartung zwar in Norwegen, Rußland und Frankreich erfüllt werden könnte, aber nicht in Deutſchland, wo der Dichter, der ſolches wagte, vor den Strafrichter geſchleppt würde als ein Menſch, der an die Grundfeſten des Staats und der Geſellſchaft, der Sitten und Geſetze rührt. Und jeder Philiſter ſchriee Bann und Fluch über den Miſſethäter. Nur in Ueberſetzungen will der deutſche Philiſter ſolche Dinge leſen.

Die zweite, vielmehr die erſte Erzählung des Bandes heißt: „Der rothe Schirm." Diesmal bildet die Liebe zum Weibe die Untermacht (wenn man das Wort brauchen kann); als Uebermacht ſteht etwas gegenüber, was ſich nicht ſo einfach ausdrücken läßt, was aber im weſentlichen hinausläuft auf die Kraft und Verfaſſung der Seele, die den Dichter ausmachen. Die ganze Erzählung iſt ein wunderbares hohes Lied auf die Schönheitsgewalt der

Natur für Augen, denen ein Gott sein Hepheta gerufen, und sie enthält nicht sowol Schilderungen dieser Schönheit, als vielmehr die Darstellung ihrer Wirkung auf ein dafür gebildetes Gemüth. Wilhelm Jensen erfüllt hier aufs vollkommenste die Forderung, „Lehrt und beschreibet nicht", die er aus seinem geliebten Hölderlin anführt, von dem viel in die Darstellung hineingewoben ist. Eine scharfe Beurtheilung erfährt, was „der Menge gefällt, was auf den Marktplatz taugt".

Daß es Jensen selbst damit hoher Ernst ist, hat er sattsam bewiesen. Wenn er aber in einer kleinen Abschweifung gegen andere den Vorwurf des Gegentheils erhebt, scheint er ihn mir nicht ganz an die richtige Adresse zu richten. Die Leute, die er meint, auf die gegenwärtig in Deutschland alles losschlägt, der Schulmeister und der Staatsanwalt, Gevatter Handschuhmacher und Paul Heyse — und Oskar Blumenthal, der Director des Lessingtheaters, der mit zweifellos ehrlichem Schmerz besonders um die verlorene Keuschheit der Kunst klagt und der da classisch reimt:

Das Widrigste, das Ekelste,
Das ist das fin de siècleste —

nein, sie schreiben nicht für die Menge, die armen Narren, wahrhaftig nicht. Was ich davon weiß, schreiben sie fast nur für sich selber, und man hat diese Thatsache oft genug als Triumph gegen sie ausgespielt. Für die Menge schreiben in Deutschland vor allem — die Ausländer, und dann zweitens die schönfärbenden Familienblattschriftsteller und Schriftstellerinnen.

Die „Schönfärbenden" — in dem Worte liegt alles. Nicht Schönfärben ist Kunst, sondern Schönmalen. Jenes ist nur ein ganz gemeines Handwerk, und die es in der Literatur treiben, thäten meistens besser, ihre Strümpfe zu färben, aber nicht blau, das haben sie nicht nöthig.

Als ein noch ganz unbekannter Autor stellte sich mir Hermann Thom vor mit seinem Buche „Zwischen Himmel und Hölle" (Nr. 2). Und da will ich gleich sagen, daß die geschmacklose Quadratform seines Buchs und die diagonale Titelschrift kein günstiges Vorurtheil in mir erweckt haben. Das Buch selber aber belehrt mich eines Bessern; ich sagte mir dann, daß ich in Gedanken unrecht gethan hätte, daß ja der Schriftsteller kaum für die äußere Form seines Buchs verantwortlich gemacht werden könne, die vor allem das Verdienst des Verlegers bildet.

Das Verdienst Thom's aber ist es, ein gutes Buch geschrieben zu haben. Ich habe in ihm ein neues Talent kennen gelernt. Ein wahres Glück für den Recensenten — dessen Namen große Talente, die größten oft, mit Hohn und Spott überhäuft haben und der doch das Talent über alles liebt, wärmer und aufrichtiger als irgendjemand, der seine Liebe potenzirt mit dem Exponenten des Hasses, den die tausend Unvermögenden langsam und allmählich in ihm erzeugen.

Hermann Thom kennt das Leben und weiß es lebendig zu erfassen und bewegt und farbig darzustellen. Sein gegenwärtiger Roman spielt in den höchsten Gesellschaftsschichten und erweckt den Eindruck, als ob der Verfasser vollständig darin zu Hause wäre. Das ist viel. Er kennt die Sprache jener Kreise und beweist seinen guten Geschmack dadurch, daß er sie charakterisirt, ohne zu übertreiben. Er schreibt auch seine eigene Sprache mit Meisterschaft, klar und wohllautend, auch, wie es scheint, mit großer Leichtigkeit. Von der Originalität und scharf ausgeprägten Physiognomie eines Wilhelm Jensen ist Thom nicht, aber in seiner Weltanschauung ist er ihm verwandt. Er theilt mit ihm besonders den Pessimismus gegenüber den höhern Gesellschaftsmenschen und den Glauben an höhere Naturen in anderm Sinn.

Eine solche höhere Natur ist die Heldin des Romans „Zwischen Himmel und Hölle". Und Hermann Thom weiß, was viele andere nicht wissen oder ihrem Leservolk zu Liebe nicht wissen wollen, daß das Geschick solcher Naturen nothwendig ein tragisches ist, wenn nicht äußerlich, so doch gewiß innerlich. Das ist die Idee des Romans „Zwischen Himmel und Hölle". Sie findet sich auch, wie ganz gelegentlich, einmal darin ausgesprochen. Die schöne Stelle lautet:

Es gibt Menschen, die so veranlagt sind, daß ihr innerstes Sein in Ewigkeit mit der Welt in Dissonanz bleiben muß. Sie tragen den Begriff des Höchsten wie eine Gottesoffenbarung in sich; aber während ihr Auge an den Sternen hängt, strauchelt ihr Fuß, wenn fremde Schuld sie gewaltsam zur Erde niederreißt. Mit dem idealen Maßstabe, der ihnen eingeboren ist, messen sie die Dinge dieser Welt, und wenn sie fehlen, den eigenen Irrthum.

Einen andern Titel würde ich an Thom's Stelle gewählt haben. „Zwischen Himmel und Hölle" ist zwar ziemlich zutreffend, nimmt sich aber etwas marktschreierisch aus.

Nach den beiden deutschen Originalwerken die beiden Uebersetzungen, die wir Joseph Kürschner und der Deutschen Verlags-Anstalt verdanken. Ob wir aber auch wirklich dafür zu danken haben? Die Uebersetzungen überwuchern gegenwärtig wieder derartig in Deutschland, in Zeitschriften sowol wie im Buchhandel, daß es einem bange werden kann. Die Deutsche Verlags-Anstalt besonders scheint es darauf abgesehen zu haben, deutsche Originaldichtungen mit der Zeit ganz unnöthig zu machen.

Doch die beiden vorliegenden Uebersetzungen sind wenigstens beachtenswerthe Bücher. Und doch: ich kenne die neueste holländische Romanliteratur nicht; wenn aber dieses „Schicksal" von Louis Couperus (Nr. 3) typisch für sie ist, muß wenig Originelles an ihr sein. Ein kurzes Vorwort des Uebersetzers spricht von französischem Einfluß. In dem gebotenen Roman von Couperus vermochte ich aber einen solchen kaum zu erkennen; eher dünkt mich der Verfasser unter dem Einfluß der Norweger und Schweden und der beiden großen Russen Tolstoj und Dostojewsky zu stehen. Nicht nur seine künstlerische Methode, auch die Wahl seines Themas scheint mir das zu beweisen. Ich konnte sogar nicht einen Hauch französischen Geistes in dem Buche finden; aber just eben auch keinen holländischen. Wenn das Formale an dem

Roman nach Skandinavien weist, so ist dafür sein stofflicher Theil aus England genommen, wo sich die Handlung abspielt. Es ist also immerhin, was ihm zur Empfehlung gereichen mag, ein Kind germanischen Geistes. Germanisch ist seine Gefühlsweise und Weltauffassung, germanisch darin die Behandlung des Weibes.

Vor allem ist es die Schöpfung eines bedeutenden Talents. Und es ist ein tiefernstes Buch, eine Tragödie in Romanform. Ganz shakespearesch in gewissem Sinn, wie denn auch alle Hauptpersonen tragisch enden; nicht durch äußere Umstände, sondern durch innere Nothwendigkeit, infolge moralischer Veranlagung, die im Buch Schicksal genannt wird. Doch dieses „Schicksal" ist zugleich ein in jedem Sinn modernes Buch und steht dadurch in interessantem Gegensatz zu Shakespeare. In zwei Thatsachen liegt dieser Gegensatz: einmal in der Belanglosigkeit, in der Glanz- und Klanglosigkeit der äußern Handlung, d. h. im völligen Mangel an Pathos, das Wort in weitester Bedeutung genommen, und dann darin, daß auch im Helden nicht sowol die menschliche Schönheit, Kraft und Herrlichkeit betont wird, sondern, modern pessimistisch, allein das Gegentheil davon. So ist also in anderm Sinne die Dichtung doch wieder keine Tragödie; denn von einer Wirkung, die den Menschen erhebt, wenn sie den Menschen zermalmt, kann keine Rede sein. Dieses Buch hinterläßt zunächst eine tiefe Traurigkeit der Seele. Aber doch mit Einschränkung. Wir erstaunen nämlich über das Vermögen des Autors, wir bewundern seine Kunst. Bewunderung aber schließt doch auch freudige Erhebung in sich ein. Wir verzweifeln nicht an der Menschheit, in deren moralischen Abgrund wir schaudernd einen Blick geworfen; da auch der Verfasser, der Künstler, ein Theil dieser Menschheit ist, werden wir das mehr oder weniger bewußte Gefühl haben, daß eine Menschheit, die sich selber so zu erkennen und, was mehr ist, zu objectiviren, d. h. in der eigenen Kunst zu spiegeln versteht, nicht an sich selbst irre zu werden braucht. Daher mag ich die Entscheidung der Frage, ob diese Art Dichtung künstlerisch berechtigt ist, gern der höhern Aesthetik überlassen.

Das sage ich: wer das Organ besitzt, womit man Kunstwerke genießt, wird an diesem Robert van Maeren, genannt Bertie, der einen Abgrund von Verworfenheit darstellt, seine helle Freude haben, wenn er auch vielleicht gar nicht weiß warum, weil es ihm noch nicht klar zum Bewußtsein gekommen ist, daß in der Kunst uns eben vor allem und über alles das Können freut, d. h. die Kunst.

Ob die Auflösung der Moral in Fatalismus eine Ueberzeugung des Dichters oder nur der handelnden Personen ist, sagt uns das Buch nicht, was es nach meiner Ansicht auch gar nicht nöthig hat, da die Kunst als solche nicht belehren soll. „Lehrt und beschreibet nicht!"

Die deutsche Uebersetzung durch Raché ist vorzüglich; sie liest sich fast wie ein höchst eigenartiger Originalstil.

Wenn der Roman „Schicksal" von Couperus manchem zu traurig sein wird, kommen mir in dem „Amerikanischen Prätendenten" von Mark Twain (Nr. 4) einige Stellen allzu lustig, d. h. allzu närrisch vor. Ueberhaupt ist die humoristische Figur des Romans, der Oberst Mulberry Sellers, den Mark Twain auch schon in andern Büchern verwendet zu haben scheint und der diesmal die Titelrolle spielt, einfach ein ausgemachter Narr. Hier eine kleine Probe; Sellers schreibt an seinen Freund:

. . . Ich habe den großartigen Gedanken gefaßt, die Klimaverhältnisse der Erde den Wünschen der betheiligten Bevölkerung entsprechend zu reorganisiren, das heißt ich will auf Bestellung Klimas liefern, für baar oder für gangbare Papiere, das alte Klima als Theilzahlung annehmen, natürlich mit einem ansehnlichen Disconto, wo es mit geringen Kosten ausgebessert werden kann, und es an arme und entlegene Gegenden vermiethen, die kein gutes Klima bestreiten können und sich aus einem kostspieligen zu bloßer Schaustellung nichts machen. . . .

Es wäre mir lieb, wenn Du Dich mit einer passenden Ausrüstung versehen und nach dem Norden abreisen könntest, sobald ich Dir telegraphire, sei es bei Tag oder bei Nacht. Ich wünsche, daß Du das ganze Land übernimmst, das vom Nordpol sich auf allen Seiten durch manche Breitegrade südlich erstreckt und Grönland und Island kanfest zu dem günstigen Preis, den Du jetzt, wo sie billig sind, erzielen kannst. Es ist meine Absicht, eine von den tropischen Zonen da hinauf zu bringen und die kalte Zone nach dem Aequator zu versetzen. Ich werde den ganzen arktischen Kreis als Sommeraufenthalt für das nächste Jahr auf dem Markte haben u. s. w.

Das ist ja ganz köstlich. Aber solche Tollheiten kehren jeden Augenblick wieder, wo nur der ehrenwerthe Oberst auftritt, und oft wird es noch bunter. Ich muß sagen, mir geht das stellenweise über den Humor.

Der edle Don Quichote de la Mancha ist auch ein Narr; aber seine Narrheit hat nicht nur Methode, es liegt sogar ein tiefer Sinn darin; der Dichter benützt sie zu höhern Zwecken, klar und unzweideutig. Dagegen sind mir bei Mark Twain die höhern Zwecke nicht immer klar — vielleicht nur, weil ich kein Amerikaner bin. Einzelne satirische Beziehungen springen ja in die Augen, gerade an der angeführten Stelle. Und mehr als einmal wird man über die ganze Narrheit laut lachen müssen gegen allen Willen und Vorsatz.

Höchst ergötzlich wirken auch einige humoristische Nebenfiguren, wie die beiden wunderbaren Maler Saltmarsh und Handel, während die ewige Begleiterscheinung des Obersten, das mandatlose Congreßmitglied Washington Hawkins fast schemenhaft verblaßt ausgefallen ist, wie er auch in der That keine weitere Bedeutung hat, als der Schatten des Obersten zu sein, als der er, wie es einem Schatten zukommt, jede leise Bewegung seines Körpers nachmacht, worin im wesentlichen sein ganzes Verdienst besteht. Schatten zu materialisiren, die Schatten von Verstorbenen, ist, echt amerikanisch, ein Hauptsport des Obersten. Die Erfolge lassen sich denken. Mit dem Schatten Washington Hawkins ist es dem Dichter nur wenig besser ergangen.

Alles in allem sind mir die ernsten Bestandtheile des Buchs lieber. Und diese nehmen immerhin noch einen

weiten Raum ein. Sie schließen selber wieder zwei Elemente in sich: das lyrisch-sentimentale und das satirisch-realistische. Ich ziehe die Scenen letzterer Art vor. Sie sind die lebenswahrsten, also künstlerisch interessantesten.

Aber sie befriedigen auch noch in anderer Beziehung. Man sollte sie allen Demokratiefanatikern im allgemeinen und allen Amerikaschwärmern im besondern als Medicin verordnen; sie würden gewiß sehr oft eine gesunde Wirkung üben. Denn Mark Twain ist ehrlich; er schmeichelt Amerika nicht, weder dem politischen noch dem socialen. Mit sichtlicher Lust brandmarkt er diese Demokraten, die mit ihrem Demokratismus ein Gerassel machen, wie ein Lieutenant mit seinem Säbel, um im selben Augenblick vor dem bloßen Namen eines Lords in Ehrfurcht zu ersterben. Und auch die Geldaristokratie innerhalb dieser Demokratie rührt ihn nicht im geringsten; er findet sie nicht um ein Haar feiner und moralischer, als sie ist. Ein König oder Kaiser, ein englischer Lord oder deutscher Baron könnten unter Umständen sogar aus Mark Twain eine Verherrlichung, mindestens eine Vertheidigung des historisch-europäischen Aristokratie- und Privilegienwesens herauslesen, damit wären sie indessen gewaltig im Irrthum. Für Mark Twain steht nur eins sicher, nämlich dies: daß die große Mehrheit der Menschen Geschmeiß ist, ob sie nun in einer europäischen Monarchie oder in den Vereinigten Staaten leben. Er wird damit nicht ganz Unrecht haben.

Die satirisch-realistischen Theile haben endlich noch einen Werth dritten Rangs. Sie unterrichten vorzüglich über alle specifisch amerikanischen Verhältnisse. Ja, so sehr, so unverkennbar absichtlich wird alles specifisch Amerikanische zur Darstellung und zur Sprache gebracht, daß man sich oft des Verdachts nicht erwehren kann, der Verfasser habe gar nicht für seine amerikanischen Landsleute, sondern ausdrücklich für Ausländer geschrieben.

Benno Rüttenauer.

Beiträge zur neuesten Geschichte.

1. Funfzig Jahre im Dienste des nationalen Gedankens. Aufsätze und Reden von Karl Biedermann. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt. 1892. 8. 3 M.

Den Veröffentlichungen verschiedener Aufzeichnungen aus den Reihen der erbkaiserlichen Partei der frankfurter Paulskirche, über die wir unsern Lesern im Juni berichtet haben, reiht sich die vorliegende interessante Schrift des leipziger Professors und hervorragenden Publicisten Karl Biedermann in würdiger Weise an, indem sie jene ältern Beiträge zugleich ergänzt und erweitert. Biedermann ist von seinem ersten Auftreten als selbständiger Politiker an einer der folgerichtigsten und eifrigsten Vorkämpfer jener alten zugleich nationalen und liberalen Partei gewesen, die in allen wesentlichen Punkten als eine Vorläuferin der heutigen nationalliberalen Partei betrachtet werden darf. Aber während die letztere heute das Verdienst der Pflege des nationalen Gedankens gottlob mit fast allen anderen parlamentarischen Parteien theilt, sammelte sich in der Zeit, in welche die erste Entwickelungsphase Biedermann's fällt (er ist 1812 geboren), alles, was damals recht eigentlich im Gegensatz zu den herrschenden Gewalten den deutschen Einheitsgedanken pflegen und fördern wollte, unter dem Banner der liberalen Partei. Dieses Verdienst, den nationalen Gedanken zu einer Zeit, da es noch für Hochverrath galt, von einem einigen deutschen Vaterlande zu reden, mit den größten Opfern und schwerster Selbstverleugnung hochgehalten und damit die spätere nationale Entwickelung durch Schaffung der idealen Grundlage erst ermöglicht zu haben, wird man dem vormärzlichen Liberalismus selbst dann nicht streitig machen dürfen, wenn man nicht auf seiten des heutigen Liberalismus steht. Es darf bei der Betrachtung unserer nationalen Einheitsbestrebungen und unserer nationalen Geschichte des letzten Jahrhunderts nie, wie das nicht selten geschehen ist, vergessen werden, daß in der That jahrzehntelang Liberalismus und nationaldeutsche, d. h. antipartieularistische Gesinnung gleichbedeutende Begriffe gewesen sind. Aus diesem Gesichtspunkte gewinnt das vorliegende, von einem der Nestoren jenes alten Liberalismus ausgegangene Buch ein weit über das psychologisch Lebensgeschichtliche hinausragendes Interesse. Biedermann hat zu den ersten gehört, welche im Königreich Sachsen nicht allein für die Nothwendigkeit eines festorganisirten deutschen Bundesstaats, sondern auch für den damals gerade in den deutschen Mittelstaaten noch besonders unpopulären Gedanken, daß nur unter Preußens Leitung dies Ziel erreicht werden könne, mit allen Kräften und dem ganzen Feuer jugendlicher Begeisterung, unbeirrt durch alle Benachtheiligungen, die sie infolge dessen erfuhren, eintraten. Er war es, der den nationalen Bestrebungen mit diesem klar erfaßten und folgerichtig festgehaltenen Ziele in der von ihm im Jahre 1842 begründeten „Deutschen Monatsschrift für Literatur und öffentliches Leben" einen einigenden Mittelpunkt erschuf. In dieser Monatsschrift besitzen wir also gleichsam einen Niederschlag des Programms und der Entwickelung jener alten nationalen und liberalen Partei, deren Mitbegründer Biedermann gewesen ist. Es ist daher gewiß für viele Politiker und Freunde unserer nationalen Geschichte eine willkommene Gabe zu dem in diesem Jahre gefeierten Jubelfeste der heutigen nationalliberalen Partei, wenn Biedermann in dem vorliegenden Buche einige der hervorragendsten der von ihm selbst in jener jetzt schwer zugänglichen Monatsschrift veröffentlichten Aufsätze, die einen deutlichen Einblick in die nationalen Strömungen und Bestrebungen jener Tage er-

öffnen, wieder zum Abdruck bringt. Auch sonst enthält das Bändchen nichts eigentlich Neues und Unbekanntes, vielmehr fast ausnahmslos Reden und Aufsätze, die schon früher zu den verschiedensten Zeiten und an den verschiedensten Stellen veröffentlicht worden sind. Gerade in ihrer Vereinigung aber bieten sie einen trefflichen Ueberblick über die Entwickelungsgeschichte des nationalen Gedankens in den letzten 50 Jahren, wie sie sich in der persönlichen geistigen Entwickelung einer seiner hervorragendsten Vertreter widerspiegelte. Alle die Reden, die zum Theil in der Paulskirche, zum Theil bei verschiedenen spätern Wendepunkten unserer nationalen und politischen Geschichte gehalten, hier dem Leser vereinigt dargeboten werden, zeichnen sich durch Frische und Schönheit der Sprache, durch eine hohe männliche Gesinnung und große Ueberzeugungstreue aus und werden von jedem deutschen Patrioten mit inniger Freude und großem Interesse gelesen werden.

Einem in vielen Punkten ähnlichen und wahlverwandten und doch wieder nicht selten gegensätzlich verschiedenen Charakter, der ebenfalls in hervorragender Weise thätigen Antheil an der Gestaltung der Geschicke unsers Vaterlandes, namentlich aber des preußischen Staats genommen hat, ist eine andere vor kurzem erschienene Schrift in Form eines Lebensbildes gewidmet, nämlich:

2. Christian Karl Josias Freiherr von Bunsen. Lebensbild eines deutsch-christlichen Staatsmannes. Dem deutschen Volke dargeboten von Bernhard Baehring. Leipzig, Brockhaus. 1892. 8. 2 M. 50 Pf.

Bunsen gehörte zu jenen deutschen Staatsmännern, die bei großer Religiosität und Frömmigkeit doch Gegner der verknöcherten Orthodoxie und bei im wesentlichen unzweifelhaft conservativer Gesinnung doch Anhänger eines fest organisirten monarchisch-constitutionellen Bundesstaates waren und die daher naturgemäß die Vermittler zwischen der nationalen und liberalen Idee, wie sie im Volke lebte, und den ihr gegenüberstehenden Regierungsgewalten wurden. Bei dem Mistrauen, das unter dem Metternich'schen System von den Regierungen allen Anhängern des nationalen Einheitsgedankens entgegengebracht wurde, eben weil sie zugleich liberal oder nach der Ausdrucksweise Metternich'scher Politik demagogisch waren, bedurfte es unbedingt solcher kraftvoller Charaktere, die trotz persönlicher Gegnerschaft gegen den eigentlichen Liberalismus doch ein klares Verständniß für die von ihm vertretene nationale Idee besaßen und der in ihr enthaltenen idealen Kraft den erforderlichen Rückhalt realer Machtmittel verschafften. Der Staatsmann, der diese Nothwendigkeit am klarsten erfaßte und die kraftvolle Genialität besaß, sie in Wirklichkeit umzusetzen, war Fürst Bismarck; einer von denen, die in kleinerm Kreise in derselben Richtung thätig waren, ist eben Bunsen gewesen. Der alte historische Satz, daß eine neue große Idee Aussicht auf Verwirklichung erst dann gewinne, wenn sich einige hervorragende Gegner, von ihrer innern Kraft überzeugt, an die Spitze der Bewegung stellen, hat hierin eine neue Bestätigung erhalten. Die Anhänger der alten liberalen Idee hatten 1848 vergeblich versucht, diese zu verwirklichen; an dem Mistrauen der Inhaber der realen Machtmittel gegen die liberalen Revolutionäre war dieser Versuch gescheitert. Erst als Männer von einer conservativen Königstreue, die auch von den Monarchen nicht angezweifelt werden konnte, sich der Bewegung der Geister bemächtigten und sie für ihre politischen Zwecke verwertheten, konnte das große Ziel erreicht werden. Unter diesen Vermittlern zwischen dem Alten und Neuen, die das Neue verwirklichten, weil sie ursprünglich Anhänger des Alten waren, gebührt Bunsen neben dem Fürsten Bismarck eine hervorragende Stelle. Wohl ist er infolge seines eifrigen Eintretens für den Gedanken des monarchisch-constitutionellen Bundesstaats nicht selten in einen gewissen Gegensatz zu dem so ganz anders gearteten, romantisch angelegten Könige Friedrich Wilhelm IV. gerathen, trotzdem aber ist die Freundschaft zwischen ihm und seinem königlichen Freunde bestehen geblieben, und sein Briefwechsel mit Friedrich Wilhelm IV., den Leopold von Ranke herausgegeben hat, zeigt doch deutlich, daß seine Ideen wie auf kirchlichem, so auch auf politischem Gebiete nicht ohne Eindruck auf den König geblieben sind. Aus diesem Briefwechsel und den von Bunsen's Gemahlin nach seinem Tode herausgegebenen umfangreichen Materialien hat Baehring jetzt ein knapp zusammenfassendes und anschauliches Lebensbild des ebenso bedeutenden als eigenartigen Mannes entworfen, in dem er zugleich dessen gelehrte literarische wie seine kirchliche und politische hervorragende Thätigkeit dem deutschen Volke zu klarem Bewußtsein bringen will. Im großen und ganzen wird man sagen dürfen, daß der Verfasser diese Aufgabe nicht ohne Geschick gelöst hat, nur will es uns scheinen, als habe er auf die religiös-kirchliche Seite seines Lebensganges wie seiner Ideenwelt ein wenig zu viel Gewicht gelegt und als sei er gerade dadurch der ganzen Eigenart seines vielseitigen Wirkens und Schaffens nicht ganz gerecht geworden. So erhält man z. B. von der umfassenden Gedankenarbeit des Gelehrten Bunsen nur eine sehr wenig erschöpfende Vorstellung, und auch von den in dem ideenreichen Briefwechsel mit Friedrich Wilhelm IV. niedergelegten ungemein klaren und meist den Nagel auf den Kopf treffenden Anschauungen Bunsen's sind dem Verfasser doch viele entgangen, welche für die Werthbeurtheilung Bunsen's von entscheidender Bedeutung sind. Wer sich von dieser hervorragenden Eigenart Bunsen's ein wirklich erschöpfendes Bild machen will, wird immer gut thun, neben diesem kurzen Lebensabriß noch jenen Briefwechsel selbst zur Hand zu nehmen, dessen Lektüre für jeden denkenden Leser eine Fülle von Anregung und Belehrung bietet. Immerhin ist es gewiß mit Freude zu begrüßen, daß dem deutschen Volke über den bei ihm viel zu wenig bekannten Staatsmann und Gelehrten neben den umfangreichen bisherigen Publi-

cationen auch ein kurzes, übersichtliches und anschauliches Lebensbild dargeboten worden ist, das ebenso zur Belebung eines nationalen staatlichen Sinnes wie zur Erweckung des Interesses an dieser machtvollen und eigenartigen Persönlichkeit ein Erhebliches beizutragen durchaus geeignet ist.

Georg Winter.

Aus Niederösterreich.

Was Heurig's. Gedichte in niederösterreichischer Mundart von Moritz Schadek. Wien, Konegen. 1892. 8. 1 M. 20 Pf.

Gegenwärtig hat die niederösterreichische Dialektdichtung nicht allzu viele Vertreter aufzuweisen, die Zeiten Castelli's, J. G. Seidl's und anderer gemüthvoller Dichter in österreichischer Mundart sind vorüber, wie ja auch auf dem bairischen Gebiete Kobell und Karl Stieler wenige wirklich begabte Nachfolger gefunden haben. Und doch verdienen die Dichtungen in der Mundart unsere besondere Aufmerksamkeit: neben den aufgezeichneten Volksliedern bilden diese Kunstdichtungen oft die einzige Quelle für die Darstellung des echt volksthümlichen Charakters, für den Nachweis von Ausdrücken und Formen der Sprache, die in der hochdeutschen Schriftsprache nirgends mehr vorkommen; vorausgesetzt ist natürlich immer, daß der Dichter den Dialekt beherrscht, das Volk und seine Anschauungen genau kennt und schließlich, wenn er an einen allgemeineren Leserkreis denkt, auch dem Wortbilde eine allgemeiner verständliche Form zu geben versteht. Allen diesen Anforderungen entspricht Moritz Schadek in seinen hübschen Gedichten. Wir haben schon vor einiger Zeit Gelegenheit gehabt, auf eine Sammlung dieses gemüthreichen Dichters hinzuweisen. Auch die vorliegende Sammlung verdient die besondere Aufmerksamkeit des Freundes mundartlicher Dichtung, auch in dieser finden wir die Ausdrucksweise des Volks in hübsche Verse gebracht und mancher Scherz und manche Schnurre, wie deren ja so oft vorkommen, wenn man das Volksleben in den Aeußerungen der bäuerlichen Kreise belauscht, erheitern den Leser. Bald ist es der Wirth des Dorfes, bald der Jäger, bald die Bäuerin, bald der Ziegelschläger, der verliebte Bursch oder gar der „Tepp" (ein halb Blödsinniger, geistig Beschränkter), welche uns da in ihrem Reden, Thun und Treiben vorgeführt werden und darin so viel unbewußte Komik äußern. Hören wir eine kleine lustige Dorfgeschichte:

Der erste Kranke.

Is a neucher Doctor aufzog'n,
Glei bein Müller hauf't er drunt;
Der darf allweil nur spaziern geh'n,
D' Leut san alle so viel (gar so) g'sund.

Heunt amal, er loant (lehnt) bein Fenster,
Moant (meint) er do, es kamat wer,
Schleicht der kloane Kleberschneider
Meyer, blaß wia G'spenst daher.

Fragt er'n glei drauß auf der Gassen:
„Kleberschneider, no was is,
Hast a Huesten, druckt's und zwickt's di,
Giebt's dir wo an'n Stich, an'n Riß."

Deut't auf alles „na" der Schneider.
„Bist leicht d'rob'n verwirrten Sinns?! —
A nöt? — No, was fehlt dir nacher?! —
„Bitt' recht schön, mir fehlt — der Zins."

Ein gemüthliches Dorfbildchen in wenigen Zeilen zeichnet uns das Gedicht:

In der Nacht.

Alle Lichter san scho ausg'löscht,
D' Wirtsstub'n all'saud san scho zua,
Alles, Groß und Kloan in'n Dörfel
Suacht in'n Bett drin iatzt sei Rua.

Daner nur darf in koa Bett geh'n,
Derf's nach seiner Pflicht nöt thoan,
Na! — der Nachtwechter, der brave,
Der — schlaft drauß am Meilenstoan.

So weiß der schalkhafte Poet seine ländlichen Scenen mit einer heitern und überraschenden Schlußpointe zu versehen, die immer dem Charakter der dargestellten Person vortrefflich entspricht, ja sogar oft gerade den wichtigsten Charakterzug enthält. Daß hier und da auch ein vielleicht schon bekanntes Stücklein mit unterläuft, wird dem Dichter niemand verübeln, zumal er durch seine naive Darstellungsweise auch einem etwa schon bekannten Stoffe Geltung zu verschaffen weiß. Uebrigens sind auch manche hübsche Lieder und lyrische Anklänge in Schadek's Sammlung enthalten; ein Liebesliedchen daraus möge als Schlußprobe dienen:

Verbrennt.

's gibt scho so Dirndln,
Aug'n hab'n s' voll Gluath;
Kemmt's ean nöt z' nachet (zu nahe),
Seid's auf der Huath,

Braucht eng a Fünkerl
z' fliag'n nur entgeg'n,
Küunt's scho nix thoan mehr,
's Unglück is g'scheg'n. —

Hoaß wirds in'n Herzen,
Bald is's dakennt (erkannt); —
Feuer habt's g'fangt, Buab'n,
Und — seid's verbrennt.

Damit seien diese Dialektdichtungen bestens empfohlen.

Anton Schlossar.

Zur religiösen Literatur.

1. Christen und Juden. Licht- und Schattenbilder aus Kirche und Synagoge von A. Fürst. Straßburg, Straßburger Druckerei u. Verlagsanstalt. 1891. Gr. 8. 3 M.

Aus alter und neuer Zeit, zurück bis in den litterarischen Kampf zwischen Origenes und Celsus und herab bis in die jüngste Gegenwart reichen die religionsgeschichtlichen Bilder, die uns hier geboten werden; sie stammen theils aus der Kirche, theils aus der Synagoge, in der weit überwiegenden Mehrzahl aus dem Geistes- und Glaubensgebiet, wo beide sich feindlich oder freundlich berühren. Vor Jahren in Franz Delitzsch's „Quartalschrift" zum ersten mal veröffentlicht, suchen sie jetzt, zu einem Ganzen gesammelt, nachdem sie einer nochmaligen sorgfältigen Durchsicht unterworfen, hie und da wol auch verändert und mit Zusätzen versehen sind, einen größern Leserkreis, den sie zu finden verdienen. Denn gediegene Forschung, gründliches Wissen, pietätvolles Urtheil und geschmackvolle Darstellung reichen sich in diesen Blättern die Hand, um einige dreißig in sich abgerundete Zeit- und Lebensbilder zu liefern, die durch ihren sachlichen wie persönlichen Inhalt in gleicher Weise fesseln. Spanische, italienische, französische, deutsche Juden von hervorragender Bedeutung ziehen in bunter Reihe an uns vorüber, viele unter ihnen Proselyten, sei es der römischen, sei es der evangelischen Kirche, andere in der Synagoge verharrend, aber doch in dieser oder jener Weise mit der christlichen Religion und ihrem Bekenntniß sich auseinandersetzend, edle, überzeugungstreue, ernste Gestalten hüben wie drüben. Manche der mitgetheilten Lebensgänge aus dem Kreise der Convertiten, wie die des Polen Hirsch Leib Smolinsky und seines Freundes Samuel Nasielsky, die in der heiligen Taufe die Namen Jedidjah und Luria empfingen, stimmen wehmüthig. Andere üben ihre Anziehungskraft gerade durch die Entfesselung ungeahnter Gaben und Kräfte, die in dem ihnen geschenkten neuen Glaubensleben erst recht zu einer gottgesegneten, blühenden Entfaltung gelangen. Außer den schon Genannten werden aus der neuern Zeit uns der gelehrte Don Juan Joseph Heydeck, der Elsässer Chevalier Drach, Christian Friedrich Fey (der Mitbegründer der London Society), Monsignore Bauer, Johann Emanuel Veith, Professor Marcus Sachs und der unerschrockene Vertheidiger der Trinitätslehre Hermann Stern gezeichnet.

Das ganze Buch durchweht ein wohlthuender Geist christlicher Milde, der es nicht umsonst erfahren hat, daß Haß und Verfolgung Andersgläubiger, gleichviel unter welchem Vorwand, ihren Urhebern immer nur Schmach und Schande eintragen und bei Christenmenschen eine Entweihung des heiligen Namens sind, den sie tragen.

2. Reisebilder aus dem Morgenlande. Von A. Matthes. Gütersloh, Bertelsmann. 1891. 8. 3 M. 60 Pf.

Erlebnisse und Eindrücke einer im Jahre 1887 unternommenen Orientreise sind es, die uns hier vorgeführt werden. Der Verfasser bezeichnet sie bescheiden als anspruchslose Federskizzen, in Mußestunden seines frühern Pfarramts entworfen. Jedenfalls sind es äußerst ansprechende, formgewandte, feine, geistvoll angelegte und liebevoll ausgeführte Bilder, an denen jeder Leser, auch der Nichttheologe, seine Freude haben muß. Reich an geschichtlichen, künstlerischen, dichterischen, ethnologischen, geographischen, politischen Rückblicken und Ausblicken, gewinnen sie vom ersten Blatt an unser Vertrauen zu der wissenschaftlichen Ausrüstung unseres Reisenden, dessen Beobachtungsgabe ihn vieles sehen läßt, was man sonst in dergleichen Schilderungen vergebens sucht. Den Mittelpunkt bildet das Heilige Land mit seinen altehrwürdigen Stätten, Jerusalem, der Oelberg, Jericho, Bethlehem, Nazareth, Gibea, aber auch das benachbarte Beirut (das alte Berytus), der Libanon, Baalbek (das alte Heliopolis), Damascus, Ephesus. Aus dem in seinem Innern erst durch das jetzt lebende Geschlecht erschlossenen Afrika wird uns das Land der Pharaonen lebendig vor Augen geführt, und schließlich wird noch dem classischen Boden von Hellas ein Besuch abgestattet, um Athen, die Stadt des Perikles und Paulus, Mykenä, Argos, Korinth in Augenschein zu nehmen und dann über Konstantinopel und Bukarest die Rückfahrt in die Heimat anzutreten.

Einen besondern Reiz übt unser Reisewerk noch dadurch aus, daß sein Verfasser es sich angelegen sein läßt, den Spuren des deutsch-evangelischen Lebens im Orient nachzugehen. Noch vor wenigen Jahrzehnten hätte man vergebens danach ausgespäht. Gegenwärtig regt es sich überall und zwingt bereits die mohammedanische Umgebung, mit ihm als einer lebendigen Thatsache zu rechnen. Seine Erziehungshäuser und Bildungsstätten, seine Schulen, Waisenhäuser und Krankenanstalten erfreuen sich des besten Rufs, in seinen Kirchen und Bethäusern sammeln sich wohlgeordnete protestantische Gemeinden. Für eine dieser Kirchen, das noch im Bau befindliche Gotteshaus in Bethlehem, in dessen evangelischer Gemeinde nach dem Abgang des wackern Schneller jetzt der Pfarrer Böttcher wirkt, hat der Verfasser den Reinertrag seines Buchs bestimmt.

Religiöse Fragen aus vergangenen und gegenwärtigen Tagen behandelt die Schrift:

3. Zur Einführung in das akademische Leben und Studium des Theologen. In Briefen an einen angehenden Theologen. Von Chr. Ernst Luthardt. Leipzig, Dörffling u. Franke. 1892. Gr. 8. 2 M.

Nicht um die theologischen Encyklopädien, etwa die vielgebrauchte von Hagenbach oder die durch Bestmann herausgegebene von Hoffmann, zu ersetzen, sondern um allgemeine, auch das studentische Leben umfassende Rathschläge für die wünschenswertheste Einrichtung des theologischen Studiums zu geben, hat der berühmte Altmeister

unter unsern lutherischen akademischen Gottesgelehrten seine im vergangenen Herbst ihm zu einem längern Aufenthalt in Wildbad geschenkte Muße dazu benutzt, seine Ansichten und Winke über den nicht blos für angehende Studirende hochwichtigen Gegenstand in einer Reihe von Briefen niederzulegen, deren Drucklegung nur durch den Setzerausstand des verflossenen Winters etwas verzögert worden ist. Nun, sie kommen nicht zu spät, und viele werden mit uns dem vor vielen andern zum Wegweiser und Führer berufenen Verfasser danken und seiner wohlerwogenen Rathschläge sich freuen, die ganz dazu angethan sind, für den auf der Universität einzuschlagenden Weg Richtung und Ziel klar und bestimmt anzuzeigen. Denn wenn ein Mann wie Luthardt die Erfahrungen eines halben Jahrhunderts zu Rathe zieht, um dem Studiengang eines jungen Theologen Halt und Sicherheit zu geben, so ist von vornherein eine reife Frucht zu erwarten. Und unbeschadet ihres tiefen Ernstes, welches jugendfrische Verständniß für die überschäumende Kraft und die hochgeschwellten Ideale der akademischen Jugend, welch offener, allem Schönen, Wahren, Guten erschlossener Sinn, welche Milde und Weitherzigkeit des Urtheils, welch unbefangene, ebenso echt wissenschaftliche, wie evangelisch freie Stellung zu den Fragen der Bibelkritik und anderer schwieriger Streitfragen, deren Bedeutung in ihrem Werthe nach Gebühr geschätzt, aber auch nicht überschätzt wird, welch eine billig denkende, ritterliche Haltung auch in der Auseinandersetzung mit gegnerischen Richtungen tritt uns in diesen Briefen entgegen. Wie so manches goldene Wort ist darin niedergelegt, das, wie es der Freude am eigenen Lebensberuf entsprungen ist, auch dem Theologie Studirenden neue Lust und Liebe zu dem von ihm erwählten Berufe, neuen Trieb und Hoffnungsfreudigkeit zur Lösung seiner Lebensaufgabe einhaucht. Nicht nur Studenten, auch Candidaten und viele Pfarrer, denen es darum zu thun ist, mit den die Gegenwart bewegenden Fragen der theologischen Wissenschaft Fühlung zu behalten, werden aus diesen Briefen — und wäre es nur durch die darin gebotenen ausgiebigen Hinweise auf die hervorragendsten Werke der verschiedenen Lehrfächer — reichen Gewinn schöpfen.

Beschränkt sich Luthardt auf das akademische Leben und Studium des Theologen, so führen uns drei Arbeiten ein und desselben Verfassers Fragen aus dem weitern religiösen, socialen und politischen Leben vor mit eingehender Berücksichtigung der dabei aufzuwerfenden sittlichen Fragen.

4. Das religiöse Gemeinschaftsleben, ein Heilmittel für unsere socialen Schäden. Von G. Maisch. Leipzig, R. Werther. 1892. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Nach Art des platonischen Symposions und der diesem nachgebildeten Schleiermacher'schen Weihnachtsfeier läßt der Verfasser einige Jugendfreunde, die sich in vorgeschrittenem Alter und nach mannichfachen innern und äußern Erlebnissen wieder zusammenfinden, an mehreren aufeinanderfolgenden Sonntagabenden sich versammeln, um über die höchsten Fragen des Menschenlebens, Religion, Christenthum, Bibel und Verwandtes ihre Gedanken auszutauschen. Sind die Standpunkte, die sie hierbei einnehmen, verschiedene — und wir sehen die ganze Skala vom ehrlichen Rationalisten bis zum begeisterten Vertreter des johanneischen Lehrtypus vertreten —, so sind sie doch alle einig in der aufrichtigen, demüthigen Beugung vor dem Heiligen, und es kommt gerade so durch die wahrheitsuchende, friedliebende Aussprache, die auch die Bedenken und Zweifel zu Wort kommen läßt, zu einer wirkungsvollen, lebendigen Wechselrede, in der wol kaum eine Schwierigkeit, die sich dem denkenden Christen der Gegenwart aufdrängt, unberührt bleibt. Die Erörterung der aufgeworfenen Fragen ist fesselnd und anregend, ohne der Gründlichkeit etwas zu vergeben. Wir bekommen aus der Geschichte der christlichen Gemeinde, aus dem Lebensgang hervorragender Männer, den Werken unserer großen Dramatiker, den geistlichen Liederdichtern viel Treffendes und Schönes zu hören. Aus dem Munde einzelner, die das Wort ergreifen, quillt die Rede schwungvoll und begeistert, während andere sich ruhig und nüchtern äußern. Kurz, wir folgen den Verhandlungen bis zum Schluß mit steigender Theilnahme und haben an dem Ergebniß, der Forderung von freien Gemeinschaften zur Pflege religiös-sittlicher und zugleich praktischer Thätigkeit, durch welche die bestehende Staatskirche gestützt und gefördert werden soll, unsere helle Freude. Wenn doch solcher Bücher, gerade in unserer Zeit, mehr geschrieben würden. Wie heben sie sich vortheilhaft ab auf dem Hintergrunde des von der Halbbildung verübten und auf die Halbbildung berechneten Geschmieres über religiöse Fragen, das an der Tagesordnung ist und mit seinen leeren Schlagwörtern die Massen beherrscht. Und gerade weil hier so gesunde, schmackhafte Kost gereicht wird, darf der Verfasser auch auf Zustimmung rechnen, wenn er in einem so gearteten religiösen Gemeinschaftsleben, wie er es fordert und wie er es, wenigstens nach einer Seite hin, der intellectuellen, geschickt und eindringlich geschildert hat, ein Heilmittel auch für die socialen Schäden unseres Volks sieht.

5. Durch eigene Hand. Bilder aus der Geschichte des Selbstmords, in fünf Vorträgen von G. Maisch. Gotha, F. A. Perthes. 1891. Gr. 8. 3 M.

Die erschreckende Zunahme der Selbstmorde in den beiden letzten Jahrzehnten — man kann von mehr als einer Verdoppelung sprechen, denn noch 1875 zählte man in den zwanzig europäischen Ländern auf eine Million 20,208, drei Jahre später schon 24,910, im Jahre 1890 gar über 50,000 — nimmt das ernsteste Nachdenken aller, die es mit ihrem Volke wohlmeinen, in Anspruch. Und gerade in unserm deutschen Volk ist die Selbstmordseuche epidemisch geworden. Orientalen, Slawen, Griechen, Romanen weisen bessere Zustände auf als wir. In Sachsen fordert der Selbstmord durchschnittlich im Jahre auf eine

Million Einwohner die grausige Ziffer von 410 Opfern, während Frankreich deren nur 180, Italien sogar nur 42 aufweist. Da ist es denn ein verdienstvolles Unternehmen, wenn der Verfasser die Ursachen dieser Erscheinung prüft, um, immer an der Hand eines zuverlässigen statistischen Materials, nach allen Seiten hin lehrend und warnend Aufklärung zu bieten. Er hat die Fülle seines Stoffs auf fünf Vorträge vertheilt, deren jeder sich, weil die streng systematische Behandlung mit Recht vermieden ist, durch ansprechende Darstellung und fesselnde Gruppirung empfiehlt, während der nicht blos die materiellen, sondern hauptsächlich die moralischen und religiösen Verhältnisse prüfende Verfasser die tiefen Schäden unseres Volkslebens zu würdigen weiß.

Die Beweggründe, die den Selbstmörder in den Tod treiben, sind wol oft dunkel, noch öfter sehr zusammengesetzter Natur. Doch gewähren die geschickt ausgewählten und unter bestimmten Gesichtspunkten vorgeführten Beispiele ein klares, treffendes Gesammtbild, in dem wir keine irgendwie beachtenswerthe Erscheinung vermissen. Und wie reich ist die Ausbeute an hochinteressanten Beobachtungen. Wir erfahren hier unter anderm, wie sich nach den statistischen Tabellen eine stetige Gleichmäßigkeit zeigt, nicht nur in dem Verhältniß des Procentsatzes aus den einzelnen Ländern, sondern auch in dem für die Selbstmorde bevorzugten Wochentage, der Todesart, dem Verhältniß dieser bei Männern und Frauen, der von den verschiedenen Berufsarten und Confessionen gelieferten Ziffer, die, was jene betrifft, am höchsten bei Soldaten und Dienstboten, was diese angeht, bei Protestanten häufiger ist als bei den Römischen, am niedrigsten dagegen bei den Israeliten.

Die Hauptsache bleibt dem Verfasser überall der Aufruf an die Gewissen und die Inanspruchnahme der allgemeinen Mitwirkung zur Wiederbelebung des unter uns ins Wanken gekommenen sittlich-religiösen Bewußtseins, eine Aufgabe, der noch insbesondere der letzte Abschnitt zu dienen bestimmt ist, in welchem im Gegensatz zu den vorausgeschickten dunkeln Bildern uns die versöhnenden, hellen Schilderungen eines seligen Sterbens aus alter und neuer Zeit vor Augen geführt werden.

Wir sind dem Verfasser für seine zeitgemäße Gabe dankbar und wünschen dem Buche recht viele aufmerksame Leser.

Von demselben Verfasser rührt das interessante Schriftchen her:

6. Religion und Revolution nach ihrem gegenseitigen Verhältniß in drei Geschichtsbildern. Von G. Maisch. I. Das Reich der Wiedertäufer zu Münster (16. Jahrhundert); II. Die Revolution der Independenten in England (17. Jahrhundert); III. Die Revolution der Freidenker in Frankreich (18. Jahrhundert). Leipzig, R. Werther. 1892. Gr. 8. 3 M.

Religion und Revolution — schließen sie sich nicht gegenseitig aus? Nur dem Anscheine nach. Denn es gibt von jeher auch einen Ungehorsam gegen gottwidrige obrigkeitliche Befehle und Ordnungen, die den Widerstand, und nicht blos den leidenden, im Namen der Religion und für die Religion zu einem erlaubten, ja pflichtmäßigen machen. Wir brauchen nur an die Kämpfe der Makkabäer gegen die Seleuciden oder an die Erhebung der Freiheitskriege gegen den Corsen zu denken. Das war Revolution im Bunde mit der Religion, ja für die Religion. Und sicher ist, daß noch niemals eine tiefer greifende Revolution stattgefunden hat, die nicht bei dem Versuch einer mehr oder weniger gewaltsamen Neugestaltung des Staatslebens sofort die Religion auf ihrem Wege gefunden und mit dieser socialen Geistesmacht sich auseinanderzusetzen gehabt hätte. So wird denn auch in Zukunft eine wie immer geartete sociale Umwälzung die Religion weder einfach ignoriren noch zur bloßen Privatsache herabdrücken können, wenn anders ein menschenwürdiges Ziel erreicht werden und die Welt nicht wieder, wie Frankreich 1793/94, am Anfang vom Ende stehen soll.

Der Verfasser hat als lehrreiche Beispiele von geschichtlichen Vorgängen, bei denen Religion und Revolution sich freundlich oder feindlich begegnen, drei Staatsumwälzungen von tiefgreifender Wirkung zusammengestellt, zwischen denen nicht nur ein gewisser Parallelismus, sondern auch ein gewisser innerer und äußerer Zusammenhang besteht. Es ist dies 1) im 16. Jahrhundert die von den Wiedertäufern zu Münster versuchte Umwälzung; 2) im 17. Jahrhundert die durch die englischen Independenten ins Werk gesetzte Bewegung; 3) im 18. Jahrhundert die Revolution der französischen Freidenker. In allen drei Fällen beginnt die Umwälzung im Namen der Religion, um binnen kurzem diese nur noch als Aushängeschild für ganz anders geartete, höchst religionswidrige Zwecke zu brauchen und damit sich selbst das Grab zu graben, in Frankreich nach einem der Ideale nicht entbehrenden Anlauf in einer Bekämpfung und Unterdrückung aller geoffenbarten Religion zu endigen. Wer aus der Geschichte lernen will, wird aus diesen thränenreichen Volkstrauerspielen die Lehre ziehen, daß eine die Religion verleugnende Revolution an ihrer eigenen Unnatur zu Grunde gehen muß, während nur eine im Bunde mit der Religion sich vollziehende Erhebung wie die der Reformation, die eben deswegen auch Reformation und nicht Revolution war, Aussicht auf Erfolg bietet.

Die drei Geschichtsbilder sind licht- und lebensvoll ausgeführt, das der französischen Revolution mehr in ihrem Verhältniß zu Religion und Kirche. Und auf dieses hin wirft denn auch eine Schlußbetrachtung noch einmal einen vergleichenden Rückblick, um die bei aller Verschiedenheit doch ähnliche Stellung der drei geschilderten Revolutionen zu der religiösen Frage zu prüfen und zu dem gewiß unanfechtbaren Ergebniß zu gelangen: „Nur so weit eine dem Volke aufgedrungene Revolution sich im Bunde mit der Religion entwickelt, vollzieht und sich durch dieselbe von den Schlacken wilder Leidenschaft reinigen, ja zur ordnungsmäßigen Reform umwandeln läßt, wird sie einem Volke Segen bringen. Geht sie ihre eigenen Wege, oder wendet sie sich feindselig

gegen die Religion, so hat sie ihr Schicksal besiegelt und sich ihr Urtheil selbst gesprochen."

Mit der Frage nach der innersten Natur von Kirche und Kirchenthum beschäftigen sich auch

7. Moderne Laiengedanken über Religion und Verwandtes. Von Friedrich Nonnemann. Leipzig, R. Werther. 1892. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Es sind tief durchdachte, kerngesunde und wohlbegründete Gedanken, die hier in zwölf Abhandlungen lichtvoll ausgeführt werden. Von der Ueberzeugung erfüllt, daß wahre Bildung und Christenthum keine unvereinbaren Gegensätze, daß Religion und Wissenschaft nicht feindselige, sondern befreundete, harmonisch einander ergänzende Mächte sind, verbreitet sich der Verfasser eingehend über die unsere Zeit bewegenden religiösen Fragen: modernes Denken und Religion, Glaube, Bibel, Wunder, Nächstenliebe, Weltliebe und Christenthum, Beweis der Wahrheit, Dogma, Kirche, evangelische Gotteshäuser, und daran reiht sich eine beherzigenswerthe Erörterung über das deutsche Haus und ein für die Erweiterung der weiblichen Berufsstellungen eintretendes Wort über die Frauenfrage. Sind es wirklich Laiengedanken, die hier ausgesprochen werden, so müssen wir gestehen, daß sie aus dem Munde eines Berufstheologen nicht umsichtiger, nicht würdiger und treffender kommen könnten. Jedenfalls beherrscht ihr Urheber die Fragen, um die es sich handelt, vollkommen, verbindet mit wohlthuender Milde und Weitherzigkeit Klarheit und Schärfe des Urtheils, und dabei ist alles, was er zu äußern hat, von einer so warmen, überzeugungsvollen und edlen Gesinnung erfüllt, daß auch Gegner seiner durch und durch positiv christlichen Weltanschauung ihm die schuldige Hochachtung nicht versagen können. In vielen Stücken berührt er sich, nicht zu seinem Nachtheil und unter voller Wahrung selbständiger Gedankenentwickelung, mit Maisch's in demselben Verlage erschienener Schrift über „Das religiöse Gemeinschaftsleben". Eines dankbaren Leserkreises dürfen beide gewiß sein. Und, setzen wir hinzu, so viel ernste Leser sich finden, so viele werden sich auch in der Erkenntniß wichtiger, Kopf und Herz bewegender, unabweisbarer Fragen gefördert sehen, deren gründlichem Durchdenken sich heutzutage kein wirklich Gebildeter entziehen kann.

Einen engen begrenzten Stoff behandelt eine Schrift, die in der Theaterfrage dem deutschen Volke einen Spiegel vorhält:

8. Die moderne Bühne und die Sittlichkeit. Von Karl Friedrich Jordan. Zweite Auflage. Berlin, Rehtwisch u. Seeler. 1891. Gr. 8. 1 M.

Es ist lange her, daß Schiller über die Schaubühne als eine moralische Anstalt geschrieben hat, er selbst voller Hoffnung, es werde noch gelingen, durch die Bretter, welche die Welt bedeuten, die erzieherische und veredelnde Einwirkung auf das Volk zu üben, die früher nur von Kanzel und Katheder ausging. Wer heutzutage die deutschen Bühnenzustände betrachtet, muß erschrecken, was aus dem Schiller'schen Ideal geworden ist. Pariser Ehebruchsverherrlichungen mit der bankbrüchigen Moral einer schamlosen Dirnenwirthschaft theilen sich in die Herrschaft mit dem fratzenhaften Abklatsch der gemeinen Wirklichkeit, wie ihn unsere Jungen, die Naturalisten, zu bieten belieben. Daß unter solchen Verhältnissen die Bühne, von den wenigen großen Hoftheatern und Stadttheatern abgesehen, im großen Ganzen mehr schadet als nützt, mehr niederreißt als aufbaut, ja geradezu entsittlichend wirkt, ist nicht zu verwundern, und das eigentliche Theaterpublikum und die Masse der wirklich Gebildeten, für wahre Schönheit Empfänglichen decken sich längst nicht mehr. Das ist ein bedauerlicher, auf die Länge unerträglicher Zustand. Und von dieser Bedauerlichkeit und Unerträglichkeit tief durchdrungen, unternimmt es der Verfasser, das Verhältniß von Sittlichkeit und Schauspiel einer erneuten Prüfung zu unterziehen.

Seine Ausführungen sind wenig tröstlich. Von einem starken, idealen Empfinden getragen, mit gesunden sittlich-religiösen Anschauungen, sieht Jordan durch die deutsche Bühne der Gegenwart die Forderungen, die er stellt und deren Berechtigung er wohl begründet, auch nicht einmal im bescheidensten Maße erfüllt. Vielmehr erhebt er bittere Klage und Anklage und verlangt eine radicale Umkehr. Zum Beweis zieht er eine Anzahl moderner Bühnenstücke heran, um sie einer Analyse zu unterwerfen und auf ihren Gehalt zu prüfen, wie Leo Tolstoi's „Macht der Finsterniß", Victorien Sardou's „Marquise", Maxime Boucheron's „Miß Helyett", Henry Moulin's und Edmond Delavigne's „Mann mit hundert Köpfen", Pinero-Blumenthal's „Falsche Heilige", Ibsen's „Frau vom Meere", „Volksfeind", „Rosmersholm" und „Nora", Sudermann's „Ehre" und „Sodoms Ende", Hauptmann's „Vor Sonnenaufgang" und „Einsame Menschen", Arno Holz' und Johs. Schlaf's „Familie Selicke". Bei den sittlich verkommenen Franzosen wie den unfertigen modernen Realisten fehlt das Rückgrat einer festen, christlichen Ueberzeugung, ja selbst einer kräftigen sittlichen Weltanschauung. Deshalb können sie auch nicht erheben und veredeln.

Wir rechnen es dem Verfasser hoch an, daß er den Muth gehabt hat, seine ernsten Bedenken rückhaltlos auszusprechen. Denn in der That, wie die Dinge liegen, gehört ein gewisser Muth dazu, in dies Wespennest zu greifen. Aber er darf überzeugt sein, daß er vielen Tausenden aus der Seele gesprochen hat, und deshalb werden seine Mahnungen auch nicht ungehört verhallen. Hier und da müssen sie auf empfängliche Hörer stoßen und werden dann, wir hoffen es zuversichtlich, dazu beitragen, daß der Jammer des modernen Bühnenwesens immer lebhafter empfunden und ihm immer bewußter und entschiedener entgegengearbeitet werde.

Stehen die bisher angeführten Schriften sämmtlich auf dem Boden der christlichen Anschauung, so nimmt die folgende eine entschieden feindliche Stellung dazu ein:

9. Eine neue Religion. Oder: Was haben wir unter dem Gottesbegriff zu verstehen? In zwei Gesprächen von August Heinsius. Leipzig, O. Wigand. 1892. Gr. 8. 50 Pf.

Das Recept zu der neuen Religion, das hier für die kranke Menschheit verschrieben wird, besteht zu gleichen Theilen aus einem bischen Pantheismus, einem bischen Eudämonismus und einem bischen Materialismus. Was dieser Mixtur als vorgeblicher Idealismus etwa noch beigemengt wird, ist, näher betrachtet, der baare Blödsinn. Ueberhaupt wird einem mit dem Lesen dieses Gallimathias eine Zumuthung gestellt, die es als ein wahres Glück erscheinen läßt, daß das leidenlahme, geistesarme Machwerk wenigstens mit der 43. Seite zu Ende ist. Ein Gemisch von Plattheit und Unsinn wird doch dadurch noch nicht werthvoller, daß derjenige, der es feilbietet, sich so geberdet, als wenn das Heil der ganzen Welt von der Abnahme seiner Waare abhinge. Der Verfasser thut sich auf seine Orakelweisheit über die Allweltswesen-Religion als auf die einzige folgerichtig denkbare, vernünftige, logisch widerspruchslose, dem menschlichen Wissen begreifbare und faßliche Anschauung nicht wenig zugute und scheint über der hohen Meinung, die er von seinem Fündlein hegt, gar nicht zu merken, in was für ein Gestrüpp von unvollziehbaren Vorstellungen er hineingerathen ist. Die ganze Fadenscheinigkeit seines Gewebes tritt am grellsten bei der ethischen Schlußbetrachtung hervor.

Bei der Wahl der Gesprächsform ist von vornherein der eine Sprechende, natürlich der Vertreter des „alten" Glaubens, zur Statistenrolle verurtheilt, die nur dazu dienen muß, den andern Sprecher seine Weisheit leuchten zu lassen. Am beruhigendsten ist noch das Bekenntniß unseres modernen Religionsstifters, daß er mit seinem neuen Allweltsglauben bis jetzt allein stehe. Hofft und glaubt er daneben, daß dieser Glauben aber doch noch einmal der allgemeine Glauben aller Menschen werden wird, so dient es vielleicht zur Ernüchterung des Herrn Prometheus, wenn wir ihn daran zu erinnern uns gestatten, daß diese Allgemeinheit jedenfalls an den folgerichtig denkenden, vernünftigen Menschen ihre Grenze finden wird.

Schließen wir hieran noch die Besprechung eines dichterischen Werks religiöser Literatur:

10. Daheim in Gott. Lieder von Hermann Köhler. Gotha, F. A. Perthes. 1891. 8. 3 M.

Den unter diesem Titel veröffentlichten Liedern rühmt kein Geringerer als Julius Sturm nach, daß sie, einem tief religiösen Gefühl entsprungen, ebenso von sinniger Auffassung der Natur, wie von patriotischer Begeisterung zeugten und eine nicht gewöhnliche Beherrschung der Form bewiesen. Diesem Urtheil treten wir Wort für Wort bei. Haben wir die vor einigen Jahren gebotene Erstlingsgabe des Dichters in d. Bl. freudig willkommen geheißen, so begrüßen wir auch diese neue Frucht seines Schaffens in der Ueberzeugung, daß die hier angeschlagenen Klänge in vielen gleichgestimmten Herzen und Häusern ein offenes Ohr finden und einen dankbaren Widerhall wecken werden. Denn was als Poesie heutzutage sich vernehmen läßt, ist weit überwiegend so geartet, daß man ordentlich aufathmet, wenn man einmal wieder rein gestimmte Töne eines natürlichen Empfindens und den schlichten Ausdruck eines harmonisch gestimmten Gemüths zu hören bekommt, welchem Glauben, Liebe und Treue, Religion und Vaterland kein leerer Klang sind.

Der Dichter bietet uns seine Lieder in fünf Gruppen unter den Ueberschriften: „Im Lichte des Glaubens", „Festklänge", „Dem Vaterlande", „Blätter, Knospen und Blüten", „Aus Prüfungstagen", und läßt im Anhang ein Festlied zur Enthüllungsfeier des Lutherdenkmals in Erfurt nebst einer Ostercantate folgen. Die Grenzen zwischen den verschiedenen Abtheilungen sind nicht streng getrennt. Viele Lieder der einen Gruppe könnten ebenso gut in einer andern ihren Platz finden. Religiöse und vaterländische Klänge — das wäre eine treffendere Bezeichnung gewesen. Doch mögen wir darüber nicht rechten und wollen uns lieber freuen, daß wir in jeder der fünf Gruppen so viel Ansprechendes und Erquickendes finden. Um Ton und Haltung des Ganzen zu kennzeichnen, sei aus der zweiten Gruppe („Festklänge") hier das „Osterfreude" überschriebene Lied mitgetheilt:

Du liederklingende, herrliche Zeit,
O Frühling, du lächelnder Knabe,
Wie füllst du die Erde nun weit und breit
Mit duftender, köstlicher Habe!
Ihr wehenden Halme auf grünender Au',
Du leuchtendes, lachendes Himmelsblau,
Frohlockend begrüß' ich euch wieder!

O Welt, du hast nicht vergebens geharrt
Und darfst dich in Freude erheben —
Was jüngst noch vom Eise des Winters gestarrt,
Erblühet zu duftigem Leben;
Die blumendurchwebte Lenzesflur,
Die ganze unendliche Gottesnatur,
Wie herrlich ist sie geworden!

Und horch, schon klingen mit jubelndem Klang
Die Glocken in allen Landen,
Des Osterfestes Triumphgesang
Verkündet: der Herr ist erstanden!
Der Herr ist erstanden, o Menschenherz,
Drum wende dich dankend auch himmelwärts
Und freu' dich der göttlichen Kunde!

Karl Sallmann.

Wörterbuch des deutschen Verwaltungsrechts.

Wörterbuch des deutschen Verwaltungsrechts. In Verbindung mit vielen Gelehrten und höhern Beamten herausgegeben von Karl Freiherrn von Stengel. Erster Ergänzungsband. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 1892. Lex.-8. 4 M.

Ein Wörterbuch des deutschen Verwaltungsrechts, das seine Aufgabe in der Darstellung des geltenden Rechts erblickt, muß bei der Raschheit, mit welcher die Gesetzgebungsmaschine in unsern Tagen arbeitet, in zahlreichen Punkten bald veralten, wenn es nicht durch fortlaufende Ergänzungen stets entsprechend umgestaltet wird. Seitdem das Stengel'sche „Wörterbuch" abgeschlossen wurde, sind sowol im Reiche wie in den Einzelstaaten auf verschiedenen Gebieten des Verwaltungsrechts zahlreiche Aenderungen eingetreten, welche in dem uns vorliegenden ersten Ergänzungsbande behandelt werden. Das Lob, welches wir seinerzeit dem Hauptwerke zollten, können wir auch dem Ergänzungsbande zutheil werden lassen; die darin veröffentlichten Aufsätze sind durchweg als erschöpfend, zum Theil sogar als vortrefflich zu bezeichnen und geben dem Leser die Möglichkeit, sich über die darin bearbeiteten Gegenstände in vollständig ausreichender Weise zu unterrichten. Von den Aufsätzen des Ergänzungsbandes heben wir hervor die Stengel'sche Darstellung des Rechts der Schutzgebiete, eine mustergültige Bearbeitung des deutschen Colonialstaatsrechts in gedrängter Form, ferner die Arbeiten über Einkommen-, Gewerbe- und Erbschaftssteuer, worin hauptsächlich die neuen preußischen Gesetze bearbeitet sind, den Artikel über Landgemeindeordnung, die Aufsätze über Arbeiterschutz, Patentrecht, Zollabgaben, Zuckersteuer und Rentengüter. Durch den Ergänzungsband ist das „Wörterbuch" dem gegenwärtigen Stande der Verwaltungsgesetzgebung vollständig angepaßt worden und wird daher von jedem, der Veranlassung hat, sich mit verwaltungsrechtlichen Fragen zu beschäftigen, mit großem Nutzen zu Rathe gezogen werden können. In Betreff der Ausstattung können wir uns ebenfalls auf das früher ausgesprochene Lob beziehen.

Ludwig Fuld.

Feuilleton.

„Kampf ums Dasein und Association" nennt sich die neueste Schrift von Max Freiherrn von Wimpffen (Wien, Konegen, 1892). Die Association im Sinne der Verbindung, Vereinigung, nicht aber der Vergesellschaftung, des Collectivismus, bildet nach dem Verfasser einen Gegensatz zu dem im Kampfe ums Dasein sich geltend machenden Individualismus. Der auf seine eigenen physischen und geistigen Fähigkeiten im Kampfe mit der Natur und Seinesgleichen angewiesene Mensch ist nicht im Stande, jenen Grad sittlicher Vollkommenheit und materieller Befriedigung zu erreichen, welcher ihm auf dem Wege der Association zutheil werden kann. Sie ist daher eine höhere Stufe auf der Leiter des menschlichen Fortschritts. Schon am Ende des Alterthums genießen wir den erfreulichen Anblick, daß sie sich Bahn zu brechen beginnt, und vollends sehen wir sie heute in ihrer vollen Blüte über die europäischen Völker das Scepter schwingen. Der Kampf ums Dasein geht in der Gegenwart zur Neige; der sogenannte bewaffnete Friede ist nur eine Todeszuckung desselben, denn es gibt keine einzige Frage, die durch den Krieg gelöst zu werden brauchte. Herr von Wimpffen scheint danach ein großer Utopist zu sein. Er steht nicht auf dem Boden der Realität; der Wunsch ist ihm der Vater des Gedankens; er verwechselt das Ideal mit der Wirklichkeit. Ganz und gar unbegreiflich ist es aber, daß er die Stirne hat, die Eroberung Elsaß-Lothringens einen rohen Gewaltact zu nennen. Wer eine solche Behauptung ausspricht, dem ist die Geschichte fürwahr keine Lehrerin des Lebens. Glaubt der Verfasser etwa, daß das siegreiche Deutschland zum Preise seines ruhmreichen Feldzugs das völlig zu Boden gestreckte Frankreich im Besitze der beiden Provinzen, die es ihm einst hinterlistig geraubt hatte, selbstlos und uneigennützig hätte belassen sollen?

Die Association in dem Sinne des Verfassers hat mit der von Louis Blanc, Schulze-Delitzsch und Lassalle verkündeten wirthschaftlichen Selbsthülfe der Arbeiter nichts gemein, wie überhaupt die socialwissenschaftliche Unterlage des Buchs mangelhaft ist. So finden wir in ihm folgenden Satz: „Die sociale Bewegung ist die heutige Form der großen demokratischen Bewegung." Diese Definition ist nichts weniger als zutreffend, denn während die demokratische Bewegung nur politische Gleichheit und Freiheit anstrebt, will der Socialismus auch wirthschaftliche Gleichheit und Gerechtigkeit, und dies auf Grund einer neuen Rechts- und Wirthschaftsordnung.

Den Schluß bildet das Kapitel „Zukunft", das als oberstes Princip der zukünftigen Gesellschaft die Sittlichkeit erklärt. Die Männer besitzen zwar Anlagen derselben, doch fehlt ihnen die Anregung zur ihrer Entwickelung. Es erwächst also den Frauen die Aufgabe, die sittliche Wiedergeburt der Gesellschaft zu vollziehen. Dabei unterläßt es aber Herr von Wimpffen, über seine Stellung zur Frauenemancipation Rechenschaft abzugeben und die Stellung des Weibes innerhalb der Association festzustellen.

— Der Schriftsteller, welcher sich des Mottos: „Nur die Natur ist die wahre Medicin. Naturam expellas furca, tamen usque recurret" bedient, erweckt in uns die wohlberechtigte Erwartung, daß wir ihm zu Danke verpflichtet sein werden. Der Herr Professor Hofrath Lucian Pusch, „Psychophysiologe und Anthropologe, Verfasser mehrerer medicinischer Schriften", mag bei der Abfassung seines Büchleins: „Anthropologie die Wissenschaft vom Menschen oder Animismus die Lehre von der Seele" (Berlin, F. Schlosser, 1892), von gutem Willen erfüllt gewesen sein; allein dem Willen entsprach die That nicht. Das Büchlein wimmelt von Widersprüchen und hat einen mystischen, phantastischen Inhalt.

Der Geist Gottes befindet sich nach unserm Verfasser in einer einem Brillanten ähnlichen feinätherischen Kugel, die das Gehirn seiner Seele durchdringt, und ist ein Miniaturbild der von ihm zu bildenden Seele in ihrer zukünftigen immer vollkommenern Gestalt. Der Geist und die brillantähnliche Kugel sind Seelenessenz, die den Brillanten an Glanz bei weitem übertrifft und zarter als der Aether ist. Der Geist bewegt sich in einer Fülle von Licht, wie von Milliarden überaus hellen elektrischen Sonnen illuminirt und in Bewegung gesetzt. Die Augen, die Ohren, die Stirnwöl-

bung, die Rundungen aller Formen sind bei Gott von großartiger Symmetrie, Majestät, Größe, Strahlenglanz und Idealität. Der Wohlgeruch des Geistes und aller seiner Emanationen ist ungemein angenehm, ja berauschend. Alles um ihn klingt wie eine Sphärensymphonie. Sein Blut ist essentielles Blut. Das Gehirn und die Nerven sind seelenessentiell. Die brillantähnliche Kugel Gottes befindet sich im Centrum der Centralsonne, die im Verhältniß zu seinem Wachsthum zunimmt und der Magnet ist, um den sich alle Planetensysteme bewegen müssen. Das Centrum der Centralsonne wird vom Gehirn der Seele Gottes durchdrungen. Die Centralsonne, befruchtet von den ihr so naheliegenden Ausstrahlungen des Gottesgeistes, zeigt unter ihren überaus harmonisch gebildeten Seelen ein sehr reges, edles, schönes, geistiges Leben! Die Künste und die Wissenschaften haben dort ihr auf den Erden und in den Himmeln geträumtes Ideal erreicht. Gott athmet aus, befruchtet durch seinen Athem alles und athmet alles, als verarbeiteten Geist in der Form von individuellen, vollendeten Seelen ein. Die Seelen sind für Gott das, was für den Menschenkörper der Sauerstoff ist. Ohne sie könnte er nicht leben. Gott athmet Seelenstoff, wie die Menschen Kohlensäure aus. Diesen Seelenstoff saugt die Materie ein und gibt ihn, im Weltenproceß verarbeitet, als Seele in Milliarden von Individualitäten ab. Durch diese Thätigkeit wird für Gott ein fortwährendes Plus an Geist erzeugt, dem er seine ununterbrochene Idealisirung verdankt und bis in Ewigkeit verdanken wird. — Wozu bedürfte Gott einer ununterbrochenen, immer sich steigernden Idealisirung, da er schon als solcher der Inbegriff aller Vollkommenheit ist? Wenn er aber der Inbegriff der reinen Formen des Schönen, Guten und Wahren ist, wie vermag der Verfasser ihm Augen, Ohren, Stirnwölbung u. s. w. zuzuschreiben, ihn anthropomorphistisch darzustellen, zumal er selbst sich dahin vernehmen läßt, daß Gott ein Geist und demgemäß immateriell und unsichtbar ist? Wie stimmt damit die Behauptung überein, daß es etwas Uebernatürliches niemals gegeben hat und niemals geben wird, daß der Materialismus nicht nur in den Himmeln die wahre Philosophie ist und zu den erstaunlichsten Entdeckungen führt, sondern auch auf den Erden.

— Die zahlreichen Freunde der Emmy von Dincklage'schen Muse wird es interessiren, zu vernehmen, daß aus dem Nachlasse der Dichterin eine Sammlung sehr lesenswerther stimmungsvoller Gedichte im Drucke sich befindet und demnächst im Verlage von F. Schöningh in Paderborn erscheinen wird.

— „Zu Zwein im Süden" nennt Karl Woermann eine neue Gedichtsammlung, die im Herbst im Verlage von L. Ehlermann in Dresden erscheinen wird.

Bibliographie.

Albert, J., Heinrich Heine und der Antisemitismus. Nossen, P. Westphal. Gr. 8. 40 Pf.

Bode, R., Die Unsichtbaren. Ein erzählendes Gedicht. Hannover, L. Ost. 8. 2 M. 25 Pf.

Büttner, A., Humoresken. Illustriert von Maler C. H. Walther. Dresden, A. Köhler. 8. 1 M.

Carlyle's, T., Briefe an Varnhagen von Ense aus den Jahren 1837—1857. Uebersetzt und herausgegeben von R. Preuß. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 3 M.

Crawford, F. M., Doktor Claudius. Eine wahre Geschichte. Uebersetzt von T. Höpfner. Berlin, G. Reimer. 8. 1 M. 60 Pf.

Die Entscheidungskämpfe im chilenischen Bürgerkriege 1891. Nach den amtlichen Berichten mit einem einbegleitenden Vorworte. Wien, Verlagsanstalt „Reichswehr". Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Fest, E., Im Kreislauf des Lebens. Dichtungen. Düsseldorf, F. Bagel. 8. 3 M.

Frank, U., Sollen Damen allein reisen und andere Novellen. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Freuzel, K., Gesammelte Werke. 6. Bd.: La Pucelle. Leipzig, W. Friedrich. 8. 6 M.

Goetz, W., Maximilians II. Wahl zum römischen Könige 1562. Mit besonderer Berücksichtigung der Politik Kursachsens. Würzburg, Becker. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Gustedt, Baronin Jenny v., Aus Goethes Freundeskreise. Erinnerungen. Herausgegeben von Lily v. Kretschman. Braunschweig, G. Westermann. Gr. 8. 12 M.

Harrven, G. (G. David), Rittmeister Isegrimm und andere Erzählungen aus dem Soldatenleben. Wien, Verlagsanstalt „Reichswehr". 8. 2 M.

Koch, G., Beiträge zur Geschichte der politischen Ideen und der Regierungspraxis. 1. Tl.: Absolutismus und Parlamentarismus. Berlin, R. Gaertner. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Kolb, R., Herzog Wilhelm von Nassau. Gedenkschrift zum 100jährigen Jahrestage seiner Geburt. Wiesbaden, R. Bechtold u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Leeb, W. L., Sagen Niederösterreichs. 1. Bd. Mit einer Einleitung von K. Landsteiner und 8 Text-Illustrationen. Wien, H. Kirsch. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Lehmann, R., Schopenhauer und dio Entwickelung der monistischen Weltanschauung. Berlin, R. Gaertner. Gr. 4. 1 M.

Linde, A., Imanta und Kaupo. Eine lettische Sage in acht Gesängen. Moskau, Großmann u. Knöbel. Gr. 8. 1 M.

Link, H., Auswahl von Erzählungen fremder Autoren. Uebersetzt. Oppenheim, W. Traumüller. 8. 70 Pf.

— — Monologe. Uebersetzt. Oppenheim, W. Traumüller. 8. 70 Pf.

Moderne realistische Litteratur im Lichte der Ethik und Aesthetik. III. Hft.: Paul Lindau von E. Schrill (S. Keller). Paul Heyse von O. Kraus. Herausgegeben von der allgemeinen Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine in Verbindung mit der allgemeinen konservativen Monatsschrift. Berlin, Evangelische Vereins-Buchhandlung. Gr. 8. 40 Pf.

Littrow, H. v., Aus dem Seeleben. Novellen und Erzählungen. Wien, A. W. Künast. Gr. 8. 3 M.

Lotz, A., Coburgische Landesgeschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Coburg, A. Seitz. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Löwenfeld, R., Leo N. Tolstoj, sein Leben, seine Werke, seine Weltanschauung. 1. Tl. Berlin, R. Wilhelmi. 8. 4 M.

Marston, Louise, Jeß, der Krüppel, oder die Tochter des Hopfenpflückers. Frei nach dem Englischen von A. Näf-Hünh. Winterthur, C. Hirsch. 8. 60 Pf.

Peter Mayr, Wirt an der Mahr. Ein Held von anno 1809. Herausgegeben anläßlich der Feier des 10jährigen Bestandes des Museums in Bozen. Bozen, F. X. Promperger. Gr. 8. 1 M.

Michaëlis, C. T., Zur Entstehung von Kants Kritik der Urteilskraft. 1. Tl. Berlin, R. Gaertner. Gr. 4. 1 M.

Miklau, J., Von unserer Muttersprache. Volksthümlicher Vortrag. Brünn, C. Winkler. 8. 30 Pf.

Vier Novelletten. 1. Hunger von H. Heiberg. — 2. Schwester Honora von W. Höffer. — 3. Die Insel im See von W. Höffer. — 4. Ein Glas Wasser von H. Wolff. Berlin, C. Georgi. 8. 1 M.

Novikoff, F. de, Das jüdische Rußland. Enthüllungen und Aufklärungen über die russische Judenfrage. Nach eigenen Wahrnehmungen und auf Grundlage amtlicher Quellen mitgeteilt. Berlin, P. Heichen. Gr. 8. 1 M.

Olafs, E., Novellen. Berlin, A. Asher u. Comp. 8. 2 M.

Die nationalliberale Partei. 1867—1892. Zum Gedächtnis ihres 25jährigen Bestehens. Leipzig, Renger. Gr. 8. 2 M.

Pauly, H., Die Decade und die Ziffernschrift. Danzig, A. W. Kasemann. Gr. 8. 50 Pf.

Planta, P. C., Geschichte von Graubünden, in ihren Hauptzügen gemeinfaßlich dargestellt. Bern, K. J. Wyß. Gr. 8. 7 M.

Racowitza, Helene v., Ererbtes Blut. Roman in 2 Büchern. 2 Bde. Berlin, H. Steinitz. 8. 10 M.

Richard, O., Die Sittlichkeitsfrage der Gegenwart. 1. Thl.: Brennende Punkte. Berlin, H. Brieger. Gr. 8. 60 Pf.

Roßner, A., Der Rennsteig des Thüringer Waldes jetzt und früher. Naumburg a. S., A. Schirmer. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Rubinstein, Susanna, Aus dunklem Grunde. Leipzig, A. Edelmann. Gr. 8. 1 M.

Salis, L. R. de, Die Religionsfreiheit in der Praxis. Vortrag. Bern, K. J. Wyss. Gr. 8. 1 M.

Ein Salongespräch über die Sittlichkeit. Von einem Gerichtsreferendar. Mülheim a. d. R., H. Blech. 8. 40 Pf.

Sander, W., Leben des Malers Wilhelm Ahlborn, dargestellt nach hinterlassenen Tagebüchern und Briefen des Künstlers. Lüneburg. (Hildesheim, L. Stessen.) Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Schmeltzl, W., Ein Lobspruch der Stadt Wien in Oesterreich. Von W. Sch., Schulmeister zum Schotten und Bürger daselbst im 1548. Jahr. Sprachlich erneuert und bearbeitet, nebst Einleitung und Anmerkungen von A. Silberstein. Wien, A. Hartleben. 8. 1 M.

Schubert, A., Der deutschen Mütter Teil an deutscher Lande Heil. Sozial-pädagogischer Beitrag zur Frauenfrage unserer Zeit. Berlin, L. Oehmigke. Gr. 8. 60 Pf.

Stein, A. (H. Nietschmann), Deutsche Geschichts- und Lebensbilder. XX. Albrecht Dürer. Ein Lebensbild. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 8. 2 M. 40 Pf.

Stein, B., Glocken-Gold. Sang und Sage aus der Neumark in sechs Gesängen. Arnswalde, O. Wendt. 16. 3 M.

Tages- und Lebensfragen. Eine Schriften-Sammlung, herausgegeben von W. Bode. Nr. 3. 4: Staatszwang oder Freiheit? Eine Einführung in die Weltanschauung der Freiheitspartei. Von A. Herbert. Für deutsche Leser bearbeitet und eingeleitet von W. Bode. — Nr. 5—8: Indivi. Ein absonderlicher Reisebericht. Herausgegeben von W. Bode. Bremerhaven, C. G. Tienken. 8. à Nr. 50 Pf.

Trede, T., Eine Wallfahrt nach Einsiedeln zur schwarzen Gottesmutter. Barmen, H. Klein. 8. 1 M.

Wald-Zedtwitz, E. v., „Derjenige, welcher" und andere Novellen. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Zeise, H., Natur- und Lebensbilder. Ein Spätherbststrauß. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 3 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Yeast, ein Problem,

oder

Was Herr Lancelot Smith dachte, sprach und that.

Roman

von

Charles Kingsley.

Aus dem Englischen übersetzt von **P. Spangenberg.**

Mit einer Einführung von Professor **Dr. Richard Wülker.**

Zweite Auflage. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Dieser zum ersten male ins Deutsche übersetzte Roman Kingsley's hat seiner Vorzüge wegen so freundliche Aufnahme gefunden, daß bald die zweite Auflage nöthig geworden ist. Mit Shakespeare'scher Energie zeichnet der Verfasser Gestalten aus den verschiedensten Gesellschaftskreisen des heutigen England; feine Seelengemälde sind von höchster psychologischer Feinheit. Insbesondere den zahlreichen Freunden von Kingsley's Roman „Alton Locke“ wird „Yeast“ willkommen sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Christian Karl Josias Freiherr von Bunsen.

Lebensbild eines deutsch-christlichen Staatsmannes.

Dem deutschen Volke dargeboten von

Bernhard Baehring.

8. Geh. 2 M. 50 Pf. Geb. 3 M. 50 Pf.

Dieses fesselnd geschriebene Lebensbild eines echt deutschen und christlich gesinnten Staatsmannes und Gelehrten, der mit unter die Bahnbrecher des neuen Deutschen Reichs gehört, wird gewiß in weiten Kreisen des deutschen Volkes freundliche Aufnahme finden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Streifzüge in den Urwäldern

von Mexico und Central-Amerika.

Von

Felix L. Oswald.

Zweite Auflage. Mit 76 Abbildungen in Holzschnitt.

8. Geh. 7 M. 50 Pf. Geb. 9 M.

Der Verfasser, längere Zeit Director eines Militärhospitals in Veracruz, schildert in dem vorliegenden höchst interessanten und reich illustrirten Werke seine Erlebnisse in der Alpen- und Waldregion des südlichen Mexico, seine Streifereien durch die dichten Wälder, die noch nie von einer Axt berührt worden, seine Beobachtungen der wunderbaren Fauna und Flora dieser tropischen Hochlande, endlich seinen Verkehr mit den Eingeborenen und seine Besuche in den zerstreuten Farmen und Ansiedelungen.

Das Wiener Fremdenblatt nannte es „ein interessantes, mit urwüchsigem Humor geschriebenes Buch“. Die Vossische Zeitung bezeichnete es als „eine Reisebeschreibung, die zu den hervorragendsten ihrer Art gehört“.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Von Sansibar zum Tanganjika.

Briefe aus Ostafrika

von

Dr. Richard Böhm.

Nach dem Tode des Reisenden nebst einer biographischen Skizze des Verstorbenen herausgegeben von

Herman Schalow.

Mit einem Porträt und einer Karte.

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Wer die Landschaft in Deutsch-Ostafrika aus prächtigen, packenden Schilderungen kennen lernen will, der nehme diese Briefe zur Hand; hier wird er finden, was ihm zahlreiche Berichte über die deutschen Gebiete in Ostafrika nicht bieten: lebenswahre Gemälde von Land und Leuten in meisterhafter Darstellung. Ein kühner Forschergeist, ein echt deutsches, warmes Gemüth spricht aus diesen Briefen. Der Verfasser, ein zu den schönsten Hoffnungen berechtigender Naturforscher, bereiste Afrika vier Jahre lang als Mitglied der Expedition, welcher sich Paul Reichardt anschloß, wurde aber durch einen frühzeitigen Tod hinweggerafft.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Athenaïs.

Geschichte einer byzantinischen Kaiserin

von

Ferdinand Gregorovius.

Dritte durchgearbeitete Auflage.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

In diesem Werke wird das Lebensbild der durch Geist und Schönheit berühmten Kaiserin Eudokia auf dem Hintergrunde jener Epoche gezeichnet, in welcher das antike Heidenthum den letzten Verzweiflungskampf mit dem Christenthume kämpfte. Die dritte Auflage ist vom Verfasser noch kurz vor seinem Tode nach Form und Inhalt erheblich umgearbeitet worden.

(Mit einer Beilage der **Münchener Kunst- und Verlags-Anstalt,** Dr. **E. Albert & Comp.** in **München.**)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 34. — 25. August 1892.

Inhalt: Zur Goethe-Forschung. Von Richard Friedrich. — Französische Romane. Von Theodor von Sosnosky. — Neue Lyrik. Von Adolf Brieger. — Zur Sprachgeschichte und Ethnographie. Von Th. Achelis. — Zur Dante-Literatur. Von Theodor Paur und Ernst Lehmann. — Von Parzival zu Wilhelm Hauff. Von Julius Deckel. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Goethe-Forschung.

Seit der Eröffnung des Goethe-Hauses ist für das Studium unsers größten Dichters eine förmliche Renaissance gekommen. Freudigste Thätigkeit macht sich wahrnehmbar auf dem ganzen Gebiete, das durch Goethe's Namen geweiht ist. Vertieft hat sich die Forschung in solchem Grade, daß ein Mehr vorerst undenkbar erscheint, ausgebreitet in einem Maße, daß bereits die Peripherie des Kreises von Personen und Thatsachen, die sich um Goethe als Mittelpunkt gruppiren, gestreift wird. Fast scheint es, als ob unsers Volks gesammte Forschungs- und Darstellungskraft auf literaturgeschichtlichem Gebiete, deren eine und glänzendste Verkörperung sich einst in Gervinus offenbarte, verzichtet habe auf eine umfassende Würdigung unsers Schriftthums, um mit voller Inbrunst und ungetheilter Hingabe in des Einen Betrachtung aufzugehen. Und reichste Frucht haben bisher die vereinigten Bemühungen begeisterter Forscher gezeitigt. Für immer, dünkt es, ist vorüber die Zeit jener Darstellungen der Literaturgeschichte, die sich mit der bequemen Form einer trockenen Lebensbeschreibung und landläufigen Beurtheilung begnügten. Wer sich fernerhin unterfangen will, über Dichter und Dichtungen zu schreiben, bedarf eines stattlichen Rüstzeugs aus der Waffenkammer ästhetischer Bildung, geschichtlicher Kenntniß und philosophischer Schulung. Nicht leicht freilich wird sich dieser drei Forderungen nothwendiges, gleich hohes Maß in einer Person verwirklicht finden. Je nach Neigung und Bildungsgang wird mehr die eine oder die andere den Standpunkt des Forschers bestimmen. Aber weit entfernt, daß diese erfahrungsgemäße Thatsache von Nachtheil sein könnte, muß vielmehr das Gesammtergebniß der verschiedenen Methoden klarstes Licht über ihren Gegenstand verbreiten. Und so lange die im Ziel doch geeinten Richtungen zu ihrem Vortheil klug sind und als Freunde sich verbinden, werden sie sich im ersprießlichen Nebeneinander gegenseitig tragen und fördern. Wird aber das Trennende herausgekehrt, das Scheidende betont, dann ist der Bruderkrieg entzündet. Etwas Derartiges vollzieht sich jetzt in der sogenannten Goethe-Philologie. In Nr. 23 d. Bl. ist die Tassofehde und der Kampf K. Fischer's mit Fr. Kern und H. Düntzer besprochen, dabei auch hingewiesen worden auf des erstern Schüler und Streitgenossen, Hugo Falkenheim.*) Aber bei weitem heftiger als dieser Zwist im eigenen Lager ist der Kampf, der in Braitmaier's**) Schrift „Goethecult und Goethephilologie" gegen diese eröffnet wird. Beide Bücher sind nicht sowol nach dem Gegenstand ihres Angriffs, als in der Form desselben grundverschieden. Braitmaier nennt selbst sein Werk eine Streitschrift. Und Streitlust athmet jeder Satz. Etwas Hastiges, Leidenschaftliches, „Rücksichtsloses" — diese Bezeichnung gibt er selbst als möglich zu — wohnt seinen Ausführungen bei. Aber er vermag sich zu entschuldigen, wovon später die Rede sein soll. Und sicherlich zwangen ihm die lautersten Beweggründe die Feder in die Hand, nicht zuletzt Gerechtigkeitsgefühl und Vaterlandsliebe. Vornehm dagegen, im Glanz einer Sprache von schier unerschöpflichem Reichthum schreitet Falkenheim einher. Was bei Braitmaier persönlich, ist hier rein sachlich. Kaum daß einmal ein Gegner namhaft gemacht wird; einmal nur gibt die Bezeichnung „landläufige Goethe-Philologie" dem Leser die genauere Adresse, an die sich der Verfasser wendet. Aber gerade diese parteilose Wissenschaftlichkeit verleiht seinen Angriffen mehr Kraft, läßt seine Wahrsprüche um so überzeugender erscheinen. Einen mächtigen Vorsprung vor der Gegnerschaft gewährt ihm seine philosophische Durchbildung; und ich glaube, außerhalb des Streites Stehende werden gerade in der Würdigung und fördernden Heranziehung unserer großen Denker, dankens-

*) Kuno Fischer und die literarhistorische Methode. Von Hugo Falkenheim. Berlin, Speyer u. Peters. 1892. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

**) Goethecult und Goethephilologie. Eine Streitschrift von Braitmaier. Tübingen. (Leipzig, Gustav Fock.) 1892. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

wertherweise auch Hegel's, ein zweites Hauptverdienst dieses Buchs neben der Erläuterung und Rechtfertigung der Fischer'schen Methode sehen. Denn diese erklärt Falkenheim für seine eigentliche Aufgabe.

Kuno Fischer hatte vor einigen Jahren in der zweiten Abhandlung der ersten Reihe seiner Goethe-Schriften die Erklärungsarten des „Faust" besprochen und dabei die philosophische als veraltet und abgethan, die historische als im Recht und in der Herrschaft befindlich erklärt und ihre enge Verbindung mit der philologischen aufgezeigt, freilich auch schon auf ihre Abwege hingewiesen. Daran knüpft Falkenheim seine Darlegungen und gewinnt durch eine Betrachtung Fischer's als Autors und seiner Werke den Begriff der entwickelungsgeschichtlichen Literaturforschung, die bei ihren Vertretern gleichmäßig die Kenntniß der Geschichte, der Psychologie und der Aesthetik voraussetzt. Ihr Verfahren besteht darin, zuerst den Dichter einzureihen in den geschichtlichen Werdegang seines Volks, dann seiner Individualität in ihrer selbständigen Bethätigung nachzugehen, schließlich die Werke des Dichters als abgerundete Gebilde einer eigenen Betrachtung zu unterziehen. Diese neue Erklärungsart läßt der Verfasser nach Hegel'scher Dialektik als ein Höheres aus der Aufhebung der historischen durch die philosophische Methode hervorgehen. „Auf dieser Stufe vereinigt sich mit dem folgerichtigen Denken der Sinn für die immanente, d. h. innerlich nothwendige Eigenthümlichkeit der Dinge, mit dem logischen Verstand der congeniale, der sich die fremde Vorstellungsweise erst aneignet, bevor er sie erklärt und beurtheilt." Von diesem wohlgegründeten Standpunkte aus werden des Weiteren die Einseitigkeiten der Sondermethoden abgewiesen und ihre Irrgänge aufgedeckt. Scharfe Hiebe fallen dabei auf die leidige Entlehnungssucht, die schon Goethe als Poesieverderberin haßte, gegen jenes „beständige Spüren und Spähen nach Vorkommnissen und Personen, die ein Dichter im Auge gehabt haben muß, um zur Production entsprechender künstlerischer Gebilde fähig zu sein", gegen eine alexandrinische Kleinkrämerei, die da glaubt auf eine gesuchte Stilkritik Schlüsse von weittragender Bedeutung gründen zu können. Schön und klar wird dagegen der Phantasievorgang im schaffenden Dichter entwickelt, auch die vielgeschmähte „Idee" im richtigen Sinne gefaßt und wieder zu Ehren gebracht. Was aber am letzten Ende dem Verfasser den Aufstieg zu seinem erhöhten, alles im Ueberblick beherrschenden Standort ermöglicht, ist der zwingende Nachweis einer thatsächlichen gegenseitigen Durchdringung von Philosophie und Kunst in unsern Classikern und ihren Dichtungen, der Nachweis einer Verschwisterung von Wahrheit und Schönheit, worauf schon äußerlich der Bund unserer Denker und Dichter in den classischen Tagen Deutschlands hinzeigt. Für alles nun, was theoretisch als wesentlicher Bestandtheil der entwickelungsgeschichtlichen Methode erwiesen, abgeleitet, erschlossen ist, wird praktisch die Probe gemacht an K. Fischer's zahlreichen literaturgeschichtlichen Arbeiten.

Indessen Falkenheim wäre nicht der Denker ohne Voreingenommenheit, als der er durchweg erscheint, wollte er nicht auch die Gefahren der neuen Betrachtungsweise sehen. Er erörtert sie mit derselben Parteilosigkeit, die es nicht über sich gewinnt, den verehrten Lehrer „als einzigen hervorragenden Repräsentanten der literarhistorischen Methode" hinzustellen, wenn auch dankbare Ueberzeugung es nicht vermag, das Buch anders als mit einem Ehrenmal für den Mann, von dem es seinen Ausgang nahm, zu beschließen.

Was Falkenheim gelungen ist, aus der Verneinung heraus zu einem greifbaren, thatsächlichen Ergebniß sich emporzuringen, läßt sich nicht in gleicher Weise von Braitmaier sagen. Er befindet sich allerwege in der Abwehr, er weist zurück, lehnt ab, schränkt ein. Dieser negative Charakter seiner Schrift folgt mit Nothwendigkeit aus ihrer Bestimmung. Sie soll ein Weckruf sein an das deutsche Volk, sie will Lärm schlagen, um aufmerksam zu machen auf die Gefahren, die der Verfasser für die Gesammtheit aus dem Treiben eines bestimmten Kreises erwachsen sieht. Dieser Kreis ist eben die Goethe-Philologie. Und gegen deren Häupter, so Scherer, Grimm, Erich Schmidt u. a., werden schwere Anklagen erhoben, die Schule als Clique bezeichnet und ihr virtuose Ausnützung ihrer Macht zum Zweck einer Alleinherrschaft vorgeworfen. Schlimm steht es fürwahr, wenn es richtig ist, daß „selbst so völlig selbständige Männer wie Fr. Vischer und Kuno Fischer nur schüchtern und behutsam sich über diese neueste Methode der Forschung äußern und Düntzer den Kampf gegen sie als aussichtsloses Schwimmen gegen den Strom bezeichnet". Gleich hier sei eingeschaltet, daß niemand des Verfassers Vorwürfen in ihrem ganzen Umfange zustimmen wird. Das viele Dunkel, das er mit zweifellosem Recht beobachtet hat, macht doch dem ebenso zweifellos vorhandenen Reichthum an Licht, d. h. den vielen Errungenschaften, die wir den angegriffenen Goethe-Forschern verdanken, mehr als billig den Rang streitig. Andererseits freilich erscheint es ausgeschlossen, ein so ernstes und inhaltreiches Buch mit witzelnden Bemerkungen oder vornehmer Herablassung abthun zu können. Worin besteht nun aber die gescholtene Methode? Nach Braitmaier darin, daß Goethe zu einem nie dagewesenen Ideal menschlicher und dichterischer Größe erhoben wird. Man wird einwenden können, es sei dies ein recht überflüssiges Bemühen; denn was jemand durch sich ist, dazu braucht er doch wahrhaftig durch andere nicht erhoben, d. h. gemacht zu werden. Indeß so meint auch Braitmaier die Sache nicht. Er verwahrt sich nur gegen eine Art der Geschichtsfälschung, die, um Goethe in verklärtem Licht erblicken zu können, es für erlaubt erachtet, die Opfer seiner Liebe z. B. zu bemängeln und herabzusetzen, andere Personen dagegen, die zu ihm Beziehungen gehabt, so Frau von Stein, die Vulpius, zu halbmythischen Wesen umzugestalten, oder eine Grenze in Goethe's Genius in keinem Sinne anzuerkennen, während sie sich der Würdi-

gung Lessing's und Schiller's verschließt. Das nennt Braitmaier Goethe-Mythologie, deren Uebertreibungen und Verirrungen er nun im einzelnen nachgeht. Ich sage: Uebertreibung, denn das ist es nach Braitmaier, der überall Goethe's Größe gerecht zu werden bestrebt ist, nirgends etwa in Wolfgang Menzel's Ton verfällt und nach seiner eigenen Erklärung „Goethen gar nicht anders wünscht, als er ist", aber auch nur so, nicht in künstlicher Beleuchtung. So glaubt er dem Dichter zuvörderst absprechen zu sollen geschichtlichen Sinn und staatsmännischen Blick, wenigstens das Maß von beiden, das die Goethe-Philologen ihm nachrühmen. Die Erörterung ist hier um so mehr von Bedeutung, als sie sich mit Goethe's Stellung zu nationalen Fragen befassen muß. Maßvoll und billig aber erscheint Braitmaier's Urtheil, besonders weil er keinen Anhaltepunkt in Goethe's schriftlichen und mündlichen Aeußerungen, die seine umfassende Belesenheit sämmtlich zur Hand hat, zu bestimmtem Zweck übergeht. Daß nur ein solches Verfahren Berechtigung hat, leuchtet ein. Es ist nicht aufrichtig, aus der Fülle einander oft widersprechender Meinungen, die sich im Grunde doch einfach daraus erklären, daß, der sie aussprach, durch und durch Dichter, also in gesteigertem Grade von Augenblick und Eindruck abhängig war, es ist nicht aufrichtig, daß man einseitig nur Aeußerungen von einer bestimmten Färbung zusammenstellt, um darauf eine Beurtheilung zu gründen.

Was insbesondere die Erhebung Goethe's durch die Entthronung Schiller's und Lessing's anlangt, so macht es den Eindruck, als ob gerade dies Kapitel dem Verfasser den Anstoß zu seiner Streitschrift gegeben und den Ausgangspunkt gebildet habe. Hier waltet sein Grimm am gewaltigsten gegen die Verkleinerer der beiden Dichter, wobei ich freilich die Bemerkung nicht unterdrücken kann, daß von Biedermann mit seinem Urtheil über Lessing's dichterischen Beruf doch so vereinzelt nicht dasteht. Auch Goethe's Urtheil sind schon damals andere beigetreten. Ein Romantiker, aber in ästhetischen Dingen ein überaus feiner Kopf sprach das bekannte Wort über die „Emilia Galotti". Ferner darf nicht verschwiegen werden, daß gerade E. Schmidt uns Lessing's Bild meisterhaft entworfen hat. Anders steht es mit Schiller. Hier fühlt sich Braitmaier berufen zum Hüter eines dichterischen Nationalschatzes, berufen zum Fürsprecher einer vaterländischen Kunst, berufen eine Anschauung an den Pranger zu stellen, die unter andern Unglaublichkeiten die Schiller-Verehrung als „eingepökelte Waare, die wir jährlich einmal hervorholen und lüften" und die Sedanfeier als „Doppeltrunk mit dem großen Bewußtsein nationaler Pflichterfüllung" zu bezeichnen sich erdreistet. Dem Bekämpfer solcher Unarten wird man geneigt und verpflichtet sein, manchen Verstoß gegen den üblichen Ton nachzusehen, und gerade der verehrende Bewunderer Goethe's wird Einspruch erheben dagegen, daß man sein Ideal mit solchen Mitteln glaubt erhöhen zu müssen und zu können. Dem gegenüber versucht Braitmaier in einem zusammenfassenden Schlußkapitel dieses ersten Theils, das er „Die Wahrheit" betitelt, eine gerecht abwägende Beurtheilung Goethe's und Schiller's zu geben und mit seinem Satze: „Goethe und Schiller, jeder in seiner Art, sind vollkommene Typen des deutschen Volksgeistes, ja des menschlichen Geistes überhaupt, und darin, daß sich diese höchste Ausbildung ihrer Persönlichkeit in ihren Werken widerspiegelt, beruht die hohe, unvergleichliche Culturbedeutung ihrer Dichtung. Und wie beide (ideale und reale) Richtungen zusammen erst das Wesen des menschlichen Geistes erschöpfen, so stellen beide Dichter zusammen erst die Summe und den Höhepunkt der Bildung jener großen Periode rein idealen Geisteslebens dar", darf er hoffentlich trotz diesem und jenem der allgemeinen Zustimmung gewiß sein.

Der zweite Theil, „Goethe-Philologie" genannt, stellt Goethe's Aesthetik der neuern Scherer's gegenüber, die ja auch sonst vielem Widerspruch und heftiger Anfeindung begegnet ist. Beachtung verdient hier der Abschnitt über die „Modelle" und das Verhältniß von Wahrheit zu Wirklichkeit: Gegenstände, die zu den glänzendsten Kapiteln auch bei Falkenheim zählen. In der Ablehnung der gegnerischen Ansicht sind beide einig. Zu ihrer Widerlegung benutzt Braitmaier mit Glück und Geschick vorzugsweise Goethe's eigene Aeußerungen, während Falkenheim's philosophische Richtung in die Tiefe der Wissenschaft hinabsteigt, um Gründe und Beweise zu gewinnen. Und wenn letzterer die Anwendung der gewonnenen Einsicht, ihre Unterstützung an und aus Fischer's Erläuterungsschriften zu den drei Classikern versucht, so macht Braitmaier, seiner Methode getreu, die Probe auf die Richtigkeit seiner Ausführungen in einer Folge von Kapiteln an Goethe's Werken. Wie endlich bei Falkenheim die Charakteristik Fischer's am Schluß mittelbar eine Zurückweisung der Mitbewerber um den Kranz einschließt, so faßt Braitmaier, wiederum deutlicher und unverhohlen, am Ende seines Buchs noch einmal kurz zusammen sein Verdict über die Goethe-Philologie.

So freudig Abhandlungen in Falkenheim's Art alle Zeit zu begrüßen sind, ebenso sehr steht zu wünschen, daß diesem ersten, nothwendigen Angriffe Braitmaier's eine Erneuerung oder Ausdehnung erspart bleiben möge.

Richard Friedrich.

Französische Romane.

1. Jack. Roman in drei Bänden von Alphonse Daudet. Uebersetzung aus dem Französischen von Natalie Rümelin. Stuttgart, Engelhorn. 1892. 8. 1 M. 50 Pf.

Es ist nicht das erste mal, daß Daudet's „Jack" übersetzt worden ist, aber es ist das erste mal, daß dies in einer Weise geschehen ist, die des großen Autors und seines ausgezeichneten Werks würdig ist. Die Uebersetzerin, Natalie Rümelin, die schon Daudet's „Port-Tarascon" so vorzüglich übertragen hat, verdient darum Dank und Lob. Ihre Uebersetzung macht den Genuß, den die Lektüre dieses Buchs gewährt, erst vollständig.

Und dieser Genuß ist groß, freilich zugleich auch tief traurig. Das Buch enthält die Leidensgeschichte eines jugendlichen Menschenlebens, das durch die Albernheit und den Leichtsinn seiner Mutter und den Egoismus ihres Geliebten zu Grunde geht.

Daudet zeigt hier alle die reichen Geistesschätze, über die er gebietet: tiefe Lebens- und Menschenkenntniß, vernichtenden Sarkasmus, gemüthvollen Humor und ebenso großartige als zarte Poesie. Seine Seelenkenntniß bethätigt er in der wunderbar wahren Charakteristik der Personen, die vom feinsten Verständniß der menschlichen Natur und von der durchdringendsten Beobachtung zeugt. Bei der Schilderung der Ratés, jener verbummelten und unfähigen Menschen, die sich für Künstler halten, tritt zum Psychologen der Satiriker, und die vereinte Kunst beider schafft wahre Meisterstücke sarkastischer Charakteristik.

Ein solches ist vor allem die d'Argenton's, des großen Dichters, dessen Werke fast nur in schönen Titeln und Kapitelüberschriften bestehen oder über die Einleitung nicht hinauskommen, was er selbst damit erklärt, daß ihm seine Gedanken von andern Dichtern immer gestohlen würden. Dieser d'Argenton ist so recht der Typus jener „verkannten Genies", die für ihre geistige Ohnmacht die ganze Welt verantwortlich machen wollen.

Da ist ferner der verbummelte Mediciner Hirsch, der die Leute mit seinen Experimenten ins Jenseits befördert; dann der Opernchorist Lebessindre, der sich für den ersten Sänger der Welt hält und vor allen Leuten mit seinem dröhnenden Basse renommirt; schließlich der gewissenlose Mulatte Monoval, der es mit der Pädagogik versucht hat, da es mit der Literatur nicht gegangen ist, und nun die ihm anvertrauten unglücklichen Kinder in empörender Weise ausbeutet und quält.

Diese vier Leute bilden die Hauptvertreter der Ratés, dieser traurigen Menschenklasse, von der Daudet unter anderm schreibt:

Unter diesen Leuten gab es Philosophen von viel größerer Bedeutung als Leibniz, die nur leider von ihrer Geburt an taubstumm waren und ihre Gedanken nur durch Bewegungen und ihre Beweisgründe nur durch unverständliche Laute auszudrücken vermochten; Maler, voll glühendem Drang, etwas Großes zu schaffen, die aber einen Stuhl so merkwürdig auf seine Beine stellten, einen Baum so sonderbar aus seinen Wurzeln emporsteigen ließen, daß alle ihre Gemälde aussahen wie Ansichten von Erdbeben oder vom Innern eines großen Segelschiffes während eines Sturmes. Musiker, die die merkwürdigsten neuen Instrumente erfunden hatten, Gelehrte in der Manier des Doctor Hirsch; Köpfe, in denen es aussah wie in einem Trödelkram, wo von allem etwas vorhanden, aber vor lauter Staub und Unordnung die zerbrochenen, unvollständigen und gänzlich unbrauchbaren Gegenstände nicht einmal mehr zu finden sind.

Dies waren die Armen und Elenden, und wenn sie sich auch durch ihre unsinnigen Ansprüche, die so üppig wucherten als ihr Haarwuchs, durch ihren Stolz und ihre Narrheiten lächerlich machten, so zeugten doch die schäbigen, abgezehrten Erscheinungen von so viel Elend, daß man trotz alledem von Rührung ergriffen wurde angesichts dieser von Illusionen funkelnden Augen und dieser abgehärmten, verheerten Züge, auf denen jeder entschwundene Traum, jede erstorbene Hoffnung ihre Spur eingegraben hatte.

Daneben gab es auch solche, die den Dienst der Kunst zu hart, zu undankbar und zu unfruchtbar gefunden und deshalb sich andern, sonderbaren, mit ihren geistigen Interessen in Widerspruch stehenden Berufsarten zugewendet hatten: ein lyrischer Dichter mit einem Stellenvermittlungsbureau für männliche Dienstboten; ein Bildhauer als Agent für Champagnerwein und ein Violinist, der eine Stellung bei der Gasanstalt bekleidete.

Andere, weniger achtungswürdige ließen sich von ihren Frauen ernähren, deren Arbeit ihren genialen Müßiggang ermöglichte. Diese Paare waren zusammen erschienen, und in den verwelkten, aber muthvollen Zügen der Lebensgefährtinnen dieser heruntergekommenen Menschen war zu lesen, wie hoch der Unterhalt eines Mannes von Genie zu stehen kommt. Stolz darauf, daß sie ihre Männer begleiten durften, lächelten sie ihnen mütterlich zu, als wollten sie sagen: „Das ist mein Werk!" und sie hatten auch wirklich Grund sich zu rühmen, denn alle diese Herren sahen sehr wohlgenährt aus.

Seinen köstlichen Humor läßt Daudet in der Zeichnung des Hausirers Belisar, den die Schuhe immer drücken, zu Worte kommen, dann in der des Doctors Rival und des kleinen Dahomeifürsten Madou.

Seine Poesie aber schwingt sich am höchsten auf in der Schilderung des nächtlichen Marsches Jack's von Paris nach Etiolles und des Todes Madou's. Die zweite sei hier wiedergegeben:

Die Nacht ist angebrochen. In dem von Schweigen erfüllten dunkeln Loch, dessen Thür die Knaben hinter sich zugezogen haben, glänzt und funkelt die Flamme im Kamin und wirft ihren Schein in alle Ecken, als suche sie jemand, den sie nicht mehr finden kann. Sie glitzert auf den aufgeschichteten Glasscheiben, sie taucht in die Blumentöpfe hinein und klettert über das an die Wand gelehnte alte Gitterthor, sie bewegt sich und läuft ohne Unterlaß, aber sie findet nichts, immer nichts. Sie gleitet über die äußere Bettstelle, über die kleine rothe Jacke, deren Aermel friedlich in ruhevoller Lage auf der Decke ausgestreckt liegen; aber es scheint, daß auch hier nichts mehr zu finden ist, denn die Flamme setzt ihren Weg fort und huscht über Decke und Thür, zitternd schleicht und kriecht sie weiter bis zu dem Augenblick, wo sie müde, erschöpft und hoffnungslos merkt, daß das Feuer überflüssig ist, daß sie hier niemand mehr erwärmen kann und in die Asche zurücksinkt und erlischt, wie der kleine fröstelnde König, der sie so sehr geliebt hat.

Das ist Poesie! Und Daudet's Poesie ist um so wirk-

samer, als sie dem festen Boden der Wirklichkeit entsprießt, der in diesem Falle doch so reich mit Bosheit und Niedertracht gedüngt ist. Aber eben darin liegt die mächtige Wirkung dieser Erzählung, daß sie durchaus auf dem Grunde des wirklichen Lebens aufgebaut ist, und daß ihre Personen daher nicht haltlos im Nichts herumtaumeln.

Adolf Gerstmann, der deutsche Biograph Daudet's, thut dessen „Jack" entschieden Unrecht, indem er ihn als ein schwächeres Werk bezeichnet und tief unter „Fromont junior, Risler senior" stellt. Im Gegentheil: mit dem letztgenannten zusammen ist „Jack" wol das Beste, was Daudet je geschrieben hat, jedenfalls steht keins seiner Bücher über diesem. Es ist ein Meisterwerk, und daran können einige kleine Mängel nichts ändern.

Noch ist zu bemerken, daß Daudet sein Buch nicht als Roman, sondern als „mœurs contemporaines" bezeichnet, daß somit die in der Uebersetzung gebrauchte Bezeichnung „Roman" nicht genau ist. Sie ist wol darum gewählt worden, weil sie geläufiger ist; richtiger lautete sie aber demnach: „Zeit- und Sittenbild", und diese Benennung ist schon deshalb passender, weil Daudet's Buch realistisch ist, ein „realistischer Roman" aber genau genommen eine Contradictio in adjecto enthält.

2. Eine Künstlerin. Roman von Jeanne Mairet. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von Natalie Rümelin. Stuttgart, Engelhorn. 1892. 8. 50 Pf.

Diese Erzählung behandelt die Stellung der Frau zur Kunst und die Eifersucht, die diese zu wecken vermag. Die Titelheldin ist die Tochter eines Malers und die Gattin eines Malers, dabei selbst Malerin. Die Conflicte, die sich aus diesem Verhältnisse ergeben, sind psychologisch recht gut durchgeführt; doch ist die Geschichte viel zu sehr in die Länge gezogen und wird dadurch zeitweise langweilig. Jedenfalls gibt es französische Bücher, die der Uebersetzung mehr werth sind als dieses, um so mehr, als die Uebersetzerin auf ihre Arbeit große Sorgfalt verwendet hat.

3. Die Brüder Zemganno. Roman aus dem Circusleben von Edmond de Goncourt. Deutsch von Signor Domino. Berlin, S. Fischer. 1892. 8. 3 M. 50 Pf.

Dieser Roman behandelt, wie schon der Zusatz auf dem Titel sagt, das Circusleben. Dieses bietet mit der ihm innewohnenden Romantik dem Erzähler gewiß einen dankbaren Stoff; es ist daher auch nicht selten zu Novellen und Romanen verwendet worden, freilich seltener als man meinen sollte und als das Bühnenleben behandelt worden ist. Das mag daher rühren, daß es dem Laien ferner liegt als das Theater, daß den Erzählern daher die Fachkenntnisse fehlen. Dies ist bei Goncourt's Roman aber nicht der Fall. Der Verfasser zeigt im Gegentheil eine ganz außerordentliche Kenntniß des Circuslebens bis in seine kleinsten Einzelheiten hinein. Er ist bei seiner Arbeit jedenfalls überaus gründlich zu Werke gegangen und hat sich, wie ja eine Fußnote auch besagt, bei verschiedenen hervorragenden Vertretern dieses Faches Auskunft geholt. Aehnlich wie Zola geht er auch bei den Beschreibungen so sehr ins Detail, daß er manchmal ermüdet. Im großen Ganzen jedoch ist sein Buch keineswegs langweilig. Die Katastrophe: der in Circusgeschichten, wie es scheint, unvermeidliche Racheact, der in der Manege vor dem Publikum einen bösen Sturz herbeiführt, fehlt zwar auch hier nicht, aber dennoch und trotz mancher an Zola mahnenden Uebertreibung bleibt das Buch eine sehr anerkennenswerthe Leistung und gewiß die gründlichste auf diesem Gebiete. Dem Buche kommt es sicher sehr zu statten, daß es von einem Fachmanne in Circussachen verdeutscht worden ist — nebenbei gesagt ist dies nicht die einzige deutsche Uebersetzung des übrigens in Frankreich schon vor Jahren erschienenen Buchs. Aber so tüchtig Signor Domino auch in seinem Fache sein mag, im Stile ist er es nicht; man sieht dem Buche die Uebersetzung schon auf der ersten Seite an.

4. Der schöne Georg (Bel-Ami). Roman von Guy de Maupassant. Deutsch von Max Schoenau. Berlin, Freund u. Jeckel. 1892. 8. 3 M.

Wie schon das Titelblatt sagt, heißt dieses Buch im Original „Bel-Ami". Der Uebersetzer hat jedoch wohl gethan, diesen Namen nicht beizubehalten und dafür „Der schöne Georg" zu wählen, was entschieden besser klingt als „Schön-Freund". Dieser schöne Georg ist ein moderner Don Juan. Ihm sind aber die Frauen nicht Selbstzweck wie dem berühmten Liebeshelden von Sevilla: sie dienen ihm blos als Mittel zum Zweck, und der ist: Geld und Macht. Wohl ist er eine sinnliche Natur, aber sein Verstand bleibt stets nüchtern und behält seinen Vortheil fest im Auge.

Seine Macht über die Frauen verhilft ihm vom schlecht bezahlten kleinen Bahnbeamten die ganze Stufenleiter der Journalistik hinauf bis zum Chefredacteur eines großen Blattes und zum Ritter der Ehrenlegion und schließlich hat er alle Aussicht, ein Mandat oder gar ein Ministerportefeuille zu bekommen.

Die Carrière dieses Frauenlieblings bildet den Gegenstand des Buchs, und zwar ohne jede überflüssige Zuthat. In diesem Werke ist alles klar und wahr; es zeugt von ganz außerordentlicher Lebens- und Menschenkenntniß.

Welch feines Kunstverständniß Maupassant hat und wie hoch er die Wahrheit schätzt, zeigt sich namentlich zum Schlusse, wo Georg mit der Tochter des Börsenkrösus Walter Hochzeit hält. Da hätten sich wol die wenigsten Autoren die schöne Gelegenheit entgehen lassen, einen effectvollen Schlußcoup zu veranstalten und hätten die gekränkte Geliebte Georg's diesem und seiner Braut eine große Scene machen lassen. Maupassant aber vermeidet es, einen so verbrauchten, abgeschmackten Kniff anzuwenden, der hier überdies noch unwahrscheinlich wäre: er läßt vielmehr den Bräutigam seiner Geliebten, die als Hochzeitsgast erschienen ist, ganz freundschaftlich die Hand drücken und — vom nächsten Rendezvous sprechen.

Die Uebersetzung ist vorzüglich, doch scheint es, als ob sie manches verschwiege, gewissermaßen ad usum delphini hergerichtet sei. Das deutsche Publikum ist ja in erotischer Beziehung unmündig, oder besser gesagt: will es sein.

5. Zur linken Hand. Von Guy de Maupassant. Einzig autorisirte Uebertragung von Ludwig Wechsler. Breslau, L. Freund. 1892. Gr. 8. 3 M.

Dieses Buch steht nicht so hoch als das vorige; es ist mehr Unterhaltungslektüre, in dieser Eigenschaft dafür aber auch vortrefflich. Es enthält in seinen elf Novellen mehr Geist als einige Dutzend deutscher Novellenbände. Wo ist die Erzählung Heyse's — der stets als Meister dieses Genre gepriesen wird —, die sich mit diesen Geschichten messen könnte? Heyse's Arbeiten haftet der Lampengeruch des mühsam Erklügelten an; sie sind Fabeln, die darin vorkommenden Personen Marionetten, aus denen der Autor spricht. Die Novellen Maupassant's dagegen sind kecke Ausschnitte aus dem wirklichen Leben, die dessen ganze Frische und Wärme ausathmen. Heyse schreibt wie ein deutscher Professor, Maupassant wie ein Weltmann.

Die Stoffe dieser Novellen und die Stimmung ihrer Behandlung sind ganz verschieden; einige wie „Die Ordonnanz" und der „Hafen" sind tragisch, andere wie „Die Stecknadeln", „Das Kaninchen" und „Duchoux" vom geistvollsten Humor durchlacht, einem Humor, der sich freilich um Backfische und alte Jungfern herzlich wenig kümmert. Gemeinsam haben die Novellen nur das, daß in jeder eine Ehe vorkommt, die weder vom Priester, noch vom Standesbeamten bestätigt worden ist, kurz eine Ehe „zur linken Hand". Das ist nun in den Augen der deutschen Sittlichkeitsfanatiker freilich ein arger Fehler. Das Buch wird auch gewiß bei vielen Lesern Kopfschütteln oder gar Entrüstung erzeugen, manche Damen werden, um mit Paul Lindau zu sprechen, laut „Pfui!" rufen und heimlich „reizend!" sagen.

Die schon erwähnten deutschen Sittlichkeitsfanatiker werden diese zwei Bücher Maupassant's mit Entrüstung von sich weisen. Sie möchten die sexuellen Dinge am liebsten ganz aus der Welt hinausleugnen; da das aber doch nicht recht angeht, begnügt man sich damit, sie einfach als nicht vorhanden zu betrachten. Maupassant aber sieht diese Dinge als selbstverständlich an und legt ihnen jene Wichtigkeit bei, die sie thatsächlich haben; die ist aber sehr bedeutend. Wollten die Deutschen doch endlich zugeben, daß das sexuelle Moment in der Welt eigentlich der Punkt ist, um den sich alles dreht; man kann dies sagen, ohne sich einer Uebertreibung schuldig zu machen, denn kein anderer Hang ist so mächtig als der sexuelle. Man wird vielleicht einwenden, die Sucht nach dem Gelde sei noch mächtiger; das Geld ist aber nur das Mittel zum Zweck, und der ist meist das sexuelle Moment, sei es nun in legitimer Form, als Ehe, oder in illegitimer, als „Verhältniß". Die Deutschen thun stets so, als ob der sexuelle Hang ihrem Nationalcharakter widerstrebte, und gewisse heuchlerische Wohlredner bestärken sie noch darin. Wie verhält sich's nun aber in Wirklichkeit mit der Sittlichkeit der Deutschen? Sprechen viele deutsche Männer, alte und junge, namentlich wenn ihnen ein ausgiebiges Mahl und ein guter Trunk die Zungen gelöst hat, nicht mit Vorliebe von sexuellen Dingen? Geben sie nicht unter schallendem Gelächter die zweideutigsten und bedenklichsten Anekdoten und Geschichten zum besten, beklatschen sie nicht enthusiastisch die derbsten Zoten hochgeschürzter und tiefausgeschnittener Tingel-Tangel-Divas? Wimmelt es in den Witzblättern nicht von Anzeigen erotischer Photographien und Bücher, die alle von der Metropole des Deutschen Reichs, von Berlin, zu beziehen sind? Sogar in einem pariser Blatte kündigen sich diese berliner „Kunsthändler" an — o Ironie! Im sündigen Babel an der Seine bezieht man schlüpfrige Bilder vom züchtigen Strande der Spree! Und die Statistik! In München sind etwa die Hälfte aller geborenen Kinder unehelich. Aus alledem geht wol zur Genüge hervor, wie weit es mit der deutschen Sittlichkeit her ist. Aber die Prüderie oder, deutlicher gesagt, die Heuchelei in sexuellen Dingen ist ein Nationalfehler, nicht blos der Deutschen, sondern aller Germanen, wie es scheint: die englische Prüderie ist weltbekannt — dabei aber der Höllenpfuhl von London! — und in Norwegen scheint es hierin auch nicht am besten zu stehen, wenn man Ibsen glauben darf. Die deutsche Erzählungsliteratur leidet unter dieser Heuchelei, während die neueste Schule der Realisten, der man eine Vermeidung sexueller Fragen gewiß nicht nachsagen kann, sich gerade das Ekelhafte und Gemeinwidrige zur Darstellung ausgesucht hat.

Theodor von Sosnosky.

Neue Lyrik.

1. Herzblut. Gedichte von H. C. Jüngst. Leipzig, Claußner. 1892. 8. 1 M.
2. Goethe und Charlotte von Stein. Acht Lieder. London, A. Siegle. 1892. Gr. 8. 50 Pf.
3. Gedichte von Alma Friedland. Wien, Kubasta u. Voigt. 1891. 16. 2 M. 40 Pf.
4. Das nervöse Jahrhundert. Spiegelbilder von Gregor VII. Stolp, H. Hildebrandt. 1892. Gr. 8. 50 Pf.
5. Aus frohen und trüben Stunden. Gedichte von O. A. Ellissen. Einbeck. (Leipzig, H. Ellissen.) 1891. 12. 1 M.
6. Der Gefangene von Chillon. Von Lord Byron. Uebersetzt von J. G. Hagmann. St.-Gallen, Busch u. Comp. 1892. 16. 40 Pf.

Schlimme Erwartungen erregt H. C. Jüngst, wenn er sein Buch der Lieder „Herzblut" (Nr. 1) betitelt. Die

Sache ist aber nicht so bös. Eine Herzblutverzapfung wie bei Wilhelm Arent haben wir nicht zu erwarten. Uebrigens zeigt der Dichter sehr stark die Einwirkung junger, sehr junger Vertreter einer forcirten Richtung, von der sich der Urheber des Leitspruchs: „Ich bin ein Mensch, ein sünd'ges Kind der Zeit", Karl Busse, jetzt glücklich abgelöst zu haben scheint. Das Buch beginnt mit schrecklicher poetischer Prosa. Jüngst phantasirt, die Poesie sei ihm erschienen und habe ihn zu einem Kämpfer der Wahrheit geweiht. Sollte da nicht eine Verwechselung mit Goethe vorliegen? Sollte die Poesie aber wirklich so unbesonnen gewesen sein, unsern jungen Dichter zu ihrem Kämpfer zu weihen, so geschieht ihr ganz recht, wenn sie alsbald dafür folgendermaßen angedichtet wird:

Hehre Göttin Poesie,
Dir will ich mein Streben weihen,
Als dein Jünger freudig streiten
Für der Wahrheit reines Licht.
Lug und Trug will ich bekämpfen
Mit des Geistes Götterkraft,
Heuchelschein, Gemeinheit dämpfen
Durch der Dichtung Wundermacht.

Wenn ich dem Leser die zweite Strophe schenke — nur den Reim „Streit" und „Lichtgebäud'" will ich anführen —, so wird er mir dankbar sein. Jüngst schreibt manchmal ein wunderliches Deutsch. „Wirke frei nach Recht und Wahrheit", heißt es in einem Gedichte, wo „wirken" wie „streben" construirt zu sein scheint, und in demselben: „Such' im Wirken dein Genügen und Vergeltung deiner Last" u. s. w.? — Auch das falsche Asyndeton, ein sicheres Zeichen mangelnden Sprachgefühls, begegnet uns nicht selten; s. oben „Heuchelschein, Gemeinheit", anderswo „zu neuem Hoffen, Ringen" und Aehnliches. Aber wie darf man solche Dinge jemand vorrücken, der nicht einmal grammatisch richtig schreibt. Für „meinem Herz" gibt es doch noch die Ausrede, daß „Herze" ursprünglich stark gewesen ist; aber für „laß dich nicht blenden eitler Schein" ist es doch keine Entschuldigung, daß das Volk in Ostpreußen so spricht, und „laß es der deine sein" wird selbst eine pillauer Fischersfrau nicht sagen. Verse kann er ebenfalls nicht fehlerlos bauen, wobei ich noch gar nicht an Hexameter denke, wie „Kühn wirft die Brust er entgegen der wilden brandenden Flut" — und die Reime sind oft fürchterlich. Einzelne Gedichte, theils leicht erkennbare Nachklänge, theils Selbständigeres, sind leidlich, in einzelnen Theilen gar nicht übel.

Nun kommen wir zu einer Spottgeburt ohnegleichen. Ein Ungenannter — und daß er das ist, ist noch der schönste Zug an ihm — hat gefunden, Goethe hätte mehr Lieder an Charlotte von Stein dichten müssen. Hier klafft ihm ein Abgrund, und großherzig wie Curtius stürzt er sich hinein. Die Lücke ist zugedichtet. „Goethe und Charlotte von Stein" (Nr. 2) betitelt sich das Heftchen mit den acht Liedern, das zum Glück nicht auf deutschem Boden, sondern in London im vorigen Jahre das Licht der Welt erblickt hat. „O, Lotte", jammert unter anderm der nachgemachte Goethe, „laß nicht länger mich sterben Tag für Tag; das Wort, das mich beseligt, dein Schweigen brechend, wag'". Aber sie wagt's nicht und so muß der Arme jammern: „Ich lieb' dich heiß und der Entsagung Schmerzen zehr'n meine Kräfte auf". In demselben Gedicht wird Frau von Stein zur „keuschen Bergesros'" und später zur Madonna ernannt. Aber es hilft nichts. Sie spricht voll Ernst: „Entsag', verzicht'". Endlich aber wird er doch erhört und jetzt ist Charlotte die Beatrix, die ihn, den Höllenwanderer, in den Himmel führt. Vielleicht finden manche Leser, Goethe erleide in dieser Poesie eine gerechte Strafe für sein Verhalten gegen Frau von Stein. Aber das Buch ist Johannes Brahms gewidmet: Was hat dieser gesündigt?

Wir wenden uns wieder der poetischen Literatur zu.

Die „Gedichte" von Alma Friedland (Nr. 3) beginnen wenig verheißend. Gleich die ersten Gedichte sind durch Prosaismen, Trivialitäten und Härten („Laßt die Sorg', es tön' nur Scherz") entstellt, und manches Derartige begegnet uns ja auch noch später, aber es ist doch nicht zu verkennen, daß die Lieder, soweit sie rein lyrisch sind, eine reiche Seele und einen bedeutsamen Lebensgang treu und fesselnd widerspiegeln. Die schönsten Lieder enthält der Abschnitt „Neues Leben". Besonders sprechen mich hier Gedichte an wie „Späte Liebe":

Es ist nicht gut, wenn spät das Herz
Noch heiß in Liebe schlägt;
Es ist nicht gut, wenn spät im Herbst
Der Baum noch Blüten trägt.

Die Blüte kommt zu keiner Frucht,
Der Sturm wird sie verwehn.
Das Herz, das Liebe spät verlangt,
Wird niemand mehr verstehn.

Einzelne Gedichte sind nicht gut aufgebaut, oft auch im Ausdruck verfehlt: diese sind meist mehr aus einem Einfall hervorgegangen, als durch einen poetisch befruchtenden Gedanken erzeugt:

Seit die Liebe mich gemieden,
Faßt (?) in mir die Sehnsucht Raum,
Und sie raubt der Seele Frieden
Mir im Wachen, wie im Traum.

Möchte bald das All durchfliegen
Durch die Kreuz und durch die Quer' u. s. w.

Das „durch" ist sprachwidrig, komisch aber ist der Gedanke, die Unendlichkeit kreuz und quer durchfliegen zu wollen.

Recht derbe Kost bietet das von „Gregor VII." verfaßte Büchlein „Das nervöse Jahrhundert" (Nr. 4). Dem Verfasser ist es um die Sache zu thun. Er nennt die Gedichte mit Recht „Spiegelbilder", wenigstens sind sie es für das letzte Viertel des Jahrhunderts.

Der Geisterwahn ist Herr auf Erden,
Ein jeder will heut' hoch hinaus:
Des Schusters Sohn muß Pfarrer werden,
Und alles lebt in Saus und Braus.

„Nur immer ja den Schein bewahren!"
Ist euer ewiges Gebet u. s. w.

Man sieht, der Verfasser schlägt einen kräftigen Ton an und weiß volksthümlich zu reden. Das zweite Gedicht geißelt die Genußsucht, eine andere Pest unserer Tage. „Man lebt auf Erden ja einmal nur" soll das sinnlose Prassen und Verprassen rechtfertigen, aber zusammengeknüpft ist „Leicht leben und traurig sterben". Dann kommt die Geldgier an die Reihe:

Ein fieberndes Speculiren
Treibt alles hin und her:
Gewinnen oder verlieren,
Ein Lump — oder Millionär!

„Moderne Ehre": — „Was Ehre ist? Hochmüthig prahlen, Gemein sein — aber vornehm thun. Sekt trinken, Waschfrau nicht bezahlen — Das ist's! Was sagst du nun?" Die Henneberger'sche „Jagd nach dem Glück" gibt dem Dichter ein treffliches Symbol. Die so gesuchte militärische Carrière ist für viele ein „glänzendes Elend". Wo liegt das Glück?

Das Glück liegt in der Arbeit, liegt im Dulden,
Und wer's verlor, verlor's durch sein Verschulden.

In der Arbeit liegt es zunächst und vor allem:

Das Leben ist köstlich — so lautet der Spruch —
Wenn's Müh' und Arbeit gewesen.

Die sociale Frage wird mit tiefem Ernste behandelt. Wohl ist alles eitel, aber nur für die Gesinnung, die keinen Gott und kein Jenseits kennt. Der Dichter steht, wenn auch vielleicht nicht auf dem dogmatisch-christlichen, so doch entschieden auf dem christlichen Standpunkte. Einzelnes ist schwach, so das Gedicht „Trunksucht":

Ja, wohl hatten auch die Ahnen
Großen Durst und tranken Meth;
Daran kennt man (erkennt man) den Germanen,
Was durch seine Kehle geht!

Aber Meth war, wohl verstanden,
Heut'gem Hopfenbier nicht gleich —

gewiß nicht, sondern viel berauschender —

Haltet Maß! Trinkt nicht zu Schanden
Unser neues Deutsches Reich.

Der Verfasser ist doch ein Dichter und sollte nicht zum bloßen Reimer werden.

Es gibt gar manchen hochgebildeten Mann, der wie die Sprache der Prosa, so auch die des Verses und auch den Vers selbst durchaus beherrscht und doch nur bei Gelegenheit dichtet, weil er zu klar ist, um sich über den Mangel eines innern Dranges zu täuschen. Zu diesen trefflichen Männern gehört der Verfasser von „Aus frohen und trüben Stunden", O. A. Ellissen (Nr. 5), der Sohn des bekannten Griechenfreundes. Die bei weitem meisten von den sprachlich reinen und in jedem Sinne formvollendeten Gedichten sind Gelegenheitspoesie. Auch die wenigen, von denen das nicht gilt, sind anziehend, und in „Aussöhnung" schmilzt auch Gedanke und Gefühl so zusammen, wie es das Kennzeichen echter Lyrik ist. Gut sind, wie man bei dem Talent und dem Kunstverständniß Ellissen's voraussetzen konnte, die meisten der beigefügten Uebersetzungen. Am besten sind die aus dem Neugriechischen, vor allem die von Liedern des dem deutschen Geiste so nahe stehenden, noch jetzt von uns betrauerten Alexander Rizo Rangabé. Auch die fünf Uebersetzungen aus dem Russischen sprechen an; daß man den eigenthümlich russischen Zug in ihnen vermißt, mag an den Originalen liegen. Am schwächsten ist die Wiedergabe englischer Gedichte. Die zweite Strophe von Byron's „Fare thee well" beginnt: „Would that breast were bared before thee Where thy head so oft hath lain": wer das übersetzen kann: „Daß die Brust man dir zu Füßen legte (!) u. s. w.", der soll es aufgeben, aus dem Englischen zu übersetzen.

Größere Kenntniß des Englischen besitzt offenbar J. G. Hagmann, der den „Gefangenen von Chillon" (Nr. 6) von Lord Byron übersetzt hat. Er scheint, wenn ich die Angaben bei Kürschner richtig deute, Neuphilologe zu sein. Dann ist es nur eine Nachlässigkeit, aber allerdings eine recht böse, wenn er „I made a footing in the wall" übersetzt mit: „Ich grub mir Spuren in — den Wall!" Aber auch abgesehen von dem sich hier zeigenden Mangel an Anschauung und der durch ihn bekundeten Poesielosigkeit des Uebersetzers steht die Uebersetzung im ganzen der von Böttger und, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, auch der von Gildemeister nach. Was schon übersetzt ist, noch einmal übersetzen soll man doch nur, wenn man es besser machen kann.

Adolf Brieger.

Zur Sprachgeschichte und Ethnographie.

1. Das Stromgebiet der Sprache. Ursprung, Entwickelung und Physiologie von R. Kleinpaul. Leipzig, Friedrich. 1892. Gr. 8. 10 M.

Der Verfasser des vorliegenden Werks hat bekanntlich schon früher („Sprache ohne Worte", „Die Räthsel der Sprache") mit Erfolg es versucht, entgegen jeder engbegrenzten philologischen Auffassung den Gang und die Entwickelung der menschlichen Sprache und Laute von den einfachsten Geberden und Zeichen bis zu den bewußten Ausdrücken unsers Geistes zu erfassen und in ihrer Bedeutung zu ergründen. Diesmal faßt er seine frühern Untersuchungen systematisch zusammen, führt den Leser an den Anfang aller Dinge, an das Morgengrauen des dämmernden Tages, der über der Geschichte der Menschheit, zunächst des schen umherstreifenden Urmenschen, anbricht und verfolgt nun von den ersten, unwillkürlichen, stümperhaften, vielfach noch rein thierischen Lautäußerungen unsers Urahnen die verschiedenen Flußarme und Quellen,

von denen die menschliche Sprache gespeist wird oder in die sie sich theilt. Das Werk ist, wie auch die frühern, mit ungemeiner Lebendigkeit und Anschaulichkeit geschrieben; man wird nicht müde, dem Verfasser zuzuhören, selbst wenn sich der Widerspruch regt; daß unter dieser liebenswürdigen und anziehenden Außenseite aber nicht der Werth und Gehalt der Sache zu leiden hat, dafür bürgt die staunenswerthe Belesenheit des gelehrten Verfassers, dem die entsprechenden Analogien und Parallelen aus den verschiedenen Sprachen in ungezählten Mengen zu Gebote stehen.

Vor allem ist es freudigst zu begrüßen, wenn für die Sprache gegenüber der rein abstracten, begrifflichen Zergliederung der Wurzeln wieder das Plastische, Sinnfällige, Leibhaftige und Gegenständliche im Ausdrucke betont wird. Der papierne Stil, wie diese Abirrung auf dem schriftstellerischen Gebiete getauft ist, der Mangel an individueller, unmittelbarer und anschaulicher Gestaltung des Ausdrucks ist schließlich auch nur das letzte Ergebniß jener kümmerlichen und nichts weniger wie empirisch begründeten „gelehrten" Ansicht, daß das Allgemeine und Abstracte an den Anfang des geistigen Lebens und Schaffens zu setzen sei, während es vielmehr erst ein verhältnißmäßig recht spätes Product einer ursprünglich rein auf das Concrete und Einzelne gerichteten Auffassung und Anschauung der Welt ist. In diesem Sinne ist die Poesie unzweifelhaft älter als die Prosa, und wie sehr diese lebendige Klangmalerei unsere ganze Sprache durchzieht, hat Kleinpaul an beliebig herausgegriffenen Beispielen veranschaulicht:

Der rollende Donner Gottes wird nicht nur von den Geschützen oder von der Nordsee oder von den Wagen, die zum Ziele donnern, oder von den Gletschern, die des Nachts so donnern, sondern von dem kleinen Herrn der Schöpfung selber nachgemacht — wenn er recht laut und heftig spricht, wenn er mit seiner Beredsamkeit die Versammlung erschüttert, so donnert er wie Zeus.... Hat er ausgeredet, so donnert wieder der Beifall, als käme die Meerflut angerauscht, durch die aufgeregte Menge geht ein dumpfes Brausen. Zumal thierische und menschliche Laute, uns immer die vertrautesten, müssen für die ganze Natur herhalten: Wenn das Wasser kocht, singt der Theekessel, die geschmolzene Butter kreischt, der Platzregen klatscht wie mit den Händen, die Rolle quietscht wie ein Ferkel, die englische Glocke bellt, die Guitarre, die das arabische Mädchen auf dem Schoße hat und stimmt, gibt einen rührenden Ton von sich, wie ein kleines Kind, das nach seiner Mutter schreit. Der Grenadier will wie eine Schildwache im Grabe liegen, bis er einst Kanonengebrüll hört — die Mordschlacht brüllt, der Wirbel brüllt, der Firn brüllt, die Vulkane brüllen: der Italiener hat dafür das Wort boato, wobei er eingestandenermaßen an das Brüllen des Rindes, il Muggito de' Buoi denkt.... Wenn der Buchenwald ächzt und klagt, die Ilm bei Berka leise murmelt, das Schilf am Flußufer wie eine verzauberte Prinzessin, wie eine Syrinx lispelt und im Morgenwinde ein geheimnißvolles Geflüster durch das Espenlaub und durch die Pappelallee geht — scheinen uns nicht unzählige Geister zu umwehen, klingen uns nicht Menschen- und Engelstimmen silbern und hell entgegen, heißt das nicht: Wir leiden, wie ihr andern, wir leben und athmen wie ihr andern, wir haben eine Sprache wie ihr andern? Die sogenannte Mythologie ist eine uralte Poesie des Menschengeschlechts, die noch heute das All durchdringt, und wenn wir ihr auf den Grund gehen, so liegt diese Poesie vor allem darin, daß wir einmal über das andere Naturstimmen in Menschenstimmen übersetzen und gleichsam einen singenden Baum erschaffen, dessen Blätter ebenso viele Zungen und Kehlen sind, wie ihn das arabische Märchen auf einem Berge an der Grenze Persiens wachsen und nebst dem sprechenden Vogel und dem Goldwasser der Prinzessin Parisiade in die Hände fallen läßt. (S. 202.)

Um nun die richtige Stellung zu dem eigentlichen Problem vom Ursprung der Sprache einzunehmen, muß man, wie unser Gewährsmann meint, nicht von den bekannten philosophischen Speculationen über das Verhältniß des Denkens zur Sprache und einer etwaigen prästabilirten Harmonie beider (wie z. B. Max Müller will) ausgehen, sondern von der einfachen, aber sehr instructiven Thatsache der Lautnachahmung, die als die Wurzel jeder weitern sprachlichen Entwickelung anzusehen ist; trotzdem unterscheidet aber Kleinpaul jene vielfach unwillkürlichen Ausrufe und Schreie von der artikulirten Sprache so sehr, daß er logischerweise dem Urmenschen und allen, die sich etwa in derselben isolirten, von aller materiellen und geistigen Geselligkeit abgeschnittenen Lage befanden, die eigentliche Sprache abspricht: „Im Anfang war kein Wort, es gab nur akustische Signale, Ansätze zu Sätzen, Rudimente." Indem er sich somit entschieden gegen die Herder'sche Ansicht verwahrt, daß die Sprache dem Menschen angeboren sei, sucht er umgekehrt zum empirischen Erweis, daß sie ein Kunstproduct und zwar einer sehr allmählichen, complicirten Entwickelung sei, uns in einer sehr fesselnden Schilderung eines Tages aus dem Leben eines Urmenschen die Umrisse jener gewaltigen Revolution zu entwerfen. Daß dabei vielleicht allerlei Phantasie mit unterläuft, ist nach Lage der Sache nicht wohl anders zu erwarten, aber originell und andererseits auch sachlich werthvoll ist diese Idylle aus dem Urwalde doch. Aus einfachen, durch den körperlichen Organismus erzwungenen Interjectionen und Reflexäußerungen erwuchs dann wesentlich durch eine bis ins kleinste sich erstreckende Nachahmung der den Menschen umgebenden lebendigen Natur (in der Hauptsache durch das Ohr vermittelt) die reiche, weitverzweigte Welt der auf gegenseitige Verständigung berechneten Sprache. Um diese Ansicht an einem concreten Fall zu veranschaulichen, betrachten wir die Entstehung der Bezeichnung Licht:

Auch das Licht ist sprachlich betrachtet nur eine Imitation. Eine Imitation, die hauptsächlich auf den beiden nahe verwandten Zitterlauten R und L beruht; diese ahmen das Flimmern und Zittern, die Vibrationen des Lichtes nach, wie das bereits bei der Musik angedeutet war. Am einfachsten ist es wol auch hier, vom Wasser auszugehen und eine Uebertragung seiner Wellenbewegungen auf die des Aethers anzunehmen, wie das ja in der Physik thatsächlich geschieht. R und L sind eben auch für das Wasser und alle Flüssigkeiten die eigentlichen, passenden Laute.... Die alten Indogermanen waren bereits Anhänger der Undulationstheorie, der noch heute alles huldigt. Bei einem Gewitter droht der Himmel sich in Feuerbächen herabzugießen (Schiller) — zu sehen, wie aus dem Lichtstrom Bäche fließen, und Strahlen sich in Farben leise gießen (Herder) — wohl bedarf die Welt, in ihrer frommen Einseitigkeit, auch solcher Licht- und Wärmequellen (Goethe).

Thatsache ist, daß viele der wichtigsten indogermanischen und semitischen Licht- und Farbennamen, so eben das Wort Licht selbst mit seinen zahlreichen Verwandten, aber auch das arabische Nûr und das hebräische Ur, beide soviel wie Licht — vergleiche hebräisch Ner, Lampe — im Anlaut oder wenigstens im In- und Auslaut ein R oder ein L, und zwar ursprünglich, erhalten haben. (S. 192.)

In diesem Sinne feiert unser Gewährsmann den diese ganze Nachahmung, unbewußte und bewußte, beherrschenden Kehlkopf, welcher der Welt das Geheimniß im Ton ablauscht, als Welteroberer; entgegen der weitverbreiteten Richtung in der Sprachforschung, von den Wurzeln als letzten Urbestandtheilen der Sprache auszugehen, fragt er nach den allerersten Lauten, welche in der menschlichen Stimme einen charakteristischen Ausdruck fanden:

Die Wurzeln sind freilich die ersten Abzüge vom Satze der Natur, aber sie gleichen doch nur den Worten, die der Schriftsetzer aus Typen zusammensetzt, die Typen hat der Setzer nicht erschaffen, er nimmt sie aus den Fächern des Kastens, der vor ihm steht. Die Natur ist der große Setzkasten, aus dessen Fächern der Mensch die verschiedenen Lettern in den Winkelhaken seines Verstandes schiebt, wo er Zeilen zusammenstellt. Die bleiernen Lettern heißen Typen, weil alle Buchstaben, die auf dem Papier erscheinen, Abklatsche derselben sind; der Vergleich ist um so treffender, weil wir in unserm Munde auch nur eine beschränkte Anzahl solcher Typen zur Verfügung haben, die in allen Sprachen des Erdkreises wiederkehren. Denn wollen wir ganz genau und recht aufrichtig sein, so müssen wir sagen: der Setzkasten ist der Mund, in dessen Fächern die Laute der Sprache wie bewegliche Lettern liegen; die Menschen stellen sich vor, daß alle Wesen, auch die stummen Wesen, so einen Mund besitzen und so sprechen wie wir; darum sind unsere Laute auch wie Typen zu gebrauchen. Aus Farben und Lichtern, aus Spitzen und Ecken fühlen wir sie feinhörig heraus, die stille Welt, die Faust im ewigen Abendstrahl zu seinen Füßen sieht, spricht ihn leise gedämpft mit Mutterlauten an, so gut wie die rührende Trommel der Natur; diese Laute kann er nachmachen — setzen, wenn er Lust hat, denn es ist ja seine Sprache, sein eigenes Stammeln und Artikuliren, was er ahnungsvoll vernimmt. (S. 216.)

Wir haben uns gestattet, aus der vorliegenden Untersuchung längere Abschnitte zu entlehnen, um von der ungemein anregenden, ja unwiderstehlich packenden Darstellung eine entsprechende Probe zu geben. Es mag sein, daß die Theorie Kleinpaul's noch manchem Widerspruch von seiten der fachgenössischen Kritik begegnet (soweit auf diesem jungfräulichen Boden einer neuen, Sprachforschung mit Physiologie verbindenden Wissenschaft von einer solchen schon die Rede sein kann): so viel steht jedenfalls fest, daß er das alte Problem vom Ursprung der Sprache von einer ganz eigenartigen Seite aus betrachtet hat, die aller Wahrscheinlichkeit nach eine große Zukunft hat.

2. Vom Aral bis zur Ganga. Historisch-geographische und ethnologische Skizzen zur Urgeschichte der Menschheit von Hermann Brunnhofer. Leipzig, Friedrich. 1892. Gr. 8. 8 M.

Die Thätigkeit dieses verdienten Gelehrten richtet sich darauf, durch Bezugnahme auf topographische und historische Momente strittige Probleme der indogermanischen Entwickelung in ein helles Licht zu rücken; im vorliegenden Werk handelt es sich im besondern um genauere Fixirung centralasiatischer und indo-iranischer geographischer Bezeichnungen, sowie um die Erörterung des Zusammenhangs zwischen dem Zoroastrismus mit dem Brahmanismus. Daneben werden auch die entsprechenden analogen mythologischen Ideen in der griechischen Sage einer Untersuchung unterzogen und zwar in der Perspective von Lazarus Geiger, daß sehr vieles, was man für gesammtindogermanisch gehalten hat, in der That blos ariohellenisch sei. In erster Linie vertheidigt Brunnhofer den „Rigveda" gegen die Angriffe, daß er nur eine ziemlich zweifelhafte, wesentlich auf Geld- und Machterwerb abzielende praktische Lebensweisheit der indischen Priester enthalte:

Es läßt sich nicht leugnen, daß an ästhetischer Großartigkeit, logischer Consequenz und ethischer Erhabenheit die Weltanschauung des Veda mit dem Achsenbegriff des vitâm (d. h. des ewigen Kreislaufs im physischen und moralischen Geschehen) seinesgleichen nicht in der Culturgeschichte aller andern Naturvölker aufzuweisen hat. Diese Weltanschauung des Veda steht in ihrer grandiosen Einfachheit, innern Harmonie und praktischen Anwendbarkeit hoch erhaben da über allen spätern Entwickelungen des Brahmanismus, deren Mittelpunkt der Trimûrti geworden. (Vorr. S. XXI.)

Natürlich soll damit nicht die spätere Entartung, die priesterliche Ausnutzung des durch das Opfer bedingten Machtmittels über die Menschheit, wie sie sich schließlich in jeder Hierarchie findet, geleugnet werden; aber für die ursprüngliche Auffassung des religiösen Bewußtseins trifft das nach unserm Gewährsmann nicht zu.

Aus der Fülle der indo-iranischen Reminiscenzen im Homer erwähnen wir die interessante Erklärung des griechischen Wortes Anthropos als Feuerbewahrer; unter Benutzung verwandter Worte (anthrax Kohle, eines Stammes athra, gleich dem zendischen âtas Feuer) construirt Brunnhofer eine alte Bezeichnung athrapa entsprechend wieder dem zendischen âtarepâta, der mit dem griechischen Ausdruck Athropates verglichen ist.

Der Feuerbewahrer schwang sich in Medien zur höchsten Staatswürde empor, während er von den Urgriechen zur Bezeichnung der den Menschen am schärfsten von den Thieren unterscheidenden Thätigkeit gewählt wurde, einer Bezeichnung, die um so weniger in Verwunderung setzen kann, als die ihr an Alter vielleicht noch vorhergehende indogermanische, nach welcher der Mensch, manushya, sich vom Thiere nur durch sein Denken unterscheidet. Hängt aber anthropos unmittelbar, als älteres atrapa, athrapa mit âtarepâta, Atropates, zusammen, so ist zugleich ein neuer Fingerzeig gewonnen für die Urheimat derjenigen, die sich dieses Epitheton ornans zur appellativen Bezeichnung des Menschen bedienten. (S. 7.)

Eine andere Verificirung eines bisher völlig dunkeln Ausdrucks betrifft die von Herodot angeführten Maraphier und Maspier, an die sich (außer den Pasargaden) Cyrus bei den Vorbereitungen zum Abfall von der Mederherrschaft gewandt habe. Die Herausgeber beschränken sich auf völlig inhaltsleere Vermuthungen, während sich nach unserm Verfasser die Sache so verhält, daß die Maraphier die Bewohner der Stadt und Landschaft Merw (im Parsi Marav) waren, die Maspier aber eine Verkürzung für

Arimaspai oder Ariaspai, Bewohner der sehr wichtigen Provinz Sedschestan, „die sich der Sage nach schon vor alters um den Gründer des persischen Reichs, Kyros, verdient gemacht hatten". Sehr ansprechend ist auch die Deutung der sagenumwobenen Insel Panchaia (derentwegen schon Euhemeros von Eratosthenes u. a. als Lügner auf das heftigste angegriffen wurde) als Bengalen mit der Hauptstadt Pana'ra als Benares, zugleich unter Berücksichtigung der uralten Sage, daß der Gott Zeus (Indra) nach Babylon gekommen und dort freundlich von Bel aufgenommen sei, ein kulturhistorischer Zusammenhang, der den Brahmanen Bengalens noch nicht verloren gegangen war.

Erwähnt sei schließlich noch, daß die älteste Quelle für das vielgebrauchte Bild des Schiffes vom Staate sich in Atharvaveda, 1000 Jahre v. Chr., findet. Daß die vielen Verwendungen (so bei Aeschylus, Plato, Theognis u. s. w.) nicht unmittelbar und absichtlich diesem Epos entnommen sind, versteht sich von selbst, aber es ist doch nicht unwichtig, schon einem Dämmern der indogermanischen Geschichte in dieser poetischen Vergleichung zu begegnen. Daß die eigentlich philologische Forschung aber durch eine derartige sorgfältige topographisch-ethnologische Prüfung und Vergleichung des einschlägigen Materials nur gewinnen kann, scheint uns sehr beherzigenswerth, und gerade deshalb möchte der gelehrte Verfasser in Petersburg, wohin er neuerdings übergesiedelt ist, einen reichen Stoff für die genauere Bestimmung und Lösung mancher bisher noch strittiger centralasiatischer Probleme finden.

Th. Achelis.

Zur Dante-Literatur.

1. Dante-Handbuch. Einführung in das Studium des Lebens und der Schriften Dante Alighieri's. Von G. A. Scartazzini. Leipzig, Brockhaus. 1892. 8. 9 M.

Scartazzini hat mit vorliegendem Werke seinen zahlreichen, ihrem Gewichte und ihrer Bedeutung nach unvergleichlichen Bemühungen um die Pflege des Dante-Studiums allen Dante-Beflissenen gegenüber einen gewissen Abschluß gegeben; nicht als ob er damit andeuten wollte, er sei nun gewissermaßen mit seinen Arbeiten in dieser Richtung fertig und sehne sich, endlich einmal von Dante loszukommen; im Gegentheil, wir gewinnen bei der Durchsicht des inhaltreichen Bandes den Eindruck, daß er, wie der im ersten Gesange des „Inferno" erwähnte Bergsteiger, nur eine Rückschau hält, um nach genossener Erholung neu gekräftigt seine Bahn weiter zu beschreiten. Was er bietet, ist keine Lektüre über irgendeinen Abschnitt aus dem Leben und Wirken Dante's oder seines großen Dichterwerks, vielmehr ein Repertorium, ein umfassendes Nachweisebuch zu allen belangreichen Schriften, Abhandlungen und Veröffentlichungen über Dante, seine Zeitverhältnisse, den Inhalt und das Verständniß seiner Dichtungen, besonders der „Göttlichen Komödie". Die Nachweise begnügen sich indeß nicht mit bloßen Titelangaben, sondern liefern meistens zugleich eine bündige, kritisch prüfende Charakteristik der betreffenden Schriften. Dazu würde, offen gestanden, am Schluß ein alphabetisches Namenregister noch weiter erwünschte Hülfe leisten. Einzelne Abschnitte überschreiten das Maß bloßer Schriftennachweise und gehen erzählend auf das Thatsächliche selbst ein, z. B. der dritte, über „Dante's Geistesleben", was wol kein Besitzer des Buchs, dessen Verfasser ein Scartazzini, zu bedauern Gelegenheit finden wird. Unter den Hülfsmitteln zum Studium und Gebrauche der „Commedia" vermißt Referent die Anführung von Eward Allen Fay, „Concordance of the Divina Commedia, published for the Dante-Society, Cambridge, Massachusetts", London 1888, eine schwer lastende, aber nützliche Arbeit. Scartazzini betitelt sein schönes Werk als „Dante-Handbuch" und hat damit Inhalt, Form und Werth desselben treffend bezeichnet; denn es mag jedem, der sich eingehend und ernstlich mit Dante befaßt, gewiß dauernd nützlich und fruchtbringend zur Hand sein. Wenn der Titel des Buchs als Zweckbestimmung noch beigefügt hat „Einführung in das Studium des Lebens und der Schriften Dante Alighieri's", so erhebt der Verfasser in diesen paar Worten einen zu hohen Anspruch, da man vielmehr eingestehen muß: daß, wer den Inhalt des Buchs wirklich in sich aufgenommen hat, dadurch wol nicht erst in das Dante-Studium eingeführt ist, sondern bereits tief darin steckt; der Verfasser hätte hier statt „Einführung" passender, ermuthigender „Anleitung" geschrieben.

Theodor Paur.

2. Dante's Göttliche Komödie, unter Zugrundelegung der scholastischen Philosophie erläutert von J. Berthier. Erste Lieferung. Freiburg i. Schweiz, P. Friesenhahn. 1892. Gr. 4. 2 M.

Nicht nur bei Dante-Kennern insbesondere, sondern auch bei vielen Freunden italienischer Kunst wird die im Erscheinen begriffene neue Ausgabe der „Göttlichen Komödie" von J. Berthier lebhaftes Interesse erwecken. Schon aus der vorliegenden ersten Lieferung ist zu ersehen, daß sich das Werk innen und außen von seinen Vorgängern wesentlich unterscheidet. Im Aeußern erinnert es an das Lionardo-Werk von Müller-Walde; außer dem stattlichen Formate und der vornehmen Einfachheit der typographischen Ausstattung hat es mit ihm dieselbe Art der Illustrirung gemein, sowol was die Methode der Vervielfältigung (Zinkographie) als die Auswahl der Stoffe anlangt: die Abbildungen zeigen nach ältern und neueren Gemälden die Stätten, wo der Dichter weilte, oder sie verweben in den Commentar Denkmäler, Bildnisse, Münzen, Grabmäler, Kirchen, Stadtpläne, Veduten, Wappen, päpstliche Bullen,

Fresken und Miniaturen, kurz alle möglichen Documente, um uns ein möglichst getreues Bild jener Scheide der mittelalterlichen und der neuen Zeit erstehen zu lassen. Die dem Dante'schen Werke vorausgehende Einleitung „über den Dichter und das Gedicht", die wo irgend angänglich (wie in der Schilderung der ersten Begegnung mit Beatrice Portinari) des Dichters eigene Worte wiedergibt, führt in der ersten Lieferung die Geschichte der Kindheit zu Ende. Das Hauptinteresse nimmt selbstverständlich neben dem Werke selbst der Commentar in Anspruch, dessen Eigenart namentlich auf den leitenden Faden zurückgeht, an dem P. Berthier seine Erläuterungen aufreiht. Der Herausgeber stellt sich vor allem die Aufgabe, die vom Dichter in allegorisches Gewand gehüllte Lehre im Lichte der Scholastik des Mittelalters zu zeigen, in der der Dichter geforscht, die er besungen habe: „Dantes in quo utique eruditio et cognitio multarum rerum et praesertim Scholasticae ostenditur", wie schon Ciaconius schreibt. Berthier sieht nämlich in dem Dante'schen Gedichte nichts Geringeres als das vollständige Gebäude einer Moralphilosophie und weist dies in seinem Commentare, wie die beigegebene Ankündigung sagt, vom ersten bis zum letzten Verse mit unerbittlicher Logik und in umfassendster Ausführlichkeit nach. Die ersten fünfundzwanzig Gesänge des „Inferno" sind übrigens schon früher in einer italienischen Revue erschienen und haben somit die Probe der Veröffentlichung bestanden. Die Urtheile der Landsleute des Dichters lauten äußerst günstig, ja Se. Eminenz der Cardinal Parochi, eine Größe auf dem Gebiete der Dante-Forschung, bezeichnet den guten Gedanken P. Berthier's geradezu als eine „Offenbarung" (rivelazione). Wenn in uns trotzdem noch einige leise Zweifel an der Richtigkeit der Berthier'schen Hypothese bestehen bleiben, so kann sich deß niemand verwundern: mit Hülfe einer einzelnen Lieferung läßt sich ein sicheres Urtheil nimmermehr gewinnen. Uns erinnert der Gedanke lebhaft an den Einfall eines bekannten Goethe-Forschers, der in ähnlicher Weise in dem zweiten Theil des „Faust" ein philosophisches Glaubensbekenntniß des Dichters erblickte, das sich vom Anfang bis zum Ende in schöner Folge herauscommentiren ließe. So viel aber läßt sich mit gutem Gewissen von der neuen Ausgabe schon jetzt behaupten: die große Anzahl ausführlicher Erläuterungen und die stattliche Menge werthvoller Abbildungen, wenn auch diese in beschränkterm Maße, fördern das Verständniß des Textes in einer Weise, wie es keine der übrigen Ausgaben im Stande ist. Das Suchen nach ergänzender Belehrung wirkt hier fast nie ermüdend, sondern gewährt wirklichen Genuß; man ahnt im voraus, daß der Commentar neues, oft ungeahntes Licht über das Gelesene ausgießen wird. Wir werden selbstverständlich seinerzeit über das weitere Fortschreiten der Ausgabe eingehenden Bericht erstatten.

Ernst Lehmann.

Von Parzival zu Wilhelm Hauff.

Deutsche Nationalliteratur. Historisch-kritische Ausgabe. Unter Mitwirkung von Arnold, Balke, Bartsch, Bechstein u. a. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Lieferung 702—731. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. 1891—92. 8. Jede Lieferung 50 Pf.

Das seit bald einem Jahrzehnt erscheinende große Unternehmen „Deutsche Nationalliteratur", das Geheimer Hofrath Professor Joseph Kürschner und der bekannte Verlagsbuchhändler Wilhelm Spemann zu ihrem und des deutschen Buchhandels Ruhm kühn begründet und mit Muth, Eifer und keine Opfer scheuender Mühe neben zahllosen andern Veröffentlichungen ohne Unterlaß bis heute gefördert haben, ist ein Werk, das seine Leiter zu höchstem Stolze berechtigt und der Lesewelt wärmsten ehrlichen Dank abzwingt. Unser Volk sollte für diese wahrhaft herrliche Gabe richtige und herzliche Erkenntlichkeit zeigen. Denn wer hat es bisher versucht, zugleich in diesem Umfange und in solcher Vortrefflichkeit das gesammte Schriftthum vaterländischer Zunge von den Zeiten der ältesten sprachlichen Aufzeichnungen bis mitten in die vom Literaturkampf durchtobten Tage der Gegenwart hinein für die Nation selbst vorzuführen? Niemand. Denn Sammlungen wie die etwa vor dreißig und vierzig Jahren herausgegebene „Meyer'sche Nationalbibliothek" des Bibliographischen Instituts zu Hildburghausen und die vielen ähnlichen können daneben nicht Stand halten. Sie sind sämmtlich nur schwache Ansätze zur Erreichung des fern winkenden Ziels, das Kürschner und Spemann vorschwebt. Diese nun streben die Verwirklichung ihres allseitig ausgreifenden Plans rüstig und furchtlos an. Sie verfügen über einen ausgezeichneten, stetig erweiterten und ergänzten Stab von Mitarbeitern, sodann eine lange Reihe gut geschulter Hülfskräfte, und sind sonach im Stande, auch die verwöhntesten Ansprüche auf dem über Bedarf angebauten Felde der Herausgabe vaterländischer Literaturdenkmäler vollkommen zu befriedigen.

Auch diesmal verhindert der nicht abgeschlossene Inhalt der zur Zeit vorliegenden dreißig Lieferungen eine wirklich sachliche Betrachtung, die auf die Art und Bedeutung der aufgenommenen Schriften selbst einginge. Andererseits freilich zeigt gerade diese außerordentliche Abwechselung den Reichthum der allgemeiner Nutznießung dargebotenen Literaturerzeugnisse zur Genüge. Hatte der letzte an diesem Orte erstattete Bericht über eine größere Spanne in der Entwickelung des Unternehmens die Ueberschrift „Von den Nibelungen zu Wilhelm Hauff" getragen (s. Nr. 48 d. Bl. f. 1891), so können wir unsere heutige Ueberschau des Fortgangs mit einem gleich weiten Hori-

zont „Von Parzival zu Wilhelm Hauff" betiteln. Diese dreimal zehn Nummern enthalten auch zwei Lieferungen der bereits charakterisirten trefflichen Auswahl aus den Dichtungen Wolfram's von Eschenbach, die der feine und vielbewährte Kenner altdeutscher Sprache und Poesie, Professor Dr. Paul Piper, vorgenommen hat (Lieferung 728 und 730). Die zweite Abtheilung von Band 2 dieser Wolfram-Ausgabe bringt Buch VII—XIV des grandiosen Parzival-Epos in längern Zusammenhängen, geschickt ausgehobenen Proben und verbindender Nacherzählung, alles dies begleitet von einer großen Menge vortrefflicher Fußnoten sprachlicher und sachlicher Erläuterung, die eine intime Kenntniß des geistestiefsten Dichters im deutschen Mittelalter verrathen. In unserm Jahrzehnt, das den von vorurtheilsvoller Seite hämisch „baireuther Rummel" verunglimpften „Parsifal" Richard Wagner's noch immer ungeschwächte Wirkungen auf die empfänglichen Gemüther der Musikfreunde aller Länder ausüben sieht, naht vielleicht der oder jener gern einmal den sinnigen Versen des oberfränkischen Ritters, der weder lesen noch schreiben konnte und doch ein poetisches Meisterwerk ersten Ranges hervorgebracht hat.

Dr. Richard Froning in Frankfurt am Main hatte sich schon in den bisherigen Lieferungen seines Buchs „Das Drama des Mittelalters" als ein tüchtiger Forscher erwiesen. Seine Leistung, von deren Fortsetzung dieses mal sieben Hefte vorliegen (Nr. 702, 724, 725, 726, 727, 729, 731), schließt hiermit bereits ihren dritten Band ab. Ihr gebührt entschieden das Lob einer wohlgelungenen und hochwillkommenen wissenschaftlichen Förderung, der die Spuren rein fachmännischer Vor- und Nebenarbeit kaum irgend erheblich anhaften. Denn wie manche andere Thatsache in der Geschichte der Wissenschaft berührt auch die seltsam genug, daß trotz der alle Schätzungsziffern überschreitenden literarhistorischen Ueberproduction bis heute für unser älteres Theater- und Bühnenwesen noch keine nennenswerthe und recht brauchbare Textbeispielsammlung vorhanden ist. Welche schier unerwartete Menge an unausgenutztem Material hier noch zur Verfügung steht, läßt die ausgedehnte Auswahl Froning's zur Genüge erkennen. Dieser dritte Band widmet sich der auf religiösem, insbesondere auf kirchlichem Boden erwachsenen Gattung des mittelalterlichen Dramas; Passionsspiele, Weihnachts- und Dreikönigsspiele, Fastnachtsspiele sind deren Vertreter, und ihre Art wird hier sowol gründlich charakterisirt als in bezeichnenden Scenen verdeutlicht. Unbedenklich nenne ich diesen Abschnitt einen der rühmlichsten der „Deutschen Nationalliteratur". Mit Dank ist namentlich auch der wörtliche Abdruck ganzer langer Stücke zu begrüßen, wie des frankfurter Passionsspiels von 1493, des hochinteressanten alsfelder Passionsspiels, endlich einiger kleiner Fastnachtsspiele. Die literarhistorischen Beigaben sind sachkundig und reichen in der Regel aus; doch erwartet man z. B. zu dem anonymen, auf italienische Vorlage zurückgehenden Fastnachtsdramolet vom Kaiser und vom Abt eine knappe Notiz über die Geschichte dieses mehrfach verarbeiteten Stoffs.

Um die dem Kürschner'schen Sammelwerke eingereihte Herder-Ausgabe hat sich, wie in frühern Anzeigen sattsam betont wurde, neben Professor Hans Lambel derselbe Dr. Eugen Kühnemann außerordentlich verdient gemacht, dem wir bereits eine Anzahl trefflicher Aufsätze auf einschlägigem Gebiete, außerdem ein nennenswerthes Buch zur philosophisch-ästhetischen Kritik des vorigen Jahrhunderts verdanken. Der über neunthalbhundert Seiten umfassende vierte Band dieses Herder-Neudrucks (Lieferungen 708, 709, 710, 711, 712, 713, 714, 715, 716, 718, 719, 720) enthält das geschichtsphilosophische Meisterwerk des uns erst allmählich wiedereroberten geistvollen Denkers, die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", auf Grund der ersten Originalausgabe gedruckt und mit zwar nicht gar zu reichlichen, aber sehr guten und verläßlichen Erläuterungen, meistens geschichtlicher und bibliographischer Natur, versehen. Wir versparen uns eine Anzahl ergänzender Randglossen zu diesem wahrhaft classischen, heutzutage vielleicht mehr denn je des Studiums werthen Werke bis nach dem Abschlusse der gesammten Abtheilung; dann wird sich Gelegenheit bieten, Johann Gottfried Herder's vielfach verkannter Bedeutung für die Gegenwart geziemende Aufmerksamkeit zu schenken.

Goethe, der Altmeister, ist in der heute zu behandelnden Serie durch Abschnitte aus der Abtheilung seiner kleinern literarhistorischen Aufsätze vertreten (Lieferungen 707, 717, 721). Dr. Georg Witkowski ist noch nachträglich von Kürschner in die umfängliche Mitarbeiterliste hineingeschoben worden, er hat auch die ihm übertragene Aufgabe gewiß zur Zufriedenheit gelöst. In genauer chronologischer Anordnung folgen Goethe's verstreute Artikel, Recensionen und an Neuveröffentlichungen anknüpfende Studienblätter aus dem Bereiche der internationalen Literaturgeschichte aufeinander, und zwar dieses mal die den Jahren 1822—28 angehörigen. Obgleich auch mehrfach Referate „aus der neuesten deutschen Literatur" vorkommen, überwiegen doch die schönwissenschaftlichen Inhalts aus dem Kreise der modernen westeuropäischen Romantik, übrigens nicht nur der italienischen — z. B. stellt Goethe hier sein Verhältniß zu Manzoni fest — und der französischen (wo die Rücksicht auf die veränderliche Kritik eine Hauptrolle spielt), sondern auch der jungenglischen. Die Theilnahme an letzterer war wol ganz wesentlich durch die zu Lord Byron geschlagene Brücke angeregt und lebendig erhalten; ihm ist ja auch unter diesen Arbeiten eine längere Skizze und das oder jenes nachdenkliche Wort geweiht. Witkowski's Erklärungen sind dankenswerth, gehen aber eigentlich nirgends über das Nothwendige hinaus.

Die Schriften der dem 19. Jahrhundert zuzurechnenden Dichter (deren Abdruck zum guten Bruchtheile noch fortgeltende Privilegien versperren) ist durch des liebenswürdigen Wilhelm Hauff Dichtungen vertreten. Auch die diesmal dargebotenen (Lieferungen 703, 704, 705, 706,

722, 723) Märchen, Gedichte, Novellen zeigen seine Muse im vortheilhaftesten Lichte. Sie ist eine anmuthige und gefällige, die niemals mit schweren Problemen, sondern in reizendem Plaudertone den harmlosen Leser über einige arbeitsfreie Stunden mühelos hinwegtäuscht. Wir besitzen leider in der zweiten Hälfte unsers Jahrhunderts keinen Erzähler, der es verstünde, so, ohne Preisgabe des echt poetischen Kerns und ohne der schalen Oberflächlichkeit der Schablonenprosa anheimzufallen, frische zwanglose Bilder aus romantischen Gefilden vor unser Auge zu zaubern, die gleichwol nicht wie flüchtige Schemen phantastischer Grübelei vorbeijagen. Denn Wilhelm Hauff bleibt trotz seines idealistischen Anhauchs und seiner blühenden Einbildungskraft nie dem allein gesunden Mutterboden wahrer Realität fremd. Was der bekannte Herausgeber, der thätige Dr. Felix Bobertag, an einführenden Beigaben beigesteuert hat, beschränkt sich auf das Unentbehrliche; die Märchen sind blos mit zwei, die Novellen mit fünfviertel Seiten eingeleitet, die Gedichte sind überhaupt ohne Vorbemerkung. Gut sind die wenigen, freilich auch nöthigen Fußnoten, die geschichtliche Einzelheiten und Anspielungen nebst literarhistorischen Verhältnissen mit bestimmten Daten und Thatsachen feststellen. Doch hätte zu den ungemein volksthümlich gewordenen Liedern „Morgenroth" und „Steh' ich in finstrer Mitternacht", zu denen überdies auch „Soldatenmuth siegt überall" (das der Unterzeichnete als sächsischer Soldat weit verbreitet fand) zu zählen wäre, die oder jene bezeichnende Parallele ausgehoben werden können.

Wir wünschen der großen Kürschner'schen Blumenlese rüstigen Fortgang und hoffen, daß das bisher ziemlich streng eingehaltene reiche Programm auch fürder fest und gewandt verfolgt werden wird.

Julius Deckel.

Feuilleton.

Die Frage, auf welche Weise die Griechen zu der geistigen Blüte gelangt sind, die unsere Bewunderung erregt, ist durch die ergebnißreichen Ausgrabungen der Gegenwart mehr und mehr in den Vordergrund gerückt worden. „Wie die Griechen ihre Kunst erwarben" lautet auch das Thema der letzten akademischen Kaisersgeburtstagsrede von L. von Sybel (Marburg, Elwert, 1892). Nicht die Entwickelung der griechischen Plastik wird in dieser Rede geschildert, sondern die Entwickelung der bemalten Vasen, da für deren Geschichte ein ausgedehnteres Beobachtungsfeld vorliegt. Die verschiedenen Cultureinflüsse, denen Griechenland sich öffnete, werden aufgezählt, die für die einzelnen Perioden charakteristischen Züge mit wenig Strichen gezeichnet. Oft finden wir nur Stichworte: „Neues Leben sollte kommen, diesmal die unzweifelhaft wahre und die ganze hellenische Kunst. Dazu aber bedurfte es immer noch jahrhundertelanger Vorbereitung, vielseitiger Arbeit. Was war zuvor nöthig? Zuerst Homer. Dann mit dem 8. Jahrhundert die große Expansion der Hellenen, da sie die Colonien aussandten wie der Baum die Zweige und Blätter, Lebenskraft aufzunehmen und Lebenslust zu spenden. Damit aber der griechische Kunstgeist endlich geweckt werde, bedurfte es wiederum einer auslösenden Kraft, der Anregung von außen." Wiederholt muß sich der Verfasser versagen, wichtige Fragen zu erörtern, wie die, ob die „ägäische" Cultur bereits eine griechische oder eine vorgriechische gewesen sei. Die Behandlung des Themas schließt mit den Worten: „Während den Werken der ringenden Vorblüte mit dem Zuge dürerischer Wahrhaftigkeit ein Geschmack dürerischer Herbigkeit anhaftet, so beweisen die folgenden die höchste Freiheit des Pinsels. Da ist Geist und Leben, Schönheit und Anmuth, die Kunst in ihrem Glück." Offenbar ist es dem Verfasser weniger darum zu thun gewesen, in der Kürze wesentlich Neues vorzubringen, wohl aber will er anspornen und anregen. In seinen Schlußbemerkungen heißt es von der griechischen Kunst: „Vorbildlich ist allein die Stärke des Willens, die Klarheit und Schärfe des Geistes, endlich die ästhetische Gesundheit, jene Kräfte, mittels welcher die Schöpfer der großen Kunstblüten, wie im 5. Jahrhundert so im 13. und im 16., ihre Kunst erworben haben." Aus seinen beherzigenswerthen Aeußerungen heben wir noch folgende hervor: „Die Wissenschaft arbeitet nicht für den Markt, nur ihren Zwecken dienend häuft sie den Schatz, daraus das Leben seinen Bedarf decken mag. Doch der wichtigste Bedarf des Lebens ist die Erziehung des Nachwuchses. — Im Eignen frei, auf sich gestellt, sich selbst verantwortlich, nicht ein Priester der Wissenschaft, sondern bis zum Grabe ihr Schüler, Mitschüler der Commilitonen, hat ihnen der deutsche Professor auch keine andere Lehre mitzutheilen als die große, die Person einsetzen für die Sache. Ernste Zeit will ernsten Mann."

Von den Männern, die diesen Zielen sich ganz geweiht haben, ist einer am 7. März 1891 aus dem Leben geschieden, bis zum Tode seiner Pflicht getreu. Ein befreundeter Berufsgenosse hat ihm ein Denkmal gesetzt in dem Schriftchen: „Eduard Hiller von C. Haeberlin" (mit einem Bildniß Hiller's in Lichtdruck; Berlin, Calvary u. Comp., 1892). Bei diesem Versuche einer Biographie — so nennt der Verfasser selbst seine vorher im biographischen „Jahrbuch für Alterthumskunde" erschienene Schrift — hat er hauptsächlich Mittheilungen der Gattin des Verstorbenen und dessen Documente benutzt. Er schildert in einfachen Zügen das Leben des anspruchslosen Gelehrten, dem äußere Noth und aufregende Schicksale ferngeblieben sind. Einzelne Schriften Hiller's hat Haeberlin eingehender behandelt und ein Verzeichniß aller beigefügt, während er es als noch verfrüht bezeichnet, seine ganze Bedeutung für die Wissenschaft genauer zu fixiren. Er hebt wiederholt die schönen menschlichen Eigenschaften Hiller's hervor: „Es war ihm unmöglich, jemand absichtlich zu ignoriren oder gar zu kränken; es mochte sein was es wollte, Hiller blieb stets sachlich und objectiv." Die absolute Zuverlässigkeit seines Charakters wird auch von anderer Seite anerkannt. „In erster Linie war er Mensch, voll Mitgefühl und Theilnahme für alles Menschliche." Sein Lieblingsdichter unter den Deutschen war Emanuel Geibel, der ja selbst auch für das Hellenenthum so begeistert gewesen ist. Mit Recht nennt es Haeberlin tragisch, abberufen zu werden in einem Alter, wo man gerade Aussicht hatte, den Höhepunkt seines Schaffens zu erreichen. Mehr als einen Plan hat Hiller unvollendet hinterlassen, aber auch so wird die Wissenschaft dankbar seiner gedenken.

L. von Sybel geht in seiner oben besprochenen Schrift von der heimischen Kunst aus und feiert Dürer als einen unserer berufenen Erzieher. Er sagt von ihm: „Den bildenden Einstrom der Antike als Störung der nationalen Entwickelung zu beklagen,

dazu war er zu deutsch.“ Das ist ein treffendes Wort. Ein durch und durch deutscher Mann aus derselben Zeit, der in hohem Grade den bildenden Einfluß der Antike empfunden hat, ist Eurieius Cordus. Ein Theil seiner Schriften liegt jetzt vor im fünften Bande der „Lateinischen Literaturdenkmäler des 15. und 16. Jahrhunderts“, herausgegeben von M. Hermann und S. Szamatólski (Berlin, Speyer u. Peters, 1892). Leider hat es der Plan dieser Sammlung nicht gestattet, die dreizehn Bücher seiner Epigramme neu zu drucken. Es erscheinen nur die drei ersten — die Ausgabe von 1520 —, denen die zeitlich vorausgehenden Epigramme gegen Thilonimus Philymnius (1515) beigegeben sind. In einem Leben voller Sorge und Noth ist Eurieius Cordus der Dichtkunst treu geblieben und hat nach classischem Muster mit scharfem Witze und sittlichem Ernste die Fehler seiner Zeitgenossen gegeißelt. Lessing hat verschiedene seiner witzigsten Sinngedichte ihm entnommen. Der sorgfältigen Ausgabe Krause's geht eine Einleitung voraus, in der namentlich das Leben des Dichters behandelt, sein erster Aufenthalt in Erfurt festgestellt und als sein eigentlicher Name Heinrich Solde ausfindig gemacht wird.

Zu den frühesten litterarischen Erscheinungen des oberrheinischen Humanismus gehört der „Stylpho“ Wimpheling's. Zugleich darf man ihn an die Spitze des Humanistendramas in Deutschland stellen, wenn dieses satirisch-lehrhafte Gespräch als wirkliches Drama betrachtet werden kann. Die Schrift ist auf Grund einer Handschrift in Upsala neu herausgegeben von H. Holstein als sechstes Bändchen der „Lateinischen Literaturdenkmäler des 15. und 16. Jahrhunderts“ (Berlin, Speyer u. Peters, 1892). In der Einleitung gibt der Herausgeber über Anlaß und Zweck des „Stylpho“, sowie über die chronologischen und bibliographischen Fragen eingehend Aufschluß.

Bibliographie.

Astfalck, C., Ein Beitrag zur Lösung der Judenfrage. Cöln a. Rh., Selbstverlag des Verfassers. Gr. 8. 50 Pf.

Basedow, H. v., Ein Testament. Aus den hinterlassenen Papieren eines Componisten. München, Münchener Handelsdruckerei u. Verlagsanstalt M. Poeßl. 8. 2 M. 50 Pf.

Behr, Sophie, Russische Dichtungen, übersetzt. 2. Thl. Berlin, B. Behr. 8. 3 M.

Browsky, L. E., Ein Ausflug mit der „anatolischen Eisenbahn“ von Konstantinopel bis Biledjik und Nicäa und einer genauen Uebersichtskarte der Bahn bis Angora. Konstantinopel, O. Keil. Gr. 8. 75 Pf.

Busch, E., Ursprung und Wesen der wirtschaftlichen Krisis mit Angabe der Mittel zu ihrer Beseitigung. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Byr, R., Rutschepeter. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 6 M.

Conrad-Ramlo, Marie, Helldunkel. Novellen und Skizzen. Dresden, E. Pierson. 8. 2 M.

— — Landlust. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 3 M.

Engelhardt, W., Arnst und Lust. Gedichte in vogtländischer Mundart. Plauen i. V., F. E. Neupert. 12. 1 M.

Fest, E., Im Kreislauf des Lebens. Dichtungen. Düsseldorf, F. Bagel. 8. 3 M.

Friese, E., Die Windsbraut. Novellen. Dresden, Friese u. v. Puttkamer. Gr. 8. 3 M.

Greinz, R. H., Tiroler Leut. Berggeschichten und Skizzen. Erfurt, Baemeister. 8. 1 M.

Grothe, H., Welt und Seele. Dichtungen. Dresden, E. Pierson. 8. 2 M.

Gumpinger, Frida, Ein Buch der Träume. Gedichte. Leipa, J. Künstner. 8. 60 Pf.

Haek, D., Aus dem Junggesellenleben. Bilder und Skizzen. Leipzig, K. F. Pfau. 8. 2 M. 50 Pf.

Heer, G., Glarnerdütsch. Glarus, Baeschlin. 8. 1 M. 40 Pf.

Henne am Rhyn, O., Die Frau in der Kulturgeschichte. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur. Gr. 8. 5 M.

Hertzsch, R. H., Der ontogenetisch-phylogenetische Beweis für das Dasein eines persönlichen Gottes. Halle a. S., Selbstverlag des Verfassers. Gr. 8. 1 M.

Heß, G., Geist und Wesen der deutschen Sprache. Eingeleitet durch eine kurze Lebensbeschreibung des Verfassers von K. H. Keck. Eisenach, M. Wilckens. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Huemer, F., Der junge Poet. Lustspiel. Wien, W. Frick. 12. 1 M.

Jaeger, H., Die Verwendbarkeit der afrikanischen Elefanten. Ein Beitrag zur Colonisationstechnik. Magdeburg, E. Grudziuski. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Kaerger, K., Ju tyrannunculos! Streitschrift zur Vertheidigung der deutschen Sprachfreiheit. Berlin, Gergonne u. Comp. Gr. 8. 75 Pf.

Kingsley, C., Wahre Worte für tapfere Männer. Ein Buch für Soldaten und Seeleute. Uebersetzung von M. Baumann. Berlin, Liebel. 12. 1 M. 40 Pf.

Knauer, V., Die Hauptprobleme der Philosophie in ihrer Entwicklung der theilweisen Lösung von Thales bis Robert Hamerling. Vorlesungen. Wien, W. Braumüller. Lex.-8. 8 M.

Koller, J., Wallenstein. Eine Skizze seines Lobens und Wirkens. Wien, C. Graeser. Gr. 8. 1 M.

Krebs, G., Militärische Redensarten und Kunst-Ausdrücke, gesammelt und mit den nothwendigen Erläuterungen herausgegeben. Wien, L. W. Seidel u. Sohn. 8. 2 M.

Land, H., Sünden. Berlin, A. H. Fried u. Comp. 8. 2 M.

Manno, K. (Lemcke), Gräfin Gerhild. Eine Erzählung. Stuttgart, F. Frommann. 8. 4 M. 50 Pf.

Meinck, E., Die sagenwissenschaftlichen Grundlagen der Nibelungendichtung Richard Wagner's. Berlin, E. Felber. Gr. 8. 6 M.

Melingo, P. v., Griechenland in unseren Tagen. Studien und Bilder. Wien, W. Braumüller. Gr. 8. 5 M.

Menander, Phasma oder die Erscheinung. Lustspiel. Bearbeitet von F. Dall' Ongaro. Deutsch von A. Tafel. Heilbronn, O. Weber. Gr. 8. 1 M.

Mühlenfels, E. v., Das Infanterie-Regiment Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig im Feldzug 1870/71. Osnabrück, G. E. Lückerdt. Gr. 8. 50 Pf.

Mühlhansen, A., Goethe ein Sozialist?! Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 60 Pf.

Nagel, W., Johannes Brahms als Nachfolger Beethoven's. Leipzig, Gebr. Hug. Gr. 8. 60 Pf.

Nathan, P., Der Prozess von Tisza-Eszlár. Ein antisemitisches Culturbild. Berlin, F. Fontane u. Comp. Gr. 8. 6 M.

Neese, C., Der Vegetarismus und die sociale Frage. Vortrag. Berlin, H. Brieger. Gr. 8. 25 Pf.

Niemeyer, J., Die heissen Winde der Wüstengebiete. Meldorf, H. Bremer. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Noeldechen, W., Ausstand. Trauerspiel. Torgau, F. Jacob. 8. 2 M.

Deutsche Partei-Chronik. 1866 bis 1890. Mit besonderer Berücksichtigung der nationalliberalen Partei. Leipzig, Renger. Gr. 8. 1 M.

Polenz, W. v., Die Unschuld und andere Federzeichnungen. Dresden, E. Pierson. 8. 2 M.

Richter, W., Die deutschen Kolonieen. Kurz dargestellt. Paderborn, Junfermann. Gr. 8. 1 M.

Roderich, A., Die Sünden der Feder. Humoristische Studien. München, Braun u. Schneider. 8. 2 M.

Roon, v. Denkwürdigkeiten, aus dem Leben des General-Feldmarschalls Kriegsministers Grafen von Roon. Sammlung von Briefen, Schriftstücken und Erinnerungen. 2 Bde. Breslau, E. Trewendt. Gr. 8. 20 M.

Schaible, K. H., Deutschland vor 100 Jahren. Die Einnahme von Mainz im Jahre 1792 und die Mainzer Jakobiner. Eine chronologische Skizze, entworfen nach Dr. Chr. Girtanners gleichzeitigen „Historischen Nachrichten über die französische Revolution“. Karlsruhe, G. Braun. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Scherff, W. v., Delbrück und Bernhardi. Eine strategische Clausewitz Studie für Gelehrte und Militairs. Berlin, A. Bath. Gr. 8. 80 Pf.

Schoener, R., Capri. Natur, Volksthum, Geschichte und Alterthümer der Insel. Wien, A. Hartleben. 8. 2 M.

Schulenburg, G. von der, Erinnerungen eines flotten Offiziers (1863—1874). Leipzig, J. Hobeda. 12. 1 M.

Robert Schumann's Briefwechsel mit Henriette Voigt, geb. Knitze. Mitgeteilt von J. Genfel. Leipzig, F. W. Grunow. Lex.-8. 60 Pf.

Schultze, Marie, Marie, Königin von Bayern. Ein Lebensbild. München, H. Korff. Gr. 4. 2 M. 25 Pf.

Seneckler, General-Feldmarschall Graf York von Wartenburg. Eine Charakterskizze, den jungen Offizieren und solchen, die es werden wollen, gewidmet. Berlin, Liebel. 8. 60 Pf.

Allerhand Sprachverstand. Kleine deutsche Sprachlehre für alle, denen ihr deutsches Sprachgefühl am Herzen liegt. Von Dr. X*** (Kritische Keile auf Wustmann'sche Klötze!) Bonn, P. Hanstein. 8. 1 M. 50 Pf.

Steen, A., Die Gotteskämpfer. Nach der englischen Erzählung „Fabiola“ für die evangelische Christenheit bearbeitet. Bremen, M. Heinsius Nachf. Gr. 8. 3 M.

Stekel, M., Militär- oder Civilverwaltung der Eisenbahnen? Ein Vorschlag zur Erhöhung der Schlagfertigkeit unserer Armee. Wien, M. Perles. Gr. 8. 40 Pf.

Die historische Stellung des Hauses Radziwill. Berlin, R. v. Decker. Gr. 8. 2 M.

Stern, M. R. v., Nebensonnen. Neue Gedichte. Illustriert von Ernst Schlemo und Willy Oertel. Dresden, E. Pierson. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Stich, M. C., Oberpfälzische Burg- und Dorfgeschichten eines Liedlers. München, Literarisches Institut Dr. M. Huttler. Gr. 8. 2 M.

Stöckle, J., Vom deutschen Versailles. Plaudereien im Schwetzinger Schloßgarten. Mannheim, J. Bensheimer. 8. 1 M.

Studien über die heutigen Eisenbahnen im Kriegsfalle. Von Miles Ferrarius. Wien, A. Hartleben. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Sturmhöfel, B., Der Schulmeister von Wusterhausen. Novelle in Versen. Berlin, Buchhandlung der Deutschen Lehrer-Zeitung. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Teicher, F., Führer über das Schlachtfeld Ampfing-Mühldorf nebst Kraiburg und Umgebung. Mühldorf. (Leipzig, P. Stiehl.) 8. 50 Pf.

Richard Wagner und das Gymnasium. Eine zeitgemässe Betrachtung von einem Gymnasiallehrer. Leipzig, G. Fock. 8. 50 Pf.

Wesel's Vergangenheit und Zukunft. Denkschrift, zur Zeit der Stadterweiterung herausgegeben von dem Verein zur Förderung der gewerblichen Thätigkeit in Wesel. Wesel, Fincke u. Mallinckrodt. Gr. 8. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Abessinien und seine Bedeutung für unsere Zeit.

Aus dem Nachlasse von **E. F. A. Münzenberger**, Geistl. Rath und Stadtpfarrer von Frankfurt a. M., herausgegeben von **J. Spillmann** S. J.

Mit 38 Abbildungen und einer Karte. Gr. 8°. (XII u. 162 S.) Brosch. in elegantem, in sieben Farben gedruckten Umschlag M. 3; in eleg. Originaleinband: Leinwand mit reicher Deckenpressung in Farbendruck M. 5.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dante-Handbuch.

Einführung in das Studium des Lebens und der Schriften Dante Alighieri's.

Von

Dr. G. A. Scartazzini.

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M.

Der erste Danteforscher der Gegenwart bietet in diesem Werke eine für das grössere Publikum berechnete ausführliche und authentische Darstellung des Lebensganges und der Persönlichkeit Dante's, an welche er eine eingehende geistvolle Würdigung der Werke des Dichters, insbesondere der „Göttlichen Komödie“, anschliesst. Die Fülle des beigebrachten neuen Materials macht das „Dante-Handbuch“ allen Dantekennern unentbehrlich, die populäre Darstellung gestaltet es aber auch zugleich zu einem sichern Führer für alle diejenigen, welche sich über den Dichter und seine Werke näher unterrichten wollen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Sonne.

Von

C. A. Young.

Mit 82 Abbildungen und 2 Lichtdrucktafeln.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 58. Band.)

Der Verfasser, Professor der Astronomie zu New-Jersey in Nordamerika, bietet eine übersichtliche Darstellung dessen, was die Wissenschaft bisher zur Kenntniss der Sonne erforscht hat, in einer dem gebildeten Laien durchweg verständlichen Sprache. Nicht blos die gewonnenen Resultate werden vorgeführt, sondern der Leser wird auch mit den Methoden bekannt gemacht, durch die man zu den Resultaten gelangte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Reconstruction der kirchlichen Autorität.

Von

Ernst von Bunsen.

8. Geh. 2 M.

Belletristische Novitäten aus der **Deutschen Verlags-Anstalt** in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Pique-Aß.

Kriminalroman von

A. Oskar Klaußmann.

Preis geheftet M. 3.—; fein gebunden M. 4.—

Voll Dampf voraus.

Roman von

August Niemann.

2 Bände.

Preis geheftet M. 6.—; fein gebunden M. 7.—

Romanzero.

Exotische Novellen von

Anton Freiherrn von Perfall.

Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lebensbilder.

Von

Moriz Carriere.

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M. 50 Pf.

(Bildet zugleich den zwölften Band der „Gesammelten Werke“.)

Inhalt: Oliver Cromwell der Zuchtmeister zur Freiheit. — Deutsche Geisteshelden im Elsaß. — Deutschlands und Frankreichs gemeinsame Culturaufgaben. — Börne. — Peter Cornelius. — Bettina von Arnim. — Liebig und Platen. — Hermann Immanuel Fichte. — Hermann Ulrici. — Johannes Huber. — Melchior Meyr. — Ferdinand Freiligrath. — Emanuel Geibel. — Wer ist der Faustdichter? — Dreißig Jahre an der Akademie der Künste zu München.

Der berühmte Verfasser vereinigt in diesem Werke eine Reihe von Aufsätzen aus älterer und neuerer Zeit, welche als Beiträge zur Biographie, Geschichte, Literatur- und Culturgeschichte von bleibendem Werth sind. Die Sammlung empfiehlt sich durch Vielseitigkeit des Inhalts den weitesten Leserkreisen.

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 35. — 1. September 1892.

Inhalt: Zur Kritik der Kritik. Von Ludwig Huberti. — Neues von Bertha von Suttner. Von Ernst Roeder. — Romane und Erzählungen. Von Karl Schrattenthal. — Aus der Musikliteratur. Von Heinrich Reimann. — Aus Ferdinand Gregorovius' Nachlaß. Von Otto Speyer. — Zur preußischen Geschichte. Von Walther Schultze. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Kritik der Kritik.

Die „Kritik" — ein treffendes deutsches Wort haben wir noch nicht einmal dafür, außer dem breitspurigen „öffentliche Beurtheilung" — ist noch nicht recht über die Flegeljahre hinausgekommen: „Die Kritik ist von allen literarischen Formen die neueste; sie wird es am Ende vielleicht so weit bringen, alle die andern zu verzehren." So Anatole France in einem jüngst erschienenen Buche, betitelt „La vie littéraire", wo er im Vorwort seine Ideen entwickelt über die seit einigen Jahren erst mehr an Wichtigkeit zunehmende Rolle der Kritik. Er plaudert dann weiter: „Es gäbe keine objectiven Kritiker. Um ganz offen zu sein, müßte der Kritiker sagen: Meine Herren! Ich werde jetzt von mir sprechen mit Bezug auf Shakespeare, auf Racine, auf Pascal, oder auf Goethe. Ich habe eben eine günstige Gelegenheit dazu."

Schlimmer ist der Schriftsteller Wilhelm Walloth auf die Kritik zu sprechen. In Deutschland verdankt, so sagt er, ein Schriftsteller seine Erfolge meist ganz andern Dingen, als seiner poetischen Kraft. Er wird gelesen, z. B. weil er Professor ist, weil er Alpenvereinen angehört, weil ihn das Publikum für einen Franzosen hält, weil er in literarischen Versammlungen das Wort führt, und so weiter. Ein deutlicher Beweis, daß das deutsche Publikum in einem Werke nicht das Talent des Autors, sondern dessen Lebensstellung bewundert. Genau so machen es auch die Kritiker, nur daß hier noch persönliche Momente hinzukommen. Neidische Kritiker erkennt man daran, daß sie aus dem zu beurtheilenden Werke die schwachen Stellen tadelnd herausgreifen, während sie die bessern oder gar besten Partien vollständig ignoriren. Wie leicht es ist, bei solcher Beurtheilungsart selbst Goethe als einen Stümper hinzustellen, liegt auf der Hand. Um das Fieber zu kühlen, das sie befällt, wenn sie ein Werk lesen, das ihre eigenen Machwerke überragt, spüren sie den Druckfehlern nach, verdrehen sie Worte, geben sie dem Sinn eines Satzes irgendeinen lächerlichen Nebensinn, suchen sie nach Plagiaten.

Ernste Worte hat auch der Kritiker Spitteler über die geschäftliche Kritik gesprochen und darauf hingewiesen, wie die geschäftliche Kritik der literarischen den Rang ablaufen müsse, weil sie rühriger ist, weil sie sich auf Publication versteht, weil ihr große Mittel und viele Wege zu Gebote stehen, weil sie ihre Stimme gleichzeitig in sämmtlichen Gegenden und sogar wiederholt erschallen lassen kann, so oft es der Verfasser begehrt und bezahlt. Zu den vielen Wegen gehört der, den Redactionen mittels gedruckter Zettelchen, die jeder Kritiker kennt und zuweilen nur zu gut kennt, Leitmotive in den Mund zu legen. Die Geschäftskritik ist mithin der Vorsänger der literarischen Kritik. Leider zugleich auch ihr Kapellmeister. Haben Sie jemals überlegt, was für eine Ungeheuerlichkeit in dem Brauche liegt, daß unsere literarische Kritik sich ihren Arbeitsstoff von den Buchhändlern aufs Pult legen läßt? Daß sie nur dasjenige und alles dasjenige behandelt, was den Verlagsanstalten jeweilen Gewinn verheißt? Daß einerseits ein Buch, welches aus irgendeinem Grunde — vielleicht aus Faulheit der Kritiker — in den ersten Monaten unbesprochen geblieben, hiermit bis an der Tage Abend die Anwartschaft auf eine Prüfung verliert? Wenn nicht etwa ein anderer Verleger es aufkauft, wodurch es dann plötzlich wieder zu einer literarischen Thatsache wird. Daß andererseits ein längst verschollener Schmöker als eine literarische Novität betrachtet wird, sobald es einem Geschäftsmann einfällt, ihn abermals zu verlegen? Oder daß anläßlich einer wiederholten Auflage das nämliche Buch sich nochmals der Gunst einer Anzeige und Besprechung erfreut? Wer aber dem andern den Arbeitsstoff vorschreibt, der ist thatsächlich des andern Herr. Unsere literarische Kritik ist deshalb nicht viel mehr, als eine freiwillige Agentur des Buchgeschäfts. Der Ruhm eines

Schriftstellers pflegt erfahrungsgemäß mit dem Moment zu beginnen, in dem ein großer Verleger sich seiner annimmt. Es müssen also duftige Feengespinste aus den Verlagsanstalten durch die Kritik in die Nation laufen. Die Gesammtbilanz der Kritik lautet nach Spitteler wie folgt: Die Berufensten schweigen. Wenige sagen über wenige Bücher viel Gescheites. Sehr viele reden über sehr viele Bücher sehr viel Albernes. Alle melden über manche Bücher nichts. Sämmtliche Verlagsbuchhändler jauchzen über sämmtliche Verlagsartikel in tausend Zungen.

Es liegt viel Wahres in all diesen Klagen: thome thing is rotten! Man denke nur an die kritischen Journale, die es mit niemand verderben möchten und alles mit Zufriedenheit und Lob abthun, die man treffend für nichts weiter als Rettungsanstalten für Scheintodte erklärt hat. Man denke nur an das sarkastische Wort des berühmten Juristen Unger: „Dieser Dr. *** ist doch bewundernswerth. Wenn heute ein neues juridisches Werk erscheint, hat er es morgen misverstanden und schreibt übermorgen einen Artikel darüber." Auch die sogenannte wissenschaftliche Kritik leidet an mancherlei Misständen. Hier nur ein einziges, aber schlagendes Beispiel, das ich der jüngsten Zeit entnehme. In einer in München erscheinenden kritischen Ueberschau eines großen juristischen Verlags wird der Rechtshistoriker Gengler besprochen, der im zweiten Heft seiner „Beiträge zur Rechtsgeschichte Baierns" die altbairischen Ehehaftrechte darstellt. Der Kritiker, Rechtsanwalt und Dr. juris sagt: „Diese Studie sei dem Rechtshistoriker überaus werthvoll wegen der gründlich gewonnenen Aufschlüsse, die sie darbietet, sie diene aber auch dem Juristen, dem Ehehaften in der Praxis nicht selten begegnen und der zuweilen mit dem Gesetze vom 23. Februar 1868, betreffend die Ablösung der Ehehaftsverhältnisse, sich befassen müsse." Das ist ein geradezu schauderhafter Unsinn. Das kritisirte Heft entnimmt nämlich seinen Stoff dem Kreise der „Weisthümer" der Wittelsbacher Periode. Die Bezeichnung „Ehehaften" (Oeffnungen) ist ihre in Baiern allgemein übliche Benennung. Die Einleitung führt den Leser in Namen, Entstehungsweise, Wesen und Inhalt der Ehehaften ein. An diese Einleitung anschließend wählt Gengler aus der großen Zahl der bairischen Weisthümer eine Reihe rechtsgeschichtlich wichtigerer Stücke aus, deren Inhalt er nach den verschiedensten Seiten hin untersucht und in Anmerkungen erläutert. Und diese Weisthümer Ober- und Niederbaierns, diese süddeutschen Bauernrechte verwechselt nun obgenannter Kritiker mit einem vollständig andern Rechtsinstitut, das denselben Namen trägt. Das bairische Recht kennt nämlich neben Realgewerberechten und radicirten Gewerberechten noch die sogenannten „Ehehaften": der Inhaber eines ehehaften Gewerbes ist verpflichtet, sein Gewerbe zu treiben, er muß gewissen Personen die gewerblichen Dienste entweder unentgeltlich leisten oder gegen eine bestimmte Taxe; die Ehehaftsverwandten, d. h. die Eigenthümer gewisser Grundstücke, haben ihrerseits dem Inhaber des Ehehaftgewerbes gewisse Reichnisse zu machen. Die Ehehaften bestehen in Baiern noch jetzt, sind aber durch Gesetz von 1868 für einseitig ablösbar erklärt worden. Unser Kritiker liest nun auf dem Titel des anzuzeigenden Buchs etwas von „Ehehaften", flugs werden sie mit dem Gesetz von 1868 combinirt, und die Kritik ist fertig. Das Buch erfreut sich nach wie vor seiner jungfräulichen Gestalt; denn der Kritiker kann nicht einmal die Seiten, welche die Einleitung enthalten, aufgeschnitten haben, sonst hätte er auf den ersten Blick bemerken müssen, welcher Unterschied zwischen den alten bauernrechtlichen „Ehehaften" (Rechtsquellen) und den neuern gewerberechtlichen „Ehehaften" (Rechtsinstitut) besteht. Von meinem Antiquar habe ich übrigens schon eine ganz stattliche Anzahl wissenschaftlicher Werke gekauft, bezeichnet als „Recensionsexemplare", und von der ersten bis zur letzten Seite — unaufgeschnitten! Die betreffenden Kritiker haben wol das seltene Geschick gehabt, nicht blos „zwischen den Zeilen", sondern auch „durch die Seiten" zu lesen!

Was nützt es da, wenn Fritz Lemmermayer in einem Aufsatz über Dichter und Kritiker die Aufgabe der Kritik noch so klar umschreibt: Was eine literarische Kritik werthvoll macht, ist eine gewissenhafte Inhaltsangabe des recensirten Buchs, und damit eng verbunden, eine Entwickelung des Gedankenganges, der Idee und Tendenz. Der Kritiker hat zu untersuchen, „was" der Autor darstellen wollte und „wie" er dieses Was dargestellt hat, ob der Gedanke Fleisch und Blut geworden und ein ihm passendes Kleid gefunden hat, ob sich Inhalt und Form zu einem einheitlichen Ganzen gefügt haben. Man unterwerfe einmal die große Masse der Kritiken einer Probe auf diese Anforderungen hin! Wie viele Kritiker werden vor der Kritik bestehen können?

Noch eingehender hat sich Anton E. Schönbach in seinem trefflichen Büchlein „Ueber Lesen und Bildung" über die Forderungen geäußert, die heute an eine sachgemäße literarische Kritik zu stellen sind, und zwar im vierten Stück, das die neueste deutsche Dichtung behandelt. Im Vorwort sind dann ein paar bemerkenswerthe Worte nachgetragen, die dort nicht in den Zusammenhang paßten: Eine gesunde Kritik muß meines Erachtens dem neuen Werke vor allem gerecht zu werden streben. Sie braucht es nicht mit Wohlwollen zu begrüßen, jedenfalls aber ohne Voreingenommenheit und indem sie beim Autor eine achtbare Bemühung um seine Arbeit schlechtweg voraussetzt. Dann muß der Kritiker feststellen, welches Ziel der Dichter — um diesen handelt es sich bei Schönbach zuvörderst — angestrebt und durch welche Mittel er es zu erreichen gesucht hat. Ferner ist zu bemessen, ob diese Aufgabe richtig gestellt und die Mittel entsprechend gewählt waren. Endlich mögen die Vorbedingungen des neuen Werks klargelegt und dieses dem Bestande der modernen Literatur am rechten Platze eingeordnet werden. Am Anfang der obenerwähnten vierten Abhandlung gibt Schönbach eine kurze Skizze der Geschichte der Kritik, die ich hier noch anfügen

will: Kritik üben ist immer ein dorniges Werk. Und gar zwischen den Dichtern und ihren Kritikern hat niemals ein freundschaftliches Verhältniß gedeihen wollen. Schon im classischen Alterthume geißelten die Epigramme gekränkter Poeten jene gelehrten, silbenstechenden Kritiker und hefteten ihnen Spottnamen auf, und wenn im deutschen Mittelalter die berufenen Meister Gottfried von Straßburg und Wolfram von Eschenbach sich nur in Anspielungen neckten, so brach doch auch Walther von der Vogelweide in zornigen Strophen wider die Richter unter den Sangesgenossen los, welche einen unhöfischen, wilden Geschmack gegen seine edle, klare Poesie geltend machten. Aber zum eigentlichen dauernden Angriff wider die „Recensenten" finden sich die Dichter doch erst seit dem vorigen Jahrhundert gereizt, da die Bücherkritik in die Zeitungen Eingang fand und ganz große Magazine, Bibliotheken, Museen ihr ausschließlich geheiligt wurden. In einem gewissen Sinne sind denn auch die Jahre 1750—1850 das goldene Zeitalter der Kritik in Deutschland gewesen. Der Schriftsteller begann seine Laufbahn mit Kritik, unsere größten Dichter verschmähten es auf dem Höhepunkte ihres Schaffens nicht, in Versen und in Prosa zu kritisiren, und überall gab es ein lesebegieriges, dankbares Publikum für die Kritik. Die Beziehungen der Poeten zu ihr besserten sich freilich darob nicht, man darf sagen, sie wurden schlimmer. Je nachdrücklicher und einflußreicher die Kritiker ihre Stimme erhoben, desto mehr erschienen sie als Räuber, die in den freudevollen Garten der Poesie einbrachen und ihn verwüsteten. Der Kritiker, der seine Thätigkeit zum Beruf gestaltete, wurde als „Recensent" das gehaßte und gefürchtete Schreckbild aller jungen Talente, und so konnte sich sogar der Brust Goethe's, halb im Scherz, halb im Ernst der Ruf entringen: „Schlagt ihn todt, den Hund! Es ist ein Recensent." Und doch vermag die Poesie des verabscheuten Kunstrichters nicht zu entrathen. Von ihm kommt der Stachel des Tadels, seine Ermahnungen spornen an, und vor allem, sein Lob, sein Anerkennung ermuthigen und belohnen. Bisweilen gönnt das Glück dem Dichter einen Beurtheiler, der, wie Schiller es an Goethe that, ihm seine „Träume ausdeutet", ihm klar werden hilft über sich selbst und ihn dadurch wahrhaft fördert.

Ich schließe mit den Worten feinsten Humors bei Anatole France: „Laßt uns Bücherfreunde sein und unser Bücher lesen; aber laßt uns nicht mit vollen Händen nach allem greifen; laßt uns wählerisch sein, und wie jener große Herr in einem von Shakespeare's Stücken zu unserm Buchhändler sagen: Ich verlange, daß sie gut gebunden sind, und von Liebe sprechen."

Ludwig Hubert.

Neues von Bertha von Suttner.

Es gibt Dichter und Dichterinnen, die den Sternen gleichen, deren Licht die Erdenmenschen noch lange bewundern, wenn die Sterne selbst bereits erloschen sind. Es will scheinen, als ob dieser Vergleich auf Bertha von Suttner anzuwenden sei. Seit im Jahre 1882 ihr erstes und zugleich bestes Buch, „Das Inventarium einer Seele", erschienen ist, hat sie im Laufe der seither verflossenen zehn Jahre offenbar in großer Schaffenskraft und Schaffensfreudigkeit eine ganze Reihe von Romanen und Erzählungen auf den Büchermarkt gebracht, und einige, besonders der bei Pierson in Dresden erschienene zweibändige Roman „Die Waffen nieder", haben den Glanz des neu aufgegangenen Sterns am literarischen Himmel weithin erstrahlen lassen. Bertha von Suttner war mit einem Schlage eine der gesuchtesten und gelesensten Romanschriftstellerinnen, und das große Publikum spannt noch immer auf ihre neuen Werke und rühmt sie, aber — wenigstens was die vorliegenden beiden letzten Romane betrifft — ohne triftige Gründe; vielleicht aus Gewohnheit. Diese beiden Romane sind: „An der Riviera" *) und „Eva Siebeck" **). Beide umfassen je zwei Bände.

Die große Zahl der blinden Verehrer der Dichterin wird wahrscheinlich zunächst nicht an die Minderwerthigkeit der Werke glauben wollen, und es muß daher ein eingehender Beweis der Wahrheit angetreten werden. Man wird wol das Richtige treffen, wenn man annimmt, daß Bertha von Suttner, mit hervorragenden Geistesgaben und dichterischen Fähigkeiten ausgestattet, durch den Erfolg einiger Werke verleitet worden ist, zu viel zu schreiben, und den dichterischen oder auch wissenschaftlichen Werth ihrer Werke einer an Massenproduction grenzenden schriftstellerischen Rührigkeit zu opfern. Es wäre dies nicht der erste Fall, daß der Erfolg den Autor blind machte für die größten Mängel. Wie käme es sonst vor, daß wir von feinfühligen und wirklich bedeutenden Dichtern und Schriftstellern mit einem mal Werke erhalten, die jeder Stümper geschrieben haben könnte, und daß die einmal betretene abschüssige Bahn nicht mehr verlassen wird. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß viele schnell emporgekommene Dichter durch ihr eigenes Licht so geblendet werden, daß sie jeden Sinn für Selbstkritik verlieren. Es tritt dann immer der doppelt unerquickliche Fall ein, daß die Leistung des Dichters und die Ansprüche der Kritik in umgekehrtem Verhältniß stehen. Aber dieses Verhältniß ist natürlich: das große Publikum kann sich sein Urtheil durch den Ruhm des Dichters beeinflussen

*) An der Riviera. Roman in zwei Bänden von Bertha von Suttner. Mannheim, Bensheimer. 1892. 8. 8 M.

**) Eva Siebeck. Roman von Bertha von Suttner. Dresden, Pierson. 1892. 8. 5 M.

lassen, die Kritik aber stellt mit Recht an höhere Fähigkeiten höhere Ansprüche, und sie muß unbarmherzig sein, wenn sie sieht, daß gerechte Erwartungen nicht erfüllt wurden und daß der Dichter auf höhern Werth seiner Werke verzichtet, nur um der Neugier der Lesermasse, welche nach Neuem von dem Modedichter lechzt, gerecht zu werden. Wirklich bedeutende Dichter, deren Schaffen ihr eigenes kurzes Dasein überdauert, werden nur die, die der lesedurstigen Menge keinen einzigen Buchstaben nachlassen. Bertha von Suttner hat sicher diese Wahrheit gekannt, aber sie beachtete sie nicht, und das rächt sich.

Der erste der rein äußerlichen Fehler, den die beiden letzten Romane an der Stirn tragen, ist der, daß jeder unter allen Umständen zwei Bände umfassen mußte, gleichviel ob der Stoff ausreichte, oder das zu Grunde liegende Problem eine so breite Behandlung verträgt. Hier gilt vor allem das Geschäft, und da von vornherein sicher anzunehmen ist, daß das auf den neuen Roman von Bertha von Suttner spannende Publikum zwei Bände mit demselben Vergnügen kauft wie einen, so müssen natürlich zwei geboten werden. Gewiß wird jeder Geschäftsmann diesen Modus klug finden, aber die Poesie geht betrübt von dannen.

Noch andere Umstände deuten auf das Geschäft als Hauptsache. Da ist bei dem Roman „An der Riviera" z. B. der unendlich weit gehaltene Druck. Oder glaubt etwa jemand, daß die deutschen Romanverleger ihre pecuniären Interessen dem Schutze der Augen ihrer Leserwelt hintansetzen? Kann nun auch die Verfasserin für die Weitschweifigkeit der technischen Anordnung des Drucks nichts, so lastet auf ihr doch die Schuld der Weitschweifigkeit der Diction, das auf jeder Seite in die Augen fallende Bestreben, möglichst viel Worte zu machen, möglichst viel Sätze und Absätze. Dadurch entstehen die geist- und zwecklosen Redensarten, die man den Zehn-Pfennig-Heft-Schreibern schon übel nimmt, um wie viel mehr einer Bertha von Suttner. Es sei gestattet, ein Beispiel abzudrucken, um die Seichtheit der Dialoge zu zeigen, mit denen Frau von Suttner ganze Reihen von Seiten ausfüllt. Im Roman „An der Riviera" kommen zwei Schwestern aus einem Concert zum Gatten und Schwager zurück, und es entwickelt sich nun folgende geistreiche Unterhaltung:

„Das hat aber lang gedauert!" empfängt Tratter die heimkehrenden Schwestern. „War's schön?"

Auf dem Tische vor ihm steht ein Glas und eine Bierflasche, daneben die gewohnten zwei Kerzen, welche das Gastzimmer so ungemüthlich zu erhellen pflegen.

Lolla und Gitta legen ihre Mäntel ab und jede nähert sich einem Pfeilerspiegel. Wenn man nach Hause kommt, constatirt man nicht ungern, wie man draußen eigentlich ausgesehen hat.

„Ja, wunderschön war's", beantwortete Brigitta die Frage ihres Schwagers, „du hättest mitkommen sollen."

„Mich kann man jagen mit derlei; ich habe mich zu Hause besser beschäftigt."

Lolla wirft sich in einen Lehnstuhl. Sie fühlt sich abgespannt, erfrischungsbedürftig.

„Geh, sei so gut und klingle, Gitta — wir wollen uns noch einen Thee bringen lassen."

„Habt ihr denn im Cercle nichts genommen? So lasset euch lieber Bier bringen. Ich habe da eins entdeckt, sie nennens Bière de Vienne — Wien hat es zwar niemals gesehen — es ist aber trinkbar.".

Doch Lolla beharrt bei ihrem Wunsch und bestellt bei dem eintretenden Kellner einen thé complet.

„Also wie war's? Erzählt doch", sagt Tratter, indem er an einer Cigarre pafft.

„Bin zu müd zum Erzählen."

„Eine liebenswürdige Gattin bist du, das muß man dir lassen. Mit andern kannst du plauschen wie ein Mühlrad und mir hast du nie was zu sagen."

Lolla gähnt und erwidert nichts.

„Weist du was? — so geh' ich schlafen. Ihr könnt da euren Thee nehmen, und ich lege mich unterdessen nieder."

„Ja, wie du willst . . ."

„Es ist ohnehin schon spät. Aber was ich dir noch sagen wollte . . ." u. s. w.

mit Grazie bis ins Unendliche. Wollte man alle derartige Stellen anführen, die nur geschrieben sind, um Raum auszufüllen, und die weder für die Handlung von Interesse, noch poetischen Werth in der Sprache kennzeichnen, so müßte man den ganzen Roman „Aus der Riviera" und die Hälfte von „Eva Siebeck" abdrucken; aus letzterm mag folgende typische Stelle mitgetheilt werden:

„Hat er mir jemals Vertrauen, Bewunderung einzuflößen gewußt, wie zum Beispiel — —"

„Wie wer, zum Beispiel?"

„Wie — du, mein König."

„Ich flöße dir Vertrauen ein?"

„O, so volles, inniges!"

„Wenn du wüßtest . . ."

„Was?"

„Nichts . . ."

Ueberhaupt macht Bertha von Suttner viel zu viel Worte, und selbst da, wo es sich um sachlich wichtige Dinge handelt, wendet sie zur Einleitung immer erst einen nichtssagenden Dialog an. Es ist das eine im höchsten Grade unkünstlerische Art zu schreiben, und im allgemeinen ein untrügliches Zeichen von Dilettantismus. Frau von Suttner ist darum um so mehr zu tadeln, als sie wol besser schreiben kann, und der „fade" Ton — um mit Robert Siebeck zu reden — nur einer Nonchalance entspringt, die sich ein Liebling des Publikums erlauben zu können glaubt.

Noch andere Aeußerlichkeiten fallen an den beiden Romanen unangenehm auf, Dinge, die die weibliche Feder verrathen: eine große Kleinigkeitskrämerei, namentlich auch in Toiletteusachen, und eine zuweilen schwulstige Schilderungsweise. Auf diese Weise lernen wir z. B. an der Riviera ein höchst merkwürdiges Klavier kennen. Schon der Anblick des Podiums, auf dem es steht, „in seiner stummen Unbeweglichkeit erweckt am deutlichsten den Begriff: Erwartung! Da prangt mit zurückgeschlagenem Deckel, mit aufgestelltem Pult, mit angezündeten Armleuchtern der Concertflügel; lautlos ruhen die weißen und schwarzen Tasten — die harfenmäßig gespannten Saiten;

unbeweglich schweben die Pedale; und die ganze Fülle von Tönen, die in den nächsten Stunden da hervorquellen soll, ist schon in dem dunkeln Kasten verborgen." Mit einem kleinen Bischen Ueberlegung hätte Bertha von Suttner das wol nicht geschrieben.

Auf dieselbe Rechnung der Leichtfertigkeit kommt im Roman „Eva Siebeck" das kühne Bild: „Wie hinreißende Tanzmusik klang ihr das rings erschallende Lerchengezwitscher, zu welchem der rhythmische Trab der acht Pferdehufe den Takt gab." Ferner die Stelle: „Nachdenklich nickte Eva mit dem Kopfe, und sie machte einen Schluck aus ihrer Champagnerschale." Die Leser werden dabei auch nachdenklich mit dem Kopfe nicken, wie überhaupt die ganze Lektüre eine Nachdenklichkeit beim Leser hervorruft, die die Verfasserin beim Schreiben hätte haben sollen. Was stellt sich Frau von Suttner ferner darunter vor, wenn sie sagt, daß zwei Eheleute „durch das Gesetz unwiderbringlich zusammengekettet sind"?

Betrachten wir nach den äußern Verhältnissen den innern Werth der Romane, so werden wir im allgemeinen zwar zu einem etwas günstigeren Ergebniß gelangen, aber doch auch hier finden, daß die Verfasserin sich nicht allzu hohe Ziele gesetzt hat, und die Probleme — wenn man überhaupt von solchen reden kann — an früher behandelte nicht heanreichen. „An der Riviera" bringt ein altes Thema: Ein alter Oberst heirathet eine junge Sängerin vom Theater, und das thut nicht gut. Die unzufriedene junge Frau hängt ihr Herz an einen Don Juan von Italiener, der seinerseits ihr aber nur oberflächliches Interesse entgegenbringt. Im Glauben an die Liebe des Italieners verläßt aber die junge Frau ihren Mann. Mit Schrecken sieht sie sich enttäuscht, sie will wieder zum Theater, aber sie fällt beim Probespielen durch. Zwar kommt eine Versöhnung mit dem Gatten zu Stande, aber sie geht ihm zum zweiten male durch — „sie war ein leichtfertiges Ding". Das ist der Kern der Handlung, um den herum das Leben an der Riviera und in Monaco sehr lebendig und ansprechend geschildert ist. Daneben läuft im Roman noch ein zweiter, der die Liebe einer amerikanischen Millionärin zu einem schwindsüchtigen Deutschen schildert, und der mit einer Hochzeit auf dem Sterbebette endigt. Diese zweite Geschichte ist — wenn auch die Liebe des jungen Mädchens zu dem Kranken etwas plötzlich kommt — neben der Schilderung der mentoner Gesellschaft mit das Beste an dem Roman. Es hätte sich daraus eine selbständige Novelle machen lassen.

Einigen gewagteren Combinationen begegnen wir im Roman „Eva Siebeck". Eva, die Tochter des Oberst Holten, deren Geschichte im zweiten Kapitel mit allzu großer Umständlichkeit geschildert ist, verliebt sich im Hause einer verheiratheten Freundin in einen jungen Offizier, der zu letzterer in einem unerlaubten Verhältniß steht. Als eines Tages der Gatte die beiden überrascht, retten sie sich dadurch, daß sie die Verlobung des Offiziers mit der im Hause weilenden jungen Dame proclamiren. Nach der Hochzeit stellt sich nun heraus, daß Robert Siebeck, der junge Gatte, ein Ausbund von Verworfenheit ist. Die Liebe Eva's wendet sich von ihm ab, und geht auf den Schwiegervater Ralph Siebeck über, der auch im stillen die Liebe seiner Schwiegertochter erwidert. Im Laufe von wenigen Monaten spitzen sich die Verhältnisse, einerseits die Abneigung der jungen Gatten zueinander, andererseits die Zuneigung zwischen Eva und Ralph derart zu, daß eine Katastrophe unausbleiblich ist. Da kommt der Deus ex machina in Gestalt eines Doctor Söller, der beweist, daß Robert gar nicht der Sohn seines Vaters ist, sondern das Kind eines Trunkenboldes und einer Dorfdirne, die Graf Siebeck seinerzeit im Glauben an ihre Unschuld geheirathet hatte. Jetzt ist alles gut. Die Ehe wird gelöst, Robert abgefunden, und Ralph lustig und guter Dinge heirathet Eva.

Man wird bei einiger Aufmerksamkeit in der Charakterzeichnung der Personen recht bedenkliche Unklarheiten und Unmöglichkeiten finden. Am besten ist die Figur der Eva gelungen, und auch Ralph gewinnt einige Sympathien, aber Robert ist völlig mislungen. Robert ist ein solches Scheusal, daß es unbegreiflich ist, wie er Offizier sein, wie er sich die Liebe der Frau seines Vorgesetzten erringen, wie er überhaupt seine Familie so lange täuschen konnte.

Man hat in frühern Romanen der Frau von Suttner scharfe Charakterzeichnung, geistvolle und graziöse Dialektik, psychologische Untersuchungen und ein stark hervortretendes philosophisches Element hervorgehoben, Vorzüge, die den Ernst der Sache mit der Poesie der Darstellung harmonisch verbanden. Von alledem ist in diesen neuen Romanen nichts zu bemerken; die Erwartung, daß neue Werke einer Schriftstellerin wie Bertha von Suttner nur glänzendere Beweise ihrer Fähigkeiten an den Tag legen würden, hat sich nicht erfüllt, und die Enttäuschung ist um so größer, je höher die Hoffnungen gespannt waren. Es wird uns etwas schwer, daran zu glauben, daß Frau von Suttner's dichterische Kraft erlahme, aber im Vertrauen auf ihre Beliebtheit im Publikum ist ihr künstlerisches Streben erlahmt. Der Ehrgeiz des Dichters darf nicht darin liegen, von außen Lob zu empfangen, sondern sich selbst und den eigenen höchsten Ansprüchen zu genügen.

Ernst Roeder.

Romane und Erzählungen.

Obwol auch in den Romanen unserer Tage einzelne schon sattsam abgebrauchte Figuren ihr Unwesen noch immer treiben, gibt es aber auch solche, die bereits ganz in die literarische Rumpelkammer geworfen wurden. Welcher Leser erinnerte sich nicht, allerdings mit wenig Vergnügen, an den bleichen, hagern, schwarzhaarigen, augenverdrehenden Jesuiten, der, nach dem Wahlspruche „der Zweck heiligt die Mittel" handelnd, alle Fäden der Geschichte, das Geschick der Personen lenkte und leitete und stets ein so hartgesottener Schuft war, daß in seinem Herzen nie eine Saite der Rührung oder des Mitgefühls erzitterte. Diese Vogelscheuche der erzählenden Dichtung handelte aber immer in höherm Interesse, sie erfüllte eine Aufgabe, war diese auch noch so schlecht. In dem Buche

1. Auf Umwegen. Roman von Georg Hartwig. Berlin, Janke. 1892. 8. 2 M.

tritt uns ein Graf Ferdinand Merfeldt entgegen, der genau die Rolle des Bösewichts spielt, mit dem Unterschiede jedoch, daß wir uns unwillkürlich fragen: warum, wozu dies alles? Der Graf hat nicht die Existenzberechtigung des nun schon abgethanen Jesuiten. Er ist ein schöner, unermeßlich reicher Mann, der all seine Streiche in viel einfacherer Weise hätte ausgleichen können, als es in dem Buche geschieht. Allerdings wäre dann der Roman nicht das geworden, wozu ihn der Verfasser mit dem unleugbaren Geschicke werden ließ, den Leser die Folterqualen des ewigen Gespanntseins empfinden zu lassen. Wir werden in die düstere Romantik eines Grafenschlosses geführt, wobei wir uns gleich im Beginn mit der Unwahrscheinlichkeit abzufinden haben, daß der stolze blaublütige Graf die intimsten Angelegenheiten mit einem dummen Kerl von Diener beim Frühstücke bespricht. Auch was Composition, Bau und Durchführung betrifft, läßt der Roman äußerst viel zu wünschen übrig. Er verdient, nach einem alten Recepte zusammengebraut, kaum ein anderes Dasein, als aus den Gestellen einer Leihbücherei von einer Hand in die andere zu wandern. Doch der Gerechtigkeit die Ehre. Einzelnes episodisches Beiwerk ist glücklich geschildert, einzelne Figuren mit anerkennenswerthem Geschick gezeichnet; so z. B. bietet die Familie Wichtelmann, ihr Leben und Treiben ein anziehendes Bild einfachen, ehrlichen Bürgerthums im Gegensatze zu der verlotterten aristokratischen Sippe, in deren Kreise uns der Verfasser führt.

Nicht ohne Unwahrscheinlichkeiten geht es in dem Werke zu:

2. Im grauen Schloß. Roman von B. Riedel-Ahrens. Zwei Theile in einem Bande. Berlin, Janke. 1892. 8. 5 M.

aber es ist eine behagliche Stimmung über dem Ganzen ausgebreitet. Wenn auch in dem Schlosse an der Ostsee sich gar manches abspielt, was dem Glücke und der Zufriedenheit seiner Insassen zuwiderläuft, verweilt man doch gern in seinen Mauern. Die Verfasserin hat es verstanden, uns schon durch die glückliche Schilderung der landschaftlichen Reize für das Schloß und seine Umgebung zu interessiren und uns einzelne der handelnden Personen lieb und werth zu machen. Die Herrin des alten freiherrlichen Sitzes schürt des Unheils genug. Der Roman ist im allgemeinen geschickt gebaut und spannend erzählt — nur fehlt hie und da die Motivirung wichtiger Handlungen. Ob ein Mädchen von dem Geiste und dem Vermögen Evelyn's sich so schnell an den Mann bringen läßt, wie es hier geschieht, das ist die Frage. Die Verfasserin brauchte eben eine Verwickelung. Sollte es nicht ebenfalls zu gemüthlich sein, wenn ein heirathsfähiges, schönes Mädchen von ihrem jungen Oheim Baron Rolf auf den Schoß gezogen wird, damit er ihr die Thränen von den Wimpern küssen könne? Für Derartiges scheint die Verfasserin eine besondere Vorliebe zu haben. An anderer Stelle heißt es: „Evelyn hatte sich erhoben und den Arm um den Hals des jungen Mannes legend, ließ sie sich auf seinen Schoß gleiten." Dabei muß erwähnt werden, daß man es nicht mit einem Liebespaare zu thun hat.

3. Die Unbegehrten. Erzählung von Karl Berkow. Berlin, Janke. 1892. 8. 1 M.

Halb Erzählung, halb Reiseschilderung! Diese Art der Verschmelzung ist insofern schwierig, weil man voraussetzen muß, daß der Leser durch das in ihm wachgerufene Interesse für das Eine, das Andere in der Lektüre nur flüchtig mit in den Kauf nimmt. Ihm beides gleich anziehend zu gestalten, war in dem vorliegenden Falle aus dem Grunde schwierig, weil die Schilderung einer Reise in die Rheingegend, die Schweiz und Oberitalien des Neuen nicht allzu viel bieten kann, die mitlaufenden Liebesgeschichten andererseits zu wenig eigenartig sind. Die Verfasserin hat jedoch schriftstellerische Routine, hält einen feinen Erzählerton fest, streut gute Bemerkungen über Land und Leute ein, weiß in den Herzen der vorgeführten Personen zu lesen und das Gelesene anziehend wiederzugeben: so hilft uns das Buch über eine Stunde gut hinaus. Es macht auch keinen Anspruch auf Bedeutung.

Wenn man einen Roman von der Frau Franziska von Kapff-Essenther zur Hand nimmt, thut man es in der angenehmen Voraussetzung, es werde einem nicht Leihbüchereiwaare geboten. Das ist auch mit ihrem jüngsten Werke so:

4. Stürme im Hafen. Roman von F. von Kapff-Essenther. Zwei Bände. Breslau, L. Freund. 1892. 8. 6 M.

Dies Erzeugniß der erzählenden Muse hat ethischen Werth. Zwei Hauptzüge sind es, die ihm festes Rückgrat

verleihen und es über die Schablone erheben. Vorerst der mit Glück geschilderte Widerstreit zwischen dem Ringen und Hasten des modernen, insonderheit in den Großstädten sich auf Schritt und Tritt breitmachenden Streberthums und dem Leben der immer seltener werdenden einfachen Geschäfts- oder Kaufleute, die in ehrlicher Gebarung jedweder schwindelhaften Unternehmung abhold ihr eigenes und dadurch das Glück der Ihren begründen, weil sie in ihrer Genügsamkeit mit dem wenn auch langsamen Wachsen der Wohlhabenheit vollkommen zufrieden sind und auf diese Weise der Pflichten gegen Gott und die Mitmenschen entsprechen. Fürs zweite ist es die gelungene Schilderung der Läuterung eines begabten, aber leichtsinnigen Mannes durch seine in ihrer Liebe starke, hingebende Frau. Daß die einzelnen Personen, Episoden, das Leben im Salon der Geburts- und Geldaristokratie mit festen Strichen gezeichnet sind, sei nur nebenbei als eine Thatsache erwähnt, die sich bei der Verfasserin von selbst versteht.

5. Ludwig von Rosen. Eine Erzählung aus zwei Welten. Von Frieda von Bülow. Berlin, Fontane u. Comp. 1892. 8. 2 M.

Auch dies Buch ist eine tüchtige Leistung. Der Held, ein Edelmann, der in der Residenz dem Nichtsthun fröhnt und in den Fesseln einer schönen verheiratheten Dame sein besseres Selbst vergißt, kommt auf einer Fahrt nach Südafrika, wohin er die Dame seines Herzens begleitet, mit einem jener braven Vorkämpfer des ostafrikanischen Colonialwesens zusammen, steigt in Sansibar, wo mehrtägiger Aufenthalt ist, aus, macht einen beschwerlichen Ausflug in eine deutsche Niederlassung und beschließt dort zu bleiben und ein schaffensfreudiges Leben zu führen. Der erhabene Zug von dem Segen der Arbeit bildet also die sittliche Grundlage. Die Freiin von Bülow hat schon zu wiederholten malen und mit Glück die deutsche Politik in Ostafrika zum Gegenstande ihrer Erzählungen gewählt. Sie bringt aber auch das nothwendige poetische Rüstzeug mit, um ihre schriftstellerischen Erzeugnisse anziehend und werthvoll zu gestalten. Ein frischer erquickender Hauch weht durch ihre Erzählungen; ihr Realismus ist nicht der mit moderner Marke, er ist der jedem echten Dichter und Schriftsteller eigene. Daß der Held, der sich in seinem nichts durchbohrenden Gefühle endlich nach anderer Luft, nach einem andern Leben, mit einem Worte aus dem Bannkreise seiner schönen, verzärtelten Hauptstadtdame sehnt, diese bittet, sein Leben in der ostafrikanischen Niederlassung zu theilen — das klingt wol unwahrscheinlich. Er erhält natürlich auch die erwartete, verneinende Antwort der Frau, deren Schilderung unserer Verfasserin ganz besonders gut gelungen ist. Es wäre zu wünschen, daß die Bülow'schen Schilderungen afrikanischen Lebens in immer weitern Kreisen Eingang fänden. Sie verdienen es ihres geographischen, politischen und ethnographischen Interesses wegen, vor allem aber deshalb, weil sie tüchtige schriftstellerische Leistungen sind.

6. Felix und Felicia. Roman von Marie Bernhard. Leipzig, E. Keil's Nachfolger. 1892. 8. 4 M. 50 Pf.
7. Ein Götzenbild. Roman von Marie Bernhard. Leipzig, E. Keil's Nachfolger. 1892. 8. 4 M. 50 Pf.

Die Verfasserin, seit etwa zehn Jahren auf dem Gebiete der Erzählungsliteratur thätig, hat sich mit einer Reihe mehr oder weniger geglückter Werke einen ansehnlichen Leserkreis erworben. Den vorliegenden Büchern sieht man es an, daß Marie Bernhard viel schreibt und deshalb häufig in das Geleis der Schablone gelangt, ja so gut ihr Stil im allgemeinen ist, finden sich hie und da recht unglücklich construirte, ungefeilte Sätze.

Der Roman „Felix und Felicia" (Nr. 6) führt uns in die Strömungen der modernen leichtfertigen Gesellschaft. Eine echte Repräsentantin derselben ist die Mutter der Titelhelden des Buchs, der Zwillinge Felix und Felicia. In der theilweise spannend, theilweise zu behaglich breit erzählten Geschichte sind einzelne Figuren ganz gut gezeichnet, auch das Gemüth des Lesers bekommt etwas ab — aber in summa summarum erhebt sich der Roman nicht über jenes Niveau der Mittelmäßigkeit und der Schablone, das in den Familienblättern mit peinlicher Genauigkeit eingehalten wird. Etwas besser ist der Roman „Ein Götzenbild" (Nr. 7), schon aus dem Grunde, weil der Erzählerton lebhafter ist. Freilich treten uns auch hier altbekannte Figuren entgegen, wie der ewig borgende Maler Hilt, der auf der Reise ins cultivirte Europa befindliche moldanische Fürst Riantzew u. s. w. Aber selbst die abgebrauchten Figuren sind mit lebhaften Farbentönen gezeichnet und der Charakter der Heldin, das Götzenbild Stella Brühl, ist consequent durchgeführt. Der Verfasserin scheint keine große Erfindungsgabe zu eigen zu sein, sonst würde sie uns das Ganze in weniger althergebrachter Form geboten haben.

Karl Schrattenthal.

Aus der Musikliteratur.

1. Gesammelte Schriften über Musik und Musiker. Von Robert Schumann. Zwei Bände. Vierte Auflage, mit Nachträgen und Erläuterungen von F. Gustav Jansen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1891. Gr. 8. 12 M.

Seinen zahlreichen und großen Verdiensten um die Schumann-Forschung hat der Herausgeber dieser vierten Auflage der „Gesammelten Schriften" Robert Schumann's ein neues und wahrlich nicht das geringste hinzugefügt. Er hat sich nicht darauf beschränkt, nur diejenigen Aufsätze in diese Ausgabe aufzunehmen, welche den Bestand der im Jahre 1852 von dem Verfasser selbst redigirten Originalausgabe bildeten. Auch das, was diesem minder

werthvoll geschienen hatte und deshalb in die ebengenannte Ausgabe nicht aufgenommen worden war, ist hier nachgetragen und durch ein vorangesetztes Sternchen dem Leser sofort augenfällig bezeichnet. Das Auffinden und Sammeln dieser Aufsätze war eine sehr schwierige Aufgabe, da Schumann dieselben zumeist ohne Namensunterschrift, oder ohne jede Chiffre in verschiedenen, zum Theil gegenwärtig sehr schwer aufzutreibenden Zeitschriften veröffentlicht hatte. Es bedurfte eines durch jahrelange Schumann-Studien geschärften Blicks und unermüdlicher Ausdauer, verbunden mit genauester Kenntniß der gesammten musikalischen und belletristischen Literatur (soweit diese in Frage kommen konnte), um hier mit sicherem Blick Echtes von Unechtem zu scheiden und soviel als möglich zusammenzutragen, was aus Schumann's Feder stammte. Denn nichts, auch das Geringste nicht, darf uns gleichgültig oder werthlos dünken, was uns hilft, das Bild des gemüthvollsten Romantikers zu vervollständigen, insbesondere sein reiches, blühendes inneres Leben uns zu enthüllen. Wo sich verschiedene Lesarten fanden, besonders wo Schumann selbst bei der Herausgabe seiner Schriften von der ursprünglichen Fassung des Textes abgewichen war und geändert hatte, ist gleichwol in den meisten Fällen die erste Fassung zumeist in Fußnoten mitgetheilt. Der Text ist aufs genaueste revidirt und von zahlreichen Druckfehlern gesäubert worden. Im Vorbericht gibt F. G. Jansen an der Hand des bekannten Kalbeck'schen Aufsatzes: „Aus R. Schumann's Jugendzeit" (in A. Edlinger's „Oesterreichischer Rundschau", 1882) eine Uebersicht über Schumann's Entwickelungsgang als Schriftsteller. Vortreffliche Register und erläuternde Anmerkungen, auch ein ausführliches, höchst sorgfältiges Namenregister über alle Persönlichkeiten, die mit Schumann in nähere oder entferntere Beziehung getreten sind, zeigen, mit welcher liebevollen Hingabe und Sorgsamkeit der Herausgeber jahrelang seinen Stoff gesammelt und durchgearbeitet hat. Er darf mit dem Ergebnisse durchaus zufrieden sein: wie er der Begründer der Schumann-Forschung war, so scheint er mir jetzt durch diese vierte Auflage bereits der Vollender geworden zu sein. Er ist nicht ein, sondern der Biograph Schumann's geworden — ohne daß er bisjetzt wirklich eine Biographie des Meisters geschrieben hätte. Möge eine solche der musikalischen Welt nicht mehr lange vorenthalten bleiben!

2. Die Bedeutung der Zahlenverhältnisse für die Tonempfindung. Von Gustav Engel. Dresden, R. Bertling. 1892. 8. 1 M. 50 Pf.

Der erste Abschnitt dieser Schrift: „Ueber Vergleichungen von Tondistanzen", beschäftigt sich mit der Controverse, ob für die richtige Auffassung von Tondistanzen das arithmetische oder das geometrische Zahlenverhältniß maßgebend sein müsse. Der Musiker gibt zweifellos dem geometrischen den Vorzug; denn es muß ihm unmöglich sein, zu glauben, daß die Octave C : c (= 64 : 128) die gleiche Tondistanz vorstelle wie die Secunde: $c^2 : d^2$ (= 512 : 576), weil in beiden Fällen die arithmetische Differenz = 64 ist. Vielmehr davon ausgehend, daß die Grundelemente der Tonverwandtschaft überall das geometrische Verhältniß zeigen (Grundton zur Octave = 1 : 2, zur Quinte = 2 : 3, zur Quarte = 3 : 4 u. s. w.), nimmt er überall dieses in der Optik wie in der Akustik fast allein und ausschließlich maßgebende Verhältniß als das den Tonentfernungen und den daraus abstrahirten sogenannten „mittleren" Tönen zu Grunde liegende an. Professor Wundt in Leipzig und O. Lorenz sind anderer Ansicht. Auf Grund bestimmter Untersuchungen nehmen sie im Gegensatze zu dem Verfasser der Tonpsychologie, Stumpf, dem G. Engel beistimmt, an, der Musiker lasse sich durch sein Gehör täuschen. In der That ist die Art, wie die Wundt-Lorenz'schen Untersuchungen geführt wurden, sehr wenig Zutrauen erweckend. Lorenz selbst berichtet hierüber („Philosophische Studien", VI, 46): „Von den sieben Beobachtern war P musikalisch sehr gut beanlagt; er spielte Klavier und sang; auch R und Ps waren musikalisch gut beanlagt; R spielte zu seiner Unterhaltung (!) Klavier, Ps Violine und Orgel. Weniger musikalisches Gefühl besaßen Lz, M und B; ersterer hat zwar Musik gern, hat auch früher Klavierunterricht gehabt, jedoch ohne nennenswerthen Erfolg. Ziemlich unmusikalisch war Ln; er konnte anfangs kaum unterscheiden, welcher der beiden Grenztöne der höhere war. Ueber den mittlern der drei Töne eines Versuchs ein Urtheil abzugeben, war ihm zuerst ganz unmöglich; nach kurzer Zeit der Uebung konnte er wenigstens unterscheiden u. s. w." Zugegeben, daß Musiker zur Beurtheilung solcher Fragen nicht ganz sicher und zuverlässig sein mögen; aber daß so wenig und so ganz unmusikalische Herren wie die Beobachter Lz, M, B und Ln, namentlich aber so offenbare Dilettanten wie R und Ps, und sicher auch P, als Hauptstützen einer wissenschaftlichen Hypothese ein für allemal festgenagelt sein sollen, das heiße ich doch höchst vermessen und vorschnell geurtheilt. Der Musiker mag durch sein gebildetes Ohr nicht ganz vorurtheilsfrei sein; er hat aber die Mittel und die Möglichkeit, seine Tonempfindungen gegebenenfalls zu corrigiren; der Dilettant mit wenig gebildetem, zumeist sogar verbildetem Tonsinn ist dazu völlig unfähig. Und gar erst der, dem die Mutter Natur jeden Tonsinn versagt hat, wie Herrn Ln! Könnte nicht mit gleichem Recht ein Stockblinder Mitglied einer Gemäldeausstellungsjury sein? Der Verfasser bezeichnet daher mit Recht (S. 24) als den „ersten Principienfehler in den Wundt-Lorenz'schen Beobachtungen: die mangelhafte Vorbildung der Beobachter und die gänzliche Abwesenheit einer musikalischen Controle", und sagt sehr richtig: „Es ist gänzlich unzulässig, über die Gesetze der Gehörsempfindung feste Resultate in die Welt hinauszubringen, ohne diejenigen zu befragen, welche die feinste Gehörsausbildung besitzen." Der zweite Fehler bei jenen Untersuchungen bestand nach G. Engel darin, daß die Untersuchungen an einem Tonmesser angestellt wurden, dessen

Klänge in tiefer Lage reicher an Obertönen sind, als in hoher und deshalb das Ohr, wenn auch nicht des Musikers, so doch des Laien täuschen." Der dritte Fehler lag in der Beschränkung der Untersuchungen auf zwei Octaven, anstatt den fünf vom Contra C = 32 bis c^3 = 1024. Zwischen beiden Tönen ist die geometrische Mitte fis (temperirt), die arithmetische ein zwei bis drei Kommas über c^2 gelegener Ton, der Abstand also anderthalb Octaven! Daß dies jeder musikalischen Empfindung ins Gesicht schlägt, liegt auf der Hand. Im Bereich der zwei Octaven freilich liegen arithmetisches und geometrisches Mittel allerdings nicht so weit auseinander. Der zweite Abschnitt: „Die Zahl als Grundlage von Melodie und Harmonie", enthält zunächst wohlbegründete Bedenken gegen Helmholtzens Schwebungstheorie (S. 34 fg.): die Consequenz, den Naturseptimenaccord als ausnahmslos gültigen Schlußaccord ansehen zu müssen; die Existenz einer rein melodischen, schwebungsfreien Musik; die Thätigkeit des innern, vollständig schwebungsfreien und doch Reinheit und Unreinheit scharf unterscheidenden Tonsinnes beim Musiker. Nicht einmal die geometrische, geschweige gar die arithmetische Mitte vermag die Erscheinungen in der Tonkunst zu erklären. Denn unsere Vorstellung läßt sich nicht von der geometrischen Mitte, sondern von den nächstliegenden einfachen Grundverhältnissen, wie sie zwischen Grundton einerseits, Octave, Quint, Quart, Terz andererseits bestehen, leiten. Nicht auf einmal, sondern nach und nach treten diese Zahlenverhältnisse in der Musikgeschichte auf und jedes einzelne bringt einen unendlichen Reichthum melodischer und harmonischer Veränderungen und Fortschritte mit sich. Und — was noch seltsamer und wunderbarer ist — all jene der musikalischen Entwickelung zu Grunde liegenden akustischen Zahlenverhältnisse sind bereits als Einzelbestandtheile in jeder einzelnen Tonerscheinung seit Anbeginn thätig. In Gestalt von Aliquot- oder Obertönen bilden sie die Substanz jedes Einzeltons. Somit ist also in der That die Zahl die Grundlage der Melodie und Harmonie. Der Dur- und der Moll-Accord sind von der Natur gegebene und darum einzig mögliche, wirkliche Schlußaccorde.

Die Schrift, obwol Streitschrift, ist mit wohlthuender Sicherheit und Ruhe geschrieben und wirkt dadurch gleich überzeugend für den Gelehrten wie für den Laien.

3. Zur Musik. Sechzehn Aufsätze von Philipp Spitta. Berlin, Gebr. Paetel. 1892. 8. 9 M.

Die hier in einen stattlichen Band zusammengefaßten Aufsätze sind, wie der Verfasser in der Vorrede bemerkt, „im Laufe der letzten vierzehn Jahre" in verschiedenen Zeitschriften („Deutsche Rundschau", „Grenzboten" u. a.) erschienen. „Ihr Gemeinsames besteht darin, daß sie von Dingen handeln, welche theils die Gegenwart unmittelbar berühren, theils doch derart beschaffen sind, daß auf die Theilnahme weiterer Kreise gehofft werden kann."

Sieht man von den einleitenden drei Aufsätzen, die wesentlich theoretischen Inhalts sind, ab („Kunstwissenschaft und Kunst", „Vom Mittleramt der Poesie", „Die Wiederbelebung protestantischer Kirchenmusik auf geschichtlicher Grundlage"), so berühren „die Gegenwart unmittelbar" von den sechzehn Aufsätzen nur drei: „Niels W. Gade", „Johannes Brahms", „Musikalische Seelenmessen"; der letztgenannte leider stark gekürzte Aufsatz deswegen, weil er im wesentlichen auf eine Kritik des Requiems von Herzogenberg (am 22. Februar 1891 in Leipzig aufgeführt) hinausläuft. Im übrigen kann doch wol weder der Jubiläumsartikel aus dem Jahre 1886: „Karl Maria von Weber", noch die Kritik über C. F. Pohl's Haydn-Biographie unter diese erstgenannte Kategorie fallen. Daß die Aufsätze hingegen alle, so wie sie sind, die Theilnahme weiterer, ja sagen wir weitester Kreise verdienen, unterschreibt Referent trotz seines in vieler Beziehung gegensätzlichen Standpunktes gern und freudig. Da sind zunächst zwei „Bachiana": „Händel, Bach und Schütz", „Mariane von Ziegler und J. S. Bach", ein erläuternder und die Urquelle des Librettos der Gluck'schen Oper „Paris und Helena" neu aufdeckender Essay; ferner „Beethoveniana", in denen der Verfasser an der Hand der gleichbenannten Nottebohm'schen Schriften und auf Grund der daselbst theilweise wenigstens erschlossenen „Skizzenbücher" auf die mühsame Arbeit hinweist, deren Beethoven bedurfte, um seinen Schöpfungen die vollendete Form zu geben, eine Thatsache, die im Gegensatz zu stehen scheint zu der „hinreißenden Macht seiner freien Phantasie", welche die Bewunderung aller Zeitgenossen erregte. Der Beschäftigung des Verfassers mit Spohr verdanken offenbar ihre Entstehung die Aufsätze: „Die älteste Faust-Oper und Goethe's Stellung zur Musik" und „Jessonda". Die erstgenannte Arbeit betrifft die vieractige Oper „Doctor Faust" Ignaz Walter's, zu dem Heinr. Schmieder den Text mit Kleister und Schere aus Goethe's „Faust", soweit er 1790 erschienen war, zusammengestoppelt hatte. Der Text ist ein Hohn auf allen guten und vernünftigen Geschmack und ein widerwärtiges Beispiel von „Unverfrorenheit, mit welcher das . . . Gold Goethe'scher Poesie" zu gemeinem, phrasenhaftem Opernblech umgeschmiedet wurde. Der Componist J. Walter (geb. 1759) lebte in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Prag und stand ganz unter dem Banne Mozart's. Das Manuscript der Oper besitzt der Verfasser; er weiß der Musik manches Gute nachzurühmen. Das Hauptverdienst Goethe's um die Musik erblickt er übrigens darin, daß Goethe der Schöpfer des „musikalischen Stimmungsbildes" wurde. „Mit jenen zuständlichen Gedichten, in denen die Seele wie still athmend daliegt, hat er ein neues Gebiet erobert, das vielmehr noch für die Musiker, als für die Dichter fruchtbringend werden sollte." Ob dies im Hinblick auf den von Goethe so arg verkannten F. Schubert richtig gesagt ist, bleibe dahingestellt. Ich bin der Ansicht, daß bereits Schubert uns das „musikalische Stimmungsbild" und zwar unbeeinflußt von Goethe geschaffen habe. Daß hingegen Rob. Schumann und sein

unmittelbarster und genialster Nachfolger Franz Liszt das Goethe'sche Stimmungsbild in die Musik übertragen haben, ist wol sonnenklar, obwol der Verfasser mir sicher nur bezüglich des erstgenannten Meisters recht geben wird. Daß ferner das Horn als musikalisches Instrument seit dem „Freischütz" „einen ganz eigenen, romantischen Charakter bekommen hat" und daß im Verhältniß hierzu die Stelle in Goethe's „Wahlverwandtschaften" (I, 3) auf die grundverschiedene, eigenartige Verwendung des Horns in der Kunstmusik des vorigen Jahrhunderts genau hinweise, das scheint mir dem nahezukommen, was unsere Ultra-Goetheaner in die Werke ihres Abgottes hineincommentirt haben! Noch zwei Aufsätze sind zu erwähnen: über „Spontini in Berlin" und — „Oskar von Riesemann" (ein Gedenkblatt), Bürgermeister von Reval († 1880).

Was das Einzelne betrifft, so gestehe ich offen, selten durch ein Buch eine solche Fülle von Anregungen empfangen zu haben, als wie durch das vorliegende. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß mein Denken und Empfinden, Urtheilen und Fühlen dabei sich immer in gleicher Richtung bewegt hätte, wie das des Verfassers. Aber so oft ich auch in Fragen historisch-kritischer, wie ästhetisch-künstlerischer Art, mir bewußt wurde, ganz den entgegengesetzten Weg zu gehen, als der Verfasser, immer gewann ich wieder die Ueberzeugung, daß alles, was der Verfasser vorträgt, wohl durchdacht und consequent durchgeführt sei. Wenn trotzdem das Ergebniß beiderseitiger Erwägungen in vielen Fällen ein verschiedenes wurde, so liegt dies offenkundig an einer a principio verschiedenen Grundanschauung über „Kunst und Kunstwissenschaft". Herr Professor Spitta trägt seine Ansichten hierüber im ersten Aufsatz vor. Er meint: „Während unter den Gelehrten immer über die Art, die Dinge anzusehen und in ihr Wesen einzudringen, Uebereinstimmung herrscht" (was ich zu bezweifeln wage!), „besteht zwischen Künstlern und Gelehrten in Bezug hierauf ein tiefgehender Gegensatz, und er muß um so schärfer zu Tage treten, wenn beide sich in der Anschauung desselben Objectes begegnen. Da der Gegensatz in der Natur (?) begründet liegt, ist er auch zu allen Zeiten dagewesen. In unsern Tagen zeigt er sich besonders lebhaft, so lebhaft, daß er hier und da zu Feindseligkeiten und gegenseitiger Verkennung fortzuschreiten droht". Der Grund dafür, fährt der Verfasser fort, liege daran, daß die Kunstwissenschaft jetzt „zahlreichere Träger findet und anfängt, eine geistige Macht zu werden" u. s. w. Es wäre entschieden besser gewesen, der Verfasser hätte das Visir geöffnet und Namen und Thatsachen bezeichnet, anstatt in einem sehr vieldeutigen Clair-Obscur zu sprechen, das einem ehrlichen Gegner Phantome und Gespenster anstatt greifbarer Gestalten gegenüberstellt. Daß ein „tiefgehender Gegensatz" zwischen Künstlern und Gelehrten immer bestanden hat, mag wahr sein. Beide sind Menschen, die dem Irrthum unterworfen sind. Aber es will mir nicht einleuchten, daß ein solcher Irrthum naturgemäß, also Regel und nicht vielmehr Ausnahme sei. Das herrliche Wort Wagner's (Gedanken, Entwürfe u. s. w., S. 23) bestätigt meine Ansicht: „Die Wissenschaft ist die höchste Kraft des menschlichen Geistes; der Genuß dieser Kraft aber ist die Kunst." Gibt es da einen Genuß, wo jene beiden Factoren sich als unversöhnliche „naturgemäße" Gegensätze befehden? Der wahre Künstler wird ebenso wie der Gelehrte fühlen und begreifen, daß seiner Arbeit, seinen Idealen, die der Verwirklichung harren, kein absolutes Endziel gesetzt ist; der Erkenntniß des Gelehrten sind ebensolche Grenzen gesetzt, als dem klaren, bewußten Empfinden des Künstlers. Beide streben nach möglichster Vollendung, und der Irrthum ist es, der ihnen Nahrung gibt und der Phantasie des einen, wie dem Fleiße des andern neue Bahnen eröffnet. Nur daß der eine, der Gelehrte, leichter in den Fehler der Einseitigkeit verfällt, als der andere, der Künstler. Der Kunstgelehrte erst gar, in specie der Musikgelehrte muß nichts so sehr fürchten als diesen Fehler, der zumeist aus der vorgefaßten Meinung von der Nothwendigkeit einer streng systematischen Entwickelung auf dem Gebiete der Kunst entstehen mag. Sein Hauptcharakterzug sei Unvoreingenommenheit, Freiheit des Urtheils, Unabhängigkeit von jeglicher noch so blendenden Einzelerscheinung auf dem Gebiete der Kunstgeschichte und dadurch Gerechtigkeit für alle. So setzt er sich nicht in Gegensatz zu dem wahren Künstler, d. h. dem Jünger der Kunst, der das Bild der erhabenen Göttin und nicht sein eigenes Idol in der Brust trägt und so wie der Gelehrte in „Einseitigkeit" verfällt. Die Einseitigkeit des Künstlers ist ja im Grunde genommen nichts anderes, als die Vergötterung seiner selbst, die hinwiederum himmelweit verschieden ist von dem Glauben an sich selbst und an seine Mission. Kunst ist das Können dessen, was man weiß, fühlt und empfindet; Kunstwissenschaft das Wissen, Fühlen und Nachempfinden dessen, was die Künstler können. Der Kunstgelehrte und der Künstler sind also ein und dieselbe Wesenseinheit, nur daß bei dem einen diese, beim andern jene Thätigkeit den Vorrang behauptet. Naturgemäß ist also ihre Vereinigung, naturwidrig ihre Entzweiung. Der Richter über beide ist das Volk: das Volk im idealen Sinne spricht den Spruch über das Werk der Kunst, wie über das Werk der Wissenschaft; es spricht den Spruch nicht nach den Grundsätzen einer bestimmten „Schule", sondern nach dem, was an Ewigem, Bleibendem aus den Werken der Gelehrten wie der Künstler ihm entgegenquillt. Die Kunst ist ebenso wenig ein „Sein", als die Wissenschaft ein „Werden"; beide sind beides zugleich, also eigentlich das eine nur: nämlich ein immerwährendes „Werden" und „Neugebären" und doch ein Ruhen in jedem einzelnen Kunstobjecte, d. h. in jedem einzelnen jener Momente, die aneinander gereiht die Bewegung, d. h. die Kunstgeschichte ergeben. Niemand darf es wagen, diese Bewegung an der oder jener Stelle zu unterbrechen und den zerrissenen Faden an anderer Stelle wieder anzuknüpfen. Auszuscheiden aus dem Reiche der Kunst ist nur, was unlauter in der Absicht, unwahr in dem Ausdruck und unschön seinem Inhalte

nach ist. Die Form schafft der Künstler entweder neu aus sich selbst, wenn der neue ideelle Gehalt seines Kunstwerks eine neue Form verlangt, oder er gießt den köstlichen Inhalt seiner Empfindungen in eine gewohnte Form, diese selbst dadurch neu verklärend und verjüngend. Freilich ein Thor ist und bleibt immer der, der unternimmt, was er nicht kann, und sich unterfängt, was er nicht versteht. Wissen und Können müssen also eins und einig sein, nicht blos wenn ein Kunstwerk entstehen, sondern wenn überhaupt etwas Vernünftiges zu Stande kommen soll.

Noch einige Einzelheiten herauszugreifen sei mir gestattet. In dem Aufsatze über Christiane Mariane von Ziegler (S. 95 fg.) ist mir aufgefallen, daß dem Verfasser, der in der einschlägigen Literatur sonst so vorzüglich bewandert ist, die Gedächtnißmünze auf die poetische Krönung der Dichterin und die an die Beschreibung dieser Münze sich anschließende „historische Erklärung" in J. D. Köhler's „Historischer Münzbelustigung" (Nürnberg 1737, 18. Stück, S. 137 fg.) entgangen ist. Ferner ist die Melodie des „evangelischen Sterbechorals" „Herzlich thut mich verlangen" keineswegs in Gegensatz zu dem „katholischen Abt" (Abbé Vogler) zu stellen, wie dies S. 440 geschehen ist. Die Melodie stammt aus dem „Lustgarten" (Nr. 24) H. Leo Haßler's (1601) und gehört ursprünglich zu einem weltlichen (Liebes-) Liede: „Mein G'müth ist mir verwirret, das macht ein' Jungfrau zart." In Corner's „Groß Catholisch Gesangbuch" (Nürnberg 1631, II, 395) erscheint sie, soviel ich weiß, zum ersten mal als kirchliche Weise zu dem Text: „Gott Vater, der du oben sitzest im Himmels Thron"; demnächst noch öfter in katholischen Gesangbüchern, zuletzt im danziger „Catholisch Gesangbuch" 1732. Der Text des evangelischen Liedes zu der Melodie stammt von Chr. Knoll.

Vieles andere muß ich übergehen, nur das eine möchte ich nicht unterdrücken, daß mir Brahms niemals „bei leidenschaftlichern Steigerungen das Maß zu verlieren scheint", ebenso wenig, daß seine Melodien stellenweise mit „unruhigen, schweren, durcheinanderspielenden Rhythmen" ausgestattet sind, welche die „Aufmerksamkeit stören". Wie kein zweiter Componist ist sich Brahms in der Wahl seiner Mittel bewußt, wie kein zweiter ist er vorsichtig in dem Gebrauch derselben. Nur ist es bisweilen schwer, ihm auf all seinen verschlungenen Pfaden zu folgen. Hat man aber den Ariadnefaden gefunden, dann schwindet die Unruhe und Schwerfälligkeit seiner Rhythmen und die Aufmerksamkeit wird nicht gestört, sondern auf das lebhafteste erregt und angefeuert. Das letztere geschieht überall, wo ein wahrer, echter Künstler „mit dem Stab des Götterboten" die Herzen rührt! Und als solchen Künstler zeigt sich Brahms fast ausnahmslos in allem, was er veröffentlicht hat.

Nach dem Gesagten bedarf es kaum noch eines abschließenden Gesammturtheils über das inhaltreiche Buch. Auch wer auf anderm Standpunkt als der Herr Verfasser steht, wird dankbar die reiche Fülle des Wissens anerkennen, die sich hier auf verschiedenen Gebieten unserer Kunst offenbart und wird den Ernst und die Lauterkeit echt wissenschaftlicher Gesinnung bewundern, mit welcher der Verfasser für das eintritt, was er als wahr und echt erkannt hat. Es ist verschwindend wenig darunter, was Referent nicht ebenso überzeugungstreu als „wahr und echt" anerkennt. Aber darf man aus dem „Clair-Obscur", das sich stellenweise zwischen den Zeilen aufthut, einen Schluß zu ziehen wagen, so gibt es nach meiner Ueberzeugung noch gar manche andere Kunsterscheinung, die nicht minder „echt und wahr" ist, als diejenige, für die der Herr Verfasser eintritt. Was ein Weber begann, vollendete ein Wagner; was ein Schumann erträumte, verwirklichte ein Liszt.

Heinrich Reimann.

Aus Ferdinand Gregorovius' Nachlaß.

Kleine Schriften zur Geschichte und Cultur. Von Ferdinand Gregorovius. Dritter Band. Leipzig, Brockhaus. 1892. 8. 5 M. 50 Pf.

Unterm 5. Februar 1888 schrieb mir Gregorovius, indem er für die Besprechung des zweiten Bandes der „Kleinen Schriften" dankte: „Nun will ich eine längere Pause mit der Fortsetzung dieser Kleinigkeiten machen. Sie sind wie Karten, die man mischt — meno male, wenn sich ein As darunter findet. . . ." Nun ist der Treffliche aus der Welt geschieden, ehe die beabsichtigte Pause vorüber war. Da jedoch dieser dritte Band ohne jedes Vorwort oder sonstige Bemerkung der Verlagshandlung erschienen ist, so dürfen wir wol annehmen, daß er noch von dem Verfasser selbst zur Herausgabe vorbereitet war. Allerdings enthält er unter seinen zehn Aufsätzen nur drei oder vier, die nach der Veröffentlichung des zweiten Bandes geschrieben sind, während die Abfassung der übrigen zum Theil bis zum Jahre 1865 zurückreicht. Aber auch der zweite Band brachte eine Reihe von Artikeln, die lange vor der Herausgabe des ersten verfaßt waren. Es ist ja in der That ein ebenso häufiges wie natürliches Vorkommniß, daß bedeutende Schriftsteller aus dem Schatze ihrer alten Manuscripte bei erneuter Durchsicht noch manches hervorziehen, was sie einer nachträglichen Veröffentlichung würdig erachten.

Der Inhalt des vorliegenden Bandes ist ebenso bunt und mannichfaltig wie der seiner Vorgänger. Aber mit Ausnahme der beiden letzten Aufsätze beziehen sich doch alle auf italienische Personen und Zustände. Und gerade das verleiht ihnen einen besondern Reiz und Werth für uns. Denn wenn Gregorovius sich auch auf andern Gebieten hervorgethan hat, wenn auch hier die Festrede am

Schlusse wiederum die Fülle seiner Kenntnisse wie die Weite und Klarheit seines Blickes in Bezug auf die ganze historische Entwickelung unsers Geschlechts beweist, so beruht doch sein Hauptverdienst und das charakteristische Merkmal seiner schriftstellerischen Thätigkeit darin, daß er der beste und zuverlässigste Vermittler zwischen zwei Nationen war, die sich so lange fremd und feindlich gegenüberstanden, jetzt glücklicherweise verbündet und befreundet sind. Ein echter Deutscher vom Wirbel bis zur Zehe, liebte er doch Italien, in dem er die schönsten Jahre seines Lebens verbracht hat, wie ein zweites Vaterland und hatte sich ebenso gründlich wie vorurtheilslos und liebevoll in seine Geschichte, seine Sitten und seine Natur versenkt, sodaß er, der Ehrenbürger der Stadt Rom, von beiden Völkern diesseit und jenseit der Alpen als ihnen angehörig und als einen ihrer Besten verehrt und sein Tod von beiden als ein schwerer Verlust beklagt wurde.

Was wir nach dem Erscheinen der beiden ersten Bände der „Kleinen Schriften" über den darin hervortretenden schriftstellerischen Charakter ihres Verfassers gesagt haben, gilt auch von dem vorliegenden dritten. In Gregorovius verband sich der Philosoph und der Poet in glücklichster Weise mit dem Geschichtschreiber und dem Alterthumsforscher. In seinem treuen Festhalten an den ewigen Idealen des Wahren und Schönen, das uns überall in der ebenso sinnigen und gemüthvollen wie hohen und vorurtheilslosen Auffassung seines Gegenstandes entgegentritt, empfinden wir gleichsam den idealen Hintergrund seiner Seele. Indem sein geübtes Auge die Menschen, die Dinge und Ereignisse wie aus der Vogelperspective betrachtet, weiß er, große Gebiete mit einem Blicke überschauend, das scheinbar weit Getrennte auf geistreiche Weise zu verknüpfen und unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt zu bringen. Was uns vor allem in seiner Darstellungsweise anzieht, ist einestheils das Bewußtsein, das uns beim Lesen seiner Schriften überkommt, daß ihr Verfasser aus dem Vollen schöpft, daß er Land und Leute in der Gegenwart wie in der Vergangenheit gründlich kennt; anderntheils die bewundernswerthe Gabe farbenreicher und anschaulicher Schilderung, der es zugleich nie an dem poetischen Hauche gebricht, welcher seine Gemälde bei aller Naturtreue doch zugleich zu harmonisch wirkenden Stimmungsbildern macht: eine so glückliche Verschmelzung von Realismus und Idealismus, wie sie nicht vielen Schriftstellern gelungen ist.

Die zehn Abschnitte des dritten Bandes sind an Umfang wie an innerer Bedeutung gleich sehr verschieden. Einige derselben, wie die Erinnerungen an Alertz, den deutschen Leibarzt Gregor's XVI., „Die Villa Ronzano" bei Bologna, „Das Urkundenbuch der Stadt Orvieto", bieten für das große Publikum nur geringes Interesse. Größere und allgemeinere Theilnahme dürften schon „Das römische Passionsspiel im Mittelalter und der Renaissance" und „Ein deutsches Passionsspiel in Tirol" (zu Thiersee bei Kufstein), „Das Bourbonenschloß Caserta" und „Die Abruzzen, ihre Geschichte und ihre Kunstdenkmäler" erregen. Der letztgenannte Aufsatz bildet die Einleitung zu dem bedeutendsten kunstgeschichtlichen Werke über jene bisher historisch wenig durchforschten Gebirgsgegenden. *)

Die bei weitem anziehendsten, des allgemeinen Interesses und Beifalls sichersten und würdigsten Abschnitte sind die beiden ersten und der letzte Aufsatz: „Die Villa Malta in Rom und ihre deutschen Erinnerungen", „Der Hegelianer Augusto Vera" und „Die großen Monarchien oder die Weltreiche in der Geschichte".

Der Name Villa Malta hat für jeden gebildeten Deutschen einen vertrauten, fast heimatlichen Klang. Ist er doch unzertrennlich verbunden mit der Geschichte des deutschen Kunstlebens in Rom während der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts. Eins der einfachsten und bescheidensten unter den zahllosen Landhäusern innerhalb des aurelianischen Mauerringes, halb versteckt hinter der prunkenden Villa Medici, dem Sitze der französischen Kunstakademie, war sie bekanntlich wie das Eigenthum, so der Lieblingswohnsitz König Ludwig's I. von Baiern:

> Wie werth bist du mir, liebes Asyl, wo endlich die Menschen
> Findet der König aufs neu', welche daheim er verlor!

Der Kunstmäcen und romantische Eklektiker, wie ihn Gregorovius nennt, weilte hier wieder und wieder in vertraulichem Umgange mit den größten Künstlern der Zeit, wie Thorwaldsen und Canova, und mit Männern der Wissenschaft, wie die beiden Humboldt. Gregorovius entwirft uns ein lebenvolles Bild dieses Verkehrs, dieser Zeit, die uns schon so unendlich fern liegt, „wo Helena und Faust noch ihre Wonnemonde feierten". Das tolle Jahr 1848 machte diesem idyllisch-idealen Treiben ein Ende. Aber noch ein Jahr vor seinem Tode, 1867, hat der tiefgebeugte greise Baiernkönig diese alte Lieblingsstätte zum letzten male aufgesucht. Seit 1873 gehört die Villa, gründlich umgebaut, einem russischen Edelmann.

Es ist bekannt, daß zu Anfang der sechziger Jahre die damals in Deutschland bereits längst zu den Todten geworfene Hegel'sche Philosophie auf der Universität Neapel eine Art von Auferstehung feierte, die freilich nicht von langer Dauer war. Ihr Hauptvertreter, der geistvollste Erklärer des Hegel'schen Idealismus für die romanischen Nationen, Augusto Vera, kam nach langen Wanderjahren dort an, als seine Mission bereits ein Anachronismus geworden war. Er kämpfte lange, und anfangs mit scheinbarem Erfolge, vereinsamte dann aber allmählich mehr und mehr und ließ sich, enttäuscht und müde, 1885 auf seinem Sterbebette von bekehrungswüthigen eingedrungenen Priestern den Widerruf seines ganzen geistigen Daseins und Strebens abnöthigen, nachdem er sein ganzes Leben hindurch die ideale Denkfreiheit für das höchste Gut geschützt hatte. Im Gegensatze zu den Junghegelianern am Christenthume festhaltend, erblickte er in Luther die höchste

*) Monumenti storici e artistici degli Abruzzi. Studi di Vincenzo Bindi. Con prefazione di Ferd. Gregorovius (Neapel 1889).

Offenbarung des deutschen Geistes und in der deutschen Reformation die größte und segensreichste Umwälzung seit der Entstehung des Christenthums. Er pries die deutschen Siege von 1870 und den deutschen Primat in dem Sinne und unter der Voraussetzung, wie Gregorovius hinzufügt, daß das neue nationale Reich der Ausdruck eines geistigen Culturprocesses sei, welcher einen Fortschritt in der Entwickelung der Menschheit bezeichne und deshalb geschichtlich nothwendig sei. Im Anschluß an diese Idee bespricht der Verfasser den Culturkampf, von dem und dessen Abschluß er wenig erbaut ist. „Der Papst ist heutzutage eine stärkere und gefährlichere Macht in Deutschland als in Italien", ruft er aus und schließt mit den Worten Kaiser Friedrich's II.: „Nullus papa potest esse gibellinus."

Die in der münchener Akademie der Wissenschaften am 15. November 1890 gehaltene Festrede über die Weltreiche ist ein großartiges Geschichtsgemälde in scharf gezeichneten Umrissen und geistvoller Auffassung. „Von einem erhöhten Standpunkte aus stellt sich der historische Kosmos als ein zusammenhängendes einheitliches Relief dar. Die großen Monarchien sind in diesem wie hohe Gebirgszüge aufgereiht, die fernsten noch im mythischen Dunkel der Urzeit verhüllt, andere immer lichter hervortretend. So bilden sie die continentalen Massen im Panorama der geschichtlichen Welt." Gregorovius liebt die Vergleiche zwischen Natur- und Geistesleben. „Die moralische Welt hat ihre Revolutionen wie die physische; aber ihre Umwälzungen können geschichtlich nicht zu so großen Epochen des Stillstandes gelangen wie jene der Natur." Das ist nun freilich naturwissenschaftlich nicht ganz richtig gedacht: es gibt in der physischen Welt so wenig Epochen wirklichen Stillstandes wie in der moralischen.

Dem Leser eine deutliche Vorstellung von dem reichen Inhalte der Rede zu geben, ist um so weniger möglich, als der Stoff darin sich bereits im Zustande höchster Concentration befindet. Seiner stets geistvollen, wenn auch oft sehr originellen Auffassung der geschichtlichen Erscheinungen zufolge hat die Menschheit kein größeres Jahrhundert erlebt als das unserige. Als die Aufgabe unsers Volks bezeichnet er „die echt germanische Idee, das Reich der sittlichen Freiheit, der Wahrheit und Gerechtigkeit, der Pflicht und Arbeit in der menschlichen Culturform zu verwirklichen". In die Zukunft schauend, erinnert er an Bluntschli's Worte: „Die nationalen Staaten haben nur relative Wahrheit und Geltung. . . . Der vollkommene Staat ist der körperlich sichtbaren Menschheit gleich: der Weltstaat ist das Ideal der fortschreitenden Menschheit." Eine solche Auffassung mußte dem hochfliegenden und zugleich echt humanen Sinne eines Gregorovius durchaus sympathisch sein. „Aber", so schließt er, „die Zukunft gehört den Zukünftigen an. Nur das wissen wir, daß der synthetische Menschengeist das Panorama der Welt mit jedem Tage großartiger und einheitlicher gestaltet, und daß jedes Wunder seiner Erfindungskraft eine unabsehbare Reihe kommender Wunder entfaltet."

Mit diesen, für Gregorovius' Auffassung der geschichtlichen Entwickelung so charakteristischen Worten nehmen wir Abschied von dem nachgeborenen Werke eines der liebenswürdigsten und edelsten Geister unserer Zeit und unsers Landes. Ehre seinem Andenken! Otto Speyer.

Zur preußischen Geschichte.

1. Hohenzollerische Forschungen. Jahrbuch für die Geschichte des deutschen Kaiser- und preußischen Königshauses. Herausgegeben von Christian Meyer. Erster Jahrgang. Zwei Halbbände. Berlin, Lüstenöder. 1891—92. Gr. 8. 15 M.

Als Zweck der neuen Zeitschrift bezeichnet die Vorrede, sie solle „ein wissenschaftliches Organ sein einmal für die Geschichte unsers deutschen Kaiserhauses und sodann für die seiner fränkischen Stammlande. Die hohenzollerische Hausgeschichte wird mit besonderer Berücksichtigung der alten Geschichte desselben (sic!), die sich vorzugsweise in Franken abspielt, und für später der des fränkischen Zweiges zu behandeln sein, und die Geschichte Frankens andererseits wieder unter hauptsächlicher Rücksichtnahme auf das zollerische Franken: die alte Burggrafschaft Nürnberg, spätere Fürstenthümer Ansbach und Baireuth." Ob für ein derartiges Organ, das also ein Gemisch von Herrschergeschichte und Localgeschichte darstellt, wirklich ein Bedürfniß vorlag, bleibe dahingestellt: für die Gesammtgeschichte des Hauses Hohenzollern bilden einen Mittelpunkt die vortrefflichen „Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte"; wenn in ihnen auch naturgemäß der fränkische Zweig weniger berücksichtigt wird als das Kurhaus, ist er doch keineswegs principiell ausgeschlossen, für die Localgeschichte Frankens existiren bereits vier Zeitschriften. Ob sich neben diesen das neue Unternehmen als lebensfähig erweist, muß erst die Zukunft lehren.

Der vorliegende erste Band ist ausschließlich die Arbeit des Herausgebers. Der erste Aufsatz behandelt die Verwaltung Hardenberg's in Ansbach und Baireuth. Hier machte der geniale Staatsmann gewissermaßen seine politischen Lehrjahre durch; bei seiner Abberufung durch Friedrich Wilhelm III. war das ganze Land in entschiedener Blüte; speciell Hervorhebung verdient seine Umgestaltung der Landesverwaltung, sowie seine Sorge für die Universität Erlangen. Bei seinem Weggang reichte Hardenberg eine ausführliche — hier mitgetheilte — Denkschrift über seine Thätigkeit ein, die im Druck nicht weniger als 135 Seiten umfaßt. Ein anderer Aufsatz beschäftigt sich mit der ältesten Geschichte der Hohenzollern. Schon früher hatte Meyer sich für die Abstammung der Hohenzollern von

den Abenbergern ausgesprochen; hier nun sucht er den wenig überzeugenden Beweis zu führen, daß die Grafen von Abenberg des 11. und 12. Jahrhunderts Nachkommen der Babenberger Grafen des 10. sind; er operirt gar zu sehr mit nicht genügend gestützten Hypothesen. Weiter redet er von der Geschichte der hohenzollernschen Burgen Plassenburg und Kadolzburg, wobei er zugleich ausführlich auf die Sage von der weißen Frau eingeht, in der er einen wirklich historischen Kern findet: sie knüpfe an Kunigunde von Orlamünde an, die aus Liebe zu Albrecht von Hohenzollern ihre Kinder getödtet haben soll. An diese darstellenden Aufsätze schließen sich eine Reihe von Quellenpublicationen. Am interessantesten ist das Tagebuch eines Herrn von Nostiz über Friedrich Wilhelm I. und seine Tochter Friederike, die Gemahlin des „tollen" Markgrafen Karl Friedrich von Ansbach; er zeigt uns den viel verleumdeten preußischen König einmal nicht als Haustyrannen, sondern als von warmer Empfindung beseelten Vater. Weiter werden mitgetheilt: Quellen zur Geschichte des Kriegs zwischen Markgraf Albrecht Achill und Herzog Ludwig von Baiern im Jahre 1460 über die Privilegien des nürnberger Landgerichts; das baireuther Stadtbuch von 1464, das allerhand Material für die Geschichte von Recht, Wirthschaft, Gewerbe, Handel, Stadtverfassung, Kunst, Schulwesen enthält; endlich das Landbuch der Herrschaft Plassenburg von 1398, eine genaue Verzeichnung dessen, was die Burggrafen dort an Gütern und Einkünften besaßen.

2. Abhandlungen zur Geschichte Friedrich's des Großen. Von E. Reimann. Gotha, F. A. Perthes. 1892. 8. 3 M.

Von den hier vereinigten Aufsätzen ist der bedeutendste der über den Freiherrn von Heinitz, der endlich dem allzu lange vergessenen Manne ein wohlverdientes Ehrendenkmal setzt. Die Wirksamkeit dieses Ministers Friedrich's des Großen ist von großer Bedeutung für die Entwickelung des Bergbaues und Hüttenwesens, sowie des gesammten Handelswesens, und es ist sehr angebracht, daß Reimann sie uns hier auf Grund authentischen Materials wenigstens in den Umrissen vorführt. Die Mehrzahl der Abhandlungen betrifft den König selbst; Reimann schöpft hier nur aus bekannten Quellen und bringt demgemäß kaum etwas wirklich Neues bei; doch ist seine Darstellung klar, und meistens wird man ihm auch sachlich zustimmen können, wenn er auch hier und da dem großen Monarchen wohl nicht ganz gerecht geworden ist. Er behandelt zunächst die Stellung Friedrich's zu Religion und Philosophie, insbesondere seine Beziehungen zu Wolf, Voltaire und Bayle; sodann bespricht er das Verhalten des Königs gegen die deutsche Literatur, sucht zu zeigen, daß Friedrich hier auf Grund ungenügender Kenntniß urtheilte und an seiner Meinung mit allzu großer Zähigkeit festhielt; weiter bestimmt er Friedrich's politische Ideale auf Grund seiner theoretischen Schriften und vergleicht damit die Praxis des Monarchen, die mit seiner Theorie nicht immer übereinstimmt; vor allem in diesem Aufsatze geht Reimann mit seiner, übrigens streng objectiv gehaltenen Kritik etwas zu weit. Am schwächsten ist die Abhandlung über die Finanzpolitik des Königs, wo sich der Verfasser zu sehr an der Oberfläche hält, und es unterläßt, aus eingehenden Mittheilungen, die neuerdings aus Archivalien gemacht worden sind, Nutzen zu ziehen. Endlich beschäftigt sich Reimann kritisch mit einigen Actenstücken, die Max Lehmann veröffentlicht hat, und polemisirt gegen des letztern Erläuterungen; auf den Streit einzugehen ist hier nicht der Ort; ich bemerke nur, daß in einer Reihe von Punkten mir Reimann's Ausstellungen nicht begründet erscheinen und daß er doch hier und da das Maß objectiver Polemik überschreitet (vgl. z. B. S. 122). Trotz kleiner Schwächen indeß ist im ganzen Reimann's Buch eine willkommene und schätzenswerthe Bereicherung unserer wissenschaftlichen Friedrich-Literatur.

Dasselbe wie von Reimann's Werk wird man von:

3. Friedrich der Große, König von Preußen. Neue Beiträge zur Geschichte seines Privatlebens, seines Hofes und seiner Zeit. Von F. A. Paulig. (A. u. d. T.: Familiengeschichte des Hohenzollern'schen Kaiserhauses. Dritter Band.) Frankfurt a. O., Paulig. 1892. 8. 3 M.

kaum sagen können. Zwar redlicher Fleiß und guter Wille soll dem Verfasser nicht abgesprochen werden, und wenn er zu einem Urtheil kommt, das überwiegend dem König ungünstig ist, so ist doch zuzugeben, daß dasselbe das Ergebniß einer ernsten und gründlichen Durchforschung des Materials ist, wenn er auch freilich etwas auffällig die Schwächen und die abstoßenden Züge des Königs hervorhebt, und wenn eine Aeußerung, wie die auf S. 343, in der der Antisemitismus in ein wissenschaftliches Werk wirklich mit den Haaren hineingezogen wird, an der Unbefangenheit des Verfassers etwas stutzig machen muß. Aber wenn wir auch des Verfassers wissenschaftliche Ueberzeugung persönlich gern anerkennen, so muß andererseits gesagt werden, daß sachlich sein dem Monarchen ungünstiges Urtheil unhaltbar ist. Paulig stützt sich auf jene dem König feindliche Tradition, deren Verlogenheit und Unwahrheit durch die neuere Forschung überzeugend dargethan ist. So verwerthet er die wissenschaftlich längst abgethanen Memoiren der Markgräfin von Baireuth; so steht er hinsichtlich des Siebenjährigen Kriegs, dessen Nothwendigkeit er bestreitet, durchaus auf dem Standpunkte, den man neuerdings als die literarische Fronde des Kreises um den Prinzen Heinrich bezeichnet. Hätte der Verfasser die neuere kritische Literatur besser gekannt, so wäre er wol vielfach zu anderm Urtheil gekommen; so muß leider ausgesprochen werden, daß trotz alles aufgewendeten Fleißes sein Werk einen Standpunkt vertritt, der gegenwärtig bereits veraltet ist.

Walther Schultze.

Feuilleton.

Die nationale Dichtung „Ramphold Gorenz, ein deutsches Lied aus der Hussitenzeit von Karl W. Gawalowski“ (Berlin, H. Lüstenöder, 2. Auflage) erzählt uns die mannhafte That eines deutschen Mannes während der Belagerung von Brüx durch die Hussiten. Ramphold Gorenz ist von den Belagerern gefangen worden und wird, an das Sturmgerüste gebunden, den entsetzten Belagerern entgegengehalten, mit der Drohung, daß dem Ausgesetzten der Tod gewiß sei und der Stadt ein strenges Strafgericht, wenn sie dem Feinde nicht sich willig ergebe. Gorenz fordert aber seine Freunde in der Stadt, unter denen sich auch der eigene Bruder befindet, auf, der Pflicht getreu zu bleiben und ihn, den Gefesselten, durch einen Schuß zu tödten. Ein greiser Schütze unternimmt wirklich die grause That, welcher der Held Gorenz zum Opfer fällt. Der Ausfall der Städter gegen die Feinde aber gelingt und diese werden in die Flucht geschlagen. Dies der kurze Inhalt des Gedichts, in dem noch die liebliche Gestalt Käthchen's, die Braut des Ramphold Gorenz, welche nach dem gräßlichen Schusse dem Wahnsinn verfällt und stirbt, die Theilnahme des Lesers erweckt. Die ganze Dichtung ist mit sichtlicher Begeisterung für den national-religiösen Kampf in vierzeiligen Strophen abgefaßt und zeugt von poetischer Gewandtheit und Gestaltungskraft. Offenbar ist es eine historische Begebenheit, die der Dichter schön ausgeschmückt seinen Landsleuten und dem deutschen Leser hier vorführt. Freunden erzählender Poesie sei das auch hübsch ausgestattete Gedicht, das Gawalowski in der neuen Auflage vielfach verbessert hat, auf das wärmste empfehlen. Es bildet das erste Bändchen einer „Sammlung deutscher Schriften“, welche der Verleger H. Lüstenöder in Berlin herauszugeben beginnt.

— Das „Freiheitsdogma in seinen neuesten Gestaltungen“ von N. Kurt (Leipzig, Friedrich, 1892) ist gewissermaßen ein Anhang an das im Vorjahre hier rühmlich besprochene Buch „Willensfreiheit?“ desselben Verfassers. Er nimmt nur deshalb Anlaß, auf die Frage der Willensfreiheit zurückzukommen, weil in mehrern neuern Werken der Versuch gemacht wird, den Determinismus mit mehr oder weniger neuen Scheingründen zu widerlegen. Nach Durchwanderung der labyrinthischen Irrgänge des Indeterminismus gelangt er wieder zu seinem Cardinalsatze zurück, daß jede Wirkung eine nothwendige Ursache voraussetzt, daß mithin gleiche Ursachen unter gleichen Umständen stets gleiche Wirkungen erzeugen müssen. Die Hypothese einer „freien Causalität“ ist ein crasser Widerspruch, sie hebt die Sittlichkeit auf und setzt an deren Stelle die sittliche Unzurechnungsfähigkeit. Die nicht nur von den meisten Laien, sondern auch von vielen Philosophen gehegte Anschauung, der Mensch sei frei, weil er die Fähigkeit besitze, in jedem gegebenen Falle sowol diese wie jene Entscheidung zu treffen, ist ein entschiedener Trugschluß, und zwar aus dem ebenso einfachen wie unwiderleglichen Grunde, weil ohne Denken und Empfindung, oder ohne einen von diesen beiden Factoren ein selbständiges Wollen nicht denkbar ist. Niemand kann wollen, geschweige denn in bestimmter Weise wollen, ehe ein Denk- und Empfindungsproceß vorausgegangen ist.

— Von Ferdinand Saar wird im Herbst dieses Jahres eine größere Erzählung, betitelt „Schloß Kostewitz“, im Verlage von H. Weiß in Heidelberg erscheinen.

— Hans Hoffmann's zuerst im „Universum“ abgedruckte Novelle aus den Freiheitskriegen, „Landsturm“ betitelt, soll im September bei Gebr. Paetel in Berlin in Buchform herauskommen. Derselbe Verlag kündigt eine Gesammtausgabe der Dichtungen der Frau von Ebner-Eschenbach in sechs Bänden an.

— Im Herbst dieses Jahres sollen Lessing's Uebersetzungen aus dem Französischen Friedrich's des Großen und Voltaire's zum ersten male gesammelt herausgegeben werden. Der Herausgeber ist der bekannte Biograph Lessing's Erich Schmidt in Berlin.

Bibliographie.

Albert, F. R., Die Geschichte der Predigt in Deutschland bis Luther. 1. Tl. Gütersloh, C. Bertelsmann. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Binding, K., Die Ehre und ihre Verletzbarkeit. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 80 Pf.

Bucher, Die Schuldisziplin. Referat. Luzern. (Leipzig, G. Fock.) 8. 60 Pf.

Diez, M., Theorie des Gefühls zur Begründung der Aesthetik. Stuttgart, F. Frommann. Gr. 8. 2 M. 70 Pf.

Exner, S., Die Moral als Waffe im Kampfe ums Dasein. Vortrag. Wien, F. Tempsky. 8. 60 Pf.

Förster, R., Eduard Lübbert. Berlin, S. Calvary u. Comp. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Gegen den Materialismus. Gemeinfassliche Flugschriften, herausgegeben von H. Schmidkunz. 5. Hft.: Kunst und Nachahmung. Ein Beitrag zur Kunst und Erkenntnisslehre von W. Bormann. Stuttgart, C. Krabbe. Lex.-8. 75 Pf.

Höfler, C. Ritter v., Die Schutzschrift des Dichters Simon Lemnius (Lemchen) gegen das gewaltsame Verfahren der Wittenberger Akademie wider ihn, 1538. Zum 1. Male vollständig herausgegeben und eingeleitet. Prag, F. Rivnáč. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Höflings- und Streberthum am Berliner Hofe. Von Freiherrn von St. Berlin, Heichen u. Skopnik. Gr. 8. 1 M.

Hoenig, F., Der Kampf um die Steinbrüche von Rozerieulles in der Schlacht von Gravelotte am 18. August 1870. Berlin, F. Luckhardt. Gr. 8. 1 M.

Jardon, Cornelia, Die Frau in Bebels Utopien. Minden i. W., J. C. C. Bruns. Gr. 8. 60 Pf.

Keim, F., Der Schmied von Rolandseck. Volks-Schauspiel. Wien, C. Graeser. 8. 2 M.

Kleinpaul, R., Menschenopfer und Ritualmorde. Leipzig, H. Schmidt u. C. Günther. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Kuhlenbeck, L., Der Schuldbegriff als Einheit von Wille und Vorstellung in ursächlicher Beziehung zum Verantwortlichkeitserfolg. Leipzig, C. L. Hirschfeld. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Louvier, F. A., Goethe als Kabbalist in der „Faust“-Tragödie. Berlin, Bibliographisches Bureau. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Merkle, J., Jugendjahre der Kaiserin Maria Feodorowna von Rußland, geb. Prinzessin von Würtemberg. 1759—1776. Mit dem Bilde der Kaiserin und einem Anhang: Nachkommenschaft des Herzogs Friedrich Eugen von Würtemberg. Stuttgart, W. Kohlhammer. 8. 1 M. 50 Pf.

Minor, J., Allerhand Sprachgrobheiten. Eine höfliche Entgegnung. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 8. 80 Pf.

Müller, F. W., Die Prostitution in Deutschland am Ende des 19. Jahrhunderts. Historisch-kritische Darlegung der Notwendigkeit einer diesbezüglichen Reform. Regensburg, W. Wunderling. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Nathan, P., Der jüdische Blutmord und der Freiherr von Wackerbarth-Linderode, Mitglied des preussischen Abgeordneten-Hauses. Ein antisemitisch-parlamentarisches Kulturbild. Berlin, F. Fontane u. Comp. Gr. 8. 50 Pf.

Pistor, J., Der Chronist Wigand Gerstenberg. Nebst Untersuchungen über ältere hessische Geschichtsquellen. Kassel, M. Brunnemann. Gr. 8. 2 M.

Ribbeck, O., Geschichte der römischen Dichtung. 3. Bd.: Dichtung der Kaiserherrschaft. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. Gr. 8. 9 M.

Schlief, E., Der Friede in Europa. Eine völkerrechtlich-politische Studie. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 10 M.

Schoppe, W., Der Jude wird verbrannt. Zeitgemäße Abhandlung. Dresden, W. E. Schoppe. Gr. 8. 50 Pf.

Schulze-Gävernitz, G. v., Der Grossbetrieb ein wirthschaftlicher und socialer Fortschritt. Eine Studie auf dem Gebiete der Baumwollindustrie. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 5 M. 60 Pf.

Sewen, M., Studien über die Zukunft des Geldwesens. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 M.

Siola, A., Marienbader Schlendertage. Erinnerungsblätter an Marienbad. Leipzig, C. A. Koch. 16. 1 M.

Tannen, K., Dichtungen un Spreekwoorden up syn Moermerlander Oostvrees. Leer. (Bremen, J. Kühtmann.) 8. 4 M.

Thorne, E., Das Pfarrhaus in Glen Clunin. Uebersetzt von Marie Morgenstern. Bremen, M. Heinsius Nachf. 8. 3 M.

Tolstoi, Graf L., Iwan der Narr und andere neue Dorfgeschichten. Aus dem Russischen von L. A. Hauff. Berlin, O. Janke. 8. 1 M.

Ueber die Erfolge und Folgen der Bismarck'schen Politik. Eine polemische Flugschrift von *_*. Berlin, C. Mohr u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Volk's, G., Odenwälder Hausbücher. Nr. 2: Auf der Ofenbank. Erzählungen in Odenwälder Mundart. Offenbach a. M., Th. Steinmetz. 12. 75 Pf.

Wie erhält man sich einen gesunden und kräftigen Schlaf? Von einem erfahrenen Haus- und Familien-Arzte. Leipzig, K. F. Pfau. Gr. 8. 80 Pf.

Wolff, G., Roderich. Trauerspiel. Berlin, L. Lassar. 8. 2 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kleine Schriften
zur Geschichte und Cultur
von
Ferdinand Gregorovius.

Dritter Band. 8. Geh. 5 M. 50 Pf. Geb. 6 M. 50 Pf.

Inhalt. Die Villa Malta in Rom. — Der Hegelianer Augusto Vera. — Clemens August Alertz. — Zwei wieder auferstandene Figuren von Erz. — Die Villa Ronzano. Ein Musensitz der Gozzadini von Bologna. — Das Urkundenbuch der Stadt Orvieto. — Das Bourbonenschloß Caserta. — Die Abruzzen. Ihre Geschichte und ihre Kunstdenkmäler. — Passionsspiele. I. Das römische Passionsspiel. II. Das deutsche Passionsspiel in Tyrol. — Die großen Monarchien oder die Weltreiche in der Geschichte.

Die früher erschienenen beiden Bände (jeder Band geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.) enthalten:

I. Sardes. — Hat Alarich die Nationalgötter Griechenlands zerstört? — Mirabilien der Stadt Athen. — Aus der Landschaft Athens. — Die Münzen Alberichs, des Fürsten und Senators der Römer. — Gumppenbergs Bericht vom Sacco di Roma. — Römische Bürgerbriefe seit dem Mittelalter.

II. Eine Weltchronik in Bildern. Mit einer Tafel. — Die beiden Crivelli, bairische Gesandte in Rom im 17. Jahrhundert. — Neues Leben in Corsica. — Die Brüder von Humboldt. — Fünf Tage vor Metz. — Segesta, Selinunt und der Mons Eryx. — Der Umbau Rom's.

In der vorliegenden Sammlung vereinigte der berühmte Verfasser eine Reihe geschichtlicher und culturgeschichtlicher Essays, welche wie alle seine Schriften Ernst und Gründlichkeit der Forschung mit Anmuth und Adel der Sprache verbinden und allgemein interessante Zeitbilder entrollen. Durch den aus seinem Nachlasse herausgegebenen dritten Band wird die Sammlung abgeschlossen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte
des spanischen Nationaldramas
von
Adolf Schaeffer.

Zwei Bände. 8. Geh. 16 M. Geb. 18 M.

Der Verfasser unternimmt es auf Grund eingehendster Studien, in methodischer Weise durch das ausgedehnte poetische Labyrinth der altspanischen Komödie zu führen, welche den Gegenstand des Staunens und der Bewunderung aller Zeiten bildet. Das Werk ist für die zahlreichen Freunde der spanischen Literatur in Deutschland unentbehrlich, wird aber auch weitern Kreisen willkommen sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte des Teufels.
Von
Gustav Roskoff.

Zwei Bände. 8. Geh. 15 M.

Der bekannte Verfasser behandelt in diesem Werke die Vorstellung von einem bösen Wesen im Zusammenhange mit der Natur und den geschichtlichen Erscheinungen, indem er sie nach ihrem Ursprunge und ihrer weitern Entwickelung unter culturhistorischem Gesichtspunkte darstellt. Es wird sowol der religiöse Dualismus bei den Völkern des Alterthums nachgewiesen, als auch gezeigt, wie innerhalb der christlichen Welt die Vorstellung vom Teufel Raum und Herrschaft erlangt hat, bis sie in den geläuterten Anschauungen der Gegenwart allmählich ihre Macht zu verlieren beginnt.

Commissionsverlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte
von **A. Kolzow.**

Deutsch von **Moritz Michelsson.**

St.-Petersburg. 8. Geh. 2 M.

Die vorliegende Sammlung enthält die besten Gedichte Kolzow's, der zu den volksthümlichsten Dichtern Russlands gehört. Es sind vor allem jene Lieder ausgewählt, welche das russische Volksleben am getreuesten wiederspiegeln. Der Uebersetzer hat sich nach Inhalt und Form genau an das Original gehalten.

Russischer Fabelschatz.
Chemnitzer, Dmitriew, Ismailow, Fürst Wäsemsky, Krylow.

Deutsch von **Moritz Michelsson.**

St.-Petersburg. 8. Geh. 2 M.

Enthält 71 der besten Fabeln des berühmten russischen Fabeldichters Krylow, sowie 33 der übrigen im Titel genannten Dichter, alle in sorgfältiger Verdeutschung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte
von
Ferdinand Gregorovius.

Herausgegeben von **A. F. Graf von Schack.**

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Zum ersten male erscheint hier eine Sammlung der Gedichte von Gregorovius, von seinem langjährigen Freunde, dem Dichter und Literarhistoriker Grafen von Schack, herausgegeben und mit einer biographischen Skizze eingeleitet. Die Sammlung gehört mit zu dem geistigen Vermächtnisse des großen Todten und wird dem weiten Kreise der Verehrer seiner Reiseschilderungen und historischen Werke, wie allen Freunden tiefempfundener Poesie willkommen sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Arbeit in Afrika.
Erfahrungen und Betrachtungen.
Von **Herman Soyaux.**

8. Geh. 3 M. 50 Pf.

Auf Grund langjähriger in Afrika selbst gesammelter Erfahrungen gibt der Verfasser Rathschläge zur praktischen Gestaltung des deutschen Colonisationswesens unter Befürwortung der Bestrebungen zur gedeihlichen Entwickelung von Deutsch-Afrika.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 36. — 8. September 1892.

Inhalt: Aus dem Schiller'schen Hause. Von Ludwig Geiger. — Neue Romane. Von Heinrich Löbner und M. Benfey. — Ein neuer Roman aus dem Alterthum. Von Richard Opitz. — Erzählungsliteratur und Lyrik. Von Adolf Brieger. — Zur Philosophie und Moral. Von Bernhard Münz. — Zur deutschen Volkskunde. Von Anton Schlossar. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Aus dem Schiller'schen Hause.

Der nachfolgende Brief, im Besitze des Herrn Rudolf Brockhaus in Leipzig, der die Erlaubniß zur Veröffentlichung freundlichst gewährte, führt uns in recht anmuthiger Weise in Schiller's Häuslichkeit ein. Schreiberin ist Schiller's Gattin, Charlotte, Adressat Schiller's Schwager, Reinwald, Bibliothekar in Meiningen, der mit Schiller nicht nur in verwandtschaftlichen, sondern auch in geschäftlich-wissenschaftlichen Verbindungen stand. Reinwald war Historiker, arbeitete als solcher an den von Schiller herausgegebenen historischen Memoires mit und lieferte gelegentlich Beiträge zu den von Schiller herausgegebenen Zeitschriften, z. B. den damals erscheinenden „Horen". Solche Beiträge nahm Schiller mehr aus verwandtschaftlichen Rücksichten und aus Platzmangel, als aus besonderer Anerkennung des Werths der Beiträge auf. Denn Reinwald war ein etwas beschränkter Herr, leicht empfindlich und deshalb nicht sehr bequem zu behandeln. Der ganze folgende Brief ist daher nicht frei von Ironie, aber von der Ironie, die mit Liebenswürdigkeit die Schwächen des Angeredeten streift. In dieser Weise ist das Eingehen auf Reinwald's Gartenthätigkeit aufzufassen, auf die er, wie es scheint, ziemlichen Werth legte, besonders auch der Anfang, in dem Charlotte dem herzoglichen Bibliothekar, der nebenbei Dichter war, in feiner Weise zu verstehen gibt, daß jemand, der blos Dichter sei, auch ein beschäftigter Mann sein und nicht immer Zeit haben könne, auf Briefe zu antworten. Denn auch Reinwalds gehörten, wie andere Correspondenten Schiller's, zu den leicht empfindlichen, die oft leise und mitunter gar vernehmlich murrten, wenn ein Brief aus Jena oder Weimar zu lange ausblieb, und es ist gar niedlich, wie Frau Charlotte dem Schwager andeutet, es könnte wol kommen, daß sie im Vorschuß seien und auf einen Brief aus Meiningen Anspruch erheben würden. Der Brief lautet:

Jena den 1. Feb. 96.

Ich habe mich nun recht stattlich und ernsthaft hingesetzt, um Ihnen lieber Schwager in Schillers Nahmen zu schreiben, und Ihnen seine Aufträge auszurichten. Er hat jetzt eine Zeit wo er so unendlich viele Geschäfte hat, daß er wenig ruhige Momente findet zum Briefschreiben.

Die Horen haben seine Geschäfte so erweitert, und er ist in so manche Verbindungen gekommen, u. hat so viele Geschäfte, Aufträge, u. so w. u. zu dem allen ist er so fleißig und thätig wie Sie aus seinen mannichfaltigen Arbeiten sehen, daß er gar nicht weiß wie ihm die Zeit vergeht. Auch wissen Sie ja selbst daß wenn man eben vom Geist getrieben wird, man nicht wiederstehen kann, u. eben dem Zug so folgen muß. Ein steifer trockener Staatsmann, oder ein pedantischer Gelehrter, lacht wohl über die Geschäfte der Poeten u. glaubt man könne eine poetische Idee auf eine andere Zeit im Gedächtniß behalten, u. so nach gleichen Formeln wieder hervorbringen, wie ein Rechtsgutachten oder wie einen unumstößlichen Saz in einer andern Wissenschaft und man würde daher Schillers Geschäfte nicht begreifen, da er doch kein sogenanntes bestimmtes Geschäft hat.

Aber wer so zusieht wie alles seinen Gang geht, der begreift es wohl, u. hat Nachsicht wenn er nicht ein fleißiger Correspondent ist. Auch kommt noch dazu daß wir immer warteten Ihnen zu schreiben, weil Schiller gern gleich den Almanach beilegen wollte. Und da der Buchhändler der ohnehin so langsam ist, so weit von hier etablirt ist, und daher die Ankunft ganz über den gewöhnlichen Termin verzögert wurde, Schiller sagt Ihnen noch liebster Schwager, daß er nur dies eine Gedicht von Ihnen eingerückt habe, weil er gefunden daß der Ton des Ganzen überhaupt Ernsthafter geworden als er geglaubt habe, u. bittet Sie noch, ihm wissen zu lassen, was er mit den andern Manuscript anfangen solle, u. wie Sie darüber disponiren wollen? Nun denke ich Ihnen in Schillers Nahmen, alles gesagt zu haben, u. muß nun auch von mir, u. dem kleinen Carl etwas sagen, dem ich Ihrer Liebe empfehle. Ich habe Anfang November der lieben Schwester geschrieben, u. für die schönen Strümpfchen

gedankt, u. bat sie mir bald Nachricht zu geben, aber es ist noch nichts erfolgt. Am Ende kommt es gar so, daß wir auf Antwort von Euch lieben Ansprüche machen können. Ein langer ausführlicher Brief von Euren Leben, u. Beschäftigungen, käme uns gar willkommen, u. ich bitte recht daß wir bald diesen Wunsch erfüllt sehen möchten. Wenn der Winter so mild bleibt, u. der Frühling nicht mit dem Winter die Rolle verwechselt, so giebt es gute Aussichten für die Berge u. Gärten, u. Sie lieber Schwager werden doppelte Freude haben am Frühjahr u. auch rechte Hoffnung zum Obst. Ich möchte wohl jetzt sehen wie weit alles gekommen ist, u. wie Ihre Anlagen gewonnen haben, mir ist besonders der Plaz mit den Fichten lieb, den würde ich besonders pflegen. Er ist wohl nicht der nützlichste, aber der Boden läßt sich doch auch brauchen u. die Bäume sind so schön, u. die Aussicht so angenehm. Wenn Carl darinn herumspringen könnte, so wäre unser beiderseitiges Interesse vereinigt.

Ich glaube es Ihnen gar wohl daß Sie eben so eine Art Freude haben an Ihren selbst gepflegten Bäumen, u. Hecken wie ein Vater an seinen Kindern. Carl wird sehr groß u. ist recht um vieles stärker geworden, er spricht so viel jetzt u. hat so viel komische Wendungen in seinem Wesen u. so natürlich gute Anlagen, daß er uns unendliche Freude macht. Er ist auch recht gesund, u. seine Uebel verlieren sich leicht wieder, da alle Welt hier Catharr hat so wurde er auch angesteckt, hat ihn aber schnell wieder fortgeschickt, ich bin nicht so glücklich wie er, u. habe nun schon über 10 Tage einen heftigen Husten, u. mein Kopf ist gar sehr angegriffen. Schiller hält sich diesen Winter auch gut, u. befindet sich besser als diesen Sommer zuweilen der Fall war. Uebrigens leben wir in äußern Verhältnissen ganz ruhig fort. Man gewöhnt sich immer mehr daran, daß wir keine sogenannten Gesellschaften besuchen.

Manchmahl sehen wir wenig Menschen, u. dann wieder oft einzelne Menschen, so wechselt es ab. Die erste Hälfte des vorigen Monats hatten wir vielerley Besuche, unter andern war Goethe hier, der alle Tage bei uns war. Da Schiller von seiner Gesundheit ganz abhängig ist, u. seine Geschäfte dazu kommen so geht er nicht aus, u. wer mit uns leben will muß in unserm Hause bey uns sein. —

Machen Sie dieses Jahr keine Plane zu einer Reise in unsere Gegend lieber Schwager? es wäre recht schön.

Leben Sie wohl, wir begrüßen Sie beide herzlich, u. hoffen bald Nachrichten zu erhalten.

Leben Sie so wohl als wir es wünschen. Carl empfiehlt sich dem Onkel u. der Tante.

Darunter von R'.s Hand. Lotte Schiller.
beantw. d. 12. Febr. 96.

Zur Erklärung im einzelnen ist nicht viel zu bemerken. Der „Musenalmanach für das Jahr 1796", von dem im Briefe die Rede ist, erschien in Neustrelitz bei dem Hofbuchhändler Michaelis. Dort findet sich S. 172 Reinwald's Gedicht „Der Freund", das man wahrhaftig nicht als Perle der Poesie bezeichnen kann. Es läßt sich denken, welche Ueberwindung es Schiller gekostet hat, dies Gedicht aufzunehmen, in dem von dem Freunde gerühmt wird, daß er „der Bosheit unterm Schleier trotze" und „den Ocean der Welt durchschiffe", ein Gedicht, dessen letzte Strophe, würdig der übrigen, so lautet:

Ein Wort, ein Kuß von seinen Lippen
Macht mich mit jedem Loos vergnügt;
Mit ihm verschlage mich ein Sturm zu fernen Klippen
Wohin kein Vogel fliegt!

Wenigstens erkaufte sich der vielgeplagte Redacteur durch Aufnahme dieses Gedichts das Recht, ein anderes Manuscript zurückzuschicken, wie Frau Charlotte ganz erleichtert schreibt. Unser Brief ging wol zusammen mit den kurzen Worten Schiller's vom 1. Febr. 1796 (von Maltzahn, „Schiller's Briefwechsel mit Christophine und Reinwald", S. 160 fg.), aus dem hervorgeht, daß Reinwald's Poem mit 1 Thlr. 12 Gr. bezahlt wurde. Schillern antwortete Reinwald am 6. Febr. (a. a. O. S. 162 fg.) mit Dank für das Honorar und mit recht bescheidenen Worten über den Werth seiner Gedichte. Charakteristisch in seinem Urtheile über den „Musenalmanach" ist die Stelle, daß ihm der Epigrammenanhang, d. h. Goethe's „Venetianische Epigramme", am wenigsten gefallen habe. Am Schluß seines Briefs bemerkte Reinwald: „Deiner lieben Frau werd ich mit nächsten auf ihren schönen verständlichen Brief antworten." Er that dies, zufolge der Nachschrift unseres Briefs am 12. Febr., doch scheint der Brief nicht erhalten zu sein. Der Besuch des Schiller'schen Ehepaars in Meiningen, auf den Lotte anspielt, muß bei der Rückreise aus Schwaben nach Jena erfolgt sein im Mai 1794. Schiller kündigte seinen Besuch an, Stuttgart 24. April 1794 (Maltzahn, a. a. O. S. 144 fg.). Am 15. Mai war das Schiller'sche Ehepaar mit dem kleinen Carl wieder in Jena. Am 30. Mai schrieb er an Reinwald (Maltzahn, S. 146), bedankte sich für die freundliche Aufnahme und fuhr fort: „Die 3 Tage die wir zusammenlebten, sind mir eine recht angenehme Erinnerung, und da ich nun mit eurem schönen Berge bekannt worden bin, so macht es mir um so mehr Freude, euch in Gedanken auf denselben zu begleiten." — Der Brief Charlottens an Christophine von Anfang November 1795, auf den die Briefschreiberin anspielt, ist nicht erhalten. Merkwürdigerweise schreibt Reinwald 16. Febr. 1796 (Maltzahn, S. 159) so, als wenn sie zuletzt geschrieben hätten. „Es ist von Jena her, seit Ende des alten und Anfang des neuen Jahrs alles so stille, daß auch kein Lüftchen weht." Wie in unserm Briefe, so bedankt sich Charlotte noch in andern Briefen an Christophine für die von der fleißigen meininger Schwägerin gestrickten Strümpfe (12. Oct. 1797, „Charlotte von Schiller an ihre Freunde", I, 342) oder spricht von ihrem „Lieblingsplätzchen bei den Fichten" (a. a. O., I, 343). Dort auf ihrem Berge in der Bearbeitung des ihr gehörigen Fleckchen Erde fühlte sich Christophine wohler als an ihrem Schreibtisch.

Ludwig Geiger.

Neue Romane.

1. Daphne. Nach A Diplomat's Diary von Julien Gordon. Deutsch bearbeitet von Friedrich Spielhagen. Stuttgart, J. Engelhorn. 1892. 8. 50 Pf.
2. Der Zeuge. Roman von Marie Bernhard. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1892. 8. 6 M.
3. Stiller Grenzkrieg. Roman von Max Lay. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1892. 8. 2 M.

Unter drei Romanen zwei von Frauen herrührend und einer übersetzt: damit ist der Stand der heutigen Literatur treffend gekennzeichnet. Und wenn ich hinzufüge: die beiden Frauenromane sind besser geschrieben als der von einem Manne herrührende, und wiederum, der von der Amerikanerin verfaßte bedeutend besser als der von der deutschen Frau: so stimmt auch diese Thatsache zu bisherigen Erfahrungen. Und doch ist das Buch des Mannes das inhaltlich gediegenste.

Die Amerikanerin bewegt sich in der Gesellschaft der obern Zehntausend. Ihr Held ist ein französischer hoher Diplomat, der von seinem geliebten Kaiser in vertraulicher Sendung nach Petersburg geschickt ist. Tagebuchblätter bilden den Inhalt des Romans. Im Mittelpunkt steht eine Amerikanerin, die den Helden bald anzieht, bald abstößt, ihm und andern ein Räthsel, Leidenschaft entflammend und innerlich erwidernd, aber nach einem Moment äußeren Sichvergessens jäh abbrechend und entsagend: sie war durch ein Opfer gebunden. Der gemischte Charakter dieser Frau ist in der Tiefe erfaßt und meisterhaft durchgeführt. Bald ahnt man, daß ihr widersprechendes Gebaren Ausfluß eines innern Kampfes ist, und der Conflict in der Seele der sonst wohlberechnenden, kaltklugen Frau, der die Verfasserin augenscheinlich am meisten anzog, ist vorzüglich gelungen. Die Bilder aus der petersburger Gesellschaft sind fein gezeichnet; ein Hauch von Blasirtheit schwebt über dem Ganzen: ob beabsichtigt, um den Schreiber des Tagebuchs zu charakterisiren, oder ob der Auffassung der Schriftstellerin, die den höchsten Kreisen angehört, entsprechend, ist schwer zu entscheiden. Das Buch zeigt überall, ich möchte sagen, einen geschmackvollen Realismus; die Verfasserin täuscht uns darüber nicht, daß der Diplomat sich zunächst durch die Amerikanerin sehr stark sinnlich angeregt fühlt; die Art, wie von weiblicher Schönheit gesprochen wird, hat für meine Empfindung etwas Beigeschmack. Diese obern Zehntausend, denen die materiellen und geistigen Schätze der ganzen Welt zur Verfügung stehen, sind im Grunde bewußte Epikuräer, die der Blasirtheit nicht mehr fern stehen; das bischen Phantasie, das sie noch haben, wenden sie dazu an, ein Leben des Genusses zu dichten, in dem Stand, Beruf, Amt, Volk, Geschichte etwas sehr Unwesentliches sind, und dem die ganze Erde nichts mehr zu bieten weiß als Salons und Badeörter. Die Verfasserin findet entweder ihre Freude an diesem Leben, oder sie versteht meisterhaft objectiv zu schildern, das heißt in diesem Falle: ganz aus der Seele ihres Helden heraus. Das Buch hat einen fortreißenden Zug, wie er guten Frauenromanen eigen ist. Eine Störung der Illusion ist uns aufgefallen: am Schluß erhält der Held den Absagebrief seiner Geliebten, der die achtungswerthe Länge von achtundachtzig Druckzeilen hat; er zerreißt und zerknüllt ihn in ganz kleine Stücke. Nachher lesen wir ihn in seinem Tagebuch. Wußte er ihn auswendig? Man nenne uns nicht kleinlich. Unterredungen hinter verschlossenen Thüren mag uns der Dichter berichten, denn er ist allgegenwärtig in seiner Erzählung. Sobald er aber einen andern sprechen läßt, ist er gebunden.

Auch das zweite Buch hat einen internationalen Anstrich. Es spielt in Hamburg, Baiern, Japan, Berlin und wer weiß wo noch anders. Aber der Zuschnitt ist doch bedeutend zahmer. Die Helden sind Großkaufleute, die der Verfasserin augenblicklich sehr imponiren. Und das berührt wohlthuend. Die deutsche Frau ist nicht so leicht fertig mit der Beurtheilung der Männer; wenn sie nicht ein klein wenig bewundern kann, fehlt ihr die rechte Poesie. Und wie viel Mitleid strömt sie zugleich auf ihre leidenden Helden über! Diese Frau mag augenscheinlich gar nicht über ihrem Stoff stehen, ich möchte sagen: sie schreibt stellenweise so treuherzig ergriffen. Freilich, die Angel, um die sich der Roman dreht, ist ein wenig eingerostet; ein bankrotter Kaufmann stiftet einen Brand an, um in der Verwirrung sich Mündelpapiere anzueignen, und ermordet später seinen Jugendfreund, dem er die Geliebte „abgespannt", und der, zufällig Mitwisser jenes ersten Verbrechens geworden, ihn nun zur Rede stellt. Ein Kind wird zufällig Augenzeuge dieses zweiten Verbrechens und das Schicksal bringt diesen Zeugen nach langen Jahren in das Haus des nach Japan gegangenen und dort zum reichen Großkaufmann gewordenen Mörders. Ja dieser „Zeuge", ein wunderschönes, anscheinend kühles, aber mit den üblichen abgrundtiefen Augen ausgestattetes und im Grunde tief und rein empfindendes Mädchen, wird schließlich die Braut des ein wenig adonismäßigen, von der Verfasserin zu schablonenhaft gezeichneten Sohnes des Mörders. Jetzt erst beginnt der Conflict, dem man, nachdem das erste Befremden, in dem steinreichen verschlossenen Großkaufmann einen Brandstifter und Mörder zu sehen, überwunden ist, mit Interesse folgt. Eine Spannung kann freilich nicht mehr erreicht werden; aber die Seelenkämpfe der jungen Frau, die den Mörder wiedererkannt hat und doch schweigen muß, sind lebendig und wahr geschildert, ebenso das allmähliche Zusammenbrechen des sich erkannt wissenden und zum Schweigen verurtheilten Mörders. Die Lösung vollzieht sich, wie sie muß. Man nenne das alles romanhaft, stellenweise überspannt, weiblich naiv: aber dem Reiz der aus einer einheitlichen Grundstimmung fließenden erregten Darstellung muß man sich schließlich doch gefangen geben.

Das letztere wäre von dem dritten Buche am allerwenigsten zu sagen. Hier ist weder Reiz, noch fließende, geschweige erregte Darstellung, auch nicht einheitliche Grundstimmung. Mühsam geht es vorwärts; wie lange dauert es, bis man weiß, wer die einzelnen Personen sind, was sie im Ganzen der Erzählung wollen, bis man überhaupt warm wird! Fast bis zur Mitte des Buchs hat man das Gefühl: der Verfasser weiß wohl, was er will, er will oder kann es nur nicht sagen. Anspielungen liegen wie Fußangeln verstreut, aber man kann nichts damit anfangen. Erst nach und nach merkt man, daß es sich um den stillen Grenzkrieg zwischen deutsch und französisch im Reichslande handelt. Wir werden mit einer Unzahl Personen bekannt gemacht, die jede ihre bestimmten Zwecke verfolgen; es sind sehr interessante Charakterköpfe darunter, und in der Durchführung so mannichfaltiger, grundverschiedener Charaktere überragt der Verfasser seine beiden Concurrenten zuletzt doch. Sie wandeln allesammt mehr auf der Erde als die von den Verfasserinnen der beiden Frauenromane nach weiblicher Art etwas forcirten Persönlichkeiten. Der Mann sieht seine Gestalten klar; sie scheinen entschieden aus der Wirklichkeit abgeschrieben, sonst wären einige nicht so reizlos. Auch das Detail der Erzählung liegt ihm am Herzen. Er beschreibt gut. Aber ihm fehlt die straffe Hand, womit eine Erzählung zusammengehalten werden muß. Und gar Stimmung zu verbreiten oder der Handlung inneres Pathos zu verleihen, das ist ihm nicht gegeben. Und doch, trotz aller dieser Ausstellungen geht von dem Buche eine eigene Wirkung aus, sein Gehalt ist reif, wenn auch die Form unzulänglich genannt werden muß. Es ist ein Buch, wie es ein deutscher Gelehrter schreibt, der mit offenen Augen in die Welt schaut und dem seine Ausbildung nahe legt, die Menschen vorwiegend in ihrem geschichtlichen Verhältnisse zu betrachten, — ein Gelehrter, aber kein Dichter.

Daß die Uebertragung des amerikanischen Romans (Nr. 1) vorzüglich gelungen ist, versteht sich bei Spielhagen von selbst. Heinrich Löbner.

4. Carrière. Roman von Olga Wohlbrück. Berlin, Verein der Bücherfreunde. 1892. 8. 3 M.
5. Der Liebe Unverstand. Roman von Hans Wachenhusen. Zwei Theile in einem Bande. Berlin, Janke. 1892. 8. 7 M.
6. Novellen von Edmund Olafs. Berlin, Ascher u. Comp. 1892. 8. 2 M.
7. Schneeballen. Neue Folge. Von Heinrich Hansjakob. Heidelberg, G. Weiß. 1892. 8. 3 M.

Kräftig durchgeführte Charaktere zeichnen „Carrière" von Olga Wohlbrück (Nr. 4) aus. Der Roman verkörpert in interessanter Form das alte Thema, Schein für Sein, zu dem das moderne Leben nur allzu häufig Veranlassung bietet. Der künstlerische Streber — denn Künstler ist nicht die richtige Bezeichnung für den Mann, der kein Herz hat, dem folglich das warme Empfinden fehlt, das das Grundelement schaffender Kunst ist — opfert das echte Glück, das ihm unverdient, ja unbewußt, zutheil geworden, da er die Frau, die ihn liebt, aus Berechnung geheirathet, als sich diese Berechnung scheinbar falsch erweist, seinem Streberthum. Erst nachdem er alles erreicht, wonach sein Ehrgeiz gerungen hatte, wird ihm klar, daß er das Sein geopfert, um nach dem Schein zu greifen. Ein gebrochener, todkranker Mann, „allein geblieben — mit lahmen Flügeln" gesteht er: „Ich habe keinen Ehrgeiz mehr, ich denke mir, es wäre besser gewesen, wenn ich mein Glück gesucht hätte, statt es von mir zu stoßen. . . ."

Der kräftig und selbständig durchgeführte Roman ist im ganzen auch in der Form gelungen; nur ein mehrfach wiederkehrendes „bis nun" für bisher scheint provinziell; auch ein Satz wie: „so ein Widerwillen hatte ihn überkommen", dürfte kaum im flüchtigen Gesprächston, aber entschieden nicht wie hier im Text gebraucht werden. Diese kleinen Rügen mögen der begabten Verfasserin beweisen, mit welcher Aufmerksamkeit ihr Buch gelesen worden ist. Sie hat ein Blatt aus der Tragikomödie des Lebens charakteristisch herausgegriffen und lebenswahr wiedergegeben.

Der vielgeübte Erzähler Hans Wachenhusen entwirft in „Der Liebe Unverstand" (Nr. 5) ein bewegtes Bild aus der vornehmen berliner Gesellschaft der Gegenwart. Bunt genug ist die Schilderung, sie spannt sogar die Erwartung auf das, was da entstehen mag aus dem Aufeinanderwirken so verschiedenartiger Elemente; sie erregt aber keinen wahren Antheil, denn das Bild, das sie entwirft, bietet bei tiefsten Schatten kaum einen wahrhaft lichten Punkt, auf dem das Auge mit der Empfindung ruhigen Behagens weilen möchte. Der Erzähler hält seiner Zeit den Spiegel vor und seine Zeit ist nicht schön; aber es macht doch den Eindruck, als sei das Bild, das dieser Spiegel zurückwirft, nicht blos das der wirklichen Zustände, sondern ein verzerrtes, übertriebenes. Die Charaktere sind mit sicherer Hand durchgeführt; die Heldin ist sogar ein eigenartiges, freilich auch sehr eigensinniges Menschenkind, das ganz besondere Rechte für sich in Anspruch nimmt: „Ich gehöre nicht zu denjenigen, die verzagend ihr Schicksal hinnehmen, wie sie es sich bereitet haben, die bereuend sich dem unterwerfen, was sie irrend sich selber zugefügt; ich begehre das Recht, selbst wieder gut zu machen, was ich an meinem Glück, meiner Zufriedenheit gefehlt."

Ebenso unnatürlich wie widerlich ist das Verhältniß, in dem sie zu ihrer Mutter steht, die sich ihr und ihrem Bruder freilich nicht als solche, sondern nur als Tante zu erkennen gegeben und die Schönheit der Tochter für verächtliche Zwecke auszubeuten sucht: „Mir graut vor ihr, diesem Weibe mit dem freien, frivolen Weltton, das keine Empfindung, kein Herz hat!" sagt Anselma von dieser Tante-Mutter. Die zweite Frauengestalt, die elegante Gräfin Hertha, „die vom Himmel mit Reichthum, Schönheit und Geist begnadet", sagt zu dem einzigen Menschen, mit dem sie befreundet ist: „Es gibt keine Glücklichen, und die sich dafür halten, das sind kleine geistigarme Naturen wie Graf Alexis — (ihr Mann) —, der sich

glücklich pries, mit meinen Millionen sich aus seiner tiefen Verschuldung zu retten . . . es gibt keinen Glücklichen auf der Welt!“ Die dritte Schönheit ist nun gar abschreckend; nachdem „der ganze Uebermuth des jungen, leidenschaftlichen und unbesonnenen Weibes geknickt worden war“, — denn soeben hat ein Duell, „das sie in leichtfertigster Weise herbeigeführt“, mit tödlicher Verwundung geendet —, bedauert sie nur, „daß sie so schnell zu ihrem Brummbär heimkehren sollte; das verdroß sie, denn sie hatte noch drei wunderbar schöne Roben, die erst der Gesellschaft vorgeführt werden sollten“!!! Hauptmann von Semper meint als urtheilender Chorus: „Und diese jungen Frauen! . . . Weiß man denn, was man thut, wenn man ein Mädchen vom Ballsaal zum Altar und von da über seine Schwelle führt? Keins versteht den andern, bequemt sich für den andern, lebt ihm zu Gefallen; und da steckt denn schließlich der Teufel in den Ehen, an denen der Himmel keine Schuld hat! . . .“

Zum guten Ton der vornehmen Gesellschaft, die doch sonst in dem Bewußtsein, daß der Inhalt oft mangelhaft ist, gewöhnlich in Bezug auf die Form sehr streng ist — scheint es gegenwärtig zu gehören, die Sprache mit großer Nachlässigkeit zu behandeln. Beinahe all diese vornehmen Herrschaften sprechen sehr nachlässig und sogar ungrammatisch; Ausdrücke wie „. . . aber zu was dir davon sprechen“ — „Zu was sollte ich ihr denn noch mehr sagen“, gebrauchen nicht allein die Damen der Hofgesellschaft wie die Gardeoffiziere, auch der Herr Verfasser schreibt: „Selbst noch als sie ihm gegenübergestanden, ihm gesagt, zu was sie entschlossen.“ Es ist traurig, daß vielschreibende, vielgelesene Schriftsteller so wenig Werth auf die Form legen bei Darstellungen, die den einzigen Reiz, der ihnen allenfalls zu verleihen wäre, nur in hoher Formvollendung zu finden vermöchten. Der Inhalt, der ein Bild aus der Gesellschaft entrollt, das bunt, grell, lebhaft bewegt, hier und da spannend ist, durch das aber unverkennbar der Grundton des Verfalls hindurchklingt, schildert eine Entwickelung, die zu Grunde geht, die allenfalls Interesse erregen, aber an und für sich keinerlei Reiz bieten kann.

Der überaus trockene Ton, der in den „Novellen“ von Edmund Olafs (Nr. 6) vorherrscht, scheint mehr Absicht als Nothwendigkeit zu sein. Die sichere Beherrschung der Form läßt auf Begabung schließen, die auch in der That in einigen der „acht kleinen Erzählungen“ („Bächleins Zeitvertreib“, ein poetischspielendes Stimmungsbild; „Hoheit im Walde“, eine scherzendleichte Satire) die Nüchternheit durchbricht, die, wie gesagt, als bewußte und gewollte erscheint. Diese Art Realismus, die es vorzieht, den bloßen Stoff zu geben statt der psychologischen Durcharbeitung des Stofflichen, übersieht stets, daß die Novelle, wie jedes dichterische Erzeugniß, nicht durch das Was wirken soll, sondern einzig durch das Wie. Die Zeitungen berichten die allerinteressantesten Ereignisse, doch der dankbarste Stoff bleibt Rohstoff, wenn nicht künstlerische Durcharbeitung ihm zum Dichtwerk gestaltet. Nur die beiden erwähnten Novellen, in denen dichterisches Spiel und feine Ironie den nüchternen Ton durchbrechen, beweisen, daß Herr Olafs mehr vermag als Thatsachen aneinander zu reihen und ihre Wirkung errathen zu lassen. Im Gegensatz zu den meisten jungen Schriftstellern, denen weises Maßhalten noch mangelt, ist hier leichteres Gehenlassen, größere Freiheit der Bewegung, vor allem künstlerische Durchdringung des Gegebenen zu empfehlen.

Heinrich Hansjakob entrollt in der Neuen Folge seiner „Schneeballen“ (Nr. 7) wieder ein Stück altdeutschen Culturlebens aus Gegenwart und noch beinahe gegenwärtiger Vergangenheit, das in der packenden Wahrheit seiner Dichtungsart einen fesselnden Reiz ausübt. Ein Stückchen Leben aus dem Herzen von Deutschland selbst, und dabei so fremd, so neu, so durchaus eigenthümlich in seiner plastisch greifbaren Gestaltung, als sei es ein Stück aus einer ganz andern, ganz fremden Welt. In der Abgeschlossenheit ihrer Wälder und Berge hatte sich die charakteristische Eigenart dieser Menschen und ihrer Bräuche in solcher Treue gewahrt, daß ihre lebensvolle Schilderung durch unsern Epiker an homerische Zustände gemahnt. Gleich den königlichen Griechen, deren Leben und Treiben uns frisch und lebendig vor Augen steht in unvergänglichen Bildern, ist auch hier in den naiv einfachen Verhältnissen des Lebens der Mensch selbst noch der Schöpfer seiner Thaten, der Bildner seines Lebens; weit freier und selbständiger den einfachen Lebensbedingungen gegenüber als der Stadtmensch, der in festgezogene Schranken eingefügt, viel empfängt von der Civilisation, die ihn von allen Seiten in tausend fertigen Formen umgibt; der ihr aber auch viel und häufig das Beste, seine tiefste Menschlichkeit, zum Opfer bringt. Der „Bur“ des Schwarzwaldes, der Hofbesitzer, ist ein kleiner König, Selbstherrscher auf seinem Gebiet. Aus bescheidener Stellung ringt er sich häufig durch persönliche Tüchtigkeit zu dieser arbeitsvollen Herrschaft empor, in der er, in echt epischer Weise, sein Wesen in seinem Besitz zur Entfaltung bringt, auf und von Selbstgeschaffenem lebt und im engen Kreise wirkend für Gegenwart und Zukunft schafft.

Einen wahrhaft erhebenden Eindruck macht dieses Betonen des Reinmenschlichen in den bescheidensten Existenzen („Jaköbele in der Grub“). Und nicht allein darin liegt ein homerischer Zug: die ganze Art und Weise der Darstellung, die lebensvolle Frische des landschaftlichen Rahmens, das wechselseitige Einwirken der Verhältnisse und Begebenheiten auf die Charaktere, wie dieser auf das äußere Leben, ist im besten Sinne episch. Sogar in der Form klingt in der Ursprünglichkeit der Sprache, die häufig Wendungen wahrt, die dem moderneren Stil verloren gegangen sind, ein Ton wieder, der dem Quell der Sprache, der Volksseele, nahe steht und unmittelbar daraus zu schöpfen scheint. Die „Uebercultur“, die mehr und mehr in dies stille Leben eindringt, seine Poesie vernichtet, erregt den Haß des Verfassers, der so liebevoll das umfaßt, was ihr ausgleichender Einfluß binnen kurzem gänzlich zerstören wird. Er

erzählt von sinnreichen alten Hochzeitsbräuchen, muß aber hinzufügen: „Man macht's auf dem Lande jetzt vielfach auch wie in den Städten, so cylinder- und komödiantenhaft als möglich, und das hält man für «gescheit und gebildet». Die Poesie aber, jener herrliche Schutzgeist des Genies, der Kinder und des «ungebildeten» Landvolks, geht betteln und flüchtet vor dem großen Gendarm, Hypercultur genannt, der sie unbarmherzig vertreibt, wo er sie findet, als wäre sie eine Landstreicherin! . . . . ."

Dank ihm, der vor der drohenden Vernichtung mit pietätvoller Hand ein Bild dessen entworfen hat, das unvermeidlichem Untergang geweiht scheint. M. Benfey.

Ein neuer Roman aus dem Alterthum.

Hypatia. Roman aus dem Alterthum von Fritz Mauthner. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 8. 3 M. 50 Pf.

Die Zahl weltgeschichtlicher Größen ist nicht gering, von denen wir nur das wissen, daß sie bedeutenden Einfluß auf ihre Zeitgenossen geübt und daß sie ein tragisches Schicksal gehabt haben. Immer wieder lockt es uns, mit Hülfe der Phantasie die Einzelheiten ihres Lebens und Wesens zu ergänzen. Zu diesen weltgeschichtlichen Größen gehört Hypatia, die erstaunlich gelehrte, schöne und sittenreine, von dem Pöbel Alexandrias zerrissene Philosophin. Mit ihrem Tode ist der Untergang des Heidenthums verknüpft. Natürlich also, daß man ihren Schicksalen ein großes Interesse entgegenbringt. Nun wird ja der Roman aus dem Alterthum von vielen verworfen. Man bildet sich ein, die Alten hätten ganz anders gefühlt als wir. Es gibt aber keine Schwingung der menschlichen Seele, die nicht auch im Alterthum denkbar wäre. Wohl dachten die Alten über manche Fragen des menschlichen Lebens anders als die Gegenwart, z. B. über Sklaverei, Ehe, Kinderaussetzung u. dgl., doch nie so allgemein, daß nicht einzelne Geister auch darüber moderne Anschauungen gehabt hätten. Freilich der Culturzustand war in vielen Stücken ein anderer. Vielfach wird aber die Höhe des von den Alten Erreichten unterschätzt. Wir kennen zum Theil die Culturzustände trotz alles Forschens noch zu wenig. Alexandria, das Rom des Ostens, ist uns in mancher Hinsicht noch so gut wie unbekannt. „Alles, was irgendwo ist und wird, gibt es in Aegypten", sagt Herondas. Wie dieser neugefundene Dichter uns in ein kräftig pulsirendes Leben auch der ägyptischen Hauptstadt hat blicken lassen, so ist wol von der neuern Forschung noch viel Aufklärung zu erwarten. Der Begriff alexandrinische Kunst beginnt mehr und mehr festere Form anzunehmen. Hoffentlich gelingt es seinem Schöpfer, die alte Alexanderstadt in ihren Bauwerken und ihrer ganzen Lebensweise vor unsern Augen wieder erstehen zu lassen. So verkehrt es wäre, aus den Ergebnissen solcher Forschungen einen culturhistorischen Roman zu machen, so unerläßlich sind doch diese Kenntnisse, wenn die Vorgänge alter Zeit glaubwürdig geschildert werden sollen. Mauthner hat sich um alles dies wenig Sorge gemacht. Wir wollen nicht davon reden, daß er culturgeschichtliche Einzelheiten nicht richtig dargestellt hat, wie die griechischen Hochzeitsgebräuche. Der Verfasser will offenbar in diesem Punkte gar nicht treu sein, im Gegentheil führt er Bezeichnungen ein, die mit dem Alterthum nichts zu thun haben und den Leser auf Schritt und Tritt an moderne Zustände erinnern, wie z. B. der Ausdruck „unsichere Kantonisten". Vor allem hat das akademische Leben in seinem Romane ganz modernen Zuschnitt. Mauthner redet von Facultäten. Ein junger Mann hofft, bald Honorarprofessor zu sein. „Erst so schnell wie möglich die Professur, dann die reichste Heirath, und dann Regierungspräsident, Minister!" „Die schöne Hypatia hatte außer ihrer Vorlesung über das ptolemäische Weltsystem noch ein publicum «die religiöse Bewegung und Kritik des Christenthums angekündigt.»" Die Studenten kommen vor Schluß der akademischen Viertelstunde. Bei wiederholtem Trampeln der Zustimmung kann Hypatia ihr zweistündiges Colleg halten. „Etwa zehn Studenten drängten sich jetzt auf das Katheder, um sich testiren zu lassen." Das mag manchen recht witzig vorkommen, aber verträgt es sich auch mit einem ernstgemeinten historischen Roman? Fast scheint es, als hätte dem Verfasser den Anlaß zur Wahl seines Gegenstandes die Erwägung gegeben, daß sich auf dem gemischten Boden Alexandrias, dessen Zustände in vieler Hinsicht noch unklar sind, ein satirisches Abbild der Gegenwart leicht entwerfen ließe. Bei der Schilderung der Erzbischofswahl bedient er sich z. B. durchaus der Schlagwörter der Gegenwart.

Die Erzählung beginnt mit der Zeit, wo Hypatia geboren wird. Julian, angeblich ihr Pathe, ist im Begriff gegen die Perser zu ziehen. Dann werden die Jahre der Jugend geschildert. Die Entwickelung eines solchen Wunderkindes darzustellen, ist immer ein gewagtes Unternehmen. Eine vereinzelte Ueberlieferung hat Mauthner zu einer eigenthümlichen Variante veranlaßt. Er läßt Hypatia dem Isidoros angetraut werden. Doch flieht sie vor ihm in der Hochzeitsnacht und macht ihn dadurch zu ihrem grimmigsten Feinde. So pikant diese Lesart ist, hat sie doch keinen Anspruch auf historische Glaubwürdigkeit. Nachher überspringt der Verfasser zehn Jahre ihres Lebens, über die er nichts Rechtes zu sagen gewußt hätte. Wie erscheint sie aber in ihrer Vollendung? Vor allem überaus gelehrt. Allein zwei Seelen wohnen in ihrer Brust, sie hat sentimentale Anwandlungen, wo ihr Herz sich nach etwas anderm sehnt als nach der Wissenschaft. Wäre die echte Hypatia so sentimental gewesen, so würde sie schwerlich geleistet haben, was sie geleistet hat. Bei Mauthner

wird sie allgemein „Fräulein Professor" genannt, und sie ist auch eine durch und durch moderne Persönlichkeit. Ihre Ansprache an die Studenten, die mit den Worten schließt: „Lieber Aspasia als eine Nonne!" klingt ganz jungdeutsch. Zufällig ist uns bekannt, wie die echte Aspasia durch eine cynische Aeußerung die Leidenschaft eines Verehrers abkühlte. Mauthner hat diese Aeußerung gemildert, indem er sie sagen läßt: „Lesen Sie, was die cynischen Philosophen über das Gefühl der Liebe geschrieben haben, und Sie werden sich Ihrer Thränen schämen!"

Vier junge Studenten umkreisen das schöne „Fräulein Professor" als Trabanten, „der kleine, dicke, braunhaarige, rothwangige, etwas schief gewachsene Troilos aus Antiochia und der schlanke und lebhafte Alexander Josephson aus Alexandria waren mit dem Patriciersohn vom Rande der Libyschen Wüste, Synesios, durch Reichthum und durch gleiche Neigungen vertraut geworden". Der vierte im Bunde ist ein Germane, Wolff. Ihr Werben um Hypatia und ihre sehr verschiedene Auffassung von der Liebe gibt besondere Gelegenheit zu einer vergleichenden Charakteristik. Der Erzbischof Kyrillos und der Statthalter Orestes, neben Hypatia die historisch festen Punkte der tragischen Verwickelung, sind mehr Typen als individuelle Charaktere. Durch die Dichtung flattert auch noch ein possirlicher Marabu, ein ins Geschlecht der Vögel übersetzter Kater Hiddigeigei.

Mauthner's Stärke zeigt sich am besten in den Partien, die zur Satire besonders Gelegenheit geben. Z. B. spitzt sich die Unterweisung des Hierax durch Kyrillos dramatisch zu: „Die Polizei will nichts gesehen und gehört haben." „Wie gewöhnlich." — „Der Erzbischof von Rom" . . . hebt Kyrillos an. „Der Antichrist", ruft Hierax dazwischen. „Vortrefflich. Ich sehe, Sie verstehen mich." — Hierax soll die zügellosen Feste der kaiserlichen Beamten schildern: „Sie dürften gut thun, vor Ihrer Abreise ein solches Fest mitzumachen, um anschaulich beschreiben zu können." „Ist nicht nöthig, Erzbischöfliche Gnaden."

Die Schilderung der Parteikämpfe und diplomatischen Ränke droht manchmal den Leser zu ermüden. Doch fehlt es zwischen hinein nicht an interessanten Schilderungen. So werden ein Besuch bei den Anachoreten und die verschiedenen Arten der Kasteiung, ein Kampf in den Katakomben und endlich der Tod der Heldin — dieser allerdings in den grellsten Farben — geschildert.

Erregt somit Mauthner's „Hypatia" als historischer Roman und als Kunstwerk überhaupt mancherlei Bedenken, so verdient sie doch als Erzeugniß eines geistreichen Kopfes Beachtung und wird gewiß ihren Leserkreis finden. Von einem Vergleiche mit Kingsley's „Hypatia" sehe ich ab, nachdem ich gezeigt habe, daß Mauthner durchaus eigene Bahnen wandelt.

Richard Opitz.

Erzählungsliteratur und Lyrik.

1. Graf W. 62. Roman von Moritz von Reichenbach. Leipzig, Reißner. 1892. 8. 4 M.
2. Aus Hag und Tann. Odenwaldmärchen und Phantasien von Carlot Gottfried Reuling. Braunschweig, Appelhans u. Pfennigstorff. 1892. 8. 2 M.
3. Liebe und Leben. Dichtungen von Heinrich Pudor. Dresden, O. Damm. 1892. 8. 1 M. 80 Pf.
4. Frauenblumen. Bilder in Versen und Träumereien von Graf Emerich von Stadion. Wien, J. Hauler. 1892. 16. 1 M. 60 Pf.
5. Deutsche Lieder aus Italien. Von Leopold Jacoby. München, Münchener Handelsdruckerei u. Verlagsanstalt, M. Poeßl. 1892. 12. 1 M. 80 Pf.
6. Wachsen und Werden. Ausgewählte Gedichte von Franz Herold. Dresden, Pierson. 1892. 8. 2 M. 50 Pf.

Gräfin Valeska Bethusy-Huc gehört zu unsern, vor allem bei dem Leihbibliothekenpublikum beliebten, jedenfalls ganz achtbaren Schriftstellerinnen. Weshalb sie sich noch immer Moritz von Reichenbach nennt, da doch Kürschner ihr Geheimniß längst verrathen hat, weiß ich nicht. Ihr neuester Roman heißt „Graf W. 62" (Nr. 1). Unter der Chiffre „Graf W. 62" sucht Graf Wellkamp auf dem bekannten „nicht mehr ungewöhnlichen Wege" eine Lebensgefährtin und findet und heirathet die schöne und gute Tochter eines reichen ungebildeten Emporkömmlings. Die Protzenhaftigkeit des Schwiegervaters und die Unbildung der Schwiegermutter bereiten dem jungen Manne mehrfache Unannehmlichkeiten und entfremden ihn seiner Frau, wozu seine Sportleidenschaft — noblesse oblige, meint er — wesentlich beiträgt. Endlich tritt der bekannte segensreiche Unfall ein. Von den Folgen eines schweren Sturzes genesen, wird er ein anderer Mensch und lebt mit seiner Frau glücklich und durch verständiges Wohlthun Glück verbreitend.

Das Buch „Aus Hag und Tann" von Carlot Gottfried Reuling (Nr. 2) erweckt durch seinen Untertitel „Odenwaldmärchen und Phantasien" Hoffnungen, die sich nicht erfüllen. Nur zwei oder drei Geschichten von den sechzehn lassen einen Hauch Bergwaldluft spüren. Manche von den Märchen, wie „Das Meteor", „Das Schlüsselblümchen", „Der König des Nordens", „Der gefallene Engel", „Der Traum der Liebe" und vielleicht auch das satirische Märchen „Die beiden Erfindungen" erinnern nicht zu ihrem Nachtheil an die Art des Schöpfers des modernen Kunstmärchens Andersen. Andere aber zeigen, daß dem Verfasser jener weltversöhnende Humor, der den dänischen Dichter auszeichnet, wenn überhaupt, so doch nur in beschränktem Maße zutheil geworden ist. „Der gekaufte Ruhm" z. B. behandelt einen guten satirischen Gedanken, aber in so durchsichtiger Märchenform, daß

man hier bestimmte Behauptungen des Verfassers zu vernehmen meint. Wenn sich in dem Buche des Directors der Ruhmfabrik die Namen „aller großen Leute der Gegenwart" nach den Fabrikpreisen geordnet finden, „die sie für den Ruhm bezahlt hatten", so sieht das keineswegs wie eine komische Uebertreibung aus. Und was denkt der Leser bei dieser Gelegenheit vom Verfasser? Er halte sich für einen „Verkannten". Das ist ihm nicht günstig. Ohne die Uebertreibung würde die Geschichte besser wirken. Sehr witzig ist „Der gekrönte Dichter". Ein verstorbener großer Poet, an dessen Grabmal er klopft, gibt dem jungen Collegen einen Rath, durch dessen Befolgung er bei dem Vorreiten des Pegasus siegt. Er sitzt nämlich auf dem abgetriebenen Thier „verkehrt, statt des Zaunes den Schwanz in der Hand". Wegen dieser kühnen Neuerung wird der junge Dichter gekrönt. In der That haben wir solche Pegasusreiter genug gesehen. Vortrefflich ist auch „Der Vogel des Musikers" — der Künstler wird ein unfähiger Philister, als ein befreundeter Kater seinen oft verspotteten „Vogel" verjagt hat, und das mit Lukianischem Spott das ganze Menschenthum verlachende Märchen „Die Käsemilben". Reuling hat, wie ich aus dem Kürschner sehe, zwei Dramen geschrieben; vielleicht lassen diese erkennen, ob er selbst auf dem Wege zum echten Ruhm ist.

Es ist nicht schwer, literarischen Erscheinungen und ihren Schöpfern gegenüber gerecht zu sein, es ist aber zuweilen schmerzlich. Wie oft sagt man sich: Der Urheber dieser Dichtung ist unzweifelhaft ein braver und tiefempfindender Mann, auch wol ein gebildeter. Wenn du ihm nun sagst, er sei ein schlechter Dichter, so verdirbst du ihm eine reine Freude und verletzest ihn tief. Nun, so ganz unschuldig ist der schlechte Dichter, der seine Verse drucken läßt, doch nicht. Warum hat er nicht aufrichtige und urtheilsfähige Freunde um Rath gefragt? Und dann fehlt es ihm nicht an Genossen im Unglück. Der berühmteste ist der durch Catulls einmal ausnahmsweise milden Spott unsterblich gewordene Suffenus.

Suffenus, lieber Varus, den du recht gut kennst,
Er ist ein liebenswürd'ger, witz'ger Großstädter
Und auch zugleich ein äußerst fleiß'ger Versschreiber.
Ein jedes Buch erscheint in prächt'ger Ausstattung. —
Doch liest du es, so dünkt der feine Großstädter
Suffenus dir ein Geishirt oder Taglöhner.

Schiller sagt: „Geist fordr' ich vom Dichter", der Romantiker „Liebe denkt in süßen Tönen, denn Gedanken stehn zu fern". Heinrich Pudor, der seinen Dichtungen den schönen Titel „Liebe und Leben" (Nr. 3) gegeben hat, läßt keine süßen Töne erklingen — seine Verse sind großentheils reimlos und ohne jeden rhythmischen Zauber, und Gedanken stehen ihm so fern, daß einmal zwei und eine halbe Seite lang jede zweite oder dritte Zeile lautet: Ich liebe dich. Nun Proben, nach denen der Leser selbst urtheilen mag. Wenn ich die Verse nicht als solche absetze, so geschieht das keineswegs blos um der Reimersparung willen. „Dir, du mein gutes, treues Weib, dir weih' ich diese Blätter. Du sahst sie entstehn, du halfst sie (sie!) entstehn, So mögen sie mit dir in die Welt hinausgehn. — Ich liebe dich, sagt Susanna, Ich liebe dich, das heißt, Susanna." — Ein anderes Gedicht beginnt: „Ich bin ein Deutscher, und bin stolz darauf! Lobet Gott den Herrn!" — dafür, daß der Verfasser dieser Verse ein Deutscher ist? — und der Schluß: „Ich bin ein Deutscher und bin stolz darauf! Walsch — aber — ist falsch!" Da hat er es den Franzosen einmal ordentlich gegeben!

An der Mauer blüht ein Veilchen, unbeachtet, unbemerkt. —
Warum blüht das arme Veilchen unbeachtet, unbemerkt?
Unter Blättern blüht ein Veilchen, ganz verborgen, ganz versteckt.
Warum blüht das arme Veilchen ganz verborgen, ganz versteckt?
In dem Graben blüht ein Veilchen nicht geachtet, nicht geehrt.
Warum blüht das arme Veilchen nicht geachtet, nicht geehrt?
Weil das Veilchen an der Mauer die Beachtung nicht bemerkt,
Darum blüht das arme Veilchen unbeachtet, unbemerkt.
Weil das Veilchen unter Blättern seine Schönheit hält versteckt —
Darum blüht das arme Veilchen ganz verborgen, ganz versteckt u. s. w.

Ich weiß nicht, ob der Leser mehr die sinnigen Fragen bewundert, oder die sinnigen Antworten, auf die er natürlich nie gekommen wäre.

Zu den Büchern von geringem Werthe gehört auch „Frauenblumen. Bilder in Versen und Träumereien" von Graf Emerich von Stadion (Nr. 4). Das Buch ist so elegant ausgestattet, daß es dem Büchertischchen jedes Boudoirs zur Zierde gereichen wird. Was seinen Inhalt betrifft, so enthält es größtentheils Spielereien. Noch lebende oder schon verstorbene Damen der Gesellschaft, Schauspielerinnen und Schriftstellerinnen werden in Zweizeilern angesungen, indem jede mit einer Blume verglichen wird. In der zweiten Hälfte des Buchs, die besser ist, finden sich die schönen, einen Dichter verrathenden Verse „Poesie":

Vereinsamt, holdes Königskind,
Verirrt im Weltgetriebe!
Dein Herzschlag heißt Begeisterung,
Dein Lebensodem: Liebe!

Ich weiß nicht, ob man Begeisterung und Liebe in den folgenden Versen findet: „In dir ich kühn vereinigt Stern und Irrlicht sehe! Schwüldnstende Orchidee?" Stern, Irrlicht und Orchidee — in der That kühn vereinigt! „In anmuthvoller Einheit lebt in dir vereint die Dame und die Künstlerin! Camelia. Traumschwere Tropenblüte, weiß wie Hermelin!" Das erinnert ja an Bonbondevisen! „Dein zauberholdes Bildniß lehrt uns, daß auch die Elegance ein Kind der Poesie: Schneeweiße Hyacinthe du! Wer dich im Ballsaal flimmern sah — vergißt dich nie!" — „Elegance!" Schade, daß Graf Stadion nicht französisch gedichtet hat! Dann hätte er jedenfalls keine Versschemsale geschaffen, wie sie jetzt in dem Büchlein wimmeln. Es ist ein Gesetz des deutschen Versbaues, das wir schon im Hildebrandliede durchaus beobachtet finden, daß Verse von mehr als vier, später auch fünf Hebungen nicht ohne gliedernden Einschnitt sein dürfen. Wie ab-

scheulich sind gewisse Achthebungsverse in Freiligrath's „Löwenritt", wie „In der Marstallkammer einer königlichen Hofburg liegen", oder, um einen sonst richtig gebauten Vers anzuführen: „Folgt der Panther, der des Caplands Hürden räuberisch verheerte!" Stadion aber hat Zeilen von neun, zehn, ja elf Hebungen, die dann durch den Reim zu Versen werden sollen. Vor dreißig Jahren las ich im „Kladderadatschkalender" die Worte: „Zuletzt greift noch nach einem Stück Holz der sehr talentvolle und allgemein beliebte Maler Wilhelm Scholz." Von da bis zu den Stadion'schen Versen ist nur ein Schritt. Bei Stadion lesen wir: „Bettina von Arnim": Als „Kind" bleibst du unsterblich! Ob dein Geist — dein Herz berauschender? Ich weiß es nicht — Jasminenblüte, deren Hauch von junger Liebe sehnend spricht!" So gewiß die zweite Zeile ein Vers ist, so gewiß ist die erste keiner.

Zu den wirklichen Dichtern gehört der Verfasser der „Deutschen Lieder aus Italien", Leopold Jacoby (Nr. 5). Jacoby schreibt trefflich und schön, wenn nicht der Philosoph und der socialistische Agitator den Dichter vom Wege ablenken. Wie anschaulich ist, bis auf das nicht bezeichnende Wort „umhüllt", gleich das erste der Fannylieder:

Du Mädchen trotzig wunderbar
Mit blauem Aug', schwarzdunklem Haar,
Das kurz und wild dein Haupt umhüllt,
Die Seele hast du mir erfüllt,
Dich hat mein Herz erlesen u. s. w. —

Durchaus im Charakter bleibend und nicht minder lebensvoll ist „Beichte im Grünen", und noch andere aus dem Fanny-Cyklus, wo allerdings der „Unterricht im Socialismus" oft der Prosa bedenklich nahe kommt, so wenn Fanny unter anderm flüstert:

Und die Mädchen und die Frauen, welche Stellung haben sie?
Wirksam frei will ich sie schauen, sonst mag ich die Zukunft nie.

Es mag ja sein, daß den Dichter, als er das sonderbare Gedicht schrieb: „Die Erde ist zu klein für den Socialismus", der Gedanke, die Erdbewohner würden dereinst mit den Bewohnern ferner Weltkörper — doch wol durch optische Signale? — sprechen können, wirklich tief erregt hat, aber wenn ihm jene Arbeiter lautlos gelauscht haben, so ist das doch wol mehr Verblüfftheit gewesen, als die Macht des poetischen Gedankens, und wenn das Gedicht „Freiheit" endet: „Die Schönheit ist des Werdens Ende! Die Schönheit ist des Werdens Ziel! Vollendetes Gezwungensein, den Weg zu wandeln vollbewußt nach diesem Ziel ist Freiheit! Freiheit!" so ist das doch geradezu geschraubte Prosa.

Mit reiner Freude habe ich Franz Herold's „Wachsen und Werden" (Nr. 6) gelesen. „Wachsen und Werden", ein glücklich gewählter Titel für die ausgewählten Gedichte des trefflichen österreichischen Poeten. Herold ist ein Dichter von reichem Geiste, tiefem Gemüthsleben, innigem Naturssinn, voll symbolgestaltender Kraft, auch die Sprache durchaus meisternd und feinhörig für die Gesetze des Wohllautes. Nur die Härte gewisser Vocalabwerfungen, wie „O daß er schied' von hier" und „Dann wieg', von Abendroth gekrönt, o Welle ihn" und „Spann' nur aufs neue, spann' der Segel Schwinge", scheint er nicht zu merken. Er ist reich an Bildern und nur selten fällt er aus dem Bilde, wie in dem Gedichte „Wunsch", wo in der einen Strophe des Mondes Sichel wie eines Adlers Klaue das Himmelstuch, das blaue, aufritzt, und in der andern der Dichter sich von diesem nur im Vergleich existirenden Adler emportragen lassen möchte, um aus Thor (des Himmels) das Auge zu legen. Manchmal möchte man glauben Lenau zu lesen:

Wie aus dem kalten Schnee
Die dürren Bäume ragen,
So aus dem alten Weh
Die unfruchtbaren Fragen.

Aehnlich, zum Theil wenigstens, im „Hochwald" und „Am Strome".

Kühl im Thau die Flügel schweben
Schon der Mutter Nacht daher,
Leise athmet alles Leben,
Ferne nur erbraust das Wehr.

Und es singt mit ernstem Munde
Jenes alte Schicksalslied,
Wie hinab zum dunkeln Grunde
Alles fließt und alles flieht.

Und die Seele hingezogen
Fühlt dem Wasser sich vereint,
Fühlt mit ihm sich niederwogen
Und die Welt, die in ihr scheint.

„Weiter, weiter unabwendig"
Auch durch sie die Weise weht,
Und der Strom nur ist beständig,
„Doch die Welle kommt und geht."

Ich könnte noch manches innerer Musik volle Lied herschreiben, will aber nur ein paar nennen. „Lehre", „Erinnerung", das, ohne abhängig zu sein, zugleich an ein Lenau'sches und an ein Heine'sches Gedicht erinnert, ohne dadurch zu verlieren, „Glauben, Wissen, Dichten", eine Ueberschrift, die offenbar auf eine Lenau'sche Dichtung hinweisen soll. Die Aehnlichkeit mit Lenau'scher Poesie ist nirgends größer, als sie bei jedem tiefempfindenden und musikalischen Dichter — im Schiller'schen Sinne — sein wird, der seine Seele mit der Poesie des größten Lyrikers unsers Jahrhunderts getränkt hat. In Wahrheit ist überall Eigenart, so im „Reiseblatt" und so vielen andern seelenvollen Liedern. Bedeutend und voll Eigenart sind auch die größern breiter angelegten Gedichte, wie „Geist der Zeiten", an Hermann Lingg erinnernd, aber innerlicher, „Aus den Bergen", von den äußerlich nahestehenden Lenau'schen Gedichten charakteristisch verschieden. Freilich das Symbol der rothen Marke, die dem Verirrten zeigt, daß er den Weg wiedergefunden hat, das Symbol des Blutes, das den Fortschrittsgang der Menschheit

bezeichnet, hätte Lenau wol auch gefunden, wenn es — damals schon solche Marken gegeben hätte.

Ich will, mehr abbrechend als abschließend, hier nur noch das reizende Idyll aus dem Gedichte „Como" hersetzen:

Und auf der Bank vor der Thüre sitzt
Ein bräunliches Weib; das Auge blitzt,
Schwarzkraus das Haar; an den Hals sich legt
Das Bild der Madonna, in Blei geprägt.

Da liegt die Sichel, der Korb da steht,
Der Ziege hat sie das Futter gemäht,
Rasch kam sie den steinigen Weg daher
An der Rebenlaube, noch athmet sie schwer.

Vornüber sie neigt sich auf ihren Schoß,
Drin liegt ihr Kindlein, im Hemdchen bloß,
Und sie schlägt ihm den Schurz um das strampelnde Bein,
Und sie lacht mit der Zähne weißschimmernden Reihn.

Nicht sieht sie den See, der in Wimpeln blüht,
Von Rudern ertönt, von Lampen erglüht,
Nicht hört sie die Lauten so süß und weich,
Mit ihrem Engel im Himmelreich.

Adolf Brieger.

Zur Philosophie und Moral.

1. Historisch-psychologischer Tractat. Von F. Wollny. Mit einem kurzgefaßten philosophischen Katechismus im Anhang. Leipzig, O. Wigand. 1892. 8. 5 M.

Vorliegendes Werk enthält keine vollständige und ausgebildete Geschichte der Psychologie, sondern nur die Auseinandersetzung der leitenden Ideen, welche nach dem Urtheile des Verfassers in der ganzen Entwickelung des psychologischen Denkens einen hervorragenden Wendepunkt und einen Fortschritt bezeichnen. Auch wird das System der telepathischen Magnetisation, deren gemeingefährliche Einwirkung auf die menschliche Natur in geistiger wie körperlicher Beziehung Wollny zum ersten mal hervorgehoben hat, der eingehendsten Erwägung unterzogen.

Ich kann, wie ich in dieser Zeitschrift wiederholt zu sagen Gelegenheit hatte, den Kampf gegen die den Menschen seiner Selbstbestimmung beraubende Telepathie nur freudig begrüßen, wenn ich mich auch nicht entschließen kann, sie an allen Ecken und Enden hervortreten zu lassen. Doch muß ich mich gegen den psychologischen Materialismus aufs entschiedenste zur Wehre setzen. Er scheitert zunächst daran, daß gleich der gesammten Materie auch die Materie des Gehirns, auf welche der Materialismus alles geistige Geschehen zurückführt, im Grunde ein völlig unbekanntes x ist, sodaß es von vornherein ganz unzulässig erscheint, auf dieser Grundlage das Seelenleben aufzubauen. Unmittelbar gewiß sind uns nur die Thatsachen des Bewußtseins, daher von diesen als dem Gewissesten jede verständige Psychologie ausgehen muß. Wenn sie dabei natürlich auch das Verhältniß der geistigen Vorgänge zu den körperlichen nicht außer Betracht lassen darf, so hat sie sich doch stets gegenwärtig zu halten, daß alles Physische, so wie es uns erscheint, eben nur in unserer Vorstellung besteht, und daß wir von dem wirklichen Wesen des Physischen so wenig wissen, daß die Frage nicht unberechtigt erscheint, ob es im letzten Grunde nicht selbst vielleicht geistig geartet ist, welche Auffassung bekanntlich von vielen großen Denkern thatsächlich vertreten wird.

Doch lassen wir diese Frage vorerst noch auf sich beruhen und fassen wir die Einheit unsers Bewußtseins ins Auge. Sie besteht darin, daß unser Geist im Stande ist, eine gegebene Vielheit des Vorstellungsinhaltes als ein zusammenhängendes Ganzes aufzufassen, überhaupt in bewußte Beziehung zueinander zu bringen. Schon in der Bildung der Vorstellungen macht diese Einheit sich geltend. Die Vorstellung eines Menschen, eines Baumes, eines Hauses u. dgl. ist ihrem Inhalte nach nicht einfach, sondern aus vielen Einzelvorstellungen zusammengesetzt. Gleichwol wird der betreffende Gegenstand von uns als ein Ganzes vorgestellt. Noch deutlicher zeigt sich jene Einheit des Bewußtseins in dem eigentlichen Denken, wenn wir die einzelnen Vorstellungen nach logischen Gesetzen absichtlich zueinander in Beziehung setzen, miteinander vergleichen und voneinander unterscheiden, sie zu Urtheilen und Begriffen zusammenfassen und schließend die eine aus der andern herleiten. Ihren vollkommensten Ausdruck findet jene Einheit endlich in der Thatsache unsers Selbstbewußtseins, darin also, daß unser ganzes geistiges Leben in dem einen Sammelpunkte des Ichs zusammengefaßt wird und dieses Ich in allem Wechsel und Wandel der psychischen Vorgänge als ein und dasselbe identische Subject sich selber auffaßt. Diese ganze Einheit unsers Bewußtseins würde unerklärlich sein, wenn dieses an der Hirnsubstanz, also an einer Vielheit selbständiger Atome haftete; es gäbe dann keine Einheit, sondern eine Vielheit, einer Vielheit verschiedener Functionen, verschiedener Atomkräfte. Mit der Hinfälligkeit des psychologischen Materialismus ist aber das Schicksal der Behauptung, daß die Heilswahrheit in dem Atheismus liege, besiegelt.

2. Das Vergängliche, das Bleibende und das Ewige. Von Ch. Henop. Altona, J. Harder. 1892. 8. 80 Pf.

Alles im Naturleben ist in stetem Flusse begriffen und beständigem Wechsel und Wandel unterworfen. Unwillkürlich drängt sich da die Frage auf: gibt es denn nichts Bleibendes und was ist da das Bleibende? Der Materialismus ist, wie richtig nachgewiesen wird, außer Stande, auf diese Frage eine befriedigende Antwort zu ertheilen, besonders da er dem geistigen Leben in keinerlei Weise gerecht zu werden vermag. Wie käme denn das Viele dazu, wäre es noch so künstlich zusammengefügt, sich als

ein Ich zu wissen, überhaupt nur Bewußtsein zu haben, und wie könnte das Bewußtsein eine mechanische Function des Gehirns sein, da es sich bei allem Vorstellen und Denken nicht um Bewegungen in Raum und Zeit, sondern um subjective Zustände handelt, welchen nur zeitliche Folge zukommt? Das persönliche Selbstbewußtsein führt uns zu der Erkenntniß, daß das ganze individuelle Leben nach seiner leiblichen und geistigen Sphäre von einer unsichtbaren Einheit getragen und durchdrungen wird, daß eine ideale Macht in dem sich als Ich erfassenden Wesen durch eine Reihe leiblicher und geistiger Evolutionen fort und fort sich verwirklicht und zur Entfaltung bringt. Zweckfetzende oder göttliche Ideen greifen in den Naturlauf bestimmend ein, ohne dadurch die Gesetze des natürlichen Geschehens irgendwie zu verletzen, was freilich voraussetzt, daß an sich schon die Gesetze der wirkenden Ursachen dem Uebergreifen zweckfetzender Ideen angepaßt sind und letztere wieder mit den Gesetzen der wirkenden Ursachen in Einklang stehen. In der That vermag der Materialismus, um mit Fr. A. Lange zu sprechen, kaum den Ring eines Systems zu schließen, ohne beim Idealismus eine Anleihe zu machen. Wir sehen die Kraftstoffler im grellen Widerspruche mit ihrer Lehre von Kräften, Gesetzen, Zwecken, also von geistigen Mächten sprechen.

Doch was ist eigentlich das Bleibende? Es hat dem Vergänglichen gegenüber etwas vom Charakter des Ewigen, sofern es wesentlich dasselbe bleibt bei allen Veränderungen im einzelnen, in welchen es sich zeitlich abbildet und entwickelt, während es dem Ewigen gegenüber, als nur dauernd, nicht aber selbst ewig, den Charakter des Vergänglichen an sich trägt. Das Vergängliche verhält sich zum Bleibenden, wie das Bleibende zum Ewigen.

3. Das Zeitalter der Naturerkenntniß. Ein Beitrag zu Widerlegung der materialistischen Weltanschauung. Von J. G. Findel. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Findel. 1892. 8. 1 M.

Der Verfasser fordert sowol im Interesse der Wahrheit als auch mit Rücksicht auf eine sittliche Erneuerung des Volks die Vergötterung des Stoffs in die Schranken. Die sittliche Wiedergeburt der Menschheit vollziehe sich nicht von außen, sondern von innen, aus der richtigen Einsicht und aus der moralisch-religiösen Gesinnung, die alles durchdringt und bestimmt. Demgemäß muß sich der Idealismus des Herzens mit den Thatsachen des verständiger gewordenen Lebens und der fortgeschrittenen Wissenschaft versöhnen, um dem religiösen Hasse und Glaubenshochmuth, welcher die Völker und Religionen trennt, ein Ende zu bereiten und dadurch die Religion selbst zu einem Segen für die Völker zu gestalten. Die Religion muß in der Gegenwart und Zukunft ihren Inhalt den Verhältnissen der Cultur anpassen, um die Menschen wieder um ihren geistig-sittlichen Mittelpunkt, die Quelle alles wahren Glücks und Friedens, um die reine Gottesidee zu scharen, die ihnen im Laufe der modernen Entwickelung abhanden gekommen ist. An diesem Verluste trägt lediglich die Kirche die Schuld, weil sie dem philosophischen und naturwissenschaftlichen Zeitbewußtsein trotzig ihre Augen verschlossen hat. Es kann auch kein Zweifel daran obwalten, daß mit dem störrischen Vorgehen der Kirche die socialen Uebel in innigem Zusammenhange stehen, zumal die kirchliche Gottesauffassung statt der Idee des Rechts die der Macht in den Vordergrund stellt. In gleichem Sinne äußert sich der socialistische Denker Kaler in der „Moral der Zukunft“: „Die Moral, welche nothwendig ist, damit die Menschheit den Muth und die Kraft habe, sich der von einer roheren, unsittlichern Vergangenheit auferlegten Fesseln zu entledigen, muß eine höhere Entwickelung der christlichen Sittlichkeit sein, sie muß, den Fortschritten der Wissenschaft entsprechend, im Diesseits statt im Jenseits wurzeln; sie muß an das allgemein Menschliche appelliren, um den Egoismus zu ersticken und die gesellschaftlichen Scheidewände niederzureißen; sie muß ein Ideal den Menschen vorantragen, an dem der Heldenmuth sich entzünden, die Begeisterung erglühen, die religiöse Macht der Ideen sich erneuern kann.“

4. Was ist die Frau? Ideen und Paradoxe Alexander Dumas' des Jüngeren über die Frauen, die Liebe und die Ehe. Von Tony Kellen. Leipzig, Spohr. 1892. 8. 2 M.

Als Sohn eines berühmten Vaters konnte Dumas nur dann hoffen, die Ruhmesleiter zu erklimmen, wenn er sich in einem andern Wirkungskreise, als sein Vater, einen glänzenden Namen schuf. Aus diesem Grunde hat er das Gebiet des Romans weniger gepflegt, sondern sich mehr auf das Gebiet des Sittendramas und der moralisirenden Philosophie verlegt. Seine Leistungen auf jenem Gebiete sind in Deutschland hinlänglich bekannt und werden noch heute auf den dortigen Bühnen aufgeführt. Weniger Beachtung findet der Moralist Dumas, dessen Werke bisher nicht ins Deutsche übertragen sind und uns erst jetzt durch Kellen in möglichst sorgfältig gewählten Auszügen vermittelt werden.

Die dramatischen Stücke Dumas' des Jüngern sind größentheils tendenziös gefärbt; besonders hat er es sich angelegen sein lassen, die Frauenfrage nach allen Seiten hin zu beleuchten. Die Ideen, welche er in seinen Theaterstücken eigentlich nur durchblicken läßt, entwickelt er eingehend und mit einer zur Paradoxie neigenden Originalität in den vier Schriften: „L'Homme-Femme“, „La Question du Divorce“, „Les Femmes qui tuent et les Femmes qui votent“ und „La Recherche de la Paternité“. Die Frau ist das Räthsel, das er nie müde wird zu lösen. Aber er studirt die Frau weniger an und für sich, als vielmehr in ihren Beziehungen zum Manne. Dabei war es unausbleiblich, daß er gerade die durch die französischen Sitten bedingten unregelmäßigen Verhältnisse ins Auge faßte. Was hat er nicht alles über den Ehebruch gesagt und geschrieben? Er schien lange Zeit mit sich selbst nicht einig zu sein, welche Lösung er vorschlagen solle, und man glaube nicht, daß sein berüchtigtes „Tue-la!“ sein

letztes und einziges Wort sei. Man hat eben diese Worte aus dem Zusammenhange gerissen und allein citirt, und so gewann es den Anschein, als rathe er jedem Manne, seine ehebrecherische Frau ohne weiteres zu tödten. Er huldigt jedoch der bestehenden socialen Ordnung allzu sehr, als daß er ein so gewaltsames Mittel zur allgemeinen Anwendung vorschlagen sollte. Das einzige rechtmäßige Mittel, welches Dumas als die beste Schutzwehr für die Heiligkeit der Ehe anempfehlen kann, ist die Ehescheidung, für deren Wiedereinführung er mehr als irgendein anderer seine gewichtige Stimme erhoben hat. Sein vielberufenes Wort „Tue-la!", welches im übrigen keineswegs eine Erfindung Dumas' ist, sondern in einem Paragraph des weisen Code Napoléon, wenn auch etwas umständlicher ausgedrückt, zu finden ist, hat er damals ausgesprochen, als man von seinem treulosen Weibe oder seinem Schurken von Ehegemahl unter keinen Umständen erlöst werden konnte.

5. Wahrheit und Schein. Nachlaß von Armand Hayem. Mit einem Briefe von Alexander Dumas. Aus dem Französischen. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1892. 8. 2 M. 80 Pf.

Der Verfasser des uns vorliegenden Buchs, welches Alexander Dumas dem Jüngern gewidmet ist, war ein fanatischer Apostel des Guten, Wahren und Schönen. Er litt unter dem Bösen, das er in der sich angeblich durch den Triumph des Scheins über die Wahrheit, den Verfall aller Religionen, aller Philosophie, aller Credos und das Bedürfniß nach der Erklärung des Uebernatürlichen durch physiologische Erscheinungen kennzeichnenden modernen Gesellschaft allenthalben um sich her erblickte, und entblößte und secirte es unerbittlich in energischen Aphorismen. Mehr Anatom als Arzt, suchte er nicht nach einem Heilmittel, sondern er verzweifelte an seinem Dasein und ging freiwillig in den Tod.

Nächst der bis zum Ueberdrusse gesteigerten Bitterkeit, welche die Beobachtung und Kenntniß der Menschen in ihm hervorgerufen hatte, trug dazu sehr wesentlich die Sehnsucht nach einem Ideale der Vervollkommnungsfähigkeit bei, dem er sich nicht entziehen konnte, noch entziehen wollte. Alexander Dumas schrieb der Witwe Hayem's: „Der Mann, der diese Gedanken und Maximen niedergeschrieben hat, hat sie fast alle aus dem Innersten seines intimsten Seins herausgerissen, Risse und Wunden da zurücklassend, wo er sie losgelöst hatte. — Derjenige, der dieses Buch geschrieben, hat mehr gethan als es von Anfang bis zu Ende zu durchleben, er hat sein Fleisch und Blut so sehr darangesetzt, daß er dadurch seinen Tod fand. Indem er aus dem schrecklichen Axiom, mit welchem diese Sammlung schließt: «Man soll nicht sterben, man soll verschwinden», den Schluß zog, führte er nicht in platonischer Weise eine philosophische Virtuosität aus, sondern er traf mit seinem Geschicke eine Uebereinkunft, der er treu geblieben ist. Das ist es, was diesem Buche einen Charakter und eine Autorität gibt, welche bei gleichem Werthe das Werk eines Lebenden nicht hätte. Es ist das Testament einer Seele, die, wenn sie sich mit den irdischen Gütern und dem Glücke, welche die Erde bieten kann, hätte begnügen wollen, nur auf der Erde zu bleiben brauchte. Er besaß mehr, als die Menschen zu beneiden und sogar zu erträumen wagen. Aber dieser Enttäuschte wollte die Verwirklichung des Ideals, das er, trotz allem, immer verfolgt hatte; und als er für unmöglich erkannte, es auf dieser Welt zu erreichen, hat er es freiwillig im Tode gesucht." Hat der Moralist Dumas aber das Recht, Hayem solches Lob zu spenden? Ebenso wenig, als dieser zu dem Ausspruche: „Die Realität ist indifferent, weil die Verwirklichung des Ideals unmöglich ist", welcher sich vermessen dagegen auflehnt, daß dem Menschen die Vollkommenheit oder, was dasselbe ist, die Gleichheit mit Gott versagt ist, berechtigt war. Die Aeußerung klingt im Munde unsers Verfassers um so seltsamer, als er von der Ueberzeugung durchdrungen war: „Es gibt kein Werk Gottes, das nicht verdiente, gepriesen zu werden." Es ist ein unlösbarer Widerspruch, an einen allwaltenden Gott zu glauben und zugleich das Gift des überwuchernden Weltschmerzes in sich aufzunehmen.

6. Das Buch vom langen Leben. Von Ludwig Büchner. Leipzig, Spohr. 1892. 8. 6 M.

Beinahe hundert Jahre sind verstrichen, seitdem der berühmte Arzt Hufeland zu Nutz und Frommen der Menschheit seine in umfassender und systematischer Weise behandelte „Makrobiotik" veröffentlicht hat. Die vielen Auflagen und Uebersetzungen, welche sie bis in die neueste Zeit hinein erlebt hat, sind ein glänzender Beweis dafür, daß sie einem wirklichen Bedürfnisse des lesenden Publikums entgegengekommen ist. Allein Hufeland war selbstverständlich nichts anderes als ein Kind seiner Zeit. Die wissenschaftlichen Anschauungen haben sich in dem verflossenen Jahrhundert so sehr verändert und vertieft, daß Hufeland's Buch vor dem Richterstuhle der Gegenwart nicht mehr zu bestehen vermag. Es ist durch den Fortschritt der Zeit überholt und veraltet. Eine Makrobiotik der Neuzeit muß auf ganz anderer Grundlage und mit Hülfe der erweiterten medicinischen Kenntnisse der Gegenwart aufgeführt werden. Dieser schwierigen Aufgabe hat sich der bekannte Verfasser mit großem Geschick entledigt, nachdem er seit mehr als zwei Jahrzehnten in verschiedenen Städten öffentliche Vorlesungen über die Kunst, lange zu leben, gehalten hatte.

Bernhard Münz.

Zur deutschen Volkskunde.

Das Gebiet der Volkskunde weist erfreulicherweise immer wieder neue fleißige Bearbeiter auf und sind es hauptsächlich in ethnographischer Beziehung enger begrenzte Theile dieses Gebiets, die eifrig durchforscht und aus denen uns werthvolle neue Errungenschaften dieser Forschung geboten werden. Andererseits treten auch allgemeiner gehaltene Werke zu Tage, welche für weitere Kreise berechnet die Resultate des schon Bekannten zusammenfassen und von einem bestimmten Gesichtspunkte aus betrachtet, dem Leser zur Belehrung und Anregung vorlegen. Ein solches Buch, das nicht nur etwa zur Weihnachtszeit, sondern überhaupt Beachtung verdient, ist das nachfolgende:

1. Deutsche Weihnachten. Der Weihnachtsfestkreis nach seiner Entstehung, seinen Sitten und Bräuchen deutscher Völker. Allen lieben deutschen Christen dargebracht von Fritz Ortwein. Gotha, F. A. Perthes. 1892. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Der Verfasser, welcher auf christlichem, durchaus aber nicht auf confessionellem Standpunkte steht, hat es unternommen, in diesem Buche, zu dem beifällig aufgenommene Vorträge die Anregung gegeben haben, den Ursprung des Weihnachtsfestes überhaupt, sodann die Entstehung des Geburtstagsfestes Christi sowie die Ausbreitung der Weihnachtsfeier in den deutschen Ländern, den Zusammenhang des alten Julfestes mit dieser Feier und endlich die verschiedenen Sitten, Gebräuche und Uebungen der Deutschen zur Weihnachtszeit darzustellen. Es findet sich in dem anspruchslos auftretenden Büchlein somit zwar nichts Neues, doch hat der Verfasser ganz hübsch und geschickt das vorliegende Material benützt und alles Wichtige und Wissenswerthe seiner Darstellung einverleibt. In den ersten Kapiteln finden wir insbesondere die historischen Nachrichten über das Entstehen der Weihnachtsfeier im Morgenlande und später im Abendlande, sowie über den Einfluß derselben auf deutsche Verhältnisse, indem das Fest der Wintersonnenwende mit der nach christlicher Anschauung üblichen Feier hier zusammenschmolz, wie ja überhaupt nach einer Vorschrift des Papstes Gregor des Großen bei der Einführung christlicher Feste auf heidnischen also auch auf deutschem Gebiete die Gewohnheiten des Volks geschont und die alten festlichen Bräuche jeder neu eingeführten christlichen Feier angepaßt wurden. Der Verfasser schildert nun die in den einzelnen deutschen Gebieten schon in der Adventzeit vorkommenden Uebungen, welche so vielfach die Spuren des alten heidnischen Brauches erkennen lassen, so zunächst die „Weihnachtsumgänge" in Nord- und Süddeutschland und in den deutschen Gauen Oesterreichs, welche besonders reich sind an alten Erinnerungen, er führt uns den Schimmelreiter, den rauhen Clas, den Pelzmärtel, den Knecht Ruprecht, den heiligen Bischof Nikolaus und dessen üblichen unheimlichen Begleiter (Krampus, Klaubauf, Bartel u. s. w.) vor, unter stetem Hinweis auf die mythologischen Beziehungen unserer alten Vorzeit. Auch der Weihnachtsspiele, jenes „wichtigen Stückes alten deutschen Volksthums" gedenkt Herr Ortwein und fügt aus den besten dieser Spiele bezeichnende Proben ein. In dem Kapitel „Deutsche Weihnachten" erhalten wir manche culturgeschichtlich interessante Mittheilung insbesondere über den üblichen Weihnachtsbaum und dessen wahrscheinliche Entstehung, über die Einführung der „Krippe" und über die eigentliche sowol in der Kirche als auch im Hause eingeführte Festfeier. Damit im Zusammenhang stehen die gebotenen Nachrichten über die in mythologisch-archäologischer Beziehung beachtenswerthen Volksanschauungen, betreffend die „Zwölften", und über die Gebräuche am Dreikönigstage, welcher den Weihnachtsfestkreis abschließt. Die Darstellung des Verfassers ist eine schlichte gemeinverständliche, passende Lieder und Dichtungen, welche das besprochene Fest und dessen schöne Bedeutung betreffen, sind dem Buche eingestreut, das sich als eine belehrende Lektüre für die deutsche Familie empfiehlt. Die sinnige Bedeutung so manchen alten Brauchs wird dem Leser daraus klar und verständlich werden.

2. Sagen Niederösterreichs. Gesammelt, erzählt und erläutert von Willibald L. Leeb. Erster Band. Mit einer Einleitung von K. Landsteiner und 8 Textillustrationen. Wien, Kirsch. 1892. 8. 2 M. 40 Pf.

Dieses Buch enthält außerordentlich schätzenswerthes Material, welches der kenntnißreiche Verfasser mit Fleiß und Umsicht gesammelt hier vorlegt. Eigenthümlicherweise besaß Niederösterreich bisher noch keine eigentliche Sagensammlung. Diese Lücke ist durch das vorliegende Buch in ganz vortrefflicher Weise ausgefüllt und man kann der Aufmerksamkeit, welche der geistliche Herr — ein solcher ist W. Leeb — seinem Gegenstande zugewendet, nicht genug des Lobes spenden. Er hat es nicht unterlassen, die besten Gewährsmänner, zumeist Leute aus dem Volke, aus dem bäuerlichen Stande oder wieder Herren des geistlichen Standes, die ja in Oesterreich mit dem Landvolke in so inniger Berührung stehen, zu Rathe zu ziehen. Neben dem von ihm selbst aus dem Volke Geholten waren es diese Persönlichkeiten, welche zur Vervollkommnung der wichtigen Sammlung beitrugen. Aber der Sammler hat noch mehr gethan, er hat wichtige Erklärungen mythologisch-historischen und topographischen Inhalts sowie Vergleiche mit den Volkssagen anderer Gebiete in schätzenswerther Weise beigefügt, wie weit er diese Vergleiche ausgedehnt, zeigt das reichhaltige Citatenverzeichniß S. 11—14. Dieses hätte sich noch vermehren lassen, aber der Verfasser selbst entschuldigt sich am besten in dem Satze des Vorworts: „Leider gestattete mir meine Bibliothekenferne nicht, die gesammte maßgebende Literatur der deutschen Sagenforschung nach Wunsch auszuholen." Trotzdem sind mitunter sehr selten werthvolle Werke in dem erwähnten Verzeichniß ent-

halten und nichts Wichtiges erscheint darin übergangen. In den erwähnten Erläuterungen wird auf die Beziehungen der Sagen zu unserer altdeutschen Mythologie häufig hingewiesen, auch die gelehrten theologischen Kenntnisse des Herrn Verfassers kommen ihnen trefflich zu statten. Uebrigens behandelt dieser Band nicht nur die Sagen im engern Sinne des Worts, sondern wir werden mit abergläubischen Volksüberlieferungen, volksthümlichen Uebungen, Gebräuchen u. dgl. ebenfalls bekannt gemacht; damit ist die Bedeutung des Buchs für den Forscher auf dem Gebiete der Volkskunde in noch helleres Licht gestellt. Der Culturhistoriker, der Germanist, sie haben hier eine reiche schöne Stoffsammlung. Gegen 200 Sagen sind in diesem ersten Bande enthalten, der Autor hat sie gruppirt unter die Ueberschriften: „Mythen, Geister- und Zaubersagen"; „Historische Sagen"; „Fromme Sagen"; „Märchen und Schwänke", und noch einen „poetischen Anhang" beigefügt, in welchem hübsche poetische Bearbeitungen (des Verfassers selbst?) bemerkenswerther Sagen geboten sind. Die Abtheilung „Märchen und Schwänke" ist an sich schon von Bedeutung, wenn sie auch vorläufig nur elf Nummern enthält. Aber manche diese Nummern weisen uns die Verbindung mit dem Märchenschatze unserer deutschen Lande überhaupt erst nach; Volksschwänke, die ja oft so bezeichnend das Denken und Treiben des Volks erhellen, gelangen leider heutzutage nur in seltenen Fällen an die Oeffentlichkeit. Eine Einleitung Karl Landsteiner's ist dem Werke vorgesetzt, welche mit dem Satze schließt: „So sei denn diese verdienstliche Arbeit allen Freunden der niederösterreichischen Landeskunde und des weitern allen Kennern deutschen Volksglaubens bestens empfohlen." Wir können nichts anderes als diese Worte vollinhaltlich unterschreiben und den Wunsch beifügen, daß recht bald der Verfasser, oder Herausgeber das Material zu einem zweiten Bande beisammen hätte und diesen uns nicht zu lange vorenthalten wolle.

3. Deutsche Volkslieder. In Niederhessen aus dem Munde des Volks gesammelt, mit einfacher Klavierbegleitung, geschichtlichen und vergleichenden Anmerkungen herausgegeben von Johann Lewalter. Drittes Heft. Hamburg, Fritzsche. 1892. 12. 1 M.

Daß sich auch das deutsche Volkslied fortwährend aufmerksamer Pflege erfreut, davon gibt dieses dritte Heft der von J. Lewalter herausgegebenen hessischen volksthümlichen Lieder das beste Zeugniß. Auf die früher erschienenen zwei Hefte wurde an dieser Stelle schon vor einiger Zeit aufmerksam gemacht. Der Herausgeber ist auch in dieser dritten Sammlung sorgfältig und genau zu Werke gegangen. Er bietet diesmal vierundvierzig Lieder und Liedchen, von welchen die meisten mit Liedern aus andern deutschen Gebieten in einen gewissen Zusammenhang gebracht werden können. Einige werthvolle Volksballaden und mehrere Soldatenlieder finden sich darunter. Große Beachtung verdienen auch die Kinderlieder, welche zumeist mit Kinderspielen in Verbindung stehen, die zu beschreiben Herr Lewalter nicht unterlassen hat. Ueberhaupt sind Erläuterungen und Vergleiche mit andern deutschen Volksliedern beigefügt. Wenn wir in letzterer Beziehung etwas bemerken dürfen, so wäre es der Umstand, daß in den Sammlungen, die zum Vergleiche herbeigezogen sind, jene der deutsch-österreichischen Gebiete fehlen, diese also dem Herausgeber nicht zur Verfügung gestanden haben dürften. Es hätte sich mit den Liedern dieser Sammlungen noch manche Parallele ergeben. Dies übrigens nur nebenbei. Ein außerordentlicher Vorzug auch dieses Heftes ist es, daß von dem musikkundigen Sammler auch die Originalmelodien dieser hübschen Lieder sogar mit einfacher Klavierbegleitung versehen beigefügt worden sind. Man kann auch von diesem so dankenswerthen wichtigen Unternehmen das Erscheinen weiterer Hefte im Interesse des deutschen Volksgesangs wünschen.

Anton Schlossar.

Feuilleton.

Mit der vierten Lieferung ist die „Geschichte der Philosophie" von W. Windelband, Professor an der Universität Straßburg (Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr), beendet. Ihr Charakter ist auf alle Fälle ein eigenthümlicher. Man kann die Beherrschung des Stoffs durch große und einheitliche Aussichtspunkte vermissen, welche außerhalb des bloßen Kampfes und des Fortspinnens der Schulmeinungen der einzelnen Systeme liegen. Es ist überall noch ein Problem, wie die Geschichte der Philosophie im ganzen und großen nach ihrer innern Ordnung und ihrem Zusammenhang mit allem sonstigen Cultur- und Geistesleben aufgefaßt und beschrieben werden soll. Wir wissen ja noch nicht, was aus der ganzen bisherigen Entwickelung der Philosophie weiterhin werden wird, und wenn zur Zeit wenigstens die Geschichte der alten Philosophie als eine abgeschlossene Einheit und Reihe von Erscheinungen vor uns liegt, so kann dagegen von unserer eigenen oder neuern Geschichte der Philosophie das Gleiche noch durchaus nicht gesagt oder angenommen werden. Sind wir mit Hegel, Schopenhauer u. s. w. wirklich zu einem abschließenden Ziel und Ende, so wie das Alterthum etwa mit Aristoteles oder auch den Neuplatonikern, gelangt? Das ganze Bestehen und die eigentliche Wahrheit der Philosophie ist für uns zur Zeit noch ein dunkles und ungelöstes Problem, und es wird erst die weitere Zukunft auf dieses alles eine richtige und genügende Antwort geben können.

— „Wider unsern Erzfeind. Aussprüche derer, die ihn erkannt. Von Hermann Blocher" (Basel, A. Geering, 1892). Seit Joseph Livesay's segensreichem Wirken hat das System der völligen Enthaltsamkeit von dem Genuß alkoholischer Getränke innerhalb und außerhalb Europas mit jedem Jahre zahlreichere Anhänger gefunden und zwingt bereits Regierungen und Volksvertretungen, auf seine Forderungen Rücksicht zu nehmen. Wie verbreitet die Schar der ihm unbedingt Zustimmenden ist, zeigt unsere Schrift. Und es sind keineswegs nur Staatsmänner, Physiologen, Mediciner, Leiter von Irren- und Strafanstalten, Volkswirthschaftler, Theologen, Juristen, die uns mit ihren längern oder kürzern Aus-

sprüchen über die Sache hier begegnen, sondern auch Künstler, Dramatiker, Schriftsteller, Philosophen, Linguisten in stattlicher Zahl. Und sie alle sprechen sich ohne Meinungsverschiedenheit dahin aus, daß die allgemeine Volkswohlfahrt die allgemeine Mobilmachung gegen den Erbfeind, den Alkohol, fordere, soll unser Volk nicht zu Grunde gehen. Die Physiologen und Mediciner erklären, daß eine Messerspitze voll Mehl oder Käse mehr Nährwerth enthalte als ein Dutzend Glas bairischen Bieres; die Volkswirthschaftler, daß bei einem täglichen Biergenuß für 30 Pf. eine Altersrente bis zu 1500 M. vertrunken werde; die Juristen und Statistiker, daß von sämmtlichen Vergehen nahezu die Hälfte auf Rechnung der Trunkenheit zu setzen seien; die Leiter von Irrenanstalten, daß auf 100 Blödsinnige mindestens ein Viertheil durch Schnaps oder Bier zu Grunde Gerichteter komme; die Staatsmänner, daß bei dem jetzigen Zustand die Regierungen für Unterhaltung der Rechts-, Armen- und Gefängnißverwaltung das Doppelte und Dreifache mehr zahlen, als wenn sie auf die gesammten Alkoholsteuern verzichteten. Die Regierungen allein thun es aber auch nicht, wie uns der nordamerikanische Unionsstaat Maine zeigt, in welchem seit Jahren schon der Verkauf alkoholhaltiger Getränke gesetzlich verboten ist. Ohne eine kräftige Unterstützung durch die Masse des Volks selbst, namentlich der Gebildeten, müssen die gesetzlichen Vorschriften wirkungslos bleiben. Darum — Krieg dem Alkohol, dem Typus aller Nervengifte! Unsere Schrift hat sich in ihrer Anlage Bode's „Alkohol-Album von 1890" zum Muster genommen und diesem manches entlehnt. Das Unternehmen soll allmählich die besten Aussprüche über die Alkoholfrage aus der gesammten Weltliteratur bringen und deshalb fortgesetzt werden.

— Die reife, schmackhafte Frucht einer funfzehnjährigen angestrengten Arbeit liegt uns in dem Handbuche vor: „Die religiöse Volksliteratur der evangelischen Kirche Deutschlands in einem Abriß ihrer Geschichte" von Hermann Beck (Zimmer's „Hausbibliothek der praktischen Theologie", Bd. 10, Abth. d; Gotha, F. A. Perthes, 1892). Der Verfasser mußte seinen reichen, über die Literatur von drei Jahrhunderten ausgedehnten Stoff zwar auf die hervorstechendsten Erscheinungen beschränken, um ihn auf nicht ganz 300 Seiten bewältigen zu können, aber gerade dadurch hat er die Uebersicht und das Festhalten des geschichtlichen Zusammenhangs nicht unwesentlich erleichtert. Beck hat sich durch seine „Erbauungsliteratur der evangelischen Kirche Deutschlands" (2 Bde., Erlangen 1883 fg.) als zuverlässiger Führer auf dem von ihm gewählten Forschungsgebiete einen Namen gemacht; in unserm Werk behandelt er die deutsche religiöse Volksliteratur vom Zeitalter der Reformation bis zur Periode der Aufklärung hin. Ein dem Abschnitt über die Zeit der Orthodoxie beigegebener Anhang ist der religiösen Volksliteratur Englands auf deutschem Boden gewidmet. Daß bei der Verwerthung einer nach vielen Hunderten, ja Tausenden zählenden, oft wenig bekannten, kaum irgendwo noch genannten Büchern und Broschüren eine allen Wünschen genügende Vollständigkeit nicht zu erzielen ist, erscheint selbstverständlich. Nur daß Zinzendorf, Tersteegen, Gellert unberücksichtigt geblieben sind, muß auffallen. Dafür aber sind die reichen bibliothekarischen Nachweisungen, die der Verfasser beibringt, um so dankenswerther, und die auf Hebung längst vergrabener Schätze verwandte Mühe kann nicht hoch genug veranschlagt werden. Leider wird der Genuß des Lesens durch eine unzulässige Menge von Druckfehlern beeinträchtigt. S. 59 muß es z. B. 17. statt 16. Jahrhundert heißen, S. 73 findet sich Diversiorum st. Diversorium, S. 119 Gödecke st. Goedeke, S. 150 Prirau st. Priorau, S. 168 sind die auf die Anmerkungen verweisenden Klammerzahlen bis auf die erste sämmtlich versetzt, S. 172 steht Faneisei und Dreßler st. Fraueisei und Deßler u. a. m.

— Emile Zola's neuester Roman, dessen Erscheinen noch in diesem Jahre bevorsteht, wird den Titel „Lourdes" führen nach dem berühmten französischen Wallfahrtsort. Auch Alphonse Daudet schreibt an einem neuen Roman, betitelt „Soutien de famille".

— Von Paul Heyse, Ernst von Wildenbruch und Frau von Ebner-Eschenbach werden noch in diesem Jahre drei neue Novellen erscheinen. Der Titel des neuesten Heyse'schen Werks ist „In der Geisterstunde", Wildenbruch gibt seiner Novelle den Titel „Aus edlem Blut", Frau Ebner-Eschenbach nennt ihre Dichtung „Glaubenslos".

Bibliographie.

Buchrucker, v., und v. Stählin, Zum ehrenden Andenken des Erlanger Philologen Dr. Ludwig v. Döderlein. Zwei Reden. Leipzig, A. Deichert Nachf. 8. 60 Pf.

Dobler, K. G., Ein neues Weltall. Begründet durch die Erfindung der Kometographen und durch eine vergleichende Astro-Embryologie. Gemeinverständlich bearbeitet von dem Erfinder des Kometographen. Leipzig, W. Friedrich. Gr. 8. 3 M.

Ernst II., Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha, Aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Bearbeitung in 1 Bde. Berlin, Besser. Gr. 8. 10 M.

Fey, C., Der Anteil der Jesuiten an der preußischen Königskrone von 1701. Im Lichte der Geschichte betrachtet. Leipzig, Buchhandlung des Evangelischen Bundes von C. Braun. Gr. 8. 75 Pf.

Ganghofer, L., Fliegender Sommer. Berlin, Verein der Bücherfreunde. 8. 5 M. 50 Pf.

Gemoll, A., Königin Luise. Ein vaterländisches Bühnenspiel. Breslau, E. Wohlfarth. Gr. 8. 1 M.

Grebnella, W., Der Beruf. Studie. Berlin, A. H. Fried u. Comp. 8. 1 M. 50 Pf.

Heermann, T., Ein deutsches Wort an alle Deutschen. Dresden, O. Damm. Gr. 8. 50 Pf.

Jentsch, H., Die prähistorischen Altertümer aus dem Stadt- und Landkreise Guben. Ein Beitrag zur Urgeschichte der Niederlausitz. 5 Abtlgn. in 1 Bde. Guben, A. Koenig. Gr. 4. 4 M.

Knortz, K., Kulturhistorisches aus dem Dollar-Lande. Basel, Schweizerische Verlags-Druckerei. Gr. 8. 2 M.

Kultur- und Literatur-Bilder. Herausgegeben von R. H. Greinz. 1. Hft. Erfurt, Bacmeister. Gr. 8. 80 Pf.

Die moderne Litteratur in biographischen Einzel-Darstellungen. VI. Karl Bleibtreu. Von K. Biesendahl. Leipzig, W. Friedrich. 8. 1 M.

Meichelt, H., Badens Jubeltag. Festspiel. Karlsruhe, Th. Ulrici. Gr. 8. 50 Pf.

Menzel, P., Königin Luise von Preußen. Ein Lebensbild nach Vorträgen. Brieg, Lebek u. Weigmann. 8. 75 Pf.

Müller-Guttenbrunn, A., Dramaturgische Gänge. Dresden, E. Pierson. Gr. 8. 3 M.

Myrberg, O. F., Die biblische Theologie und ihre Gegner. Gütersloh, C. Bertelsmann. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Pfeil, R. Graf v., Erlebnisse eines preußischen Offiziers in russischen Diensten während des türkischen Krieges 1877/78. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte. In Verbindung mit ihrem historischen Institut in Rom herausgegeben von der Görres-Gesellschaft. I. Bd. 1. Tl. Paderborn, F. Schöningh. Lex.-8. 7 M. 40 Pf.

Rüegg, A., Die neutestamentliche Textkritik seit Lachmann. Ein Versuch zur Orientierung. Zürich, Artistisches Institut Orell Füßli, Verl. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Sach, A., Der Ursprung der Stadt Hadersleben und das Stadtrecht Herzog Waldemars IV. vom Jahre 1292. Mit einer Ansicht der alten Stadt und 6 Siegelabdrucken. Hadersleben, J. Dreesen. Lex.-8. 2 M.

Schreiber, P., Falbs kritische Tage und die Regenbeobachtungen in Sachsen. Chemnitz, M. Bülz. Gr. 8. 60 Pf.

Schwarze, T., Elektrizität und Schwerkraft im Lichte einheitlicher Naturanschauung. Berlin, Polytechnische Buchhandlung A. Seydel. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Siecke, E, Die Liebesgeschichte des Himmels. Untersuchungen zur indogermanischen Sagenkunde. Strassburg i. E., K. J. Trübner. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Ein Tag in socialistisch Utopien. Schauspiel von Z. Dresden, E. Pierson. Gr. 8. 1 M.

Witzleben, F. v., Der Hypnotiseur. Schwank. Rathenow, M. Babenzien. Gr. 8. 2 M.

Wolf, J., System der Sozialpolitik. 1. Bd.: Sozialismus und kapitalistische Gesellschaftsordnung. Kritische Würdigung beider als Grundlegung einer Sozialpolitik. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. Gr. 8. 12 M.

Zimmermann, G. A., Deutsch in Amerika. Beiträge zur Geschichte der deutsch-amerikanischen Litteratur. Biographien der deutsch-amerikanischen Dichter, nebst Auswahl ihrer Dichtungen. I. Episch-lyrische Poesie. Herausgegeben vom „Germania Männerchor" in Chicago. Chicago, Ackermann u. Eyller. Lex.-8. 10 M.

Zur Lebensweise unserer Zeit. Wie und wodurch lebt der Mensch gesund, hat guten Bestand und frohe Zukunft, und wie kann er solches am besten und billigsten erhalten? Von einem Dorfbewohner. Wiesbaden, R. Bechtold u. Comp. 8. 75 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Yeast, ein Problem,

oder

Was Herr Lancelot Smith dachte, sprach und that.

Roman von

Charles Kingsley.

Aus dem Englischen übersetzt von **P. Spangenberg.**

Mit einer Einführung von Professor **Dr. Richard Wülker.**

Zweite Auflage. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Dieser zum ersten male ins Deutsche übersetzte Roman Kingsley's hat seiner Vorzüge wegen so freundliche Aufnahme gefunden, daß bald die zweite Auflage nöthig geworden ist. Mit Shakespeare'scher Energie zeichnet der Verfasser Gestalten aus den verschiedensten Gesellschaftskreisen des heutigen England; seine Seelengemälde sind von höchster psychologischer Feinheit. Insbesondere den zahlreichen Freunden von Kingsley's Roman „Alton Locke" wird „Yeast" willkommen sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Kampfmittel zur See.

Schiffe, Fahrzeuge, Waffen, Hafensperren.

Von

B. von Werner,

Contreadmiral a. D.

Mit 93 Abbildungen. 8. Geh. 3 M.

Dem Wunsche des Publikums, mehr von dem Material, den Construetionen, den Schutz- und Kampfmitteln der Marine kennen zu lernen, kommt das vorliegende Werkchen in bester und dankenswerther Weise entgegen. 93 Abbildungen aller Art, darunter eine große Zahl solcher der verschiedensten charakteristischen Schiffstypen, erleichtern das Verständniß des durchaus gemeinfaßlich und sehr anregend geschriebenen Buchs, welchem man nur zum Nutzen unserer Marine und zur Mehrung des Verständnisses ihrer hohen Bedeutung für die Sicherung aller mit maritimen Beziehungen zusammenhängender vaterländischer Interessen die weiteste Verbreitung in Laienkreisen wünschen kann!

Neue Preußische (Kreuz-)Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Heinrich Schliemann's Selbstbiographie.

Bis zu seinem Tode vervollständigt.

Herausgegeben von **Sophie Schliemann.**

Mit einem Porträt in Heliogravüre und 10 Abbildungen.

8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Eine Einzelausgabe der sehr interessanten und charakteristischen Selbstbiographie des berühmten Entdeckers von Troja, welche allen, die über seinen merkwürdigen Lebensgang und seine erfolgreiche Thätigkeit Näheres zu wissen wünschen, sehr willkommen sein wird.

Ein neues Bildniss Schliemann's in Heliogravüre und Abbildungen der Hauptstätten seiner Wirksamkeit (Troja, Mykenae, Tiryns) schmücken das Werk.

„Diese Lebensbeschreibung des grossen Wiedererweckers der homerischen Kultur sollte in keinem gebildeten Hause fehlen." Berliner Tageblatt.

Thätige, ren. **Buchhandl.** sucht noch mit ein. **Autoren** in Verb. zu treten. Adr. **A. Mann, Leipzig,** Czermaks Garten 7 II.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Willenswelt und Weltwille.

Studien und Ideen zu einer Weltanschauung.

Von **Dr. Karl Peters.**

8. Geh. 8 M.

Von Kant und Schopenhauer ausgehend, führt der Verfasser, der bekannte Reichscommissar für Deutsch-Ostafrika, die verschiedenen Richtungen der neuesten Philosophie und deren Hauptvertreter in kritischer Beleuchtung vor, um im Anschluß daran seine eigene positive Weltanschauung darzulegen. Das warm, anregend und faßlich geschriebene Werk wendet sich nicht blos an die Philosophen, sondern an jeden Gebildeten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lorin.

Roman in drei Theilen

von

Graf P. A. Walujew.

Vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe.

Zweite Auflage.

Drei Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. 8 M.

Ein frappantes Lebens- und Sittenbild aus der Hauptstadt des russischen Reichs.

Die zweite Auflage ist im Preise wesentlich ermäßigt worden (früher geh. 18 M., geb. 21 M.).

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

1812.

Ein historischer Roman

von

Ludwig Rellstab.

Sechste Auflage. 4 Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. in 2 Bänden 8 M.

Dieser historische Roman, in dem die großen Ereignisse des Jahres 1812, namentlich der russische Feldzug und der Brand von Moskau, den Hintergrund einer äußerst spannenden Handlung bilden, gehört zu den besten deutschen Werken seiner Art.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gerstäcker. Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer. 9. Aufl. Mit Illustrationen. 8. Geh. 1 M. Cart. 1 M. 20 Pf.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 37. — 15. September 1892.

Inhalt: Der Materialismus und die Gegenwart. Von Max Groeben. — Neues von Adolf Wilbrandt. Von Benno Rüttenauer. — Schwierige Lyrik. Von Richard Weitbrecht. — Aus dem Goethe-Hause. Von Karl Heinemann. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Der Materialismus und die Gegenwart.

Etwas mehr als ein Menschenalter ist jetzt seit der Zeit verflossen, da in Deutschland, dem Lande des Idealismus, bei dem Volke der Träumer und Denker, zum Erstaunen vieler der Materialismus seine Triumphe feierte. Nicht hier und da tauchte er damals als eine unter den vielen sich bekämpfenden philosophischen Lehrmeinungen auf, sondern er stand eine geraume Zeit entschieden im Vordergrunde des öffentlichen Interesses, er hatte vor allem schon damals eine ausgebreitete Popularität für sich. Heute indessen kann kein Zweifel mehr darüber sein, daß der Materialismus um die Mitte unseres Jahrhunderts wie fast zu allen Zeiten wesentlich eine negative Mission zu erfüllen hatte, welche durch den historischen Fortschritt bedingt war. An seinen eigenen Consequenzen wie an den Grundsätzen, welche namentlich die mächtig aufblühenden Naturwissenschaften ihm entgegengestellt hatten, war der überfliegende Idealismus der nachkantischen Speculation gescheitert; aber um dieses Scheitern zum scharfen Ausdruck zu bringen, konnte sein nächster Erbe zunächst nicht ein gesunder Realidealismus sein, wie er sich nachher allmählich Bahn gebrochen hat, sondern der extremste Materialismus, der nicht minder in phantastischen Ausschweifungen sich erging, als es die Romantik der Begriffe nur je gethan hatte. Nichts ist wahrhaft wirklich als der Geist, so hatten Hegel und seine Anhänger gelehrt. Es gibt nichts Reales, so lautete die Antithese der dogmatischen Materialisten, als materielle Atome, die sich nach mechanischen Gesetzen stoßen und drängen, sich verbinden und wieder trennen. Das eine mal, so lautet ein paradoxer Ausspruch Büchner's, kommen diese Atome zusammen und beißen als Wanzen, und einander mal in anderer Verbindung dichten sie „Romeo und Julie". Das sind zwei verschiedene Effecte, aber beide haben im Grunde die nämliche Ursache, die Verbindung und Mischung materieller Atome. Und Karl Vogt, ein anderer Vorkämpfer dieses Materialismus, that den berühmt oder berüchtigt gewordenen Ausspruch, daß die Gedanken sich zum Gehirn nicht anders verhielten als die Galle zur Leber.

Dieser extreme Materialismus gehört heute nach seiner rein wissenschaftlichen oder streng philosophischen Bedeutung bereits zu den historischen Erscheinungen. Eine Zeit lang konnte er, begünstigt durch den ungeahnten Aufschwung der Naturwissenschaften, durch den Einfluß des Darwinismus, vor allem auch durch die Erschlaffung des philosophischen Denkens und die allgemeine Hinwendung zu den materiellen Lebensinteressen, eine große Rolle im deutschen Geistesleben spielen. Aber nachdem der erste Nüchternheitsrausch, möchte man fast sagen, verflogen war, erkannte man sehr bald, daß dieser Materialismus die alleroberflächlichste und zugleich die allerwiderspruchsvollste Lösung des Welträthsels darstellte. Gerade auf seiten denkender Naturforscher erhob sich am ersten und am nachdrücklichsten der lebhafteste Widerspruch gegen diese Philosophie, welche keine Frage wahrhaft löste, aber viele in Verwirrung brachte. Manche von ihnen begnügten sich und begnügen sich noch heute mit dem ignorabimus Dubois-Reymond's, andere aber, und unter ihnen befinden sich Männer wie Helmholtz, Wundt u. a., weisen die schwierigen Fragen, die die Materialisten im Handumdrehen lösen wollten, der stetigen Arbeit der Philosophie und namentlich der Erkenntnißtheorie zu. Nur einen positiven Nutzen für den Fortgang der wissenschaftlichen Forschung hat unzweifelhaft gerade die letzte materialistische Bewegung der fünfziger Jahre gestiftet, die Einsicht nämlich, daß die Naturwissenschaften kein anderes Erklärungsprincip als das rein materialistische gelten lassen dürfen. Denn die Erfahrung hat mit hinreichender Sicherheit und Deutlichkeit gelehrt, auf welche Abwege sie gerathen, wenn sie vorzeitig geistige Erscheinungen zur Erklärung körperlicher zu Hülfe rufen. Der Naturforscher soll kein Materialist sein, er soll sich stets bewußt bleiben, daß die Phänomene, mit denen er es zu thun hat, schließlich bis zu einem Punkte

führen, der für eine rein mechanisch-materialistische Behandlungsweise nicht mehr zugänglich ist, sondern andere Principien zu seiner Erklärung erfordert. Aber diesen Punkt eben soll er bis zur äußersten Grenze hinausschieben und nirgendwo verzweifeln, daß es ihm nicht schließlich doch gelingen wird, auch die verwickeltsten Erscheinungen aus rein mechanischer Bewegung materieller Atome herzuleiten. Nichts würde den Fortschritt der Naturwissenschaften z. B. mehr aufhalten, als wenn man auch heute noch die Seele als eine Art besondern Körper in den Menschen hineinpraktieirte und nun diesem undefinirbaren Etwas alles das in die Schuhe schöbe, zu dessen materieller Erklärung man sich außer Stande sieht.

So oft ein solcher Spiritualismus sich in den Naturwissenschaften hervordrängen wird, wird man den entgegengesetzten materialistischen Standpunkt als eine wahre Wohlthat empfinden. Dagegen leistet dieser wiederum nichts für die philosophischen Fragen: nach dieser Richtung hin ist er denn gegenwärtig auch fast überall in den Wissenschaften fallen gelassen worden und nur hin und wieder mag sich zu ihm noch ein einseitiger, über die Grenzen seines Gebiets nicht hinausblickender „Naturforscher" bekennen, dessen philosophische Lektüre bei Büchner's „Kraft und Stoff" vielleicht schon während der Primanerzeit frühzeitig stehen geblieben ist.

So wenig Ansehen aber auch der Materialismus heute noch in der Wissenschaft, ja überhaupt bei allen höher Gebildeten besitzt, eine um so größere Rolle spielt er gerade gegenwärtig in den Vorstellungskreisen der untern Volksschichten, so weit sie überhaupt von der Aufklärung unserer Zeit berührt worden sind. Es geht mit manchen Anschauungen wie mit bestimmten Gewohnheiten oder selbst Kleidermoden: eine Zeit lang sind sie herrschend in den obern Volksschichten, dann dringen sie, während hier schon entgegensetzte Anschauungen Platz gegriffen haben, zu den untern durch und werden erst so, indem sie gemein werden, reif zum völligen Verschwinden. Vielleicht darf man dies also auch in Bezug auf den Materialismus schon von einer nahen Zukunft erwarten. Denn während bei den höher Gebildeten der Materialismus bereits auf fast allen Gebieten überwunden und beseitigt ist, so sehr sogar, daß selbst verschiedene Arten des Occultismus, sei es nun der Spiritismus oder religiöse und philosophische Mystik, bereits ein hohes Ansehen genießen, so hat er erst seit kurzer Zeit — etwa seit zwei Jahrzehnten — von den der Aufklärung zugewandten untern Volksschichten, namentlich von den socialdemokratischen Arbeitermassen Besitz ergriffen. Ja man kann selbst sagen, daß der Materialismus hier beim vierten Stande nicht ausschließlich, aber doch vornehmlich der Träger der Aufklärung ist, in ähnlicher Weise wie er es im 18. Jahrhundert beim dritten Stande war. Das darf um so weniger Verwunderung erregen, als ja die nationalökonomischen Dogmen der Marxistischen Schule, die in den socialdemokratischen Arbeitermassen die herrschenden sind, eine im wesentlichen materialistische Grundlage haben. Durch diese wird gelehrt, daß der Mensch auch in seinen höchsten geistigen Lebensäußerungen abhängig ist von der äußern ökonomischen Lage, in der er sich befindet, bei der namentlich die Beschaffenheit des Klimas und der Nahrung von großer Bedeutung sind. Nichts liegt also näher als die weitergehende Schlußfolgerung, daß überhaupt alles Geistige nur eine secundäre, unselbständige Folgeerscheinung rein körperlicher Vorgänge sei.

Begünstigt wird dieser populäre Materialismus aber vor allem durch die allen Kreisen zugänglichen Ergebnisse der modernen Naturwissenschaften und durch die sinnfälligen gewaltigen Fortschritte der Technik in unserer Zeit, welche jedem im praktischen Leben nahe treten und in ihrer Bedeutung einleuchtend werden können. In zahllosen Kanälen dringen diese Ergebnisse moderner Naturerkenntniß in die breiten Massen und verleiten hier, wo die Behutsamkeit des Forschers kein Gegengewicht mehr bietet, nur zu leicht zu den materialistischen Schlußfolgerungen, die schon jenem sehr nahe liegen. Namentlich sind dies gewisse Ergebnisse der modernen Gehirnphysiologie. Man hat gefunden, daß bestimmte geistige Erscheinungen an bestimmte Gehirntheile als ihre Functionen gebunden sind und daß es in einzelnen Fällen gelingt, diese zu beseitigen, indem man jene herausnimmt, ohne daß doch andere geistige Funetionen dadurch an ihrem Fortbestehen behindert würden. Darauf wird dann die oberflächliche und unlogische Folgerung gestützt, daß jenes geistige Geschehen, namentlich das Denken, nichts anderes sei als ein bestimmter Effect, der sich aus der Verbindung und Trennung materieller Gehirnatome von selbst ergebe. Das ist derselbe falsche Schluß — die Verwechselung von Bedingung und wirkender Ursache —, dessen man sich etwa bei der Argumentation schuldig macht: Wenn ein Rädchen in einer Uhr verletzt ist, so hört diese auf zu schlagen, folglich schlug das Rädchen die Stunden; oder um ein noch drastischeres Beispiel zu nehmen: Ohne Feder und Tinte hätte Goethe nie seinen „Faust" schreiben können, folglich haben Feder und Tinte den „Faust" hervorgebracht.

Psychologisch freilich ist nun dieser oberflächliche Materialismus in den halbgebildeten untern Volksschichten ebenso leicht zu erklären, als seine Trugschlüsse und Ungereimtheiten durchschaut werden können. Dem naiven Menschen ist eben das Körperliche, das er mit seinen Sinnen wahrnimmt, weit faßbarer und näherliegender als die geistigen Erscheinungen, die man denken muß oder sich doch nur vorstellen, nicht sehen und fühlen kann, zu deren bloßer Innewerdung es jedesmal zum mindesten einer gewissen Concentration des Bewußtseins bedarf. Und so kommt schon seinem natürlichen Hange die Aufforderung entgegen, das Geistige, welches er nur mühsam in seiner Eigenart festhält, namentlich da, wo es sich um complicirtere Erscheinungen handelt, dieses Geistige sich in körperliche, sinnlich faßbare Vorgänge zurückzuübersetzen.

Wer Gelegenheit gehabt hat, die materialistischen Gedankenkreise namentlich in der socialdemokratischen Arbeiter-

bevölkerung näher kennen zu lernen, der bemerkt hier sehr bald eine überraschende Aehnlichkeit mit der seichten, dogmatischen Aufklärung des 18. Jahrhunderts, die diesen schönen Namen leider seither in so üblen Ruf gebracht hat. Jede echte Aufklärung kennzeichnet sich besonders dadurch, daß sie geneigt ist, in Bezug auf die höchsten Fragen der Welt und des Lebens allen abweichenden Meinungen gegenüber, sofern sie nur auf wirkliche Ueberzeugung gegründet sind, die größtmögliche Toleranz zu üben, auch in ihnen mehr den Wahrheitskern als das Falsche zu entdecken, überhaupt in allen diesen Dingen, wie Lessing, der größte Vertreter echter Aufklärung, es so schön ausspricht, mehr auf das unaufhörliche Streben nach Wahrheit als auf den Besitz dieser selbst, die doch nie ganz erreicht werden könne, Werth zu legen. Ganz im Gegensatze hierzu stehen die materialistischen Aufklärer, wie sie sich besonders unter den Socialdemokraten zahlreich finden, allen abweichenden Ueberzeugungen mit Geringschätzung, wenn nicht mit Spott und Hohn gegenüber. Wie die nationalökonomischen Lehren, auf denen die Idee des socialistischen Zukunftsstaats beruht, so sind auch diese materialistischen Lehren, welche das Fundament ihrer mehr oder weniger klaren und gefestigten Welt- und Lebensanschauung ausmachen, nichts anderes als Dogmen — wenigstens in weitaus den meisten Fällen —, an denen man mit nicht geringerer Starrheit festhält als die Gläubigen an den Satzungen ihrer Kirche. So wie dieser den Andersdenkenden mit dem Worte Ketzer oder Atheist und Ungläubiger von vornherein bezeichnet, so jener mit dem Worte Obscurant, Aufklärungsfeind, oder im mildesten Falle unmodern. Ein Zweifel an diesen Ueberzeugungen kommt diesem so wenig in den Sinn, als dem naiven Gläubigen, der kein Bewußtsein davon hat, mit welchen gewaltigen Schwierigkeiten die Lösung all der Fragen über Gott, Sünde, Erlösung, Menschendasein und Menschenwerth umgeben ist, deren Lösung er von seiner Kirche mit unbedingtem Vertrauen hinnimmt.

Es ist klar, daß dieser dogmatische Materialismus nicht innerhalb des Theoretischen stehen bleibt, sondern auch praktische Consequenzen nach der Seite der Ethik hin nach sich zieht. Man wird zwar zugestehen dürfen, daß auch mit der materialistischen Weltanschauung sehr wohl Idealismus der Gesinnung und der That sich verbinden kann und oft sich verbunden zeigt — man denke nur an Männer wie Dav. Friedr. Strauß, Ueberweg, Czolbe u. a. —, um von den Namen aus dem Alterthum wie Demokrit, Epikur, Lucrez u. s. w. ganz zu schweigen. Insofern also ist es ein thörichtes Gerede pfäffischer Eiferer, wenn das Wort materialistisch mit unsittlich oder — was in dem Jargon dieser Leute gleichbedeutend ist — mit atheistisch identificirt wird. So viel aber wird man einräumen müssen, daß von dem theoretischen zum praktischen Materialismus nur ein sehr kleiner Schritt ist. Ganz besonders naheliegend ist aber diese Consequenz für die, welche, wie es bei der überwiegenden Mehrzahl unserer socialdemokratischen Aufklärer der Fall ist, den Materialismus nicht innerlich durchdringen, als freie, selbstgeprüfte Ueberzeugung sich aneignen, sondern von außen her als ein festes Dogma aufnehmen; denn nichts befördert die blinde Consequenzmacherei mehr als solche äußerliche Aufnahme von Lehrmeinungen, während die sorgsame Prüfung durch eigenes Denken auch nach jener Seite hin immer vorsichtig machen wird.

Sieht man aber auch hiervon zunächst noch ab, so liegt schon in der bloßen Thatsache, daß die aufgeklärte Bevölkerung der untern Klassen von einem solchen Dogma des Materialismus größtentheils beherrscht wird, eine Gefahr für die Zukunft, mindestens aber ein bedenkliches Hinderniß für den zukünftigen Fortschritt. Ueberzeugungen, die man durch freie, wenn auch oft noch so mangelhafte Prüfung gewonnen hat, unterliegen immer einer langsamen, stetig fortschreitenden Umwandlung; dagegen findet man nichts häufiger, als daß ein Dogma leicht verlassen wird, und gerade das entgegengesetzte an dessen Stelle tritt. So könnte auch bei den untern Volksschichten leicht das eintreten, was sich bei den Höhergebildeten schon jetzt nicht selten bemerkbar macht: daß eine Uebersättigung an den materialistischen Dogmen eintritt und nun das Entgegengesetzte ergriffen wird, hier also namentlich der kirchliche Dogmatismus oder der Occultismus in seinen verschiedenen Formen.

Um dieser Gefahr zu begegnen, ist es unbedingt erforderlich, daß den nach Aufklärung verlangenden untern Volksschichten die höher Gebildeten zu Hülfe zu kommen suchen, indem man, an die bereits vorhandenen Anschauungen anknüpfend, die rohe dogmatische Aufklärung durch die echte zu ersetzen sucht, welche auf freier Einsicht beruht. Hier eröffnet sich für eine populäre Propaganda, — zu der ja schon verschiedentlich ein Anfang gemacht worden ist, — ein schönes, weites Feld, und der Erfolg wird dabei um so weniger ausbleiben können, als gerade der praktische Idealismus, der in den Arbeiterschichten vorhanden ist, zahlreiche Anknüpfungspunkte bietet und glücklicherweise auch nur ein Theil derselben, wenn auch ein sehr bedeutender, von dem materialistischen Dogma beherrscht wird. Alles wird bei dieser Propaganda darauf ankommen, daß man jenen Kreisen nicht — wie es leider vielfach schon geschehen ist —, nachdem man sie kaum vom materialistischen Vorurtheil befreit hat, von neuem nach der entgegengesetzten Seite hin dogmatische Fesseln anzulegen sucht, sondern sie empfänglich macht für eine allseitige, unbefangene Würdigung der großen Schwierigkeiten, welche die Lösung der letzten Probleme des Daseins umgibt und sie deshalb vor allem Toleranz lehrt gegen alle Anschauungen über diese Dinge, die auf echter Ueberzeugung beruhen. Erst wenn dies geschehen ist, darf man hoffen, auf dem solchermaßen urbar gemachten geistigen Boden auch positive Früchte reifen zu sehen; dann ist es an der Zeit, bestimmte idealistische Ueberzeugungen in ihn einzupflanzen. Hier liegt eine wichtige folgenreiche Cultur-

mission vor, an der sich zu betheiligen allen Höhergebildeten, die zugleich wahre Volksfreunde sind, eine ernste Pflicht sein sollte, und es wäre nicht der am geringsten anzuschlagende Gewinn, wenn es auf diese Weise gelänge, auch die nationalökonomischen Dogmen des Materialismus, durch welche die socialistische Propaganda gespeist wird, allmählich zu beseitigen.

An der Lösung dieser Aufgabe nach einer bestimmten Richtung hin zu arbeiten ist ein vor kurzem erschienenes, von uns schon früher (Nr. 5 d. Bl.) gewürdigtes und besprochenes Unternehmen bestimmt, das zu den vorstehenden Betrachtungen angeregt hat und auf welches in diesem Zusammenhange nochmals hingewiesen sein mag. Es sind hier eine Reihe kleinerer populärer Schriften gesammelt worden, die, verschiedene Gebiete des Lebens, der Wissenschaft und Kunst behandelnd, alle in der gemeinsamen Bekämpfung des Materialismus zusammentreffen.*) In dem ersten Heft behandelt Carriere das Thema „Materialismus und Aesthetik", das zweite bringt „Gedanken eines Arbeiters über Gott und Welt" von G. Buhr, in dem dritten bespricht Ola Hansson den „Materialismus in der Literatur".

Max Groeben.

*) Gegen den Materialismus. Gemeinfaßliche Flugschriften. Unter Mitwirkung von M. Carriere, C. du Prel, C. Gerster, O. Hansson, O. von Leixner, A. Ullrich herausgegeben von Hans Schmidkunz. Stuttgart, C. Krabbe. 1892. Lex.-8. In Heften zu 75 Pf.

Neues von Adolf Wilbrandt.

Hermann Ifinger. Roman von A. Wilbrandt. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1892. 8. 4 M.

Das Literaturjahr 1892 hat einen eigenen und merkwürdigen Charakter. Zwei Erscheinungen bestimmen ihn. Die eine ist vor allem auffallend: das fast gänzliche Verstummen innerhalb der neuen, der realistischen Schule. Die vor einem Jahrzehnt den Mund so voll genommen, mit großen Wörtern und großen Versprechungen, sie schweigen heute fast kleinlaut, und während eine parallele Bewegung auf dem Gebiete der bildenden Kunst, der Malerei insbesondere, sich von Tag zu Tag mehr Achtung und Erfolg gewinnt, scheinen in der Literatur alle so verheißungsvollen Strömungen im Sand verlaufen zu wollen.

Gerade die ehemals lautesten Propheten des neuen Evangeliums sind am stillsten geworden. Der eine läßt seine Isar nicht weiter rauschen, so bedeutende Erwartungen er einst damit erweckt hat, und der andere, der Literaturrevolutionär kat' exochen, verbohrt sich gar immer mehr in fachwissenschaftliche strategische Theorien und kommt sich dabei offenbar wunder wie wichtig vor.

Fragt man nach der Ursache dieser Erscheinung, so sind die Betheiligten nicht um die Antwort verlegen; sie lautet: die unüberwindliche Theilnahmlosigkeit der Nation. Und diese ist allerdings an sich eine Thatsache. Nur ein Blinder oder Böswilliger kann sie leugnen. Und es ist auch Thatsache, daß die jüngere Generation der Schriftsteller darunter noch empfindlicher zu leiden hat als die ältere, sozusagen eingesessene — schon deswegen, weil das Publikum, das in Deutschland fast einzig deutsche Bücher liest, sich derartig zusammensetzt, daß auch ein nur halbwegs kühner Realismus kaum nach seinem Geschmacke sein kann. Man hat den gedachten Schriftstellern den geradezu komischen Vorwurf gemacht, daß sie den Neigungen der Menge, d. h. der lesenden Menge schmeichelten; die Industriellen der Literatur wissen in diesem Punkte doch wol besser Bescheid. Sie haben es die Schriftsteller merken lassen, daß sie Bescheid wissen — bis in ihren Geldbeutel hinein. Ein Geldbeutel aber ist oft etwas sehr Erschöpfliches.

Also Mangel an Theilnahme, Mangel an literarischem Interesse überhaupt und im besondern ist allerdings eine Ursache. Eine andere Frage, ob es die einzige ist. Diese wird kein Unbefangener bejahen. Die Betheiligten selber sollten es nicht thun, im eigenen Interesse. Sie sollten lieber ihre eigenen Sünden, die groß sind, als Hauptursache ihres Miserfolgs erkennen lernen: ihr enges Cliquenwesen bei doch gänzlichem Mangel an echter Kameradschaft, ihre unglaubliche Manier, sich abwechselnd gegenseitig lieblos herunterzureißen oder lächerlich über alle Götter hinaus zu vergöttern, ihr abstoßendes Lästern, ihr Mangel an jeder Art Takt, und dann bei vielen die Bildungsunreife und die damit zusammenhängende künstlerische Roheit. Auch das Beschimpfen statt des Widerlegens der Gegner. Auch so viel unnöthiges Lärmmachen statt des Schaffens.

Aber welches auch die letzten Ursachen seien, ob sie in den Darbietenden oder in den Empfangenden, ob sie in der Person oder in der Sache liegen: das Factum, die eingerissene Flauheit, ist kaum zu bestreiten.

Das ist die eine Erscheinung. Die andere steht hierzu in einem eigenthümlichen Widerspruch. Zur selben Zeit, wo die eine Partei fast verlegen schweigt, rückt die andere mit ihren schwersten Geschützen ins Feld.

Zuerst und am kampflustigsten ist der weiche Paul Heyse. In drei Hauptwaffengattungen eröffnet er den Angriff: mit dem Drama „Wahrheit", mit der Novelle „Das Marienkind", mit dem Roman „Merlin". Zu Heyse steht Wilhelm Jensen, der zwar nicht ganze Dichtungen lediglich zu Kampfeszwecken schreibt, aber gelegentliche Hiebe austheilt. Daß sich diesen beiden dann der große Oskar Blumenthal beigesellte mit seinen Witzpfeilen, hat wol hauptsächlich die Gegner gefreut; denn Schadenfreude ist etwas sehr Menschliches. Schon vorher war der geistesverwandte Paul Lindau in der Arena erschienen.

Ein dritter ernst zu nehmender Gegner aber tritt in Adolf Wilbrandt auf mit dem Roman „Hermann Ifinger".

Im allgemeinen ist nun zu sagen, daß die Kampfesweise der drei Genannten als eine durchaus würdige bezeichnet werden muß. Sie hält sich vor allem an die Sache, um die es ihr allein zu thun ist und geht persönlich gehässigen Angriffen weit aus dem Wege. Der andern Partei konnte man das kaum nachrühmen.

Es ist auch zuzugeben, daß bei den vorhandenen Gegensätzen die Betheiligten sich nicht leicht enthalten konnten, einmal ihre Meinung in der Sache zu sagen, ihre Grundsätze zu entwickeln und zu vertheidigen — wenn man auch sagen wollte, daß es genügte, einfach nur mit Werken aufzutreten, die nach jenen Grundsätzen geschaffen sind und die dann von selber ihren Meister loben, ihren Meister und seine Grundsätze, seine Kunstbegriffe. Allein da man diese strenge Forderung in dem einen Lager nicht im entferntesten befolgt hat, darf man sie im andern am Ende auch nicht stellen.

Wenn man aber die Forderung: bilde Künstler, rede nicht! nur cum grano salis verstanden haben will, so legt sich die Frage nahe, wann der Künstler, da er es einmal nicht lassen mag, am schicklichsten rede: während er bildet, in sein Werk hinein, oder während er künstlerisch feiert und gerade nichts Besseres zu thun weiß. Die Antwort darauf unterliegt keinem Zweifel. In das Kunstwerk hinein gehört keine Polemik.

Und doch — nichts ist in unserer Welt einschränkungslos, ausgenommen die Naturgesetze. Mögen also immerhin in einem Kunstwerk Nebengedanken ausgesprochen und so nebenbei vertheidigt oder befehdet werden, wenn nur das Kunstwerk dabei Kunstwerk bleibt, d. h. eine Sache, die wir ohne Rücksicht auf jene Nebengedanken, welche uns gefallen oder misfallen können, rein an sich genießen können: darauf kommt alles an.

Man nennt besagte Nebengedanken bekanntlich die Tendenz. Etwas unkünstlerisch ist sie immer. Eine Idee gehört zu einem Kunstwerk, nicht die Tendenz.

Verziehen mag sie werden im werthvollen Werk und wo sie aus reinen Absichten entspringt; verwerflich, ja verächtlich ist sie, wenn sie der „Künstler" benutzt, nur um sein Werk an den Mann zu bringen, nämlich an die Masse, die sich um Kunstwerke nicht kümmert, die aber dafür gewissen „Tendenzen", kirchlichen, politischen, religiösen, socialen u. s. w. um so zugänglicher ist.

Das neueste Werk von Wilbrandt erfüllt zunächst die erste Hauptforderung: es ist, mit oder ohne Tendenz, ein guter Roman. Von den genannten Heyse'schen Werken unterscheidet es sich gerade im wichtigsten Kernpunkt der Sache. Jene sind nur ihrer Tendenz wegen da, obwol sie es nicht scheinen wollen; auf diese Tendenz stoßen sie unausgesetzt den Leser mit der Nase und verstimmen deshalb, wenigstens jeden, der es merkt. Diese Tendenz wollen sie sogar beweisen, womit sie dem gröbsten künstlerischen Misverständniß verfallen, das sich denken läßt und womit sie nur eins beweisen: daß in ihnen der Eiferer mit dem Dichter durchgegangen ist. Die wenigen ernsten Stimmen der Kritik, die in Deutschland noch zu hören sind, stimmen in diesem Urtheil überein.

Zum Glück liegt die Sache bei Wilbrandt anders. Sein Roman hat in erster Linie nur den rein künstlerischen Zweck, ein Stück Leben unbefangen zu erfassen und glaubwürdig, d. h. in lebendiger Wahrheit darzustellen; — wobei dann das, was bei Heyse in kunstvernichtender Vorherrschaft die Tendenz bildet, wol nebenbei sich ausspricht, ohne jedoch nur ein einziges mal Zweck der Darstellung zu werden und in kunstfrevelnder Weise den hohen Rang der reinen künstlerischen Absichten zu usurpiren. Der Wilbrandt'sche Roman ist kein Tendenzroman im künstlerisch verdächtigen Sinne des Wortes.

Aber Wilbrandt hat nicht nur über alle Zweifel erhabene künstlerische Absichten, er versteht sie auch ins Werk zu setzen und beweist durch eine Fülle lebensvoller und bedeutender Gestaltungen — zwar nicht, was man seine Tendenz nennen kann, aber ein großes Talent, ein außerordentliches Können, das Einzige, was überhaupt mit der Kunst und in der Kunst zu beweisen ist.

Der Wilbrandt'sche Roman erfüllt fast in jeder Hinsicht die höchsten Anforderungen an ein solches Werk, besonders auch die, welche zum ersten mal Emile Zola bestimmt formulirt hat: er erzählt keine Abenteuer, keine spannenden und aufregenden „Geschichten"; er begnügt sich mit dem Leben in seiner ganz alltäglichen äußerlichen Gestalt, aber mit Bloßlegung des feinsten innern Triebwerks, welche das gemeine Auge im gemeinen Leben gar nicht oder nur unvollkommen erkennt. Er lehrt so die Erscheinung des Lebens verstehen in ihrem innersten Wesen. Dieses Verstehen lehren aber ist höchster Zweck der Dichtung, wie Sehen lehren an der äußern Erscheinung der der Malerei ist. Die Menschen des Wilbrandt'schen Romans sind alle von voller plastischer Rundung und tiefinnerlichster Lebendigkeit. Wir kennen sie nach Lesung des Buchs besser als unsere besten Freunde, wenn nicht äußerlich, so doch innerlich.

Am Helden besonders, an Hermann Ifinger, bleibt uns auch nicht eine Faser seiner Seele verborgen. In dieser Ausgestaltung liegt höchste Kunst. Nicht nur den köstlichsten Humor offenbart der Dichter in dieser seiner Schöpfung, sondern auch eine feine künstlerische Sinnlichkeit, die in solcher Wärme und Tiefe bei deutschen Dichtern nicht allzu häufig ist.

Nur ist Ifinger ein bischen zu sehr Held im Sinne der alten Schule, nicht der des Cervantes oder Shakespeare's oder Goethe's, sondern derjenigen, die man im Sprachgebrauche des heutigen Tages alte Schule nennt.

Dieser Ifinger ist nämlich von einer geradezu unheimlichen „Tugendboldenhaftigkeit", unheimlich für jeden, der als Mensch (und Christ!) das ewige Bewußtsein seiner Sündhaftigkeit mit sich herumträgt. Wenn Ifinger seinen

Humor nicht hätte, wäre er unerträglich. Damit aber hat ihm der Dichter eine unschätzbare feine Würze verliehen.

Und noch etwas hat er gethan. Er hat, in richtigem künstlerischen Instinct, den unmäßigen moralischen und intellectuellen Eigenschaften seines Helden einige körperliche Gebrechen und äußerliche Lächerlichkeiten gegenübergestellt.

Ob Wilbrandt sich wol bewußt geworden ist, daß er damit ein interessantes principielles Zugeständniß gemacht und seinem eigenen Evangelium von der absoluten Schönheit ein Schnippchen geschlagen hat?

Wie Paul Heyse fühlt sich nämlich auch Wilbrandt zum Vertheidiger der armen Schönheit berufen:

Das Leben hat zum Ritter ihn geschlagen,
Er soll der Schönheit neid'sche Kerker lichten.

Und dieser Vers erinnert mich an einen andern:

Das Reich des Glaubens ist geendet,
Zerstört die alte Herrlichkeit,
Die Schönheit weinend abgewendet,
So gnadenlos ist unsre Zeit.

Das hat Eichendorff gedichtet vor über einem halben Jahrhundert. Er war ein Schwarzseher, nicht wahr? Denn wir hatten nachher Paul Heyse und Wilbrandt mit ihren Werken.

Vielleicht aber würde der fromme Joseph Benedikt Eichendorff nicht zugeben, daß die von Heyse vertheidigte Schönheit die wahre, vielleicht würde er noch weniger zugeben, daß das von Heyse gepredigte „Reich des Glaubens", also der Heyse'sche Idealismus in höherem Sinne etwas werth und mehr als bloßes Wortgeflunker sei.

Das wäre eng und unduldsam von dem frommen Manne. Aber verhält sich nicht Heyse so gegen das Ideal anderer?

Doch der fromme Joseph Benedikt war am Ende gar nicht so eng; er hielt es wenigstens noch nicht für nöthig, die Schönheit und das „Reich des Glaubens" sogar gegen Künstler, gegen Dichter zu vertheidigen. Nur von Philistern glaubt er seine Heiligthümer bedroht. Vom Künstler, vom Dichter setzte er voraus, daß ihn ein Gott halte, ein göttliches Erbarmen, wenn alles um ihn her zerfällt, und daß er das Herz der Welt sein werde immerdar. Also nicht von einer bestimmten Weltanschauung oder gar von bestimmten Kunstansichten macht dieser fromme Gläubige ein Werk der Schönheit, d. h. der Kunst abhängig, sondern einfach von der Dichter- und Künstlerschaft des Individuums, von der göttlichen Kraft, die dieses hält, also vom Talent.

Und diese einfache Wahrheit verkennt man ganz und gar in dem heutigen Streit.

Das allerdings betont Eichendorff: daß man das Gedicht zur Sünde macht, wenn man klingelt, gleißt und spielt mit Witz und Geist so man erfahren, d. h. wenn man kein Ideal hat, überhaupt keins. Er ist aber weit entfernt, andern das Ideal abzusprechen, weil es zufällig nicht sein eigenes ist. Er singt:

Den Morgen seh' ich ferne scheinen,
Die Ströme ziehn im grünen Grund,
Mir ist so wohl! — Die's ehrlich meinen,
Die grüß' ich all aus Herzensgrund!

Diesen Ton vermisse ich so sehr in unserer Zeit. Und das ist unser großes Unglück von heute, daß die Manieren oder vielmehr Unmanieren des politischen Parteiwesens, das doch nur eine Sache des Pöbels, in dem wenigstens der Pöbel unvermeidbar ist, sich auch auf höhere und höchste Gebiete zu übertragen beginnt.

Doch Wilbrandt ist wenigstens kein Fanatiker. Sein Evangelium gipfelt vielleicht in diesem Satz:

Vor jedem kunstverständigen Wahrheitsprediger, der die hohle Phrase hinausjagen, der den echten goldenen Sonnenstrahl der Kunst in die Tiefe führen will, und noch immer tiefer, vor dem ziehe ich meinen Hut. Die Schönheit soll rasend verliebt in die Wahrheit sein; sie soll sich nicht scheuen aufs gründlichste und herzhafteste mit ihr anzubinden, und je zärtlicher sie ihr zu Leibe geht — desto besser.

Das kann jeder unterschreiben.

Der geistreiche Wilbrandt scheut sogar die leise Selbstironie nicht. Die überschwänglichsten Tiraden zur Vertheidigung der bedrohten Schönheit legt er dem Kritiker Brenzel in den Mund, den er jeden Augenblick der Verachtung preisgibt. Schon die lächerlich pathetische Art, wie dieser Mensch nach der Schönheit schreit, ist gewiß nicht im Stande, sehr ernst zu wirken.

In versteckter Ironie geht Wilbrandt sehr weit. Die Thatsache, daß Hermann Ifinger, der feine Kunst- und Bilderkenner, sehr kurzsichtig ist, ist vielleicht nicht ironisch gemeint, wirkt aber so. Und das ist offenbar zu viel. Es hätte genügt, daß dieser Widerspruch an dem lächerlichen Kunstmäcen, dem Baron Pillnitz, vorhanden ist; hier gehört er zur Vollendung der Charakteristik.

In noch einem unterscheidet sich Wilbrandt von Paul Heyse. Ihm imponirt das Wort Idealismus nicht. Vielleicht weil er doch den Verdacht hegt, daß es mit dem Begriff des Wortes stark hapert. Von seinen Künstlern malt nur der impotente Sachse, der Herr „Nämlich", sogenannte Ideen in seine Bilder.

Und nur die lächerlichste Person des ganzen Romans, der halbblinde Baron Pillnitz, weiß sie zu schätzen, diese Ideenbilder. Dieser Gründer einer berühmten Bildergalerie kauft im Anfang keine Bilder in seine Galerie, sondern Ideen, wobei er dann leider die Bilder eben mit in Kauf nehmen muß. Wie trotzdem dieser Herr aus der Brienner Straße zu München, dieser Philologe, dieser Bibliothekenmensch, dieser Uebersetzer spanischer und persischer Dichter, dieser Geschichtschreiber fremder Literaturen, wie dieser Herr dennoch seine größte Berühmtheit erlangt als Kunstmäcen, als Bilderkäufer, als Galeriengründer, er, dessen künstlerisches Unverständniß tausendmal größer als seine Büchergelehrsamkeit und dessen schäbiger Geiz so groß ist wie sein Reichthum — wie trotzdem seine Galerie nicht nur sein berühmtestes, sondern sogar sein

verdienstlichstes Werk wird und wie er sich groß fühlt in seiner Mäcenatenrolle, und wie er zuletzt die Geschichte seiner Galerie schreibt: das alles wird in dem Wilbrandt'schen Roman aufs wunderbarste erzählt, mit einem so königlichen Humor, mit einer so vernichtenden Satire.

Dem feinern künstlerischen Sinn wird aber die Freude an dieser Leistung vielleicht durch einen besondern Umstand etwas verdorben. Die Zeichnung des Baron Pillnitz erinnert nämlich an einen historisch wirklichen und sehr bekannten hocharistokratischen Galeriengründer, so sehr, daß kein Kundiger den Vergleich abweisen kann. Dadurch wird der rein künstlerische Charakter der meisterhaften Zeichnung in der That etwas getrübt und erhält einen leisen pamphletistischen Beigeschmack. Der höchste künstlerische Takt hätte dies vielleicht zu vermeiden gesucht.

Ferner ist das eine Sache, die auch der moralischen Beurtheilung unterliegt. Zu verdammen wäre die Zeichnung jedenfalls im Falle theilweiser Unrichtigkeit im ungünstigen Sinne. Wer so kenntlich zeichnet, muß wahr zeichnen, nicht nur künstlerisch, sondern historisch, und peinlich wahr, wenn der Betreffende ein Lebender ist.

Eine wenig tröstliche Allgemeinwahrheit tritt einem in der Geschichte des Baron Pillnitz auf Schritt und Tritt entgegen, diese: wie mächtig und selbstherrlich nach außen der Besitzer des Geldes ist und wie nichtig und hülflos abhängig der Besitzer des Talents. Adolf Wilbrandt und Hermann Ifinger, der Mann nach seinem Herzen, sind beide, bei aller Gläubigkeit an die sittliche Weltordnung, doch nicht befangen genug, um diesen bittern Kern überzuckern zu wollen.

Nicht der müßigen Neugierde zu Liebe, aber zur Kennzeichnung der Wilbrandt'schen Methode sei gesagt, daß außer dem Baron Pillnitz auch alle übrigen männlichen Personen sehr kenntlich nach berühmten Modellen gearbeitet sind. Zwei sind ganz unzweifelhaft. Hans Makart ist darin mit seinem ganzen Leben und Arnold Böcklin, wenn nicht mit seinem Leben, so mit seinen Bildern.

Benno Rüttenauer.

Schwierige Lyrik.

1. Erlebte Gedichte von Otto Julius Bierbaum. Berlin, W. Ißleib. 1892. 8. 4 M. 50 Pf.
2. Im Labyrinthe des Lebens. Gedichte von Fritz Lemmermayer. Leipzig, R. Claußner. 1892. 8. 3 M.
3. Gedichte von Karl Busse. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1892. 8. 1 M. 50 Pf.
4. Die Flammenbraut. Blutrache. Zwei Dichtungen von Eduard Stucken. Oldenburg, Schulze. 1892. 8. 1 M. 50 Pf.

Schwierige Lyrik! Für den Kritiker nämlich. Nicht als ob ich es schwierig gefunden hätte, mein Urtheil über diese Dichtungen festzustellen, sondern weil die Veröffentlichung desselben seine eigenen Haken für mich hat. Ich bin schon einmal aus Anlaß einer Kritik mit einer Handvoll echten münchener Schmutzes beworfen worden. Ich wäre also vollauf berechtigt, alles, was mit der Sippe Michel Georg Conrad's zusammenhängt (Nr. 1), unbesprochen zu lassen. Nun legt mir der Zufall zugleich die poetischen Leistungen eines sehr geschätzten kritischen Collegen in diesem Blatt auf den Tisch (Nr. 2), und ich bin in der Lage, ihn kritisiren zu müssen. Das ist nicht übermäßig angenehm, zumal wenn der Standpunkt ungefähr folgender ist: der Kritiker ist mir stets als ein vorzüglicher Kritiker erschienen, ich habe seine Kritiken immer mit Wohlgefallen gelesen und mich gefreut, einen solchen Collegen zu haben. Nun ist er aber auch mein College in der Poesie, mit dem einzigen, allerdings sehr wesentlichen Unterschied, daß er seine Gedichte hat drucken lassen, während ich die meinigen im Pulte behalte. Ein echtes lyrisches Blut (Nr. 3) folgt sodann: Verse von geradezu Geibel'scher Musik, jauchzende Liebes-, Frühlings- und Sommerlyrik, die uns in ihren Bann zwingt, wir mögen wollen oder nicht; aber wenn der Band zu Ende gelesen ist, dann haben wir keinen geistigen Besitz, dann verschwimmt uns das Ganze wie goldene Abendwolken an einem Sommerabend, und etwas mehr fordern doch wir modernen Menschen, auch wenn wir uns das beste Gefühl für Stimmung bewahrt haben. Endlich eine Dichtung des richtigen Dilettantismus (Nr. 4). Damit beginnen die Leiden für den Kritiker erst recht, da die Erfahrung gezeigt hat, daß Dilettanten der alten wie der neuen Schule zu kritisiren das heikelste Geschäft ist.

Also in der That schwierige Lyrik. Und der zartbesaitete Lyriker Busse hat zudem noch als Warnungstafel seinem Buche den derben Lenau'schen Vers vorgesetzt:

> Ein offner Wald am Straßensaum
> Ist dein Gedicht; — du mußt's ertragen,
> Reibt sich an seinem schönsten Baum
> Ein Schwein mit grunzendem Behagen.

Das ist auch nicht gerade einladend; so ein armer Kritiker kommt aus dem zoologischen Gebiet gar nicht mehr heraus. Doch wer nicht blos in Familien- und Tagesblättern der Dirne Kritik die Schleppe tragen will, der muß seiner Herrin zuliebe auch etwas ertragen können. Also zur Sache!

Bierbaum's Gedichte erweisen sich schon beim ersten Blick in den Band als echt moderne. Die Gedichte in Versen sind nämlich ab und zu unterbrochen durch Gedichte und Gedichtfetzen in Prosa. Es ist dies keine blos Bierbaum'sche Eigenthümlichkeit; andere Moderne machen es ebenso. Ich weiß hierfür nur zwei Erklärungen. Entweder wollen die Modernen, die bekanntlich das Versemachen für eine niedrigere Dichtungsstufe halten, gleichgestimmte Seelen unter ihren Lesern durch den Anblick der

höhern Dichtgattung, der Prosa, erfreuen, oder aber sie eröffnen uns hierdurch einen Einblick in die Geheimnisse ihres Schaffens, das richtig modern also geht: Stufe eins: Besitz eines Notizbuchs; Stufe zwei: Eintrag der Beobachtungen, der Gefühle und, soweit man hat, der Gedanken; Stufe drei: fleißige, zunächst prosaische Bearbeitung des bezweckten lyrischen Gedichts; Stufe vier: Herabsinken in die alte leidige Mode des Versemachens. Früher war man wenigstens hinsichtlich der Entstehung lyrischer Gedichte anderer Ansicht. Freilich werden jetzt dann oft die Verse auch danach, wie denn unser Dichter schon im ersten Gedicht in Versform (S. 3) singt:

Die Verse sind so verzweifelt schlecht,
Daß es mir scheint: das Ding ist echt —

nämlich echt modern.

Ich frage, wozu in aller Welt steht inmitten eines Bandes Gedichte folgendes halbfertige Elaborat (S. 25):

Die Flocken fielen federsanft, mit weichem Flaume
deckten sie die müde, müde Erde zu.
Es hing am Baume noch das Laub, das falbe, sterbekranke
Laub, das kranke, kranke Laub.
In meinem Herzen stach ein Schmerz, ein tiefer, dunkler,
stummer Schmerz, ein stummer Schmerz.
Da ging ich in die Nacht hinaus, die sternenlose, kalte
Nacht, die kalte Nacht.
Da klang aus einem kleinen Haus ein Lied, ein schüchtern
Lied von Kindermund, ein Lied von Kindermund.
Und weinend ging ich still nach Haus und sang für mich
ein leises Kinderlied —
Und ward gesund.

Warum ist das, wenn es werth war, gedichtet zu werden, in dieser Halbpoesie stecken geblieben?

Bierbaum's Gedichte erscheinen aber nicht blos auf den ersten, sondern auch auf den zweiten Blick modern: sie erfreuen sich nämlich jener Wortungeheuer, die sprachlich großentheils unmöglich, meist bombastisch und — ich lerne — zweiteschlesischedichterschuleschauerlichenangedenkenshaft sind, und stets beweisen, daß einer möchte, aber nicht kann. Ich lasse mir solche Wortunthiere, die dem menschenköpfigen Unthier mit sechs Extremitäten auf dem Titel dieser Sammlung gleichen, in humoristischen Dichtungen gefallen, in diesen bringt auch Bierbaum die längsten an; aber in ernsten Dichtungen sind sie einfach lächerlich. Hier eine kleine Auslese: ein „duftwolkenschweres" Glück, das sich „dunkelsammtenblau" herdrängt — ein vollendeter Unsinn und nur dadurch begreiflich, daß dem Dichter das in der nächsten Zeile verwendete Bild einer Gewitterwolke schon vorgeschwebt hat („Und droht mir schwülend ins Gemüth"), wobei sich übrigens erst noch sagen ließe, daß „Duft" eigentlich das „schwer" aufhebt. Ich weiß freilich nicht, was bei einer solchen Zusammensetzung zusammengehört: „Duft" und „Wolken" oder „Wolken" und „schwer", aber der alte Lessing'sche Satz ist mir bei Bierbaum oft eingefallen, daß bei Gedichten, das, was in Prosa aufgelöst Unsinn ist, es auch in Versen sein müsse. Andere schöne Bildungen, von welchen eine fast so falsch und unklar ist wie die andere, sind: „glitzerbewegtes Silber", welches „bogengeschlungen" blinkt; „nacherinnerungsselig" (gibt es auch eine Erinnerung des Zukünftigen?), „eisenklammerhaftgewichtiges Händedrücken" (humoristisch — passirt!), „altersfaltenweich", eine „traumvergangene Heilige", „ein Repetiergewehrlosschießevolk" (humoristisch!), „die Fülle-pracht", der „Zürnegott", „Letztsekunde" (ob das Letztse-Kunde oder Letzt-Sekunde bedeutet? ich habe beim ersten Lesen an ersteres gedacht), „hellwarmes Lächeln", „sterbeverzuckendes Roth", „rundvoller Arm" (ist das ein Arm, der rund und voll ist oder ein des Rnnds voller Arm?). Doch ich könnte fast aus jedem Gedicht etwas Aehnliches ausheben; aber je mehr ich in dem Bande blättere, um so „abschiednehmender" wird mir zu Muthe. Ebenso lotterig wie diese Wortzusammenfügungen ist auch das Satz- und Sprachgefüge dieser Dichtungen, was wieder ganz modern ist.

Auf derselben Stufe wie diese Worte, die nur den Mangel der Anschauung und der dichterischen Klarheit bekunden, stehen die Bilder und Gleichnisse. Hier nur zwei: „Und unsere Lippen lasteten aufeinander, wie alle schmerzlichen, sehnsuchtsschmachtenden Sünden zweier Sterne, die sich im wirbelnden Weltall treffen und klagegellend sich umklammern." Noch schöner aber ist ein anderes: „Winterkrank war meine Seele, und sie kroch wie eine faule Kröte zwischen kalten Steinen."

Ganz modern ist auch, um vom Alleräußerlichsten zu reden, die Anordnung der Gedichtsammlung: einfach alles bunt untereinander, wobei dem Leser nicht einmal ein Inhaltsverzeichniß vergönnt wird. An dessen Stelle tritt, wieder modern, die übliche Verhimmelungswidmung — diesmal an Detlev von Liliencron, der bald durch die Widmungen der Modernen bekannter sein wird als durch seine Dichtungen. Modern ist aber auch Stimmung und Geist dieser Gedichte: eine merkwürdige Mischung von gesunden, echten Naturlauten und dem fauligen, muffigen „Großstadthautgoût". Je nachdem der eine oder andere bei einem solchen Modernen die Oberhand gewinnt, wird etwas aus ihm oder geht er dichterisch und moralisch zu Grunde. Den Geist dieser zum großen Theil erotisch angehauchten Dichtungen bezeichnet vielleicht nichts kürzer, als der Satz S. 48: „Ich will lieben wie ein seliger Gott und ein gesundes Thier" — schön, sehr schön —, nur fürchte ich, der Gott wird hierbei zum Thier.

Daß es aber auch an echt dichterischen Naturlauten nicht fehlt, zeigt folgendes Gedicht, eins der wenigen freilich, in welchen nicht blos einzelne dichterische Laute heraustönen, sondern die wirkliche Gedichte sind:

Was ist mein Schatz? Eine Plättmamsell.
Wo wohnt sie? — Unten am Gries,
Wo die Isar rauscht, wo die Brücke steht
Wo die Wiese von flatternden Hemden weht:
Da liegt mein Paradies.

Im allerkleinsten Hause drin,
Mit den Fensterläden grün,

Da steht mein Schatz am Bügelbret,
Hoiho, wie sie hurtig den Bügelstahl dreht,
Gott, wie die Backen glühn!

Im weißen Röckchen steht sie da,
Ihre Bluse ist blumig bunt;
Kein Mieder schnürt, was drunter sich regt,
Sich wellenwohlig weich bewegt,
Der Brüste knospendes Rund.

Vorüber geh' ich allmorgens früh,
Schau tief ihr ins Auge hinein,
Da liegt meine Lust, meine Liebe, mein Glück,
Die lachende Kunde: komm Abends zurück, —
Dein Waschermadel ist drin!

Zum dritten Verse ließe sich wol anmerken, daß diese Art des Austappens einer Vorstellung nicht mehr gesund volksmäßig ist, sondern schon die Großstadtluft verräth.

Ebenso volksmäßig ist das dritte dieser unter dem Namen „Jeanette" vereinigten Gedichte, und da und dort finden sich solche erfreuliche Ansätze. Am genießbarsten ist der Dichter außerdem, wo er Rückfälle aus der „Moderne" in die vielgeschmähte Lyrik der Alten bekommt, so S. 42, 44, 62, 112, 201 u. s. w. Auch seine humoristisch-satirischen Gedichte zeigen etwas von origineller Begabung, und vielleicht liegt hier Bierbaum's Stärke. Wir geben ein paar Zeilen aus dem Gedicht zur Linggfeier, das von Anfang bis Ende bittere, grob vorgetragene Wahrheiten enthält:

Den guten Deutschen sind völlig wurstig
Ihre Poeten; sie sind nicht durstig
Nach der Schönheit schimmernden Quellen
Und nach dem hellen
Trank der Wahrheit;
Sie fordern nur Klarheit
Von ihren guten
Malzwürzigen Suden.
— — — — — — — —
Im Lande der Dichter und Denker nämlich
Mißt man bequemlich
Auch die Poeten
Nach den Moneten.
Wem voll der Kopf und der Beutel leer,
Der trägt in Deutschland sein Leben schwer;
Bei wem die Sache umgekehrt,
Der wird mit Tsching! und Bum! geehrt u. s. w.

Bei Fritz Lemmermayer's Gedichten (Nr. 2) hat man nicht den Eindruck, daß er dichten *muß*, vielmehr den, daß er dichten *will*. Es ist viel Tüchtiges in dieser Sammlung, manch treffender Gedanke, manch ein richtiger Gefühlsausdruck eines modern fühlenden Menschen, der doch die Wurzeln seiner Kraft nicht im Schmutze der „Moderne", sondern im heiligen Erdboden des Landes der Schönheit und Sittlichkeit hat. Aber die ganze Sammlung packt und erwärmt nicht, Einzelnes nur selten, weil die zwingende Kraft dichterischer Bewältigung fehlt. Und dies liegt weniger an der äußern Form, wiewol auch diese manches zu wünschen übrig läßt (z. B. böse Inversionen wie: „bis kräht der Hahn"), als in dem schwer definirbaren dichterischen „Etwas", das eben nur echte Dichter haben. Manchmal wird ein schön empfundenes Gedicht verdorben durch arge Prosabrocken, weil es eben nicht durch das Herz, sondern blos durch den Kopf des Dichters durchgegangen ist. Der Kritiker Lemmermayer wird mir ohne weiteres zugeben, daß Verse wie:

Das Leben ist im Grunde traurig,
Das Schicksal ungerecht und schaurig —

bänkelsängerisch klingen. Und Derartiges findet sich oft. Auch ganze Gedichte lösen sich nicht vollkommen ins Dichterische auf, selbst wenn sie ergreifend sind, weil sie aus dem Verstand erwachsen und ohne Stimmung zu haben in Phantasie umgesetzt sind. Jedes lyrische und lyrisch-epische Gedicht aber muß aus der Stimmung geboren sein. Ein Beispiel:

Von der Gasse.

Kauft Veilchen, kauft Veilchen, mein gnädiger Herr,
Ich stehe im Winkel und friere so sehr!

Mein Röcklein fliegt, es weht der Wind;
Zu Haus in Fetzen wimmert mein Kind!

Ihr schaut mich an und kennt mich nicht?
Gar trübe flattert der Laternen Licht.

Auch sind meine Wangen hohl und fahl,
Bin lange gelegen im Hospital.

Schau mich nur an — mein Kind ist dein —
O könnt' ich vergehn in der Hölle Pein!

Kauf' Veilchen und trag' den duftigen Strauß
Deiner allergnädigsten Frau ins Haus.

Ich muß erschauern im Märzenschnee
Und einsam vertrauern in meinem Weh!

Aus dem Abschnitt „Epigramme", der manches kernige Wort enthält, übrigens auch eine bei einem Deutschen fast unbegreifliche Verwechselung von machen und thun (S. 115), sei ein ganz vorzügliches für unsere Moderne angeführt:

Füllen darfst du den alten Schlauch mit dem jüngsten der Weine —
Füllst du mit Wasser ihn voll, Freundchen, dann lacht man dich aus!

Warm werden kann man bei Fritz Lemmermayer nicht, obgleich seine Gedichtsammlung weit mehr Gehalt hat als die Bierbaum's oder Karl Busse's. Dieser letztere (Nr. 3) besitzt aber alles, was ein empfängliches Menschenherz zu bestricken geeignet ist. Und wenn er erst einen seiner ursprünglich lyrischen Begabung (um nicht misverstanden zu werden, muß ich das Fremdwort „original" zur Verdeutlichung beifügen) entsprechenden Inhalt gefunden haben wird, so werden wir ihn unter die besten Lyriker zählen dürfen. Jetzt hat er noch die allerdings von einem Alten, Martin Greif, in die Lyrik eingeführte Unsitte, uns statt eines Stimmungsbildes einfach einen Ausschnitt aus den Naturvorgängen zu geben, ohne jede Beziehung auf das Menschenherz, oft selbst ohne jede Andeutung einer solchen Beziehung: das sind photographische Veduten und keine Gemälde. Hier zwei Beispiele für viele:

Schwarz über die blühende Heide
Reckt sich der Nacht Gesicht,
Das Holz der alten Weide
Geistert im Phosphorlicht.

Es schauert des Windes Flügel
Noch einmal hier und da,
Und über dem Heidehügel
Träumt Ginster und Eriea.

Der Himmel versinkt im rothen
Sonnigen Abendmeer,
Von Osten schleichen die Boten
Der ersten Dämmrung her.

Von den blühenden Thälern und Hügeln
Klingt das letzte Abendgetön —
Wildschwäne mit weißen Flügeln
Rauschen über die Höhn.

Gleich daneben aber steht ein anderes Lied, das — nun freilich wieder fast zu prosaisch-deutlich diese Beziehung gibt:

Im August.

Moorkönig leuchtet im Purpurkleid,
Singende Bienen weit und breit.

Badende Kinder, sonnenbethaut
Plätschern im Flusse mit jubelndem Laut.

All die Lerchen aus Rand und Band!
Wanderlieder durchklingen das Land.

Und vom Himmel das leuchtendste Stück
Blieb in den Blicken der Menschen zurück.

Es wäre hierzu allerdings anzumerken, daß im August eigentlich der Gesang der Vögel zu verstummen pflegt und daß gerade die Lerchen in frühern Monaten des Jahres außer Rand und Band sind.

Reizend naiv lautet der Schluß von „Sommerjubel", einem Gedicht, das nur wieder viel zu wenig „verdichtet" ist — das Geheimniß aller Lyrik —:

Ich möcht' vor Freude jeden Backfisch küssen,
Und neckend an den blonden Zöpfen ziehn.

Daß der Dichter auch ganz „modern" sein kann, zeigt folgendes Gedicht, das trotz des heikeln und wenig moralischen Stoffs ein zu Herzen gehendes Gedicht ist:

Traumbild.

Aus jenen tiefsten Tiefen meiner Seele,
Wo längst begraben meine Todten ruhn,
Hob sich dein Bild.
Es kam ein dunkles Auge,
Ein rother Mund und eine hohe Stirn,
Auf die, sich wirrend, schwarze Locken fielen.

Du warst sehr jung, und deine junge Seele
Und deinen jungen, blutdurchpulsten Leib,
Du gabst sie mir, du gabst mir alles — alles.

Einst schwand der Tag und sank am letzten Himmel,
Und es ward Nacht, und es ward schwarz und dunkel
Kein Mensch war um uns.
Wie in banger Furcht
Drängte dein Leib sich dicht an mich heran.
Er zitterte . . . die schwüle Stille rings
Durchtönte, kaum vernehmbar meinem Ohre,
Dein Athmen und das Klopfen deiner Pulse.

Du gabst dich hin in taumelndem Genuß,
Und: „That ich Sünde?" fragten deine Lippen,
Die sündhaft schönen, die blutrothgeküßten,
„Sag, that ich Sünde?" . . .
Sieben Sterne gingen
In hohem Glanze durch den Himmel hin,
Weiß wie die Sterne war dein Mädchenantlitz.
Ich strich die dunkeln Locken aus der Stirn
Und sah dich an. Ich mußte plötzlich weinen,
Wie man um Blumen weint, die früh gebrochen,
Ich schluchzte auf — um dich und nur um dich!
„Sag, that ich Sünde?" fragtest du noch einmal
Mit wehem Laut . . .
Die Nacht war schwer und still
Und weiße Sterne schimmerten am Himmel
Wie todtenbleiche, frühgebrochne Blumen.
— — — — — — — — — —

Heut stieg dein Bild auf, und es sank zurück
Langsam und weinend in die tiefsten Tiefen,
In jene Tiefen, wo die Todten ruhn.

Wir haben es in Karl Busse mit einem vielversprechenden Lyriker zu thun. Daß er noch jung ist, auch dichterisch noch sehr jung, zeigt sich auf Schritt und Tritt; aber es kann noch etwas aus ihm werden, das ist meine feste Ueberzeugung. Ehe einer eine Weltanschauung hat, kann er kein Dichter sein beim größten dichterischen Talent. Karl Busse wird noch viel erfahren müssen, aber nicht in der Richtung des mitgetheilten Gedichts „Traumbild", ehe er die, welche seine lyrische Begabung anerkennen, befriedigen kann. Auch manche Unfertigkeit in der Form wird er abstreifen; daß das Wort „Süden" in der Zusammensetzung nicht „Süder" lautet (Süderblütenpracht, Südersternesschein), könnte er freilich jetzt schon wissen.

Von einem so durch und durch dichterischen Lyriker zu der lyrischen Epik E. Stucken's ist ein großer Schritt. Schade, jammerschade um den Stoff, den Eduard Stucken (Nr. 4) in Verse gezwängt hat. Wenigstens der Stoff der ersten Dichtung des Buchs: „Die Flammenbraut", ist ein geradezu packender: die Auswüchse slawischen Heidenthums (Opferung einer Jungfrau) und die Auswüchse mönchisch-ascetischen Christenthums in ihrem Zusammentreffen — was wäre aus diesem Stoff etwa in der Prosa Felix Dahn's geworden! Und wie ärmlich durch die Dilettantenmanier des Versemachers wird die Gestaltung hier! Man ist, wenn man das Gedicht zu Ende gelesen und sich weidlich über die Verse, die den Stoff verhunzen, geärgert hat, versucht, sich hinzusetzen und den herrlichen Stoff in Prosa zu bearbeiten. Wenn ihn E. Stucken ganz frei erfunden hat, dann — alle Achtung vor seiner Erfindungsgabe! Sie steht in umgekehrtem Verhältniß zu seiner formal dichterischen Anlage. Denn Vers und Reim hängen bleischwer am Flug der Phantasie und verderben geradezu alles. Das ist nicht in diesem Maße der Fall bei der zweiten Dichtung: „Blutrache"; aber auch in dieser ist es jammerschade um den in Verse gequälten Stoff. Ich gebe zur Bekräftigung nur ein paar wahllos herausgegriffene Reime, welche den ganzen Dilettantismus zeigen:

Und am
Gezackten, kahlen, kalksteingelben Kamm —

— — — Es zuckt ihm um
Die Lippen wie ein bittres Lächeln, stumm
Betrachtet er den Derwisch, als entsänn'
Er sich, ob er dies Antlitz sah? Und wenn? —
— — — Und wie
Sie dennoch wartet, packt er sie —
— — — Es wär' geschehn —
Hätt' ich nicht einen guten Warner, den
Der Himmel mir gesandt.

Und so weiter in unerträglicher Versprosa! Die gleichgültigsten Wörter im Reim, weil eben der Verfasser keine Verse machen kann! Alle Schönheit wird grausam hingemordet auf dem Altare des Verses. Von der dichterischen Bewältigung eines Stoffes hat der Verfasser offenbar keine Ahnung; ich fürchte, er besitzt nicht einmal eine dichterische Ader.

Richard Weitbrecht.

Aus dem Goethe-Hause.

1. Aus Goethe's Freundeskreise. Erinnerungen der Baronin Jenny von Gustedt. Herausgegeben von Lily von Kretschman. Braunschweig, G. Westermann. 1892. Gr. 8. 12 M.
2. Aus dem Goethehause. Briefe Friedr. Wilh. Riemer's an die Familie Frommann in Jena (1803—1823.) Nach den Originalen herausgegeben von Ferd. Heitmüller. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. 1892. Gr. 8. 6 M.
3. Goethe's Mutter. Ein Lebensbild nach den Quellen von Karl Heinemann. Dritte, verbesserte Auflage. Mit vielen Abbildungen in und außer dem Text und vier Heliogravuren. Leipzig, A. Seemann. 1892. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Selbst in den heißen Sommermonaten, da ein jeder nach des Winters Misvergnügen von aller Arbeit und allem Wissensqualm entladen der Ruhe und dem Naturgenuß sich hingibt, schlummert und schläft die Goethe-Forschung nicht. Goethe und kein Ende! mag mancher Recensent, dem ein gütiges Geschick noch kurz vor der Sommerfrische die oben angezeigten dickleibigen Bände ins Haus brachte, unmuthig ausgerufen haben. Sogar die Verfasser haben jetzt manchmal das Gefühl, eine Entschuldigung in der Einleitung bringen zu müssen, freilich nicht wegen des Erscheinens ihrer eigenen Werke, aber wol dafür, daß neben diesen Werken so viel Unbedeutendes und Kleines in der Goethe-Literatur mit unterlaufe. So spottet man seiner selbst und weiß nicht wie.

Aber ein so liebenswürdiges, innerlich und äußerlich vornehmes Werk wie das an erster Stelle genannte: „Erinnerungen" von Jenny von Gustedt wird man immer mit Freuden aufnehmen und ihm nicht nur in der Bibliothek, sondern auch im eigenen Herzen ein Plätzchen aufbewahren. Es tritt uns in diesen Erinnerungen, Briefen und Dichtungen das Bild einer edlen und vornehmen, geistig hochstehenden und doch nicht unweiblichen Frau entgegen, ein harmonisch ausgeglichener Charakter, ein an Geist und Körper gleich vollkommenes Wesen, das in den Anschauungen der classischen Zeit aufgewachsen und von ihnen durchtränkt jene herrliche wohlthuende Ruhe bewahrt und um sich verbreitet, nach der wir Kinder eines nervösen Jahrhunderts uns vergeblich sehnen. „Unser Leben", so sagte Frau von Gustedt selbst, „blieb reiner und harmonischer als das Leben der jungen Generation. Man hatte Zeit für einander und für sich selbst, das Hasten und Jagen der neuern Zeit war uns unbekannt, das Leben nach innen hin tiefer und reicher, so arm es nach außen erscheinen mochte. Und doch fiel auch meine Jugend schon in den Abend dieses geistigen Lebens — eine schöne Mondscheinnacht mit mildem, hohem, die Landschaft verklärendem Licht!" Aus dieser Zeit stammen die „Erinnerungen", die eine Enkelin der Verfasserin in dieser schönen, mit vorzüglichen Porträts geschmückten Ausgabe veröffentlicht.

Jenny von Pappenheim, spätere Frau von Gustedt, die Verfasserin dieser Memoiren, wurde am 7. September 1811 auf dem Gute ihres Vaters Stammen in Kurhessen geboren. Ihre Mutter, eine geborene Gräfin Waldner von Freundstein, hatte früher als Hofdame in Weimar gelebt und zog nach dem bald nach Jenny's Geburt erfolgten Tode ihres Gatten wieder nach Weimar zurück, wo auch ihre Schwester Isabella, mit dem General Egloffstein verheirathet, lebte. „Als kleines dreijähriges Mädchen", so schreibt Frau von Gustedt in der Skizze: „Kaiserin Augusta", „brachte mich meine Mutter zum ersten male nach Belvedere, um mit den Prinzessinnen Marie und Augusta zu spielen. Ich war in gleichem Alter mit letzterer und sollte von nun an in fast geschwisterlichem Verhältniß neben ihr aufwachsen. Nie während eines ganzen langen Lebens hat ein Schatten diese Freundschaft getrübt, die nur der Tod in irdischer Weise trennen konnte."

Dem in weimarer Luft aufwachsenden jungen Mädchen wurde Goethe der Inbegriff aller Vollkommenheit und ihre Begeisterung wußte sie sogar auf ihre Pensionsschwestern in Straßburg zu übertragen: „Die heutige Jugend hat keinen Begriff von solch einem Enthusiasmus. Wir haben einmal, als er krank war, bitterlich weinend in einer Ecke gesessen, und ich und meine liebste Freundin falteten schließlich die Hände zu dem rührendsten Kindergebet für den großen, bewunderten Dichter."

Im Jahre 1826 kehrte Jenny in strahlender Schönheit erblüht nach Weimar zurück. Ihre Mutter war durch ihre zweite Heirath mit dem Amtsgenossen Goethe's, dem Minister von Gersdorf, für immer an Weimar gefesselt. Goethe liebte es, sich von jungen schönen Mädchen verehren zu lassen und so wurde denn Jenny ein viel und gerngesehener Gast im Goethe-Hause. „Die Augen werden viel Unheil anrichten", hatte er lächelnd bei der ersten Begegnung gesagt, und zu seiner Schwiegertochter: „Wer so

schöne Freundinnen hat, muß für Schleier sorgen", als ein Engländer beim Anblick der schönen Erscheinung fast geblendet und verwirrt wurde.

Der Abschnitt: „Goethe und seine Umgebung", dessen Inhalt zum Theil schon im zwölften Bande des „Goethe-Jahrbuchs" veröffentlicht worden ist, berichten Genaueres über den Verkehr des jungen Mädchens mit Goethe, der bis zum März 1832 ungetrübt und eifrig gepflegt wurde.

Unvergeßlich ist mir — so lautet eine Stelle daraus — die liebste Erinnerung an Goethe: Ich war mit Ottilien an einem schönen Frühlingstage zu Fuß nach Tiefurt gegangen; lange hatten wir auf dem stillen friedlichen Platz neben dem Pavillon gesessen; der Blick nach der mit alten schönen Bäumen bewachsenen Anhöhe war wohlthuend und regte zu vertraulichem Gespräche an. Der Vormittag war verstrichen, und wir gingen durch den Park nach der obern Chaussee, dort hielt ein Wagen, Goethe stieg aus, umfaßte jede von uns mit einem Arm und führte uns zurück nach der Ilm, lebhaft von Tiefurts Glanzzeit und der Herzogin Amalia erzählend. An einem länglich viereckigen Platz, von alten Bäumen umgeben, blieb er stehen, es war der Theeplatz der edlen Fürstin; etwas weiter zeigte er uns die Stellen, für die er „Die Fischerin" geschrieben hatte und wo sie aufgeführt worden war. So weich und mild sah ich ihn nie, der ganze Tag war so harmonisch, — langsam stiegen wir den Berg hinauf, wo der Wagen hielt, und fuhren zusammen nach Weimar zurück. Vor Goethe's Hausthür stand ein kleiner Knabe, der Pfefferkuchen feil bot. Goethe nahm ein Herz, über dem zwei Täubchen einträchtig saßen, schenkte es mir und lud mich noch zu Mittag ein, was Friedrich rasch meinen Aeltern kund thun mußte. Nach Tisch holte er seinen „Faust", an dessen zweitem Theile er noch arbeitete und aus dem er Ottilien oft vorlas. Jetzt durfte ich ihm lauschen, ich hätte es ewig thun mögen, nie den „Platz zu seinen Füßen" zu verlassen brauchen. Es dämmerte, als ich gehen mußte. Die Hand, die er mir reichte, zog ich dankbar und ehrfurchtsvoll an die Lippen. Er sah wohl, welch einen Eindruck ich mit mir nahm, und sagte noch, als ich mit Ottilien an der Thür stand: „Ja Kind, da habe ich viel hineingeheimnißt."

Und nicht nur der Dichter, auch der Mensch Goethe genoß diese Verehrung. Er war der leitende Stern ihres Lebens; seine Moral, seine religiöse Anschauung vertheidigte sie nicht nur; je reifer sie wurde, um so mehr erkannte sie in der Goethe'schen Religion der werkthätigen Liebe das wahre Christenthum.

Eine kleine Dichtung, die am Schlusse der Erinnerungen steht, ist dieser Frage gewidmet. Sie werde hier zugleich als Probe der eigenen Dichtungen unserer Goethefreundin abgedruckt.

Eine Erinnerung.

Ich war ein Kind. Allsonntäglich ging ich zur Kirche, allabendlich faltete ich die Hände zum Gebet, jeden Morgen galt mein erster Gruß dem lieben Heiland. Da sah ich Goethe, er streichelte mir das Haar, er lächelte freundlich und schenkte mir ein Körbchen Erdbeeren, das er gerade einem armen, zerlumpten Mädchen abgekauft hatte, für mehr Geld, als es verlangte, wie ich deutlich bemerkte. Von nun an wurde jeder Tag mir zum Fest, an dem ich ihm begegnete; ich sah ihn überall: im Park, im Wald, auf der Straße, zu Haus, nur in der Kirche nicht.

„Warum geht der Herr Geheimrath nicht in die Kirche?" frug ich.

„Er ist kein Christ!"

Ich erschrak tödlich. Wie konnte das sein? Wie konnte er lächeln, wie konnten die Leute ihn grüßen, wie konnte er leben und war doch kein Christ?

Ich wuchs heran. Da hörte ich, daß einer armen, fleißigen Familie das Haus abgebrannt war; ich ging hin, um ihr mit meinen schwachen Kräften beizustehen, und fand sie glücklich und zufrieden in einem neuen Heim: „Der Herr Geheimrath hat uns schon geholfen." — Wie konnte er barmherzig sein, wie konnte Segen auf seiner Gabe ruhen? Er war ja kein Christ!

Und die Jahre vergingen. Ich machte die Bekanntschaft eines frommen Mannes und freute mich dessen. Er gab mit vollen Händen, er sprach so schön von Gott und Christenthum; keine Kirche gab es in seiner Gegend, die nicht von ihm unterstützt worden wäre, kein Sonntag verging, ohne daß er vor dem Altar des Herrn gekniet hätte. Eines Tags aß ich bei ihm, ein Diener zerbrach eine Schüssel, und sein Herr schlug nach ihm. Dann hörte ich von seinem Bruder sprechen; man sagte, er sei sehr arm. „Er ist ein Ketzer und Gotteslengner und trägt gerechte Strafe", sagte mein Wirth. Ich erschrak, denn er war ja ein Christ!

Ich wurde ein Weib, ich sah das Elend in der Welt, die bitterste Armuth in den Hütten, und Kirchen von Gold strotzend und Priester in Seide und Spitzen — da dachte ich an ein schlichtes Zimmer mit niedrigen Fenstern und hölzernen Stühlen, an einen Mann darin im langen, grauen Rock mit einer milden Hand, leuchtenden Augen, herrlichen Gedanken — — war er nicht doch ein Christ?!

Nun bin ich alt. Ich erschrecke nicht mehr, wenn ein geliebter Mensch die Kirche meidet, aber ich bin verzweifelt, wenn er an den Hütten der Armuth vorübergeht. Ich bewundere nicht mehr den frommen Mann, dessen Name in allen Kircheneolleeten zu finden ist, aber ich verachte den, der es versäumt hat, ihn in die Herzen der Menschen zu schreiben!

Wo viel Licht ist, ist auch starker Schatten: es ist ein betrübendes Bild, das uns der Abschnitt: „August von Goethe und seine Söhne", entrollt, betrübend auch deswegen, weil man immer das Gefühl hat, als wäre das Unglück der Nachkommen Goethe's nicht verdient, als hätten August und Ottilie sowie ihre Kinder für das Glück, den Namen Goethe tragen zu dürfen, so bittern Tribut an das Schicksal entrichten müssen. Ein geistig trefflich begabter, sorgfältig gebildeter, auch körperlich schöner, wenn auch leidenschaftlicher Mann, ein hochgebildetes und edles, wenn auch phantastisches Mädchen, beide ohne irgendwelchen Zwang nur durch das Band der Liebe vereinigt, und doch beide so unglücklich, daß der Tod für August Erlösung wurde.

Frau von Gustedt, die jahrelang dieses Unglück der Ehe August und Ottiliens mit ansah, sucht die Wurzeln schon in der falschen Erziehung. Goethe scheint in dieser Beziehung mit dem höhern Alter immer mehr seinem Vater geglichen und die schweren Erlebnisse in der eigenen Kinderzeit ganz vergessen zu haben. Die schwachherzige Mutter verdarb durch das entgegengesetzte Erziehungssystem die Absichten des Vaters völlig. Größer geworden floh August die Nähe und die stummen Anklagen des Vaters und suchte durch übermäßigen Weingenuß sein Gewissen zu betäuben. Aber auch die Außenwelt trug Schuld an seinem Unglück. Vor einem Jahre ist das Stammbuch bekannt geworden, das August als Knabe auf Veranlassung seines Vaters angelegt hatte und das die Größen von Weimar und Jena mit ihren Aussprüchen zieren sollten. Immer und immer

wieder in den verschiedensten Formen finden wir denselben Wunsch ausgesprochen, daß der Knabe so berühmt wie sein Vater werden möge. Man scheint kein Gefühl dafür gehabt zu haben, daß man damit den Segen des Namens zum Fluch für seinen Träger gestaltete. Das Gefühl, immer nur als Sohn des großen Vaters betrachtet zu werden, die stete Sorge, jeden Ausspruch, jedes Wort des Vaters würdig gestalten zu müssen, ließ den Sohn menschenscheu und stumm werden. Die große Liebe zu Ottilie von Pogwisch spiegelte ihm das Glück, das er suchte, eine Zeitlang vor Augen. Aber das phantastische, überspannte Mädchen hatte in August nur den Sohn des Vaters geliebt und wandte sich bald enttäuscht von ihm ab. Er kehrte wieder zu seiner alten Leidenschaft zurück, auch die Gegenwart blühender Kinder konnte den Riß nicht heilen.

„Auch die Freude", so berichtet Frau von Gustedt, „an seinen Söhnen verbitterte ihm sein Mistrauen. Ich stand einmal mit ihm am Fenster des Eßzimmers kurz vor Tische. Im Garten ging Goethe auf und nieder; seine Enkel kamen hinuntergelaufen, um ihn zu holen. Jubelnd umschlangen sie den Großvater, erzählten, lachten, spielten; er freute sich sichtlich ihrer lieblichen Gegenwart, und ich sah mit Vergnügen zu. Da fiel mein Blick auf August: er starrte mit zusammengekniffenen Lippen, blaß und schwer athmend, auf dasselbe Bild, sein Aussehen sagte mehr als Worte."

Er erschien zuletzt wie halb wahnsinnig. „Fort von Weimar" war der einzige Gedanke. Wie einst sein Vater wollte er Heilung in Italien suchen: „Der Abschied vom Vater soll erschütternd gewesen sein. Mir wurde erzählt, August sei ihm plötzlich weinend zu Füßen gefallen und dann davongestürzt, während Goethe, überwältigt von böser Ahnung, auf seinem Lehnstuhl zusammengebrochen sei. Die Kinder schieden fröhlich von ihm mit allen möglichen Wünschen und Bitten; sie sollten den Vater nie wiedersehen. Er wurde im Lande seiner Sehnsucht von allen Leiden erlöst, aber anders, als er es gedacht hatte."

Ottilie wird sich über diesen Verlust bald getröstet haben. Sie lebte in einer andern, phantastischen Welt, in die uns der ihr gewidmete Abschnitt in Frau von Gustedt's Buch lebendig einführt. „Dank dem Himmel", so schließt sie, „der mich nicht zum Richter dieser unglücklichen Frau berufen hat! Ihre Seele war glänzend und liebenswürdig, doch für einen andern Planeten geschaffen; sie hatte sich in ihrem Fluge getäuscht, statt der blühenden Gärten ihres Sterns fand sie die kalten Nebel des unsern, statt der Liebe fand sie die Vernunft auf dem Thron, statt des heitern Lebens fand sie Arbeit und Sorgen. Mit jedem Schritt verstieß sie gegen ein irdisches Gesetz, jedes Gesetz rächte sich, jeder Irrthum kostete ihr eine Feder ihrer Flügel, einen Strahl ihres Lichts, eine Blume ihrer Schönheit — sie weinte, doch sie lernte nichts!"

Gleich wie ein Erbtheil der Aeltern verfolgte das Unglück auch die letzten Träger des Goethe'schen Namens, Wolfgang und Walter, von denen Heyse mit Recht sagte:

Die Enkel, die nach kurzer Jugendfrist
Die Schwere jenes Worts zu tragen hatten:
Weh dir, daß du ein Enkel bist.

Wozu die verfehlte Erziehung einer haltlosen, leidenschaftlichen, phantastischen Mutter — wir wurden auf das Edle mit Sporn und Peitsche dressirt, sagte einst Wolfgang — den Grund gelegt hatte, das Leben vollendete es. Sie lebten in einer andern Welt und wurden von den Menschen nicht verstanden. Einmal im zwanzigsten Lebensjahre versuchte Wolfgang mit einer eigenen Dichtung, dem Drama „Erlinde", vor die Welt zu treten. Man lachte ihn aus oder beachtete ihn nicht. Verbittert zog er sich zurück, in der Einsamkeit Schutz suchend vor dem Fluch des großen Namens, Verachtung des Irdischen, Mistrauen gegen alle Menschen tief im Herzen. Selbst in den Briefwechsel zwischen ihm und der mütterlichen Freundin klingt der Fluch des Epigonen hinein, die Angst und Sorge Wolfgang's, daß auch Frau von Gustedt's Freundschaft nicht ihm, sondern „dem Enkel" gelte. Dieses Mistrauen, das noch verstärkt wurde durch die große Pietät für alles, was den Großvater anging, war auch die eigentliche Ursache, daß das Goethe-Haus von ihnen so ängstlich gehütet wurde.

Frau von Gustedt hat noch von dem großherzigen Testament der Enkel erfahren, das den Schatz in die Hand einer der edelsten und kunstsinnigsten Fürstinnen Deutschlands legte und das ganze deutsche Volk gewissermaßen zum Erben einsetzte.

Mit Freuden vernahm sie es, aber ohne Verwunderung; für sie war nur ein äußeres Geschick daran schuld, daß die Enkel des größten Dichters von ihrem Volke nicht verstanden wurden.

„Es fand ein Mann", so schließt Frau Gustedt ihre Charakteristik Wolfgang's, „am Meer eine Muschel, und weil sie keine Auster war, schleuderte er sie zurück in die wogende See, nicht ahnend, daß sie die köstlichste Perle enthielt. Der Mann war Deutschland, die geschlossene Muschel Wolf's liebe, edle, große Seele."

Unmittelbar in das Goethe-Haus am Frauenplan führt uns das an zweiter Stelle genannte Werk: „Aus dem Goethehause"; mit Recht so genannt. Denn die 242 Briefe Riemer's an Frommann, die das Buch enthält, sind zum großen Theil dort geschrieben und handeln von den Vorgängen im Goethe-Haus. Freilich gerade viel Neues oder Interessantes bringen sie nicht, sie bestätigen oder ergänzen in der Hauptsache das, was wir schon wissen; aber sie geben dafür einen sehr wichtigen Beitrag für die Charakteristik Riemer's und berichtigen eingehend über seine Beziehungen zu Goethe. Der Herausgeber hat in der Einleitung alles das zusammengestellt, was die Briefe Wichtiges enthalten. Der im Jahre 1774 geborene Philologe Fr. W. Riemer hatte nach Beendigung seiner Studien eine Stelle als Hauslehrer in der Familie Wilhelm von Humboldt's angenommen und das Jahr 1802 in Italien mit ihr zugebracht. 1803 kam er nach Weimar, wurde hier Goethe

vorgestellt und sofort als Hauslehrer August's engagirt. In Goethe's Tagebüchern wird er zuerst am 7. September 1803 erwähnt. Bald sollte der neue Hauslehrer in eine Verbindung mit Goethe treten, die ihm für alle Zeit ein ehrendes Andenken sichert. Schon früher hatte Riemer den als Minchen Herzlieb's Pflegevater überall bekannt gewordenen jenaer Buchhändler und Buchdrucker Frommann kennen gelernt. Da nun Cotta die Einrichtung getroffen hatte, daß Goethe's Werke, wenn sie einzeln erschienen, in der Frommann'schen Druckerei in Jena gedruckt wurden, so war der eifrig mit Frommann correspondirende Riemer der geeignetste Vermittler der Wünsche des Dichters. Diese Briefe Riemer's an Frommann (1803—1824) sind in unserm Buche von Heitmüller abgedruckt und mit großer Sachkenntniß eingehend erläutert worden. Die vorzügliche Bildung des jungen Philologen bestimmte Goethe, ihn als seinen Secretär anzustellen, freilich als Secretär in etwas höherm Sinne. Da Goethe fast alles dictirte, war eine Durchsicht des Manuscripts, bevor es in die Druckerei wanderte, nothwendig; ferner wo immer Goethe das Gebiet der Philologie berührte, wandte er sich an den kundigen Secretär und überließ ihm häufig die Entscheidung. Auch sammelte und übersetzte Riemer für Goethe's naturwissenschaftliche Arbeiten zahlreiche Stellen aus antiken Schriften. Für die Ausgaben der Goethe'schen Werke von 1806 und 1815 war Riemer der Hauptbeirath. Auch traf es sich gut, daß der junge Philologe nicht ohne dichterische Begabung war. Bei der Bearbeitung von „Romeo und Julia" und bei manchem Festspiel und Prolog hat Goethe von dieser Begabung Gebrauch gemacht.

So sehr war aus dem Hauslehrer der berathende und gern gehörte Corrector geworden, daß Riemer, auch als August 1808 die Universität Heidelberg bezog, im Goethe-Hause blieb. Erst 1812, als er Professor am weimarer Gymnasium wurde, bezog er eine Wohnung für sich, ohne daß die Verbindung mit Goethe dadurch beeinträchtigt worden wäre.

Dem gegenüber bringen uns die nächsten Jahre Anzeichen einer immer mehr zunehmenden Verstimmung zwischen Goethe und Riemer; als Riemer 1813 die Professur wieder aufgeben und in das Goethe-Haus zurückkehren wollte, erfuhr er eine höfliche, aber deutliche Ablehnung, die Goethe mit den höflichen Worten schloß: „So lassen Sie uns den geistigen Verein desto fester schließen und freie Stunden zu wechselseitiger Erbauung zutraulich anwenden." Nach dem Tode Christianens, die mit der Gattin Riemer's, ihrer frühern Gesellschafterin, sehr befreundet war, kam es zu völligem Bruch zwischen Goethe und Riemer. Erst mit dem Beginn des Jahres 1819 beginnt wieder ein Verkehr zwischen beiden, der bald die alte Form annahm und ungestört bis zum Tode des Dichters fortgesetzt wurde.

Offenbar lag in der Stellung Riemer's im Hause Goethe's Zündstoff genug zu Misverständnissen und Mishelligkeiten. Riemer war ein nicht unbedeutender und auch selbständig schaffender Gelehrter. Gewiß war er glücklich als solcher Goethe nützen zu können; aber es gehörte andererseits doch viel Entsagung und Selbstentäußerung dazu, Manuscripte abzuschreiben oder Goethe's und Christianens Briefe nach Diktat nachzuschreiben, oder den gehorsamen Corrector zu spielen und sich immer gerade mit dem zu beschäftigen, was Goethe wollte und bestimmte. Und Riemer war nun gar nicht der Charakter, der dazu paßte. Ewig unzufrieden und nörgelnd, immer unmuthig überaus launenhaft, bald kleinmüthig, bald hochmüthig verstand er es nicht immer, die Ehrerbietung, die er Goethe schuldete, zu bewahren. „Die böse Laune", schreibt dieser 1809 an ihn, „der Sie Sich zeither übergeben, mußte früher oder später eine Scene herbeiführen, und ich gestehe Ihnen, Sie haben meine Geduld auf starke Proben gestellt."

Dazu kam noch die Abneigung Riemer's gegen August, seinen frühern Zögling, und dessen Lebenswandel, der er wiederholt und in starken Worten Ausdruck gab. Im Juli jenes Jahres, da die völlige Entfremdung Goethe's und Riemer's begann, ist der folgende Brief Goethe's geschrieben: „Wie leid es mir thut, Sie, mein guter Riemer, mit meinem Sohne in einem Verhältniß zu sehen, welches mir nicht erlaubt Sie einzuladen, muß ich aussprechen, ehe ich scheide."

Auch hier zeigt sich Goethe nicht blos als der große, sondern auch als der gute Mensch. All den kleinlichen Nörgeleien und Reibereien Riemer's gegenüber ist er immer wieder zur Versöhnung geneigt. Es war ihm offenbar schmerzlich, den langjährigen Mitarbeiter so nah und doch so fern zu wissen. Und auch Riemer kann auf die Dauer ohne die Vertrauensstellung bei dem großen Dichter nicht leben. So richtet sich denn das alte Verhältniß wieder ein. Riemer hat dem großen Gönner und Freunde die Treue und Dienste bis zum eigenen Tode bewahrt. In der Ausgabe von Goethe's Briefwechsel mit Zelter, den Goethe'schen Werken in zwei Quartbänden vom Jahre 1836, ferner der Briefe von und an Goethe (1846) und endlich in den von ihm selbst geschriebenen „Mittheilungen über Goethe" (1841) hat er das auch äußerlich bethätigt.

Unter dem für diesen Bericht gewählten Titel kann füglich auch das an letzter Stelle (Nr. 3) citirte Werk angezeigt werden, wenn es auch nicht das weimarer Goethe-Haus ist, dem sein Inhalt entstammt. Goethe's Mutter ist schon beim Erscheinen der ersten Auflage in d. Bl. im December vorigen Jahres besprochen worden. Deshalb begnügen wir uns bei der Anzeige der dritten Auflage mit einem kurzen Hinweis, zumal Autor und Recensent hier dieselbe Person ist.

Die neue Auflage hofft gegenüber den ersten beiden, was den Text betrifft, eine verbesserte genannt werden zu können. Bedeutend vermehrt worden ist der Bilderschmuck, er zählt jetzt vierundvierzig zum Theil hier zuerst veröffentlichte Illustrationen. Die vierte Auflage wird noch im Herbst dieses Jahres erscheinen. Karl Heinemann.

Feuilleton.

Die Firma des Artistischen Institut Orell Füßli in Zürich schreitet mit ihrer Sammlung der „Europäischen Wanderbilder" rüstig fort. Bald ist es ein wildes Alpenthal, das sie uns vor Augen führt, bald ein wohlbekannter Badeort, jetzt eine schwindelige Bergbahn, dann wieder die Ufer eines blauen Sees. In Heft Nr. 204, 205 schildert sie uns Biel, die freundliche Stadt am Fuße des Jura und deren so höchst interessante Umgebung, die Schlucht der Schüß, das sogenannte Taubenloch, die großartigste der jurassischen Klusen, das industrielle St.-Immerthal, die weitschauenden Höhen des Bözinger Berges, Magglingens, des Twannberges und des Chasseral, dann die abwechselungsvollen Ufer des Bielersees und des Eilandes, an welches seine Wellen schlagen, die St.-Petersinsel, wo Rousseau nach mannichfachen Irrfahrten einige wenige Monate in Frieden und Ruhe leben durfte. Nr. 198, 199 haben den Cursaal Maloja im Oberengadin, Nr. 209 Solothurn und Baselland zum Inhalt.

— Von der von uns kürzlich angezeigten Sammlung der „Ausgewählten humoristischen Schriften" Mark Twain's sind im Verlage von Robert Lutz in Stuttgart die ersten Lieferungen erschienen, welche die „Abenteuer und Streiche von Tom Sawyer" enthalten. Dieses köstliche Buch, das zu den Perlen der humoristischen Weltliteratur gehört, möchten wir allen Freunden guter und humorvoller Lektüre auch in dieser neuen, sehr gut ausgestatteten Ausgabe anempfehlen.

— Die Verlagshandlung des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien beginnt nach langer, umfassender Vorbereitung demnächst mit der Herausgabe einer neuen, zweiten Auflage der wohlfeilen Volks- und Schulausgabe von „Brehm's Thierleben". Das Werk, dessen Herausgabe R. Schmidtlein in Leipzig übernommen hat, wird zunächst in 52 Lieferungen zu je 50 Pf. ausgegeben, später in 3 Halbfranzbänden zu je 10 M.

— Die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, die sich auf dem Gebiete der Uebersetzungsliteratur schon manches Verdienst erworben hat, gibt eine „Bibliothek der fremden Zungen" heraus. Die uns vorliegenden Bände, die meist kleine Novellen enthalten, zeichnen sich durch große Reichhaltigkeit aus. Die Autoren sind Zola, Turgenjew, Maupassant, Edmondo de Amicis, Ohnet, Verga u. a. m. An anderer Stelle kommen wir noch auf diese neue Sammlung zurück.

— Das von M. Faber verfaßte Schriftchen „Deutschthum und Turnen" (Guhrau, Max Lemke) enthält zwei Aufsätze: „Die Culturaufgabe der deutschen Turnvereine" und „Der Fünfkampf der Griechen", welche schon vorher, ersterer in der „Deutschen Turnzeitung", letzterer im „Philologus, Zeitschrift für classisches Alterthum" im Jahre 1891 erschienen sind. Mehrfachen, sehr gerechten Wünschen entsprechend hat der Verfasser die Aufsätze in Buchform (Preis 80 Pf.) erscheinen lassen, um sie einem größern Leserkreise zugänglich zu machen.

Bibliographie.

Die Abende von Médan. Von E. Zola, G. de Maupassant, J. K. Huysmans, H. Céard, L. Hennique, P. Alexis. Deutsch von A. Schwarz. Budapest, G. Grimm. 8. 1 M.

Geographische Abhandlungen aus dem Reichslande Elsass-Lothringen. Herausgegeben von G. Gerland. 1. Hft. Stuttgart, E. Schweizerbart. Gr. 8. 4 M.

Acta borussica. Denkmäler der preußischen Staatsverwaltung im 18. Jahrhundert. Herausgegeben von der Königlichen Akademie der Wissenschaften. 1. bis 3. Bd. Die einzelnen Gebiete der Verwaltung. Die preußische Seidenindustrie im 18. Jahrhundert und ihre Begründung durch Friedrich den Großen. 3 Bde. Berlin, P. Parey. Gr. 8. 41 M.

Baechtold, J., Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz. Frauenfeld, J. Huber. Gr. 8. 15 M. 20 Pf.

Die ethische Bewegung in Deutschland. Vorbereitende Mitteilungen eines Kreises gleichgesinnter Männer und Frauen in Berlin. (Frühjahr 1892.) Berlin, F. Dümmler. Gr. 8. 50 Pf.

Bock, G. J., Naturwissenschaft und Bibel. Nur ein Gesetz in Natur und Schrift. Naturwissenschaftlich-theologische Studie nach Drummond. Leipzig, A. Deichert Nachf. 8. 1 M.

Boguslawski, v., Der Krieg in seiner wahren Bedeutung für Staat und Volk. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Lex.-8. 2 M. 50 Pf.

Böse, E., Das Wandern in den Alpen. München, J. Lindauer. Gr. 16. 40 Pf.

Buck, M., Bagenga'. Oberschwäbische Gedichte. Stuttgart, R. Lutz. 12. 2 M. 50 Pf.

Fabriczy, C. v., Filippo Brunellesehi. Sein Leben und seine Werke. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. Gr. 8. 20 Pf.

Förster, O., Bilder aus der guten alten Zeit. Ein Beitrag zur Förderung des sittlichen und materiellen Volkswohls. Kulturgeschichtliche Schilderungen, besonders aus Mitteldeutschland, und interessante Vergleiche zwischen sonst und jetzt vom Jahre 1800 bis auf die neueste Zeit. Weimar, A. Duckschwerdt. Gr. 8. 3 M.

Gumprecht, O., Vom Alpenschnee zum blauen Meer. Wanderbilder aus den Ostalpen. Nebst einem Uebersichtsblatte der Ostalpen. Leipzig-Reudnitz, M. Hoffmann. 8. 1 M.

Hoffmann, L., Die Bevölkerungszunahme ist keine Gefahr! Gegen die Malthusianer. Stuttgart, Schickhardt u. Ebner. 8. 2 M.

Der Kaiser in der Mitte. *_* Dresden, Druckerei Glöß. Gr. 8. 1 M.

Kerz, F., Die Schalablagerungstheorie. II. Eine Erweiterung der Laplace'schen Nebularhypothese. Leipzig, O. Spamer. Gr. 8. 1 M.

Köhler, H., Die Pflanzenwelt und das Klima Europas seit der geschichtlichen Zeit. 1. Thl. Berlin, P. Parey. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Krahmer-Möllenberg und von Eschwege, Geschichte des hannoverschen Jäger-Bataillons Nr. 10. Mit 1 Marschkarte und 2 Skizzen im Text. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 8. 1 M. 25 Pf.

Landois, H., Frans Essink, sien Liäwen un Driewen äs aolt Mönsterk Kind. Komischer Roman in 3 Abtlgn. 3. Romantischer Tl.: Up de Tucksburg. Mit 1 Titelbild der neuen Tucksburg und 9 Bildern nach Handzeichnungen des Verfassers von P. Krieger. Leipzig, O. Lenz. 8. 4 M.

Längin, G., 40 Jahre Kämpfen und Hoffen. Gesammelte religiös-patriotische Gedichte. Berlin, Bibliographisches Bureau. Gr. 16. 1 M.

Bergische Litteratur-Zeitung. Herausgegeben vom „Bergischen Litteraturbund". Leiter: R. Horath. 1. Jahrg. Juni 1892—Mai 1893. 24 Nrn. Kohlfurterbrücke b. Elberfeld, Expedition. Gr. 8. Vierteljährlich 75 Pf.

May's, C., Gesammelte Reiseromane. 1. u. 2. Bd. Freiburg i. Br., F. E. Fehsenfeld. 12. à 3 M.

Philippson, L., Novellenbuch. 2 Thle. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt. 8. 9 M.

Recheis, G., Kritische Reisebriefe. Deutsche Städtebilder. Berlin, A. H. Fried u. Comp. 8. 2 M.

Reiss, W., und A. Stübel, Reisen in Süd-Amerika. Geologische Studien in der Republik Colombia. I. Petrographie. 1. Die vulkanischen Gesteine, bearbeitet von R. Küch. Berlin, A. Asher u. Comp. Imp.-4. 20 M.

Sauer, W., Blüchers Uebergang über den Rhein bei Caub. Nebst Mitteilungen über den Aufenthalt des York'schen Corps im Herzogtum Nassau von Ende October 1813 bis zum Januar 1814. Mit dem Facsimile eines Briefes Blüchers. Wiesbaden, C. W. Kreidel. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

Schmitt, H., Eine neue Notenschrift. Studie. Brünn, R. M. Rohrer. 8. 1 M. 20 Pf.

Schneider-Kreuznach, C., Welche besondere Aufgaben erwachsen der Volksschule aus der socialen Bewegung unserer Zeit. Neuwied, Heuser. Gr. 8. 30 Pf.

Settembrini, L., Erinnerungen aus meinem Leben. Mit einer Vorrede von F. de Sanctis. 2 Bde. Nach der neunten italienischen Ausgabe deutsch von E. Kirchner. Berlin, S. Cronbach. 8. 10 M.

Steckner, H., Beim Fellah und Khedive. Bilder und Skizzen aus dem modernen Aegypten. Halle a. S., R. Mühlmann. 8. 2 M. 40 Pf.

Strauß und Torney, V. v., Die Freiheit des Menschen. Leipzig, A. Deichert Nachf. Gr. 8. 1 M.

Thoemes, R., Der Anteil der Jesuiten an der preußischen Königskrone von 1701. Nach den Akten des Geheimen Staatsarchives. Eine preußische und deutsche Studie. Mit einem Vorwort von E. Lieber. Berlin, Eckes u. Comp. Gr. 8. 2 M.

Vrchlický, J., Hippodamia. Dramatisches Gedicht in 3 Tln. Uebersetzt von E. Grün. Mit durchwegs musikaliseher Begleitung von Z. Fibich. Prag, F. A. Urbánek. Gr. 16. 2 M.

Waldeck, H., Freisinnige Zukunftsbilder, verfaßt gelegentlich des am 21. und 22. Mai in Mannheim abgehaltenen II. südwestdeutschen Parteitags der Deutsch-Freisinnigen Partei. Mannheim, J. Bensheimer. 12. 50 Pf.

Weber, L. M., Hans Waldmann. Trauerspiel. Zürich, C. M. Ebell. 8. 2 M. 40 Pf.

Werner, Julie, Verschollen, doch nicht vergessen. Eine Erzählung aus vergangener Zeit. Basel, Schweizerische Verlags-Druckerei. Gr. 8. 2 M.

Westarp, A. Graf v., Deutsche Lieder. Berlin, M. Hoffschläger. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Wilhelm II. und Alexander III. *_* Dresden, Druckerei Glöß. Gr. 8. 50 Pf.

Zabern-Schlettstadt, J. v., Opfer der Gesellschaft. Zeitgenössischer Roman. Leipzig, Elischer Nachf. 8. 4 M.

Zanthier, H. E. v., 175 Jahre des königlich preußischen Kürassier-Regiments Herzog Friedrich Eugen von Württemberg (Westpreußisches) Nr. 5. Mit 4 Bildnissen in Lichtdruck und 9 farbigen Uniformbildern. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

In Eis und Schnee.

Die Aufsuchung der Jeannette-Expedition
und
eine Schlittenfahrt durch Sibirien.

Von

William H. Gilder.

Mit 46 Abbildungen in Holzschnitt und 3 Karten.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Vorliegende Erzählung von dem Verlauf der Expedition, welche die Vereinigten Staaten von Nordamerika nach dem nordischen Eismeere gesandt, um die Mannschaft des verunglückten Schiffes Jeannette aufzufinden, ist eins der interessantesten Reisewerke. Die spannenden, frischen und launigen Schilderungen des Verfassers, eines Mitglieds der Expedition, bieten dem Leser angenehme Unterhaltung; aber auch die geographische Wissenschaft wird durch das Werk in wichtigen Punkten bereichert, unter anderm in Erforschung der Wrangel-Insel, die auf den Karten der arktischen Region bisher als ein Festland dargestellt wurde. Durch zahlreiche Abbildungen und billigen Preis empfiehlt sich das Werk den weitesten Kreisen zur Anschaffung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Goethe's Briefe
an die
Gräfin Auguste zu Stolberg,
verwitwete Gräfin von Bernstorff.

Zweite Auflage, mit Einleitung und Anmerkungen.

8. Geh. 2 M. 50 Pf. Cart. 3 M.

Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, einer der wichtigsten Beiträge zur Charakteristik des jungen wie des alten Goethe, wurden in dieser gefällig ausgestatteten Ausgabe von Professor Dr. W. Arndt herausgegeben und mit werthvollen literargeschichtlichen Excursen versehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geld und Geldverkehr.

Von

W. Stanley Jevons,

Professor der Logik und Volkswirthschaftslehre an Owens College in Manchester.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 21. Band.)

Die Literatur über die Wissenschaft vom Gelde ist in neuerer Zeit zu einem kaum übersehbaren Umfange angewachsen. Man wird es daher dem Verfasser des vorliegenden Werks, dem englischen Nationalökonomen Jevons, Dank wissen, dass er das Interessanteste und Wichtigste aus der Masse des Stoffs herausgehoben und hier in zusammenhängender, fesselnder Darstellung den Lesern vorführt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gespräche mit Goethe
in den letzten Jahren seines Lebens.

Von **Johann Peter Eckermann.**

Sechste Auflage.

Mit einleitender Abhandlung und Anmerkungen von **Heinrich Düntzer.**

Drei Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. 8 M.

Eckermann's berühmte „Gespräche mit Goethe" enthalten einen Schatz wichtiger Mittheilungen über die Entstehung der einzelnen Werke des Dichters, über seine Beziehungen zur deutschen und ausländischen Literatur und deren Hauptvertretern, sowie über seine politischen und religiösen Ansichten. Die sechste Auflage wurde vermehrt durch einen Commentar, zahlreiche Erläuterungen, Nachweise und Berichtigungen von dem vorzüglichen Goethekenner Heinrich Düntzer und ein vollständiges Namen- und Sachregister.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Endymion.

Von

Earl of Beaconsfield.

(Benjamin D'Israeli.)

Aus dem Englischen von
Professor **Dr. C. Böttger.**

Zweite Auflage.

Drei Theile. 8. Geh. 6 M. Geh. 8 M.

Dieses letzte Werk des berühmten englischen Staatsmannes, ein aus Wahrheit und Dichtung gemischter Roman, führt mitten in die höchsten Kreise der Gesellschaft ein und streift in geistvoller Unterhaltung alle Fragen, von welchen das politische Leben Englands während der letzten Jahrzehnte bewegt worden ist. Die deutsche Uebertragung gibt die feinen Eigenthümlichkeiten der Beaconsfield'schen Schreibweise so treu und vollkommen wieder, daß sie sich wie ein Originalwerk liest. Die zweite Auflage ist im Preise sehr wesentlich ermäßigt worden; die erste Auflage kostete geh. 18 M., geb. 21 M.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
in Pulver- u. Würfelform.
HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 38. — 22. September 1892.

Inhalt: Die Zukunft der deutschen Literatur. Von Richard Opitz. — Deutsch oder Undeutsch? Von Richard Friedrich. — Zur Alterthumskunde. Von J. Mähly. — Aus Fremde und Heimat. Von Alfred Kirchhoff. — Militärschriften. Von Victor Kurs. — Aus der religiösen Publicistik. Von Richard Weitbrecht. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Die Zukunft der deutschen Literatur.

Dem modernsten Culturforscher genügt es nicht mehr, als rückwärtsschauender Prophet Jahrtausende, die mit Nacht bedeckt waren, aufzuhellen, er will auch das Dunkel der Zukunft lichten, er will wissen, wie wir ums Jahr 2000 leben, wie wir unsere Zukunftsschlachten schlagen werden. Noch kühner hat neuerdings Kurt Grottewitz*) die Frage nach der Zukunft der deutschen Literatur zu beantworten unternommen, freilich auch wieder vorsichtiger, indem er sie auf dem heutzutage beliebten Wege der „Enquête" durch Umfrage bei den Producenten zu lösen suchte. Die Frage hat sehr verschiedene Aufnahme gefunden. Die einen haben die Beantwortung einfach abgelehnt oder mit einem Scherze abgethan, sie wissen es nicht, „und wenn man sie todtprügelt", oder fürchten, nur eine banale Phrase zu geben, wenn man ihnen die Pistole auf die Brust setzt und fordert: Prophezeie! Ein anderer will es versuchen, macht aber den Fragesteller verantwortlich, „falls er Unsinn prophezeie". Andere wieder rücken sich den Dreifuß zurecht, nehmen eine ernste Miene an und orakeln frisch darauf los oder mischen im Hexenkessel aus den verschiedenen Ingredienzien die Literatur der Zukunft.

Die Ungeduld, mit der wir auf die kommenden Männer warten, entspringt der allgemeinen nervösen Ueberreizung. Diese Ungeduld macht uns undankbar gegen die Vergangenheit, ungerecht gegen die Gegenwart. Und was erreichen wir damit? „Trotz alles Hastens unserer schnelllebigen und schnellsterbigen Zeit", bemerkt richtig Heinrich Vierordt, „werden wir auf künstlichem Wege keine Blütezeit hervorbringen; es ist das auch gar nicht nöthig. Dieser Baum blüht nicht jedes Jahr, wie die gewöhnlichen Fruchtbäume. Wir thun wol besser, uns des Vorhandenen zu freuen, in die Schätze der Vergangenheit zu tauchen und die Zukunft einer Literatur für sich selber sorgen zu lassen." Es hängt eben alles davon ab, ob in den nächsten Jahren ein großer Dichter geboren wird. Wie nun, wenn die Natur ihn uns noch hundert Jahre, noch zweihundert Jahre vorenthält? Oder wissen wir vielleicht wenigstens, wie er aussehen wird? Nein. „Nur diejenigen", erklärt Paul Heyse, „dürfen sich allenfalls vermessen, den Fortschritten unserer geistigen Cultur eine nicht ganz abenteuerliche Prognose zu stellen, die der Ueberzeugung sind, das Genie sei immer ein Product seiner Zeit und des sogenannten Zeitgeistes, eine Doctrin, zu der ich mich niemals habe bekehren können." Gewiß wurzelt jeder große Dichter im geistigen Boden seiner Zeit, allein er wäre nicht das, was wir in ihm erwarten, wenn er nicht etwas brächte, was vor ihm noch nicht da war. Insofern aber bahnbrechende Geister ihrer Zeit ihren Stempel aufdrücken, wäre das Verfehlte der ganzen Fragestellung erwiesen.

Nun wird aber von verschiedenen Seiten darauf aufmerksam gemacht, daß neben dem Wirken der einsamen Größen die fruchtbare Production für das „Publikum" hergeht. Hier finden wir Meister genug, die gut geschult mit feinem Sinne je nach dem Geschmacke ihrer Zeit Motive der Vergangenheit bearbeiten oder die Erfahrungen und Bestrebungen der Gegenwart in Poesie umsetzen. Hier finden wir Talente aller Art, aber auch viel Unberufene. Wenn nun dieses vielköpfige Wesen die Literatur schlechthin ausmacht, was können wir über seine Zukunft wissen?

Der Fragesteller hat wenig zur Klärung der Sache beigetragen, indem er den Anschein erweckte, daß aus dieser Vielheit jemals eine Einheit werden könnte. Es ist genau so, als wenn jemand fragen wollte: Was werden wir in Zukunft essen? Der Geschmack und die Auffassungsfähigkeit ist doch ganz verschieden. Der biedere Bauer verlangt andern Lesestoff als der vielgewandte Handlungsreisende. Zugleich gilt aber, was August Nie-

*) Die Zukunft der deutschen Literatur im Urtheil unserer Dichter und Denker. Eine Enquête. Von Kurt Grottewitz. Berlin, Hochsprung. 1892. 8. 1 M. 50 Pf.

mann sagt: „Das Publikum hat einen guten Magen: es liest «Amaranth» und «Nana», die «Kreutzer-Sonate» und die «Familie Buchholz», den «Hüttenbesitzer» und Henry Drummond, «Rembrandt» und die «Gartenlaube», sieht die «Gespenster», den «Parsifal», «Sodom's Ende» und den «seligen Tonpinel», ohne daß man eine Aenderung an ihm bemerken könnte. Ich denke, daß der Versuch durch geistreiche, witzige, paradoxe, gedankentiefe, lehrreiche oder erbauliche Bücher auf des Volkes Sitten und Ansichten einzuwirken oder wegen seiner Ignoranz Rache an ihm zu nehmen, ähnlich dem Versuch der Mücke ist, eine Schildkröte in den Rücken zu stechen." Andere ereifern sich über das charakterlose Publikum, „es wird immer bleiben, wie Goethe es schildert, halb kalt, halb roh". Nicht mehr ganz zeitgemäß dürfte die Vorstellung Rosegger's sein: „Von der frostigen Dachstube aus wird der deutsche Dichter seinem Volke hochgemuth das Lied der Schönheit und menschlichen Größe singen. Das Volk wird an dem Sange geringschätzig vorübergehen, aber wenn der Dichter todt ist, wird es mit Begeisterung sein Lied nachsingen, wird zurückkehren und einen schönen Lorberkranz niederlegen auf das frische Grab." Wenn heute bei der gespannten literarischen Erwartung ein Dichter keine allgemeine Anerkennung findet, so liegt es entweder daran, daß er nichts taugt oder daß er von der Menge nicht verstanden wird. In diesem Falle muß er sich allerdings mit dem Nachruhm trösten. Andererseits erfreuen sich gewiß viele unverdient der Gunst des Publikums. Müssen sie aber nicht zittern bei dem Gedanken an die schlechten Dichter, die ewig im Feuer der Literaturgeschichte schmoren? Einen schweren Vorwurf erhebt Karl Bleibtreu gegen die Schriftsteller selbst: „So lange die einen die treffliche «Ehre» von Sudermann für ein Meisterwerk ausschreien, die andern den wundervollen Durcharbeitungsfleiß des feinfühligen Hauptmann mit Genialität verwechseln und alle zusammen — d. h. die momentan tonangebenden berliner Cliquen — jede ihnen unbequeme Bedeutung mit allen erdenklichen Mitteln herabzuwürdigen suchen, wird an eine planmäßig zusammenwirkende Arbeit — ist diese denn aber nöthig? fragen wir — nicht zu denken sein. Denn eine anständige literarische Atmosphäre gehört unbedingt mit dazu. Die Literaten selbst haben die lächerliche Verwirrung verschuldet, welche im Publikum in Sachen der modernen Literatur herrscht." Eugen Zabel sieht eine Hauptgefahr in dem zunehmenden Antheil der Frauen an der Literatur: „Ihr Einfluß wird verderblich, wenn sie sich in solchen Massen, wie es gegenwärtig der Fall ist, auf den literarischen Markt drängen. Sie drohen, unsere Literatur, wenn wir von wenigen, dann aber um so glänzenderen Ausnahmen absehen, in der bedenklichsten Weise zu verflachen und zu entnerven, sie verderben das kritische Gefühl und erregen eine traurige Duldsamkeit der Mittelmäßigkeit gegenüber, indem sie das freie Aussprechen der Meinung in leere Höflichkeit und die Wahrheitsliebe in Galanterie verwandeln." Ein anderer macht die Verleger und die Bühnenleiter verantwortlich. Diese Klage führt uns endlich auf den Kernpunkt der ganzen Frage, ob in Zukunft der Idealismus herrschen wird oder der Realismus, weil die in der Gegenwart darauf gerichteten Bestrebungen berechtigt sind. Manches treffende Wort ist hierüber gesprochen worden. In diesen Feststellungen liegt auch der Hauptwerth des ganzen Büchleins. Doch müssen wir uns auch hier auf unsere guten Wünsche beschränken.

Die erste Unterfrage des Unternehmers der „Enquête" lautete: „Glauben Sie, daß die alte idealistische Richtung der Geibel, Ebers, Julius Wolff u. s. w. jetzt ihrem Untergange entgegengeht?" Max Nordau weist auf die Willkür hin, mit der diese drei Namen zusammengestellt und zu Vertretern des Idealismus gemacht werden, und Richard Grelling fragt: „Weshalb nicht auch Goethe's «Iphigenie» und «Tasso» auf dieselbe Proscriptionsliste setzen?" Es ist in der That eine eigenthümliche Taktik, die der Fragesteller hier angewendet hat. Wenn nur wenigstens alle einig wären über die Bedeutung der Begriffe Realismus und Idealismus! Dürfte man unter Realismus die Richtung verstehen, die nur das Gegenständliche berücksichtigt, unter Idealismus eine, die nur den Gedanken gelten läßt, so wäre die Verständigung viel leichter. Nur ungern gehe ich hier, wo eine erschöpfende Darstellung doch nicht gegeben werden kann, auf einzelne Streitpunkte ein.

In demselben Maße, wie infolge der Fortschritte der exacten Wissenschaften der Drang nach Kenntniß auf allen Gebieten des Lebens sich gesteigert hat, ist die Lust am Fabuliren zurückgetreten. So gut wir genaue Schilderungen des Lebens der Botokuden lesen, wollen wir auch das Leben der verschiedenen Schichten unserer großstädtischen Bevölkerung kennen lernen. Viele lesen das mit heiligem Eifer, während andere, die empfindlichere Nasen haben, nichts davon wissen wollen. Aber ist das Poesie? Gewiß nicht. Ein Grundirrthum der Modernen ist eben der, daß sie das Wissen an Stelle der Poesie gesetzt haben, während doch beide nebeneinander bestehen sollen. Die Poesie aber ist entthront, weil das neue Wissen fesselnder, packender, reizvoller, kurz interessanter erscheint. Den „Faust", den „Wallenstein" hat wol noch niemand uninteressant gefunden. Aber die Nachahmer sind blutarm geworden, wie der beliebte Ausdruck jetzt heißt, unwahr und damit uninteressant, und so verdienen sie den Untergang. Ist aber damit, daß die Epigonen den Bogen, den jene Meister mit leichter Mühe spannten, nicht mehr spannen können, schon gesagt, daß jene Kunst überhaupt ein Irrthum war? Kann nicht jeden Tag ein Odysseus wiederkommen und von neuem seine sicher treffenden Pfeile versenden?

Wie die idealisirende Dichtung nicht interessant zu sein braucht, so ist auch die realistische Darstellung nicht immer interessant. Die Naturwahrheit an sich entlockt uns wol einen Ruf der Ueberraschung, keineswegs aber flößt sie uns immer ein tieferes Interesse ein. Wie viele Frauengestalten der neuen Schule sind uns viel, viel weniger als

Hekuba! Weg deshalb mit der falschen Behauptung, daß alle Aeußerungen des modernen Lebens interessant und damit ein würdiger Gegenstand der Kunst seien! Mit welchem Rechte muthet man uns ferner zu, die neue Kunst schon deshalb zu verehren, weil sie so viel mit socialen Fragen sich beschäftige? Und wer garantirt uns, daß nicht eine baldige Zukunft all diese Augenblicksphotographien nur noch als historische Curiositäten, nicht aber als werthvolle und vollgültige Aeußerungen menschlichen Empfindens werde gelten lassen?

Wir kommen also darüber nicht hinaus, daß nur das, was wirklich interessant ist in der neuen Kunst, berechtigt ist, neben die interessanten Schöpfungen der idealisirenden Kunst zu treten. Diese Auswahl der Gegenstände ist streng genommen schon idealisiren. Warum sollte die reiche Schöpferin Natur nicht vieles gebildet haben, was der höchsten Auffassung von Kunst entspricht? In andern Fällen muß der Künstler sein Werk so machen, wie die Natur es geschaffen haben könnte oder müßte. Wich die frühere Zeit der Natur im allgemeinen zu sehr aus, so ist die neuere Menschheit Sklave der Natur geworden. Noch ist die Vererbungstheorie nicht allgemein anerkannt, aber in Ibsen's Drama hat sie schon zur Entnervung geführt. Wo bleibt da der prometheische Trotz, der alle Hemmnisse überwindet? Wir lieben unsere Fehler viel zu sehr. Gebrechen, die bei der Schilderung des modernen Lebens nur in die Winkel verwiesen werden sollten, werden in den Mittelpunkt der Handlung gerückt. Man muthet uns zu, dort Tragik und Probleme zu sehen, wo nur Schwäche und Haltlosigkeit sich offenbart. Zum Theil fallen die Erzeugnisse der neuen Schule in das Gebiet der Pikanterien, die von weltfrohen Männern aller Zeiten gern gehört und gelesen worden sind, ohne aber je für etwas Höheres ausgegeben zu werden. Es würde den Modernen nichts schaden, wenn sie von dem ridentem dicere verum sich ein wenig aneignen könnten. In der That hofft Ernst von Wolzogen eine Ueberwindung der jetzigen Krise vom Humor.

Es liegt etwas Rührendes in jenem pantheistischen Sehnen, die ganze Natur, die ganze Welt liebend zu umfassen. Wer noch jung ist, kann diesem Drange sich schwer entziehen, der ältere Mann urtheilt schon kühler darüber. Auch wird der einzelne anders davon denken, wenn er krank, als wenn er gesund und kräftig ist. Und unser Publikum wird dieser Naturvergötterung sofort überdrüßig sein, wenn schwere Schicksale das Vaterland heimsuchen sollten. Wie viel auch „Unnatur" unter der Schutzmarke „Natur" verherrlicht wird, liegt auf der Hand.

Sehen wir nun aber zu, was die neue Richtung geleistet hat, so finden wir selbst nach dem Geständniß ihr Zugethaner nur Ansätze, wenn nicht Mislungenes. Die Frage: „Halten Sie den Einfluß Zola's, Ibsen's, Tolstoj's auf unsere Literatur für förderlich?", wird von einigen Beiträgern energisch verneint, wie von Nordau: „Alle drei sind krankhafte Erscheinungen und ihre Wirkung ist um so unheilvoller, als sie alle drei gewaltige Schöpfer sind und wie alles Auffallende und Eigenartige Suggestion üben." Otto Julius Bierbaum erklärt: „Zola, Ibsen, Tolstoj rechne ich dem guten, triebweckenden Dünger bei, den wir importiren mußten, da ein schändlicher Raubbau unsern Acker entkräftet hatte. Nun aber fort damit! Zu viel davon verdirbt die fettgewordene Krume." Daß die drei nicht reine Naturalisten sind, ist nicht schwer zu erkennen. Eduard von Hartmann hält sie für abstracte Idealisten und Romantiker, die sich naturalistisch verkleidet haben und ihre abstract-idealistischen Ziele mit mehr oder minder realistischen Mitteln verfolgen. Unsere einheimischen Vertreter der „Moderne" streben jetzt selbst über die genannten Ausländer und über den Naturalismus hinaus. „Die Zeit des Hinlauschens", verheißt uns Johannes Schlaf, „ist vorüber; wir sind flügge geworden, und es treibt uns, unser eigenes Lied zu pfeifen."

Mit weniger günstigem Auge sieht Eugen Zabel der Entwickelung zu: „Wir befinden uns, literarisch betrachtet, wieder einmal in den Lümmeljahren, sind von einer gewaltigen Werdelust erfüllt, schlagen wild um uns, wissen aber im Grunde gar nicht, was wir wollen. Der Gegensatz zwischen dem titanenhaften Gerede über Literatur und den pygmäenhaften Leistungen, die uns im allgemeinen geboten werden, hat unzweifelhaft etwas Komisches." „Mich dünkt", meint der oben citirte Bierbaum, „es wird einer kommen müssen und auch kommen, der die souveräne Handhabung der naturalistischen Technik mit freischöpferischer Phantasie und mit Leidenschaft verbindet. Hauptmann, Holz-Schlaf, Halbe plus Lilieneron etwa, haben wir den, so dürfen wir fürs Drama rufen: habemus papam." Ja, wenn er aber nicht kommt? So wäre dann das ganze Ringen nach dem Neuen vergeblich gewesen?! Nein! Die realistischen Bestrebungen der Gegenwart haben ihr Gutes gehabt, sie haben der Dichtung Stoffgebiete erobert, die ihr früher fern lagen, sie haben manchem Dichter das Gewissen geschärft und seine Technik vervollkommnet. Ebenso falsch wie die Behauptung, wir Deutschen, das Volk der Denker und Träumer, könnten uns nicht zu Thaten aufraffen, ebenso falsch ist es, daß unsere Augen zu stumpf wären für genaue Naturbeobachtung. Ich unterschreibe vollständig die Worte Konrad Telmann's, die in Variationen bei andern wiederkehren: „Die Entwickelung der Literatur wird (ich füge hinzu: hoffentlich) dahin führen, daß die scheinbaren Gegensätze vollständig zu einer höhern Einheit aufgelöst werden. Man wird realistisch sein — nicht, um eine bestimmte Richtung zu vertreten, einer bestimmten Schule anzugehören, sondern aus Naturnothwendigkeit, einfach weil man sonst kein Dichter wäre —, aber man wird die realistische Form mit idealem Gehalt füllen." In ähnlichem Sinne spricht sich von Wildenbruch aus. Nach ihm wird sich die neue Kunst zu einer Richtung entwickeln, „die sich dessen bewußt ist, daß das, was bisher erreicht worden, die kraftvolle Fähigkeit, Wirklichkeit wiederzugeben, nur Mittel zum Zweck, nicht Zweck

selbst ist, nur Handwerkszeug und Baumaterial für die große Dichtung, nicht die große Dichtung selbst". Wer durch bloße Nachahmung der Natur unterhalten will, mag sich darin nicht stören lassen. Er kann ein großer Künstler sein. Einen Dichter im eigentlichen Sinne wird er sich nicht nennen dürfen. Der aber, den wir erwarten, wird nicht blos Darsteller der Natur sein, sondern wieder ein vollkommener Dichter. Wir reden nicht von einer Verbindung des Idealismus mit dem Realismus, bei der eine Fälschung, eine Unwahrheit herauskäme. Man mag sich den Idealismus als die Sonne denken, die eine Landschaft beleuchtet. Wenn wir auch nicht anshören, aus dem klaren Bergquell uns zu erquicken, so verehren wir doch noch mehr als sein Wasser den edeln Wein, in dem die Gaben der Natur sich zu einer höhern Einheit verbinden.

Wir hoffen, daß auf dieser Grundlage die Verständigung sich rascher vollziehen wird, als man denkt. Mag's kommen, wie es will, die moderne Richtung wird jedenfalls einmal eine interessante Periode unserer Literatur bilden neben so vielen. Lassen wir nur den aufstrebenden Geistern die Bahn frei! Hic Rhodus, hic salta! „Der Worte sind genug gewechselt, laßt mich auch endlich Thaten sehn!"

Richard Opitz.

Deutsch oder Undeutsch?

1. Allerhand Sprachgrobheiten. Eine höfliche Entgegnung von J. Minor. Stuttgart, J. G. Cotta's Nachfolger. 1892. 8. 80 Pf.
2. Allerhand Sprachverstand. Kleine deutsche Sprachlehre für alle, denen ihr deutsches Sprachgefühl am Herzen liegt. Von Dr. X**. (Kritische Keile auf Wustmann'sche Klötze.) Bonn, P. Hanstein. 1892. 8. 1 M. 50 Pf.
3. In tyrannunculos! Streitschrift zur Vertheidigung der deutschen Sprachfreiheit. Von Dr. K. Kaerger. Berlin, Gergonne u. Comp. 1892. Gr. 8. 75 Pf.
4. Geist und Wesen der deutschen Sprache. Von G. Heß. Eingeleitet von K. H. Keck. Eisenach, Wilckens. 1892. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.
5. Randbemerkungen zu Dr. Wustmann's „Allerhand Sprachdummheiten". Untersuchungen über wichtige Gegenstände der deutschen Sprachlehre von K. Erbe. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1892. 8. 50 Pf.
6. Zum Schweizerischen Schriftdeutsch. Glossen eines Laien zu Wustmann's Schrift „Allerhand Sprachdummheiten". Von H. Blümner. Zürich, A. Müller. 1892. 8. 80 Pf.

„Deutsche, geliebte Landsleute! Lernet und heiliget euere angestammte, uralte Sprache und haltet an ihr; euere Volkskraft und Dauer hängt in ihr", so mahnte einst Jakob Grimm, und der Philosoph Fichte sagt in seinen „Reden an die deutsche Nation": „Welchen unermeßlichen Einfluß auf die ganze menschliche Entwickelung eines Volks die Beschaffenheit seiner Sprache haben möge, die Sprache, die den Einzelnen bis in die geheimste Tiefe seines Gemüths bei Denken und Wollen begleitet, beschränkt oder beflügelt, welche die gesammte Menschenmenge, die dieselbe redet, auf ihrem Gebiete zu einem einzigen, gemeinsamen Verstande verknüpft, — läßt sich im allgemeinen errathen." Wie stehen wir heute zu diesen Aeußerungen zweier Vaterlandsfreunde, die durch Sachkenntniß und Denkkraft zu einem Urtheil befähigt waren, wie wenige zu und nach ihrer Zeit! Daß unser sprachlicher Ausdruck schwer krankt, daß es abwärts geht mit der Sprachrichtigkeit, also mit der deutschen Sprache überhaupt, dürfte nur Leichtfertigkeit oder Unverstand bestreiten wollen. Seiner Unverwüstlichkeit allein verdankt es der stattliche Baum unserer Sprache, daß er noch so leidlich dasteht, ob auch von außen die Schädlinge der Fremdwörterei an ihm zehren und an seinem Mark der Wurm der Verderbniß nagt. Immerhin sind die Wirkungen dieser feindlichen Doppelthätigkeit wahrnehmbar, ja so sehr, daß nachgerade Abhülfe geboten erscheint, soll nicht mit unserer Sprache auch unsere Volkskraft unersetzliche Einbuße erleiden. Freilich Ansichten, wie sie hier nach J. Grimm ausgesprochen sind, wird das „vorurtheilslose" Weltbürgerthum belächeln, natürlich: denn seinen Bestrebungen und seinen Zwecken laufen sie schnurstracks zuwider. Um so mehr ist es Pflicht jedes wahren Deutschen, an seinem Theil weiterem Verfall unserer Sprache zu steuern. Da gilt das alte Wort: jeder kehre vor seiner Thür! Selbstzucht und zäher Wille sind die ersten Bedingungen, aber sie bleiben unerfüllt, solange nicht das Wissen ihnen Ziel und Richtung setzt. Dieses Wissen nun hat vor einiger Zeit G. Wustmann durch sein Buch „Allerhand Sprachdummheiten" empfänglichen Köpfen zu übermitteln versucht (vgl. Nr. 49 d. Bl. f. 1891). Man sollte denken — mag auch er vielleicht nicht so gedacht haben —, daß solch eine Schärfung des Sprachbewußtseins in deutschen Landen mit Dank aufgenommen würde. Aber was geschieht! Eine Sintflut von Hohn und Spott ergießt sich über des Sprachreinigers Haupt. Schon Titel und Motto kennzeichnen einen Theil der Gegenschriften. So schreibt J. Minor (Nr. 1) „Allerhand Sprachgrobheiten", ein Dr. X** (Nr. 2) bringt „Kritische Keile auf Wustmann'sche Klötze" und unter dem sinnverwandten Spruch: Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil! ereifert sich K. Kaerger (Nr. 3) „In tyrannunculos zur Vertheidigung deutscher Sprachfreiheit". Nach diesen Anfängen läßt sich leicht ermessen, daß es nicht erquicklich ist, dem Streite näher zu treten. Indessen verdient einmal, trotz der unliebsamen Art, wie der Kampf ausgefochten wird, sein Gegenstand allgemeine Theilnahme, die offenbar auch von beiden gegnerischen Seiten gewünscht wird, thatsächlich auch geweckt ist, andererseits verlangt der gute Kern und die gute Absicht des Wustmann'schen Buchs eine Würdigung, wie nach anderer, so besonders

nach der Seite, daß seine Gegner sich durch ihre eigenen Aeußerungen kennzeichnen. Vielleicht hat die folgende Zusammenstellung auch die Wirkung, daß der einst übliche, dann anscheinend erstorbene, jetzt plötzlich zu neuem Leben erweckte Ton wissenschaftlicher Befehdung für immer eingesargt wird. Kann man auch nach Lessing den Ton nicht vor Gericht, so doch vielleicht an etwas anderes stellen. Leider ist hier Wustmann nicht ohne Schuld. Vieles bei den Gegnern ist nur der bekannte Widerhall aus dem Walde. Und die Schulmeister, denen Wustmann, um mit Minor zu reden, doch sonst so hart zu Leibe rückt, könnten helle Freude daran haben, daß ihr Meister übereinstimmend all seinen Gegnern nur der Schulmeister heißt. Doch solchen Berufsgenossen heißen sie herzlich willkommen und erkennen in seinem Beginnen nur die Rückkehr zur ersten Liebe. Etwas anderes ist es ferner um eine sozusagen akademische Grobheit, die, ohne Namen und Personen anzuführen, über Sachen, Fehlertypen und ganze Klassen von Schnitzern sich unsanft ergeht, etwas anderes um Angriffe, die, rein persönlicher Art, in der Grobheit ihr Ziel haben. So sehr endlich auch eine ruhigere Haltung Wustmann's zu wünschen gewesen wäre, so sehr haben die Gegner seine etwaige Voraussicht bestätigt, daß, wer ins Wespennest sticht, mit seidenen Handschuhen nicht durchkommt.

Hören wir nun den Ton! Da heißt's: Verwegener Dünkel, saftige Grobheit, Kleinlichkeit, Grobheit und Ungeschliffenheit, Zopfigkeit, wahnwitziges Bestreben, alles eitel Wind, tollste Haarspaltereien, schnurriger Hokuspokus, launenhafte Willkür, Jeremiaden unseres Wüstenpredigers, Wustmann'sche Schreierei, Verknechtungsversuche, plumpe Hand, Schlafmützengehirn. Der Angegriffene selbst ist der Gröbste unter den Groben, ein moralisch angeängstetes Schulmeisterlein, gerngroßer kleiner Tyrann, dem man gütigst zugesteht, einmal einen lichten Augenblick gehabt zu haben. Die Blumenlese ist zwar nicht erschöpfend, aber genügt, denk' ich. Ziehen wir nun in den Kreis dieser Besprechung noch G. Heß (Nr. 4), K. Erbe (Nr. 5) und H. Blümner (Nr. 6), so läßt sich in der Stellung aller Genannten zu Wustmann eine vierfache Abstufung wahrnehmen. Heß gibt ein begeistertes Preislied auf unsere Muttersprache: sie ist ihm ehrwürdig, erhaben, ja heilig. Etwas von J. Grimm's Geist weht durch sein Buch. An den wenigen Stellen, wo er Wustmann erwähnt, theilen ihn Recht und Unrecht in dessen Buche richtig zwischen Anerkennung und Ablehnung. Sein schwungvoll geschriebener und vornehm gehaltener Aufsatz, den zu lesen wahrer Genuß ist, verdient uneingeschränkte Empfehlung und weiteste Verbreitung. Wenn etwas, so muß eine solche Darlegung fähig sein, deutschen Herzen Achtung für unsere Sprache einzuflößen und sie zur Erkenntniß dieses hohen Gutes zu bringen. Unmittelbar an und gegen Wustmann wendet sich Erbe, der Vorsitzende des deutschen Sprachvereins in Stuttgart. Ist er auch keineswegs in allem mit ihm einverstanden, so hat er doch mannichfache Anerkennung für ihn, ja findet sogar hier und da eine unnöthige Nachgiebigkeit gegen herrschende Fehler. In gleich maßvoller Weise sind Blümner's Bemerkungen zu Wustmann's Buche abgefaßt. Auch die mittlere Linie, auf der sich Erbe bewegt, ist von Blümner eingehalten. Da sich indessen sein Verfahren nur als eine Anwendung des Wustmann'schen auf das schweizerische Schriftdeutsch darstellt, — wobei sich ebenso gut Erweiterungen wie Einschränkungen der Wustmann'schen Sätze ergeben —, so sei hier gleich das Erforderliche darüber gesagt. Blümner zeigt durchgehends gesundes Urtheil und sicheres Wissen. Einen dreifachen Zweck verfolgt er mit seiner Schrift: das Fehlerhafte im schweizerischen Schriftdeutsch zusammenzustellen; das, was als gut und alt beibehalten werden soll, aufzuzeigen, und es endlich, wenn irgend möglich, zum allgemeinen deutschen Spracheigenthum zu machen. Mit seinen Worten: „Altes gutes Vatererbe soll man schätzen und vertheidigen", bekennt er sich ganz zu Wustmann's unanfechtbarem Grundsatze. Und wenn er „seinen Landsleuten jenseits des Rheins die Annexion schweizerischen Sprachguts empfiehlt", so berührt er sich darin mit einem später zu erwähnenden Vorschlage J. Minor's.

Viel schärfer nun und nicht immer die Schranken sachlicher Erörterung innehaltend, bekämpft dieser mit der Waffe gründlichster Fachkenntniß Wustmann in dem, was ihm als Uebertreibung oder Verirrung erscheint. Kaerger endlich und Dr. X*** wollen grob sein, das besagen ihre Motti. Dabei verfügt der erstere über eine tüchtige Kenntniß der Sprache und den richtigen Einblick in ihr Wesen, ist indeß kaum minder radical, als Dr. X***, bei dem alles Subjectivismus, alles Sturm und Drang ist, alles ausschließlich unter dem Gesichtspunkte der Nützlichkeit betrachtet wird. Dies zu beweisen und weil die himmelweite Entfernung des Standpunktes des Dr. X*** von dem meinen jede Auseinandersetzung von vorherein ausschließt, begnüge ich mich, einige seiner Ansichten zusammenzustellen. Er sagt: „Zweideutig ist es jedenfalls nicht, wenn man sagt: ich schenke dich das Buch, oder: ich beschenke dich mit das Buch. Logik ist weder dafür noch dagegen, auch die Aesthetik nicht. Ich schlage jedermann folgende Wette vor: er möge nur ein einziges Jahr lang mir und mich verwechselt sprechen und schreiben und hören und lesen, so wird er zwar in den ersten vier bis sechs bis acht Wochen Feuer speien, wie ein geschmorter Drache, aber am Ende des Jahres wird er sich mit der bestehenden Ordnung der Dinge völlig ausgesöhnt haben." — „Dabei sagt der Gebildete mit mir und ohne mich, also so unlogisch und willkürlich als nur möglich. Vielleicht kommt bald eine Zeit, wo viele Menschen mir und mich unterscheiden können, aber es nicht mehr wollen." — „Als oberste Richtschnur in Sprachstreitigkeiten können wir weder Logik noch Aesthetik anerkennen, sondern: der Ausdruck muß zweckmäßig, lebensfähig (praktisch) sein, ferner möglichst kurz auszusprechen und schnell zu verstehen u. s. w." — „Klare Gedanken, klarer Ausdruck der Gedanken ist so sehr die Hauptsache, daß die

fehlerfreie Form" — es sind nicht Schreib-, sondern Sprachfehler gemeint — „für sich allein gar nichts bedeuten kann." — „Portis, Portos, Porti, Porto sind alle gleichermaßen falsch, und vielleicht ist Portis noch am besten, weil es den Unsinn des Durcheinanderquatschens zweier Sprachen am schlagendsten versinnlicht." — „Nun wird es immer mehr Gebrauch zu sagen: ich erinnere ihn noch (entsprechend: ich vergesse ihn). Dieser Neuerung sollte man sich doch nicht in thörichter, kurzsichtiger Feindschaft gegenüberstellen, sondern sich sehr dazu freuen." — „Aehnlich: der wilde Schweinskopf, die reitende Artilleriekaserne u. s. w. Solche Verbindungen müssen erlaubt sein, sobald ein Bedürfniß da ist, keine Zweideutigkeit und auch kein komischer Nebensinn entsteht." Das sind einige der Grundsätze des Dr. X**. Nimmt man hinzu, daß er die Zeiten des Thätigkeitswortes als entbehrlich bezeichnet, die Ausdrucksweisen der Wirklichkeit, Möglichkeit, Nichtwirklichkeit ganz verwirft, Auf-, Ueber- und Unterschrift des Briefs ändern will und Formen wie: der hundertdreite u. a. m. empfiehlt, so wird man das obige Urtheil nicht unbegründet finden. Eine solche Verwässerung und Vergewaltigung der Sprache läßt nicht auf Erfassung ihres Geistes und Wesens schließen. Besteht in ihnen der Weisheit letzter Schluß, warum dann nicht gleich Volapük! Das Angeführte erspart mir ein näheres Eingehen auf die Kampfesweise dieser Schrift. Kurz sei bemerkt, daß Zopf und zopfig Hauptwaffen des Verfassers sind, daß die Ablehnung gewisser Bildungen wegen möglicher Misverständnisse durch Gleichklang auffällig erscheint, endlich daß wiederholt die Sache unter grausamen Scherzen verschwindet. Sicherlich hat dies Buch, wenn auch ohne des Verfassers Absicht, die Nothwendigkeit der Wustmann'schen Schrift handgreiflich erwiesen.

Auf fast gleichem Standpunkte steht der Privatdocent Dr. K. Kaerger. Wenn er Wustmann der Subjectivität und Willkür bezichtigt, die ihre Lehren mit einer förmlichen Unfehlbarkeit hinstellen, so erscheint er als der Gegenpapst, gegen dessen Urtheile es eine Berufung nicht gibt. Wenigstens darf er dabei den Ruhm der Duldsamkeit in Anspruch nehmen. Denn fast alle Sünden gegen den Geist der Sprache kann er verzeihen, nur müssen sie der Bequemlichkeit und der Kürze dienen. Immerhin bietet sein Buch eine Reihe von Gedanken, auf die einzugehen erforderlich scheint. Eine Grundanschauung kehrt mehrfach wieder. Es ist folgende. „Ihr — der Form frug — Dasein allein schon, die Thatsache, daß sie gesprochen und verstanden wird, verleiht ihr Daseinsberechtigung." — „Die Bildung ist da und schon darum daseinsberechtigt", und „Sobald eine neue Wortbildung oder eine neue Wortbedeutung da ist, darf sie es auch sein." Dazu füge ich einen zweiten Satz: „Das Urtheil der großen Masse der Sprechenden ist das allein maßgebende für die Frage, welche Sprachformen und welche Wortbildungen schön seien", und frage nun: warum reden wir dann nicht wie „die große Masse der Sprechenden", die doch wahrhaftig nicht die Sprache z. B. Kaerger's reden? Warum lauschen wir nicht auf Straßen und Plätzen, hinter Hecken und Zäunen, in Fabriken und Dorfschenken, um unser Deutsch nach dem Vorbilde der Masse zu berichtigen! Soll das Gesetz werden, so entscheidet über Sprachrichtigkeit künftighin nur das größte Maß von Dreistigkeit und die größte Zahl. Denn darin hat Dr. X** recht, die Heerde folgt nicht etwa Wustmann's Stimme, sondern der ersten besten Tagesgröße, einem „leitenden" Modeblatte. Nein, die Masse kann und wird hoffentlich niemals Richterin in Sachen der Schönheit und des Geschmacks, ebenso wenig über das, was falsch und was richtig ist, sein. Man denke nur einmal an die Kunst, und es gibt auch eine Kunst der Rede. Zuzugeben ist ja, über Geschmack läßt sich schwer streiten. Manche Menschen haben gar keinen. Aber Kaerger's Voraussetzung für Urtheilsfähigkeit scheint immer noch ein gewisser Grad von Bildung zu sein. Innerhalb nun des Kreises der Gebildeten haben aber doch die Begriffe schön und häßlich einige Allgemeingültigkeit bei allen Geschmacksunterschieden. Auch denkt Kaerger ernstlich von der Masse gar nicht so hoch; das beweist sein habeat sibi und seine Erklärung, sich nicht im mindesten von geistigen Massenbewegungen terrorisiren lassen zu wollen. Aber da ist doch kaum begreiflich, was Kaerger weiter schreibt: „Und selbst wir, die wir an solchem wüsten Gezisch persönlich kein Gefallen finden, wir werden uns nichts vergeben, wenn wir dieses, dem Sprachschatz des Deutschen durch den allgemeinen Gebrauch nun einmal einverleibte Wort der Abwechselung halber auch einmal in unsere Rede aufnehmen." Dieses laissez-aller ist schlechthin verwerflich. Oder huldigt man diesem Grundsatz auf irgendeinem sonstigen Gebiete? Und dann soll wol, was anderswo mit aller Kraft bekämpft wird, für unsere Sprache zu Recht bestehen! Wir nehmen doch auch sonst nicht jede Folge unserer überhasteten geistigen Entwickelung gottergeben hin. Aber Kaerger ist nur consequent, wenn er behauptet: „In der Grammatik ist ein Verfall der Sprache logisch undenkbar." Wenn ich hier geflissentlich nicht näher auf Griechisch und Latein eingehe, so hoffe ich doch, dem Kenner beider Sprachen wird ein Hinweis auf ihre spätere und späteste Entwickelung genügen. Auch durfte sich Kaerger nicht auf den bis zum Ueberdruß misbrauchten Satz Hegel's berufen. Ihm brauche ich nicht den Unterschied auseinanderzusetzen zwischen dem frechen Wort: Was ist, ist vernünftig, und der philosophischen Gedankenverknüpfung: Was vernünftig ist, ist wirklich; was wirklich ist, ist vernünftig. Was endlich die auch von anderer Seite angezogene, sogenannte falsche Analogie betrifft, so scheint es fast, als wolle man sie zu einem constitutiven Princip, zur Grundlage und zum Maßstab für Weiterentwickelung machen, während ihr doch nach allen Sprachforschern ausschließlich der Charakter eines regulativen, Erkenntniß ermöglichenden Princips beiwohnt. Bei solcher Verwirrung der Worte muß man rettungslos dem Wippchenstil anheimfallen.

Recht hat dagegen Kaerger mit seiner Warnung vor „Verärmerung unserer Sprache" durch strenge Beobachtung der Wustmann'schen Regeln. Ich schließe daran gleich eine andere Bemerkung gegen Wustmann. Entschieden verlangt das gesteigerte Bedürfniß nach möglichst zutreffendem und deckendem Ausdruck bei vermehrter Mannichfaltigkeit unserer Lebens- und Denkbeziehungen oft Weiter- und Ausbildung vorhandenen Sprachguts, rechtfertigt auch den Bestand von anschaulicheren und ausdrucksvolleren Neubildungen neben früher allein gültigen Wörtern. Erfreulich ist es ferner, daß Kaerger gegen Dr. X*** die Logik als zuständig in Sachen der Sprache gelten läßt. Die Mittheilungen aus Msnaheli und Kisnaheli wird der Laie dankbar aufnehmen, doch aber mit mir erfreut sein, daß Kaerger selbst einen Satz mit Objectssubject — das ist's ja doch — für uns einen unausdenkbaren Gedanken nennt. Weniger schön ist dagegen die Verdächtigung der Anhänger seines Gegners durch Unterschiebung eines erbärmlichen Beweggrundes. Braucht seine Sache solche Mittelchen? Und wie wenig ist hierbei Kaerger im Bilde, wie wenig auch in Bezug auf Schröder's zeitliches Vorrecht vor Wustmann.

Wenn endlich für Kaerger „die Schöpfung neuer Worte einen geistigen Sport bildet" und als Grundsatz gilt: „Wer neue Worte zu bilden versteht, der soll es ohne die geringste Einschränkung thun dürfen, sind sie schlecht, so haben sie doch nichts geschadet, und sind sie gut, so wird sie das Publikum auch schließlich aufnehmen", so mag man den zweiten Satz, abgesehen von der behaupteten Unschädlichkeit, zugeben, vorausgesetzt, daß „versteht" gehörig betont wird; eine gleiche Voraussetzung ist nöthig für das aus Goethe entnommene Schlußcitat: „Der geistreiche Mensch knetet sich seine Sprache selbst", mit Beziehung auf „geistreich". Andernfalls wäre ein anderes Wort von Goethe am Platze. Um Kaerger's eigene Versuche bin ich etwas besorgt. Wie wird sich „die Masse der Sprechenden" zu „Hnudner, Selbstentfriedigung, Etlichkeit, verbeispielen" stellen?

Durchaus beachtenswerth ist, wenn man den Ton des Büchleins nicht beachtet, was J. Minor gegen die Sprachdummheiten vorbringt. Er ist ein ebenbürtiger, in der Weite und Unbefangenheit des geistigen Blicks überlegener Gegner Wustmann's. Gerade in den Grundlagen untergräbt er das Wustmann'sche Gebäude. Und wie dies Verfahren, als das allein richtige, den Mann der Wissenschaft ehrt, so ist es auch das wirksamste. Zunächst setzt Minor, abweichend von Kaerger und Dr. X***, die Schrift- und Literatursprache in ihr Recht ein, schützt sie gegen den Vorwurf „Papierdeutsch, Papiersprache" und findet in ihr geradezu die sprachliche Einheit jeder Nation, die der Spaltung in Mundarten unterliegt. Dann darf man ihr aber auch eine mächtige Bedeutung für die Sprache nicht aberkennen, dann hat sie vielmehr für diese eine Art Richteramt, bildet für sie den Maßstab. Eben in der Frage: wer soll Richter sein? macht sich bei Wustmann zweifellos ein Schwanken bemerklich. Und hier setzt Minor's erster Angriff ein. Darauf wendet er sich gegen die zweite Instanz Wustmann's, den gesunden Menschenverstand, um nachzuweisen, daß sich bisweilen die lebendige Sprache in Widerspruch zu ihm befindet. Das Sprachgefühl endlich erkennt auch Minor an. Aber freilich wird er Recht behalten, wenn er bei der Unsicherheit und Unbestimmtheit, die jedem Gefühle anhaften, diesem Sprachgefühl des Einzelnen Beweiskraft und Schiedsrichteramt andern gegenüber abspricht. Ist es schon bei dem Einzelnen widerspruchsvoll, wie vielmehr unter vielen! Deshalb ist Minor's Forderung unbestreitbar: „Wer die Forderungen seines Sprachgefühls auch andern als Gesetz vorschreiben will, der muß zweierlei bedenken. Er muß zuerst mit sich selber völlig im Reinen sein, und er darf auch das Sprachgefühl anderer nicht ungefragt lassen." So redet er einer vernünftigen Sprachfreiheit das Wort. Vielleicht nur aus seinem Gegensatz zu Wustmann erklärt es sich, wenn er dabei zu große Nachsicht predigt und übt, z. B. bei der leidigen Inversion. Ueber ihre Häufigkeit im Geheimrathstil Goethe's geht er selbst hinweg. Aber von den Beispielen aus Grimm's Märchen paßt streng genommen nur das letzte. Daß darin eine Anlehnung an die Volkssprache zu finden sei, ist nicht glaublich. Sollte hier nicht eine gesuchte Abweichung vom gewöhnlichen Stil zu Märchenzwecken vorliegen? Jedenfalls erklärt auch Minor diese Umstellung wenigstens als anstößig. Eine ähnliche Duldung zeigt er gegen das Zeitungsdeutsch, das „auch er nicht in Schutz nehmen will", auch ernstlich nicht kann. Denn was er weiterhin darüber sagt, ist eine Erklärung und Entschuldigung, rechtfertigt aber nichts. Wozu aber, fragt man, dann noch der Vorwurf der Unbilligkeit gegen den, der offenkundige Misbräuche geißelt? Zu solcher Milde verpflichtet weder die Ohnmacht des Einzelnen gegenüber der Sprachverwilderung, noch das Streben nach Kürze in unserer eilfertigen Zeit.

Ueberzeugend und ein Musterstück der Methode ist die Behandlung von „welcher", gleich gewichtig Minor's Bemerkung darüber, wie sich die Mundarten zum Ersatz der Fremdwörter und fehlerhafter Neubildungen ausbeuten lassen, billig und zutreffend sein Schlußurtheil: „In allem, was sich in sprachlichen Dingen gesetzmäßig festhalten läßt, darf man Wustmann zustimmen, und die gröbsten Schnitzer hat er aus unserer Geschäftssprache und Kanzleisprache gründlicher ausgemerzt, als seine Vorgänger. Aber die Freiheit des individuellen Ausdrucks hat er zu wenig geschont und das Sprachgefühl anderer zu geringschätzig behandelt."

Erbe's Buch ist oben kurz charakterisirt. Auf Einzelheiten gehe ich auch hier nicht ein. In vielen Punkten, nicht nur in dem Abschnitt „Unnöthige Nachgiebigkeit", ist ein Hinausgehen über Wustmann zu beobachten. Ueber den Erfolg solcher Bemühungen kann nach dem bisher Gesagten ein Zweifel nicht bestehen. Wohlthuend berührt die Ruhe und Mäßigung in den Ausführungen; auch das muß man aussprechen: was Erbe bringt, beruht alles auf

selbständigem, gründlichem Nachdenken, wie auch liebevoller, eindringender Beobachtung unserer Sprache. So erscheint das Büchlein als eine handliche Sprachlehre, die mit der leidenschaftslosen Form den Vorzug der Kürze verbindet, und darum sei sie Rath- und Hülfesuchenden warm empfohlen.

Richard Friedrich.

Zur Alterthumskunde.

Geschichte der römischen Dichtung. Von Otto Ribbeck. Dritter Band: Dichtung der Kaiserherrschaft. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. 1892. Gr. 8. 9 M.

Mit dem dritten Bande ist Ribbeck's Werk fertig und die Philologie mit einer Gabe von bleibendem Werth bereichert worden. Es ist noch kein Menschenalter dahingegangen, seit G. Bernhardy uns die letzte Auflage seiner Literaturgeschichte geboten hat, und eine kurze Spanne Zeit, seit die neueste Auflage von Sigismund Teuffel's Bearbeitung einer solchen erschien, beides sehr brauchbare und verdienstvolle, ja unentbehrliche, weil umfassendere und einem andern Zwecke als Ribbeck dienende Werke. Dadurch ist eigentlich eine Vergleichung ausgeschlossen, doch ist es nicht nur in der Verschiedenheit des Zwecks begründet, daß Ribbeck's Darstellung lesbarer ist, als die seiner beiden Vorgänger, sondern es liegt auch in der Persönlichkeit des Verfassers. Ribbeck schreibt durchweg klar und anmuthig, er geht selten auf Stelzen, ist also ein wahrer Antipode zu Bernhardy's gekünsteltem, geschraubtem und im Dunkel sich verlierendem Stil, während Teuffel's etwas trockene Strenge der Anmuth entbehrt. (Nur an zwei Stellen sind wir bei Ribbeck angestoßen, einmal auf S. 35, wo sich das jetzt so beliebte aber so incorrecte Perfectum Passivi auf ist, statt worden ist: „Der mit Caligula's Schwester vermählt war und von ihr vergiftet ist" (!), findet; dann S. 151 das falsche Bild: „Ein übermüthig pulsirendes Leben, mit dreistem Pinsel in nackter Naturtreue hingeworfen".)

Von andern wissenschaftlichen Literaturgeschichten — wissenschaftlich im besten Sinne wird man Ribbeck's Leistung nennen dürfen, trotzdem daß ihr einstweilen noch der gelehrte Apparat fehlt — unterscheidet sich letztere vornehmlich durch ihre eingehende Analyse (nicht blos andeutende Charakteristik) der in Betracht kommenden Dichterwerke, eine Eigenthümlichkeit, die den Leser nicht nur belehrt, sondern auch wohlthuend berührt, insofern in ihm die Ueberzeugung erweckt wird, daß sein Gewährsmann überall aus dem Vollen schöpft und seines Stoffs Herr geworden ist. Hier und da möchte man sich sogar fragen, ob Ribbeck auf diesem Wege nicht zu weit gegangen sei. So gern wir uns nämlich in das interessante biographische Gemälde eines Martial, oder in die Charakteristik von Petronius' in seiner Art einzig dastehendem Roman vertiefen, so wenig vermag uns die detaillirte Zergliederung des astronomischen Werks eines Manilius, des Heldengedichtes eines Valerius Flaccus oder der Tragödien eines Seneca zu fesseln. Was gegenüber Meisterwerken recht und billig ist, fällt bei Größen zweiten und dritten Ranges dahin und hat seinen Platz höchstens in Specialcommentaren. Jedem das Seine heißt überall „jedem nach seinem Werth das Seine", der Werth einer mittelmäßigen Leistung wird aber dadurch, daß sie aus dem Alterthum stammt, nicht erhöht. Noch weniger angebracht, d. h. noch überflüssiger scheint uns eine solche Weitläufigkeit zu sein, wenn sie durch bloße Vermuthungen weiter ausgesponnen wird, wie z. B. auf S. 194: „Als belesener Mann, der sein Werk mit bedächtigem Fleiß förderte, wird er auch aus andern Büchern" — es ist von Silius Italicus die Rede —, „geschichtlichen, geographischen, antiquarischen, gelegentlich geschöpft haben... Die Annalen des Ennius, den er hoch hielt, wird er wol gelesen haben: das siebente, achte und neunte Buch derselben . . . boten gewiß manches Goldkorn, welches Silius so wenig als Vergil verschmäht haben wird. . . . Anschauungen, die er auf Reisen . . . gewonnen hat, kann er verwerthet, und wie vieles mag er durch mündlichen Bericht . . . vernommen haben!" — Das mag ja alles wahrscheinlich sein, aber cui bono? O. Ribbeck hält sich löblicherweise frei von Phrasen, aber hier und da sieht er zu viel und zu künstlich und dieser Ueberschuß wird wenigstens zur geistreichen Phrase, wie wenn es von Seneca's Tragödien S. 72 heißt: „Der aus Ueberspannung und Ohnmacht erzeugte Größenwahn der Zeit, welcher in dem durch Wollust schon zerrütteten Geiste der Herrscher zu der fürchterlichen Krankheit des Cäsarenwahnsinns anwuchs, tobt hier unter der Maske tragischer Heroen." Nun hat aber Seneca, nicht Nero, jene Tragödien geschrieben, und wie sollte er, der doch vom Cäsarenwahnsinn seines Herrschers auch gehörig zu leiden hatte, von diesem Specificum angesteckt und sogar als Dichter erfüllt gewesen sein! Viel näher hätte es ihm wahrlich gelegen, es durch seine Dichtung an den Pranger zu stellen. Wenn Ribbeck aber das sagen wollte, so hat er sich sehr schief ausgedrückt.

Wie sich bei einem Literarhistoriker das Urtheil über politische Größen gestaltet, ist für seine Aufgabe ziemlich gleichgültig, und so ist auch O. Ribbeck's Buch eine vortreffliche Leistung, trotzdem daß er über Pompejus „den Großen" ein nach unserer Ansicht höchst ungerechtes Urtheil abgibt. Nur ist eins dabei zu bedenken: wer, gegen alle Ueberlieferung, sich aus eigener Subjectivität heraus solche Urtheile bildet, sollte dieser in literarischen Dingen gegen ähnliche Gelüste durchaus gefeit sein? Wer an Pompejus nur „ruinenhafte Schwäche" erblickt, ja ihn zur „Jammergestalt" macht (was sogar der große Verkleinerer Th. Mommsen nicht offen gewagt hat!), warum sollte der

Maß halten gegen die Größen der Literatur? Und doch hat O. Ribbeck in löblichster Weise (wenn Lob verdient, was recht und billig ist) Maß gehalten; auch in der sachlichen Skepsis, in der er ja excellirt, hat er sich nicht über den Kreis hinausbegeben, den man von früher her als seine specielle Domäne kennt; er glaubt also auch jetzt noch an die „Unform" von Juvenal's berühmter sechster Satire und an den nichtjuvenalischen Ursprung der letzten vier und der zehnten Satire. Warum sollte er peccavi singen, wenn er meint im Rechte zu sein? Auch Ribbeck's Irrthümer haben ihren Reiz, sein schönes Buch aber hat Anspruch auf den vollen, bedingungslosen Dank aller Philologen und Literaturfreunde überhaupt.

T. Mähly.

Aus Fremde und Heimat.

1. Auf dem Kriegspfad gegen die Massai. Eine Frühlingsfahrt nach Deutsch-Ostafrika von F. Kallenberg. Mit einem Titelfarbendruck, 8 Tonbildern und 78 Textabbildungen nach dem Skizzenbuche des Verfassers, nebst einer Karte der Pangani-Kilimandscharo-Route. München, C. H. Beck. 1892. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Mitten in dem harten Winter von 1890 zu 1891 begab sich der schon vorher weit gereiste Verfasser auf eine hauptsächlich landschaftlichen Skizzenaufnahmen gewidmete Reise nach unserm ostafrikanischen Schutzgebiet. In heftigem Schneegestöber wurde der Brenner passirt; selbst der Vesuv hatte sich von Kopf bis zu Füßen in Schnee gehüllt; vom Hafen Neapels aber ging es auf dem Reichsdampfer „Bundesrath" dem Frühling und der Gluthitze Afrikas entgegen.

Der Zufall fügte es, daß sich unser Reisender mit Major von Wissmann's Erlaubniß der gerade den Pangani-Fluß aufwärts ziehenden Expedition der deutschen Schutztruppe gegen die Massai anschließen durfte, und das erst verleiht seinem sonst rein touristischen Streifzug ein erhöhteres Interesse. Die Schilderung des Erlebten ist zwar mitunter etwas breit, aber sichtlich wahrheitsvoll und mitunter auch durch Anschaulichkeit packend, wozu die guten, nach den eigenhändigen Zeichnungen des Verfassers entworfenen Illustrationen das Ihre mit beitragen.

So lesen wir zur Seite eines Vollbildes, das uns vor steil aufragendem Felsengebirge die friedlichen Kegelhütten des Panganidörfchens Mauri im Schatten von Palmen und Bananen zeigt, folgende Schilderung der Gegend, durch die der Marsch an den Ufern des rauschenden Pangani hindurchführte:

Wasserfälle tosen und spielen übermüthig mit Hunderten von Lianen, Windenbüscheln, weit in die Fluten hineinragenden Zweigen; viele riesenhaften Laubbäume sind bis über die Kronen weg cachiert [könnte man nicht auch sagen „verhüllt"?] von sattgrünen Schlinggewächsen, nur die Kokospalme, deren glatter, verhärteter Stamm diesen keinen Anhalt und Nahrung bietet, wiegt sich in voller Freiheit über dem grünen Chaos zu ihren Füßen. Die fremdartigen Rufe der Singvögel tönen von allen Seiten an unser Ohr, am Wasser spazieren arglos Reiher, Kraniche und sitzen die Kapitäne, die enormen Flügel putzend und von ferne kauernden Menschen ähnlich. Zu unserer Rechten aber immer das im Mittelgrund röthliche, auf der Kammhöhe duftig blaue Randgebirge. Seine steilen Abhänge sind vielfach mit Mais und Zuckerrohr angebaut. Rauchwolken ziehen langsam an den Felsgraten empor, die Wohnplätze der Menschen andeutend. O, es ist unsagbar schön!

Am spannendsten wirken natürlich die Erzählungen von den (übrigens durchweg von unserer Truppe sieghaft bestandenen) Gefechten mit den wilden Massai und von den Ueberfällen ihrer Kraale, in denen sie mit ihren geraubten Rindern und Schafen zusammen mit ihren Weibern hausen, die junge Mannschaft, die sogenannten Elmoran, ganz wie dereinst die den Frontdienst versehenden Kosaken, ausschließlich in wilder Ehe. Diese Massaiweiber machen schon im Bild einen ganz wundersamen Eindruck mit ihrem wuchtigen Metallschmuck in Gestalt von Arm- und Beinschienen, die an unsere alten Ritterrüstungen erinnern, ferner von spiralig gewundenen Ohrgehängen und Stuartkragen, alles aus Eisen- oder Messingdraht. Der Verfasser sagt von ihnen:

Vorzüge der Schönheit zeichnen sie nicht aus, sie sind fast durchweg häßlich; der schmale, nach hinten auffallend stark gewölbte Schädel ist vollkommen glatt rasirt, die Hüften kaum hervortretend, die Beine gleichwie bei den Männern sehr lang, Waden fehlen ganz. Diese negativen Reize werden noch verstärkt durch das Fehlen der Augenbrauen und einen finstern Gesichtsausdruck, in welchem wir Verschlagenheit und cynischen Gleichmuth lasen. Die unschönen Gestalten sind belastet mit einer erdrückenden Bürde voluminösen Schmuckes aus Eisen und Messingdraht. In vollkommen dicht geschlossenen, drei Millimeter dicken Spiralen umspannt derselbe nicht nur das Handgelenk, sondern auch den Oberarm, das Bein vom Knöchel bis zum Knie, den Hals in breitem Stuartkragen, eine Last bildend, welche sie im Gehen stark behindert. Auch die Ohren, zu einer formlosen Schlinge verunstaltet, tragen an langem Behänge eine zehn Centimeter breite Messingspirale. Die Arm- und Beinschienen, sowie der eiserne Halskragen werden den erwachsenen Frauen unter großem Kraftaufwand und mit offenbarer Geschicklichkeit umgewunden. Anders als mit fremder Beihülfe läßt sich diese Eisenrüstung, der Halskragen überhaupt nur an Leichen, denen man zu diesem Behufe den Kopf abschneiden muß, entfernen. Der Armreif, welchen ich einem Massaimädchen abnahm, wiegt 1250 Gramm, eine Beinschiene 2800 Gramm. Die Weiber umwickeln den Unterkörper bis an die Brust heran mit Fellen; man würde indessen in der Annahme gänzlich fehl gehen, daß sie sich aus sittlichen Rücksichten in dieser Weise kleiden. Das Betragen unserer Gefangenen erschien vielmehr im höchsten Grade cynisch, sodaß nicht nur wir, sondern auch die Sudanesen von Ekel ergriffen waren.

Es wäre nur zu wünschen gewesen, daß der Verfasser sich nicht hier und da zu wissenschaftlichen Erörterungen herbeigelassen hätte, denen er seiner geographischen Vorbildung nach offenbar nicht gewachsen war. Daß er den weiß schimmernden Sand am Fuße des Felsens von Cap

Guardafui auf „krystallisirten Gischt" des Meeres zurückführt, ist wol noch zu verzeihen; ähnlich die stete Misschreibung „Dyssenterie" statt Dysenterie, die ja selbst in medicinischen Fachkreisen um sich greift infolge der Unbekanntschaft mit der Ableitung des Wortes von griechisch dys (übel) und éntera (Eingeweide). Aber wie kann man sich dazu versteigen, die Luftfeuchtigkeit der Luft über dem Rothen Meer als eine solche von „oft über 100 Proeent" zu bezeichnen?! Der Verfasser hat sich eben den Begriff der „relativen" Luftfeuchtigkeit nicht klar gemacht; sonst würde er nicht behaupten, daß irgendwo die Luft nicht nur volle 100 Proeent, d. h. die gesammte Menge von Wassergas in sich trüge, welche sie ihrem Temperaturgrad gemäß zu fassen vermöge, sondern sogar — noch mehr! Aehnlich erleidet der Verfasser Schiffbruch, wo er mit Monsun oder Passat, „Continentalwind oder Antipassat" (!!) operirt, ohne sich aus den gewöhnlichen Lehrbüchern vorher über diese Dinge unterrichtet zu haben.

2. Die deutschen Colonien. Kurz dargestellt von W. Richter. Paderborn, Junfermann. 1892. Gr. 8. 1 M.

Ein paderborner Gymnasiallehrer stellte in diesem kleinen Heft das Wissenswertheste über unsere Schutzgebiete kurz zusammen. Für den Lehrer dürfte das Büchlein manches Brauchbare behufs der Vorbereitung zum Unterricht darbieten. Von den beiden angehängten Karten verdient die unsere Südseeeolonien darstellende Lob wegen ihrer Reichhaltigkeit und Klarheit.

3. Heidefahrten. Von August Freudenthal. II.: Ausflüge am Nordost- und Südwestrand der Lüneburger Heide. Bremen, M. Heinsius Nachfolger. 1892. 8. 2 M. 50 Pf.

Die Leser d. Bl. kennen schon das früher erschienene Bändchen der hübschen „Heidefahrten" des für die zu wenig beachteten Naturreize und die geschichtlichen Denkmäler unsers deutschen Nordwestens, wie sie auch auf den vom gewöhnlichen Touristenstrom verachteten stillern Pfaden begegnen, mit Wärme eintretenden Verfassers. Diesmal führt er uns nicht in die wenig bevölkerten Innentheile der Lüneburger Heide, nicht in die „eigentliche hohe Heide", sondern zu den uralten Culturstätten am Heiderand: von Hamburg her nach Bardowieck, Lüneburg, Kloster Lüne, sodann von Bremen aus ins Gebiet des ehemaligen Gohgerichts Achim, nach Burg Langwedel, Halsmühlen und Verden mit seinem ehrwürdigen Dom.

Es ist Kleinmalerei, was uns hier geboten wird. Aber stets fühlen wir die Sachkunde des Berichterstatters heraus, ob er uns nun die Landschaftsnatur nach eigener Anschauung vorführt, oder ob er uns in die Gassen und Straßen der alten Städte, ins weihevolle Innere ihrer Kirchenbauten führt oder endlich die geschichtlichen Ereignisse aus dem Mittelalter, dem Dreißigjährigen Krieg, dem Freiheitskrieg ins Gedächtniß ruft, die dort im Lande zwischen Weser und Elbe ihren Schauplatz gehabt haben.

4. Aus dem Sagenschatz der Harzerlande. Von F. Günther. Erste Lieferung. Mit Illustrationen von H. Mittag. Hannover-Linden, Manz u. Lange. 1892. Gr. 8. 60 Pf.

Das hübsch ausgestattete Werk, dessen Anfangslieferung uns hier vorliegt, soll einmal eine Sammlung der Sagen des ganzen Harzgebirges bringen, während selbst der fleißige Harzsagensammler Pröhle den Südharz und die Vorlande des Oberharzes nicht mit berücksichtigte.

Der durch seine frühern Schriften zur Harzkunde vortheilhaft bekannte Verfasser beabsichtigt allerdings keineswegs eine erschöpfende Wiedergabe des ganzen Harzsagenschatzes, er wählt vielmehr aus dieser Fülle das Schönste und Beste aus. Alle bloßen Gespenstergeschichten bleiben ausgeschlossen; desgleichen ist alles ausgemerzt, was nicht für die Jugendlektüre geeignet wäre. Das in dem Erstlingsheft Gebotene empfiehlt sich durch die schlichte, echt volksthümliche Erzählungsform, die sich frei hält von dem thörichten Streben, die Ausdrucksweise des Köhlers oder Bauernknechtes nachzuahmen, als wäre diese statt des thatsächlich zutreffenden Inhalts der Erzählung der Bürge für die Echtheit der Sage.

Quellenangaben und erläuternde Bemerkungen zu den einzelnen Sagen sind nebst einer Ueberschau über die gesammte Literatur, welche die Sagenforschung des Harzes betrifft, der Schlußlieferung vorbehalten.

Alfred Kirchhoff.

Militärschriften.

1. Scharnhorst und die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht. Von W. Weise. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Heft 148.) Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei, A.-G. 1892. 8. 1 M.

Das vorliegende Heft enthält den Abdruck eines Vortrags, der im Historischen Verein für Niedersachsen zu Hannover gehalten worden ist, also an einer Stelle, an der neben dem allgemein historischen und menschlichen Interesse für den Stoff auch noch ein gewisses landsmannschaftliches Interesse — Scharnhorst ist selbst in Niedersachsen geboren und hat einen großen Theil seines Lebens im bückeburgischen und kurhannoverschen Contingent gedient — vorausgesetzt werden durfte. Aber auch weit über die Grenzen der alten niedersächsischen Lande hinaus wird die kernige und knappe Darstellung der Thätigkeit Scharnhorst's dankbare Leser finden. Das bekannte zweibändige Werk des marburger Professors Max Lehmann ist zu theuer, um außerhalb der Kreise der Militärs, Politiker und Historiker verbreitet zu sein, und deshalb kommt das vorliegende Schriftchen einem wirklichen Bedürfniß entgegen.

Nicht zu leugnen ist dabei, daß die Enge des gezogenen Rahmens manches Urtheil, das von Lehmann — auf diesen eben stützt sich die Schrift — mit mehr oder minder vollständiger Motivirung gegeben wird und das dadurch gerechtfertigt erscheint, ein wenig zu herbe gestaltet. Das war indessen kaum vermeidbar; im ganzen jedenfalls ist Weise's Schriftchen mit Freuden zu begrüßen: führt es doch das Wirken eines Mannes vor, der wie wenige es verdient, als Vorbild in eines jeden Wackeren Herz zu leben.

Von dem Rückblick auf die Vergangenheit führt zu einem Ausblick in die Zukunft die folgende Schrift:

2. Das Feldgeschütz der Zukunft und die Kritik der Gegenwart. Von R. Wille. Berlin, Eisenschmidt. 1892. Gr. 8. 3 M.

Bekanntlich hatte General Wille in seinem Werke „Das Feldgeschütz der Zukunft" (vgl. Nr. 37 d. Bl. f. 1891) für die Bewaffnung der deutschen Feldartillerie folgende Vorschläge gemacht: Ein Geschütz statt deren zwei, zwei Schußarten statt drei bis vier, Verkleinerung des Seelendurchmessers des Geschützes von 88 auf 70 Millimeter, Vermehrung der Zahl der mitgeführten Geschosse um 9 Procent und der Wirkung der Geschosse, Verringerung des Gewichtes von Rohr, Lafette, Protze und Munitionswagen.

Diese Vorschläge, bis ins Einzelne durchdacht und motivirt und von einem Manne herrührend, der einen großen Theil des deutschen Feldartilleriematerials selbst construirt hat, konnte nicht unbeachtet bleiben und sind denn auch nicht unbeachtet geblieben; sowol im In- wie im Auslande hat das Feldgeschütz der Zukunft eingehende Besprechungen und Kritiken hervorgerufen. Bei Durchlesung einiger der inländischen Kritiken, soweit sie gegen Wille polemisiren, kann man schwer den Gedanken los werden, es handele sich bei ihren Verfassern mehr darum, das in Deutschland Bestehende als gut und nicht änderungsbedürftig zu vertheidigen, als darum, die Wahrheit ermitteln zu helfen; bei einigen ausländischen Kritikern mag in ähnlicher Weise das Bestreben vorgewaltet haben, die Geschütze des eigenen Landes und der eigenen Fabriken im Gegensatze zu Wille's Zukunftsgeschützen als vernünftig construirt und ausgestattet hinzustellen. Aber selbst wenn man das berücksichtigt und danach einen Theil der geführten Polemiken als nicht rein sachlich ausscheidet, bleibt noch eine Menge von kritischem Material übrig.

General Wille hat in seiner neuesten obengenannten Schrift dieses Material gesichtet und die darin gegen seine Vorschläge erhobenen Einwendungen widerlegt. Er weist nach, daß seine Vorschläge der Hauptsache nach nur ein Fortschreiten auf schon früher eingeschlagenen Wegen bedeuten, und daß es daher ebenso gewagt ist, die Möglichkeit ihrer Durchführung zu bestreiten, wie es gewagt gewesen wäre, vor einigen dreißig Jahren dem gezogenen Geschütz die Zukunft abzusprechen, oder vor etwa einem Jahre zu behaupten, die Herstellung von Geschossen nach Mannesmann'schem Verfahren sei ein Unding. Außerdem geht er aber den Gegnern mit positiven Argumenten von solchem Gewicht zu Leibe, daß von der „Kritik" nicht viel mehr übrig bleibt. Vortrefflich führt er namentlich diejenigen Gegner ab, die ihm die zu flache, zu rasante Flugbahn seines Geschosses und den angeblich zu hohen Gasdruck im Rohr vorwerfen. Werden in den darauf bezüglichen Darlegungen die kleinen und großen Finten mit einer Art großmüthig spielenden Humors aufgedeckt, so wird in dem Abschnitt „Proteus-Kritiker" scharf das in der That kaum begreifliche Verfahren einzelner Kritiker des Feldgeschützes der Zukunft schonungslos gegeißelt, die es zu Wege gebracht haben, in einer Kritik das Buch günstig zu besprechen und es in einer andern zu verurtheilen. Nur um kurz zu charakterisiren, wie General Wille mit diesen „Kritikern" umspringt, seien die nachstehenden Sätze am Schluß dieser Besprechung citirt:

> Da erwuchs in meinem unbefangenen Gemüth eine ungemessene, jedoch (wie ich leider hinzufügen muß) mit einem leisen Neidgefühl gemischte Bewunderung für diese Kritiker, deren über alles Lob erhabene geistige Gymnastik ihnen den „Jean qui rit" und den „Jean qui pleure" gleichzeitig zu agiren gestattet, und denen die erfolgreiche Lösung der anscheinend unerfüllbaren Aufgabe gelungen ist, die Darbietungen der bekannten „Schlangenmenschen" auf das geistige Gebiet zu verpflanzen. Hut ab vor diesen erstaunlichen Geistern, die wie die Bildsäule des Janus gleichzeitig nach zwei entgegengesetzten Seiten zu schauen vermögen.

Victor Kurs.

Aus der religiösen Publicistik.

Der Kampf um die Weltanschauung — das ist die Signatur des zu Ende gehenden Jahrhunderts. Nicht sociale, ästhetische, kirchliche Einzelfragen sind es, um die es sich im Kampfe der Gegenwart handelt, sondern Weltanschauungsfragen. Alle die Beiträge zu diesen Fragen in zahllosen Büchern und Broschüren, welche nicht auf diese Grunddifferenz zurückgehen, treffen daneben, so verdienstlich sie im einzelnen sein mögen. Wer die Socialdemokratie als „politische Partei" mit etlichen „durchaus berechtigten Forderungen" bekämpft, ohne die Wurzel der Socialdemokratie bloßzulegen, der kommt schließlich zu dem vollendeten Widersinn, der sich bereits in weiten, christlich gesinnten Kreisen breit macht: es handle sich nur darum, die Socialdemokratie zu „christianisiren", dann sei die sociale Gefahr beseitigt. Das heißt verlangen, daß der Teufel sich bekehre. Denn bei dem Kampf gegen die Socialdemokratie — ich brauche absichtlich stets das Abstractum — handelt es sich doch wahrlich einfach um den Gegensatz zweier Weltanschauungen: bei der Socialdemokratie Negierung einer neunzehnhundertjährigen Entwickelung des

staatlichen, culturellen und religiösen Lebens, bei ihren „zielbewußten" Gegnern — um dieses socialdemokratische Lieblingswort zu brauchen — der Versuch, diese Entwickelung, statt sie einfach abzubrechen, naturgemäß weiter sich entfalten zu lassen und doch den Forderungen der Zeit gerecht zu werden.

Und ist's auf dem ästhetischen Gebiet anders? Was ist der Streit der „Antike" und „Moderne" anders, als der Kampf zweier Weltanschauungen. Niemand wird die Aesthetik der „Moderne" verstehen, der nicht die ihr zu Grunde liegende ganze Weltanschauung der „Modernen" ins Auge faßt.

Dasselbe trifft auf religiösem Boden zu. Wer den Streit der protestantischen und römischen Kirche, der seit dem Vaticanum wieder aufs heftigste entbrannt ist, wer den Kampf zwischen „liberalem" und „orthodoxem" Christenthum lediglich als eine Partei- oder Machtfrage auffaßt, der hat noch nicht eine Ahnung von dem wirklichen Streitpunkt. Es handelt sich auch hier um zwei Weltanschauungen, die sich nimmermehr vereinigen, die sich so lange bekämpfen werden, bis die eine gesiegt hat. Alle Schriften, die sich mit religiösen Dingen beschäftigen, haben natürlich den Zweck, der einen oder andern Weltanschauung zum Siege zu verhelfen. Daß sie sich vielfach um Nebendinge streiten, liegt in der Natur der Sache; denn die Erkenntniß, daß es sich um zwei Principien handelt, würde mindestens die Hälfte dieser Schriften überflüssig machen. Weil aber das noch nicht erkannt ist, deshalb erscheint kaum eine Schrift, bei der sich nicht ein tertius gaudens fände, so wenig dies die Absicht des Verfassers ist.

Das gilt fast von allen uns heute vorliegenden Schriften aus dem religiösen Gebiet. Die eine ist betitelt:

1. Der Klerikalismus ein Feind des Volkswohls und kein Freund der Religion. Mahnruf eines liberalen Katholiken an das deutsche Volk. Mit einem Begleitworte von K. Pröll. Leitmeritz. (Berlin, H. Steinitz.) 1892. 8. 60 Pf.

Was der Titel sagt, unterschreibt jeder denkende Mensch, ehe er nur ein Wort der Schrift selbst gelesen hat, in welcher zahlreiche, geradezu haarsträubende statistische Nachweise über die Volksfeindlichkeit des Klerikalismus sich finden. Der Verfasser scheint freilich nicht zu wissen, daß die römische Kirche als solche einfach nicht mehr existirt, wenn der Klerikalismus aus ihr entfernt wird. Und wenn er es weiß, so wagt er es nicht zu sagen oder redet sich selbst aus Anhänglichkeit an seine Kirche ein, daß es auch anders sein könnte.

2. Eine Wallfahrt nach Einsiedeln zur schwarzen Gottesmutter von Th. Trede. Barmen, Klein. 1892. 8. 1 M.

Trede ist einer der besten Kenner des süditalienischen Katholicismus, das hat er in seinem bedeutenden, vierbändigen Werke gezeigt: „Das Heidenthum in der römischen Kirche." So wundert es uns nicht, daß er mit diesen Gedanken an Heidenthum auch nach Einsiedeln kommt und auch im Katholicismus des kühlern und nüchternern Nordens Spuren einer heidnischen Weltanschauung findet, die nur leicht vom Christenthum übertüncht ist. Das gilt, wie Trede stets hervorhebt, natürlich nur vom Katholicismus der Praxis, nicht von dem der Lehre; es gilt vor allem von dem Katholicismus Italiens. Dort nur kann man ihn in seinem ganzen heidnischen Wesen kennen lernen, und Trede meint, im Vergleich mit dem, was man in Italien erlebe, sei ihm die trierer Rockausstellung nur als eine unbedeutende Lebensäußerung der römischen Kirche vorgekommen. Daß der Klerikalismus ein Feind des Volkswohls ist, das bestätigt Trede durch einen Vergleich zwischen dem protestantischen Zürich und dem katholischen Neapel, wo er selbst schon seit vielen Jahren lebt und das er gründlich kennt. Die Parallele ist in der That sehr lehrreich und die ganze Schrift sehr lesenswerth: nicht blos unterhält sie vortrefflich, man kann auch aus den 70 Seiten derselben mehr über die römische Kirche lernen, als aus dicken Bänden wissenschaftlicher Art, und die Winke, welche die protestantische Polemik hier empfängt, sind sehr schätzenswerth.

3. Die Reconstruction der kirchlichen Autorität. Von Ernst von Bunsen. Leipzig, Brockhaus. 1892. Gr. 8. 2 M.

Bunsen's Heilmittel für die Schäden unserer Zeit beruht auf der trotz aller Gelehrsamkeit unbewiesenen Voraussetzung, daß Jesus dem Petrus und seinen Nachfolgern, den Päpsten, eine Geheimlehre anvertraut habe, die dem Apostel Paulus unbekannt gewesen sei; daß zwischen der Paulinischen falschen und der Petrinischen wahren Christuslehre eine unüberbrückbare Kluft bestehe; daß Paulus die Kontinuität der von Jesus verbreiteten Religion verhindert und die culturgeschichtliche Entwickelung der Menschheit auf Jahrtausende gelähmt habe! Die Nachweise, die Bunsen hierfür zu geben sucht, gehören in das Gebiet der wissenschaftlichen Forschung, und es ist hier nicht der Ort, sie zu bestätigen oder zu widerlegen; überzeugt hat er uns mit keiner seiner Behauptungen, und diese sind auch dadurch nicht beweiskräftiger geworden, daß er sie dutzendmal, oft wörtlich, wiederholt.

Auf Grund derselben schlägt er als Heilmittel vor, daß die katholische Kirche sich vor allem frei mache von den in die Kirche eingedrungenen, die Gewissen knechtenden paulinischen Irrthümern und zurückkehre zu der reinen undogmatischen petrinischen Geheimlehre; daß die Bibel, d. h. das Neue Testament, als eine schlechte, freilich von der Kirche seinerzeit nur aus Noth gemachte Verkleisterung zweier unversöhnlichen Gegensätze ferner nicht mehr als Wort Gottes angesehen werde, und daß der Papst, welcher das Gewissen der Menschheit repräsentiren würde, ferner die Gewissen nicht durch unerträgliche dogmatische Bürden und Satzungen, die nicht im Bewußtsein erleuchteter Menschen leben, beschwere. „Nur durch Anregung eines lebendigen individuellen Glaubens und durch eine von Dogmatik unabhängige, dennoch religiöse Sittlichkeit könnte die christliche Kirche die geistige Vereinigung aller religiösen Ge-

nossenschaften und dadurch den Frieden auf Erden unter den Menschen des Wohlgefallens herbeiführen." — „Die Quelle der Tradition in der christlichen Kirche, wenn zurückgeführt auf ihre urgeschichtliche Reinheit, wird ein Heilquell der Seele werden. Zurück zu Petrus und zur freien Herrschaft des Geistes!" Wenn Bunsen dies dem gegenwärtigen oder einem künftig regierenden Papste „mit aller Ehrfurcht" ans Herz legt, so hat er ihm nichts weniger zugemuthet, als gerade auf das zu verzichten, was das Wesen des Papats ausmacht, und die Stützen, die er dem Papstthum durch den versuchten Nachweis, daß Petrus in Rom war und daß die Päpste seine Nachfolger seien, am Anfang der Schrift gegeben hat, zieht er ihm so am Schlusse durch seine Endergebnisse wieder weg, wogegen ein tertius gaudens natürlich nichts einzuwenden hat.

Daß auch das Alte Testament etwas äußerst Bedenkliches ist, lehrt uns die Schrift:

4. Die Irrthümer Mosis. Eine kritische Beleuchtung des Pentateuch im Widerspruch zur modernen Weltanschauung und Gesittung. Von Robert G. Ingersoll. Deutsch von W. Schaumburg. Leipzig, Schaumburg-Fleischer. 1892. Gr. 8. 2 M.

Der Verfasser dieser Schrift kämpft mit den schwersten Geschützen der Wissenschaft, Logik, Statistik, Arithmetik und mit einem prasselnden Feuerwerk von Witz, Satire, Ironie gegen — papierene Mauern. Mit vollkommener Ignorirung der Ergebnisse der theologischen Wissenschaft in Beziehung auf das Alte Testament, mit Zugrundelegung eines allgemein aufgegebenen Inspirationsbegriffs, der höchstens noch in England und Amerika irgendwo herumspuken mag, mit souveräner Verachtung alles dessen, was man religions-geschichtliche Kritik nennt, und vollkommener Unfähigkeit, den religiösen Gehalt eines Buchs zu fassen, zieht Ingersoll gegen „Irrthümer Mosis" zu Felde, um den diese Irrthümer „inspirirenden" Gott unmöglich zu machen. In langen, theilweise witzigen und boshaften Auseinandersetzungen werden die Widersprüche der ersten Kapitel der Bibel aufgedeckt, als ob vor Ingersoll noch niemand sie bemerkt hätte! Die heutige Quellenkritik, von welcher Ingersoll wol nie etwas gehört hat, hat diese Widersprüche längst aufgedeckt und erklärt, und bemüht sich in keiner Weise sie zu vermitteln; die religions-geschichtlichen Untersuchungen haben uns längst an eine andere Betrachtung heroen- und sagengeschichtlicher Dinge gewöhnt, und wer über die Flutsage nach seitenlangem Spott nichts anders schreiben kann, als „er könne noch Bände voll schreiben über die endlosen Albernheiten dieser unglaublichsten, dümmsten und närrischsten aller Fabeln", der zeigt, daß er auch noch nicht das religionsgeschichtliche A-B-C inne hat. Ingersoll wirft zudem fortwährend die ganze Bibel in einen Topf, wieder ein Beweis, daß ihm jeder Sinn für geschichtliche Entwickelung abgeht, und warnt eindringlich vor diesem unmoralischen, albernen, schmutzigen Buch, das man das inspirirte Wort Gottes nenne.

Bekehren wird das Buch niemand, der noch an die wörtliche Inspiration glaubt, denn dieser Glaube ist von Nachweisen, wie sie hier gegeben werden, durchaus unabhängig. Da aber wenigstens in Deutschland kein denkender Mensch mehr diese wörtliche Inspiration annimmt, da die theologische Wissenschaft die „Irrthümer" Mosis, um diesen grundschiefen Ausdruck zu brauchen, längst erkannt und religionsgeschichtlich gewürdigt hat, so ist die Uebersetzung dieser Schrift aus dem Englischen zum mindesten kein Compliment, das der deutschen Geistesbildung gemacht wird.

Es wäre dem Amerikaner und seinem Uebersetzer sicherlich dienlich gewesen, wenn er auch nur ein paar Seiten der Schrift gelesen hätte:

5. Fanatismus, das Zerrbild der Religion. In geschichtlichem Ueberblicke von Konrad Scipio. Bremen, M. Nößler. 1892. Gr. 8. 50 Pf.

Gleich auf Seite 6 hätten sie lernen können, wie man derartige Dinge religionsgeschichtlich anfassen muß, und wie anders eine wissenschaftliche deutsche Betrachtung der alttestamentlichen Gottesentwickelung aussieht, als die burleske Behandlung eines Amerikaners. Scipio's sehr lesenswerthe Schrift ist eine Kirchengeschichte des Fanatismus in kurzen Umrissen, denen aber die Einzeichnung von allerlei lehrreichem Detail Leben gibt. Die Schrift ist in allen Theilen beherzigenswerth, wenn man vielleicht auch nicht jeder Einzelheit zustimmt, und der Culturphilister von heute kann viel daraus lernen. Besonders angemuthet hat mich die Lanze, welche der Verfasser für die mit Unrecht so viel gescholtene Aufklärungszeit des vorigen Jahrhunderts einlegt. Wir im Zeitalter des Syllabus, der Lourdesgrotten und der trierer Wallfahrt haben wahrlich keinen Grund, vom Ende dieses Jahrhunderts hochmüthig auf das vorige zurückzusehen. Auch bemerkt der Verfasser sehr zeitgemäß: „Gebt die Schule durch zwei Generationen dem Fanatismus preis, und es ist ernstlich kein Grund vorhanden, zu bezweifeln, daß ein auf dem Boden mittelalterlicher Weltanschauung à la Syllabus erzogenes Geschlecht wieder zum Hexenwahn gelangt, während die Justiz die Inquisition wieder einrichtet."

Beherzigenswerth scheinen mir auch einige Sätze aus dem Vorwort: „Daß das Christenthum eine besondere Pastorendomäne sei oder sein könne, davon hat der Verfasser sich noch nie überzeugen können oder wollen, freilich auch nicht davon, daß die vernunftgemäße Cultur- und Bildungsseligkeit, wie sie große Kreise beherrscht, genügender Ersatz sei für die eine köstliche Perle Jesu Christi. Noch ist die Religion eine Lebensmacht im Volke; daß sie ihm als solche erhalten bleibe, ist die Aufgabe aller wahrhaft gläubigen Vaterlandsfreunde, zumal in einer Zeit, wo Ueberzeugungslosigkeit (was dasselbe ist wie Gesinnungstüchtigkeit) als Panacee für alle Schäden empfohlen wird. Jesuitismus und Obscurantismus arbeiten mächtig daran, unser Volk religionslos zu machen. Wie weit das je und je gelungen ist, dafür gibt den Gradmesser der Eindruck ab, den die lächerlich faden Nichtigkeiten socialdemokratischer Demagogen auf große Kreise machen."

6. Die Gottheit Christi im Geiste des modernen Menschen. Ein Sendbrief an Gläubige und Ungläubige von E. H. Schmitt. Leipzig, A. Janssen. 1892. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Der Verfasser hofft durch diese Schrift Christi Bild zu entschleiern und seine allbeseligende Herrlichkeit in lebendiger Gestalt zu zeigen; er will darlegen, daß an der leuchtenden Gestalt Christi das Gottesbild der alten Welt erbleiche. Die Sprache, sogar mit Kapitel- und Verseintheilung, ist ganz der Bibel nachgeahmt und mit zahlreichen Bibelstellen versehen. Der Standpunkt dem Neuen Testamente gegenüber ist der: „Gewiß ist, daß es ebenso plump und roh ist, bei der Darstellung der Evangelien von Betrug zu sprechen, als es kindisch ist, diese Geschichten buchstäblich zu nehmen." Es gilt also den geistigen Extract aus dem Neuen Testamente zu ziehen. Dies geschieht in blühender Sprache mit einer an die Propheten des Alten Testaments gemahnenden Bilderfülle und einem Wortschwall, aus dem nicht immer leicht ein klarer Gedanke herauszuhören ist. Folgendes sind die Hauptgedanken: vor allem ist die verderbliche Anschauung von Gott als einem himmlischen Willkürherrscher, als einem launischen Despoten aufzugeben. Diese Meinung ist die Grundlage aller falschen Auffassung der christlichen Religion. Die Gottheit ist vielmehr „das lebendige Ideal in allen und die Freiheit in allen und die harmonische, allvereinende Liebe in allen". „Der Thron der Gottheit, zu dem ihr durch Jahrtausende emporgerungen habt, den ihr in einem unerreichbaren Jenseits suchtet, er erhebt sich leuchtend in eurem Innern, wenn ihr die Umwölkung auflöst, die sich in euch breitet." Die Erlösung liegt in dem Worte Christi: Ich und der Vater sind eins; so bringt er nicht blos die Erlösung, sondern ist sie u. s. w.

In dieser Art ist in ermüdender Wortfülle das ganze Buch gehalten, und es könnte scheinen, als ob das neue Recept sich als der alte poetisch aufgeputzte Pantheismus entpuppte, mit welchem bekanntlich praktisch gar nichts anzufangen ist. Allein der Verfasser hat so viel schöne praktische Gedanken, daß doch etwas mehr hinter dieser Wolke von Pathos steckt. Wir weisen hin auf die moderne schöne Weiterbildung der Bergpredigt.

Auch sonst fehlt es nicht an „guten Gedanken" und schönen Aussprüchen, die zu thatkräftiger Liebe ermuntern. Hier nur einer: „Die Sterne werden untergehen, die Sonnen werden erlöschen, die Welten aufgehen und zerstäuben. Aber die geringste That, welche jene lebendige Liebe vollbrachte, die das Göttliche im andern und in sich schaut, wird in heiliger Verklärung in allen Geistern unsterblich fortleben."

Bei aller Anerkennung, die wir der Glut eines tiefempfindenden, im Innersten von seiner Sache bewegten Geistes zollen, erscheint es uns doch sehr zweifelhaft, ob das der wahre Geist Christi ist, der hier enthüllt wird. Wird doch fast keins von Christi Worten in dem Sinne angewendet, wie er es gebraucht hat.

7. Zur Erneuerung des Christenthums. Von Rudolf Schramm. Eine Auswahl aus seinen Schriften. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1892. 8. 50 Pf.

„Man muß nur wissen, wie ungemein kläglich und traurig solche Versuche zu Grunde gehen, die, sich auf eigene Füße stellend, aus dem Christenthum das Beste und Schönste herausnehmen wollen, um es dann ohne Christus als eine neue und vollkommene Religion, als eine Religion der Vernunft oder der Humanität oder unter sonst irgendeinem Namen der Menschheit anzupreisen" — dieses Wort Schramm's im ersten der hier mitgetheilten Aufsätze ist sicherlich für manchen Fortbildner der christlichen Religion, auch für den Verfasser der „Gottheit Christi" sehr beherzigenswerth, wie überhaupt der ganze Aufsatz, welcher den Werth nicht blos des historischen (nicht des kirchlichen) Christenthums, sondern insbesondere der Persönlichkeit seines Stifters ins hellste Licht setzt, gegenüber allen denjenigen religiösen Bestrebungen, welche das historische ignoriren wollen. Daß Schramm ein scharfer Gegner des Kirchenthums ist, zeigt er freilich überall, und im dritten Aufsatz sagt er: „Das ist das Elend unserer Zeit, daß man etwas für Christenthum ausgibt und hält, was mit dem wahren Christenthum nur in sehr losem Zusammenhange steht, daß man christlich und gläubig nennt das todte Nachbeten von Concilienbeschlüssen, die sehr menschlich zu Stande gekommen sind, und daß man diejenigen verdammt und als Ungläubige bezeichnet, welche im Geist und Sinne Jesu den Vater verehren."

Den Schluß des Büchleins machen italienische Skizzen, welche zwar sehr anmuthend geschrieben sind und von vorzüglicher Beobachtungsgabe zeugen, aber eigentlich doch nicht in die Schrift gehören, zumal sie nicht vom religiösen Leben Italiens handeln. Denn die Schrift soll nicht blos dem Andenken eines der hervorragendsten Männer des Protestantenvereins dienen, sie ist zugleich die erste Schrift einer „Religiösen Volksbibliothek", welche von C. Wercks-hagen herausgegeben wird. Somit müßte sie sich auf solche Dinge beschränken, welche mit dem religiösen Leben der Menschen irgendwie im Zusammenhang stehen. Das ist bei dem Hauptinhalt der Schrift, den drei Aufsätzen über „Christus der König der Wahrheit", „Vom Gebet", „Unsere Hoffnung in schwerer Zeit", der Fall. Für das Volk freilich, was man so darunter versteht, sind die Ausführungen Schramm's viel zu hoch; aber der denkende Gebildete unserer Tage wird in ihnen allerlei treffliche Winke zur Beurtheilung der religiösen Fragen unserer Zeit finden, und er wird jedenfalls einen starken Eindruck bekommen von der unverwüstlichen Lebenskraft, die der Religion Christi innewohnt.

Richard Weitbrecht.

Feuilleton.

Die im Verlage des Bibliographischen Instituts in Leipzig erscheinenden Classikerausgaben sind neuerdings um zwei Bände vermehrt worden: „Bürger's Gedichte", herausgegeben von Arnold E. Berger, und „Gellert's Dichtungen", herausgegeben von A. Schullerus (geb. je 2 M.). Der Werth dieser Ausgaben liegt in der Verbindung des wissenschaftlichen und populären Charakters. Dem erstern dient der Anhang, bestehend aus dem ausführlichen kritischen Apparat und den trefflichen Anmerkungen, die nicht blos das der Erläuterung Bedürftige erklären, sondern auch die Entstehung und die Motive jedes einzelnen Gedichts behandeln; dem letztern die ausführliche biographische Einleitung, die dem Texte vorangeht. Besonderes Lob verdient die Biographie Bürger's, die die Schicksale dieses genialen, aber haltlosen Menschen im Anschluß an ein kräftiges, aber wahres Urtheil Herder's aus dem Charakter herzuleiten versucht. Die Gellert-Ausgabe „beabsichtigt weitern Kreisen die Werke eines Dichters zugänglich zu machen, der mehrere Menschenalter hindurch ein Liebling des deutschen Volkes gewesen ist und auch heute noch verdient, als belehrender und unterhaltender Freund hochgeachtet zu werden". Die „Fabeln und Erzählungen" Gellert's sind vollständig aufgenommen, die „Moralischen Gedichte" und „Geistlichen Oden" in einer Auswahl. Auszüge aus den moralischen Charakteren, den moralischen Vorlesungen und den Briefen machen den Beschluß.

— Schon zweimal haben wir gern Gelegenheit genommen, auf das neue ausgezeichnete lexikalische Werk hinzuweisen, durch das eine seit Jahren auf dem Gebiete derartiger Unternehmungen mit kühnem Reformsinne und praktischem Wirklichkeitsblick verfahrende Verlagsbuchhandlung ihrem verdienten Ruhmeskranze ein weiteres schönes Blatt einfügt. Wir meinen Professor Dr. E. Muret's „Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt" (Berlin, Professor G. Langenscheidt, 1891/92), von dessen „Großer Ausgabe" die dritte Lieferung uns vor einiger Zeit zugegangen ist. Wir können unser in Nr. 35 d. Bl. f. 1891, S. 559 ausführlich begründetes bedingungsloses Lob dieses deutschen Nationalwerks, das ein völlig ebenbürtiges Seitenstück zu desselben Verlegers französischem „Sachs-Villatte" bilden wird, auch jetzt nur bestätigen.

— Von Wilhelm Jensen wird in nächster Zeit ein neuer Roman, betitelt „Jenseits des Wassers", erscheinen (Leipzig, Karl Reißner). Derselbe Verlag kündigt das Erscheinen einer neuen Novelle von Boy-Ed: „Das Kind", an.

— E. von Wildenbruch hat ein Festspiel zur Feier der goldenen Hochzeit des weimarer großherzoglichen Paares geschrieben: „Herzog Bernhard von Weimar". Es wird Anfang October in Weimar aufgeführt werden.

Bibliographie.

Ahlwardtfinten. Kritik und sachliche Widerlegung der „Judenflinten". Von einem deutschen Offizier. 8. Leipzig, M. Spohr. 8. 50 Pf.

Aruswaldt, C. H. v., Die revidierten Statuten des Tugendbundes. Eine historische Novelle aus dem Jugendalter unseres Jahrhunderts. Hannover, H. Feesche. 8. 1 M.

Bauer, M., Um den Namen. Roman in 2 Bdn. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt. 8. 9 M.

Berg, L., und W. Lilienthal, Moderne Lyrik. Eine Sammlung zeitgenössischer Dichtungen. Berlin, L. Waldau. 8. 6 M.

Philosophische Betrachtung eines lebenserfahrenen Urgroßvaters über die Fragen: Wird die Menschheit glücklicher? Wer und was befördert Menschenglück am meisten? Leipzig, M. Spohr. 8. 50 Pf.

Binz, A., Ein Ferienausflug in die Tropen. Essen, G. D. Baedeker. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Bismarck un dat Volk. Wat en ollen Mäkelbörger un Nörgler in Friedrichsruh sehn un seggt hett. Hamburg, H. Seippel. 8. 50 Pf.

Carnegie, A., Das Evangelium des Reichthumes. Mit einer kurzen Biographie des Autors von H. A. Brüstlein. Deutsch von J. v. Ehrenwerth. Graz, „Styria". 8. 70 Pf.

Dörmann, F., Sensationen. Wien, L. Weiss. 8. 2 M.

Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte. Neue Folge der „Märkischen Forschungen" des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg, herausgegeben von A. Naudé. 5. Bd., 1. Hälfte. Leipzig, Duncker u. Humblot. 8. 6 M.

Franz, R., Der Aufbau der Handlung in den klassischen Dramen. Hilfsbuch zur dramatischen Lektüre. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. 4 M. 50 Pf.

Grottewitz, C., Eine Siegernatur. Moderner Roman. Berlin, M. Hochsprung. 8. 3 M.

Haas, G. E., Schattenbilder aus der Bakteriologie der Seele. Graz, U. Moser. 8. 2 M. 70 Pf.

Heiberg, H., Die Familie von Stiegritz. Roman. Leipzig, W. Friedrich. 8. 6 M.

Höhl, L., Rhön-Troubadour. Erinnerungs- und Trostbüchlein für Rhönbesucher. Würzburg. (Bamberg, Schmidt.) 12. 1 M.

Kohl, H., Fürst Bismarck. Regesten zu einer wissenschaftlichen Biographie des ersten deutschen Reichskanzlers. 2. Bd. 1871—1890. Leipzig, Renger. Lex.-8. 22 M.

Kretzschmar, J., Die Invasionsprojekte der katholischen Mächte gegen England zur Zeit Elisabeths. Mit Akten aus dem vatikanischen Archiv. Leipzig, Duncker u. Humblot. 8. 4 M. 20 Pf.

Kürnberger, F., Löwenblut. Novelle. Aus dem Nachlaß herausgegeben von W. Lauser. Dresden, H. Minden. 8. 2 M.

Ein wenig mehr Licht über Bismarck, Caprivi und die eben erlebte Mobilmachung des Liberalismus. Meinungen, keine Enthüllungen. Berlin, F. Stahn. 8. 50 Pf.

Linsemann, P., Das Weib des Uria und andere Skizzen. Berlin, M. Hochsprung. 8. 2 M.

Mantegazza, P., Die Kunst zu heiraten. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 2 M.

Maeterlinck, M., Der Eindringling. (L'intruse.) Uebersetzt von R. Fischer. Wien, L. Weiß. 12. 60 Pf.

Nemo, Unter der Friedenspalme. Ein Märchen. Zürich, Verlags-Magazin. 12. 1 M.

Ott, A., Rosamunde. Trauerspiel. Bern. (Leipzig, K. F. Koehler.) 8. 3 M.

Philipp, P., Der Naturalismus in kritischer Beleuchtung. Leipzig, Literarische Anstalt, Aug. Schulze. 8. 40 Pf.

Rehor, F., Die Juden in Galizien. Eine Studie. Aus dem Böhmischen übertragen und mit Anmerkungen versehen von M. Grünwald. Frankfurt a. M., J. Kauffmann. 8. 1 M.

Reinhold, K. T., Patriotische Phantasieen. Zwei Vorträge. Barmen, D. B. Wiemann. 8. 1 M.

Ritter, A., Des deutschen Kaiserreichs Entstehen. Patriotisches Festspiel mit lebenden Bildern und Gesang. Mühlhausen i. Th., G. Danner. 8. 2 M.

Saitschik, R. M., Zur Psychologie unserer Zeit. Bern, F. Semminger. 8. 80 Pf.

Schaarschmidt, E., Die Unsterblichkeit der Menschenseele. Leipzig, M. Spohr. 8. 60 Pf.

Schreibershofen, H. v., Im Wechselspiel des Lebens. Roman. Berlin, O. Janke. 8. 5 M.

Seydlitz, A. v., Gedanken aus der Gabe des Sehers. 6 Thle. in 1 Bde. Leipzig, O. Mutze. 8. 4 M.

Shakespeare's, W., Ausgewählte dramatische Werke, in A. W. von Schlegels berichtigter Uebersetzung, zum Teil in eigener Uebertragung, mit Einleitungen und erläuternden Anmerkungen herausgegeben von F. Schmidt. I. Macbeth. Uebersetzt von J. Schmidt. Berlin, W. Grunau. 8. 1 M.

Siebenlist, A., Emerich Madách' Des Menschen Tragödie. Einführende Worte. Wien, L. Weiss. 8. 90 Pf.

Spättgen, Doris Freiin v., Der Erbfeind. Erzählung. Leipzig, W. Friedrich. 8. 5 M.

Specht, R., Sündentraum. Wien, L. Weiss. 8. 90 Pf.

Stoklaska, O. H., Im Ruhestande. Schwank. Brünn, L. u. A. Brecher. 8. 1 M.

Thaden, L., In der Sommerfrische und andere Geschichten. Illustrirt von F. Lipps. Stuttgart, C. Krabbe. 8. 1 M.

Trost, L., und F. Leist, Pfalzgraf Friederich Michael von Zweibrücken und das Tagebuch seiner Reise nach Italien. Mit dem Bildnisse des Pfalzgrafen. Bamberg, C. C. Buchner. 8. 10 M.

Vahlen, A., Der deutsche Reichstag unter König Wenzel. Leipzig, S. Hirzel. Gr. 8. 4 M.

Die Volksschulreform, ein Hauptmittel zur Bekämpfung der Socialdemokratie. Von einem Lehrer in Elsaß-Lothringen. Mainz, F. Kirchheim. 8. 1 M. 20 Pf.

Wagner, A., Das neue sozialdemokratische Programm. Vortrag. Berlin, Rehtwisch u. Seeler. 8. 50 Pf.

Zola, E., Capitain Burle. Wie man stirbt. Für eine Liebesnacht. Im Freien. Das Fest in Coqueville. Die Ueberschwemmung. Deutsch von L. Wechsler. Budapest, G. Grimm. 8. 1 M.

— — Nais Micoulin. Nantas. Wie Olivier Bécaille starb. Frau Neigeon. Die Austern des Herrn Chabre. Jacques Damour. Deutsch von L. Wechsler. Budapest, G. Grimm. 8. 1 M.

— — Erzählungen an Ninon. Deutsch von Mathilde Günther. Budapest, G. Grimm. 8. 1 M.

— — Neue Erzählungen an Ninon. Deutsch von Mathilde Günther. Budapest, G. Grimm. 8. 1 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

AUS DEM WESTLICHEN HIMALAJA.

Erlebnisse und Forschungen

von

KARL EUGEN VON UJFALVY.

Mit 181 Abbildungen nach Zeichnungen von B. Schmidt und 5 Karten.

8. Geh. 18 M. Geb. 20 M.

In ebenso wissenschaftlichem Geiste wie mit anspruchslosem, liebenswürdigem Humor schildert der verdienstvolle Forschungsreisende die Erlebnisse und Ergebnisse seiner im Jahre 1881 unternommenen Reise durch die Länder Hochasiens, namentlich durch Tschamba, Kaschmir und Klein-Tibet. Er hat eine ausserordentlich reiche Sammlung neuen ethnographischen und kunst-archäologischen Materials von dort heimgebracht, das durch getreue Abbildungen hier zum ersten mal vorgeführt wird und dem Werke noch besondern Werth verleiht. Durch das starke Vordringen der Russen gegen die Thore Indiens ist das vorliegende Werk noch interessanter geworden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vergnügen und Schmerz.

Zur Lehre von den Gefühlen.

Von

Léon Dumont.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 22. Band.)

Das vorliegende Werk des rühmlichst bekannten französischen Verfassers beginnt mit der metaphysischen Untersuchung des Gefühlsvermögens überhaupt und betrachtet dann vom Standpunkt der Psychologie die verschiedenen Gattungen von Lust und Schmerz, wie sie im Bewusstsein des Menschen und der Thiere zur Erscheinung kommen, sodass es sich im ganzen zu einer geistvollen populären Aesthetik gestaltet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Reconstruction der kirchlichen Autorität.

Von

Ernst von Bunsen.

8. Geh. 2 M.

Früher erschien von demselben Verfasser:

Die Ueberlieferung. Ihre Entstehung und Entwickelung. Zwei Bände. 8. Jeder Band geh. 7 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Jobsiade. Ein komisches Heldengedicht in drei Theilen von **Dr. C. A. Kortum.** 14. Auflage. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M. 50 Pf.

Classisch in ihrer Art und echtdeutsch in ihrem Gepräge, ist die „Jobsiade" das einzige komische Heldengedicht neuerer Zeit in Deutschland, welches diesen Namen verdient und auf die Dauer populär geworden ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gespräche mit Goethe

in den letzten Jahren seines Lebens.

Von Johann Peter Eckermann.

Sechste Auflage.

Mit einleitender Abhandlung und Anmerkungen von **Heinrich Düntzer.**

Drei Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. 8 M.

Eckermann's berühmte „Gespräche mit Goethe" enthalten einen Schatz wichtiger Mittheilungen über die Entstehung der einzelnen Werke des Dichters, über seine Beziehungen zur deutschen und ausländischen Literatur und deren Hauptvertretern, sowie über seine politischen und religiösen Ansichten. Die sechste Auflage wurde vermehrt durch einen Commentar, zahlreiche Erläuterungen, Nachweise und Berichtigungen von dem vorzüglichen Goethekenner Heinrich Düntzer und ein vollständiges Namen- und Sachregister. Der hundertjährige Gedenktag der Geburt Eckermann's (21. September) lenkt die Aufmerksamkeit in hervorragendem Maße auf das Hauptwerk Eckermann's.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sicilien.

Bilder aus Natur, Geschichte und Leben.

Von

August Schneegans.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Von dem Deutschen Generalconsul in Genua, frühern Reichstagsabgeordneten A. Schneegans wird in diesen „Bildern aus Natur, Geschichte und Leben" ein farbenreiches Rundgemälde der Insel Sicilien vorgeführt, die gegenwärtig ein so bevorzugtes Reiseziel der Deutschen bildet. Dem Besucher Siciliens empfiehlt sich das fesselnd geschriebene Buch als wohlunterrichteter Begleiter, allen Literaturfreunden aber als sehr interessante und anregende Lektüre.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 39. — 29. September 1892.

Inhalt: Die Braut von Korinth. Von Otto Immisch. — Zu Moltke's Leben und Wesen. Von Friedrich Bienemann. — Zur Frauenfrage. Von J. Wychgram. — Eine Neubearbeitung der Thiersage. Von Karl Voretzsch. — Allerhand Poetisches. Von Adolf Fleischmann. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Die Braut von Korinth.

Schon frühzeitig hat man erkannt, daß die Quelle von Goethe's herrlichem Gedichte die melancholisch-romantische Gespenstergeschichte von Machates und Philinnion ist, mit der das „Buch der Wunder" von Phlegon aus Tralles beginnt, einem Freigelassenen des Kaisers Hadrian. Von diesem Büchlein aus ist der Stoff schon frühzeitig weitergedrungen in allerhand krause Wunderliteratur. Man findet bei den Erklärern des Gedichts die Nachweise darüber, was davon etwa Goethe bei, ja auch nach der Abfassung bekannt geworden sein könnte. Vgl. namentlich Erich Schmidt im „Goethe-Jahrbuch", IX, 229 (1888).

Goethe oder sein Gewährsmann hatte wie alle andern Erzähler der Geschichte damit zu rechnen, daß das Buch Phlegon's gerade am Anfang verstümmelt ist. Sie mußten sich also den ersten Theil der Erzählung ergänzen. Bei Phlegon beginnt diese damit, daß eine alte Magd, die Amme (offenbar der verstorbenen Philinnion), im Gastgemach die Liebenden beieinander sieht. Sie meldet das den Aeltern des Mädchens, Charito und Demostratos. Der Eindruck auf Charito wird stimmungsvoll und mit psychologischer Steigerung der Affecte geschildert. Sie steht erst erstarrt da, dann entlockt ihr der Gedanke an ihre Tochter Thränen, schließlich schilt sie die Alte, sie sei von Sinnen, und schickt sie fort. Doch setzt diese es durch, daß Charito mit ihr geht, worauf die Mutter denn wirklich Gesichtszüge und Kleidung ihrer Tochter erkennt. Doch da sie den wahren Sachverhalt vor der Hand nicht feststellen kann, geht sie schweigend fort, um entweder in der Frühe die räthselhafte Frauengestalt zu stellen, oder, wenn es zu spät sein sollte, Machates zu befragen. Das letzte findet denn auch am nächsten Morgen statt. Machates nennt Philinnion's Namen, erzählt von ihrem ersten Erscheinen und von ihrer Leidenschaft, zeigt auch als Beweise der Wahrheit seiner Worte einen goldenen Ring und ein Busenband, das ihm Philinnion die letzte Nacht dagelassen hat. Die Mutter und das ganze Haus brechen nun in laute Klagen aus. Machates verspricht, wenn das Mädchen die nächste Nacht wiederkomme, ihnen Kunde zu thun. Philinnion kommt, „wie sie gewohnt war". Machates kann, wie sie mit ihm zusammen ißt und trinkt, nicht glauben, daß sie todt, ein Gespenst sei, sondern nimmt an, sie sei eine Dirne, deren Vater von Leichenräubern Kleid und Schmuck der gestorbenen Haustochter gekauft hat. Doch läßt er die Aeltern rufen. Sie sind erst sprachlos, dann schreien sie auf und umarmen Philinnion. Die aber spricht: „O Mutter und Vater, wie unbillig thut ihr, daß ihr mir misgönnt, mit dem Gaste auf drei Tage — sie war also das dritte mal gekommen — zusammenzusein im Vaterhause, da ich doch niemand ein Leid thue. Darum werdet ihr von neuem Trauer haben, um eurer Voreiligkeit willen, ich aber entweiche wiederum an den mir bestimmten Ort. Denn nicht ohne göttlichen Willen kam ich in diese Welt." Sie sprach's, und ihr Körper lag als Leichnam auf dem Bette. Die Aufregung über den Vorfall verbreitete sich in der ganzen Stadt, und „er wurde auch mir gemeldet", sagt Phlegon wörtlich. „Ich hielt die Nacht über das Volk von dem Hause zurück", aus Vorsicht für jeden Fall. In der ersten Morgenfrühe findet im Theater eine Volksversammlung statt. Man beschließt das Familiengrab zu untersuchen, in dem Philinnion beigesetzt wurde, „als sie vor noch nicht sechs Monaten starb". Philinnion's Platz in der Gruft ist leer. Es findet sich nichts dort als „der eiserne Ring und die vergoldete Schale", die ihr Machates in der ersten Nacht geschenkt hatte. Das Gespenst war also nach den beiden ersten Nächten in die Gruft zurückgekehrt. Darauf wird nochmals festgestellt, daß in Demostratos' Hause Philinnion's Leiche wirklich liegt. In einer zweiten lärmenden Volksversammlung vermag endlich der Seher und Vogelschauer Hyllos sich geltend zu machen. Was er zur Abwehr des Unheils und zur Entsühnung der Stadt vorschlägt, geschieht. „Mich persönlich", heißt es dann bei Phlegon, „hieß er

wegen des Königs und seiner Angelegenheiten" verschiedene Opferhandlungen sorgfältig darbringen. Machates, zu dem das Gespenst gekommen war, hat sich voll Verzweiflung selbst getödtet. „Wenn dir es nun gutdünkt, darüber an den König zu schreiben, so theile es mir mit, damit ich dir jemand von den Sklaven schicke, der über die Einzelheiten berichtet. Leb' wohl!"

Dies der Bericht Phlegon's, der im großen und ganzen auch in dem „Anthropodemus Plutonicus" des Johannes Prätorius, den Goethe 1797 nach Erich Schmidt's Vermuthung benutzte, getreulich wiedergegeben wird.

Kleinere und doch bedeutungsvolle Abweichungen Goethe's, wie die, daß die Dauer der Handlung von drei Nächten auf eine zusammengezogen, daß der Vorgang der Entdeckung vereinfacht wird, daß Philinnion statt der Schale eine Locke fordert, wodurch das Sirenen- oder Vampyrartige ihres Wesens deutlicher hervortritt, dies alles soll hier beiseite bleiben. Aber sehen wir einmal zu, wie bei Goethe der fehlende Theil der Erzählung ergänzt ist.

Bei Phlegon fehlt zunächst jede Ortsangabe. Johannes Prätorius denkt an Tralles, Phlegon's Heimat, was natürlich willkürlich ist. Goethe hat Korinth und Athen gewählt, und er ist in dieser Wahl nicht unglücklich gewesen, denn er nennt auf diese Weise nicht nur zwei der allerbekanntesten Namen, sondern Korinth ist uns durch Paulus' Briefe als früh dem Christenthum erschlossen bekannt, während Athen in jeder Beziehung besonders geeignet ist, einen typischen Vertreter des Heidenthums zu entsenden. Außerdem ist wol die Wahl Korinths noch durch einen äußern Anlaß hervorgerufen. Goethe kannte vielleicht — wie Riekhoff im „Archiv für Lit. Gesch.", XV, 109 gezeigt hat — unsere Erzählung in einem Berichte, in dem ihr eine andere Spukgeschichte vorausgeht, die Philostrat in seinem Buche über Apollonios von Thana erzählt (IV, 25), und diese spielt in Korinth.

Eine freie Ergänzung, die aber den romantischen Charakter der Dichtung verstärkt, ist es ferner, daß Machates und Philinnion von den befreundeten Aeltern schon als Kinder versprochen sein sollen, und daß die Brautwerbung der eigentliche Zweck von Machates' Fahrt nach Korinth gewesen wäre. Als Hauptsache aber erscheint, daß die Geschichte bei Phlegon infolge ihrer Verstümmelung zeitlos ist, und nur durch eine Hypothese ist man dazu gelangt, sie in Phlegon's eigene Zeit zu setzen. Man nahm nämlich an, daß in den übersetzten Stellen, wo es heißt „der Vorfall wurde auch mir gemeldet" u. s. w., Phlegon selbst oder ein ihm gleichzeitiger kaiserlicher Beamter rede, und daß der „König", an den Bericht erstattet und von dessen Person und Angelegenheiten aller üble Einfluß des unheimlichen Spuks durch sorgfältige Sühnopfer ferngehalten werden soll, niemand anders sei, als der Kaiser Hadrian. So kam man dazu, die Handlung sich im 2. nachchristlichen Jahrhundert zu denken, und erst hierdurch ward Goethe veranlaßt, jenes Widerspiel der alten und der neuen Religion in den Stoff hineinzutragen, durch dessen Durchführung die Erzählung erst ihren mirakelhaften Charakter verliert, sich vertiefend und vergeistigend. Freilich, die Art, wie der Jünger des classischen Alterthums dieses Motiv durchführt, hat ihm manch ein böses Wort eingetragen. Diese Unzufriedenen werden ihre besondere Freude daran haben, wenn sie erfahren, daß die Datirung der Philinniongeschichte, durch die allein Goethe auf jene Idee gekommen ist, um viele Jahrhunderte zu tief griff. Es läßt sich heute zeigen — und das ist es, womit der Verfasser die Freunde der Goethe'schen Muse unterhalten möchte —, daß die Erzählung von Machates und Philinnion ursprünglich im Eingange ganz anders gelautet hat und völlig der Zeit des ungebrochenen Heidenthums zu eigen gehört.

Im 5. nachchristlichen Jahrhundert verfaßte der Lycier Proclus, der Vertreter der neuplatonischen Philosophie in Athen, eine weitläufige Schrift über Platon's berühmtes Werk vom Staate. Ein Theil dieser Schrift war schon längst bekannt, ein anderer, besonders werthvoller, war lange fast ganz verschollen. Erst seit 1886 besitzen wir Ueberreste davon in einer von Rudolf Schoell besorgten Ausgabe („Anecdota varia ed. Schoell et Studemund", vol. II, Berlin 1886), doch standen für dieselbe nur indirecte Quellen zu Gebote; erst nach ihrem Abschlusse fand sich in der Vaticanischen Bibliothek die lange vergeblich gesuchte Originalhandschrift, die alsdann 1888 von dem verstorbenen Cardinal Pitra herausgegeben ward („Spicilegium Solesmense", V). Hier nun handelt Proclus über einen von Platon erzählten Mythus, in dem ein gewisser Er, vom Tode wiedererweckt, über das, was er im Jenseits sah, berichtet. Diesen Mythus haben die alten Meister der Neuplatoniker, vor allem Porphyrius, mit vieler Liebe und Sorgfalt erklärt und so viel gelehrtes Material zu diesem Zwecke herbeigetragen, daß unser Proclus bei seinem Vorhaben über sehr solide Hülfsmittel verfügt. Es gab im Alterthum eine ganze Literatur, die über solche handelte, „die verstorben waren und wiederkehrten". Man bemühte sich also schon damals, ein Beobachtungsmaterial zu sammeln und mit dessen Hülfe in die tiefste Tiefe psychophysischer Geheimnisse einzudringen; freilich begnügte man sich auch gar oft mit phantastischen Enthüllungen und sinnigen Allegorien des Jenseits. Schon der alte Demokrit hatte in diesem Sinne ein Buch über den Hades verfaßt. Unser Neuplatoniker erzählt nun eine ganze Reihe von Historien, die beweisen sollen, daß das von Platon Vorgetragene nicht etwas Unmögliches und Widerspruchsvolles oder Vereinzeltes sei. In dieser Reihe stehen gleich zwei Geschichten (3 und 6), die auch Phlegon's Wunderbuch enthält (1 und 2). Eine davon (6) handelt von Philinnion. Und zwar ist es völlig deutlich, daß Phlegon und Proclus beide von denselben Gewährsmännern abhängig sind. Das geht schon daraus hervor, daß Phlegon's Bericht am Schlusse sich als einen Brief verräth, Proclus aber sich gleichfalls auf Briefe beruft, als ein Zeugniß für das von ihm Erzählte.

Dieses lautet so: „Am meisten ins Gewicht fällt die Geschichte von Philinnion zu den Zeiten König Philipp's." Also in den Zeiten Philipp's von Macedonien geschah das Wunder! „Sie war aber die Tochter des Demostratos und der Charito in Amphipolis, als junge Frau verstorben. Verheirathet war sie gewesen mit Krateros." Wiederum viel Neues! Amphipolis, die griechische Stadt unweit der Halbinsel Chalcidice, nahe der Mündung des Strymon im thrazisch-macedonischen Küstenland gelegen, stellt sich als die eigentliche Heimat der Braut von Korinth heraus. Philipp hatte im Jahre 358 den Athenern diese Stadt entrissen. Die Vertretung seines Interesses daselbst muß er später seinem Sohne Arridäus anvertraut haben (dem Halbbruder Alexander's des Großen). Denn auf dessen und eines gewissen Hipparch Briefe an den König beruft sich Proclus. Dieser Hipparch ist wol identisch mit einem gleichnamigen Landsmanne und Freunde des Aristoteles, der als Schriftsteller nicht frei von abstrusen Neigungen, sonst aber ein angesehener und zu Vertrauensstellungen geeigneter Mann gewesen zu sein scheint. Phlegon's Erzählung ist offenbar nichts als ein Brief an Arridäus von eben diesem Hipparch. Wir sehen, unsere Geschichte wird durch die neuerschlossene Quelle sowol nach der Zeit, in der sie spielt, wie nach den Personen, die mit dem Wunder in Verbindung stehen, genau genug bestimmt.

Wichtig ist auch, daß wir nunmehr wissen, Philinnion war schon verheirathet, als sie starb. Damit löst sich wiederum ein bei Goethe sehr lebhaft wirkendes Motiv, die unerfüllte Sehnsucht der liebeverlangenden Braut, völlig los von der ursprünglichen Vorlage. Wer jener Krateros war, läßt sich nicht sagen. An den berühmten Krateros, später einer von Alexander's Feldherrn, wird man nicht so leicht denken wollen. Proclus fährt fort: „Diese soll im sechsten Monate nach ihrem Tode wieder aufgelebt sein und dem Jüngling Machates, der aus seiner Heimat Pella (also ein Macedonier!) zu Demostratos gekommen war, heimlich beigewohnt haben, aus einer Leidenschaft für ihn, viele Nächte hintereinander (Proclus ist hier wol ungenau). Und als sie entdeckt wurde, wäre sie ein zweites mal gestorben, nachdem sie zuvor verkündigt, nach dem Willen der über die Erde wandelnden Dämonen habe sie dies vollbracht. Auch sei der Leichnam von aller Augen gesehen worden, im Vaterhause aufgebahrt, und den Ort, der das erste mal ihren Körper aufnahm, habe man geöffnet, und die Angehörigen, die hingingen, weil sie das Geschehniß nicht glauben wollten, hätten ihn leer gesehen. Und dieses ginge hervor aus den Briefen, die theils von Hipparch, theils von Arridäus, dem die Angelegenheiten von Amphipolis anvertraut waren, an Philipp geschrieben worden sind." Soweit die neue Quelle.

Die Frage ist erlaubt, ob Goethe, wenn ihm die Sache von vornherein in dieser ursprünglichen Fassung entgegengetreten wäre, daraus die Anregung zu seinem Gedichte überhaupt empfangen hätte? Schwerlich, wird man sagen müssen, wenn man bedenkt, daß gerade die beiden Hauptmotive der Dichtung hier völlig ausfallen. So war es denn für die deutsche Poesie ein gütiger Zufall, daß in jener kostbaren pfälzer Handschrift des 10. Jahrhunderts, der allein wir die Erhaltung von Phlegon's „Wunderbuch" verdanken, gerade der Anfang dieses Buchs durch eine Verstümmelung verkürzt ist. Ohne diese Lücke wäre die dichterische Phantasie wol kaum angereizt worden zur Erfindung eigener, wirksamer, wenn auch der ursprünglichen Vorlage so völlig fremder Motive. Ohne diesen Schaden hätten wir die „Braut von Korinth" wol überhaupt nicht.

Wir müssen diesem Zufall um so dankbarer sein, als wenigstens die Möglichkeit bestand, daß Goethe die echte Fassung der Geschichte trotzdem zu Gesicht bekam. Thatsächlich war nämlich das Stück des Proclus bis auf unsere Zeit nicht völlig verborgen. Denn schon im Jahre 1661 war ein gelehrtes Werk von Alexander Morus erschienen, betitelt: „Ad quaedam loca Novi Foederis." Der Verfasser hatte bei den Salviati in Florenz die Handschrift des Proclus eingesehen und manches daraus in seine neutestamentlichen Studien eingewebt, darunter auch die Geschichte von Philinnion (gelegentlich der Erzählung von Lazarus' Erweckung). Wie leicht hätte von da aus, statt aus Phlegon's Mirabilien, die Fabel vor Goethe's Augen kommen können!

Nachschrift. Während des Drucks bemerkte der Verfasser, daß seine Mittheilung doch nicht ganz neu ist. Schon lange vor dem Erscheinen der Bücher von Schoell und Pitra hat Erwin Rohde, der bereits in seinem Werke über den griechischen Roman (S. 391) eine kurze Andeutung darüber gegeben hatte, aus der halb vergessenen Schrift des Morus die Originalerzählung mitgetheilt, wenn auch nicht zu ausführlicher Auseinandersetzung mit dem Goethe'schen Gedicht (im „Rheinischen Museum", XXXII, 329 fg.).

Otto Immisch.

Zu Moltke's Leben und Wesen.

Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Grafen Helmuth von Moltke. Fünfter Band: Briefe (zweite Sammlung) und Erinnerungen an ihn. Mit zwei Bildnißzeichnungen des Feldmarschalls. Berlin, Mittler u. Sohn. 1892. 8. 5 M.

Der soeben ausgegebene fünfte Band der „Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten" Graf Moltke's schließt sich mit seiner Briefsammlung unmittelbar an den vierten Band, mit den von ihm gebrachten Erinnerungen aus dem Kreise der Verwandten, Jugendfreunde und spätern Genossen des Feldmarschalls an den ersten Band dieser vorzugsweise seiner menschlichen Persönlichkeit gewidmeten

Ausgabe. Die Briefe bringen die beiden einzigen Schreiben, die von den an den Vater gerichteten sich erhalten haben, Reiseberichte aus dem November 1840, darunter der Weg von Ilmenau durch Württemberg über den Gotthard nach Magadino, ein Prachtstück selbst unter Moltke's classischen Briefen. Dann eine Auswahl von Schreiben an die Schwestern und den ältern Bruder Fritz, mit dem er einst die harte Zucht im kopenhagener Cadettenhause getheilt, worauf ihre Wege sich schieden. Fritz blieb dänischer Offizier und Beamter und scheint ganz dänisch gesinnt gewesen zu sein. Dieser Gegensatz that aber dem brüderlichen Verhältniß so wenig Abbruch, daß Fritz mit der Schwester Auguste, die, beide verwitwet, sich in Lübeck ein Heim gegründet, dem nach dem Tode der heißgeliebten Frau vereinsamten Bruder den Vorschlag machten, zu ihm zu ziehen und vereint ihren Lebensabend zu verbringen. So geschah es, und im Hause des Feldmarschalls sind Bruder und Schwester gestorben (1874 und 1883). Die Briefe an diese Schwester sind sehr reich: theils Ergänzungen zu den „Zuständen und Begebenheiten in der Türkei" aus dem Jahre 1838, theils Augenblicksbilder aus den mit der Gattin besuchten Bädern, dann der Bericht über deren Erkrankung, auf welchen hin die liebende Mutter zur Pflege eilte, die doch nur zum Zudrücken der Augen führte. Der Erinnerung daran ist der ergreifende Brief aus Versailles vom 20. December 1870 gewidmet:

In dieser Zeit, wo ich die Leidensperiode unserer geliebten Marie wieder durchlebe, habe ich so oft auch mit wahrhaft dankerfülltem Herzen Deiner und der aufopfernden Pflege gedacht, welche Du ihr gewidmet hast. Gerade heute, glaube ich, war es, wo Du nach durchwachter Nacht mich mit der Freudenbotschaft weckest, daß Marie ruhig geschlafen hatte. Unsere stets wieder sich belebenden Hoffnungen sollten nicht in Erfüllung gehen. Gott hatte es anders beschlossen, und so wird es am besten sein. Er hat sie in der Fülle des Lebens, in Kraft und Schönheit an sich genommen und sie aller Bitterkeiten des Alters überhoben. Es ist mir tröstlich, daß auch in den lieben Briefen, die Du mir zugeschickt und für welche ich herzlich danke, doch stets Zufriedenheit mit ihrem Lose sich ausspricht. Wie manches Unrecht habe ich ihr dennoch abzubitten, aber ich habe die Ueberzeugung, daß sie mir alles verzeiht, und wie sie mich 1866 nach dem Feldzuge auf dem Bahnhofe freudig empfing, so hoffe ich, daß sie mich jenseits empfangen wird, wenn die Qual dieses Erdenlebens endlich abgelaufen sein wird, und danach kann ich mich oftmals herzlich sehnen. Gern würde ich zuvor das große Werk glücklich zu Ende geführt sehen, bei welchem ich mitzuwirken berufen bin. Wir haben aber noch schwere Kämpfe zu bestehen, und Schwierigkeiten häufen sich von allen Seiten, die überwunden werden müssen. Aber der Herr, der so weit geholfen, wird auch weiter helfen.

Zum Weihnachtsfest, welches für uns freilich eine ernste Bedeutung für den kurzen Lebensrest gewonnen hat, wünsche ich alles Gute. Der Herr hat Marie am Tage zu sich genommen, wo er das Heil der Welt verkündigt.

Weiter Reisebriefe, so aus Mailand im Geleite Kaiser Wilhelm's 1875, immer voll feiner Bemerkungen: „Auf den freien Plätzen spielten Musikchöre, und die unermeßliche Menschenmenge circulirte in größter Ordnung, ohne daß die stattlichen Carabinieri einzuschreiten gehabt hätten. Es gehört dazu eine alte Cultur, wie sie vielleicht nur dem Norditaliener beiwohnt." Aus dem folgenden Jahre über einen Frühlingsaufenthalt im Palazzo Caffarelli:

Da scheint die liebe Sonne schön und warm in die Fenster, das frischeste Grün bedeckt in weiter Aussicht die Campagna, aus der die Trümmer einer vergangenen Welt hervorschauen, die hohen Bogen der endlosen Aquäducte, die zahllosen Grabmonumente, die dem Mittelalter als Castelle dienten und in die jetzt das kleinliche Leben der Gegenwart sich seine Stätten hineingenistet hat, kleine Hütten, die wie Schwalbennester an den gewaltigen Trümmern kleben. Unter unserm Balkon blüht ein ganzer Wald von Azaleen, um den Springbrunnen „die Myrte still und hoch der Lorbeer steht"; auch eine Palme, von Friedrich Wilhelm IV. gepflanzt, schwenkt ihre Zweige etwas verdrießlich im Winde, und die weiße und gelbe Rose bedeckt alles, was sie erklettert hat, mit Tausenden von Blüten. Es treibt einen ins Freie und ich schließe mit herzlichen Grüßen.

Der briefliche Verkehr mit den beiden andern Geschwistern hebt in der Sammlung erst mit 1866 an. An die Schwester Lene, die Frau Propstin Bröcker (erst zu Beginn des laufenden Jahres gestorben), gibt es nur kurze herzliche Billets; mit dem Bruder werden wirthschaftliche Dinge, der Ankauf Creisaus, Kapitalverrentung, die Familiengeschichte besprochen; aus dem französischen Feldzuge fehlt es nicht an gewichtigen Briefen, so vom 11. September 1870 aus Rheims:

Die Opfer, die der Krieg fordert, sind entsetzlich, und da wollen die Engländer uns mit Geld abgefunden wissen! So Gott will, sind wir binnen vierzehn Tagen in der Lage, 200000 Mann jedem unberufenen Vermittler entgegenzustellen und mit dem Rest doch noch mit Frankreich fertig zu werden. Die Leute haben noch nicht gelernt, was das sagen will: „Deutschland!" aber was das Wichtigste ist, Deutschland selbst hat es jetzt gelernt.

Schon in diesen Briefen spricht sich gelegentlich immer wieder die warme Liebe Moltke's für seine drei im Heere befindlichen Neffen aus. Die folgende Gruppe führt den liebenswürdigen Mann nun recht in seinem Verhältnisse zum heranwachsenden jüngern Geschlecht vor, dem er, da ihm eigene Kinder versagt geblieben, treue väterliche und großväterliche Sorgfalt und ungezwungensten Verkehr widmete:

Wir sehen ihn als Pädagogen bei der Arbeit, mit sorgsamer Hand und wachsamem Auge, vor allem mit warmem Herzen und in treuer Geduld die Erziehung der Neffen fördern, ihnen klugen Rath ertheilen aus der Fülle seiner Erfahrungen und seiner Menschenkenntniß und in Vorsorge, wo es nöthig ist, sie warnen. Wir sehen, wie er als Familienhaupt, ein wahrhafter Patriarch, das Blühen seines ganzen Geschlechts, das Gedeihen jedes einzelnen Mitglieds liebend umfaßt, mit den Kleinen als „Opapa" scherzt, den Großen aber in allen Lebenslagen ein Vater im edelsten Sinne des Wortes ist.

Vor allem und am frühesten ist diese Liebe seinem Erben und Rechtsnachfolger Wilhelm, dem ältesten Sohne des Bruders Adolf gewidmet, den er zu Ausgang 1863 ganz unter seine Obhut nahm. Wie der große Mann den Neffen in Wiesbaden einquartiert, dessen bedenklichen Gesundheitsstand verfolgt, ihm aus dem Hauptquartier zu Apenrade Weisungen für die Ferienreise ertheilt, die zukünftige Laufbahn mit ihm erörtert, dann später dem angehenden Offizier manches ernste Wort zu sagen sich gedrungen sieht:

Siehe zu, wie Du das Studium mit dem Dienst vereinst, aber merke Dir die Lehre eines alten Professors, welcher sagte: Wer auf dem Sofa liegend liest, der liest vergebens. Nur mit der Feder in der Hand kann man nützlich studiren. . . .

Wenn in Zukunft Dir jemand anbieten sollte, Deine Rechnungen zu bezahlen, ein Fall, der allerdings in Praxi recht selten vorkommt, so möchte ich Dir rathen, ihn nicht vierzehn Tage auf Antwort warten zu lassen. . . . Es ist aufmerksamer und klüger, dann bald zuzugreifen. Wenn ich zwar nicht Tetenreiter der zweiten Reitabtheilung bin, so habe ich doch sonst mancherlei Geschäfte auf dem Hals und zu unnöthigen Briefen keine Zeit, aber die Viertelstunde zu einem nöthigen hat man unter allen Umständen —

das ist ebenso menschlich erhebend und rührend wie etwa 25 Jahre danach die Correspondenz des greisen Feldmarschalls mit den Kindern des Neffen und über sie mit dem Vater. Sie bestätigt vollkommen die Erzählung des meiningenschen Oberhofpredigers Schaubach, der seinerzeit als Hauslehrer der Neffen in Holstein nach der ersten Unterhaltung mit Moltke über die beiden Knaben, über deren Unterricht und Erziehung den Eindruck gewann, „das Ideal eines festen und wohlwollenden Schulvaters könne nicht trefflicher das Innerste eines Schulamtscandidaten zu Tage fördern".

Von Moltke's Humor geben viele Aeußerungen Belege. Das folgende Schreiben, ein Weihnachtsdank vom Jahre 1883 an seine Nichte für einen ausgestopften Fuchs, zeugt unter andern dafür:

Was die Füchse doch für kluge Thiere sind! Immer suchen sie beim Treibjagen die Stelle auf, wo ich stehe, weil sie wissen, daß sie da noch am ersten durchkommen, nur einer hat besonderes Unglück gehabt, der mir nun zu Füßen liegt. Einem schlechten Schützen ist es doppelt werthvoll, wenn ihm mal ein Schuß gelingt, vollends auf einen Fuchs, und so blicke ich denn mit gerechtem Stolz auf Dein hübsches und sinniges Weihnachtsgeschenk und sage Dir herzlichen Dank, daß Du so freundlich an mich gedacht hast.

Doch die zündendste Wirkung mag wol jener Trinkspruch Moltke's geübt haben, der, einer der längsten, die er je ausgebracht, 1881 in Kiel die deutsche Flotte zu feiern beabsichtigte, aber nicht zum Schluß gelangte:

Sie, meine Herren Kameraden von der Marine, haben den hohen Beruf und die Aufgabe, Deutschlands Ehre in der weiten Welt zu vertreten und sein Ansehen zu wahren. Kehren Sie in die Heimat zurück, so ist es billig, daß Ihrer ein sicheres und behagliches Nest wartet, in dem Sie sich zu neuen Thaten rüsten können. Dies Ihnen zu bereiten, sind die Offiziere des Großen Generalstabes hier anwesend. Wir von der Landarmee sehen nicht so viel von der weiten Welt; unsere Grenzen sind uns gezogen. Manchmal zwar betreten auch wir benachbarte Länder. . . .

Bei diesen letzten Worten, die der Feldmarschall mit humoristischem Lächeln sprach, brach ein solcher Beifallssturm aus, daß das Weitere verhallte. So steht es in den Erinnerungen dieses Bandes, die noch viele werthvolle Züge zur Charakteristik des seinem Volke so theuern Helden bringen. Sehr hübsch erzählt die Nichte Fräulein Marie Ballhorn über den Oheim aus der Zeit, da er aus der Türkei heimkehrte, und über seine jugendliche Frau, die er den Gespielinnen entrissen hatte. Von großem Interesse sind die Mittheilungen des dänischen Generallieutenants von Hegermann-Lindencrone, dessen väterliches Haus den jungen Cadetten einst in Kopenhagen eine liebe Freistatt geboten hatte; ferner die Berichte der Generale von Verdy und von Blume, die während des großen Kriegs als Generalstabsoffiziere im Hauptquartier ihrem Chef zur Seite standen und denen zur Beobachtung Gelegenheit genug sich bot. Mancherlei hat aus dem Zusammenleben und aus Erzählungen des Feldmarschalls sein Neffe, Schwager und langjähriger Adjutant, Major Henry von Burt, vorzubringen, darunter auch, was die Lachmuskeln nicht in Ruhe läßt:

Einmal kam er, wie er hoffte unerkannt, von Ragaz nach Lindau und ließ sich ein Zimmer im Erdgeschoß im „Bayrischen Hof" geben. Er war müde und ging früh zu Bett, vergaß aber, die Fenstervorhänge zuzuziehen. Eben im Einschlafen begriffen, hörte er nahende Musik, die sich vor seinen Fenstern aufstellte, beleuchtet von Fackeln der städtischen Feuerwehr. Es war klar, daß er doch erkannt und man willens war, ihm ein Ständchen zu bringen. Die Schwierigkeit für ihn war nun, sich anzuziehen, ohne gesehen zu werden. Licht durfte er nicht anzünden. Aber der Fackelschein drang in sein Zimmer, und die neugierige Jugend stand an den Fenstern mit an den Scheiben plattgedrückten Nasen. Er fühlte sich veranlaßt, trotzdem aufzustehen, und bei jedem Kleidungsstücke, das er anlegte, erschollen unendliche Hurrahs.

Oder die Anekdote von classischer Prägnanz: Moltke spazierte als Kurgast in Ragaz einsam durch den Wald nach Dorf Pfäfers. Es war heiß geworden, er verspürte starken Durst und trat in eine Dorfschenke, sich durch einen Trunk zu erfrischen. Der Wirth: „Wol Kurgast in Ragaz?" Ja. „Der Moltke soll ja da sein?" Ja. „Wie schaut er denn aus?" Nun, wie soll er denn aussehen? Wie Einer von uns beiden.

Zum Schluß des Bandes sind die Gedenkreden wiedergegeben, die der Feldpropst Dr. Richter am Sarge des Feldmarschalls am 28. April und Ernst Curtius in der Akademie der Wissenschaften am 2. Juli 1891 gehalten haben. Die Chorographie Mesopotamiens und Kurdistans, der Umgegend von Konstantinopel und der Ufer des Bosporus und der römischen Campagna ist durch Moltke's Arbeiten geschaffen worden und zwar in dem umfassenden Geiste, in dem Karl Ritter die Wissenschaft der Erdkunde neu begründet hat. Den verwandten Unternehmungen späterer Zeit hat er seine Herzenstheilnahme und werkthätige Unterstützung zugewandt. Alterthum und Gegenwart, Fernes und Nahes umspannte und durchdrang sein Blick, er stellte die Vielseitigkeit wissenschaftlicher Bestrebungen, ihre Zusammenfassung zur höhern Einheit einer wahrhaft allgemeinen Bildung dar auf dem Grunde der außerordentlichen Tüchtigkeit auf seinem eigensten Berufsfelde, auf dem er der Held und Liebling seines Volks geworden ist.

Friedrich Bienemann.

Zur Frauenfrage.

1. Deutsche Frauen vor dem Parlament. Der Verein „Frauenbildungs-Reform" in Weimar und seine Petitionen an den deutschen Reichstag und an die Landtage der deutschen Einzelstaaten. Actenstücke zur neuesten Geschichte der Frauenbewegung in Deutschland, gesammelt von W. Grimm. (Bibliothek der Frauenfrage herausgegeben von Frau J. Kettler. 7. Heft.) Weimar, Weimarer Verlagsanstalt. 1892. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
2. Die wahre Emancipation der Frauen. Eine schlichte Meinungsäußerung von einer Frau. Leipzig, R. Voigtländer. 1892. 8. 90 Pf.

Der Gedankengang, durch den die Frauenbewegung ihre Berechtigung nachweist, ist einfach und verhältnißmäßig lückenlos; die lockern Stellen seines Zusammenhangs werden geschickt dadurch verdeckt, daß man ihn in seiner Gesammtheit überall wiederholt, in Zeitungen und Zeitschriften, in Aufsätzen und Romanen, in Versammlungen und Parlamenten. Erstlich: von der zunehmenden Ehelosigkeit, an der die Verhältnisse und die Männer schuld sind, werden vor allen Dingen die Mädchen des gebildeten Mittelstandes betroffen. Darum muß zweitens für die Ermöglichung einer ausgedehntern Erwerbsthätigkeit dieser Jungfrauen gesorgt werden. Diese beiden Sätze wird jeder Mann ohne sonderliche Schwierigkeiten billigen können. Nun kommt aber der dritte: die weibliche Erwerbsthätigkeit muß sich auf denselben Gebieten vollziehen, wie die des Mannes, und zu diesem Zweck ist die Eröffnung des akademischen Studiums für Frauen das erste und dringlichste Erforderniß. Man muß den Vertreterinnen dieser Forderung rühmend nachsagen, daß sie es durchaus ablehnen, für ihre Geschlechtsgenossinnen Vergünstigungen zu verlangen. Sie wollen, daß die Zulassung zur Universität für Mädchen an dieselben Bedingungen geknüpft werde, wie für Knaben. Sie sollen das Abiturientenexamen machen. Daß zu diesem Zweck die Errichtung eines Mädchengymnasiums verlangt und angestrebt wird, hat seine Ursache in der äußerlichen Thatsache, daß die sogenannte „Coeducation" der Geschlechter, wie sie in andern Ländern, zumal in einzelnen Staaten von Nordamerika besteht und, was ich ausdrücklich hinzufüge, ohne irgendwelche Nachtheile besteht, bei uns zur Zeit noch schlechterdings unmöglich ist. Die Anforderungen des Mädchengymnasiums sollen denen des Knabengymnasiums völlig gleich sein. Gleiche Rechte, gleiche Pflichten — ist der Grundsatz, der in dem ganzen Kampf von den Frauen hochgehalten wird und der wiederum ihnen die Sympathie zahlreicher ernster Männer sichert.

Grundsätzlich die Zulassung zu allen Facultäten erstrebend, haben sich die Vorkämpferinnen der Bewegung einstweilen darauf beschränkt, nur die Eröffnung des medicinischen und philologisch-historischen Studiums zu verlangen. Da an die Berechtigung, den Studien obzuliegen, billigerweise auch die andere geknüpft sein wird, die Schlußprüfungen zu machen, und da diese wiederum das Recht zum Eintritt in den ärztlichen und den Lehrerberuf nach sich ziehen müßten, so ist jene Beschränkung durchaus gerechtfertigt. Denn es kann keinem Zweifel mehr unterliegen, daß Arzt zu sein und zu lehren, der weiblichen Art und Bestimmung angemessener ist, als zu predigen, Recht zu sprechen oder vor den Schranken des Gerichts zu plaidiren. Auch widerspricht die Frau in der Robe und die Frau im Talar zur Zeit noch in solchem Maße dem allgemeinen Gefühl, daß das Fehlen jener Beschränkung der ganzen Bestrebung den Erfolg von vornherein abgeschnitten haben würde.

Lehrerin ist die Frau schon jetzt. Aber die Lehrerinnen werden meist nur auf den Unterklassen verwendet; was Wunder, wenn sie auch nach der einflußreichern und befriedigendern Thätigkeit auf den obern Klassen streben. Sie sind zu ehrlich, um sich bei ihrer mangelhaftern Vorbildung, die die sogenannten Lehrerinnenseminarien geben, schon für befähigt zu jenem Unterrichte zu halten. Darum wollen sie sich das Studium in der philosophischen Facultät erschließen und zum Oberlehrerexamen zugelassen werden.

Auch Aerztinnen gibt es in Deutschland schon manche. Sie haben auf bedeutenden Universitäten des Auslandes die Prüfungen gemacht und üben eine oft große Praxis mit Segen aus. Die deutschen Regierungen erkennen diese Prüfungen nicht an. Was wunder, daß die Frauen die Berechtigung zu ihrer doch geübten Thätigkeit sich auch im Vaterlande erwerben zu können wünschen.

Nachdem viele Frauen als Lehrerinnen und Aerztinnen Tüchtiges geleistet haben, ist es ein müßiges und nicht einmal edles Beginnen, wie das von vielen grundsätzlichen, aber oberflächlichen Gegnern geschieht, immer wieder den Frauen die allgemeine Geistesfähigkeit abzustreiten. Die Thatsachen widerlegen solche thörichten Einwendungen schlagend. Auch der Meinung, daß der weibliche Körper einem so anstrengenden Studium nicht gewachsen sei, sollte sich ein ernster Mann nicht anschließen dürfen. Denn erstens sprechen auch dagegen manche Thatsachen, und sodann muß man doch diese Erwägung billigerweise gerade den verhältnißmäßig wenigen Frauen und Mädchen selbst überlassen, die Muth und Neigung zum Studium verspüren. Wer unterwirft denn die Jünglinge einer Controle, ob ihr Körper den Anstrengungen des Studiums genügen wird, oder wer tadelt sie, wenn sie die Gesundheit in die Schanze schlagen, um das Leben ermöglichen zu können? In diese lediglich private Seite der Frage sollten die Männer nicht hineinsprechen.

Die Zahl der Gründe, die für das medicinische und philologische Studium der Frauen sprechen, ist groß; besonderes Gewicht ließe sich noch auf den legen, daß es doch den Frauen und Mädchen in sehr vielen Fällen höchst willkommen sein muß, sich einem weiblichen Arzte mit-

theilen zu können, und daß es ferner für die Erziehung und die Bildung der größern Mädchen viel ausmachen wird, in den Jahren großer Empfänglichkeit den Einfluß einer geistig bedeutenden Geschlechtsgenossin erfahren zu haben. Zur weitern Orientirung über die Frauenfrage, ihre Entwickelung und ihren gegenwärtigen Stand ist sehr geeignet der soeben erschienene siebente Band der „Bibliothek der Frauenfrage": „Deutsche Frauen vor dem Parlamente" (Nr. 1). Das Heft enthält alle Reden, die aus Anlaß der bekannten, vom Verein „Frauenbildungs-Reform" den deutschen Parlamenten überreichten Petitionen, im Reichstag und in den Kammern mehrerer Einzelstaaten gehalten worden sind (Preußen, Würtemberg, Baden, Sachsen-Weimar). Leider gewinnt man aus dieser Veröffentlichung die Ueberzeugung, daß sogar eine solche Angelegenheit, in der lediglich das Wohl der Frauen und dessen nothwendige Beschränkung durch das Wohl des Staats in Betracht kommen sollte, zur Parteisache geworden ist. Die heftigsten Gegner der Zulassung der Frauen zur Universität findet man in den Reihen des Centrums, während die liberalen Parteien der Sache sich günstig gesinnt zeigen.

Freilich das darf man sich nicht verhehlen, es gibt doch auch ernste, sehr ernste Bedenken gegen das Studium der Frauen. So wenig auf die landläufigen, meist mit billigen Witzen garnirten Einwendungen zu geben ist, die dem Zopf, dem bösen Willen und dem Brotneid entspringen, so sehr sind wir geneigt, die höhern Gesichtspunkte dem eingehenden Nachdenken zu empfehlen, die wir in einer kleinen uns vorliegenden Broschüre (Nr. 2) finden. Sie werden uns dargelegt von einer Frau, von einer ohne Zweifel hochbedeutenden Frau, die vielgenannte Geschlechtsgenossinnen um Haupteslänge überragt. Leider hat uns die Verfasserin ihren Namen nicht genannt: die alte Thatsache, daß wahres Verdienst und Bescheidenheit zusammengehören, bestätigt sich hier. Der Verfasser dieser Zeilen verfolgt seit Jahren die Literatur der Frauenbewegung aufs sorgfältigste; er kann sagen, daß er selten etwas Vernünftigeres, tiefer Gedachtes und tiefer Empfundenes über diesen Gegenstand gelesen und ebenso selten gute Gedanken darüber in so vornehm-schöne Form gekleidet gefunden hat.

Die Verfasserin nennt die Frauenfrage einen Theil des Kampfes um „die fliehende Zufriedenheit", den unsere Zeit nun einmal heraufbeschworen hat. Daß die Zufriedenheit, „von der niemand glaubt, daß er selber sie verloren habe, sondern daß sie ihm entrissen worden sei", schwerlich je von der Mehrheit der Menschen wiedererkämpft werden könne, ist der Verfasserin ebenso sicher, wie sie andererseits überzeugt ist, daß einen wesentlichen Theil des Erfolgs doch zu erringen hauptsächlich die Frau im Stande ist. Denn mit der Zufriedenheit der Frau wird auch der Gesellschaft ein besserer Zustand wiederkehren. Wie aber kann die Frau zur Gesundung unserer Zustände mitwirken? „Nur auf dem Wege, auf dem einzig und allein ihre großen Aufgaben liegen und zu lösen sind: durch die stille Thätigkeit der Einzelnen in ihrem kleinen häuslichen Berufe." Dieser Thätigkeit aber sind breite Schichten der Frauen entfremdet; nicht etwa blos die, denen Hausfrau zu werden nicht beschieden ist, sondern ebenso gut die begünstigteren andern. Die Frau spottet heutzutage vielfach der Genügsamkeit und wirft sich dem steigenden begehrlichen Luxus in die Arme. „Ein Heer von «zwingenden» Aeußerlichkeiten hält seitdem ihren Sinn gefangen und bedroht den Wohlstand des Hauses derartig, daß zu seiner Aufrechterhaltung die Männer Vertheidigungsmaßregeln ergreifen mußten. Leider wandten dieselben sich nicht gegen die unmittelbare, sondern gegen die mittelbare Ursache — nicht der Aufwand wurde seltener, sondern die Frau." Es ist bezeichnend, aus Frauenmund diese Begründung der zunehmenden Ehelosigkeit zu vernehmen. Und was wird aus denen, die, unter den unheilvollen Folgen dieser Entwickelung leidend, ihren Weg allein wandern müssen. Ein Theil ergreift die Mittel, die schon jetzt unser öffentliches Leben bietet, um den Frauen Arbeit und Brot zu geben: Stellungen in Industrie, Handel und niederer Verwaltung. Sie leben, aber sie leben meist ohne innere Befriedigung. Ein anderer Theil stürzt sich in Müßiggang und Aeußerlichkeiten. Ein dritter Theil endlich ergibt sich den Emancipationsbestrebungen. Unsere Verfasserin steht diesen nicht feindlich gegenüber, wol aber mitleidig. „Sie stürmen kopflos in die verkehrtesten Richtungen, aber die Macht, die sie eigentlich, wenn auch uneingestanden, treibt, ist begreiflich, und ihre Verblendung bemitleidenswerth; doppelt mitleidenswerth, weil alles, was die Frauen außerhalb ihres naturgemäßen Berufs etwa erreichen können, doch nur ein Ersatz ist, und meistens ein sehr kärglicher. Weil dem so ist und weil doch Unzählige solchen Ersatz brauchen, soll man nicht nur den «verschrobenen Emancipationsgedanken» mit Achselzucken und Hohnlachen zusehen, sondern man soll der Frauenthätigkeit in Achtung und Frieden neue Wege eröffnen, und ihr nothgedrungenes, meist recht mühseliges und entsagungsvolles Wandern auf demselben nicht durch geringschätzendes Vorurtheil noch mehr erschweren." Und welche Wege soll man der Frauenwelt eröffnen? Ein großer Gesichtspunkt muß bei dieser Wahl vorherrschen: das Gebiet, auf dem die Frau ihrer tiefsten Eigenart gemäß und auch ihrer Sendung am entsprechendsten wirkt, ist die „Wohlthätigkeit" im weitesten Sinne. Sie zu üben ist die Reiche wie die Arme im Stande. Die Verfasserin ist weit entfernt, die Wohlthätigkeit hier in dem engen Begriff zu fassen, wie er sich leider unter den Wohlhabenden und in den großen Städten gebildet hat. Sie hat vielmehr heftige, kräftige und außerordentlich treffende Worte gegen den „Marktappell, bei welchem der Meistbietende verherrlicht wird", gegen „das Prunkgewand, das die nackte Eitelkeit verhüllen soll"; ganz besonders möge man nachlesen, was hier eine tiefschauende Frau über einen Auswuchs sagt, den sie „als eine Schmach für unser Geschlecht empfindet": die Wohlthätigkeitsbazare; vortrefflich kennzeichnet sie auch das widerliche Treiben mancher

„wohlthätiger" Frauenvereine „die wenig mehr leisten, als unter dem Banner der Herrschsucht bei Kaffee und Kuchen hitzige Debatten führen oder frömmelnde Gespräche erzwingen, für ertrinkende Chinesen und verbrennende Indianer Geld sammeln, Strümpfe stricken für Leute, die gerade dieses Gegenstandes am wenigsten bedürfen und aus dem Hafen einer unangefeindeten Existenz Moralpredigten gegen die Sünder halten!" Die Frau soll, wenn sie schenken kann, unter Bethätigung eines persönlichen Interesses an dem einzelnen Armen schenken, sie soll in dem Wohlthun ihre persönliche Lebensbefriedigung schöpfen wollen. Das beste Wohlthun ist eben nicht das Spenden von Geld, sondern das Spenden von Kraft, von Theilnahme, von Hülfe des Herzens und der Hand. „Warum", so fragt die Verfasserin, „warum sind in den Unterrichtsanstalten für Taubstumme und Blinde keine Frauen thätig?" „Warum vor allem baut man nicht viel mehr Obdach- und Erziehungshäuser für die Tausende unglücklicher, heimatloser, der Verkommenheit überlassener Kinder!" Hier wäre ein Platz für die alleinstehenden Frauen, die jetzt ihre Zeit und ihre Kraft mit Reisen, Malerei und sonstigem Kunstsport vertändeln. Und welchen reichen Inhalt an Pflichten würden sie ihrem innerlich öden Leben geben, wenn die, die im Stande sind eine selbständige Häuslichkeit zu führen, ein oder mehrere vereinsamte Kinder bei sich aufnähmen.

Ferner ist es der Verfasserin sehr auffallend, daß verhältnißmäßig so wenige Mädchen aus den gebildeten Ständen sich zu Krankenpflegerinnen ausbilden. Sie erwähnt, daß in einer deutschen Großstadt von 150000 Einwohnern außer den Schwesterverbänden und den Angestellten der öffentlichen Krankenanstalten nur 31 Pflegerinnen sich finden, die ausnahmslos den untern Ständen angehören. In der That, welchen Segen würden gebildete Mädchen in solcher Stellung schaffen können! Tausende und Abertausende fänden da eine Wirksamkeit, segensreich für weite Volkskreise, segensreich aber besonders für sie selbst. Denn es würde ihrem Leben Inhalt, Befriedigung gegeben, während heute Tausende und Abertausende keine Pflichten haben und darum auch kein Glück, keinen Frieden.

Wird diese Erweiterung und Verinnerlichung der Frauenberufsthätigkeit großen Segen stiften, so hält doch die Verfasserin sie immer noch für Palliativmittel, solange nicht auf einem andern, wichtigern Punkte Wandel geschaffen ist. Die Erziehung der Mädchen muß eine andere werden. Diese Erziehung ist augenblicklich bei der großen Mehrheit der Familien eine ganz verfehlte. Die Schrift geht heftig ins Gericht; aber es berührt wohlthuend und zeugt von dem tiefen Blick der Verfasserin, daß sie für diese verfehlte Erziehung nicht die Schule, die so viel hat leiden müssen in den letzten Jahren, verantwortlich macht, sondern es offen ausspricht, was alle Einsichtigen wissen und fühlen: das Haus hat schuld. Der Zug der Verflachung, der Veräußerlichung, der durch ein gut Theil der deutschen Familien zieht, hat auch die jungen Mädchen, ja die Kinder ergriffen; die Begeisterungsfähigkeit, jenes „Gemisch von Ehrfurcht, Sehnsucht und Jubel, in dem die köstliche Blume der Begeisterung wurzelt", ist verloren gegangen, dem Moloch des äußern Glanzes, des äußern Erfolgs zum Opfer gebracht. Beherrscht von materiellen Interessen erblickt das Kind Vater und Mutter, was wunder, wenn es selbst in früher Stunde darin das Wesentliche sieht. Und die Schule? Könnte sie mit den mächtigen Mitteln, die die ideale Beschaffenheit eines aus Religion, Schriftthum und Natur geschöpften Bildungsinhalts bietet, jene unheilvollen Einflüsse des Hauses nicht paralysiren? Die Verfasserin sagt: nein. Wir schließen uns dieser Antwort an, möchten aber aus unserer, hier nicht ganz geringen Erfahrung hinzufügen: gerade jetzt ist die Schule doppelt nöthig, denn sie schwächt wenigstens die Einflüsse des Hauses ab. Mit sicherm Blick erkennt die Verfasserin, was der eigentliche todte Punkt ist, über den die Schule so schwer hinwegkommt: sie könnte nur charakterbildend wirken, wenn sie ein einheitliches Material hätte, d. h. Kinder von gleicher Bildungsstufe. Das ist aber bei keiner höhern Schule mehr der Fall, denn es drängen sich viel zu viel Elemente aus den weniger gebildeten Ständen zu, denen durch die Luft, in der sie aufgewachsen sind, nicht die Empfänglichkeit für ästhetische Veredlung gegeben worden ist. So fehlt bei einem nicht unerheblichen Bruchtheile der Zöglinge „auf dieser Saite die Resonanz". Ueber den wissenschaftlichen Lehrplan der höhern Mädchenschulen spricht die Verfasserin mit der bescheidenen Zurückhaltung, die billigerweise aus dem Bewußtsein nicht genügend eingehender Kenntniß entspringt. Was sie über die Nothwendigkeit culturgeschichtlichen Unterrichts sagt, wollen wir dahingestellt sein lassen; bemerkt möge nur sein, daß eine fruchtbringende Behandlung dieses Gebiets im Unterricht so außerordentlich schwierig ist, daß schon an dem Mangel an fähigen Lehrkräften die Erfüllung ihres Wunsches scheitern müßte. Völlig zutreffend ist aber, was sie über die wünschenswerthe Gewöhnung an Kunstanschauungen sagt. Der stille oft wiederholte Anblick von Kunstwerken, das häufige, gesammelte Anhören (nicht Ausüben!) musikalischer Erzeugnisse müßten für die Seele der Mädchen von unberechenbar heilsamem, erhebendem Einfluß sein. Es ist tief zu bedauern, daß die Mehrzahl der höhern Mädchenschulen dazu keine Gelegenheit zu bieten im Stande ist; sie könnten aber in höherm Maße die Anregung geben: das liegt völlig in ihrem Machtbereiche.

Würde die Erziehung der Mädchen von Haus und Schule mehr auf die Bildung einer harmonisch geschlossenen Persönlichkeit angelegt, träten in dieser Bildung mehr die seelischen Momente in den Vordergrund, so dürfte man sich der Hoffnung hingeben, daß hernach im reifern Alter die Frau sich zum festen Charakter entwickelte, der durch die innere Uebereinstimmung mit sich selbst auch auf seine Umgebung Frieden und Licht ausstrahlte.

So liegt in einer Erneuerung der Frau, in einer Selbstbesinnung des ganzen Geschlechts auf ihre, aus dem uralten

Quell angeborener Eigenart stammende Sendung die wahre Emancipation. Von innen heraus — nicht von außen heran!

Wir haben über diese höchst merkwürdige kleine Schrift so ausführlich berichtet, weil wir um der Sache willen wünschen, daß sie gelesen werden möchte überall, wo Frauen geneigt sind, über ihre eigensten Angelegenheiten nachzudenken; und da diese Angelegenheiten durch den innern Zwang der Dinge zugleich die eigensten der Männer sind, so mögen auch sie, zu deren Glück und Befriedigung ja die „wahre Emancipation" der Frauen gereichen würde, den Aufsatz lesen.

Um zum Schluß noch diesem Orte die schuldige Rücksicht zu gewähren, füge ich hinzu, daß die kleine Abhandlung der unbekannten Frau auch als solche ein kleines Meisterwerk ist; wir wüßten nicht, wie man eine reiche Fülle tüchtiger Gedanken besser gruppiren, glücklicher untereinander verknüpfen, wärmer und schärfer äußern könnte.

T. Wychgram.

Eine Neubearbeitung der Thiersage.

Seit Jakob Grimm in seinem „Reinhart Fuchs" seine Ansicht über das mittelalterliche Thierepos und die diesem zu Grunde liegende Thiersage vorgetragen, hat keine Theorie eine ähnliche Wirkung auf das gebildete Publikum ausgeübt wie diese. Begreiflich genug! Denn Grimm's Auffassung besaß alle Eigenschaften, um über den engen Kreis der Fachgenossen hinaus auf ein größeres Publikum zu wirken: sie war patriotisch, poetisch und gemüthreich, dazu getragen von einer erfrischenden und überzeugungsvollen Darstellung. Er setzte die Entstehung der Thiersage in eine Zeit, wo — um möglichst mit seinen eigenen Worten zu reden — „alles noch ein frischeres, sinnliches Naturgefühl athmete", wo „das tägliche Zusammensein mit den Thieren den Menschen im Erlauschen und Beobachten aller ihrer Eigenschaften übte". . . . „Die Thierfabel gründet sich also auf nichts anderes als den sichern und dauerhaften Boden jedweder epischen Dichtung, auf unerdenkliche, langhingehaltene, zähe Ueberlieferung, die mächtig genug war, sich in endlose Fäden auszuspinnen und diese dem wechselnden Laufe der Zeiten anzuschmiegen." Die Thiersage als zusammenhängende, epische Tradition ist nach ihm nur den Germanen eigenthümlich: die Niederlande, Nordfrankreich, das westliche Deutschland sind ihre Heimat. Als die Franken Gallien eroberten, hatten sie die Thiersage schon aus der alten Heimat mitgebracht.

Während in der Wissenschaft Grimm's Theorie schon zu seinen Lebzeiten verschiedene Angriffe erfuhr und seit zwanzig Jahren für gestürzt gilt, ja während wiederum die einseitige Ansicht von Grimm's Gegnern durch die neuere Forschung bereits überholt ist, hält das Publikum noch immer an Grimm's Thiersage fest: der Eindruck von Grimm's Buch war eben nachhaltig genug, und was seitdem auf diesem Gebiet geleistet worden, liegt meistens in gelehrten Zeitschriften vergraben. So finden wir es erklärlich und verzeihlich, wenn auch der neueste Bearbeiter der Thiersage auf der durch Grimm geschaffenen Grundlage seine Darstellung aufbaut: „Reinhart Rotfuchs" *), so nennt Georg Paysen Petersen seine Neubearbeitung der Thiersage. Er will nicht etwa eine bloße Paraphrase des „Reineke de vos" geben, der ja selbst nur einen Bruchtheil der Sage darstellt. Er will auch das sammeln, was sich anderwärts vom rothen Fuchs erzählt findet, er will die alten Ueberlieferungen des Mittelalters zur Geltung kommen lassen und daneben auch die moderne volksthümliche Ueberlieferung nicht vergessen. Der Grundgedanke des Verfassers hierbei ist gut und richtig, und wo er irrt, hat er keinen geringern Genossen als Jakob Grimm selbst.

Die schwache Seite von Grimm's Theorie lag in der Auffassung, die er vom Verhältniß des mitteralterlichen Thierepos zur antiken Fabel hatte. Die Uebereinstimmungen waren ihm nicht entgangen. An Entlehnung aber mochte er nicht glauben, und so suchte er die Erklärung in einem urgemeinsamen indogermanischen Fabelschatz, den Inder und Griechen als Fabel weitergetragen, den aber nur die Germanen zum Epos ausgestaltet hätten. Diese Auffassung ist heute nicht mehr zu halten. Gerade jene Erzählung, welche den Hauptinhalt der populärsten Fuchsdichtungen ausmacht, nämlich die vom Hoftag des Königs Nobel, stammt aus Aesop, und ebendaher auch die Vorstellung vom Königthum des Löwen. Daß diese nicht germanisch sei, sah Grimm wohl, und so erklärte er, der Löwe habe erst in jüngerer Zeit den Bären verdrängt, der vordem in der deutschen Thiersage als König der Thiere gegolten habe. So hat auch Petersen mit kühnem Griff König Nobel den Löwen entthront und an seiner Stelle den Bären Adelbär zum König gemacht. Aber für das ursprüngliche Königthum des Bären läßt sich kein Beweis erbringen, die ganze Vorstellung vom Thierkönig und Thierstaat ist erst durch die antike Fabel ins Thierepos importirt worden.

Und doch ist es nicht so ganz willkürlich, wenn an Stelle des Löwen der Bär gesetzt wird: wo wirklich in der Ueberlieferung einmal der Versuch gemacht wird, die Idee des Thierkönigthums den germanischen Verhältnissen anzupassen, da ist es der Bär, welcher als König erscheint. So spielt schon im 10. Jahrhundert beim Mönch Froumund von Tegernsee in der Fabel vom gegessenen Hirschherzen der Bär die Rolle des Löwen, und im siebenbürgi-

*) Reinhart Rotfuchs. Die deutsche Thiersage für jung und alt erzählt von Georg Payſen Peterſen. Mit 6 Vollbildern von Auguſt Dreſſel. Leipzig, O. Spamer. 1891. Gr. 8. 3 M.

schen Märchen verklagen die Füchse den Wolf beim Bären als ihrem König. Gleichwol erscheint es mir gewagt, in der Erzählung vom Hoftag, die uns überall, und nicht nur in den modernen populären Fassungen, sondern gerade in den ältesten Ueberlieferungen, den Löwen bietet, diesen durch den Bären zu ersetzen, und wenn es Petersen der deutschen Thiersage zu Liebe that, so hätte er dem Bär wenigstens seinen altererbten Namen Brun lassen und nicht einen neuen — Adelbär — erfinden sollen: so haben wir nun zwei Bären nebeneinander, den König Adelbär und seinen Oheim Brun den Kaplan, eine Doppelheit, die nicht im Sinne der echten Dichtung ist.

Auf der andern Seite hat Jakob Grimm weit richtiger als seine Nachfolger den Zusammenhang der alten Thierepen mit der volksthümlichen Ueberlieferung empfunden und verfochten, einen Zusammenhang, den die Aesopiker — wie ich kurz diejenigen bezeichnen will, welche die Wurzeln unseres Thierepos in den Aesopischen Fabeln finden — entweder verneint oder ganz außer Acht gelassen haben. Ob wir diese volksthümliche Ueberlieferung um jene Zeit Thiermärchen oder mit Grimm Thiersage nennen wollen, ist gleichgültig; jedenfalls steht so viel fest, daß die Thierdichter des Mittelalters zahlreiche Erzählungen aus dem Munde des Volks aufgelesen und bearbeitet haben. Man muß es daher als einen außerordentlich glücklichen Gedanken bezeichnen, wenn Petersen versucht hat, seinen Stoff aus dem Kreis der deutschen Thiermärchen zu bereichern: so finden wir hier den Wolf wieder, der den Menschen kennen lernen will, dann den Fuchs und die betenden Gänse, die niedliche Geschichte von der verlassenen Frau Füchsin und ihren Freiern, den Wettlauf des Swinegels und des Hasen, die tragikomische Erzählung vom Wolf, dem der Fuchs einen neuen Schwanz aus Hanf verfertigt und so noch gar manche andere Märchen, die uns aus Grimm's „Kinder- und Hausmärchen" und Haltrich's „Siebenbürgischen Märchen" vertraut sind. Alle diese Geschichten und Geschichtchen, die im Thiermärchen meist einzeln umgehen, sind hier geschickt in die Haupthandlung eingeschaltet oder mit ihr verflochten.

Von den schriftlichen Quellen hat Verfasser vor allem den Reineke und den mittelhochdeutschen Reinhart, für Einzelheiten daneben den Ysengrimus und den Renart benutzt. Der Ysengrimus ist unser ältestes Thierepos im eigentlichen Sinn, der Roman de Renart zeigt die Thierdichtung in ihrer üppigsten Blüte, der Reineke liegt uns Deutschen ohnehin nahe genug, und auch daß der Reinhart Heinrichs des Glîchezâre herangezogen wird, ist nicht unberechtigt. Ist er auch kein deutsches Originalwerk — ebenso wenig wie der niederdeutsche „Reineke" — so hat er doch den Vorzug, etwa siebzig Jahre älter zu sein als der niederländische „Reinaert" — der ja seinerseits erst wieder die Quelle für den Reineke bildet — und nach sehr alten Renartbranchen gedichtet zu sein, die jetzt entweder völlig untergegangen oder doch nur in überarbeiteter Gestalt überliefert sind. So manches Abenteuer, das wir im „Reineke" völlig vermissen, hat Petersen dem „Reinhart" entnommen, daneben verschiedene Thiernamen, wie Randolt für den Hirsch, Reitze für den Rüden und vor allem den Namen des Helden selbst, der ja bei uns als Reineke populär ist, dessen älteste Namensformen aber Reinardus, Renart, Reinhart lauten. Auch den Namen Hersent für die Wölfin hätte Verfasser acceptiren sollen: der Name Gieremund ist unursprünglich, ebenso wie Richild für die Füchsin, welche nach der alten Ueberlieferung besser Hermeline heißen sollte.

Mit eigenen Zusätzen und Veränderungen ist Verfasser, und mit Recht, verhältnißmäßig sparsam gewesen, und selbst das wenige, worin er von seinen Quellen abgeht, ließe sich, soviel ich sehen kann, ohne Mühe noch beseitigen. So wird die Jagd, welcher die bekannte Beutetheilung folgt, ohne den König unternommen, die Wallfahrt der Thiere zeigt nur wenige Züge der alten Ueberlieferung; hier und noch anderwärts werden Thiere willkürlich mit andern verschmolzen, hier und da aus nicht ersichtlichen Gründen die Träger der Erzählung verändert, für den Fuchs der Wolf, für den Wolf der Bär gesetzt u. s. w. Alles dies läßt sich wol ohne Noth vermeiden, und da der Verfasser sonst auf möglichst getreue Wiedergabe seiner Quellen bedacht ist, wird er vielleicht auch an solchen Einzelheiten bei einer neuen Auflage sein Prineip durchführen.

Es ist schwer, einem Buche wie diesem gegenüber gerecht zu werden. Die deutsche Thiersage will es erzählen, und doch ist der Begriff einer speciell deutschen Thiersage wol unwiederbringlich verloren. Was in deutschen Dichtungen aus diesem Kreise existirt, ist erst aus französischen Quellen abgeleitet. Die deutschen Eigennamen der Thiere beweisen nichts für die Herkunft der Sage, da ja so zahlreiche deutsche Personennamen schon seit frühen Jahrhunderten in Frankreich eingedrungen und heimisch geworden sind. Was wir in unsern Thiermärchen wiederfinden, theilen wir großentheils mit andern Völkern. Wir wissen über den Ursprung der Sage nur, daß sie in Nordfrankreich und Flandern ihren Boden gehabt hat: in Gent dichtet der Magister Niverdus seinen Ysengrimus, in der Picardie und den angrenzenden Landschaften Nordfrankreichs sind die meisten altfranzösischen Renartbranchen gedichtet. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts hat die Dichtung auf flandrischem und auf französischem Boden, wie es scheint, nahezu gleichzeitig begonnen. Schon im Anfang des Jahrhunderts aber war die Sage in der Gegend von Laon populär, wie die von Grimm citirte Anekdote beweist, die sich an die Ermordung des Bischofs Waldriens von Laon knüpft.

Es gibt meines Erachtens zwei Wege, die Thiersage aufzufassen und wieder zu erzählen: entweder man sucht möglichst ihren ältesten Inhalt, den Kern der Sage, wiederzugeben, ohne Rücksicht auf die spätern unorganischen An- und Auswüchse: dann wären „Ysengrimus" und „Roman de Renart" zu Grunde zu legen, der mittelhochdeutsche „Rein-

hart" und der niederländische „Reinaert" nur für Einzelheiten heranzuziehen, das moderne Thiermärchen ganz bei Seite zu lassen. Oder man erzählt dem deutschen Publikum die Sage so, wie sie sich speciell in der deutschen Ueberlieferung entwickelt hat — dann wäre von „Isengrimms" und „Renart" ganz abzusehen, „Reinhart", „Reineke" und die deutschen Thiermärchen müßten die Quellen für den Wiedererzähler sein. Verfasser der vorliegenden Bearbeitung steht vorläufig noch zwischen beiden Möglichkeiten, neigt sich aber sichtlich der zweiten zu, die mir bei einer für das deutsche Publikum bestimmten Bearbeitung auch die angemessenste zu sein scheint. Vielleicht entschließt sich der Verfasser künftighin, ausnahmslos dem zweiten Weg zu folgen. In jedem Fall aber müßte er zweierlei beachten: die eigene Erfindung thunlichst zurücktreten zu lassen, sie womöglich nur auf die Composition des Ganzen zu beschränken, und zweitens die Thiersage nicht durch antike Fabeln zu bereichern, die, wie die Fabel vom gegessenen Hirschherzen, niemals Eingang in das Thierepos gefunden haben.

Die Besprechung des Inhalts steht bei einem derartigen Buche naturgemäß im Vordergrunde, aber auch von der Darstellung sei wenigstens ein Wort gesagt. Sie ist frisch und einfach, wie es der Gegenstand verlangt, ohne, wie so manche Jugendschrift, kindisch zu werden. Oft lehnt sich der Ausdruck eng an den „Reinhart" an; die deutschen Thiermärchen sind nahezu unverändert wiedergegeben, was nur zu loben ist: diese einfachen, naiven Erzählungen könnte man wol verschönern, aber nicht verbessern.

Die beigefügten Illustrationen sind in dem seit Kaulbach traditionellen Stile gehalten, wenn auch Kaulbach's satirische Extravaganzen vermieden werden. Es soll nicht geleugnet werden, daß gerade die Hoftagsgeschichte mit ihrem Thierkönig und Thierstaat zur satirischen Darstellung verlockt, aber es muß doch einmal hervorgehoben werden, daß die Illustratoren hier meist mehr Menschliches hineinzeichnen als aus der Dichtung herauszulesen ist, und daß ferner die Hoftagsgeschichte nur eine einzige aus dem reichen Schatz von Fuchsgeschichten ist. Möchte doch einmal sich ein Künstler finden, der die alten aus dem Volksmunde geflossenen Schwänke von Isengrims Fischfang auf dem Eis, vom Brunnenparadies, von der Ueberlistung des Hahns durch den Fuchs u. a. m. so darstellte, wie sie gemeint sind: die Thiere als Thiere mit Menschenverstand, ohne Puffärmel und Hosen und ohne das obligate Schwert an der Seite. Das Menschliche an den Thieren wird jetzt fast lediglich in solchen Aeußerlichkeiten gesucht, es sollte vielmehr in den Mienen, den Blicken ausgeprägt sein. Diese Aufgabe wäre freilich schwieriger als die übliche satirische Auffassung, dem Geiste der echten volksthümlichen Thiersage aber jedenfalls allein angemessen.

Karl Borinski.

Allerhand Poetisches.

1. Sammlung deutscher Schriften. Erster Band: Ramphold Gorenz. Ein deutsches Lied aus der Hussitenzeit von Karl W. Gawalowski. Zweite Auflage. Zweiter Band: Deutsche Vermächtnisse und deutsche Versäumnisse. Ein Skizzenheft von Karl Pröll. Dritter Band: In gerechter Fehde. Zeitgedichte von Anton Ohorn. Berlin, Lüstenöder. 1892. 8. 60 Pf., 1 M. 20 Pf. und 80 Pf.
2. Aus allen Zonen. Episch-lyrische Dichtung von Richard Zoozmann. Berlin, Hoffschläger. 1892. 8. 2 M. 50 Pf.
3. Der junge Poet. Lustspiel in einem Act. Von Franz Hümer. Wien, Frick. 1892. 12. 1 M.
4. Ausstand. Ein Trauerspiel. Torgau, Jacob. 1892. 8. 2 M.
5. Neue Bremer Beiträge. Dichtungen und Uebersetzungen aus der literarischen Gesellschaft des Künstlervereins. Herausgegeben von A. Fitger. Bremen, Rühle u. Schleuker. 1892. 12. 1 M. 50 Pf.

Dieses Kunterbunt verschiedenster Dichtungen in einem einzigen Aufsätzchen zu besprechen, ist eine Aufgabe, die nicht dadurch erleichtert wird, daß etwa eine gewisse innere Verwandtschaft in ihnen läge; dies ist nur in den unter Nr. 1 genannten einigermaßen der Fall. Nr. 2, 3, 4, 5 stehen auf weit auseinanderliegendem Boden. Aber keins der Werkchen ist von solcher Bedeutung, daß es auf eine besondere Berichterstattung in d. Bl. Anspruch erheben könnte. Dichtungen im weitesten Sinne sind sie alle, auch die in Prosa geschriebenen „Deutschen Vermächtnisse und Versäumnisse" gehören in ihrer Mehrzahl dazu, oder haben wenigstens poetischen Anflug in ihrer vorherrschend politischen Richtung. Diese liegt, wie auch in den Gedichten „In gerechter Fehde" in den Klagen über die gegenwärtige traurige Lage des Deutschthums gegenüber den slawischen Elementen in Oesterreich. Auch das Lied aus der Hussitenzeit hat hiervon einen Zug. Einige der kurzen Aufsätze Pröll's werden als „Vermächtnisse" gelten sollen, z. B. „Robert Hamerling als deutschnationaler Dichter", „Erinnerungsblätter für Theodor Körner und Heinrich von Kleist". Die „Versäumnisse", welche in verschiedenen Betrachtungen und Geschichten dargestellt werden, liegen in der Lauheit und Thatenlosigkeit der Deutsch-Oesterreicher. Was Hamerling betrifft, so müssen wir uns dem Urtheile anschließen, welches in der „Allgemeinen Zeitung", 1891, Beilage Nr. 264, S. 7, über das Werkchen eines Anonymus: „Prosa. Skizzen, Gedenkblätter und Studien u. s. w." gefällt worden ist und welches Hamerling's Aeußerungen über den Kampf der deutschen und antideutschen Gesinnung, wie er sich in Graz abspielte, „Stimmungsbilder aus dem Leben einer kleinen Stadt" nennt, die nur für den Augenblick Interesse haben. „Ein Vermächtniß" müßte aber mehr sein. Ob die Vorwürfe, die ihnen der Verfasser macht, überhaupt und ob sie ins-

besondere in den Thatsachen begründet sind, die er mittheilt, mag dahingestellt bleiben, denn man darf nicht aus dem Auge verlieren, daß Oesterreich ein Staatsorganismus ist, welcher, aus zahllosen Compromissen zusammenwirkender und widerstrebender Kräfte von Anfang an hervorgegangen, eine historische Erscheinung darstellt, wie in Europa sich keine zweite findet. Ein begründeter Vorwurf aber wäre es gewesen, wenn der Verfasser das Gebaren gewisser Parteien der Deutsch-Oesterreicher gegeißelt hätte, welche es verschuldeten, daß 1885 der kürzlich verstorbene Eduard Herbst bei der Wahl zum böhmischen Landtag hat unterliegen müssen. Mit Recht vermißt der Verfasser „jenen einen Mann, dessen gebieterische That die andern zum Ermannen zwingt". Worin diese gebieterische That zu bestehen habe, müßte (S. 193) freilich auch erst dieser Mann kundgeben. Der Verfasser nennt sie nicht. Auch sein Schlußwort gibt über diesen Hauptpunkt keine Aufklärung, wenn er ausruft: „Greift nur hinein ins volle Völkerleben! Der Kampf der Deutschen gegen die Slawen in Oesterreich soll eine nationale Sittenreform des deutschen Volksthums in der Habsburgischen Monarchie herbeiführen, desgleichen bei uns im Reiche." Es ist eben ein Schlußwort. Aber mit Worten kann wenig geholfen werden, wenn dem der Mund verschlossen wird, nämlich E. Herbst, der die gewichtigsten sprechen konnte und gesprochen hat.

Aehnlich verhält es sich mit den Gedichten „In gerechter Fehde" von Anton Ohorn. Geharnischte Sonette sind es nicht; als nicht in diesen Rahmen gehörend müssen wir die darin öfter zum Ausdruck gekommene Verherrlichung Kaiser Joseph's II. bezeichnen. Es sind nur Sänger-, Turner- und Schützenfestgedichte, im ganzen in meist fließender Form gegeben, die aber nicht hinreicht, um ihnen zündende Kraft zu verleihen. Was soll einer so ernsten Frage gegenüber, wie es die des österreichisch-deutschen Kampfes gegen das Slawenthum ist, von dem Gedichte bei der Einweihung eines Kaiser-Joseph-Denkmals (S. 64) für eine Wirkung erwartet werden, wenn es weiter nichts zu sagen weiß als:

Die Hand aufs Herz! Uns faßt die Reue,
Denn keinen gibt's, der nie gefehlt;
Doch heut' geloben wir in Treue:
Die Zukunft finde uns gestählt!

Dein Anblick stärk' uns, wenn wir schwanken,
Du Kaiserbild voll Majestät —
Die Stadt wird niemals feige wanken,
In der ein Joseph-Denkmal steht.

Da brauchte man nur in jede Stadt ein solches Denkmal zu setzen, so wäre der Talisman gefunden. — Wir halten es überhaupt für ein großes Wagniß, jene Frage sich zum Vorwurf poetischen Schaffens zu wählen. Es liegt nicht ein einziger großer Zug darin; nur roher Rassenhaß, kleinliche Tücke, blinde Verkennung der staatserhaltenden Ziele unserer Zeit, Parteihader und eine schwankende Regierung. Da sucht sich der Dichter zu helfen und zieht die unglücklichste aller Parallelen, wobei ihm auch noch die Sprache untreu wird:

Gleich dem bärtigen Staufenkaiser
Lebst auch du uns noch, groß und rein,
Kaiser Joseph, edelster Weiser,
Habsburgs herrlichster Edelstein!
Aber nicht zwischen flimmernden Erzen *)
Tief in des Berges nächtigem Ort
Träumst du — in deines Volkes Herzen
Lebst du, umpulset vom Herzblut, fort.

Das „Deutsche Lied aus der Hussitenzeit" erinnert uns an die Greuel des Hussitenkriegs und der Dichter bezieht auch die heutigen deutsch-czechischen Wirren in Böhmen auf jene Zeit zurück. Er bedient sich hierzu eines „Epilogs", freilich abgesehen davon, daß der Zusammenhang doch nicht so feststeht, wie er annimmt, in recht verunglückter Form:

Ja Haß erfüllte jene Streiter,
So heiß, wie er nur je entbrannt
In Czechenherzen gen die Deutschen
Die „Fremdlinge" im Böhmerland.
Jahrhunderte schon sind vergangen;
Doch fort noch lebt die alte Glut,
Und wie sie jetzt noch weiß zu zünden —
Die Deutschen Böhmens wissen's gut.

Der Dichter verlangt zu viel von seinen Lesern, wenn er annimmt, daß sie die vorgedruckten Worte aus den Historien des Magister Johannes Leonis:

O ihr allergetreusten kempfer, du Ramphold
sampt mit Tito, ir seit so wolwürdig u. s. w. —

kennen sollen. Er hätte wohl einige Worte der Erläuterung beisetzen können, zumal außer jenen Worten, die nur wenige Zeilen umfassen, gar nichts auf der ganzen Seite steht. Das Lied erzählt die Geschichte der Belagerung der Stadt Brüx am Erzgebirge durch die Hussiten. Dem benachbarten bereits hart bedrängten Städtchen Bilin haben die Bürger unter Ramphold's Führung Hülfstruppen gesandt, aber Bilin fällt und Ramphold wird gefangen. Die Feinde schleppen ihn mit nach Brüx. Die Bürger schlagen den Sturm zweimal ab. Da wird ihnen von jenen Frieden angeboten. Der Herold naht: Sie sollen zum Kelch vor dem Altare schwören, wo nicht, so werde Ramphold erschossen und über die Stadt das strengste Strafgericht ergehen. Während die Belagerten zweifeln, erklingt vom hohen Sturmgerüste der Feinde Ramphold's Ruf: er wolle sterben, nur keinen Frieden mit dem Feinde schließen! Er wird sofort erschossen. Da wird der dritte Sturm von den wuthentbrannten Bürgern abermals abgeschlagen und ein aus Meißen zur Hülfe herbeigeeiltes Häuflein Reisiger entscheidet die Niederlage der Czechen. Aber die Braut des Helden, Stadtschreibers Laurenz holdes Käthchen, stirbt an Wahnsinn und gebrochenem Herzen.

Die Erzählung ist kurz, gedrängt und an mehrern Stellen, namentlich beim Abschied des Brautpaares, bevor

*) Es ist nämlich vom Kyffhäuser die Rede.

Ramphold nach Bilin zieht, ohne jede Breite lieblich und zum Herzen gehend.

Das Buch „Aus allen Zonen" von Richard Zoozmann (Nr. 2), drei episch-lyrische Dichtungen, hat zwei Theile: „Der Weltfahrer" auf 106 Seiten, und zwei Gruppen von Gedichten: „Todtenstimmen, eine Vision" und „Marie"; diese beiden bilden den zweiten Theil auf 31 Seiten. „Der Weltfahrer" ist, wie der Dichter sagt, eine wahrhafte Historie der wundersamen Reisen und Abentener Hans Müller's aus Berlin. Mit dieser Wahrhaftigkeitsversicherung macht er aber, wie man annehmen darf, nur Scherz. Die erzählten Geschichten und Abentener strotzen von übersprudelndem Erfindungsspuk und allerhand Liebestenfelei u. dgl. Es ist zum bei weitem größten Theile in Octaven geschrieben, die sich durch guten Klang und eine nicht geringe Sprachgewandtheit auszeichnen. Sie erinnern zum Theil an Wieland.

Der zweite Theil zeichnet sich durch Formvollendung ebenso vor vielen ähnlichen Producten unserer Zeit aus, wie der erste, aber er handelt von den ernstesten Dingen. Die Muse ruft dem Dichter zu:

> Willst du dich keines neuen Tons gewöhnen,
> Der du jetzt oft von schwüler Liebe sangst?

Sie führt ihn zu den Todten, einem Jüngling, einem Greise, einem Kinde u. a. Von ihnen läßt er sich ihr inneres Leben offenbaren, denn nur das abgeschlossene hat ihm Werth und kann ihm die Wahrheit lehren, die er braucht. Am Schluß des Buchs „Marie" (Lieder eines Arbeiters) führt der Dichter den Leser in die Arbeiterkreise und Werkstätten, ihre geringen Freuden und ewig sich wiederholenden Leiden. Geld verdienen ist alles. Darum zieht auch Marie fort in die Stadt und ihr Schatz bleibt allein. Sie meinte, „wir könnten dann bald freien". Aber „nach schlimmen Dingen ihr loser Leichtsinn stand".

Wir kommen nun zu den beiden Dramen. „Der junge Poet" von Franz Hümer (Nr. 3) ist ein ganz artiges Gesellschaftssalonstückchen für Dilettanten. Für diese Kreise ist es eine schätzenswerthe Bereicherung ihrer etwas armen oder wenigstens sehr revisionsbedürftigen Literatur und wird die Censur auch der strengsten Mutter passiren, denn wenn auch nicht im Leben, so sind ihnen doch auf ihrer Salonbühne die schmachtenden Liebhaber, die nicht zu sprechen wagen, ganz brauchbare und ungefährliche Erscheinungen.

Anders verhält es sich mit dem Trauerspiele „Ausstand" (Nr. 4). Es ist für die Bühne bestimmt und berechnet, aber es wird sie schwerlich erreichen. In einem Punkte weicht es zu seinem Gunsten von der modernen Dramentechnik ab: es ist kein Ehebruchsdrama. Aber es ist auch keins, das den Titel rechtfertigt, denn der Ausstand ist gar nicht die Hauptsache, sondern kriecht matt neben dem Familiendrama her, welches sich im Hause des Fabrikherrn abspielt und nur Widerwärtigkeiten enthält und enthüllt, die er und sein Bruder ertragen müssen. Die einzige sympathische Natur, der Arbeiter Brückmann, ehemals Student, wird von dem elenden Linkolm erstochen, er liebte die Tochter des Fabrikherrn im stillen und diese wird, nachdem er erstochen ist, inne, daß auch sie ihn geliebt hat. Dieser an Brückmann verübte Mord ist die einzige Scene, die auf einige Wirkung Anspruch machen kann und die zur Lösung des Conflicts dient. Deshalb hätte sie aber sorgfältiger vorbereitet werden und aus dem ganzen Aufbaue sich entwickeln müssen; statt dessen steht sie gleichsam in der Luft. Jener Mord ist nur im Sinne des Mörders, der sich entlarvt sieht, motivirt, nicht aber im Sinne des Stücks und der Zuschauer. Obgleich nun, wie gesagt, der Ausstand keineswegs den dramatischen Mittelpunkt des Stücks ausmacht, so scheint er uns auch in seiner untergeordneten Stellung kein geeigneter Vorwurf für dichterische und namentlich für dramatische Bearbeitungen. Diejenige Seite der Arbeiterausstände, welche der Sympathie des Publikums sich erfreuen könnte, ist die Lohnfrage. Die Bühne ist das mächtigste Organ für große Wahrheiten, welche der Dichter von ihr herab seinem Volke zurnft. In demselben Grade, wie sich dadurch das Publikum ergriffen und erhoben fühlt, wird es aber auch eben durch jene Macht für Dinge abgekühlt, welche, wie die Streiks, einen Kampf darstellen, der nur das liebe Brot zum Ziele hat und erst recht in seiner unschönen, abstoßenden Gestalt erscheint, die man in Zeitungsartikeln behandeln mag, aber nicht im Gewande der Dichtung erscheinen lassen sollte. Unser vorliegendes Drama ist eine Frucht des abschreckendsten Naturalismus, noch dazu ohne die sonst versöhnende Kraft eines interessanten und geistvollen Dialogs, der es verstünde, die bei den Streiks gegeneinanderstoßenden Interesse- und Rechtsfragen anziehend zu erörtern und als „Problem" erscheinen zu lassen.

Wer, wie Berichterstatter, die örtlichen Verhältnisse nicht kennt, unter denen die „Neuen Bremer Beiträge" (Nr. 5) entstehen und herausgegeben werden, entbehrt wahrscheinlich den richtigen Gesichtspunkt, unter welchem ihr literarischer Werth beurtheilt werden muß, und doch wollen sie in d. Bl. besprochen sein, was also ganz objectiv geschehen kann. Es ist ein kleines Octavbändchen von 114 Seiten und enthält eine Reihe der verschiedensten Dichtungen in Vers und Prosa, eine Uebersetzung aus Ovid's „Metamorphosen", II, Vers 1—332. Unter den Beiträgen in gebundener Rede sind einige Dialektdichtungen und ein „Hymnus de nativitate Domini" in lateinischer Sprache. Die Prosadichtung ist eine Novelle aus dem oberbairischen Volks- und Jägerleben. Sie ist es, welche dem Leser die angenehmste Unterhaltung bietet; unter den andern Dichtungen gebührt der Preis der Uebersetzung aus Ovid. Sind aber auch jene örtlichen Verhältnisse dem Fernstehenden unbekannt, so gibt doch der Prolog einige Auskunft über die Entstehung der „Beiträge". Die Gesellschaft der Dichter sitzt noch zur Mitternachtstunde. Mit Vers und Reim wollen sie der Stadt

dienen, um Mittel zum Domban (oder zur Reparirung des alten?) aufzubringen. Sie meinen mit Recht:

Und eher wohl
Gelingt das Wunder alter Fabelzeiten
Als daß wir Gold bewegen aus dem Kasten
Und Silber aus den Taschen. Solches Wunder —
Versen gelang es nie.

Da tritt zu ihnen die Göttin der Stadt und ermuntert sie unter Erzählung von der Freigebigkeit der Bürger und mit einem Gleichniß von den Bäumen, die Gold und Silber tragen, die zu schütteln es aber besondere Kunst erfordere, auch ihrerseits mit Trochäen und Jamben das Gold herbeizulocken. Auf, rührt die Leier! So ruft sie ihnen zu.

So sind die Gedichte entstanden und sowol aus bekannten, als auch aus noch unbekannten Federn geflossen.

Es ist nicht leicht, gedrängteste Kürze mit sonniger Klarheit des Gedankens zu verbinden — und doch beruht hierauf die Wirkung des Gedichts. Je mehr Zuthaten an Schönheit und Wohlklang — desto besser. Die Zeit der philosophirenden Gedichte der classischen Periode, über welche heute noch Commentare geschrieben werden, ist vorüber. Wenn unsere Generation Gedichte liest — und sie thut es leider nicht oft —, so will sie nicht denken müssen, sie will gleich genießen; der Dichter soll ihr diesen raschen Genuß bieten. Und wer es vermag, der schüttelt vielleicht jene Bäume. In den uns vorliegenden Gedichten erkennt man sofort den Willen, jene Verbindung zu schaffen, aber oft leidet unter der knappen Form die hervorspringende Klarheit des Gedankens und oft sind die Bilder etwas bedenklich. Oder sollten wir Menschen wirklich alle den Essenkehrern gleichen (S. 82), durch dunkle Krümmen, finster wie die Gruft, unsern Weg aufwärts nehmen, bis wir das Ziel erreicht haben, wo still des Himmels blauer Ocean ruht und tief unter unsern Füßen die Welt rauscht? Auch was die Zuthaten an Schönheit und Wohllaut betrifft, scheinen uns die Gedichte nicht gerade reich zu sein. Eine Stichprobe: im „Rattenfänger von Hameln" lesen wir:

O Ratten frohlockt! Alle Noth ist aus.
Nun knabbert und knuspert und leckt und schleckt
Und schluckt und gluckt (?), so lang' es euch schmeckt u. s. w.

Adolf Fleischmann.

Feuilleton.

Dem zur jüngsten Weihnacht vollendeten ersten Bande der illustrirten Ausgabe von Wilhelm Hauff's Werken (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) ist inzwischen der zweite Band in gleich künstlerischer innerer und äußerer Ausstattung gefolgt. Da erscheinen zuvörderst die drei großen Märchenkreise: „Die Karawane", „Der Scheik von Alessandrien und seine Sklaven" und „Das Wirthshaus im Spessart", vom sinnigen Stifte R. Leinweber's — um nur einen unter den Künstlern zu nennen, die ihre Gestaltungskraft durch Hauff's Dichtungen befruchten ließen — veranschaulicht. Unter den Illustrationen zu den immer aufs neue erfreuenden „Phantasien im bremer Rathskeller" sei der Baechus, auf dem mächtigen Weinfasse thronend, ihm gegenüber der Dichter, ihn in dithyrambischer Begeisterung apostrophirend, und ebenso die Schlußvignette mit dem weinenden Liebesgott, alles von H. Fette gezeichnet, hervorgehoben. Es heben dann die „Mittheilungen aus den Memoiren des Satan" an, von reichster und mannichfaltigster Bilderfülle begleitet, die vorzügliche Gruppen aus dem Gesellschaftsleben der zwanziger Jahre aufweisen und den Leser veranlassen, aus der geistigen Atmosphäre des Romans sich in die leibhaftige Wirklichkeit der Zeit, in der er geschrieben und aus der er entsprungen, zu versetzen. H. Lefler hat diese Versinnlichung unternommen. Zum „Mann im Monde" hat Franz Amling die Zeichnungen geboten. Es ließe sich ihnen gegenüber die Frage aufwerfen, ob sie nicht etwa zu einem guten Theil auch der Satire hätten Rechnung tragen sollen, die den Roman erfüllt. Die „Controverspredigt über H. Clauren und den Mann im Monde", die den Schluß der Prachtausgabe bildet, liest sich auch heutigentags noch nicht ohne Interesse und unter naheliegender Beziehung auf einen Theil der zeitgenössischen Literatur. Möge die neue würdige Erscheinung der Werke des liebenswerthen Dichters viele zur Erkenntniß des Schatzes bringen, den das deutsche Volk an ihnen besitzt.

— Von dem nicht genug anzuerkennenden Bestreben, Kenntniß über Rußland in weite Kreise dringen zu lassen, zeugen zwei gleichzeitig erschienene Schriften unserer periodischen Presse. Das Heft 98 der Neuen Folge der „Deutschen Zeit- und Streitfragen", herausgegeben von Jürgen Bona Meyer (Hamburg, Verlags-Anstalt u. Druckerei, A.-G.) enthält einen Aufsatz von Wilhelm Henckel: „Rußlands wirthschaftliche Lage im Jahre 1891", und das dritte Heft der zweiten Reihe der „Deutschen Schriften für nationales Leben", herausgegeben von Eugen Wolff (Kiel, Lipsius u. Tischer), bildet „Ein Blick auf Rußland" von Friedrich Melissander. Beide Schriften treffen in der Darstellung der Lage zusammen, beide sind gründlich gearbeitet und bezeugen eine ungewöhnliche Kenntniß ihres Gegenstandes, beide sind bei gleichlautendem Urtheil über russische Verhältnisse und deren Bedingungen maßvoll in ihrem Ausdruck; nur eröffnet der „Blick auf Rußland" weitere Perspectiven und dringt tiefer auf den Grund der Dinge, als Henckel es thut, wie denn auch am Schlusse ihrer Abhandlungen die Verfasser weit auseinander gehen, indem Henckel nicht vom Optimismus läßt, ohne doch die Operation zu nennen, von der er die Genesung erhofft, Melissander aber einfach die Summe der gegebenen Factoren zieht. Wir können beide Schriften nur aufs wärmste empfehlen.

Auch Dr. Hermann Roskoschny hat seinen kenntnißreichen und lebenswahren Schriften über Rußland eine neue Broschüre angereiht: „Die Todsünden Rußlands. Bilder aus dem Cholera-Gebiet" (Leipzig, Reißner). Der Titel ist gewählt, weil die berichteten „Uebelstände das größte Verbrechen sind, dessen sich ein Staat oder eine Gemeinde gegen ihre Angehörigen schuldig machen können, nicht um ein Haar geringer und milder zu beurtheilen als der Mord und Todtschlag, den der Einzelmensch begeht. Es ist eine lange Reihe, die mit der Unsauberkeit der Städte, mit verpesteten Wohnungen und verdorbenen Lebensmitteln beginnt und mit der Volksverdummung endet. In dem Leser wird unwillkürlich der Gedanke rege werden, wie viele Aehnlichkeiten zwischen den gesundheitlichen Uebelständen und den gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnissen in dem Zarenreich vorhanden sind." Und weil dieser Gedanke so sehr zutreffend wäre, wundert es uns höchlich, daß der kundige Verfasser Hoffnung darauf setzt, daß einst an richtiger Stelle der Ruf: mehr Luft, mehr Licht! ertöne. Lasciate ogni speranze und richtet euch danach ein! dürfte wol

die einzige Richtschnur des Verhaltens einem Volke und Staate gegenüber sein, wie solche aus den hier gegebenen Schilderungen nach russischen Quellen wiederum vors westeuropäische Auge treten. Wenn man sie gelesen hat, was jedem, der Rußland kennen lernen will, dringlichst anzurathen ist, kann man nur staunen über die Selbstverblendung einer so hochstehenden Zeitschrift, wie des „Wjestnik Jewropy", der in seinem Augusthefte für die Errichtung einer internationalen Commission zur Abwehr des Uebertritts der Cholera über die persische Grenze sich aussprach, ohne zu berücksichtigen, daß dieser Commission die Aufgabe erwachsen müßte, das ganze russische Reich bis zur Narowa und dem Peipus unter ihre Obhut zu nehmen. Sehr bedeutungsvoll ist im letzten Abschnitte der Schrift der Versuch, die Erbitterung der Volksmassen gegen die Aerzte zu erklären; es werden da in der That neue Gesichtspunkte aufgestellt, die auf persönlicher Erfahrung des Verfassers beruhen mögen. Tief ergreifend ist die Lage der jungen, mit den schönsten Hoffnungen in ihr Amt tretenden Volksschullehrer zur Anschauung gebracht. Leider können wir eine unglaubliche Geschmacklosigkeit des Verfassers auf der ersten Seite nicht ungerügt lassen: „Die Cholera hatte bereits ihr «Sedan» gewonnen, als sie in Astrachan einzog." Von einem Schriftsteller, der in Deutschland für Deutsche schreibt, ist es nicht zu viel verlangt, solcher Vergleiche sich zu enthalten.

— Da die zweite Auflage der „Gedichte" Ernst Scherenberg's seit mehreren Monaten vergriffen ist, werden sie Anfang October d. J. im Verlage von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig in dritter, stark vermehrter Auflage erscheinen. In diese Gesammtausgabe der Scherenberg'schen Dichtungen sind nicht nur die vor einiger Zeit gesondert herausgegebenen „Neuen Gedichte", sondern auch eine große Anzahl während der Jahre weiter entstandener lyrischer und vaterländischer Gedichte eingereiht worden. Es befinden sich hierunter die den geistigen Bewegungen des letzten Frühjahrs entsprungenen, mit so großer Wirkung durch die deutsche Presse gegangenen Kampflieder: „Wir bleiben!", „Gen Morgen!", „Deutsch und frei!" und andere Zeitgedichte.

— Die Verlagshandlung der Familien-Zeitschrift „Universum" in Dresden hat eine Concurrenz für literarische Arbeiten zur Veröffentlichung in ihrer Zeitschrift sowie später in Buchausgabe ausgeschrieben. Es sind drei Preise ausgesetzt zu 600, 400 und 200 Mark für Novelletten im Umfange von mindestens fünf und höchstens zehn Druckseiten des Universums. Zulässig sind Novelletten ernsten und heitern Genres. Die Wahl des Stoffs ist den Preisbewerbern vollkommen überlassen.

— Der nächste von Zola zu erwartende Roman wird nicht, wie fälschlich gemeldet wurde, „Lourdes" heißen, sondern den letzten Band der Rougon-Maquart-Romane bilden mit dem Titel „Dr. Pascal". Der Roman „Lourdes" wird nicht vor April 1894 erscheinen.

— Von Paul Heyse ist Anfang November ein neuer Band Novellen zu erwarten, die unter dem Titel „Aus den Vorbergen" vereinigt werden sollen (Berlin, Bester'sche Buchhandlung).

— Hans Hopfen's neuester Roman „Glänzendes Elend" soll noch in diesem Jahre bei Gebr. Paetel in Berlin erscheinen.

Bibliographie.

African Spir, ein Philosoph der Neuzeit. Von Humanus. Leipzig, J. G. Findel. 8. 40 Pf.

Ernste Betrachtungen über die sociale Stellung des Lieutenants a. D. Eine Mahnung an den Staat. Von *** Berlin, Schreiter. 8. 50 Pf.

Berkow, K., Kinderaugen. Erzählung. Berlin, O. Janke. 8. 6 M.

Binding, K., Der Versuch der Reichsgründung durch die Paulskirche in den Jahren 1848 und 1849. Akademische Rede. Leipzig, Duncker u. Humblot. 8. 1 M. 20 Pf.

Fürst Bismarck's Briefe. I. Familien-Briefe. II. Politische Briefe. Herausgegeben von B. Walden. Berlin, A. H. Fried u. Comp. 8. 1 M.

Buhler's, M., Hildesheimer Hausspräche. Gesammelt und herausgegeben. Hildesheim, A. Lax. 8. 60 Pf.

Darf Caprivi bleiben? Von einem alten Politiker. Berlin, Heichen u. Skopnik. Gr. 8. 60 Pf.

Carp, Geschichte der Feld-Artillerie-Schießschule. Auf dienstliche Veranlassung bearbeitet. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Faber, F., Das System der Künste. Guhrau, M. Lemke. Gr. 8. 1 M.

Fixer, S., Der Börsenfaust. Dramatische Dichtung. Freiburg i. Br., F. Wagner. 12. 80 Pf.

Foerster, W., Lieder aus der Dresdner Heide. Langebrück-Dresdner Heide. (Dresden, Druckerei Glöß.) 8. 1 M.

Freytag-Loringhofen, A., Ernstes und Heiteres. Vermischte Schriften. Mitau, E. Behre. 12. 2 M.

Friedemann, J., Gretchen. Eine Idylle in zwei Gesängen. Berlin, Gergonne u. Comp. Lex.-8. 40 Pf.

Hedenstjerna, A. v., Allerlei Leute. Bilder aus dem schwedischen Volksleben. Deutsch bearbeitet von A. v. Krusenstjerna. Leipzig, H. Haessel. 8. 2 M. 60 Pf.

Herzen, Ein Ueberfall. Novelle. Prag, H. Dominicus. 8. 1 M.

Holenia, E., Erinnerungen aus meinem Leben. Wels, J. Haas. 8. 1 M. 50 Pf.

Horina, H., Lustige Ringellocken. Eine Sammlung heiterer Erzählungen. Wien, Lesk u. Schwidernoch. 12. 1 M. 40 Pf.

Jassens, Dom L., O. S. B., Der Streik. Schauspiel. Deutsch von Philipp Prinz von Arenberg. Mainz, F. Kirchheim. 12. 50 Pf.

Jedrzejewski, F., Ein Veilchenstrauß. Skizzen. Bielefeld, A. Helmich. 12. 1 M. 25 Pf.

Kaehne-Zöllner und Carp, Geschichte der Fuß-Artillerie-Schießschule. Auf dienstliche Veranlassung bearbeitet. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Knortz, K., Aus der alten und neuen Welt. Bunter Kram. München, Münchner Handelsdruckerei u. Verlagsanstalt M. Poeßl. 8. 3 M. 50 Pf.

Krause, K. C. F., Anfangsgründe der Erkenntnisslehre. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von P. Hohlfeld und A. Wünsche. Als Anhang: Aphorismen zur Denkgesetzlehre. Leipzig. (Berlin, Felber.) Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Das Kunstverständnis von Heute. München, C. Fritsch. 8. 1 M.

Kunz, H., Der Bürgerkrieg in Chile. Mit Porträts, Karten und Plänen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 8. 5 M.

Lanin, E. B., Russische Zustände. Aus dem Englischen von R. Dietz. 1. Bd. Dresden, L. Ehlermann. 8. 3 M.

Liebeskind, J., Der Oberhof. Romantische Oper nach der gleichnamigen Erzählung Karl Immermanns von F. Brasch und J. Baltz. Musik von J. L. Textbuch. Leipzig, Gebr. Reinecke. 8. 50 Pf.

Malten, B. H., Mit Rundreise-Billet. Reise-Abenteuer des Herrn Partikulier Schmälzle aus München in Tirol. Humoreske, nach der Natur gezeichnet. Mainz, H. Quasthoff. Gr. 8. 50 Pf.

Mantegazza, P., Physiologie des Schönen. II. Wörterbuch des Schönen. Aus dem Italienischen von Willy A. Kastner. Jena, H. Costenoble. 8. 5 M.

Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. 11. Bd. Dalmatien. Wien, A. Hölder. 4. 7 M.

Opitz, W., Die Schlacht bei Breiteufeld am 17. September 1631. Leipzig, A. Deichert Nachf. Gr. 8. 2 M.

Orlop, Geschichte des Kürassier-Regiments Graf Wrangel (Ostpreußischen) Nr. 3. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Lex.-8. 27 M. 50 Pf.

Parlow, H., Gloria Alvarado. Roman aus der spanischen Gesellschaft. Jena, H. Costenoble. 8. 5 M.

Pichler, A., Zu meiner Zeit. Schattenbilder aus der Vergangenheit. Leipzig, A. G. Liebeskind. Gr. 8. 6 M. 60 Pf.

Prokisch, M. F., Der Eremit von Anilla. Novelle. Leipzig, G. Wittrin. 8. 1 M. 50 Pf.

Recke-Hohenthal, Gräfin, Drei Harzrosen. Dessau, P. Baumann. 8. 1 M. 50 Pf.

Reicke, J., Zu Joh. Christ. Gottsched's Lehrjahren auf der Königsberger Universität. Königsberg i. Pr., F. Beyer. 8. 2 M.

Schmitz, A., Zwei dramatische Dichtungen als Vorschau in die Entwicklung der Menschheit. Leipzig, J. G. Findel. 8. 1 M. 50 Pf.

Schmitz, M., Kaiser Wilhelm I. und sein schriftstellerisches Eingreifen bei entscheidenden Fragen und Abschnitten seiner Zeit. Neuwied, Heuser. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Schoenemann, G., König Otto der Erste. Vaterländisches Schauspiel. 1. Thl. Kassel, G. Klaunig. 8. 2 M.

Schreiber, H., Habmichlieb und Teufelsbart. Ernste und heitere Blätter aus dem Tagebuche eines Riesengebirgs-Bummlers. Mit Ansichten in Farbendruck auf Postkarten. Warmbrunn, M. Leipelt. 12. 1 M.

Trinius, A., Durch's Unstrutthal. Eine Wanderung von Naumburg a. d. Saale bis zum Kyffhäuser. Mit 40 Bildern nach Zeichnungen von F. Holbein. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 8. 6 M. 50 Pf.

Ulrich, M., Die Königs-Chevaulegers. Gedenkblätter aus der Geschichte des königlich bayerischen 4. Chevaulegers-Regimentes „König". Wien, K. v. Hölzl. Lex.-8. 20 M.

Volger, F., Altenburger Kriegserinnerungen aus alter und neuer Zeit. Festspiel. Altenburg, O. Bonde. 8. 50 Pf.

Waldau, O., Eine schreckliche Fahrt und andere Novellen. Berlin, Rosenbaum u. Hart. 8. 1 M.

Werner, R., Die deutsche Reichsmarine. Vortrag. Wiesbaden, R. Bechtold u. Comp. Gr. 8. 50 Pf.

Witte, L., Friedrich der Große und die Jesuiten. Bremen, C. E. Müller. 8. 2 M.

Zehlicke, A., Lorbeer und Myrte, ein Frühlingskranz. Gedichte. Berlin, A. Zehlicke. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

— — König Gottschalk. Trauerspiel. Berlin, A. Zehlicke. 8. 2 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Graf Albrecht von Mansfeld.

Erzählende Dichtung
aus dem Zeitalter der Reformation
von
Dr. R. Serhaussen.

Mit 5 Abbildungen. 2,40 M., eleg. geb. 3 M.

Inhalt: Graf Albrechts Töchter. — Graf Johann Ernst. — Frau Anna. — Graf Albrecht. — Eisleben. — In dunkler Stunde. — Vergebliche Umkehr. — Freundesrat. — Luthers Einholung. — Das Friedenswerk. — Das Fastnachtsspiel zu Bornstedt. — Das Versöhnungsmahl. — Luthers Tod. — Neuer Zwist. — Im Lager zu Giengen. — Graf Albrechts Rache. — Einkehr. — Die Schlacht bei Drakenburg. — Schloß Mansfelds Einnahme. — Die Belagerung von Magdeburg. — Plötzliche Wendung. — Hochzeit. — Ausgang.

Nach Inhalt und Ausstattung sehr empfehlenswert, im Versmaß von Webers Dreizehnlinden.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Neuer Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Wollny, **Dr. Fr., Historisch-psychologischer Tractat.** Nebst einem kurzgefaßten philosophischen Katechismus im Anhange. 5 Mark.

Wollny, **Dr. Fr., Vermischte Abhandlungen und Aufsätze.** Preis 3 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Donau und ihr Gebiet.

Eine geologische Skizze
von
K. F. Peters,
Professor an der Universität in Graz.

Mit 71 Abbildungen. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 19. Band.)

Die geologische Entwickelungsgeschichte des von der Donau durchströmten Ländergebiets wird hier zum Gegenstande einer belehrenden und gemeinfasslichen Darstellung gemacht, welche zugleich geeignet ist, das Interesse am Studium der Geologie überhaupt in weiteren Kreisen anzuregen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Chemie der Gegenwart.

Von
Josiah P. Cooke,
Professor an der Harvard Universität in Cambridge.

Mit 31 Abbildungen. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 16. Band.)

Der gelehrte amerikanische Verfasser hat sich in diesem Werke die Aufgabe gestellt und aufs glücklichste gelöst, die modernen Theorien der Chemie einem gebildeten, nicht fachwissenschaftlichen Publikum vorzuführen, sowie zugleich die Haupteigenschaften hervorzuheben, durch welche die neue Chemie sich von der alten unterscheidet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

In ägyptischen Diensten.

Erlebnisse eines ehemaligen preußischen Husarenoffiziers.

Von
Max Müller, Lieutenant a. D.

Mit 10 Abbildungen und einer Karte.

Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Die Tausende von Touristen, die jährlich von Alexandrien nach Kairo, von einem ägyptischen Monument zum andern eilen, ahnen oft nicht, welch reiches, interessantes Volksleben sich dicht vor den Thoren Alexandriens mit dem Beginne der Wüste entfaltet; hier hat der Beduine noch seine Ursprünglichkeit bewahrt. Der Verfasser, der mehrere Jahre als Offizier der ägyptischen Küstenwache thätig war, bietet seine werthvollen Beobachtungen in ansprechendem Gewande, bald spannende Schilderungen seiner Kämpfe mit griechischen und arabischen Schmugglerbanden, bald fesselnde, lebenswarme Gemälde des Volkslebens in der Wüste.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Was thun?

Erzählungen von neuen Menschen.

Roman von
N. G. Tschernyschewskij.
Aus dem Russischen.

Zweite Auflage.

Drei Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. 8 M.

Der Roman „Was thun?", welcher seinem Verfasser langjährige Verbannung nach Sibirien zuzog, bildet ein wichtiges Blatt in der Geschichte der innern Bewegungen Rußlands und ein interessantes, aus dem echten Volksleben gegriffenes Gegenstück zu den fast ausschließlich in Hof- und Adelskreisen spielenden Romanen der russischen Schriftsteller. Die zweite Auflage dieses auch socialpolitisch hervorragenden Romans ist im Preise wesentlich ermäßigt worden (die erste Auflage kostete geh. 15 M., geb. 18 M.).

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Arbeit in Afrika.

Erfahrungen und Betrachtungen.

Von **Herman Soyaux.**

8. Geh. 3 M. 50 Pf.

Auf Grund langjähriger in Afrika selbst gesammelter Erfahrungen gibt der Verfasser Rathschläge zur praktischen Gestaltung des deutschen Colonisationswesens unter Befürwortung der Bestrebungen zur gedeihlichen Entwickelung von Deutsch-Afrika.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 40. — 6. October 1892.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich.
Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Robert Waldmüller. Von Ernst Roeder. — Romane aus drei Ländern. Von Karl Schrattenthal. — Aus Anzengruber's Nachlaß. Von Anton Schlossar. — Zur Literaturgeschichte. Von Eduard Haug. — Militärschriften. Von Victor Kurs. — Philosophische Schriften. Von L. Weis. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Robert Waldmüller.

Am 17. September dieses Jahres waren es siebzig Jahre, seit der Dichter Robert Waldmüller (Charles Eduard Duboc) geboren wurde, und auf eine über vierzigjährige dichterische Thätigkeit konnte er an diesem Tage zurückblicken. Im Jahre 1851 trat er zum ersten male mit einer kleinen Gedichtsammlung: „Unterm Schindeldach", die bei Meißner und Schirges in Hamburg erschien, als Dichter an die Oeffentlichkeit. Eine schier unabsehbare Reihe von Werken der verschiedensten Gattungen der Poesie ist seither seiner Feder entströmt, und in voller körperlicher Rüstigkeit und fast jugendlich frischen Geistes schickt er fortwährend noch neue Werke in die Welt, die sich auch stets eines großen Lesepublikums zu erfreuen haben. Dennoch läßt sich nicht leugnen, daß Robert Waldmüller nicht die Popularität besitzt, die sich bei der Menge und dem Werthe seiner Werke und der langen Zeit seines schriftstellerischen Schaffens eigentlich voraussetzen ließe. Die Begründung dieses Umstandes finden wir im Charakter der Werke Robert Waldmüller's; sie gehören zwei verschiedenen literaturgeschichtlichen Perioden an und sind mehr der Ausdruck einer Individualität als der allgemeinen Zeitströmung.

Die ersten noch stark im Boden der Romantik fußenden dichterischen Arbeiten Robert Waldmüller's, wie „Unterm Schindeldach", „Merlin's Feiertage", „Irrfahrten", „Gedichte", „Dorfidyllen" und anderes, wären wol geeignet gewesen, den Dichter im Volke bekannt zu machen, und auch spätere Werke, wie die Erzählung aus dem siebziger Kriege: „Die tausendjährige Eiche im Elsaß", sein Trauerspiel „Brunhild", seine Alpenidylle „Walpra", seine Uebersetzung von „Enoch Arden" u. s. w. tragen die Möglichkeit der Volksthümlichkeit in sich, aber sie sind mit kleinen Ausnahmen, wahrscheinlich auch gedrückt durch die Menge der folgenden größeren Werke, nicht so volksthümlich geworden, wie sie es verdienen.

Waldmüller's schriftstellerische Arbeiten der neuern Zeit tragen zwar keineswegs mehr den Charakter seiner romantischen Jugend, aber sie sind auch nicht im eigentlichen Sinne modern; sie entspringen zu sehr einer vornehmen Persönlichkeit und Geistesrichtung, um dem mehr oder weniger derben, nüchternen Geschmack des fin de siècle sonderlich zu gefallen. Daher kommt es auch, daß selbst die Aufsätze der bedeutendsten Kritiker wie F. von Löher, J. G. Fischer, Ferd. Kürnberger u. a. in den ersten Zeitungen dem großen Publikum doch nicht die Ueberzeugung beibringen konnten, daß ihm in Robert Waldmüller noch ein großer Dichter lebt; vielleicht, daß es durch den siebzigsten Geburtstag veranlaßt wurde, sich des Poeten Werke einmal näher anzusehen. Werden doch zuweilen alte Schulden noch eingelöst.

Charles Eduard Duboc, wie der eigentliche Name des Dichters ist, entstammt — ein zweiter Chamisso, nur daß seine Mutter eine Deutsche war — einer aus Frankreich, le Havre, nach Hamburg eingewanderten französischen Familie. Früh starb ihm der Vater, und diesem Umstand ist es wol zuzuschreiben, daß Duboc, bevor er seinen künstlerischen Neigungen, die ihn außer zur Poesie auch zur Malerei und Musik hinwiesen, nachgehen konnte, zunächst zu einem mehr praktischen Lebensberuf greifen mußte, und zwar bot sich ihm der in Hamburg besonders naheliegende Beruf des Kaufmanns. Daß Duboc's geistige Fähigkeiten und die ihn zu künstlerischem Schaffen drängende Naturanlage ihn bald in andere Sphären hob, ist begreiflich, und als ihm gleich nach seinem ersten Auftreten in der Oeffentlichkeit namentlich die Zustimmung

Friedrich Rückert's zutheil wurde, mußte ihm das eigentliche Ziel seines Lebens immer klarer vor Augen treten. Dem geistesverwandten Rückert, der die „Unterm Schindeldach" gesammelten Gedichte, schlichte Genrebilder aus dem Landleben, als „die rechten Dorfgeschichten, wie gar keine bessern geschrieben worden sind", bezeichnete, ist denn auch sein zweites Buch gewidmet: die in gleichem Stil gehaltene, 1853 in Hamburg erschienene Gedichtsammlung „Merlin's Feiertage". Die nächsten Werke waren: das ganz in der Romantik aufgehende Gedicht in vier Büchern: „Irrfahrten" (Berlin 1853), die als „Dichters Nachtquartiere" gesammelten ungemein stimmungsvollen Dichtungen (Hamburg 1853) und die (Hamburg 1857) erschienenen beiden Bücher: „Gedichte" und „Lascia passare", beides Gedichtsammlungen, die seinen Ruf als Dichter endgültig begründen konnten.

Enthalten die „Gedichte" mehr die Frucht des bis dahin vorliegenden allgemeinen lyrischen Schaffens, so ist in „Lascia passare" das Ergebniß eines längst ersehnten Aufenthalts unter dem sonnigen Himmel des künstereichen Italiens niedergelegt; des Buchs „geflügelt Wort", so schreibt der Dichter selbst,

> Führ' jeden, der ihm horcht, von Ort zu Ort,
> Sei wie ein offner Freipaß ihm beim Wandern.
>
> Ins Kloster, wo die Nonnen Aves singen,
> Geleit's den Hörer, zaubre ihn ans Meer,
> In Tempeltrümmern führ' es ihn umher,
> Helf' ihm, wohin sein Wunsch nur möge dringen.

Der in die Jahre 1854 und 1855 fallende Aufenthalt in Italien, da der Dichter „die sichere Ruhestätte gefunden, die ihm der Sehnsucht Wunsch so lang verhieß", ließ Waldmüller auf die Höhe seines dichterischen Schaffens steigen. Und nicht nur, daß das Land seiner Sehnsucht und die mannichfachen Kunst- und andern Studien ihn ununterbrochen veranlaßten, die frischen Eindrücke in poetische Gestalt zu bringen, sondern die Begeisterung ist auch rückwirkend, denn

> Inmitten duftiger Orangenbäume,
> Wo Blüt' und Frucht vom gleichen Ast sich bricht,
> Erwachen in der Brust verklungene Träume.

Unter den italienischen Eindrücken und durch sie angeregt schuf Robert Waldmüller eine Fülle tiefempfundener, stimmungsvoller und formvollendeter Gedichte, denen indeß die drei Jähre später erschienenen „Dorfidyllen" in nichts nachstanden, welche an den schönen Ufern der Elbe bei Dresden geschrieben wurden, wohin Waldmüller 1855 sein Heim verlegte und wo er jetzt noch wohnt.

Trotz der Erfolge auf lyrischem Gebiete wandte Duboc, nachdem sein erster Roman „Unterm Krummstab" erschienen war, seine Hauptthätigkeit von der Lyrik ab, um sich nunmehr fast ausschließlich dem Roman und der Novelle zu widmen; wohl hat er inzwischen noch manches Gedicht geschrieben und veröffentlicht, aber zur Zahl seiner Prosawerke stehen sie in keinem Verhältniß. Der Erstlingsroman „Unterm Krummstab" war durch eine Studienreise nach dem Schwarzwald angeregt worden, die Duboc von Düsseldorf aus, wo er Malerei studirte, mit den inzwischen berühmt gewordenen Malern Knaus und Vautier unternommen hatte. Keinem Geringern als Jakob Grimm war das Buch gewidmet, von dem Gustav Freytag bei einer Besprechung in den „Grenzboten" sagen konnte, daß es sowol dichterischen als auch wissenschaftlichen Werth besitze, denn Waldmüller erweise sich auf dem Gebiet historischer Forschung den Fachgelehrten ebenbürtig.

Es folgen nun zunächst die „Wanderstudien" und der Roman „Gehrt Hansen", an den sich im Laufe der nächsten Jahre viele andere anschlossen. Auch während des Kriegs 1870 und 1871 ruhte des Dichters Feder nicht (er weilte als Kriegscorrespondent im sächsischen Hauptquartier). Eine Erzählung, „Die tausendjährige Eiche im Elsaß", ist unmittelbar aus dem Kriegsleben hervorgegangen. Von ihr sagte der englische Historiker und Freund der deutschen Literatur Thomas Carlyle in einem in mehrfacher Hinsicht merkwürdigen Briefe vom 27. December 1870 an den Verfasser: „Schon an sich selbst ist das Buch in Wahrheit vortrefflich; es ist mit sehr viel Kunst geschrieben, läßt in dem Verfasser einen feinsinnigen, warmherzigen, dichterisch begabten Mitbruder erkennen, der in der Kunst literarischer Composition meisterhaft zu Hause ist, gar nicht zu reden von Dingen noch höherer Art. Nie sah ich alles das, was in einer antiquarischen Studie freundlich und menschlich ansprechend ist, so geschickt in eine lebendige und künstlerische Form gebracht, wie in diesem Elsaß-Büchlein mit seiner tausendjährigen Eiche." Von Interesse ist übrigens, was bei dieser Gelegenheit der englische Geschichtschreiber über den Deutsch-Französischen Krieg sagt, „daß niemand in Deutschland oder außerhalb Deutschlands der heroischen, unbegreiflichen Haltung des deutschen Heeres wärmer beistimmt, aber auch niemand ein ruhmgekröntes Endergebniß inniger wünscht und sicherer voraussagt, als ich es thue".

Auch der Roman „Das Vermächtniß der Millionärin" erschien im Kriegsjahre 1870. Dann folgten an größern Werken 1874 der vierbändige Roman „Schloß Roncanet", den Ferd. Kürnberger in einer originellen Kritik mit großer Begeisterung empfahl. Der Roman spielt in Steiermark zur Zeit des Schäffle'schen Ausgleichsministeriums. Ein Herr von Neuhold, der sogenannte Mauthgraf, steht im Mittelpunkte der Handlung, während der Hintergrund durch den Kampf der politischen Parteien gebildet wird. Der Dichter der „Dorfidyllen" zeigt sich hier von einer ganz neuen Seite. Die Figuren des Romans sind mit kräftigen Strichen und naturwahr gezeichnet; die Darstellungsweise ist durchaus realistisch, dennoch von hoher poetischer Schönheit, der Localton vortrefflich durchgeführt.

Der nächste größere ebenfalls vierbändige Roman führt den Titel „Die Verlobte" (Breslau 1879). Er führt uns zurück in den siebziger Krieg, an den Rhein und schließlich nach Westfalen. Die Heldin ist ein junges unerfahrenes Mädchen, das in momentaner Gefühlsaufwallung sich durch eine Unterschrift zum Gatten eines von ihr

wenig gekannten Mannes macht und zu gleicher Zeit eine Neigung zu einem nur einmal gesehenen fremden Manne faßt. Der Dichter hat hier ein psychologisches Moment geistreich durchgeführt. Nach der „Verlobten" erschien „Die Somosierra" (Stuttgart 1880), ein Roman von culturgeschichtlichem Werth, der uns nach Spanien geleitet in die Zeit des Anfangs unsers Jahrhunderts. Waldmüller schildert das Leben und Treiben am spanischen Hofe und Theater und zeichnet Bilder aus dem socialen, literarischen und Künstlerleben. Die Somosierra ist der Theatername für eine geistreiche Französin, die jedoch von ihrer elsässischen Mutter viel deutsches Blut ererbt hat. Der Dichter findet auch in diesem Werke Gelegenheit zu feinen psychologischen Darstellungen. Verstand er es doch, Personen und Verhältnisse so geschickt zu schildern, daß thatsächlich die Kritiker im Zweifel waren, ob sie es mit wirklichen Memoiren oder nur mit einem Werke der Dichtkunst zu thun hatten.

Wir überspringen zunächst die inzwischen erschienenen novellistischen Arbeiten und erwähnen vor allem den zweibändigen Roman „Darja" (Leipzig 1884), der allgemein als ethnographischer Roman bezeichnet wurde. Er spielt am Gardasee, wo er uns eine bunt zusammengewürfelte internationale Gesellschaft vorführt; die Figuren sind alle scharf gezeichnet. Der hier wieder auftretende phantastisch-romantische Zug wurde von Duboc neu und geistvoll auf Grundlage modernen Lebens verarbeitet. Wieder anders zeigt sich Duboc in dem Roman „Um eine Perle" (Leipzig 1885). Die Geschichte spielt im Jahre 1612 in Mantua unter der Regierung des Herzogs Francesco, und auch in diesem Werke wetteifern geschichtliche Treue, psychologische Ausführung und stilistische Kunst. Von neuern Romanen seien nur kurz genannt: „Das Geheimniß" und „War es recht?"

Aber damit ist eine Betrachtung der literarischen Wirksamkeit Waldmüller's nicht erschöpft. Zu einem vollständigen Bilde seiner literarischen Persönlichkeit fehlen noch der Hinweis auf seine dramatischen Werke, seine humoristischen Schriften, seine Uebersetzungen und ein Memoirenwerk. Wir beschränken uns auf allgemeine Mittheilungen.

Auf dem Gebiete der dramatischen Dichtung bewegte sich Duboc nicht ohne Glück, wenn er auch auf der Bühne nicht heimisch werden konnte. Seine Tragödie „Brunhild" (Leipzig 1874) ist groß angelegt und wußte Ed. Devrient zu interessiren. Zu einer Aufführung kam es allerdings nicht; dagegen wurde sein fünfactiges Schauspiel „Die Tochter des Präsidenten" am 6. Februar 1879 an der dresdener Hofbühne zum ersten mal gegeben. Außerdem schrieb Duboc ein Lustspiel: „Sturmflut".

Duboc's humoristische Anlage ist bedeutender, als auf den ersten Blick scheinen mag. In fast allen seinen Werken steckt ein gut Stück Humor. Ihm sitzt der Schelm im Nacken, und er versteht es meisterlich, mit liebenswürdiger Ironie die Schwächen der Menschen bloßzulegen. Zur vollen Geltung kommt sein Humor und Witz in dem in Knittelversen geschriebenen Gedicht: „Des wohlseligen Eusebius Hutzler, vulgo Heuschreck einfältige Selbstbekenntniß" und im „Don Adone", „dem berühmten Fabulanten von der Spiaggia della Marinella in Neapel, Gian Francesco Sabattini nacherzählt". Robert Hamerling erblickte in dem Werke eine anmuthige Verschmelzung romanischen Wesens und germanischen Geistes, wie sie nur ein sehr gebildeter, sehr feinsinniger deutscher Dichter so gedankenvoll vertieft, so formell gerundet zu Stande bringen konnte; es war dem grazer Dichtergenossen „eine Freude, diese Verschwisterung des Volksthümlichen, Urwüchsigen mit dem feingeistigen Element, das der Bearbeiter hinzubrachte, zu verfolgen". Die Erwähnung des „Don Adone" führt uns gleichzeitig auf das Gebiet der Uebersetzungskunst Waldmüller's. Am meisten bekannt ist seine mustergültige, in über dreißig Auflagen erschienene Uebertragung von Tennyson's „Enoch Arden", ein Werk, das ganz der Eigenart Waldmüller's entspricht und das ihn auch zu seiner reizenden Alpenidylle „Walpra" angeregt hat. Weiter übertrug er Tennyson's „In memoriam" unter dem Titel „Freundesklage" (Hamburg 1871), Octave Feuillet's „Cheveu blanc" und „Kleine Geschichten aus Paris" von Coppée.

Zu den Werken Waldmüller's gehören auch die „Memoiren einer Fürstentochter (Prinzessin Amalie von Sachsen)", deren dramatische Werke ebenfalls von Waldmüller herausgegeben sind und zwar auf unmittelbare Veranlassung des Königs Johann von Sachsen.

Alles in allem zeichnen sich die selbständigen Werke Robert Waldmüller's aus durch Gedankenreichthum, Gemüthstiefe, Adel des Geistes und der Gesinnung, sowie Schönheit der Form. Treffend charakterisirt ihn F. von Löher: „Die behagliche Erzählungsweise hat er wol vor den meisten voraus: man setzt sich, wenn er zu plaudern und zu schildern anfängt, gern gemüthlich zurecht und lauscht ihm ohne irgend gewaltsame Erregung mit steigendem innern Ergötzen. Was ihm aber ganz allein gehört, das ist die Leichtigkeit und Sicherheit, mit welcher er sich in der Zeichnung der Eigenheiten der verschiedensten Völker und Landschaften bewegt." Er schreibt voll Ruhe und Würde, und an Stelle von moderner Sensation und Pikanterie setzt er Einfachheit und Innerlichkeit. Und so sehr auch durch seine Arbeiten ein vom Vater ererbter philosophischer Zug geht, sie sind frei von Pedanterie und Steifheit, und überall weht uns der Hauch frischen Lebens wohlthuend entgegen, und der Umstand, daß sich in ihm Wissenschaft und Poesie in selten harmonischer Weise verbinden, machen ihn in der That zu „einem der tüchtigsten Novellisten der Gegenwart", wie er in d. Bl. schon vor Jahren genannt wurde.

Ernst Roeder.

Romane aus drei Ländern.

Die mir vorliegenden Romane — und es sind ihrer viele — haben fast ausnahmslos einen gemeinsamen Grundzug: sie gewähren dem Leser einen Einblick in das Lotterleben der obern Zehntausend; Nichtsthun und raffinirter Genuß heißt die Losung. Das ist nun für den Besprecher eine misliche Sache; er bekommt dasselbe immer wieder in anderer Form aufgetischt, und weil es etwas ist, was durchaus nicht erfreuen kann, wird er ungeduldig und nur das Bewußtsein getreuer Pflichterfüllung veranlaßt ihn, mit Ausdauer durch den Sumpf von Niedertracht zu gehen. Er muß sich eben mit dem Gedanken trösten, daß all diese Schriftsteller, im vorliegenden Falle zum größten Theile Schriftstellerinnen, nach einem bekannten Recepte ins volle Menschenleben greifen, und bedauert dabei nur, daß sie bei diesem resoluten Griff nicht auch mehr des Schönen erfaßten. In all den Ländern, in welche uns die Verfasser hier führen, sieht es im Kreise der sogenannten bessern Gesellschaft recht traurig aus — Hohlheit allüberall.

1. Kinderaugen. Erzählung von Karl Berkow. Berlin, Janke. 1892. 8. 6 M.

Die Geschichte von dem Manne, der erst nach mehrjähriger Ehe zur Einsicht gelangt, was für einen Engel er an seinem Weibe besitzt, dürfte nicht mehr neu sein. Etwas Besonderes liegt uns also nicht vor, ausgenommen der Umstand, daß ein Paar schöner Kinderaugen das verrathene Weib von einem Selbstmorde zurückhalten und die Gatten vereinen. Spannend ist der Roman wol geschrieben und die Helden, Joachim von Wengern, der noble Schurke, und seine reiche, von Edelmuth triefende Frau Irma sind consequent geschildert, sonst aber ist das Buch nur in die Kategorie gewöhnlicher Leihbibliothekenromane zu reihen.

Ein ebenfalls schwächliches Product der erzählenden Dichtung ist:

2. Im Wechselspiel des Lebens. Roman von Hedwig von Schreibershofen. Berlin, Janke. 1892. 8. 5 M.

Ein gewöhnlicher Romanbrei, bei dessen Zubereitung und schließlicher Beendigung die Verfasserin sich nicht einmal die Mühe genommen, auch in einer hübschen Form zu denken. „Gnädige Frau hätten meinem Rathe folgen sollen und lieber zu Haus geblieben sein", heißt es an einer Stelle (S. 114), und an einer andern: „Aber, wer wie Sie stets von der Liebe und Fürsorge der Aelternhände wie -Herzen umgeben gewesen ist u. s. w." Ich finde in dem ganzen Buche, das von Reichthumsschwindlern und cavaliermäßigen Müßiggängern wimmelt, nur eine Figur anziehend, d. i. die des Amerikaners Mackennan, der sich als biederer Deutscher entpuppt, nach jahrelanger Abwesenheit mit Weib und Kindern — es sind mit Liebe gezeichnete Gestalten — in die Heimat zurückkehrt, um hier den Rest seiner Tage zu genießen. Er muß aber, so wehe es ihm thut, einsehen, daß im Lande der Gottesfurcht und frommen Sitte gar vieles anders, d. h. nicht besser geworden, er muß sich sagen lassen: „Ach, lieber Herr, wenn Sie doch Ihr Deutschland aus den Tagen Ihrer Jugend vergessen wollten! Kein Mensch bildet sich heutzutage ein, unsere Moral müsse auf einer andern Stufe stehen, wie die unserer Nachbarn, denen wir unsere Lebensweisheit mit so viel Nutzen entlehnen!" Und in der That, wenn ein Franzose diesen und die andern mir vorliegenden Romane läse, in der begründeten Voraussetzung natürlich, in den Erzeugnissen der erzählenden Dichtung ein Spiegelbild der Zeit und der in ihr herrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse zu finden, er spräche mit Selbstzufriedenheit: tout comme chez nous. Daß diese Verhältnisse nicht mit Grazie geschildert sind, würde er wol auch finden.

Eine ganz andere, eine ernste und feste Tonart klingt uns entgegen aus:

3. Erwin Falk. Roman von M. Gerhardt. Drei Bände. Leipzig, Reißner. 1892. 8. 8 M.

Man ist im Beginne versucht, das Werk in die Reihe der durch die Marlitt beliebt gewordenen Erzählungen zu rechnen, doch bald erfährt man, daß der Held nicht jener Ausbund aller möglichen und unmöglichen Tugenden ist, wie sie eben die Marlitt'sche Schule großgezogen. Erwin Falk's Schicksale und sein endliches Geschick entwickeln sich mit Folgerichtigkeit aus seinem Charakter und aus den Verhältnissen. Ohne eine hervorragende Leistung zu sein, gehört der Roman der bessern Gattung unserer Unterhaltungsliteratur an und weist manche Vorzüge auf. Die Verfasserin hat einzelne Personen, insofern sie mehr oder weniger in den Vordergrund treten, mit Liebe gezeichnet und Licht und Schatten gut vertheilt. Daß ihr weibliche Figuren ganz besonders gelangen, soll nicht nur anerkannt, sondern auch ganz begreiflich gefunden werden. Es ist der Verfasserin weniger darum zu thun, die Schlechtigkeit der socialen Verhältnisse an einzelnen Vertretern der sogenannten bessern Gesellschaft, sondern vielmehr zu zeigen, auf welch schmalem Pfade bei den groß angelegten industriellen Unternehmungen unserer Zeit Ehrlichkeit und Ehrlosigkeit sich begegnen und oft unvermeidlich zusammenstoßen müssen.

Ein nicht über das Niveau der Mittelmäßigkeit sich erhebendes Werk ist:

4. Landluft. Roman von Marie Conrad-Ramlo. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1892. 8. 3 M.

In dem ganzen das gewöhnliche Fahrwasser der Leihbibliothekenwaare nicht verlassenden Buche kommt nur eine

feiner angelegte Episode vor: es handelt sich da um einen geraubten Kuß und erinnert an die reizende Storm'sche Novelle „Psyche" — doch der Verfasserin mangelte die Kraft der feinen psychologisch vertieften Durchführung. Daß einzelne Figuren anziehend geschildert sind, soll nicht verschwiegen werden, aber wie salop ist stellenweise der Stil, wie unangenehm die Abkürzungen im Dialoge, z. B. „drauf er" u. s. w. Zum Schlusse, nachdem die Liebenden sich erklären, heißt es: „Was dann weiter geschah, war nichts anderes als bei den übrigen Sterblichen, es war sogar genau so: auseinandergestreckte Arme, die sich dann fest zusammenschlossen, Anschmiegen einer Brust an die andere, inniges Umfassen — ohne Körper gibt es keine Seele auf unserm Stern — ein seliger Kuß, noch einer, viele, ungezählte, und so weiter. Genau so wie bei andern Menschen." Die Verfasserin scheint sich ordentlich etwas zugute zu halten auf diese originelle Schilderung. Ob sie auch dem Leser gefällt? Ich glaube nicht.

Nun verlassen wir Deutschlands Boden und wenden uns nach Oesterreich-Ungarn:

5. Aus der Tiefe. Roman von Irma von Troll-Borostyáni. Zwei Bände. Dresden, Pierson. 1892. 8. 6 M.
6. Waisenmädchenhaar. Roman von Robert Byr. Zwei Bände. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1892. 8. 9 M.
7. Auf ungleicher Bahn. Roman von Philipp Bogler. Wien, H. Hitschmann. 1892. 8. 3 M.

Die Dame möge den Vortritt haben. Frau Irma von Troll-Borostyáni (Nr. 5) ist eine geistig hochbegabte Frau, die bekannte energische Vorkämpferin auf dem Gebiete der Frauenfrage. Diese wird in dem Romane weniger theoretisch behandelt, als vielmehr ins Praktische übersetzt. Die Heldin ist ein selbstthätiges, auf eigenen Füßen stehendes, für ihren kranken Bruder arbeitendes und sorgendes Mädchen, ein solches Mädchen sogar, wie es wenige Männer zu eigen haben möchten, obwol Güte, Geist, Edelmuth und Schönheit, also Adel der Seele und Adel des Körpers, es zu einem begehrenswerthen Wesen machen. Paula ist eine Atheistin. Dieser Umstand, verbunden mit der traurigen Thatsache, daß der Vater ihres Verehrers ein durch und durch elender Schurke ist, der seine Familie misbraucht, veranlaßt die Verfasserin über die Frage der Gottesexistenz sich zu sehr des Breiten zu ergehen. Dazu tritt nun noch, daß Konrad von Lohr, der Geliebte des schönen Mädchens, scheinbar zum Mörder seines Vaters wird und die furchtbarsten Seelenkämpfe durchmacht. Diesen Schilderungen ist der weitaus größte Theil des Werks gewidmet und schon aus diesem Grunde wird der Roman kaum anziehen, denn es fehlt die künstlerische Beschränkung, abgesehen davon, daß ein deus ex machina die interessante Frage, für die die Verfasserin den Leser allerdings zu erwärmen vermag, zum Abschlusse bringt und nun das erhoffte Glück seinen Siegeseinzug feiert. Was die religionsphilosophischen und juridischen Fragen anbelangt, möchte ich die Behauptung wagen, daß sie in dieser Art, in dieser behaglichen Breite nicht mehr in den Rahmen eines Romans gehören, so kühn auch die Verfasserin dabei zu Werke geht. Zur Fortbewegung der Handlung tragen sie nur zum Theile bei. Wenn wir in Betracht ziehen, daß Romane heutzutage fast nur von Mädchen und Frauen gelesen werden — leider ist es so —, dann sagen wir uns nicht mit Unrecht, daß die Erörterung so tief eingreifender Fragen, wie die Gottesexistenz, nur Verwirrung anzurichten vermag, Klärung auf keinen Fall. Um den Standpunkt zu erreichen, auf dem die Verfasserin oder besser gesagt die Heldin des Buchs steht, dazu ist ein Roman nicht genügend. Man legt das Buch, wenn man auch dem Geiste der Verfasserin seinen Tribut zollt, unbefriedigt aus der Hand.

In „Waisenmädchenhaar" von Robert Byr (Nr. 6) werden wir theils in die österreichische Residenz, theils auf die Landsitze ungarischer Edelleute geführt. Hier wie dort schauen wir in einen Abgrund gesellschaftlicher Verrohung. Die Heldin muß harte Leidensstationen durchmachen, bis sie den endgültigen Schutz in den Armen und an dem Herzen des geliebten Mannes findet, der übrigens bis zum Schlusse eine ziemlich passive Rolle spielt. Daß in dem Buche jede Zeile den gewiegten Romancier zeigt, braucht wol nicht erst hervorgehoben zu werden. Im allgemeinen ist es kein erquickliches Bild, das uns der Verfasser entrollt; wir sind ihm deshalb dankbar, daß er uns endlich in dem Herrn Porondy einen Mann kennen lehrt, der das Herz auf dem rechten Flecke hat, und ein in der Zeichnung durch und durch gelungener Vertreter jenes ungarischen Landadels ist, wie es deren einst viele gab. Porondy's Haus bildet eine Oase in der Wüste der modernen, sinnlichen, nur nach Genüssen jagenden sogenannten bessern Gesellschaft.

Philipp Bogler's Roman „Auf ungleicher Bahn" (Nr. 7) scheint ein Sonderabdruck aus der „Wiener landwirthschaftlichen Zeitung". Das geht so ziemlich klar aus dem Titelblatte hervor, es hätte aber besser auf der letzten Seite des Umschlags stehen sollen. Warum? Weil man gleich die Absicht bemerkt, und die verstimmt. Man weiß nun, daß man einen Agrar-Roman zu lesen hat. Zum Glück verscheucht der Verfasser schon auf der ersten Seite diese Verstimmung, ja die später folgenden, oft weitläufigen Auseinandersetzungen über landwirthschaftliche Verhältnisse liest auch der Laie mit Vergnügen, weil sie sich wie von selbst ergeben, ja unbedingt zum Ganzen gehören. Der Verfasser ist eben nicht nur Landwirth, er ist auch ein Dichter und hat es mit anerkennenswerthem Geschick verstanden, jene früher erwähnten Fragen in die Fabel zu verweben. Das ganze Werk ist in seiner Durchführung einheitlich, die Charaktere sind oft prächtig gezeichnet, der Gang der Handlung nie schleppend, der Stil durchaus fein und edel. Der Verfasser ist jedoch auch ein Denker, das zeigen die feinsinnigen Bemerkungen über das Fach, das er vertritt, das zeigen seine geklärten Ansichten über unsere gesellschaftlichen Verhältnisse, wobei er nicht ermangelt, den Modus anzudeuten, wie den ver-

schieden gearteten Auswüchsen abgeholfen werden könnte. Einen Tadel kann ich nicht unterdrücken: der Prinz Victor, jener hochgeborene Repräsentant des noblen Bummlerthums, scheint mir verzeichnet. Man muthet einem solchen Müßiggänger viel zu, aber daß der immer noch im Besitze eines großen Schlosses, einer großen, wenn auch verschuldeten Herrschaft sich befindliche Prinz nach den Spargroschen eines Bauernmädchens, nach dem aus 2000 Gulden bestehenden Hochzeitsgeschenke der Frau seines Directors strebt, ja es sich auch aneignet — das scheint mir doch etwas zu weit zu gehen. Doch sind die schönen Seiten des Werks so überwiegend, daß ihm eine weite Verbreitung zu wünschen wäre. Ich freue mich aufrichtig, auf diese Weise die Bekanntschaft eines begabten Schriftstellers gemacht zu haben.

Und nun in die bella Italia:

8. Verschollen, doch nicht vergessen. Eine Erzählung aus vergangener Zeit. Von Julie Werner. Basel, Schweizerische Verlags-Druckerei. 1892. 8. 2 M.
9. Drei Paläste. Roman von E. von Wald-Zedtwitz. Drei Theile in einem Bande. Berlin, Janke. 1892. 8. 7 M.

Ist die Erzählung „Verschollen, doch nicht vergessen" (Nr. 8) von Julie Werner ein literarischer Erstling, dann gratulire ich der Verfasserin, nicht weil ihr Werk eine hervorragende Leistung, sondern weil sie es verstanden hat, über die in das Jahr 1536 verlegte Handlung eine Stimmung zu verbreiten, wie dies eben nur einem Dichter gelingt. Und dies geschieht im Verein mit einem durchaus edlen, vornehmen, zum Theil schwungvollen Stil. Nicht minder gelungen ist die Schilderung der landschaftlichen Reize Oberitaliens und die Zeichnung der hervorragendern handelnden Personen, seien sie die Vertreter des weltlichen Lebens oder des Klosters, für das der Held seine Meisterwerke schafft. Selbst Episoden, wie das liebliche Idyll zwischen dem Hirten Antonio und der Wirthstochter Marietta erhöhen den Reiz des ganzen Bildes, in welchem auch die düstern Schatten des religiösen Fanatismus nicht fehlen. Die Verfasserin hat den Pinsel in die Farben jener Zeit getaucht, aus der sie schöpfte und die sie schilderte, und das Colorit entspricht.

Was endlich den Roman „Drei Paläste" (Nr. 9) von von Wald-Zedtwitz anbelangt, kann man mit Fug und Recht sagen: c'est le ton qui fait la musique. Die Wechselbeziehungen der Familien dreier im ewig schönen Florenz stehenden Paläste bilden die Achse des Werks. In die Handlung greifen noch die Vertreter anderer Adelskreise und endlich ein deutscher Bildhauer ein. Des letztern Thun und Lassen ist auf Grundlage der Gegensätze zwischen Aristokratie und Bürgerthum, italienisch und deutsch, sehr anziehend geschildert, obwol diese Contraste nicht zu den in vielen Romanen sattsam abgebrauchten Conflicten Anlaß geben. Ohne besonders originell zu sein, spannt und erwärmt uns die Geschichte. Der Verfasser zeigt sich als gewandter Schriftsteller, als Künstler, der es versteht, einem nicht einmal besonders verwickelten Stoffe stellenweise dramatische Lebhaftigkeit zu verleihen. Da ist Leben von Anfang bis zum Schlusse. Es wird dem Leser oft schwül in dieser südlichen Atmosphäre, manchmal angst und bange vor diesen leidenschaftlichen Gluten — aber er genießt doch mit Wohlgefallen dieses fremdländische, farbenprächtige Bild. Der Zeichner dieses Bildes, der darin auftretenden Personen führt seinen Griffel mit Sicherheit, aber auch mit Grazie.

Karl Schrattenthal.

Aus Anzengruber's Nachlaß.

Brave Leut' vom Grund. Volksstück mit Gesang in drei Abtheilungen von L. Anzengruber. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. 1892. 8. 2 M. 40 Pf.

Vor nicht allzu langer Zeit hatten wir Gelegenheit, die schöne im Sinne des verewigten Dichters von pietätvollen Herausgebern edirte Gesammtausgabe der Werke Anzengruber's, in der so manches bisher nicht Veröffentlichte enthalten war und die uns mit dem vollständigen Schaffen des genialen Mannes bekannt machte, hier zur Anzeige und Besprechung zu bringen. Einem zufälligen Umstande ist es zu verdanken, daß ein Volksstück Anzengruber's zurückgeblieben war. Es ist dies das vorliegende. Es stammt aus dem Jahre 1880. Der Dichter hatte die Hauptrolle für Marie Geistinger bestimmt, die Künstlerin machte Schwierigkeiten, nach der Eröffnung des deutschen Volkstheaters in Wien (1889) sollte das Stück dort aufgeführt werden, doch fehlte es an der richtigen Darstellerin eben derselben Rolle. Es kam somit nicht zur Aufführung, das Anzengruber-Curatorium (Bettelheim-Chiavacci-Gründorf) sah sich jedoch schließlich veranlaßt, dieses Schauspiel den Freunden und Verehrern Anzengruber's nicht länger vorzuenthalten und es dem Drucke zu übergeben, „zumal es das einzige unter den nachgelassenen Werken" ist, „das bis auf den letzten Strich vom Dichter selbst vollendet wurde". Wir haben es darin mit einer wiener Localkomödie zu thun, die wol nicht zu den bedeutendsten Arbeiten Anzengruber's gehört, die aber doch in vielen Zügen seine vortreffliche dramatische Begabung erkennen läßt. Derbe Realistik ist darin vermieden, die Kreise, in denen sich die Handlung bewegt, deutet der Titel an, es ist der „kleine Mann" mit seinen Leiden und Freuden, mit seinen Vorzügen und Fehlern, der uns hier in wechselnden Lebensbildern vorgeführt wird, beinahe ausschließlich „Leute vom Grund" bewegen sich vor unsern Augen, wenn auch nicht immer brave, wie z. B. der nicht gerade offene und ehrliche Fleischer Krenzberger oder der selten nüchterne Bäcker

Eitelberger. Die Hauptfigur ist Amalie, die kreuzbrave Schwester eines Schuldieners, ein Mädchen, das von verschiedenen Seiten umworben, mit scharfem Blicke die Fehler und Tugenden seiner Bewerber erkennt und dem jungen Drechslermeister Mittler, welcher mit ihr auf der Schulbank gesessen, recht gut ist, aber erst als dieser von der Gesellschaft seiner bedenklichen Kameraden läßt, in einer reizenden Scene am Schlusse der ersten Abtheilung: „Liebschaften", ihm ihre Zuneigung zu erkennen und das Jawort gibt. Als Mann und Frau treffen wir schon in der zweiten Abtheilung: „'s Regiment im Haus", Mittler und Amalie, lernen den unter dem Pantoffel seiner Frau stehenden Ziergärtner Ducker kennen und sehen, wie Amalie in ganz anderm Sinne in der edelsten Weise das Hausregiment führt; die achte Scene, worin Mittler, der seine Autorität wahren wollte und im Wirthshaus bei den Kneipbrüdern sitzen blieb, dann aber stark angeheitert des Nachts nach Hause kommt und von der wachenden Gattin ohne Vorwürfe sanft empfangen wird, bis er eben deshalb „auf den Punkt" hingedrängt ist, „wo man sich selber eingestehen muß, daß man ein Esel war", gehört zu dem Besten und dramatisch Wirksamsten des ganzen Stücks. Die Schlußabtheilung: „Mädchenhüten", führt uns Amalie, die Tochter des Mittler'schen Paares, als erwachsendes Mädchen vor, das von den Schlingen eines lüsternen Gecken umgarnt und wieder durch die kluge und tiefblickende Mutter aus der Gefahr, welcher das unerfahrene Kind ausgesetzt ist, errettet wird. — Dies der Inhalt des Stücks in Kürze, das durch verschiedene Episodenscenen und Figuren sich recht lebhaft und ergötzlich gestaltet. Der Grundgedanke ist wol, den Einfluß des braven rechtschaffenen Frauengemüths auf einen mitunter in seinen Grundsätzen wankend gewordenen Männercharakter darzustellen; dieses Frauengemüth ist dasjenige der tüchtigen Amalie, durch welche Mittler nicht nur ein glücklicher Gatte, sondern auch ein tüchtiger braver Mann geworden ist. Dem Stande der vorgeführten Personen entspricht der in der Redeweise fast überall hervortretende wiener Dialekt, welcher das Stück, das auch im übrigen ganz die wiener Localfarbe an sich trägt, wol nur für eine österreichische Bühne als passend erscheinen läßt. Auch die eingelegten Couplets dürften diese Bemerkung rechtfertigen. Immerhin ist der gesunde Grundgedanke, und die hübsche Durchführung für dieses Nachlaßwerk Anzengruber's eine gute Empfehlung, es ist von sittlichem Ernste getragen, mit so manchen Scherzen gewürzt und sehr kurzweilig. Der verewigte Dichter hätte vielleicht noch manches an dem Stücke geändert und eingefügt, wie schon das fehlende Couplet (S. 101) andeutet, leider hat ihm der unerbittliche Tod die Feder aus der Hand genommen. Dem Curatorium muß man aber für die Herausgabe dieses Nachlaßwerks eines so begabten Dichters recht dankbar sein. Am 9. September ist das Stück im Ausstellungstheater in Wien mit großem Erfolg aufgeführt worden.

Anton Schlossar.

Zur Literaturgeschichte.

Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz. Von Jakob Baechtold. Frauenfeld, Huber. 1892. Gr. 8. 15 M. 20 Pf.

Die mit Beifall begrüßte und mit wachsendem Interesse begleitete „Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz" von Jakob Baechtold hat ihren Abschluß gewonnen. Unter der Hand ist dem Verfasser sein Werk gewachsen; statt fünf umfaßt es acht starke Lieferungen und reicht dennoch nicht, wie die erste Absicht war, bis in die ersten Decennien des 19. Jahrhunderts, sondern schließt mit Bodmer's Tod 1783. Nachdem von anderer Seite frühere Lieferungen in d. Bl. besprochen worden sind, sei es gestattet, den beiden letzten noch die Aufmerksamkeit zuzuwenden und dann noch einmal den Blick über das Ganze gleiten zu lassen.

Mit der siebenten Lieferung beginnt die interessante Darstellung des glänzenden 18. Jahrhunderts, in dem die deutsche literarische Kritik geboren wurde und in dem unter der Einwirkung des englischen und des altclassischen Geistes eine völlige literarische Revolution sich vollzog. In der Schweiz wurden die ersten entscheidenden Siege erfochten. Als Vorläufer der eigentlichen Literaturreformer erscheinen Drollinger und Haller. Nach der gründlichen Thätigkeit, die Ludwig Hirzel dem letztern zugewendet hat, war über ihn nichts Neues beizubringen; aber was Baechtold über ihn sagt, ist ein Muster tiefgegründeter, geschmackvoller, feinfühlender Literaturdarstellung. Mit sichern Strichen wird das literarische Porträt Haller's gezeichnet: „In unmittelbarster Nähe Drollinger's, aber denselben um Haupteslänge überragend, steht die ernste Gestalt Haller's, des ersten neuern Dichters von wahrhafter Bedeutung vor Klopstock, des großen Gelehrten von Weltruf. Der Poesie verlieh er Gehalt und Würde, der Darstellung Schwung, der Sprache Mark und Gedrungenheit. Er wies zurück auf die Natur und natürliche Zustände, suchte die höchsten Probleme des Menschengeistes dichterisch zu bewältigen und ließ das patriotisch-nationale Pathos mächtig ertönen. Er ist der erste schweizerische Dichter, welcher eine tiefgehende Wirkung auf die gesammte zeitgenössische und die Gedankenlyrik des kommenden Geschlechts ausübte." Mit liebevollem Eingehen wird der Inhalt der Haller'schen Dichtungen, besonders der Alpen, wiedergegeben, mit feinem ästhetischen Gefühl der poetische Gehalt herausgezogen, mit scharfem kritischen Urtheil Ursprung und Wirkung erwogen. Ueberall spürt man den eigenen persönlichen Antheil des Verfassers. Das ist etwas anderes, als die so häufige literarische Knochenbenagung.

Breiter wird Baechtold mit Bodmer's Darstellung. Die achte Lieferung ist eine eigentliche Monographie Bodmer's. Die Bedeutung dieses Mannes für die gesammtdeutsche Literatur, die Fülle des Neuen, das über ihn und seinen Kreis beigebracht wird, rechtfertigen dies vollständig, zumal um seine dominirende Gestalt ein farben- und figurenreiches Zeitbild sich schließt. Zum ersten mal seit dem Bestehen der deutsch-schweizerischen Literatur betreten wir einen erweiterten Schauplatz. „Zürich übernimmt auf eine Weile in der Entwickelung des gesammten deutschen literarischen Lebens eine maßgebende Führerrolle. Zürich wird eine Metropole der Kritik und des Buchhandels, eine förmliche Literatenstadt." Die Darstellung des Lebens und Wirkens Bodmer's ruht fast ganz auf ungedrucktem Briefmaterial, das Baechtold auf der züricher Stadtbibliothek zur Verfügung stand. Eine Menge von Neuem, eine Menge von Berichtigungen konnte daraus geboten werden. In den Anmerkungen wird eine neue, vollständige, auf Autopsie gegründete Bodmer-Breitinger-Bibliographie gegeben, angesichts deren das Verzeichniß in Goedeke's „Grundriß" sich weder als zuverlässig noch vollständig erweist. Ein großes Verdienst Baechtold's ist es auch, daß er endlich die „Antheilhaber" der literarischen Compagnie „Bodmer-Breitinger" säuberlich auseinanderhält und Breitinger's Verdienste nachdrücklicher betont, als bisher geschehen. Trefflich sind die Charaktere der beiden Altmeister geschildert, ebenso ihr Verhältniß, das erst allmählich, besonders infolge des Streites mit Gottsched, sich aus einem sozusagen amtlichen zu persönlicher Freundschaft auswuchs.

Scharf ist geschieden zwischen Bodmer dem alten (dem „alten Schuhn" oder dem „Trödelmännchen", das vor Schlafengehen seine Schätze mustert) und Bodmer dem jungen, zwischen Bodmer dem Dichter und Bodmer dem Kritiker und Aesthetiker, der neue Erkenntniß über das Wesen der Poesie erschloß, der kampfbereit sich einsetzte, der viele verschüttete Quellen wieder aufdeckte, Milton, Homer, die Nibelungen, der rings um sich her reiches Geistesleben weckte.

Auf Grund von Vetter's einschlägigen Arbeiten und Dr. H. Bodmer's Vorstudien zu einer bald zu erwartenden Monographie über die moralischen Wochenschriften der Schweiz erhalten wir eine Darstellung und Würdigung der „Discurse der Maler", ihrer Quelle, ihres Inhalts, ihres Einflusses und ihrer Nachahmungen in der Schweiz, und es wird besonders gezeigt, wie mit ihnen die eigentliche literarische Kritik in Deutschland beginnt und wie sie die Grundlage einer wissenschaftlichen Theorie der Dichtkunst bildeten. Anschaulich ist der Streit der Züricher mit Gottsched geschildert. Schon in einer Monographie über „Vier kritische Gedichte von J. J. Bodmer" (1883) hat sich Baechtold als ein genauer Kenner dieses Streits erwiesen; seine Literaturgeschichte dürfte ihn als den genauesten erweisen. Die eigentliche Ursache des Streits war erst Breitinger's „Kritische Dichtkunst", von der wir eine gute Inhaltsübersicht erhalten. Gut wird der Kernpunkt des Streits definirt: „Man streitet um das Verhältniß der Phantasiewelt zur Wirklichkeit, um die Berechtigung des Idealismus gegenüber den Anforderungen des Realismus. Die Züricher sind dabei die Idealisten, Gottsched der nüchterne Realist. Was dieser für erlernbar hält — selbstverständlich an der Hand seiner poetischen Receptirkunde —, zugleich aber als eine brotlose Kunst, betrachtet Bodmer als eine ernste, mühsame, ja heilige Sache. Er verehrt in der Poesie ein unmittelbares Geschenk des Himmels." Besonders groß war das Verdienst der Schweizer um die Popularisirung der englischen Literatur in Deutschland. Unparteiisch wird der ganze Streit in seinem Auf- und Abwogen dargestellt, werden die beiden Lager beurtheilt, während sonst wol die Leidenschaft der Fehde selbst auch in die Darstellung und Beurtheilung hineingetragen wurde. Werthvoll ist das Bild, das wir auf Grund ungedruckter Quellen von der berner Deutschen Gesellschaft erhalten und der auf seiten Gottsched's stehenden Fraction Altmann-Hürner innerhalb derselben. Vergeblich versuchten die Berner, Bodmer und Breitinger durch Lügen zu trennen, vergeblich Gottsched, die Berner gegen die Züricher auszuspielen. Wie kurz und doch treffend Baechtold zu urtheilen versteht, beweist z. B. was er über den Parteigänger und Unterhändler der Züricher, J. G. Sulzer sagt: „Sulzer hat die züricher Geschmackslehre abgeschlossen und popularisirt. Freilich sehr verspätet. Er schleppte ein breitspuriges ästhetisches Wörterbuch der alten Mode auf den Markt einer neuen Zeit als der erste und zäheste Vertreter Zürichs auf dem Platze Berlin."

Ueber Klopstock's Besuch bei Bodmer und seinen tragikomischen Verlauf und über Wieland's Aufenthalt in Zürich war nur Bekanntes zu wiederholen; es ist dies in kurzer, aber anziehender und sicherer Weise geschehen.

Eingehend wird wieder Bodmer's dichterische Thätigkeit geschildert und gewürdigt, und wir haben hier das vollständigste Bild der erfolglosen Thätigkeit Bodmer's, „sich Dichterruhm zu erzanken und zu ertrotzen". Bei aller Verurtheilung „der wässerigen Wirthschaft" wird doch auch Gutes anerkannt. Am schlimmsten kommen mit Recht seine Dramen weg, die Baechtold „unverzeihliche, klägliche, fratzenhafte Machwerke" nennt. An Bodmer, als das Haupt, sind die übrigen schweizerischen Dichter jener Zeit angegliedert. Warm und fein beurtheilt ist da namentlich Geßner, der Urheber der idyllischen Tendenz in der deutschen Dichtung. Ergötzlich zu lesen sind des alten Bodmer Urtheile über unsere Classiker, aus ungedrucktem Briefmaterial geschöpft. „Der arme Tropf, dessen Auge blöde geworden war, hatte für die Meisterwerke Lessing's, für Herder, für die ersten Dichtungen Goethe's und Schiller's nur Hohn." Doch die letzten Jahre Bodmer's gestatteten einen versöhnenden Abschluß. Noch einmal fiel der helle Glanz literarischen Ruhms auf ihn durch seine Bestrebungen auf dem Gebiete der ältern deutschen Literatur und seine Homer-Uebersetzung, und er selbst machte vor Thorschluß

mit alten Feinden Frieden. So lebte er noch ein paar Jahre patriarchalischer Existenz, von den Jungen als Altvater der deutschen Literatur geehrt. Als er aber starb, ging eine veraltete Welt mit ihm zu Grabe.

So danken wir denn nun dem Verfasser für sein schönes Buch, das uns einen Hochgenuß gewährte, wie selten ein literaturgeschichtliches Werk, das ein Ehrendenkmal seines Vaterlandes und eine wissenschaftliche That zugleich ist. Von ihm gilt erst recht das Wort, das Fr. Th. Vischer von Mörikofer's Buch über die schweizerische Literatur des 18. Jahrhunderts gebraucht hat: „Indem man diesen versammelten, gedrängten Geisterzug, diese blanken geistigen Schweizerregimenter, geführt von einem Schweizer, an sich vorüberziehen sieht, so erkennt man im ganzen Umfang zum ersten mal, was diese Kräfte geleistet haben für die Schweiz und für Deutschland.“ Baechtold war, wie kein anderer, zu solchem Führer geschickt. Seinem ganzen Wesen nach ein echter Schweizer, ist er von warmem Patriotismus erfüllt und hat volles Verständniß für die Eigenart seines nationalen Geistes. Dabei aber bleibt er sich stets des innigen Zusammenhangs dieses Geistes mit der großdeutschen Cultur bewußt: er glaubt an eine deutsch-schweizerische Literatur; aber sie steht und fällt ihm in ihrer Wechselwirkung mit der deutschen überhaupt. „Ein Schweizer und Deutscher“ will er sein, wie er denn auch nicht weit von dem Orte geboren ist, wo G. Keller jenes schöne Lied gesungen. Auch die wissenschaftliche Thätigkeit Baechtold's hatte sich auf beiden Gebieten bewegt und bewährt, war zum größten Theil geradezu Vorarbeit für sein nun geleistetes großes Werk gewesen. Seine gründliche Gelehrsamkeit hatte er bewiesen, aber auch eine geschmackvolle Anmuth der Darstellung. Beide Vorzüge zeigt auch seine Literaturgeschichte. Schwergepanzert schreitet sie einher; aber dadurch, daß aller gelehrte Apparat in das besondere Arnesal der Anmerkungen verwiesen ist, erscheint sie dem Laien im leichten Gewande des fahrenden Sängers. Erwähnen wir noch Baechtold's kritischen Scharfblick, sein feines ästhetisches Urtheil, sein sicheres Gefühl für wahre Poesie, seinen klaren und reizvollen Stil, so haben wir nicht mehr gesagt, als wozu aufrichtige Bewunderung uns drängte. Möge das Buch sein großes Publikum finden unter Schweizern und Deutschen, für beide eine beredte Mahnung zu festem Geistesbund, unter Gelehrten und Ungelehrten, jenen eine Schatzkammer, diesen eine geisterfrischende Kurzweil! Möge aber auch der Verfasser sein Versprechen wahr machen und uns bald ein willkommener Führer sein „auf den freien, sonnigern Höhen, auf denen ein Gottfried Keller u. a. wohnen“! Eduard Haug.

Militärschriften.

1. Die vormals kurhessische Armeedivision im Sommer 1866. Auf Grund des vorhandenen actenmäßigen Materials sowie der eigenen Erlebnisse dargestellt von Julius von Schmidt. Kassel, Brunnemann. 1892. 8. 3 M.

Die kleine Schrift bringt Licht über Episoden aus der Zeit von 1866, die außerhalb der Kreise der Nächstbetheiligten kaum bekannt geworden sind. Selbst die rein militärischen Ereignisse, die preußischerseits vorgenommenen Streifzüge und Besetzungen im Großherzogthum Hessen und im vormaligen Herzogthum Nassau, die Scharmützel in der Gegend von Mainz u. s. w., sind bisher nicht im Zusammenhange dargestellt worden und, da auch das preußische und das österreichische Generalstabswerk sie nur sehr summarisch behandeln, der Hauptsache nach nur in den Einzelschriften betheiligter Truppen zu studiren. Die Zeitungen brachten über jene theils schwer zu übersehenden, theils hinter den großen Geschehnissen des Kriegs an Wichtigkeit zu sehr zurückbleibenden Ereignisse meist Falsches. Die militärpolitischen Actionen vollends haben sich, wie eben aus dem Buche selbst klar wird, so sehr hinter den Coulissen abgespielt, daß sie in vielen Einzelheiten so gut wie unbekannt geblieben sind.

Der Verfasser hat mit Fleiß, Umsicht und richtigem Urtheil eine Darstellung weniger der eigentlichen militärischen Ereignisse, an denen ja auch die kurhessische Division nur mit ganz geringen Truppenmassen betheiligt gewesen ist, als vielmehr jener militärpolitischen und zum Theil rein politischen Actionen gegeben, die dazu geführt haben, daß die kurhessische Division fast ganz geschlossen — nur zwei Schwadronen Husaren, die bei Aschaffenburg und Gerchsheim tapfer mitfochten, waren zum 8. Bundescorps abcommandirt — als Theil der neutralen Besatzung von Mainz verwendet und daß das Heer, ohne daß es nach dem Abmarsch von Kassel oder von Fulda auch nur einen einzigen Befehl von seinem rechtmäßigen Kriegsherrn erhalten hatte, unter dem 17. September 1866 seines Fahneneides von diesem, dem in Stettin gefangenen letzten hessischen Kurfürsten, entbunden wurde.

Daß die Besetzung und Annexion Kurhessens im wesentlichen dem Mangel an Einsicht und dem Starrsinn, welcher diesem unglücklichen Fürsten innewohnte, zuzuschreiben ist, war lange bekannt. Wie unheilvoll sich aber beides geltend gemacht hat, und zwar noch nach der Schlacht bei Königgrätz, das ist weitern Kreisen doch verborgen geblieben und wird erst durch die sehr verständigen Betrachtungen des Verfassers für die Allgemeinheit klargestellt.

Nicht um hierfür Belege zu bringen, sondern nur damit aus dem überaus interessanten Inhalt der Schrift wenigstens Einiges mitgetheilt werde, mag Folgendes erwähnt werden.

Der Kurfürst wußte, daß er und sein Land nach Ablehnung der preußischen letzten Aufforderung vom 15. Juni mit

Preußen im Kriegszustand war. Dennoch glaubte er, in seinem Lande seine Truppen marschiren lassen zu können, wohin er wolle, ohne daß die Preußen sie hindern dürften. Während dann die — so gut wie immobilen — Truppen, für die z. B. die vorhandenen Zündnadelgewehre nicht sämmtlich ausgegeben werden durften, sich um Fulda sammelten und Befehle vom 8. Bundescorps erhielten, wurde der Kurfürst gefangen genommen. Den Befehl über die Division selbst führte General von Loßberg; für Geld, Herbeischaffung von Pferden, Fertigung von Munition (diejenige für die Geschütze erwies sich späterhin als unvollständig) und ihren Transport sorgte eine Art von mobilem Kriegsministerium in Hanau. Als „Bundescommissar" für das Land fungirte der kurhessische Gesandte am österreichischen Hofe, Alexander von Baumbach, der durch Anleihen bei Rothschild die leere Kriegskasse zu füllen bemüht war. Wegen der Unmöglichkeit, auf dem Marsch mobil zu machen, wurde die Division in das neutrale Mainz geschickt, erhielt indeß auch dort keine Gelegenheit, sich wirklich als mobile Truppe auszurüsten; wol aber bekam General von Loßberg von Frankfurt und Nassau aus mehrfach Befehle und Ersuchen, sich an kriegerischen Expeditionen — von der neutralen Festung aus! — zu betheiligen. (Sonderbarerweise ergingen Weisungen der Bundesmilitär-Commission noch von Frankfurt aus, obgleich der Rumpf-Bundestag längst in den Drei Mohren in Augsburg war.) Auch vom bairischen Ministerium erhielt General von Loßberg Weisungen, deren Befolgung ihn und seine Truppe in höchst mißliche Lage gebracht hätte; eine auf bairische Machenschaften zurückzuführende nach Berlin gelangte Nachricht, der General werde auch nach Bekanntwerden der Waffenstillstandsabmachungen und Friedenspräliminarien, nach welcher Mainz preußische Besatzung erhalten sollte, Mainz gegen die Preußen halten, erzeugte bei König Wilhelm I. und bei Graf Bismarck arge Verstimmung. Genug: die Lage des Generals von Loßberg war eine der schwierigsten, in denen sich ein Soldat befinden kann. Nur seiner festen Haltung und maßvollen Vorsicht, sowie seinem gesunden Urtheil ist es zuzuschreiben, daß die kurhessische Division mit unverletzter Ehre und aufrechtem Gefühl treu erfüllter Pflicht in die Heimat zurückkehren konnte. Auch die rasche Beseitigung jener obenerwähnten Verstimmung war seinem Abgesandten, dem Oberstlieutenant von Bischoffshausen, zu danken, der, unterstützt von dem gewandten frühern frankfurter Collegen Bismarck's, jenem Bundescommissar von Baumbach, die Sache der kurhessischen Division in Berlin führte.

Ein weiteres Eingehen auf den reichen Inhalt des Buchs verbietet der Raum; es sei aber jedem Theilnehmer des Mainfeldzugs — und daneben jedem, der sich für die politische Geschichte von 1866 interessirt — bestens empfohlen.

2. Das Studium der Fridericianischen Kriege in seiner Bedeutung für die moderne Kriegskunst. Niedergeschrieben auf Grund eines Vortrags von Friedrich von Bernhardi. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1892. Gr. 8. 60 Pf.

Die in Nr. 38 d. Bl. besprochene polemische Schrift, die Bernhardi unter dem Titel „Delbrück, Friedrich der Große und Clausewitz" hat erscheinen lassen, erfährt durch die obengenannte, rein objectiv gehaltene eine willkommene Ergänzung.

Nachdem der Verfasser nochmals dargelegt hat, daß Friedrich zwar eine hinhaltende Kriegführung der Uebermacht der Gegner gegenüber zu wählen gezwungen gewesen sei, nichtsdestoweniger aber im Einzelfalle strategische (und selbstverständlich taktische) Entscheidungen erstrebt habe, macht er darauf aufmerksam, wie wichtig für die Mächte des Dreibundes, speciell für die nach Osten und Westen Front zu machen gezwungenen deutschen Heere eine derartige hinhaltende Kriegführung werden könne; sei es doch als wahrscheinlich anzusehen, daß ihnen nicht wie 1870 bis 1871 eine an Zahl schwächere und wegen zu geringer Ausbildungszeit minderwerthige Truppe gegenüberträte, sondern eine an Zahl überlegene und dabei gleichwerthige. Wie Friedrich der Große in allen drei schlesischen Kriegen, ganz besonders aber im siebenjährigen, in ähnlichen Lagen verfahren sei, wie er entscheidende Defensivstöße zwar geführt, indessen die Energie seiner Vertheidigung stets im Einklang zu halten gewußt habe mit der allgemeinen Kriegslage und der Beschaffenheit seiner Mittel, böte immer von neuem zahlreiche und belehrende Thatsachen für das kritische Studium.

Sehr zutreffend ist der weitere Hinweis des Verfassers, daß die äußern Verhältnisse, unter denen Friedrich's Heere fochten — geringe Wegsamkeit des Landes, ausgesogene, durch den Krieg entvölkerte Gegenden, Entfernung von den im eigenen Lande fließenden Hülfsquellen —, in einem Feldzuge, der deutsche Heere etwa nach Rußland hineinführe, mutatis mutandis wiederkehren könnten und daß gerade bei der Größe der jetzigen Armeen Verpflegungsschwierigkeiten entstehen würden, wie sie Friedrich zu überwinden hatte und, je nach Umständen handelnd, überwunden hat.

Auch auf Friedrich's theoretische Kriegsbetrachtungen, Beurtheilung der Feldzüge Karl's XII., Pläne für einen Feldzug gegen die Franzosen, sowie auf das von Friedrich befolgte planvolle System der Befestigung des eigenen Landes wirft Bernhardi's Schrift interessante Streiflichter.

3. Der Krieg in seiner wahren Bedeutung für Staat und Volk. Von von Boguslawski. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1892. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Weist die vorige Schrift darauf hin, daß die innern Gesetze der Kriegführung dieselben bleiben, so führt von Boguslawski den Gedanken aus, daß auch die innere Bedeutung der Kriege als solcher für das Dasein der Staaten und Völker in gewissem Sinne bleibend sei. Diese Bedeutung sei der Hauptsache nach erzieherisch, die Seele des Einzelnen und des Volks stärkend und fördernd.

Es konnte nicht fehlen, daß einem Manne, der in heutiger Zeit Kriege als nöthig und segensreich bezeichnet,

zahlreiche Gegner erstanden; allein wer von diesen das vorliegende Werk mit Ernst durchliest, wird von seiner Gegnerschaft vielleicht ganz zurückkommen, mindestens aber den Standpunkt des Verfassers als einen mit dem eigenen gleichberechtigten anerkennen; denn es ist ein anderes, ob man es mit gelegentlichen geistreichen Bemerkungen wie der berühmten des Professors Leo vom „frischen, fröhlichen Krieg", den „faulen Gärungsstoffen eines langen Friedens" und von dem zu zertretenden „skrofulosen Gesindel" zu thun hat oder mit durchdachten Betrachtungen.

Der nähern Inhaltsangabe dieser letztern mögen einige kleine Monita vorausgehen. Von „im Schoße der Völker gärenden Leidenschaften" zu reden ist nicht ganz glücklich. Unter den namhaften Gegnern der Anschauung, daß die Feldherrnkunst eben eine Kunst sei und daß von einem Feldherrngenie gesprochen werden dürfe, hätte Arthur Schopenhauer mit in Betracht gezogen werden müssen, und unter den neuen Afrikahelden unseres deutschen Stammes wäre Peters zu nennen gewesen.

Und nunmehr werde das Wesentlichste aus dem Gedankengange des Buchs mitgetheilt.

So schlimme Leidenschaften der Krieg im einzelnen weckt, so verderblich er auf das äußere und innere Leben der Völker einwirkt, so natürlich einerseits und wohlthätig andererseits erscheint er, wenn man, sich über das Einzelne erhebend, von einem höhern Standpunkte aus das Leben der Individuen und Völker betrachtet.

Habsucht, Grausamkeit und Gefühllosigkeit gegenüber den Leiden der Mitmenschen würden ohne Krieg gerade so gut existiren wie jetzt, und an Gelegenheit zu ihrer Bethätigung würde es in einem ewigen Frieden ebenso wenig fehlen wie in dem jetzigen zeitweisen. Muth (und zwar sowol moralischer wie der mit Unrecht über die Achsel angesehene physische), Aufopferungsfähigkeit, todesfreudige Hingabe für eine Sache, die nicht die des Individuums als eines solchen ist, flammende Begeisterung, die dem Ganzen gilt: sie wurden und werden im Kriege geboren. So erzog und erzieht der Krieg die Individuen und die Nationen; nicht an den großen und klugen Gedanken der Vorfahren vermag die Jugend sich zu begeistern, die Volksseele sich zu erheben, sondern an den großen und aufopfernden Thaten, wie sie — auf weithin sichtbarer Höhe — die Geschichte der harten und bittern Kämpfe der Völker zeigt. Friedrich's des Großen Kriege, seines kleinen Volkes Zähigkeit und Hingabe, sie waren es, von denen — auch nach Goethe's Meinung — die neuere deutsche Nationalliteratur ausging.

Die Bestrebungen derer aber, die auch einem aufgezwungenen Kriege gegenüber nur Friedensgewinsel oder einen europäischen Areopag wollen, sind thöricht, weil sie die Natur der Menschen und Völker miskennen, und verderblich, weil sie mit den Idealen der Völker auch jene Tugenden zerstören, deren Besitz diese Ideale erst als solche hat erkennen lassen.

Es bedarf wol kaum des Hinweises, daß die vorstehenden kurzen Ausführungen bei weitem anfechtbarer erscheinen (und sind), als die eingehenden Betrachtungen des Buchs selbst, das wir hiermit allen „Ideologen" — hier ist das Wort am richtigen Platz — zur Durchlesung empfehlen.

Victor Kurs.

Philosophische Schriften.

1. Grundriß der Philosophie von Johannes Eitle. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 1892. 8. 5 M.
2. Theorie des Gefühls zur Begründung der Aesthetik von Max Diez. Stuttgart, F. Frommann. 1892. 8. 2 M. 70 Pf.
3. Handwerk und Philosophie von A. Bauer. Herrn Karl Erdmann, Mitarbeiter des Kunstwart, 3. Jahrgang, 16, 20 und 23 gewidmet. Cochem, C. F. Wieprecht. 1892. 8. 50 Pf.
4. Zur Psychologie unserer Zeit von R. M. Saitschik. Bern, Semminger. 1892. 8. 80 Pf.

Eitle's „Grundriß" (Nr. 1) entstand seit zehn Jahren aus Conversatorien, welche der Verfasser als Repetent am evangelisch-theologischen Seminar (Stift) in Tübingen zu halten hatte. Er sagt darüber:

Die Art der Entstehung ermuthigt mich zu dem Wunsch, daß das Buch für Studirende, aber auch für den Unterricht in philosophischer Propädeutik, für Gymnasiallehrer, sich brauchbar erweise. Ist es doch die Aufgabe jedes wahrhaft Gebildeten, aus der großen und bunten Masse des Einzelwissens sich zu der Höhe einer einheitlichen Weltanschauung zu erheben und dabei Gedankensystem und Leben, Glauben und Wissen, Naturauffassung und Geisteswissenschaft zu vergleichen und zu vereinigen. Stil und Ton, Kürze und Gang der Ausführung wurden durch die Grenzen eines Grundrisses bestimmt (V). Werken von Dilthey, Lotze, Sigwart, Wundt verdankt der Verfasser vorzugsweise Anregung und Förderung (VI). Die Zeit der einseitig speculativ construirenden Systeme ist vorbei. Fühlung mit den Erfahrungswissenschaften ist nöthig (VII), demnach ist Philosophie die allgemeine Wissenschaft, welche die Ergebnisse der Einzelwissenschaften zu einem System verarbeitet (2). Dabei bilden Seelenlehre und Erkenntnißlehre den ersten, den grundlegenden Theil, während der zweite auf diesem Grunde die Principien der Natur- und Geisteswissenschaften darstellen soll, als Natur- und Geistesphilosophie oder als Philosophie der Nothwendigkeit und der Freiheit. Die Seelenlehre gliedert sich in: „I. Leibliche und seelische Erscheinungen"; „II. Ichbewußtsein und Seelenleben im allgemeinen"; „III. Die drei Grundformen des Seelenlebens: Gefühl, Streben, Vorstellen"; „IV. Zusammenfassung." Die Erkenntnißlehre betrachtet: „I. Sein"; „II. Zeit und Raum"; „III. Ding, Werden, Veränderung, Substanz"; „IV. Ursache und Zweck." Die Naturphilosophie umfaßt: „I. Das Anorganische"; „II. Die Organismen"; „III. Die Thierseelen"; „IV. Die Natur als Ganzes und das Absolute." Die Geistesphilosophie umfaßt: „I. Das Wesen des menschlichen Geistes"; „II. Das Geistesideal oder die Idee des höchsten Gutes"; „III. Die Anfänge zur Verwirklichung des Geistesideals innerhalb des rechtlich geordneten Culturstaats"; „IV. Kunst und Religion. Gott als absolute Persönlichkeit und seine Beziehung zur Geisteswelt."

Bei den vielen Phantasiebildern, welche heute als Philosophie ausgegeben werden, ist es wahrhaft wohlthuend, in diesem Grundriß ganz auf geschichtlichem Boden zu stehen und mit Ruhe und Geist das Gebiet der Philosophie verarbeitet zu finden. Der Vortheil, daß das Buch aus Repetitorien entstand, ist dabei nicht zu verkennen: denn keine der hierher gehörenden Fragen scheint unbesprochen, wenn sie vielfach auch nur angedeutet ist: eine Kürze, welche die Uebersichtlichkeit erleichtert. Wir wünschen, daß sich der Wunsch des Verfassers erfülle und daß das Buch eifrig benutzt werde, überhaupt von solchen, welche vom ganzen Gebiet der Philosophie Kenntniß nehmen wollen, dann auch von Lehrern. Denn gerade für Schüler ist ein vernünftiger Hinweis auf das Ganze belebender, als ein specielles Verweilen bei Logik und Psychologie, als ob darin allein Philosophie bestehe.

Die Bedeutung des Buchs, freilich auch die Möglichkeit, das Viele in solcher Kürze und Einheitlichkeit zusammenzufassen, liegt für uns darin, daß der Verfasser bei seiner Entwickelung ausgeht von der Thatsache, daß des Menschen Seele weder einseitig blos Vernunft, noch blos Wille oder Gefühl ist, sondern ein persönliches, aus den drei Grundformen des Denkens, Fühlens und Wollens bestehendes Wesen. Auffallend ist, daß der Verfasser hierbei das Verdienst Augustin's nicht hervorhob; denn dieser war es, der zuerst nicht nur die Vorstellung von der Seele als eines einseitigen Wesens, sondern auch die Unterordnung dieser drei Formen untereinander bekämpfte und ihre Gleichwerthigkeit begründete, indem er, wie Eitle, zeigte, daß keine der drei Formen ohne die beiden andern vorhanden und wirksam ist. Unklar ist, weshalb Eitle die drei Formen, welche den Grund des thätigen oder kräftigen Seelenlebens bilden, nicht Vermögen oder Kräfte genannt haben will, und weshalb dieses denkende, fühlende, wollende Wesen, das er wie die Thierseele eine immaterielle Einheit nennt, so wenig wie die Thierseele eine Substanz sein soll. Ausübender Naturforscher ist der Verfasser nicht, er hätte sonst wol gewußt, daß Krystalle gerade so ihre individuellen Verschiedenheiten haben als Organismen; daß man erst seit etwa hundert Jahren im Uebergang von Wasser in Dampf und Eis eine stetige Veränderung erblickt; früher sah man darin Umwandlungen von Stoffen, Uebergänge von Elementen, z. B. von Wasser in Luft und Erde. Der Verfasser nennt die Atome Hülfsbegriffe; dann wären auch Sonne, Mond und Sterne als Atome im Weltall nur Hülfsbegriffe. Er meint, die Atome als unausgedehnt annehmen zu müssen; aber Unausgedehntes gibt keine erfüllten Räume, und überdies müssen wir bei der Annahme eines Jenseits selbst zugeben, daß auch die immateriellen Seelenheiten voneinander getrennt bleiben. Schließlich zeigt uns das Erstaunen und Entzücken Kant's über die Pracht und Unendlichkeit der Schöpfungskraft Gottes im siebenten Hauptstück seiner Himmelstheorie, daß seine Theorie sich sehr wohl mit der Schöpfungsvorstellung verträgt. Wir können daher dem Verfasser nicht beistimmen, wenn er S. 144 sagt, diese Theorie sei „zurückgewiesen".

In dem, was nicht die Naturwissenschaft betrifft, haben wir nichts zu beanstanden. Mit Eitle fassen wir die Seele als eine persönliche auf, stehen daher mit ihm auf dem Boden des Theismus und stimmen ihm bei, wenn er am Schluß sagt:

> Die letzte Entscheidung, ob Pantheismus oder Theismus, liegt weniger auf dem Gebiete des Erkennens und Disputirens, als auf dem des Wollens. Ist jemand innerlich damit zufrieden, ein unselbständiger Modus der absoluten Substanz zu sein, so ist und bleibt er ein Pantheist. Nicht so, wer die sittliche, religiöse Höhe des freien Menschen vor Gott erkannt und erlebt hat. Die Entscheidung ist eine That des freien Willens, des sittlichen Charakters.

Diez in seiner „Theorie des Gefühls" (Nr. 2) geht wie Eitle von der Thatsache aus, daß des Menschen Geist eine Einheit ist in der Dreiheit des Denkens, Fühlens und Wollens, daß keine dieser Formen oder Vermögen ohne die andern besteht und sich äußert, aber doch jede Form ihre eigenartige Entwickelung hat. Diez sagt nun, „die Wissenschaft ist das Ideal des Denkens, die Sittlichkeit das Ideal des Willens, die Kunst oder das Schöne das Ideal des Gefühls". Auch Eitle betrachtet, wie nicht anders möglich, die Kunst bei den Erscheinungen des Gefühlslebens; aber Diez gehört das Verdienst an, der Kunst ihre feste Stelle im Geistesleben nicht allein angegeben, sondern auch begründet zu haben. Und wir schätzen dieses Verdienst um so höher, als damit die bereits von Augustin begründete Gleichwerthigkeit von Gefühl, Wille und Denken endlich anerkannt werden kann, und das Gefühl nicht mehr als Aschenbrödel neben den beiden andern Vermögen verachtet zu werden braucht. Indeß, wenn die Wissenschaft das Ideal des Denkens, die Sittlichkeit das Ideal des Willens, die Kunst das Ideal des Gefühls ist, so fragen wir: wo bleibt die Religion? Diez sagt (S. 158):

> Die Sittlichkeit begründet das Recht und dieses die Sicherheit des persönlichen Lebens; die Wissenschaft geht über in die Technik, und ihre größten Entdeckungen werden fast unmittelbar zum Culturfortschritt; die Religion löst die Angst vor der Welt in den Frieden einer vollkommenen, innern Freiheit auf. Aber die Kunst dient keinem Bedürfniß, sie ist der Sabbat des Lebens, sie ist Spiel. Nehmt alle Kunstwerke weg, und die Menschheit wird sich in ihrem äußern Dasein um nichts schlechter befinden; nehmt die Sittlichkeit weg, und ihr stürzt die Menschheit in den Kampf aller gegen alle; löscht die Wissenschaft aus, und ihr seht sie der Barbarei eines hülflosen Naturzustandes preisgegeben.

Nehmt, so wiederholen wir Diez' schönes Wort, die Religion weg, und ihr nehmt der Menschheit in der Angst vor der Welt den Frieden der Seele weg! Wo aber ist ihr Platz? Eitle stellt die Religion mit Recht, wie die Kunst, zum Gefühlsleben, denn sie ist ja vorwiegend Sache des Vertrauens, der Treue, der liebevollen Hingabe. Indeß da, wo Eitle von der Beziehung der Kunst zur Religion spricht, zeigt er nur, daß religiöse Vorstellungen die höchsten Stoffe für die Kunst sind. Aber auch Wissenschaft und Sittlichkeit finden ihre Vollendung und Vertiefung nur in ihrer Beziehung zu dem Göttlichen; deshalb er-

gänzen wir Diez und sagen: Religion ist das Ideal der ganzen, der in der Freiheit ihrer Formen einigen Seele; sie ist das Ideal der Persönlichkeit. In der Bedeutung des Gefühls für Kunst und Religion liegt denn auch der Grund, daß man oft meint, die Kunst könne ein Ersatz für Religion sein.

Nach Hervorhebung der Bedeutung, welche wir Diezens Theorie beilegen, müssen wir auf das Buch selbst verweisen. Es entwickelt zuerst die Nothwendigkeit einer neuen Begründung der Aesthetik, bringt dann die Kritik der verschiedenen Ausgangspunkte in der Aesthetik und zuletzt: den Versuch einer Theorie des Gefühls zur Begründung der Aesthetik als philosophischer Wissenschaft. Wir dürfen indeß nicht verschweigen, daß wir nicht mit allen Ausführungen einverstanden sind, nicht z. B. mit dem Abschnitt über: Aesthetik und Philosophie, welcher begründet, was die Schlußworte des Buchs sagen:

Und so wird der Geist in der Wissenschaft Wissen seiner selbst; Religion ist das Postulat, daß das Wesen des Geistes, das Ideale, nicht Traumbilder der Phantasie, sondern das Wesen der Welt sei.

Im Gegensatz hierzu stimmen wir Eitle bei. Natur und Geist sind nicht dasselbe. In Luft und Gestein, in Gravitationsgesetzen und Atomgewichten erkennt der Geist nicht sich selbst, sondern die Welt. Daher ist auch nicht „Philosophie die auf der Selbstanschauung beruhende unmittelbare Gewißheit des Geistes von seinem eigenen Wesen", sondern Philosophie ist Selbst-, Welt- und Gotterkenntniß. Das Ideale des Geistes ist nicht das Wesen der Welt, sondern Gott.

A. Bauer zeichnet (Nr. 3) eine Dame, welche mit Vergnügen die Aesthetik eines Philosophen gelesen hat. Sie freut sich daher, ihn in einer Gesellschaft zu finden. Der Gelehrte aber, welchem die Philosophie nur herz- und geistlose Sache des Denkens oder, wie der Titel sagt, nur Handwerk ist, macht die Dame, weil sie ihm nicht allseitig zustimmt, in den Augen der Gesellschaft durch Sophistik lächerlich. Gekränkt flüchtet sie in die Einsamkeit und findet hier den Frieden ihrer Seele wieder, durch eine Vision, welche sie die Wahrheit ihrer Ueberzeugung erkennen läßt, namentlich auch der, daß Pflicht höher steht als Mitleid und daß dieses in Nächstenliebe überzugehen habe. Eine liebenswürdige Erzählung, welche mit Geschick abstracte Fragen anschaulich und lebendig darstellt und zwar in folgenden Abschnitten: „In guter Gesellschaft", „Ueber die Dimensionen (Hauptrichtungen) des Schönen", „Was kein Mensch wissen kann", „Kant oder Schopenhauer?" „Ein Kind am Verhungern", „Philosophie von Gottes Gnaden", das Märchen „Pflicht und Mitleid", „Schluß".

Auch Saitschik's Schrift (Nr. 4) hat es mit Kunst zu thun, aber nicht mit der interesselosen, welche die vorhergehenden Schriften im Auge haben, sondern mit der interessevollen, tendenziösen, welche im socialen Elend die Berechtigung findet, nur Elendes, Verkommenes und Gemeines darzustellen. Der Verfasser gehört zu jenen, die sich geberden, als hätten sie zuerst entdeckt, daß vieles faul ist in der menschlichen Gesellschaft. Er rechnet aus, daß seither nur ein Drittel der Menschen Anspruch auf Bewußtsein und menschliche Würde machen konnte:

Diese Bevorzugten benutzten ihre Stellung und Macht zu Gunsten eines ausgeprägten Egoismus. Die Kunst spiegelte nur die Gefühle, Empfindungen, Interessen und Anschauungen dieser Gesellschaft wieder, deren Grundideen Politik und Staat, nicht das soeiale Leben des Individuums waren (S. 4). Unser Jahrhundert dagegen erstrebt soeialen Idealismus; es ist individuell und social zugleich. Wurzelnd im Angeerbten, Anerzogenen streben wir mit Naturnothwendigkeit einer neuen Zeit entgegen; leben in mächtiger Gärung, in krankhaftem Zustand (S. 6). Schon an der Schwelle unseres Jahrhunderts ertönte der Weltschmerz, um später zu einem philosophischen System des Pessimismus erhoben zu werden. Die Zweiheit der Wirklichkeit und des Ideals mußte zu einem Dualismus im Denken und Fühlen führen (S. 7). Leopardi, Byron, Platen und Heine waren echte Kinder unseres Jahrhunderts und der alte Rousseau war ihr gemeinsamer Vater. Seine „Confessions" und „Émile" waren die ersten Werke des Naturalismus. Er sprengte die Fesseln der Cultur, sehnte sich nach Natur und suchte das Glück aus dem Verstand in das Gefühl zu versetzen. Dies seine Losung und die Idee, welche unser Jahrhundert einleitete. Aber Moral und Aesthetik, Wissenschaft und Kunst hängen mit Industrie und Kapital zusammen. Das Kapital hat den Menschen, die Wissenschaft und den Gelehrten zur Maschine herabgedrückt (S. 8). Das Jahr 1870 bildet den Wendepunkt unserer von jeglichen Idealen bloßgelegten Zeit (S. 9). Die geistlose, stumpfe Sinnlichkeit ist der Hauptzug in dem blatternarbigen Gesichte unserer Zeit, das Unvermögen, weiter als die Nase reicht zu sehen, eine stumpfe Selbstgenügsamkeit, die nichts Gemeinsames hat mit der vornehmen Zufriedenheit des 18. Jahrhunderts, sind die Merkmale unseres faulen Lebenswandels. Die bessern Geister werden von einer Langenweile verzehrt, die ihre besten Kräfte auffrißt (S. 8). Der alte Optimismus ist die Philosophie der selbstzufriedenen Bourgeoisie; derjenigen, welche Zeit und Möglichkeit haben, nachzudenken, wie sie die angehäuften Kapitalien los werden können und in „Wein, Weib und Gesang" die höchste Synthese des Lebens erblicken (S. 13, 14). Ideal ist nicht mehr die heitere Schönheit der Seele, sondern die Herzensangst Laokoon's, der sich gegen die Schlange des Bösen wehrt. Es gibt keine vollendeten, glücklichen Menschen mehr, denn das Glück besteht in der freien Entwickelung aller Kräfte des Individuums, aber wir sind Heerdenmenschen, gesellschaftliche Maschinenwerkzeuge (S. 15, 16). Ibsen, Tolstoi sind die besten Vertreter der neuern Richtung der Literatur, welche mit Krasinski sagen kann: Ich habe einen kräftigern, umfassendern Glauben als du: der Seufzer, der Millionen durch Verzweiflung und Schmerz ausgepreßt wird, die Hungersnoth der Arbeiter, das Elend der Bauern, die Schande ihrer Frauen und Töchter, die Erniedrigung der Menschheit, welche durch Vorurtheile, durch Schranken und durch viehische Gewohnheit unterjocht wird — das ist mein Gott, das ist der Gedanke meiner Macht (S. 46).

Der Ton der Selbstverherrlichung und die einseitige, nach Knalleffecten haschende und deshalb unwahre Darstellung mindern den Werth dieser klagenden Betrachtung unserer Zeit und lassen fragen: weshalb der Verfasser als einer „der bessern Geister, welche die Langeweile des faulen Lebenswandels zerfrißt", sich nicht aufrafft, um, statt Klagen „wiederzukäuen", mit vernünftigen Vorschlägen an der in Angriff genommenen Lösung der socialen Frage mitzuarbeiten? Diese Klagen sollen das Recht des Naturalismus in der Kunst begründen. Es heißt, die Künstler

bethätigten dadurch ihr Mitleid mit dem Elend. Aber die Kunst verliert an Werth, wenn sie Interessen und Tendenzen zur Schau trägt, und das freie Behagen, mit welchem ein Künstler das Schlechte darstellen, der schöne Schein, mit dem er, sogar unbewußt, das Schlechte umkleiden muß, wenn es als Kunstwerk wirken soll, sie wirken selbst als giftiges Ferment, Schlechtes erzeugend. Schließlich aber scheint uns, daß der echte Pessimismus älter ist als der Verfasser angibt. Schon vor fast neunzehnhundert Jahren trieben Zorn über das Schlechte und Mitleid mit dem socialen Elend diesen echten Pessimismus in den Tod am Kreuz, und wir leben der Zuversicht, daß über das moderne Ideal der Herzensangst des sterbenden Laokoon das alte Ideal des verzeihenden Friedens und der barmherzigen Liebe des sterbenden Christus doch noch den Sieg erringen und behalten wird. L. Weis.

Feuilleton.

Der letzterschienene Band der Veröffentlichungen des berliner Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur bringt uns einen Versuch von Otto Henne am Rhyn über „Die Frau in der Culturgeschichte". Wir nennen das Buch mit dem Verfasser selbst (S. 12) einen Versuch, da in der That eine zusammenhängende Culturgeschichte des Weibes noch nicht geschrieben ist und wol auch noch nicht geschrieben werden kann. Für einzelne Epochen finden sich allerdings schon rühmenswerthe Vorarbeiten, wie Weinhold's „Darstellung der Frauen im Mittelalter" und wie das fast ganz vergessene Buch des alten Meiners „Geschichte der Frauen"; auch für einzelne Sachgebiete in nicht chronologischer Begrenzung ist viel Werthvolles vorhanden, wir verweisen nur auf Rousselot's ausgezeichnete Arbeit: „Histoire de l'éducation des femmes" (Paris, Didier) und ganz besonders auf Legouvé's feinsinniges Buch: „Histoire morale des femmes". Henne am Rhyn hat sich eine Aufgabe gestellt, für die der verfügbare Raum (369 Seiten) auch nicht annähernd ausreichen konnte. Er behandelt in fünf Abschnitten die Frauen der Naturvölker, die Frauen der nichtarischen Culturvölker, die Frauen der arischen Völker des Alterthums, die Frauen des Mittelalters und die Frauen der neuern Zeit. Der interessanteste Theil der Aufgabe lag auf dem Gebiete des ersten Abschnitts, weil hier der Ausgangspunkt für die culturgeschichtliche Entwickelung gegeben war und weil uns die Beobachtung der noch existirenden Naturvölker höchst merkwürdige culturgeschichtliche Rückschlüsse nahe legt. Leider ist dieser Abschnitt am dürftigsten ausgefallen, obgleich schon die von dem Verfasser angezogenen Arbeiten von Ratzel, Hellwald und besonders Mantegazza ein ausgeführteres Bild ermöglicht hätten. Allerdings gestehen wir zu, daß eine ausgiebige Verwerthung der Arbeiten des italienischen Gelehrten durch den allgemeinen und populären Zweck des Buchs untersagt war. Der zweite und dritte Abschnitt haben uns am meisten befriedigt. Je mehr sich der Verfasser der neuern Zeit nähert, desto summarischer mußte er verfahren, und leider werden hier oft die allgemeinen Gesichtspunkte und die wesentlichen Entwickelungsstufen unter der Fülle des verfügbaren Materials etwas verdeckt worden sein. Die Anordnung ist auch hier chronologisch, was wol auch nicht zu umgehen war. Wir vermissen aber einen wichtigen Eintheilungsgrund, der bei der Besprechung des 19. Jahrhunderts durchaus hätte angewandt werden müssen: das ist die Betrachtung der socialen Stellung und der Rasseneigenthümlichkeiten der Frau bei den herrschenden Bildungsvölkern. Welch interessante Vergleiche ließ die Frage nach dem Unterschiede der Schätzung der Frau in Frankreich, England, Deutschland und Nordamerika zu! Und welche Schlaglichter hätte zum Beispiel eine Durchsicht der sehr verschiedenen Bestimmungen der Strafgesetzbücher jener Länder auf die nationale Auffassung von Aufgaben und Wesen der Frauen geworfen. Wir wollen indessen dem Buche nicht zu nahe treten. Es sollte ein Versuch sein, und wenn der Verfasser nicht immer und überall aus der Tiefe der Sache schöpfte, so mag die Schwierigkeit der Sache selbst ihm ebenso zur Entschuldigung gereichen, wie der zu oberflächlicherer Behandlung drängende Zweck seines Buchs.

— In der wiener Ausstellung für Musik und Theaterwesen sind zwei sogenannte Beethoven-Bildnisse ausgestellt, gegen deren Echtheit Th. von Frimmel in einer eigenen Broschüre „Jos. Danhauser und Beethoven" (Wien, Gerold u. Comp.) Protest erhebt. Das eine Bild, welches thatsächlich den Kunsthändler Wittich darstellt, ist merkwürdigerweise als Beethoven ausgestellt, obwol bekannt war, daß die Angabe unrichtig sei. Der Umstand, daß das Bild früher einmal für ein Beethoven angesehen wurde, war hinreichend, es auch jetzt als solchen vorzuführen. Die zweite Darstellung, eine Zeichnung, die von J. Danhauser herrühren soll (die Unterschrift ist nicht echt), wird von Frimmel aus verschiedenen Gründen als Beethoven-Bildniß verworfen. Mit derjenigen Präcision und sorglichen Prüfung, die Frimmel's Studien immer auszeichnen, wird dargethan, daß eine persönliche Bekanntschaft Danhauser's mit Beethoven sehr unwahrscheinlich sei. Sein Name kommt in den Correspondenzbüchern des tauben Beethoven nicht vor; Steffen von Breuning schreibt am 27. März 1827 (Beethoven's Todestag) an Schindler: „Morgen früh wünscht ein gewisser Danhauser einen Gipsabdruck von der Leiche zu nehmen", woraus zu schließen ist, daß Danhauser in Beethoven's Kreise noch unbekannt war. Die Annahme, daß Danhauser den Tonmeister heimlich porträtirt habe, ist ebenfalls sehr unwahrscheinlich, da Beethoven vor solchen Künstlern, überhaupt vor jeder auffallenden Betrachtung seiner Person stets wüthend flüchtete. Hatte Danhauser wirklich den Meister bei Lebzeiten gezeichnet, so würde sein alter Freund, der Kupferstecher Stöber, die Zeichnung wie so manche andere gestochen haben. Man sucht aber vergeblich in Stöber's Werk nach einem Beethoven-Bildniß. Die Vergleichung der beglaubigten Bildnisse Beethoven's ergibt endlich schon für sich die Unwahrscheinlichkeit, daß hier ein Bildniß Beethoven's vorliege.

— Wir machen heute auf ein neues, großes Unternehmen auf populär-wissenschaftlichem Gebiete aufmerksam, das unter dem Titel „Hausschatz des Wissens" (Verlag von W. Pauli's Nachfolger, H. Jerosch, Berlin) nach einem uns soeben zugegangenen Probehefte erscheinen wird. Es hat sich die doppelte Aufgabe gesteckt, das zur allgemeinen Bildung erforderliche Wissen in einer Reihe, auf Grund eines einheitlichen Plans bearbeiteter Werke darzustellen und durch die (Gratis-) Beigabe eines Generalregisters auch als Nachschlagebuch zu dienen. Das Programm des „Hausschatz des Wissens" läßt sich mit kurzen Worten wol am besten dahin ausdrücken, daß dasselbe eine populäre Bibliothek des modernen Wissens sein und ein Conversations-Lexikon entbehrlich machen soll. Der „Hausschatz des Wissens" gliedert sich in die Gruppe „Die Natur" mit den Werken: „Entwickelungsgeschichte der Natur", „Physik und Mechanik", „Chemie", „Mineralreich", „Pflanzenreich", „Thierreich", und die Gruppe „Die Menschheit" mit den Werken: „Länder- und Völkerkunde", „Weltgeschichte", „Kunst- und Musikgeschichte", „Weltliteratur und Theater". Diese Einzelwerke

des „Hausschatz des Wissens" werden im ganzen in 17 Bänden circa 14000 Seiten Text mit nicht weniger als 8000 Illustrationen, unter denen sich gegen 150 bunte Karten und Tafeln befinden werden, umfassen.

— Kenntniß der französischen Sprache ist nicht eine Sache, auf die man sich in Deutschland etwas einbildet. Wer läse hierzulande nicht Französisch! Und doch ist eine gediegene Kenntniß der Sprache nicht so häufig, als man vielleicht anzunehmen geneigt ist. Wenigstens ist es eine Thatsache, daß so manche Uebersetzungen französischer Literaturwerke auf den Markt geworfen werden, die wohl einem grob stofflichen Interesse genügen mögen, vor einer ernstern Prüfung aber nicht standhalten. Zu dieser Klasse darf man auch die Gesammtausgabe von Victor Hugo's Romanen rechnen, die Paul Heichen „in neuer, sorgfältigster und vollständiger Uebersetzung" bei Gergonne u. Comp. in Berlin herausgibt, und von der der erste Band, der den „Glöckner von Notre-Dame" enthält, fast vollständig vorliegt. Es wäre eine wenig erquickliche Arbeit, wenn man alle die Uebersetzungsfehler notiren wollte, die den Text entstellen, und die theils auf mangelnde Kenntniß der Sprache, theils auf Nachlässigkeit zurückzuführen sind. Ein Uebersetzer, der z. B. oies blanches durch „weiße Eier" wiedergibt (S. 19), équilibre durch „Gleichniß", tout beau! durch: alles schön (S. 541), der für la Dame s'est mise à pleurer deutsch sagt: die Dame hat sich gesetzt und geweint (S. 549), hat strenggenommen keinen Beruf zur Verdeutschung französischer Literaturwerke. Man kann nur wünschen, daß die Uebersetzung der übrigen Romane Victor Hugo's den oben angeführten Worten des Prospects besser entspricht, als die von „Notre-Dame de Paris". Daß gerade der Uebersetzung dieses im Jahre 1831 erschienenen Romans ein Porträt des Dichters mit Vollbart beigegeben ist, verräth auch nicht gerade eine genaue Kenntniß seiner Biographie.

— K. F. Becker's „Weltgeschichte" in der dritten Auflage ihrer Neubearbeitung und Fortführung bis auf die Gegenwart durch Professor Wilhelm Müller (Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft) ist mit ihrem fünften und sechsten Bande hervorgetreten. Sie behandeln die Reformation und Gegenreformation wie das Zeitalter Ludwig's XIV. in Frankreich und England bis zur Vertreibung Jakob's II. Durch ihre dem Verständnisse der Jugend und des Bürgerhauses angepaßte Sprache und die reiche Beigabe guter Illustrationen nach sorgfältig gewählten Vorbildern, unter denen das Porträt, wie in der neuern Zeit billig ist, bei weitem überwiegt, empfiehlt sich dieses bewährte volksthümliche Geschichtswerk weitesten Kreisen.

Bibliographie.

Arndt's, E. M., Ausgewählte Werke. 1. Gesamt-Ausgabe. Herausgegeben von Hugo Rösch. Leipzig, K. F. Pfau. 8. 3 M.

Arnold, H., Anfang und Ende der menschlichen Persönlichkeit. Eine kurzgefaßte, allgemeinverständliche Philosophie des menschlichen Daseins. Leipzig, M. Spohr. 8. 80 Pf.

Aspestrand, S., Die Seemannsbraut. Oper. Textbuch. Berlin, Expedition der Immaterialgüter. 12. 50 Pf.

Bastian, A., Ideale Welten nach uranographischen Provinzen in Wort und Bild. Ethnologische Zeit- und Streitfragen, nach Gesichtspunkten der indischen Völkerkunde. 3 Bde. Berlin, E. Felber. Lex.-8. 45 Pf.

Beyer, E., Christian Karl Josias von Bunsen, ein Vorläufer des evangelischen Bundes. Barmen, D. B. Wiemann. 8. 1 M.

Fürst von Bismarck, der Herzog der Deutschen. Zur Huldigung der Schwaben in Kissingen. Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 30 Pf.

Chamberlain, H. S., Das Drama Richard Wagner's. Eine Anregung. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 3 M.

Dedenroth, E. H. v., Gräfin Sibylle. Roman. Mannheim, J. Bensheimer. 8. 4 M.

Degen, A. v., Leuchen in der Garnison. Roman. Hamburg und Berlin, Bruer u. Comp. 8. 1 M. 50 Pf.

Dinger, H., Die Meistersinger von Nürnberg. Eine Studie. Leipzig und Baden-Baden, C. Wild. 8. 1 M.

Elsner von Gronow, K., En passant. Humoristisch-satirische Federzeichnungen. Cöslin, P. Perrin. 8. 1 M.

Erinnerungen an Johannes Janssen. Von einem alten Schüler. Frankfurt a. M., A. Foesser Nachf. Gr. 8. 50 Pf.

Feßler, S., Juvenes dum sumus. Humoresken aus dem Gymnasium. Wien, C. Konegen. 12. 1 M. 60 Pf.

Franzos, K. E., Der Gott des alten Doktors. Erzählung. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 3 M.

Fulvius, E., Der Zukunftsstaat. Köln-Ehrenfeld, P. Brandts. 12. 50 Pf.

Harpf, A., Geschichte des Leobner Stadttheaters, zu dessen 100jährigem Bestande verfaßt nach Akten des ehemaligen Theater-Archives. Leoben. (Leipzig, Literarische Anstalt Aug. Schulze.) Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Hoeniger, R., Professor Georg von Below's „Detailpolemik". Ein Nachwort zu dessen Arbeiten über städtische Verfassungsgeschichte. Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Hopp, E. O., Aus Amerika. Erzählungen und Skizzen aus dem amerikanischen Leben. I. Die Flut des Lebens, die Frau des Spielers und andere Erzählungen. Berlin, C. Zieger Nachf. 8. 2 M.

Iduna. Zeitschrift für Dichtung und Kritik. Herausgegeben von der Freien deutschen Gesellschaft für Literatur in Wien. Schriftleiter: F. Lemmermayer. 1. Jahrg. 1892. 10 Hfte. Wien. (Leipzig, Literarische Anstalt, Aug. Schulze.) Gr. 8. Jährlich 8 M.

Köhncke, H., Tier und Mensch. Plaudereien aus dem zoologischen Garten. 1. Hft. Hamburg, C. Kloß. 12. 50 Pf.

Kreusler, W., Aus alten Zeiten. Die Entstehung der Stadt Celle. Festschrift zur 600jährigen Jubelfeier derselben. 1292. 25. Mai 1892. Celle, Capaun-Karlowa. Gr. 8. 80 Pf.

Leber, F., Des Deutschen Reiches Schatzkästlein! Ein humoristischer Führer durch Nürnberg. Nürnberg, S. Soldan. 8. 50 Pf.

Levetzow, Cornelia v., Geschichte eines jungen Mädchens. Autorisirte Uebersetzung nach der 7. Auflage des dänischen Originals von L. Fehr. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 8. 2 M. 20 Pf.

Löher, F. v., Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter. 2. Bd. Frankenzeit. München, K. Mehrlich. Gr. 8. 9 M. 50 Pf.

Löhr, H., Lobe den Herrn! Gedichte. München, J. Seyberth. 12. 40 Pf.

Loewenthal, E., Das Cogitantenthum, die Religion des fortschreitenden besten Wissens und Gewissens als Staats- und Weltreligion. Nebst Aufruf zur Reconstitnirung der Berliner Cogitanten-Gemeinde von C. Küchenmeister. Berlin, K. Siegismund. 8. 50 Pf.

Maag, A., Geschichte der Schweizertruppen im Kriege Napoleons I. in Spanien und Portugal (1807—1814). Biel, E. Kuhn. Gr. 8. 6 M.

Maupassant, G. de, Das Kind, und andere Novellen von G. Gissing, G. Pálsson, K. Sandor-Gialski, J. L. Caragiale. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 1 M.

Müller, E., Das Volk gegen den Sozialismus. Berlin, F. Fontane u. Comp. Gr. 8. 50 Pf.

Norbert, H., Der schwarze Diamant. Roman in 2 Bdn. Mannheim, J. Bensheimer. 8. 6 M.

Oberbreyer, M., Für und gegen die Jesuiten. Zeitgenössische Original-Aussprüche. Düsseldorf, F. Bagel. 8. 60 Pf.

Ohnet, G., Die Diebin, und andere Novellen von G. Verga, G. af Geijerstam, Hajota, Fiore delle Neve. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 1 M.

Peters, F., Die Kreissecretärin. Roman. Leipzig, C. Reißner. 8. 3 M.

Pilz, C., In der Sommerfrische oder was ein Curgast erlebte. Stimmungsbilder aus Tegernsee. Zittau, E. Oliva. 16. 1 M.

Religion und Moral. Ein Wort wider die atheistische „Gegenwart" von einem „wissenschaftlich ungebildeten Mann". Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 40 Pf.

Schroft, R., Bureau und Bureaukraten. Humoristische Skizzen aus dem Beamtenleben. Wien, C. Konegen. 12. 1 M. 60 Pf.

Schweiger-Lerchenfeld, A. Freih. v., Das neue Buch der Natur. 2. Bd.: Die Hilfsmittel zu Naturstudien. Wien, A. Hartleben. Gr. 8. 9 M.

Selten, K., Die Revolution in der Litteratur durch H. Sudermann! Eine Enquête. Dresden, W. Ulrich. 8. 30 Pf.

Stolpe, H., Entwicklungserscheinungen der Naturvölker. Eine ethnographische Untersuchung. Wien, A. Hölder. Gr. 4. 4 M.

Strutz, Zur Steuerreform. Berlin, R. v. Decker. Gr. 8. 75 Pf.

Tietzen, J., Zum 14. Januar 1893, dem Tage der 100jährigen Wiederkehr der Besitzergreifung der Stadt Thoru durch die Krone Preussen. Darstellung der damaligen allgemeinen Zustände, der Sinnesart der städtischen Behörden und der Bürgerschaft, nach Materialien des Stadtarchivs. Thorn, E. Lambeck. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Vacano, E. M., Im Banne der Chambrière. Hinterlassene Künstler-Novelletten. Herausgegeben von Signor Saltarino. Düsseldorf, E. Lintz. 8. 2 M.

Vogt, W., Welt- und Zeitgeschichte von 1862—1890. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 8 M.

Wald, C., Die Nothwendigkeit einer christlichen Volksbewegung und einer apologetischen Volkslitteratur. Berlin, C. Wald. Gr. 8. 1 M.

Werenka, D., Bukowinas Entstehen und Aufblühen. Maria Thereslas Zeit. Nach Acten aus folgenden Archiven: k. und k. Kriegsministerium; dessen Kartenarchiv; k. und k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv; k. k. Ministerium des Innern; dessen Adels-Archiv; k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht. I. Thl. 1782—Juni 1775. Wien, F. Tempsky. Lex.-8. 5 M.

Wertheimer, E., Zwei Denkschriften Erzherzog Rainers aus den Jahren 1808 und 1809. Wien, F. Tempsky. Lex.-8. 1 M. 60 Pf.

Wichmann, F., Moderne Kinder. Schauspiel. Leipzig, O. Mutze. 8. 2 M.

Wolff, F., Gedichte. Mit 5 Bildern nach Zeichnungen von L. Burger. Leipzig, O. Mutze. 12. 1 M. 50 Pf.

Wolzogen, E. v., Das Lumpengesindel. Tragikomödie. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 1 M. 50 Pf.

Zola's, E., Roman-Serie: die Rougon-Macquart. Die Geschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreich. Einzig unverkürzte Ausgabe. 1. und 2. Lfg. Budapest, G. Grimm. 8. à 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hense, Prof. Dr. J., **Deutsches Lesebuch für die oberen Klassen höherer Lehranstalten.** Auswahl deutscher Poesie und Prosa mit litterarhistorischen Übersichten und Darstellungen. Gr. 8°.

Zweiter Teil: **Dichtung der Neuzeit.** Zweite, verbesserte Auflage. (XII u. 438 S.) M. 3.20; geb. in Halbleder mit Goldtitel M. 3.70. — Früher sind erschienen:

Erster Teil: **Dichtung des Mittelalters.** Zweite, verbesserte Auflage. (XII u. 218 S.) M. 1.60; geb. in Halbleder mit Goldtitel M. 2.05.

Dritter Teil: **Beschreibende und lehrende Prosa.** (VIII u. 532 S.) M. 3.60; geb. in Halbleder mit Goldtitel M. 4.20.

Neuer Verlag von **Otto Wigand** in **Leipzig.**

Wolluy, **Dr. Fr., Historisch-psychologischer Tractat.** Nebst einem kurzgefaßten philosophischen Katechismus im Anhange. 5 Mark.

Wolluy, **Dr. Fr., Vermischte Abhandlungen und Aufsätze.** Preis 3 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Werke von Friedrich von Bodenstedt.

Aus dem Nachlasse des Mirza Schaffy.

Neues Liederbuch.

Miniatur-Ausgabe. 17. Auflage. Geb. mit Goldschnitt 4 M. 50 Pf.
Volks-Ausgabe. 16. Auflage. Geb. 2 M.
Octav-Ausgabe. 13. Auflage. Geb. mit Goldschnitt 6 M.
Pracht-Ausgabe. 4. Geb. 12 M., in Pergament 20 M.

Ein Seitenstück zu den „Liedern des Mirza Schaffy“; wie diese ein unerschöpflicher Quell heiterer, in anmuthigstem Gewande erscheinender Lebensweisheit.

Aus Morgenland und Abendland.

Neue Gedichte und Sprüche.

Dritte Auflage. Gebunden mit Goldschnitt 3 M.

Neben Vorläufern des Mirza-Schaffy und anderen Dichtungen aus dem Morgenlande bietet diese Sammlung auch die Bilder, Eindrücke und Stimmungen, welche der Dichter während seines Aufenthalts in Amerika in sich aufnahm, in poetischer Gestalt dar.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsch-Ostafrika.

Geographie und Geschichte der Colonie.

Von **Eric Förster.**

Mit einer Karte von Deutsch-Ostafrika.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet ist hier in eingehender objectiver Weise nach Bodengestaltung, Pflanzen- und Thierwelt und Bevölkerung dargestellt und der colonisatorische Werth der einzelnen Landschaften in Verbindung mit den natürlichen Hülfsmitteln erörtert. Die beigegebene große Karte ist die genaueste Darstellung des Schutzgebiets.

Deutsche Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Hervorragende belletristische Novitäten des Auslandes.

In dieser Sammlung ist soeben erschienen:

Der Schüler.

Roman aus dem Französischen von
Paul Bourget.

Preis geheftet M. 3. —; eleg. gebunden M. 4. —

Sie.

Roman aus dem Polnischen von
Marie Rodziewicz.

Preis geheftet M. 3. —; eleg. gebunden M. 4. —

Ferner ist soeben erschienen:

Zu rechter Zeit.

Roman von
Sophie Junghans.

3 Bände.
Preis geheftet M. 12. —; fein gebunden M. 15. —

Die Rose vom Haff.

Roman von
Emile Erhard.

Dritte Auflage.
3 Bände.
Preis geheftet M. 12. —; fein gebunden M. 15. —

Unkraut im Weizen.

Roman von
Johannes van Dewall.

Dritte Auflage.
Mit 118 Illustrationen von R. Blumenau.
Preis kart. in Farbendruck-Umschlag M. 3.50; in Original-Einband gebunden M. 4.50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die
Englische Bühne zu Shakespeare's Zeit.

Zwölf Dramen seiner Zeitgenossen.

Uebersetzt von **F. A. Gelbcke.**

Mit Einleitungen von **Robert Boyle.**

Drei Theile. Geh. 15 M.

Inhalt.

I. Campaspe. — Eduard II. — Volpone oder der Fuchs. — Die spanischen Zigeuner.
II. Fortunatus und seine Söhne. — Der englische Reisende. — Appius und Virginia. — Ein König und kein König.
III. Die beiden edlen Vettern. — Der römische Mime. — Mynheer Jan van Olden Barneveld. — Ein gebrochenes Herz.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 41. — 13. October 1892.

Inhalt: Zur Jubelfeier der Entdeckung Amerikas. Von S. Ruge. — Vom alten Amerika. Von E. P. Evans. — Zur neuern Geschichte. Von Friedrich Bienemann. — Neues aus der Erzählungsliteratur. Von Edmund Lange. — Aus dem Orient. Von Robert Weber. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Jubelfeier der Entdeckung Amerikas.

Seit Jahren, nicht seit Monaten erst rüstet man sich auf die Jubelfeier eines Ereignisses, wie es mit solcher Einmüthigkeit die Culturvölker noch nicht vereinigt hat; denn das Ereigniß selbst berührte nicht ein Land, ein Volk allein, sondern hat einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Entwickelung der materiellen und geistigen Cultur der ganzen Welt geübt. Die universelle Feier umfaßt beide Welten, die Alte und die Neue Welt. Denn die Entdeckung Amerikas war der erste nothwendige Schritt zur Entdeckung der ganzen Erde, und die Auffindung einer neuen Welt bot nicht nur einer wachsenden, dichter werdenden Bevölkerung in Europa einen neuen unermeßlichen Schauplatz der Thätigkeit, des Erwerbs, sondern erweiterte den Horizont, bis der Blick die ganze Erde und alle Meere umspannte und nun erst eine unsern ganzen Planeten umfassende Wissenschaft sich entwickeln konnte. Das ganze Weltbild wurde umgestaltet, und damit ging Hand in Hand die Entfesselung des Geistes von veralteten Lehrmeinungen und Glaubenssatzungen. „Das freie Meer befreit den Geist.“ Das Zeitalter der Entdeckung Amerikas ist auch das Zeitalter der Reformation, beide eröffnen die neue Zeit.

Daß bei einer solchen Bedeutung die zunächst betheiligten Länder: Italien, das die That vorbereitete und die Wiege des Entdeckers war, Spanien, das die That ausführte, und in der Neuen Welt das blühendste Gemeinwesen der Vereinigten Staaten große Feste und Versammlungen vorbereitet und theilweise bereits in Scene gesetzt haben, versteht sich von selbst. Aber auch die andern Culturländer feiern das große Ereigniß mit in Festschriften und Gelegenheitsschriften, die theils die That und theils den Mann der That zum Vorwurf nehmen. Eine stattliche Reihe von Werken in deutscher, englischer, französischer, italienischer und spanischer Sprache liegt jetzt schon vor uns; andere gewichtige literarische Arbeiten sind noch in Aussicht gestellt und harren des festlichen Tages. Daneben läuft aber schon seit Monaten die leichte, breite Flut der Feuilletonartikel und Zeitungsberichte, die bis zum Hauptfesttage, dem 12. October, sicher noch anwachsen wird.

Aber leider ist diese Flut recht trübe, und was dem Volke da als neu und wahr vorgetragen wird, ist meistens alt und falsch; denn gar zu viel unberufene Federn drängen sich vor und stiften mit ihren verkehrten Nachrichten nur schiefe Auffassungen und Verwirrung.

Was ist die Ursache dieser eigenthümlichen, bedauerlichen Erscheinung, die doch meistens in einer völligen Unkenntniß des Sachverhalts begründet ist?

Ueber die Bedeutung des Ereignisses, der Entdeckung Amerikas, sind alle einig, hier herrscht keine Meinungsverschiedenheit: — aber über den Helden selbst tappt man im Finstern. Man geht von der unanfechtbaren Behauptung aus: „Columbus hat Amerika entdeckt“, und argumentirt nun weiter: Weil das eine sehr große That war, muß Columbus auch ein wahrer Heros sein. Gemeiniglich ist aber auch mit dieser kurzen Behauptung der ganze Kreis des Wissens von der That umschlossen. Daß über die Person, sein Leben, seine Pläne lebhaft von entgegengesetzter Auffassung aus gestritten wird, daß Columbus zu den wenigen aller Welt bekannten Männern gehört, über die das Urtheil der Geschichte noch nicht endgültig gefällt ist, das wissen die wenigsten und begnügen sich, könnte man fast meinen, noch mit den kindlichen Vorstellungen, wie sie aus Campe's „Entdeckung Amerikas“ geschöpft sind; denn daß dieses Buch noch wirkt und Stimmung macht, geht wol zur Genüge daraus hervor, daß es vor zehn Jahren die 26. Auflage erlebt hat. Welches andere Werk über die Entdeckung kann sich in Deutschland gleicher Verbreitung rühmen?

Es war ein ungeheuerer Fortschritt in der Erforschung des historischen Sachverhalts, als der spanische Gelehrte Martin Fernandez de Navarrete 1826 aus den Archiven die Veröffentlichung aller an Columbus und seine Tha-

bezüglichen Acten und Urkunden begann. Damit waren zuerst die Quellen geöffnet wenigstens für den Zeitraum, den der große Genuese in Spanien verlebte. Aber wenn dann der nordamerikanische Schriftsteller Washington Irving, der damals Gesandtschaftsattaché in Madrid war, nach diesen Quellen ein lange Zeit hochgeschätztes Werk über Columbus schrieb, in dem er das Bild des Entdeckers idealisirte und alle Schatten beseitigte, sodaß nur eine reinste Lichtgestalt übrigblieb, so war damit der geschichtlichen Gerechtigkeit noch keine Genüge geleistet. Trotzdem fußen unsere Feuilletonschreiber gern noch auf Irving und seine einschmeichelnde Darstellung. Daß aber die Forschung auch nach Alexander von Humboldt's classischem Werke: „Kritische Untersuchungen über die historische Entwickelung der geographischen Kenntnisse von der Neuen Welt" nicht stillgestanden, sondern in den letzten zwei Jahrzehnten einen mächtigen Aufschwung genommen und damit auch in der Beurtheilung der Hauptperson einen großen Umschwung erfahren hat: das scheint noch nicht in jene Kreise gedrungen zu sein, wo man sonst Campe las und sich jetzt noch von Irving leiten läßt.

Die specifisch wissenschaftliche Columbus-Literatur wird ja immer nur einen kleinen Leserkreis finden, aber die Ergebnisse dieser mühsamen Untersuchungen sollten wenigstens mehr Beachtung finden. Zur Beleuchtung dieser Verhältnisse möchte ich eine Episode einflechten, deren Mittheilung wol nicht als Indiscretion aufgefaßt werden kann. Der berühmteste Amerikanist, dem wir die hervorragendsten Arbeiten über Columbus verdanken, schrieb mir im vorigen Jahre, daß er auch zur Jubelfeier ein Werk vorbereite, dem er, falls es in Deutschland herauskomme, die Widmung mitgeben wolle: Von den sieben Lesern, die ich in der ganzen Welt habe, leben fünf in Deutschland; ihnen widme ich dieses Werk." Inzwischen ist sein Werk in Paris erschienen und so ist die Widmung nicht erfolgt. Man wird die Zahl der angegebenen Leser nicht als eine mathematische These hinnehmen, aber der Sinn der beabsichtigten Widmung ist doch ebenso klar als beschämend.

Wenn das dem berühmtesten Fachgelehrten geschieht, was können dann seine bescheidenen Mitarbeiter klagen! Und doch ist noch bis in die neueste Zeit so viel werthvolles, urkundliches Material ans Licht gezogen und sind die Quellen dieser Geschichte einer so gründlichen Kritik unterworfen, daß Werke, die vor zehn Jahren geschrieben wurden, in manchen Punkten schon veraltet sind. Dazu ist man vorsichtiger geworden in der Benutzung einer alten Biographie des Columbus, als deren Verfasser sich der Sohn Ferdinand Columbus nennt, die aber in der vorliegenden Fassung gewiß nicht von ihm sein kann; denn sie enthält zahlreiche, dem Entdecker sozusagen in den Mund gelegte Aeußerungen, namentlich über seine Vorfahren und sein Vorleben, ehe er den Ocean zum ersten male von Osten nach Westen durchfurchte, die ganz entschieden falsch sind. Wenn aber auch ähnliche falsche Angaben in den Briefen des großen Genuesen vorkommen, so muß man schließlich, und wenn auch mit innerm Widerstreben, bekennen: Columbus hat absichtlich die Wahrheit verhüllt, hat absichtlich seine Zeitgenossen über sein früheres Leben im Dunkeln gelassen oder gar falsch berichtet.

Aber solche Beschuldigungen gegen den großen Unsterblichen zu erheben, erscheint den Campianern und Irvingianern schon als ein Greuel. Und so ist denn auch das beste Werk, das Nordamerika zu dieser Feier geliefert hat, „Christopher Columbus" von Justin Winsor (Boston und Neuyork 1892) diesem Verdict verfallen und als eine unwürdige und taktlose Schrift bezeichnet, an der die Ausstattung das Beste sei. Zu solchem Urtheil gehört der Spruch: Habent sua fata libelli pro captu lectoris.

Was urkundlich feststeht über das Leben des Entdeckers und was aus den Notariatsacten von Genua und Savona hervorgeht, ist dieses: Columbus gehört nicht einer Adelsfamilie an, sondern einem kleinbürgerlichen Hause. Er ist in der Zeit zwischen October 1446 und März 1447 geboren, wahrscheinlich in Genua selbst, wenn nicht in einem kleinen Vororte östlich von der Stadt, keineswegs aber in Savona, wie neuerdings Uhagon („La Patria de Colón", Madrid 1892) erweisen möchte; denn in Savona selbst bezeichnen die Acten den spätern spanischen Admiral als Fremdling. Mit Verwunderung liest man in dem Werke E. J. Payne's („History of the new world called America", Oxford 1892) noch die Angabe, Columbus sei 1456 geboren, wie Peschel vor dreißig Jahren behauptete. Daß Marquis Staglieno in Genua mühsam die Acten über die Familienverhältnisse des Columbus ans Licht gezogen hat, wird mit Stillschweigen übergangen. Christoph Columbus wird in den Acten nur als Wollweber bezeichnet, nicht als Seemann; jedenfalls bildete die erste Beschäftigung sein Hauptgewerbe. Bis zum Jahre 1473 wird er noch in Savona, wohin später sein Vater gezogen war, erwähnt. Er wird also in seinem 27. Jahre ins Ausland und zwar nach Portugal gegangen sein. Da ihm hier die eheliche Verbindung mit einer jungen Dame aus einer angesehenen Adelsfamilie die günstigste Gelegenheit bot, sich ganz, seinen Neigungen gemäß, dem Seegewerbe zu widmen, wobei er seine Reisen bis nach England, gewiß nicht bis Island, und bis zur Guineaküste ausdehnen konnte, so war damit auch der Anstoß gegeben, das ganze Seegetriebe in Portugal, die abenteuerliche Lust, im Ocean unbekannte Inseln und Länder zu entdecken, kennen zu lernen und sich ihm mit ganzer Seele zu ergeben. Denn Columbus ist keineswegs der erste Seemann gewesen, der damals in den westlichen Ocean auf Entdeckungen hinaussteuerte. So waren 1431 die Azoren gefunden und so war von hier wieder zwanzig Jahre später Diogo de Teive 150 spanische Meilen gegen Südwesten gesegelt, um die Insel Antilia zu suchen; natürlich vergebens, denn sie existirte nicht. Die ritterlichen Seeleute ließen sich für ihre geplanten Entdeckungen im voraus Patente ausstellen. H. Harrisse nennt in seinem außerordentlich viel Neues bietenden Werke („The discovery of North America", Paris 1892)

noch eine Reihe von Unternehmungen, die meistens von den Azoren aus vor dem Jahre 1492 ausgeführt wurden, Länder im Weltmeer zu entdecken. Hierzu lag auch keine Inselgruppe günstiger als die Azoren, und es ist Thatsache, daß von hier aus die portugiesischen Brüder Cortereal um 1500 das Festland von Nordamerika erreicht haben und vielleicht sogar bis zur Südspitze Grönlands vorgedrungen sind.

Die Fahrt des Columbus unterscheidet sich von diesen Unternehmungen wesentlich dadurch, daß ihm die Entdeckung unbekannter Inseln und Länder Nebensache war, daß er nur auf einem neuen, bisher nicht betretenen Wege ein altbekanntes Land, Indien, erreichen wollte. Und er unterschied sich ferner dadurch, daß er einen festen Plan und ein festes Ziel vor Augen hatte.

Aber diesen Plan hat er nicht selbst geschaffen, dieser Plan ist das unsterbliche Verdienst des Florentiners Paolo Toscanelli und hat nebst Karte schon 1474 dem Könige von Portugal vorgelegen, ist aber von diesem nicht ausgeführt. Toscanelli zeigte dem Könige, daß dieser Weg westlich über den Ocean der nächste und bequemste sei, um nach Indien zu kommen, und daß der Abstand von Lissabon nach Ostasien nur den dritten Theil des Erdumfangs betrage. Darin hatte er sich allerdings gewaltig verrechnet, denn der Abstand ist noch einmal so groß. Aber zu seiner Zeit konnte niemand dem Toscanelli seinen Rechnungsfehler nachweisen und alle Welt hat sich damals seiner Autorität gebeugt. Was man durch die Berichte der italienischen Kaufleute und Glaubensboten wußte, die bis zum ostchinesischen Meere und bis zu den Gewürzinseln gekommen waren, und was Toscanelli noch von Augenzeugen über jene fernsten, reichbevölkerten Landschaften hatte in Erfahrung bringen können, das hatte er auf seiner Karte, die die ganze Breite des einen Weltmeeres von Portugal westwärts umspannt, niedergelegt. Daß dieser Plan langsam gereift ist und daß Toscanelli sich jahrelang mit der Idee getragen, ehe er 1474 seinen Entwurf dem Könige von Portugal vorlegte, liegt auf der Hand. Daß dann aber Columbus, der bis 1473 in Savona als Wollweber bezeichnet wird, nicht der Schöpfer dieses Plans sein konnte, versteht sich von selbst. Er hörte aber in Portugal von dem Vorschlage Toscanelli's und wußte sich, aber sicher nicht vor dem Jahre 1479, von dem florentiner Gelehrten eine Abschrift des Plans und eine Copie der Karte zu verschaffen, und nach dieser Karte ist er gesteuert, wie der Bischof Las Casas, der nebst den Tagebüchern des Columbus auch diese Karte vor sich hatte, in seiner Geschichte Indiens ausdrücklich bezeugt.

Diese Thatsachen stehen so fest wie die Entdeckung Amerikas durch Columbus selbst. Daß er sein Ziel nicht erreicht hat, daß er zufällig die Neue Welt gefunden hat, wird seinen Weltruhm nicht schmälern. Der Gedanke einer Westfahrt war nicht sein eigen, aber die That, und diese hat ihn unsterblich gemacht.

Eine andere Streitfrage besteht über den Punkt, wo Columbus den Boden der Neuen Welt betreten hat. Man hat dafür verschiedene Inseln der Bahamagruppe vorgeschlagen, indeß neigt man sich in neuester Zeit allgemeiner der Ansicht zu, sein San Salvador, das die damaligen Eingeborenen Guanahani nannten, sei die jetzige Watlings-Insel. Nach den Auszügen aus dem Tagebuche des Entdeckers, die allein noch erhalten sind, läßt sich ebenso wenig ein absolut sicherer Beweis führen, als aus dem Vergleich der ältesten erhaltenen Karten, in denen jene Inselgruppe nicht eben sehr genau eingetragen ist.

Auch über seine nautischen Leistungen, wie über seinen Charakter überhaupt gehen die Ansichten noch vielfach auseinander. Mit patriotischer Wärme verbreitet sich über die wissenschaftlichen Leistungen des großen Genuesen der italienische Gelehrte Luigi Hugues, Mitglied der königlichen Colombinischen Commission, die berufen ist, ein mehrere Bände umfassendes Werk über den Entdecker zu veröffentlichen. Seine Arbeit heißt „L'opera scientifica di Cristoforo Colombo" (Turin 1892).

So verschiedenartig der Charakter des Columbus beurtheilt ist, so verschieden sind auch die Porträts, die von ihm vorhanden sind. Ob es ein echtes Bild darunter gibt? Mehrere tragen allerdings untereinander eine gewisse Familienähnlichkeit. Das älteste Bild, das im Besitz des italienischen Humanisten Paolo Giovio war und wonach dieser Gelehrte den ältesten bekannten Holzschnitt in seiner „Elogia vivorum bellica virtute illustrium" (Basel 1596) schneiden ließ, befindet sich jetzt im Besitz des Dr. de Orchi in Como. Ich habe selbst den lebensgroßen Kopf (Oelgemälde) im vorigen Sommer in Como gesehen und verdanke dem Besitzer eine photolithographische Copie, wonach ich zuerst im „Globus", 1892, Nr. 1, dieses Porträt weiter bekannt gemacht habe. Jetzt hat es auch der englische Geograph Clements R. Markham seiner in der Septembernummer der „Proceedings" der Geographischen Gesellschaft zu London veröffentlichten Vortrage beigegeben und ebenso ist es, in nicht glücklicher Wiedergabe, in Hering's „Christoph Columbus" (Hannover-Linden 1892) zu finden. Neue andere Columbus-Porträts finden sich in Justin Winsor's „History of America", Band 2 (London 1886). Es ist auch vor zwei Jahren noch ein anderes Bildniß in Italien aufgetaucht und schließlich jetzt ein besonderes Werk über diese Bilder und mit diesen Bildern erschienen, das, soweit meine Ermittelungen gehen, nicht im Handel ist.

Allerdings ist durch die gelegentliche Erwähnung von Werken über Columbus und seine Entdeckung, wie ich sie oben im Texte eingeflochten habe, diese Literatur keineswegs erschöpft, es müßte sonst wenigstens noch das reich illustrirte Prachtwerk des spanischen Akademikers Asensio, „Cristóbal Colón, su vida, sus viages, sus descubrimientos" (Barcelona o. J.) und die wöchentlich erscheinende Festschrift „El Centenario", an der die hervorragenden Gelehrten Spaniens mitarbeiten, Erwähnung finden.

Ich will aber zum Schluß noch mit wenigen Worten

zweier Schriften gedenken, die das vielberegte Thema für die Jugend bearbeiten. Beide stützen sich, nach ihren eigenen Angaben, vornehmlich auf meine Arbeiten, aber mit dem großen Unterschiede, daß Schillmann *) sich mit der ältern Arbeit, dem vor mehr als zehn Jahren erschienenen „Zeitalter der Entdeckungen" begnügt, während Hering **) sich zumeist an die Globusnummer (Band 61, Nr. 1) hält. Ich bekenne freimüthig, daß das „Zeitalter der Entdeckungen" in vielen Stücken schon veraltet ist, es kann also keinen zuverlässigen Führer mehr abgeben. Und doch hat sich Schillmann durchweg daran gehalten, ja noch über die Zeit des Columbus hinaus den Gang meiner Darstellung bis zum Ende des 16. Jahrhunderts befolgt. Die neue Literatur ist dem Verfasser bis auf ein Buch — und gerade das allerschlechteste — unbekannt geblieben. Es ist die klägliche Uebersetzung der Tagebücher und Briefe des Entdeckers, die unter dem Titel „Die Reisen des Christoph Columbus" im vorigen Jahre in Leipzig zum zweiten male ausgegeben wurde. Schillmann citirt dies Machwerk unter dem Titel „Navarrete". Ich kann es mir nicht zur Ehre schätzen, mit diesem Opus, gegen das ich in den Petermann'schen „Mittheilungen" (Literarischer Bericht, 1892, Nr. 60) und ebenso in den „Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin" (1890, S. 127) den entschiedensten Protest eingelegt habe, in einer für die Jugend berechneten Schrift zusammengekoppelt zu werden. Uebrigens zeigt sich auch sonst Schillmann seiner Aufgabe nicht gewachsen und begeht ganz auffällige Fehler. Man kann sich nur damit trösten, daß die Wissenschaft dadurch keinen Schaden leiden wird.

Weit besser hat Hering seine Aufgabe gelöst, er scheint den Ton besser getroffen zu haben und greift auch nicht so weit über das Thema hinaus.

Ich schließe meine literarische Rundschau mit dem Wunsche, es möchte das lebhaft erweckte Interesse für den Genuesen und seine unsterbliche That in Fachkreisen zu tieferm Studium der Zeit anregen, damit die Ansichten sich klären und wenn auch noch nicht vereinigen, doch einander nähern.

S. Ruge.

*) Die Entdeckung Amerikas durch Christoph Columbus am 12. October 1492. Eine Jubelschrift von R. Schillmann. Mit Bildniß und einer Karte. Berlin, Nicolai. 1892. Gr. 8. 2 M.

**) Christoph Columbus und die Entdeckung Amerikas. Nach den besten Quellen für die Jugend und das Volk bearbeitet von W. Hering. Hannover-Linden, Manz u. Lange. 1892. Gr. 8. 1 M.

Vom alten Amerika.

The Discovery of America. By John Fiske. 2 vols. Boston, Houghton, Mifflin and Co. 1892.

John Fiske ist vornehmlich als ein ungewöhnlich scharfsinniger und geistreicher Vertreter und Verfechter der Darwin'schen Weltanschauung bekannt. Schon vor achtzehn Jahren hat er mit seinem zweibändigen, „Outlines of Cosmic Philosophy" betitelten Werke den bedeutendsten bisher in Amerika erschienenen Beitrag zu der übersichtlichen und gemeinverständlichen Erklärung und philosophischen Begründung der Entwickelungslehre geliefert, der sich durch klare Darstellung und wissenschaftliche Behandlung des Gegenstandes besonders empfiehlt. Nebenbei hat er sich auch mit prähistorischen und historischen Studien eifrig beschäftigt und seit einiger Zeit die Geschichte Amerikas zum fast ausschließlichen Zielpunkte seiner Forschungen gemacht. Von diesem großartig angelegten Werke bilden die uns nun vorliegenden zwei schönen Bände über die Entdeckung Amerikas gleichsam die ersten Lieferungen.

Das erste Kapitel dürfte wol als eine höchst anziehende und lehrreiche Monographie von 147 Seiten über „Ancient America" bezeichnet werden. Bekanntlich gibt es nirgends einen an Versteinerungen aller Art und an vielgestaltigen Ueberresten der Urzeit so reichen Erdtheil wie einige Landstriche im westlichen Gebiete der Vereinigten Staaten. Dort hat man die seltensten und sonderbarsten paläontologischen Schätze gehoben, welche in den Museen von Washington, Cambridge, New-Haven und andern amerikanischen Städten aufbewahrt sind und das Erstaunen und die Bewunderung aller Geologen erregen.

Ebenso merkwürdig ist der in diesen Ländern vorhandene Reichthum an ethnologischem Material, das man erst in der allerletzten Zeit richtig zu würdigen und wissenschaftlich zu verwenden gewußt hat. Aus den während der vergangenen funfzig Jahre angestellten Forschungen hat es sich mit großer Wahrscheinlichkeit ergeben, daß Amerika wenigstens seit dem Anfang der pleistocänen Periode und vielleicht noch früher von Menschen bewohnt wurde. Dort ist jedoch die Culturentwickelung viel langsamer vor sich gegangen als in Europa und ungeachtet des sehr hohen Alters des Menschengeschlechts waren die Socialzustände der Eingeborenen zur Zeit der Entdeckung von höchst primitiver Art. Selbst in Mexiko und Peru war die Civilisation der Azteken und der Inkas nicht so weit vorgeschritten wie die der Griechen zur Zeit des durch Homer besungenen trojanischen Kriegs oder die der Inder als die ältesten Vedalieder entstanden sind. Auf dem Gebiete der amerikanischen Alterthumswissenschaft sind vor allem Lewis Morgan's Forschungen, namentlich die in den Schriften „Ancient Society" und „Houses and House-Life of the American Aborigines" niedergelegten Ergebnisse derselben, von epochemachender Bedeutung gewesen, da sie zuerst die verschiedenen und außerordentlich vielfältigen Stufen der der eigentlichen Civilisation vorausgehenden geistigen Entwickelung und gesellschaftlichen und staatlichen Einrichtungen der amerikanischen Völkerschaften genau unterschieden und endgültig feststellten. Auf dieser festen Grundlage hat man schon einen ansehnlichen archäologischen Bau aufgeführt, an dem noch immer fleißig

gearbeitet wird und zu dem das „Bureau of Ethnology" zu Washington in seinen seit dem Jahre 1881 regelmäßig veröffentlichten Berichten (Reports) eine Masse von werthvollem Material geliefert hat, welches durch John Fiske mit vielem Scharfsinn und der ihm eigenen Gabe der klaren und bündigen Darlegung kritisch untersucht und historisch verwerthet worden ist.

Im zweiten Kapitel handelt es sich um „Pre-Columbian Voyages" und die Prüfung der darauf bezüglichen Urkunden und Ueberlieferungen, wobei der Verfasser sein Augenmerk auf die Entdeckungsfahrten der Nordländer hauptsächlich richtet. Daß diese kühnen Seefahrer einige im Norden gelegene Inseln, Halbinseln und Vorgebirge der westlichen Hemisphäre entdeckt haben, wird niemand in Zweifel ziehen. Es ist auch möglich, aber nicht wahrscheinlich, daß sie die Küste von Neuengland besucht haben; es kann jedoch von der Gründung einer isländischen Colonie auf dem amerikanischen Festland gar keine Rede sein. Dort hat man nicht die geringsten Spuren von derartigen Ansiedelungen, wie sie in Grönland vorkommen, aufgefunden. Herr Professor Horsford stößt zwar überall auf Dämme und Wälle und Festungswerke, die er als Ueberbleibsel der märchenhaften Stadt Norumbega ansieht, und der Trieb, nach solchen Dingen auf die Suche zu gehen, ist in ihm zu einer unheilbaren Sucht geworden. Selbst ein so nüchterner und in seinem Fache zuverlässiger Gelehrter wie Herr Dr. Ernst Henrici glaubt an die Existenz einer an der Küste des heutigen Staats Rhode-Island gegründeten isländischen festen Ansiedelung, „von welcher bei Newport noch Bautrümmer erhalten sind". Es ist zu bedauern, daß er diese „Bautrümmer" nicht näher geschildert hat, die bekanntlich aus einem einzigen runden steinernen Thurm bestehen, der eine vom Gouverneur Arnold erbaute Windmühle gewesen ist. Herr Dr. Henrici führt ferner als „das untrüglichste Zeugniß" für seine Behauptung den „Runenstein von Dighton" an, der „den letzten Zweifel über die Lage von Weinland schwinden läßt". „Für die Echtheit des Dightonsteines", fügt er hinzu, „spricht beweisend der Umstand, daß schon seit zweihundert Jahren von ihm Zeichnungen angefertigt wurden, also zu einer Zeit, wo die Kenntniß der Runen noch gar nicht wieder aufgelebt war." Echt ist die Inschrift allerdings, aber nicht echt isländisch, sondern echt indianisch. Diese ganz richtige Ansicht wurde von George Washington schon 1789 ausgesprochen und von dem bekannten amerikanischen Rechtsgelehrten und Richter John Davis in einer 1809 abgefaßten Abhandlung weiter ausgeführt und begründet. Als Washington in seiner Jugend den Beruf eines Landmessers ausübte, fand er in den Urwäldern Virginiens eine große Menge solcher Inschriften, durch welche die Indianer ihre tapfern, auf dem Kriegspfade oder auf der Jagd vollführten Thaten aufzuzeichnen oder den Stammesangehörigen wichtige Mittheilungen zu machen pflegten. Tausende davon sind in verschiedenen Theilen der Vereinigten Staaten, namentlich in dem großen, von den Algonquins früher bewohnten oder vielmehr durchstreiften Gebiete angetroffen worden. Neulich hat Garrick Mallery eine tüchtige, „Pictographs of the North American Indians" betitelte Arbeit über diesen Gegenstand in den „Reports of the Bureau of Ethnology" (Washington, Bd. IV, S. 13—256) veröffentlicht, in welcher er auch die „Dighton rock inscription" nochmals untersucht und den rein indianischen Ursprung derselben nachweist: „It is merely a type of Algonquin rock-carving, not so interesting as many others. . . . It is of purely Indian origin, and is executed in the peculiar symbolic character of the Kekeewin." Es gibt Forschungen, bemerkt Humboldt, die nur an Ort und Stelle, près des sources mêmes, gemacht werden können, und die Richtigkeit dieser Wahrnehmung wird an der lächerlichen Auslegung der Dighton-Felseninschrift und der Verwandlung der Algonquinischen Pictographie in eine altgermanische Runenschrift klar bewiesen. Es ist wunderbar, was man alles entdecken kann, wenn es gilt, vorgefaßte Meinungen zu bestätigen. Man hat sogar deutliche Anklänge an die nordische Götterlehre in den Sagen und unverkennbare Spuren skandinavischen Blutes in den Gesichtszügen der Indianer gefunden, als ob jede Uebereinstimmung in der Mythologie eine Entlehnung oder Nachbildung sein müsse und der Wabanaki'sche Glnskap auf Odin und die Eskimoische auf die Eddische Schöpfungsgeschichte zurückzuführen und die ziemlich oberflächliche Aehnlichkeit zwischen den beiden nicht anders zu erklären sei.

Mit der Einnahme von Konstantinopel durch Mohammed II. und der darauf erfolgten Ausdehnung und Befestigung der Türkenherrschaft in Kleinasien und den angrenzenden Ländern wurde der europäische Handel mit dem Orient im höchsten Grade erschwert und fast vollständig abgeschnitten. Mit jedem Jahre wurde dieser Uebelstand unerträglicher und die Nothwendigkeit der Abhülfe durch die Auffindung eines neuen Wegs nach Indien dringender. Die Portugiesen suchten diesen Weg nach Osten und drangen immer mehr an der afrikanischen Küste vor, bis Bartolommeo Diaz das Vorgebirge der Guten Hoffnung 1486 entdeckte und umschiffte und Vasco da Gama zwölf Jahre später Handelsverbindungen mit Indien anknüpfte. Columbus hoffte dasselbe Ziel leichter zu erreichen, da er nach Westen segelte, und stieß unwissentlich auf eine neue Welt. John Fiske gibt eine fesselnde Schilderung dieser Unternehmungen in ihrem Zusammenhange mit der Entdeckung Amerikas und eine durch Anschaulichkeit und Gedrängtheit ausgezeichnete Lebensbeschreibung des kühnen und beharrlichen Seefahrers, der dabei die Hauptrolle spielte.

Den werthvollsten Theil des Fiske'schen Werks bildet vielleicht das erste Kapitel des zweiten Bandes, welches den Titel „Mundus Novus" führt und die von Giovanni und Sebastiano Caboto, Amerigo Vespucci, Ferdinand de Magellan u. a. zwischen 1497 und 1521 unternommenen Entdeckungsfahrten beschreibt und die Ergebnisse derselben für die genaue Kenntniß und kartographische Darstellung

der Neuen Welt zusammenfaßt. Dabei läßt er sich die Rettung des Amerigo Vespucci besonders angelegen sein und nimmt „den braven florentischen Seemann" gegen die seit der Veröffentlichung von Herrera's „Historia de las Indias Occidentales" in 1601 aus einem Buche in das andere übergetragenen Verleumdungen in Schutz.

Bekanntlich hat M. Jules Marcou die Ansicht aufgestellt und neuerdings in einer vor der pariser Geographischen Gesellschaft gelesenen Abhandlung näher zu begründen versucht, daß die Neue Welt den Namen von einer in Nicaragua befindlichen und in der Sprache der Eingeborenen Americ genannten Gebirgskette hergenommen habe. Das Wort soll „windiges Land" bedeuten, und es ist nicht zu leugnen, daß diese Benennung auf das von Cyklonen so arg heimgesuchte Gebiet der Vereinigten Staaten vortrefflich passen würde. Fiske will von dieser Etymologie nichts wissen und erwähnt sie blos als eine sonderbare Grille (a droll conceit). Auch wurde nicht Nicaragua, sondern Brasilien zuerst „Amerika" benannt, wie auf der von Leonardo da Vinci etwa 1514 entworfenen und gezeichneten Weltkarte zu sehen ist. Ferner ist die Behauptung des französischen Professors, daß Vespucci eigentlich Alberigo hieße, von keinem Belang, da Amerigo, Amernigo, Merigo, Morigo, Almerico und Alberigo lauter italienische Formen ein und desselben Namens, des altdeutschen Amalrich, sind. Ebenso wurde Vespucci in wenigstens acht verschiedenen Weisen geschrieben; aber lateinisch hieß der Florentiner stets Americus Vespucius.

An die von Las Casas und Herrera dem Vespucci zur Last gelegten Fälschungen und Betrügereien glaubt kein achtungswürdiger Historiker mehr. Man weiß, daß die Neue Welt ohne seine Mitwirkung und auch ohne sein Mitwissen nach ihm genannt wurde, und zwar auf den Vorschlag des deutschen Geographen, Martin Waldseemüller, dessen 1507 gedruckte „Cosmographiae Introductio" die folgenden Worte enthält: „Auch sehe ich nicht ein, warum man diesen vierten Welttheil (nämlich Südamerika) nicht Amerige oder America nach dem Entdecker desselben, einem Manne von durchdringendem Verstande, nennen sollte, da Europa und Asia ihre Namen von Frauen erhalten haben." Fiske weist mit großer Ausführlichkeit nach, wie diese Misverständnisse und ungerechten Beschuldigungen entstanden sind und bringt sie auf ihren richtigen Punkt.

In den nachfolgenden Kapiteln, auf deren Inhalt wir nicht näher eingehen können, schildert der Verfasser die Eroberungen von Mexiko und Peru, die in den beiden Ländern vorgefundenen eigenthümlichen Culturentwickelungsformen, die grausame Unterjochung der Ureinwohner durch die Spanier, die Verdienste des Las Casas um die Abschaffung der Sklaverei und die Milderung des schrecklichen Loses der Indianer, und läßt zum Schluß die von den Romanen und den Germanen verfolgten Colonisationssysteme gegeneinander abstechen und den Unterschied an den Resultaten erkennen.

E. P. Evans.

Zur neuern Geschichte.

Geschichte der preußisch-deutschen Handelspolitik actenmäßig dargestellt von Alfred Zimmermann. Oldenburg, Schulze. 1892. Lex.-8. 16 M.

Dem als wirthschaftsgeschichtlicher Schriftsteller durch sein in zweiter Auflage erschienenes Werk: „Blüte und Verfall des Leinengewerbes in Schlesien. Gewerbe- und Handelspolitik dreier Jahrhunderte", bereits bekannten Verfasser sind die Studien zu seinem jetzt vorliegenden außerordentlich werthvollen Buche vor sieben Jahren durch Fürst Bismarck's Ermächtigung zur ungehinderten Benutzung des gesammten Actenmaterials der preußischen Archive ermöglicht worden. In früher nicht erreichtem Umfange konnte die Einwirkung der allgemein politischen Vorgänge auf die Handelspolitik Preußens und des Zollvereins erforscht und dargelegt werden, und an der Hand des nun vollendeten stattlichen Bandes von 850 Seiten, deren Hälfte von urkundlichen Beilagen eingenommen ist, erschließt sich in der That um vieles das Verständniß der preußischen Geschichte der Vorbereitungszeit ihrer großen Entwickelung, der unsäglich kläglichen Lage der Monarchie, da sie nach den Befreiungskriegen sich ihre Stellung unter den deutschen Verbündeten wie im allgemeinen Staatensystem wieder zu erringen hatte. Es macht einen fast rührenden Eindruck, wie das preußische Beamtenthum, das in seinen Spitzen den damals absolutistischen Staat vorbehaltlich der Zustimmung des Königs lenkte, von der Hülflosigkeit der Staatsgewalt gegenüber den andern, selbst den geringern Mächten überzeugt war, oft kleinlich und philisterhaft dachte, aber in seiner Beschränktheit redlich und emsig seiner Pflicht, seinem Verständnisse der Sachlage gemäß und mit einem gewissen hausbackenen Ehrgefühl für die Aufrechterhaltung der sittlichen Höhe seines Staats, oblag. Wieviel Tüchtigkeit in diesem Beamtenstande steckte, wie auch kühnere Geister aus ihm hervorragten und bahnbrechend die preußisch-deutsche Entwickelung in die Wege leiteten, hat Heinrich von Treitschke ja schon mit solchem Erfolge nachgewiesen, daß die zuvor in weitern Kreisen kaum gekannten Namen Motz und Maassen zu den populärsten aus den zwanziger und dreißiger Jahren geworden sind. Ihnen, den Vätern des Zollvereins, schließt sich mit Sack, Hoffmann, Kunth, Rönne, Kamptz, mit Graf Bülow, Heinrich von Armin, Baron Canitz u. a., mit dem Generalconsul Theremin in Rio, eine Reihe von Verwaltungsmännern und Diplomaten an, die ein dankbares Gedächt-

niß verdienen um ihres Eifers, ihrer Einsicht, zum Theil um des freiern Flugs willen, den sie wagten. Aber bei der, wie der Verfasser bezeugt, sine ira et studio gegebenen Darstellung all dessen, was er in den Acten vorgefunden, gewährte der Anblick der etwa vierzig behandelten Jahre (1813—1853) doch ein ungemein trübes Bild, leuchtete nicht in der Gründung, Ausdehnung und im endlichen Siege des Zollvereins die Ahnung der endlichen Einigung Deutschlands durch auf dem Grunde der für eine idealistische Anschauungsweise freilich ernüchternden, aber doch so oft in der Geschichte bewährten Erkenntniß, daß die Wucht der materiellen Interessen erst den Hebel schafft für das Allgemeinempfinden und dann auch für die Befriedigung der politischen und nationalen Bedürfnisse.

Solche Gesichtspunkte kommen dem Leser unter der Beschäftigung mit Zimmermann's Werk. Sie sind nicht in ihm ausgesprochen. Denn die „Geschichte der preußisch-deutschen Handelspolitik" ist klar, streng sachlich geschrieben, aber ein Buch nur zum Studium. Es bietet, wie man annehmen darf, alle auf handelspolitischem Gebiete aufgetauchten Fragen in vorsichtiger allseitiger Beleuchtung und setzt den Leser durch Mittheilung der im Text erwähnten ausschlaggebenden Actenstücke in den Stand, sich selbst ein Urtheil zu bilden. Sehr selten tritt hier und da in einer Wendung, einem Ausdruck die Ansicht des Verfassers über Vorschläge, Maßnahmen, Persönlichkeiten hervor, während doch aus der ganzen Haltung des streng objectiven Berichts das Verständniß für den preußischen Staat und die Liebe zu ihm erhellen.

Der Titel des Buchs ist wol zu weit gegriffen; die zeitliche Begrenzung hätte in ihm Ausdruck finden sollen. Die Eintheilung des Werks in fünf Bücher und eines jeden dieser in eine Anzahl wieder nur gezählter, nicht benannter Kapitel erleichtert nicht eben die vorläufige Kenntnißnahme seines Inhalts. Freilich bietet eine ausführliche, von Seite zu Seite leitende Inhaltsangabe einen gewissen Ersatz für die mangelnden Gruppentitel, doch hat solch eingehende Inhaltsangabe nur Werth für den Kenner des Buchs; die einzelnen Kapitel treten dem, der zum Lesen sich erst anschickt, dadurch noch nicht in greifbarer Uebersichtlichkeit entgegen. Auch muß man sich selbst Rede und Antwort stehen, warum die einzelnen Bücher gerade am gegebenen Punkte ihren Abschluß erreichen, und manchmal bleibt man darüber im Zweifel. Im ganzen läßt sich sagen, daß die Bücher die Zeitfolge einhalten, die Kapitel einer sachlichen Anordnung unterliegen.

Das erste Buch gibt zunächst die staatswirthschaftliche Lage Preußens zu Anfang der Regierung Friedrich Wilhelm's III., deutet auf den sich anbahnenden Umschwung der volkswirthschaftlichen Anschauungen hin und schließt auf die Nothwendigkeit einer wirthschaftlichen Einigung der deutschen Staaten aus der elenden Schutzlosigkeit, in der sich das deutsche Wirthschaftsleben gegenüber der Vernichtung der schlesischen Leinenindustrie durch England, der Sperrung des Mittelmeeres durch die Barbaresken, den englischen Getreide- und Holzzöllen und der Absperrungspolitik Rußlands, Frankreichs und Hollands befand. Mit dem dritten Kapitel hebt, durch alle fünf Bücher fortlaufend, einer der anziehendsten, lehrreichsten und mit vollstem Rechte auch sehr eingehend behandelten Abschnitte an: „Die Darstellung der handelspolitischen Beziehungen Preußens zu Rußland", deren actenmäßige Mittheilung um so zeitgemäßer ist, als der petersburger Staatsrechtslehrer Martens in den Erläuterungen zu den Bänden VII und VIII seines „Recueil des traités" u. s. w. einseitig und tendenzsüchtig zu Werke gegangen ist. Es kann und darf nicht fehlen, daß die von Zimmermann gegebenen Aufhellungen dem deutschen Volke besonders eindringlich zu Gemüthe geführt werden, damit sie als unablöslicher Theil der Geschichte der preußisch-russischen Freundschaft im Gedächtnisse haften bleiben. Im vierten und fünften Kapitel wird die auf des Finanzministers Grafen Bülow Anregung ausgearbeitete freihändlerische Reform des ganzen Zoll- und Steuerwesens eingeleitet und trotz allen Widerstandes im Publikum und bei einzelnen höhern Beamten der alten Schule zum 1. Januar 1819 in Wirksamkeit gesetzt.

An diese preußische Zollreform, infolge deren eine Zahl deutscher Kleinstaaten theilweise oder ganz von der preußischen Zollschranke umschlossen wurde, an den Widerspruch hiergegen und den Zorn hierüber, an die Anregungen von Nebenius und Friedrich List, der in für die damalige Zeit ganz charakteristischer Weise von den preußischen Staatsmännern misverstanden und verdächtigt wurde, da man einer Privatperson kein uneigennütziges Interesse für die Gesammtheit zutraute, schließt sich im ersten Kapitel des zweiten Buchs die in ihren Grundzügen durch Treitschke bekannt gewordene Bildung des Zollvereins und seines Gegenpols, des hannoverschen Steuervereins. Das dritte Kapitel zeigt das Verfahren der englischen Vetter gegen Deutschland und ihre Eifersucht wie die Frankreichs gegen den Zollverein. Die Uebersicht der unerfreulichen handelspolitischen Beziehungen zu einer Reihe anderer Staaten führt im sechsten Kapitel zur eingehenden Darlegung der Schädigung der preußischen Schiffahrt durch die Barbaresken, der erst die Niederwerfung Algiers durch Frankreich 1830 ein Ende bereitet. Dieses Kapitel ruhigen Blutes zu lesen, fällt auch noch heute nicht ganz leicht.

Im dritten Buche tritt zum weitern Verfolge der besprochenen Fragen und Beziehungen die Erörterung über den Stand des dänischen Sundzolls vom Wiener Congresse bis zur Verständigung Dänemarks mit England im Mai 1841. Das vierte Buch zeigt uns in den zwei ersten Kapiteln die Opposition, die der Zollpolitik des Zollvereins allmählich erwachsen ist: Schutz der nationalen Arbeit, kräftigerer Schutz der Schiffahrt, Einführung von Unterscheidungszöllen wird verlangt und von der preußischen Bureaukratie bekämpft; doch erstehen auch in ihr Anhänger für die beiden letztern Forderungen. Im Jahre 1845 wird in ganz Deutschland für die Ausdehnung des Zollvereins bis zur Nordsee agitirt.

Inzwischen hatten die Erneuerung der Zollvereinsverträge im Jahre 1841 für einen längeren Zeitraum und selbstgewonnene Reisebeobachtungen den Fürsten Metternich auf die Folgen der Concentration des deutschen Handels unter der Führung Preußens aufmerksam und für die politische Stellung Oesterreichs in Deutschland besorgt gemacht. Sein Versuch einer österreichischen Zollreform und einer allgemeinen deutschen Zolleinigung scheiterten jedoch, um erst später mit größerem Nachdruck von einem Gewaltigeren, Felix Schwarzenberg, wieder aufgenommen zu werden. Von besonderm Interesse ist das siebente, Belgiens Wunsch nach Aufnahme in den Zollverein und, da dieser abgelehnt wurde, den Vertrag Belgiens mit dem Zollverein behandelnde Kapitel; sodann die Fortführung der Sundzollfrage bis zum Abschluß des Vertrags zwischen Preußen und Dänemark vom Mai 1846 und endlich die traurigen überseeischen Unternehmungen in den vierziger Jahren nach Texas, Mosquitoland und Brasilien.

Das fünfte und letzte Buch geht überall auf das Jahr 1848 zurück. In fünf Kapiteln werden die lebhaften Bestrebungen zur Lösung der Frage einer deutschen Zolleinigung zur Anschauung gebracht, wie sie gleich zu Beginn der Bewegung von den Regierungen eingeleitet, aber freilich nicht nur auf verschiedenen Wegen, im Bundestage und durch Vereinigung des Zollvereins mit dem Steuerverein, sondern auch mit verschiedenen Zielen, mit und ohne Zuziehung Oesterreichs, geplant wurden. Dann nahm auch der volkswirthschaftliche Ausschuß der deutschen Nationalversammlung sich der Sache an und hat unter des Reichhandelsministers Duckwitz Leitung nach dem Zeugnisse Zimmermann's sehr ernst sich um die Zoll- und Schiffahrtsgesetzgebung bemüht, wenn auch das Wichtigste, die Herstellung der Zolleinigung, unerledigt blieb. Jene Ausschußarbeiten hat Preußen später für den Zollverein zu verwerthen gewußt.

Eine große Gefahr erwuchs dem Fortbestande dieser Keimzelle des Deutschen Reichs durch die erwähnten weittragenden politischen Pläne Schwarzenberg's, die auf dem Gebiete der Handelspolitik sich durch Bruck's Artikel in der „Wiener Zeitung" vom 26. October 1849 ankündigten und eine Entgegnung durch von der Heydt im „Preußischen Staatsanzeiger" vom 7. November dieses Jahres erfuhren. Da die irregeleitete öffentliche Meinung dem österreichischen Programm zujubelte, mußte Preußen sehr vorsichtig auftreten, gewann jedoch durch kluge Berücksichtigung der süddeutschen, dem Schutzzoll zugeneigten Interessen wie durch strenges Festhalten am Grundsatze, daß eine Vereinbarung nicht mit den deutschen Staaten, sondern einzig mit den Vertretern der einzelnen Zollgruppen statthaben könne und daß es selbst allein den Zollverein zu vertreten habe, nach und nach immer festern Boden, sodaß die Erörterung der Frage auch auf der Dresdener Conferenz im December 1850 für Oesterreich ergebnißlos blieb. Wohl zu beachten ist, daß der Ministerpräsident von Manteuffel in handelspolitischen Dingen einen correcten Standpunkt mit einer Beharrlichkeit einhielt, die er sonst nur zu sehr hat vermissen lassen.

Um dieselbe Zeit rückte der in den letzten Jahren wiederholt in Aussicht genommene Beitritt Hannovers zum Zollverein seiner Verwirklichung immer näher und konnte am 12. September 1851 als vollzogen verkündet werden. Auch den nach diesem wichtigen Ereignisse noch fortgehenden Ränken Graf Buol's, Beust's und Pfordten's hat Preußen durch die Drohung, den Zollverein fallen zu lassen, die Spitzen abgebrochen und die Streitigkeiten schließlich durch den Vertrag vom 4. April 1853 geschlossen.

Zum Kapitel der Schädigung der deutschen und besonders der preußischen Schiffahrt im Kriege mit Dänemark hat der Verfasser in der Anlage XXXV eine, wie es scheint, von ihm selbst nach den Acten geschriebene Geschichte der ersten deutschen Kriegsflotte gegeben, die von zwei Denkschriften begleitet wird. Man möge nachlesen, wie die Schuld daran, daß es zur Versteigerung der in nationaler Begeisterung erworbenen Kriegsfahrzeuge kam, in der Hauptsache Hannover zur Last fällt, und wie dem Versteigerer der Flotte, Hannibal Fischer, mit Unrecht eine persönliche Antheilnahme am schmachvollen Werk zugeschrieben worden ist. Den Schluß des Werks, das mit Beginn der diplomatischen Wirksamkeit Bismarck's abbricht, bildet die Regelung des Auswanderungswesens in Preußen von 1848 bis 1853 und das Erlöschen der colonialen Bewegung aus dem vergangenen Jahrzehnt mit der Expedition Alexander von Bülow's nach Costarica.

Das Buch wird mit Recht als eine Ergänzung jeder Darstellung der deutschen Geschichte des Jahrhunderts angekündigt. Wie dem Historiker und Nationalökonomen wird es auch dem praktischen Politiker von großem Nutzen sein können. Für eine zweite Auflage hätten wir den Wunsch, die vielen im Werke genannten preußischen Minister, Geheimräthe und Diplomaten in einem chronologischen Verzeichnisse nach ihren Aemtern und Amtsjahren übersichtlich zusammengefaßt zu sehen. Friedrich Bienemann.

Neues aus der Erzählungsliteratur.

1. Fliegender Sommer. Von Ludwig Ganghofer. Berlin, Verein der Bücherfreunde. 1892. 8. 5 M. 50 Pf.
2. Zwei reiche Frauen. Roman von M. von Eschen. Berlin, Verein der Bücherfreunde. 1892. 8. 3 M.
3. Auf buntbewegten Gassen. Novellen und Bilder von Richard Erfurth. Dresden, Pierson. 1892. 8. 1 M. 50 Pf.
4. Eine Siegernatur. Moderner Roman von Kurt Grottewitz. Berlin, Hochsprung. 1892. 8. 3 M.
5. Unter genialen Menschen. Roman von O. Heller. Berlin, Janke. 1893. 8. 5 M.

Ein wahres Potpourri von neuen Erscheinungen ist

es, das ich heute zu besprechen habe. Wirklich Gutes ist darunter, aber auch sehr — Mittelmäßiges, Anspruchsvolles ebenso gut wie Anspruchsloses; der moderne Roman im weitern und im engern Sinn fehlt ebenso wenig, wie kleinere Bilder, Novellen, Skizzen — und diese letztern wieder sind untereinander gar verschieden.

Ich fange mit dem Buche an, das den Charakter des Potpourris selbst am ausgeprägtesten zeigt, das aber trotzdem eine echt poetische und wahrhaft erfreuliche Erscheinung ist. Auf diese Veröffentlichung darf der Verein der Bücherfreunde mit berechtigter Genugthuung blicken. Ludwig Ganghofer's „Fliegender Sommer" (Nr. 1) ist ein Band von wenig über 400 Seiten und doch umfaßt er nicht weniger als 28 Einzelarbeiten: Novellen oder Ansätze dazu, einfache Lebens- und Stimmungsbilder, auch Stücke, wo die sinnige Naturbetrachtung durchaus im Vordergrund steht und liebenswürdige Märchen folgen sich im bunten Wechsel. Der Verfasser wiederholt sich überhaupt nicht, aber er hat auch die Zusammenstellung des einigermaßen Gleichartigen, wie es scheint absichtlich, vermieden; das steigert noch den Eindruck reizvoller Mannichfaltigkeit; aber bei alledem blickt uns aus dem Buche eine einheitliche Persönlichkeit voll echter Liebenswürdigkeit und wirklichen Dichtersinns entgegen. Schon der Titel ist fein und treffend. Wie die dünnen Fäden des „fliegenden Sommers" sich überall anhängen, an die zarten Blumen des Gartens nicht minder, wie an den rauhen Dornbusch, so schlingt der Dichter seine Betrachtungen um die verschiedensten Verhältnisse des Natur- und Menschenlebens, und wie wir im „fliegenden Sommer" ein Symbol der heitern und warmen Jahreszeit sehen, so ist heitere Wärme die Grundstimmung, die diese neueste Gabe Ganghofer's durchweht. Dabei ist's aber kein oberflächlicher oder auch nur ein naiv-kindlicher Optimismus, der darin waltet; nein, das reale Leben kommt durchaus zu seinem Recht. Auch wo der Dichter äußerlich den Boden der Wirklichkeit verläßt, bleibt er lebenswahr. Auch verschließt er sein Auge durchaus nicht vor den trüben Seiten des Lebens; wiederholt schlägt er tiefernste Töne an und verschmäht es durchgängig, in unnatürlicher Weise einen „befriedigenden" Schluß herbeizuführen. Man lese nur z. B. die kleine Skizze „Der Wildbach". In dieselbe Reihe gehört die ergreifende Erzählung „Der Herrgottspfänder". Es ist die Geschichte eines henchlerischen und habsüchtigen Advocaten, der sich meisterhaft als „Volksmann", als Beschützer der Armen und Bedrängten aufzuspielen weiß, bis er schließlich am Christabend selbst das „Herrgöttle" eines armen Bauern pfändet. Das Crucifix fällt dabei auf ihn. Von des Bauern Lippen ringt sich das Wort „Herrgottspfänder!" Die Stirne des Verworfenen blutet. „Zwei scharfe Risse laufen übereinander, wie die Linien eines Kreuzes . . . er war gezeichnet." Diese Worte bilden den Schluß, aber auch das Leitmotiv der ganzen Erzählung. Ein tiefernster Zug geht auch durch die Skizzen „Der liebe Gott" und „Die verliebten Brüder". Die erste erzählt im Anschluß an die Chronik des Klosters Berchtesgaden in ergreifender Weise einen schließlich zum Freundesmord führenden Streit über die Frage, ob die Liebe Gottes auch dem verstockten Sünder gilt; die zweite behandelt in neuer Weise — auf dem Boden des Dorflebens — die Geschichte zweier Brüder, die in innigster Liebe zueinander aufgewachsen sind und von denen doch schließlich der eine aus Eifersucht zum Mörder des andern wird. Und ein tiefes Verständniß für den Ernst des Lebens zeigen auch viele Stücke, die schließlich in einer oder der andern Weise versöhnend enden. Dahin gehört z. B. das Märchen „Die Blüten des Lebens". „Er" — ein Name wird absichtlich nicht genannt — fühlt einen leidenschaftlichen Drang nach den Höhen des Lebens; von einem halb erhabenen, halb unheimlichen Geist geleitet, kommt er nach unsäglichen Schwierigkeiten oben an. Sein Führer gibt ihm freie Wahl unter allen Blumen, die dort blühen. Er greift nacheinander nach der „Sonnenblume des Reichthums", nach der „feuerglühenden Schwertlilie der Heldengröße", nach der „Aloë des Künstlerruhms" u. s. w. Aber jedesmal stehen ihm auch sofort die sittlichen Gefahren, die ihm auf der erkorenen Bahn drohen würden, deutlich vor Augen. Geheilt von seinem wilden Ehrgeiz, bittet er schließlich: „Laß mich heimkehren in die Tiefe, aus der ich emporgestiegen bin!" Er hat stille Zufriedenheit gefunden, wie Rustan in Grillparzer's Märchendrama „Der Traum ein Leben", und daraus keimen alle schönen Tugenden. Er pflückt unterwegs ein Veilchen. Als er nach Hause kommt, hat es sich vom Stengel gelöst. „Und als er die verlorenen Blätter suchte, fand er sie wieder in den blauen Augen seiner Kinder." Dies Märchen gehört zu den schönsten Stücken der Sammlung, wenn auch die Vergleiche aus dem Blumenreiche nicht alle völlig gelungen sind und Einiges zu skizzenhaft bleibt. „Sag mir . . ." stellt den Spleen der übersättigten Langeweile, der einen reichen jungen Mann mit Selbstmordgedanken erfüllt, kunstvoll und doch naturwahr in Gegensatz zu den Empfindungen eines Blinden, der sich trotz allem, was er entbehren muß, doch innerlich beglückt fühlt, weil er mit den Augen seiner Schwester zu sehen vermag, weil sie beide inneres Verständniß für die Schönheit der Natur haben. Der Lebensmüde wird durch die Aeußerungen des Blinden, die er ungesehen mit anhört, tief getroffen und so geheilt, und Liebe für dessen Schwester keimt plötzlich und doch mächtig in ihm empor. . . . „Er war ein Neues suchen gegangen und was hatte er gefunden? Das ewig Alte." Die Erklärung des nur scheinbar seltsamen Titels möge sich der freundliche Leser selbst suchen. — Bei aller Einfachheit tief ergreifend ist auch die Allerseelengeschichte „Das Grab der Mutter" und die Skizze „Das neue Leben". In der letztern wird die Wirkung geschildert, die die Nachricht von der Koch'schen Entdeckung auf das Gemüth eines unheilbar schwindsuchtskranken jungen Mädchens ausübt. Ein ganz moderner Stoff, aber wahrhaft dichterisch behandelt. Jedes Urtheil — auch ein

indirectes — über den wissenschaftlichen oder praktischen Werth der Entdeckung wird vermieden. Die wunderbare Kunde hat in der Kranken die seligsten Hoffnungen auf Gesundheit und Liebesglück, auf neues Leben erweckt. In ihren Fieberträumen sieht sie den Retter in phantastischer Verklärung vor sich; dann geht ihr alles unter in Schmerz und Wonne. Als die Aeltern ihr wieder nahen, um sie abzuholen — denn die Fahrt von Abbazia nach Berlin soll angetreten werden —, da ist sie entschlummert. „Leise und unfühlbar ist es über sie gekommen — das neue Leben."

Sinnig und wahrhaft herzerquickend ist die kurze Erzählung „Das sprechende Buch". Hier werden Geibel's „Juninslieder" die Helfer, die die jungfräulichreine, lebensfrische und doch tiefempfindende Franzi und den durch schwere Lebenserfahrungen fast um den Glauben an die Möglichkeit des Glücks gebrachten Maler Kurt von Ziel zusammenführen. Er hat das „Schlüßlein zu ihrem Herzen" gefunden. In andern Stücken steht ein herzerquickender Humor im Vordergrund („Das Trudenauge", „Der neue Leonhardt"). Nur selten werden die Motive aus dem Gebiete der Ahnungen und des Unerklärlichen genommen. Aber auch solchen Stoffen gegenüber versagt die Kunst des Dichters nicht; Beweis: die Seemannsgeschichte „Der blinde Passagier". Natur und Menschenleben spielen oft aufs schönste ineinander, z. B. in der einfachen Liebesgeschichte „Es klirrt ..." und mehrmals liegt auf den Naturschilderungen überhaupt der Hauptnachdruck, wie in der ergreifenden Skizze „Der todte Wald" und in der Phantasie „Wasser", die Ganghofer mit Recht „ein Gedicht in Prosa" nennt. Der Schrecken des Wüstendurstes und die verheerende Wuth der Wasserfluten sind mit gleicher Meisterschaft geschildert. Vielleicht tritt das zweite Moment etwas zu sehr zurück; der Grund mag darin liegen, daß schon im „Wildbach" etwas Aehnliches behandelt ist.

Der Roman „Zwei reiche Frauen" von M. von Eschen (Nr. 2) gehört gleichfalls den Veröffentlichungen des Vereins der Bücherfreunde an. Aber damit ist leider die Aehnlichkeit so ziemlich zu Ende. Bei Ganghofer ist alles Natur und Poesie; hier haben wir einen im ganzen zwischen oberflächlicher Plattheit und verstiegener Unnatur hin- und herschwankenden Roman aus der „Gesellschaft" im Sinne Samarow's, der aber viel feiner schildert, oder besser gesagt Nataly von Eschstruth's. Dort war die Sprache stets schön und angemessen; hier wimmelt es — am meisten in den ersten Kapiteln — von saloppen oder geradezu falschen Wendungen. Der Roman spielt natürlich in den Offizierskreisen; ihnen gehört auch Adele an, die schöne Tochter einer mittellosen Hauptmannswitwe; sie wird zur „reichen Frau" durch die Heirath mit dem gutmüthigen und braven, aber ziemlich unbedeutenden Lieutenant Thilo von Rodenheim. Die andere „reiche Frau" aber ist Eva, die Tochter des unsäglich faden und fast albernen Millionärs Christoph Schulze, der „in Knochen und Lumpen «gemacht» hat, wie sein Vater selig". Dies Goldfischlein wird geangelt vom Grafen Berg, einem flotten, im Dienst tüchtigen Offizier, der aber ewig in Schulden steckt, keine Spur von Grundsätzen hat und schließlich auch seine Standesehre verliert. Zu den Hauptpersonen gehört dann noch der eigentliche Held Helwig Kanstedt, ein armer Offizier, aber von höchster dienstlicher und sittlicher Tüchtigkeit, voll unendlichen Edelmuths und zähester Energie. Endlich fehlt nicht eine „exotische Witwe", Mrs. Bower, mit dunkler Vergangenheit und fabelhaftem Reichthum. Die Verfasserin hat das Problem der Geldheirathen behandeln wollen, doch das ist ihr nur sehr unvollkommen gelungen. Sie zeigt wol Geschick in der Führung der Handlung, aber nur auf Kosten der innern Wahrscheinlichkeit. Kanstedt's Gestalt will ich im ganzen als möglich zugeben. Aber wenn Adele diesen Mann in ihrem Durst nach Reichthum und gesellschaftlichem Glanz so leicht aufgibt, wie es uns im zweiten Kapitel geschildert wird, wenn sie in siebenjähriger Ehe dies keine Stunde bereut, so muß sie eine oberflächliche Natur sein. So wie sie im Anfang geschildert ist, vermögen uns alle Kunstmittel nicht glaublich zu machen, daß sie nach dieser Zeit von der wahnsinnigsten Leidenschaft für Kanstedt ergriffen wird, ja sich bis zu dem Gedanken versteigt, ihres braven Mannes Mörderin zu werden. Und womöglich noch unwahrscheinlich ist Eva's Charakter. Im Anfang erscheint sie ziemlich unbedeutend; im Verhältniß zu ihrem Mann, den sie innig liebt, ist sie von der kindlichsten Naivetät. Er hat sich schon aufs deutlichste als ein vornehmer Schurke gezeigt, sie hat zuletzt begriffen, warum er ihr Gatte geworden ist; aber sie sieht allein darin eine Schuld, daß sie nicht gehalten hat, was sie versprach. Trotzdem wird sie wiederholt schon damals als eine „große Seele" bezeichnet. Später handelt sie allerdings mit wahrhaft übermenschlichem Edelmuth, und als sie Kanstedt, der ihren Werth immer mehr erkannt hat, fragt: „Wer hat dich so denken gelehrt?" da antwortet sie: „Ich bin dein Werk." Der Lohn ihres Edelmuths bleibt zum Glück nicht aus; nach dem entsetzlichen Tode des Grafen Berg wird sie Kanstedt's glückliche Gattin.

Wie Ganghofer bietet auch Richard Erfurth (Nr. 3) Novellen und Bilder. Aber freilich das kleine Buch des offenbar noch jugendlichen Verfassers steht unendlich hinter jener Sammlung zurück. Alles ist gut gemeint und liest sich nicht schlecht; aber durchgängig fehlt die rechte Vertiefung — vielleicht dringt Erfurth später dazu vor. Das Volksempfinden wird meist zu schablonenhaft geschildert und so bleibt auch eine Erzählung, die so ganz an die Vorgänge der neuesten Zeit anknüpft, wie „Der 1. Mai", ohne nachhaltige Wirkung. Demselben Mangel an psychologischem Tiefblick mag es entspringen, wenn in dem Lebensbilde „Auf dem Friedhof" die junge Witwe ihre traurigen Schicksale etwa in der Weise erzählt, wie ein unbetheiligter Berichterstatter davon sprechen würde, wenn dabei die Feinheit weiblichen Empfindens, die wir jener zutrauen müssen, ungebührlich zurücktritt. Recht einfachen Stoffen gegenüber bewährt der Verfasser immerhin ein

gewisses Erzählertalent, am glücklichsten nach meiner Empfindung in der hübschen Liebesgeschichte „Endlich gefunden".

Aus ganz anderm Holze als Erfurth ist Kurt Grottewitz geschnitzt. Bei jenem ist alles, trotz der modernen Stoffe, nur allzu zahm; dieser gibt uns in „Siegernatur" (Nr. 4) einen Roman aus dem modernen Bauernleben im Stile Zola's. Die „Siegernatur" ist ein Bauernknecht von brutaler Kraft und rücksichtsloser Energie. Durch diese Eigenschaften und vermöge des imponirenden Uebergewichts, das er allen Personen seiner Umgebung gegenüber zeigt, wird er nicht nur Eigenthümer des Bauerngutes, auf dem er als Großknecht gedient hat, sondern er erweitert auch dessen Umfang bedeutend und bewirthschaftet es nach den Regeln des modernen Großbetriebes. Der Roman zeugt von einem kräftigen Talent; aber eine erfreuliche Lektüre ist er nicht; gegen seinen höhern Kunstwerth muß ich starke Bedenken geltend machen; er zeigt die ganze Einseitigkeit der naturalistischen Richtung. Der Verfasser kennt offenbar die ländlichen Verhältnisse der Gegend, in welcher sein Roman spielt — es ist die östliche Hälfte des Leipziger Kreises —, genau; aus eigener Kenntniß muß ich die äußere Naturwahrheit in der Darstellung der Zustände und im ganzen auch der Charaktere bestätigen. Der beschränkte Egoismus und das ausgeprägte Standesgefühl des Bauern sind gut gezeichnet, ebenso die laxe Auffassung der geschlechtlichen Verhältnisse. Man glaubt oft photographische Abbilder der Wirklichkeit zu sehen; aber diese „Naturtreue" wird bisweilen geradezu widrig und ekelhaft. Und wenn Grottewitz gut beobachtet, so thut er es doch durchaus einseitig; er sieht nur die unholden Züge jener bäuerlichen Menschen; alle höhern Regungen müßten ihnen, wenn er recht hätte, fehlen. Wie anders urtheilt da Fritz Reuter, der die Bauern doch auch kannte! Den Bauern, die uns Grottewitz vorführt, scheinen sittliche Beweggründe so gut wie unbekannt zu sein; die Liebe tritt fast ausschließlich in der Gestalt des sinnlichen Triebes auf. Und dabei wird kaum angedeutet, daß dies doch ein sehr bedenklicher, um nicht zu sagen, unnatürlicher Zustand wäre. Die Art, wie der Großknecht der Mann der ältesten Bauerntochter und der Eigenthümer des Gutes wird, liegt allerdings noch im Rahmen der sittlichen Anschauung dieser Volkskreise; aber daß er, als er seine Frau durch einen Unglücksfall verliert, sich gleich am nächsten Tage mit ihrer Schwester verlobt — und zwar trotz des Widerwillens, den er gegen das kränkliche Wesen empfindet — ist doch stark, von andern schändlichen Handlungen, die wir aus Rücksicht auf unsere Leser hier übergehen wollen, ganz zu schweigen; aber das alles schadet ihm, wie es scheint, in den Augen der Bauern nicht; auch daß er Gewissensbedenken fühlt, wird nur ganz vorübergehend angedeutet; am Schluß jedenfalls wird er geschildert als ein Mann, der mit berechtigtem Stolz auf das Erreichte schauen kann.

Während bei Grottewitz das sociale Moment im Vordergrund steht und eine entschieden naturalistische Anschauung zu Tage tritt, spielt der Roman von O. Heller „Unter genialen Menschen" (Nr. 5) wesentlich in den Künstler- und Literatenkreisen und zeigt keine scharf ausgeprägte Tendenz. Im ganzen macht er — ohne eigentliche Originalität beanspruchen zu können — einen erfreulichen Eindruck. Die Führung der Handlung zeigt anerkennenswerthes Geschick, wenn auch an einigen Stellen die Weiterentwickelung nur durch Erfindungen möglich wird, die an das Unwahrscheinliche mindestens stark grenzen. Die eigentliche Hauptperson ist Reinhold Warburg. Von seinem Vater zum Arzt bestimmt, hat er von seiner träumerischen, empfindsamen, zartbesaiteten Mutter einen künstlerischen Zug geerbt. Die schöpferische Begabung fehlt ihm zwar; aber die Gabe der Anempfindung, der Urtheils- und Genußfähigkeit in künstlerischen Dingen besitzt er in ungewöhnlichem Grade und sieht sich unerwartet nach des Vaters Tode als Erbe seines mütterlichen Großvaters, des reichen Kaufherrn und Sonderlings Holmers, in der Lage diesen Neigungen folgen, seine kindlich-schwärmerische Sehnsucht nach einem Leben mit „genialen Menschen" befriedigen zu können. Freilich in Wirklichkeit hat nur einer von diesen etwas Geniales, die andern halten sich nur für Genies. Jener Einzige ist der Bildhauer Joachim Brandt. Reinhold wird auf Helgoland sein Lebensretter, sein Freund und Mäcen — das letzte allerdings zunächst ohne Brandt's Wissen. Er hängt mit aller Schwärmerei der Jugend an dem hochbegabten Künstler, bis er endlich mit erschreckender Deutlichkeit erkennt, daß dieser doch nur ein genialer Schurke ist. Reinhold's Vetter Magnus Holmers ist es zunächst, der ihm durch seine scharfe Beobachtungsgabe diese traurige Erkenntniß möglich macht. Dieser Magnus, den er gleichfalls zufällig auf Helgoland kennen gelernt hat, ist eine sehr gut gezeichnete Figur, einer von denen, die sich für Genies halten — eine leichtlebige, gutmüthig-egoistische Natur, durch keinen Fehlschlag dauernd zu entmuthigen, ursprünglich Kaufmann, jetzt Literat. Brandt hat als ganz junger Künstler manche Wohlthat erfahren durch den kleinen jüdischen Kunsttrödler Stern. Seine schöne Tochter Davida wird aus tiefer Neigung sein erstes Modell, seine Geliebte und die Ursache seines ersten künstlerischen Erfolgs. Aber in drückender Geldnoth verläßt er sie nicht nur, sondern er verkauft ihre Adresse und damit sie selbst an einen reichen Lebemann und Kunstkenner. Dieser hat sie zu seiner Gattin gemacht und als reiche und immer noch glänzend-schöne Baronin Lattner hat sie auch Reinhold kennen gelernt; auch er fühlt eine tiefe Leidenschaft für die dämonische Frau. Jetzt erfährt er durch sie selbst ihre Jugendgeschichte und all ihre Schicksale. Von wahnsinniger Wuth ergriffen stürzt er in Brandt's Atelier und fordert Aufklärung. Als der Bildhauer dabei wieder seine gemeine Gesinnung zeigt, zerschmettert Reinhold seine herrliche Imogenstatue, deren Urbild die Baronin ist, und schlägt den bisherigen Freund nieder, wobei er ihn schwer verwundet — der letzte Zug ist eine der Unwahrscheinlichkeiten, von denen ich oben sprach. Das

energische Eingreifen eines väterlichen Freundes rettet ihn vor dem Selbstmord der Verzweiflung; Pilar, die Tochter von Magnus Holmers, eine reizvoll eigenthümliche Mädchengestalt, die freilich an Glaubwürdigkeit dadurch stark verliert, daß sie von Vater und Mutter in ihrem Wesen so durchaus verschieden ist, weckt in einer kühn herbeigeführten, aber nicht geradezu unglaubwürdigen Scene in Brandt den Rest edlerer Gefühle und bewegt ihn, bei der gerichtlichen Untersuchung den wahren Sachverhalt zu verschweigen. Reinhold aber wird durch die letzte furchtbare Erfahrung reif und selbständig. Nach einigen Wanderjahren kehrt er nach Berlin, wo der größte Theil des Romans spielt, zurück und wird Pilar's glücklicher Gatte.

Edmund Lange.

Aus dem Orient.

1. Türkei und Griechenland, die unteren Donauländer und Kleinasien. Vierte Auflage. Zwei Bände. Mit 13 Karten, 35 Plänen und Grundrissen, 2 bildlichen Darstellungen und einem Panorama. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1892. 8. 14 M.
2. Neugriechischer Sprachführer von J. K. Mitsotakis. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1892. 8. 4 M.

Gerade noch zur rechten Zeit für die Orientreise der sächsischen Turner erschien die vierte Auflage von „Türkei und Griechenland, untere Donauländer und Kleinasien" aus der Reihe von Meyer's „Reisehandbüchern", neu bearbeitet und wesentlich vermehrt. Möge dieser günstige Stern dem ganzen Unternehmen geleuchtet haben! Was das Aeußere betrifft, so ist die neue Auflage zum ersten mal in zwei handliche Bändchen getheilt, ein großer Vorzug gegenüber der Dickleibigkeit der frühern Auflagen, die sich gar nicht bequem unterbringen und handhaben ließen. Das erste Bändchen behandelt die untern Donauländer und die europäische Türkei, einschließlich der anatolischen Eisenbahn, das zweite Kleinasien, Griechenland und die Inseln.

Die vortreffliche Einleitung, die eine Fülle verständiger und praktischer Rathschläge und Verhaltungsmaßregeln für eine Orientreise gibt, ist wesentlich dieselbe geblieben. Sachkundige Männer, die an Ort und Stelle im Orient leben, und tüchtige Gelehrte sind die Verfasser des ganzen Reisehandbuchs. In der Behandlung der Donauländer ist die Anordnung der Reiserouten eine andere geworden, die directeste Verbindung des Abendlandes mit Konstantinopel über Belgrad, Sofia, Adrianopel ist jetzt vorangestellt, alte Karten, wie der Plan von Bukarest, sind verbessert worden, und übersichtliche Stadtpläne von Belgrad und Sofia neu hinzugekommen. Der Haupttheil des ersten Bändchens aber beschäftigt sich mit der Wunderstadt Konstantinopel. Führung und Beschreibung in dieser Partie sind ausgezeichnet. Wer an der Hand des Meyer'schen Reisebuchs Konstantinopel kennen gelernt hat, wird seine Vortrefflichkeit zu rühmen wissen. Bei geringer Kenntniß des Türkischen und Neugriechischen macht es jedem den Dragoman entbehrlich. Manches Neue ist hier in der neuen Auflage hinzugekommen, so ein Panorama vom Galatathurm aus genommen, welches das märchenhafte Bild mit den funkelnden Kuppeln und den schlanken Minarehs, mit der Himmels- und Meeresbläue, dem Auge zurückruft. Dann ist hinzugekommen der Bericht über das neue Antiquitätenmuseum, das in den Seraigärten dem alten Museum im Tschinili-Kiöschk gegenüber errichtet und seit dem vorigen Jahre eröffnet worden ist. Es enthält die 1887 in den Todtengrüften von Saida (dem alten Sidon) zu Tage geförderten berühmten Sarkophage mit den herrlichsten Reliefdarstellungen aus der alten Kunst, die der Director der Museen, Hamdi Bei, nach Konstantinopel hat bringen lassen. Durch diesen Fund ist in der That das konstantinopler Museum in eine Reihe zu stellen mit dem British Museum, dem berliner Museum und dem Louvre. Noch ist erst der eine der Sarkophage mit den achtzehn trauernden Frauenfiguren durch Publikation bekannt geworden und hat das Entzücken der Archäologen und Kunstliebhaber hervorgerufen. Doch die Schönheit des herrlichsten Wunderwerks, des sogenannten Alexander-Sarkophags, konnten bisher nur die bewundern, die so glücklich waren, wie der Referent, ihn in Konstantinopel zu sehen. Wohl sind schöne Photographien davon aufgenommen von Sebah (Perastraße), aber sie dürfen nicht eher in den Handel kommen, bis die Publikation von Hamdi Bei erschienen ist. In meisterhaft ausgeführten Reliefs aus der Zeit der Diadochen, also der Zeit nach Praxiteles, sind auf zwei Seiten Kampfscenen aus dem Kampfe zwischen Persern und Macedoniern, auf zwei Seiten Jagdscenen dargestellt, an denen Perser und Maeedonier theilnehmen, deutlich unterschieden in ihrer Tracht, wie auf dem berühmten Mosaikbilde aus Pompeji, der Alexanderschlacht. Alexander selbst ist mehrfach im Kampfe dargestellt als eine herrliche Jünglingsgestalt, zu Roß und zu Fuß. Vielleicht sind alle Figuren Porträts. Wunderbar erhalten sind die Farben, und die Bemalung ist von der schönsten Wirkung. Bemalt sind nur die Gewänder, die Waffen fehlen, sie waren aus Metall hergestellt. Die nackten Leiber der Macedonier leuchten im feinsten weißen Marmor, nur die Augensterne sind farbig, sodaß die Gesichter zu leben scheinen. Doch hier flattert ein Mantel in feurigem Roth, sogar Blutlachen am Boden sind mit ganzem Realismus in Roth gemalt, in zartem Lila und Gelb erscheinen dagegen die Beinkleider und die über den Kopf gezogenen Tiaren der Perser. Da wir sicher wissen, daß der Leichnam Alexander's des Großen nach Alexandria gebracht worden ist und daß der große macedonische König dort

sein Mausoleum hatte, so ist die Hypothese nicht zu halten, daß wir in diesem Sarkophag den Sarkophag Alexander's des Großen hätten. Auch der Leichnam war noch im Sarge vorhanden. Vielleicht ist es der Sarkophag eines Feldherrn Alexander's des Großen, in jedem Falle aber ist es ein Kunstwerk erster Größe, das uns die Erde wieder heraufgesandt hat.

Ferner ist unter den Touren in die Umgebung Konstantinopels neu hinzugekommen die anatolische Eisenbahn, die von einer deutschen Gesellschaft erbaut ist und in das Innere Kleinasiens hineinführt. Bis Angora, ihrem vorläufigen Endziel, wird sie in diesem Jahre eröffnet werden, während man bisher nur die herrliche Fahrt an der Küste entlang bis nach Ismid machen konnte. Endlich hat die Beschreibung Salonik's gewonnen durch einen schönen übersichtlichen Stadtplan.

Das zweite Bändchen umfaßt Kleinasien, Griechenland und die Inseln. Hier ist der Hauptgewinn eine Specialkarte des westlichen Kleinasien von Miletos bis Pergamon und ins Innere des Landes herein bis Diner, der Endstation der Mäanderbahn. So hat man alles das beisammen, was man von Smyrna als Ausgangspunkt mit Hülfe der Eisenbahnen und der Localdampfer erreichen kann, das Thal des Mäander, Hermos und Kaikos. Denn Troja muß man von den Dardanellen aus auf der Fahrt nach Konstantinopel besuchen. In der Darstellung ist der Hauptzuwachs die Beschreibung von Magnesia am Mäander, der Stadt des Themistokles, wo im vorigen Jahre und am Anfang dieses Jahres erfolgreiche deutsche Ausgrabungen unter Karl Humann's und Otto Kern's Leitung vorgenommen worden sind, während schon vorher große Theile des interessanten Theaters durch den deutschen Archäologen Hiller von Gaertringen bloßgelegt waren. Diese Ruinen liegen bei der Eisenbahnstation Baladjik zwischen Ephesos und Aidin (dem alten Tralles), sind also bequem zu besuchen. Von besonderem Interesse sind neben dem Theater die gewaltigen Trümmer des berühmten Artemistempels und die Marktanlage von Magnesia mit einem Athenaheiligthum, mit deren Bloßlegung man damals beschäftigt war, als der Referent in dem gastlichen Hause der liebenswürdigen deutschen „Buddler" im Baladjik zu Besuch war.

Während für Konstantinopel und Kleinasien das Meyer'sche Reisebuch keinen Rivalen hat und auch keinen zu fürchten braucht, hat es für Griechenland den Vergleich auszuhalten mit dem Musterreisebuche des Baedeker'schen Griechenland, das aus der Hand von Lolling, Dörpfeld, Winter stammt mit einer herrlichen kunsthistorischen Einleitung von Kekulé. Hier ist das Bessere der Feind des Guten. Ist jedoch der streng wissenschaftlich gehaltene Baedeker für den Gelehrten unentbehrlich, der auch in das Innere Griechenlands eindringt, wo noch keine Verkehrswege gebahnt sind, so wird das Meyer'sche Reisebuch nach seiner Tendenz dem Reisenden, der sich an die Hauptstraßen hält, auch in Griechenland ein vortrefflicher Führer sein.

Gleichzeitig ist in der bewährten Sammlung der Meyer'schen Sprachführer von berufener Hand ein neugriechischer Sprachführer erschienen, der eine langgefühlte Lücke ausfüllt, zumal es noch keine gute Grammatik gibt, die den Reisenden schnell in die griechische Umgangssprache einführte. Der Verfasser ist Professor Mitsotakis, Lehrer des Neugriechischen am Orientalischen Seminar der berliner Universität. Befremdend ist es, daß der Verfasser ganz auf die griechischen Buchstaben verzichtet und alles in lateinische Buchstaben umgeschrieben hat, um die Aussprache genau festzustellen. Da auch die Orthographie der reinen Aussprache zu Liebe geopfert ist, nehmen sich die griechischen Wörter dem gewohnten Auge allerdings ganz sonderbar aus. Gewiß war bei der Schwierigkeit der neugriechischen Aussprache eine Umschrift recht oft geboten, aber das mußte in Parenthese geschehen hinter den griechisch gedruckten Wörtern.

Robert Weber.

Feuilleton.

Den Lesern d. Bl. ist bereits aus Nr. 7 eine Probe der Ueberraschungen bekannt, die im Laufe der letzten Zeit nach dem alten Satze „Immer etwas Neues aus Afrika" den Freunden des classischen Alterthums die Erforscher ägyptischer Grabkammern durch die Entzifferung alter Papyrusrollen bereitet haben. Der Fund, von dem wir heute erzählen, hat uns freilich keinen verschollenen Musenliebling wiedergeschenkt, bringt aber doch des Interessanten die Fülle. Schon die Herkunft und Entzifferung dieser Bruchstücke erweckt Staunen und Theilnahme. Sind sie doch einem geradezu hoffnungslosen Schicksale der Vernichtung mit unendlicher Geduld und scharfsinnigsten Bemühen entrissen worden. Wir verdanken sie der Sitte, die Leichen mit einer Art Enveloppe aus Pappe zu umhüllen. Da zur Herstellung dieser Pappe Papyrusmakulatur verwendet wurde, so hatte schon vor mehr als sechszig Jahren Letronne die Vermuthung ausgesprochen, in dieser Makulatur möchten wichtige Schriftstücke enthalten sein. Diese Vermuthung ist glänzend bestätigt worden.

Es handelt sich um Papyrussarkophage, die der unermüdliche Flinders Petrie in Tell Gurob gefunden und mit Hülfe des irischen Hellenisten Mahaffy „entblättert" hat, wenn man so sagen darf. *) Die Schichten der Pappe zeigten sich als höchst werthvolle Reste griechischer Literatur, allesamt aus dem 3. vorchristlichen Jahrhundert, sodaß nur wenige der bisher bekannten griechischen Papyri an Alter sich mit dem neuen Funde messen können. Die Fundstätte ist das Fayyum, jene fruchtbare Thalmulde südwestlich von Kairo, die der Fleiß der alten Aegypter dem berühmten Mörissee abgerungen und mit Wunderwerken altägyptischer Cultur (wie das Labyrinth) geschmückt hat. Hier wurde unter dem zweiten Ptolemäer eine eigenthümliche griechische Ansiedelung eingerichtet, eine Veteranencolonie, wie sie später die römischen Feldherrn so oft zur Belohnung treugeleisteter Kriegsdienste schaffen

*) The Flinders Petrie Papyri, by Rev. John P. Mahaffy. (Cunningham Memoirs. VIII.) Dublin 1891.

mußten. Nicht ohne Vergewaltigung der Eingeborenen theilte man das Land auf. Die alten Haudegen wurden zu behäbigen Gutsherren und genossen den Rest ihrer Tage in auskömmlicher Muße. Der verarmte Aegypter wird ihnen gegenüber schon damals als herabgekommener Fellah erschienen sein. Der Gau und seine Hauptstadt erhielt den Namen der Königin Arsinoë und ward rasch hellenisirt. Bunt zusammengewürfelt war das Söldnerheer des Königs gewesen, bunt gemischt war auch die Gesellschaft, die sich in der neuen Colonie zusammenfand. Voran stehen als eine Art Garde die Macedonier. Dazu kommen Griechen aus allen Ländern griechischer Zunge, aus Asien, Hellas, Italien, Afrika. Aber man fühlt die wildbewegte Zeit der Diadochenkämpfe, die die ganze Welt erschütterten, wenn man unter den Veteranen auch Libyer, Carier, Perser, Thrazier, Illyrier findet, alle durch und durch hellenisirt. Urkunden aus dem Leben und Treiben dieser Gesellschaft bietet der neue Fund, und darin ruht seine große eulturgeschichtliche Bedeutung. Da sind zunächst Briefe und Actenstücke buntesten Inhalts, aus deren Andeutungen mehr als ein ägyptischer Roman im Ebers'schen Stile sich herausspinnen ließe. Eine wichtige Gruppe für sich bilden eine Anzahl Testamente. Rechtsgeschichtlich von hoher Wichtigkeit, erwecken sie auch die Theilnahme eines jeden, dem es Freude macht, in das Kleinleben längst verklungener Zeiten sich zu versenken.

Von besonderm Interesse sind in diesen Urkunden die Signalements, die der aufnehmende Beamte sowol vom Erblasser als auch von den Zeugen niederschrieb, denn der Staat garantirte die Vollstreckung des Testaments. Wir sehen dadurch ein längst vermodertes Geschlecht leibhaftig wieder vor uns. Es ist, als ob wir eine Beschreibung zu den so viel bewunderten Graf'schen Porträts läsen, die ja ebenfalls aus dem Fayyum herstammen. Das Signalement bezieht sich auf die Statur (groß, mittel, klein), auf das Gesicht (oval und rund), auf die Farbe (weiß, gelb, schwarz), auf das Haar (schlicht und kraus). Die Haarfarbe war wol gewöhnlich schwarz, daher nur der Blond- und Rothkopf besonders bemerkt wird. Der Beamte ist indiseret. Er verzeichnet Schielen, Hinken, große Ohren, dünnen oder, wie er sich ausdrückt, schlechten Bartwuchs, Kahlköpfigkeit, Stülpnase, Bausbacken. Als besondere Kennzeichen erscheinen neben dem Muttermal besonders die Narben. Narben haben diese ergrauten Krieger fast alle und mit liebevoller Genauigkeit werden diese Ehrenmale eingetragen: auf der Stirn, auf der Nase, am Kinn und sonst. Mitunter haben diese Personalbeschreibungen ein nicht geringes ethnologisches Interesse, wie z. B. wenn ein Illyrier beschrieben wird als blauäugig und mit Habichtsnase.

Aber noch wichtiger sind die geistigen und literarischen Interessen der braven Veteranen, von denen der Fund Kunde gibt, und die ihnen alle Ehre machen. Den weltkundigen Eroberern, von denen manche weit umher im Orient die Länder durchzogen hatten, mögen Bücher besonders gefallen haben, die von Sitten und Gebräuchen barbarischer Nationen handelten. Die Züge Alexander's ermöglichten seinem großen Lehrer Aristoteles, den Stoff zu einem solchen Werke zu sammeln, das dann von seiner Schule weiter geführt wurde. Ein Bruchstück dieses Werks ist jetzt zu Tage getreten. Wir lesen darin z. B. von einem skythischen Stamme, der die Neugeborenen mit Trauergesängen, die Gestorbenen mit Jubelliedern begrüßte (schon aus Herodot bekannt).

Aber auch die großen Classiker fanden bei den verabschiedeten Militärs Liebhaber. Voran stehen werthvolle Reste der Schlußpartie von Euripides' „Antiope", einer im Alterthum sehr gefeierten Tragödie des großen Denkers und Dichters. Dazu kommen Bruchstücke aus Hesiod, Epicharm und unbekannten Tragikern und Komikern, sowie der Rest einer Sophistenrede über die Liebe zwischen Männern, also ganz dem Kreise angehörig, in dem Plato in seinem „Gastmahl" voll Spott die Vertreter der Sophistik sich bewegen läßt. Auch diese Probe bestätigt uns die Art und Manier jener aufklärerischen Publicisten: Geist, Witz, Effect, aber keine Seele, keine ernste Ueberzeugung, kein Charakter mit schlichtem Streben nach einfacher Wahrheit.

Das Werthvollste ist der dürftige Rest einer Homer-Handschrift und sehr umfangreiche Stücke von Platon's „Phädon", jenem berühmten Gespräche über die Unsterblichkeit der Seele. Wichtig sind beide wegen der starken Abweichungen ihres Textes im Vergleich zu unserer Ueberlieferung. Die Reste von sechsunddreißig Iliasversen zeigen hier neben andern Abweichungen sechs Verse mehr und drei Verse weniger als die gleiche Stelle in unsern Ausgaben. Muß dann nicht die ganze „Ilias" in dieser Handschrift völlig anders ausgesehen haben als wir sie heute lesen? Der Papyrus ist älter als die Zeit, in der die alexandrinischen Gelehrten durch ihre Homer-Ausgaben den Grund zu unserer Textgestaltung legten. Hat da nicht eine schrankenlose Willkür dieser Gelehrten den echten und ursprünglichen Homer für immer entstellt und verdorben? Haben Friedrich August Wolf und Karl Lachmann umsonst geforscht auf dem Grunde eines gefälschten Textes? Das ehrwürdige Homer-Räthsel, das auch Schiller und Goethe einst mit Eifer und Liebe erwogen haben, scheint so für alle Ewigkeit der Lösung entrückt zu sein. Doch ist das nur Schein, so schlimm steht es Gott sei Dank nicht mit der Homerischen Forschung. Bei näherer Betrachtung zeigt sich, daß die Abweichungen des uralten Papyrus gegenüber unsern Pergamenten keineswegs Schönheiten darstellen. Einmal enthält die Rolle sogar eine unhomerische Wortform. Es wird der Papyrus demnach zu den gewöhnlichen, schlechten und unzuverlässigen Homer-Ausgaben gehört haben, auf die selbst ein Plato und Aristoteles angewiesen waren, mit denen aber die großen Alexandriner gründlich aufgeräumt haben. Die Thätigkeit dieser Männer, die vornehmlich in dem Aufsuchen alter Handschriften mit reinem Texte und in der kritischen Verwerthung dieser Hülfsmittel bestanden hat, wird demnach durch den neuen Fund nicht verdächtigt, sondern wir lernen sie durch ihn erst recht schätzen und bewundern. Aehnlich steht es mit Plato. Obgleich die Rolle mit dem „Phädon" kaum viel später als etwa funfzig Jahre nach Platon's Tode geschrieben, also etwa 1200 Jahre älter ist als unsere älteste und beste Platon-Handschrift, verdienen doch auch ihre Abweichungen nicht den Vorzug. Der Verdacht, engherzige Schulmeisterei möchte in den herbern Wein des echten platonischen Stils reichlich Wasser geschüttet haben, ist ungerechtfertigt. Die Freunde der großen Alten werden mit Genugthuung bemerken, daß die neuen Funde vor allem lehren, wie jene unsterblichen Werke trotz der Gefahren jahrtausendelangen Abschreibens und Wiederabschreibens doch verhältnißmäßig rein und unverdorben auf unsere Zeit gekommen sind.

— Die in Zimmer's „Handbibliothek der praktischen Theologie" erschienene Schrift: „Die Rettung der Trinker und die Bekämpfung der Trunksucht" von Wilhelm Martius (Gotha, F. A. Perthes, 1892), kann als Seitenstück zu Herm. Blocher's jüngst besprochener Broschüre „Wider unsern Erbfeind" angesehen werden. Wie hier Aussprüche berufener Fach- und Nichtfachmänner über die Alkoholfrage zusammengestellt sind, so wird dort an der Hand der Erfahrung anregend und gründlich die gleiche Frage entwickelt unter dem Gesichtspunkt, was von der christlichen Vereinsthätigkeit zur Bekämpfung der Trunksucht in unserm Volke geschehen könne. Der Verfasser, der schon in seinem vor Jahresfrist in demselben Verlag erschienenen „Handbuch der deutschen Trinker- und Trunksuchtsfrage" einen so beachtenswerthen Beitrag zur sozialen Reform geliefert hat, tritt nach einem geschichtlichen Rückblick auf die ältern Bestrebungen gegen den Misbrauch geistiger Getränke warm für den von Pfarrer Rochat in Genf gestifteten Mäßigkeitsverein des „Blauen Kreuzes" ein, der in der Schweiz während der ersten zehn Jahre seines Bestehens von 336 Mitgliedern auf 5348 gestiegen ist, um auch schon in Frankreich 500, in Deutschland 650 Theilnehmer umfaßt und dort wie hier noch be-

ständig im Wachsen ist. Ueber die Trinkerasyle für männliche und weibliche Personen erfahren wir, daß zu den neun in Deutschland bereits vorhandenen eine größere Anzahl von in der Gründung begriffenen, über den deutschen Norden sich ziemlich gleichmäßig vertheilenden schon in der allernächsten Zukunft sich hinzuzugesellen verspricht. Zum Schluß werden der gegenwärtige Stand der Frage und die Aufgaben für die Zukunft erschöpfend und lichtvoll besprochen. Man wird gegenüber den trostlosen Zuständen, wie sie gegenwärtig herrschen, nur wünschen können, daß die Rathschläge und Vorschläge des verdienten Verfassers in recht weiten Kreisen Berücksichtigung finden.

— Die Deputation von „Mitgliedern der Goethe-Gesellschaft und Freunden Weimars", welche Ihren königlichen Hoheiten dem Großherzog und der Frau Großherzogin von Sachsen den aus Anlaß der goldenen Hochzeit Höchstderselben überreichten gesammelten Beitrag zum Bau eines Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar darbringen sollte, ist Donnerstag, den 6. October, nachmittags nach 1½ Uhr empfangen worden. Da der Präsident von Simson durch seinen leidenden Zustand verhindert war, persönlich an der Feierlichkeit der Uebergabe theilzunehmen, so überreichte Herr Geheimrath Freiherr Dr. Woldemar von Biedermann, als das älteste der auswärtigen (nicht weimarischen) Mitglieder des Vorstandes, die Ehrengabe (27000 M.) und das Verzeichniß sämmtlicher Stifter. Die Deputation bestand aus drei Mitgliedern des Vorstandes der Goethe-Gesellschaft.

— Von dem Verlage von F. Fontane u. Comp. in Berlin werden folgende interessante Neuigkeiten angezeigt: „Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach. Nebst Anhang: Briefwechsel Anna Amalia's mit Friedrich dem Großen. Von F. Bornhak. Festgabe zur goldenen Hochzeit des Großherzogpaares von Weimar"; ferner: „Frau Jenny Treibel. Berliner Roman von Theodor Fontane"; endlich: „Drohnen. Moderner Roman von Georg Freiherrn von Ompteda".

Bibliographie.

Adler, J. B., Die französische Revolution und die Pariser Commune in socialistischer Geschichtsanschauung. Mainz, F. Kupferberg. 16. 20 Pf.

Amicis, E. de, Starkmut, und andere Novellen von N. Oller, J. Kálnoki, L. K. Lazarevits, K. A. Tavaststjerna, Djedloff. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 1 M.

Bergener, O., Der Prophet von Kesselheim. Erzählung aus dem Leben einer Kleinstadt. Goslar, E. Wolfram. 8. 1 M. 50 Pf.

Bismarck, Fürst, politische Reden. Historisch-kritische Gesammtausgabe, besorgt von Horst Kohl. 2. Bd. 1862—1865. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. Gr. 8. 8 M.

[Bismarck.] Wie Bismarck entlassen wurde! Nach authentischen Quellen. Berlin, H. Steinitz. Gr. 8. 1 M.

Bracht, T., Ernstes und Heiteres aus dem Kriegsjahre 1870/71. Erlebnisse eines Studenten und Einjährigen des königlich sächsischen 8. Infanterie-Regiments Nr. 107, namentlich während der Belagerung von Paris. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 8. 2 M. 40 Pf.

Brandies, B., Spaßige Geschichten. Berlin, E. Rentzel. 8. 3 M.

Bruno, R., Erträumte Lieder. Jugendlieder. Dresden, E. Pierson. 12. 1 M.

Crusius, O., Untersuchungen zu den Mimiamben des Herondas. Leipzig, B. G. Teubner. Gr. 8. 6 M.

Deutschland, armes! Genf, Bibliographisches Bureau. Gr. 8. 80 Pf.

Dinger, H., Richard Wagners geistige Entwickelung. Versuch einer Darstellung der Weltanschauung Richard Wagners mit Rücksichtnahme auf deren Verhältnis zu den philosophischen Richtungen der Junghegelianer und Arthur Schopenhauers. 1. Bd.: Die Weltanschauung Richard Wagners in den Grundzügen ihrer Entwickelung. Leipzig, E. W. Fritzsch. Gr. 8. 6 M.

Ehlen, Hanna, In Banden der Liebe! Gedichte. Dresden, E. Pierson. 12. 1 M.

Eitelberg, A., Unmoderne Ansichten über die moderne Cultur. Wien, W. Altmann. 8. 2 M.

Euling, K., Hildesheimer Land und Leute des 16. Jahrhunderts in der Chronik des Dechanten Johan Oldecop. Bilder aus Hildesheims Vergangenheit. Hildesheim, F. Borgmeyer. 8. 1 M.

Franzos, K. E., Die Suggestion und die Dichtung. Gutachten über Hypnose und Suggestion von O. Binswanger, E. du Bois-Reymond, A. Enlenburg ꝛc. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 2 M.

Greinz, R. H., Das Abiturienten-Examen. Gymnasial-Humoreske. Erfurt, Baemeister. 12. 50 Pf.

Hanisson, O., Sensitiva amorosa. Neue Herzensprobleme. Berlin, C. Küchenmeister. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Herzog, J. A., Die Schule und ihr neuer Aufbau auf natürlicher Grundlage. Zürich, C. Schmidt. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Hodler, Emma, Das Glück oder nur ein Schulmeister. Vaterländisches Schauspiel. Bern. (Leipzig, K. F. Koehler.) Gr. 16. 1 M.

Hofleben unter Kaiser Wilhelm II. Berlin, H. Steinitz. 8. 3 M. 50 Pf.

Holzamer, W., Meine Lieder. Gedichte. Konstanz, E. Ackermann. 12. 1 M. 50 Pf.

Das Jahrhundert der Frau. Wochenblatt für die Interessen der gebildeten Frauenwelt. 1. Jahrgang Juli 1892—Juni 1893. 52 Nrn. Weimar, Weimarer Verlagsanstalt. Gr. 4. Vierteljährlich 1 M.

Kari-udo (Prinz Philipp von Sachsen-Koburg und Gotha), Tagebuch-Skizzen. Breslau, E. Trewendt. 8. 1 M. 60 Pf.

Deutsche Lyrik von 1891. Gesammelt und herausgegeben von C. G. Bruno, F. Montanus, F. Servaes. Stuttgart, Union. 8. 3 M. 50 Pf.

Lux, H., Socialpolitisches Handbuch. Berlin, Verlag des „Vorwärts", Berliner Volksblatt. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Manteuffel, Urfula Zöge v., Auf dem hohen Fels. Eine Geschichte aus alter Zeit. 2 Tle. in 1 Bd. Berlin, O. Janke. 8. 7 M.

Masius, H., Bunte Blätter. Altes und Neues. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 6 M. 40 Pf.

Melchers, O., Die Kunst der Mimik, nebst einem Beitrag über die Schönheit des menschlichen Gesichts und Erhaltung desselben. Für Schauspieler, Dilettanten und alle Gebildeten. Berlin, S. Mode. 16. 75 Pf.

Mey, C., Der Meistergesang in Geschichte und Kunst. Karlsruhe, Th. Ulrici. Gr. 8. 2 M.

Meyer-Markau, W., Der Lehrer Leumund. Urschriftliche Worte zeitbürtiger deutscher Schriftsteller, Dichter und Gelehrten über Lehrer und Schule, eingeholt und herausgegeben. Duisburg, C. ten Hompel. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Mülinen, W. F. v., Das französische Schweizer-Garderegiment am 10. August 1792. Luzern, Gebr. Räber. Gr. 8. 4 M. 40 Pf.

Münzenberger, E. F. A., Abessinien und seine Bedeutung für unsere Zeit. Aus dem Nachlasse herausgegeben von J. Spillmann. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 3 M.

Nikel, J., Socialpolitik und sociale Bewegungen im Altertum. Paderborn, F. Schöningh. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Oechsli, W., Quellenbuch zur Schweizergeschichte. Neue Folge, mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte für Haus und Schule bearbeitet. 1. und 2. Lfg. Zürich, F. Schultheß. Gr. 8. à 1 M.

Oesterlen, K., Hie gut Wirtemberg! Volkstümliches historisches Schauspiel. Stuttgart, A. Bonz u. Comp. 8. 1 M.

Praeger, F., Wagner, wie ich ihn kannte. Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 5 M.

Rausch, K., Bulgarien. Seine wirtschaftliche und finanzielle Entwicklung. Nach officiellen Publicationen. Wien, W. Braumüller. 8. 50 Pf.

Regel, M., Cristians II. von Anhalt Gesandtschaftsreise nach Savoyen (1617). Ein Beitrag zur Vorgeschichte des 30jährigen Krieges. Dessau, P. Baumann. Gr. 4. 1 M.

Rehbinder, Graf N., „Heiliges Rußland, erwache!" Erinnerungsblätter aus dem Leben eines russischen Zollbeamten. Leipzig, M. Spohr. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Reitzenstein, J. Freih. v., Die königliche Hannoversche Cavallerie und ihre Stammkörper von 1631—1866. Mit besonderer Berücksichtigung der Thätigkeit im Kriege 1866 nach authentischen Quellen bearbeitet. Nebst 2 Bildern, 1 Plane der Umgebung von Langensalza, 2 Anlagen und einem Anhang. Baden-Baden. (Hannover und Celle, Schulbuchhandlung.) Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Richardson, Eliza, Der aufgehobene Schleier oder Ideal und Wirklichkeit des Klosterlebens. Aus dem Englischen. Barmen, D. B. Wiemann. 8. 1 M. 80 Pf.

Ritter, A., Schutzgeister. Lustspiel. Mühlhausen i. Th., G. Danner. 8. 1 M.

Roeber, R., Antike Lustspiele. Die Philosophin. — Die Satire. — Malermodelle. Leipzig, J. Baedeker. 8. 1 M.

Roskoschny, H., Die Todsünden Rußlands. Bilder aus dem Cholera-Gebiet. Nach russischen Quellen und eigenen Wahrnehmungen. Leipzig, C. Reißner. Gr. 8. 1 M.

Schoppe, W., Der Jude wird verbrannt. Zeitgemäße Abhandlung. Dresden. (Leipzig, E. O. Jahn.) Gr. 8. 50 Pf.

Schwering, J., Franz von Kleist. Eine litterarische Ausgrabung. Paderborn, F. Schöningh. Gr. 8. 60 Pf.

Sittard, J., Kritische Briefe über die wiener internationale Musik- und Theater-Ausstellung. Hamburg, C. Boysen. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Steinitz, H., Ueber das Leben und die Compositionen des Matthaeus Apelles von Löwenstern. Breslau, Bial, Freund u. Comp. 8. 1 M. 20 Pf.

Suttner, G. Freih. v., Die Schwandner. Ein Beitrag zur Geschichte Wiens im XVIII. und XIX. Jahrhundert. Wien, Gerold u. Comp. Lex.-8. 16 M.

Tanera, Durch ein Jahrhundert. Drei kriegsgeschichtliche Romane. I. Aus schwerer Zeit. Rathenow, M. Babenzien. 8. 1 M. 50 Pf.

Veuillot, L., Nach dem Umsturz. Eine Vision. Aus dem Französischen übersetzt von C. Graf Waldburg-Zeil. Mainz, F. Kupferberg. 12. 1 M. 50 Pf.

Witte, J., Johann Amos Comenius in seiner culturgeschichtlichen Stellung und seiner historischen Bedeutung für die Entwicklung des Schulwesens, im Besonderen der Volksschule. Ruhrort, Andreae u. Comp. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Wothe, Anny, Haidezauber. Roman. Breslau, L. Freund. 8. 3 M. 50 Pf.

Zola, E., Nantas, und andere Novellen von J. Turgenjew, M. Serao, D. E. Pardo Bazán, E. Kabos. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 1 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Weiß, Fr. A. M., O. Pr., **Sociale Frage und sociale Ordnung oder Institutionen der Gesellschaftslehre.** In zwei Theilen. 8°. (XXVI u. 1026 S.) M. 7; geb. in zwei Halbfranzbänden M. 10.20.

Das Werk bildet zugleich den IV. Band (zweite Auflage in zwei Theilen) von Fr. Weiß' **„Apologie des Christenthums vom Standpunkte der Sitte und Cultur".** Vollständig in fünf Bänden. 8°. (XCII u. 4836 S.) M. 34.40; geb. in Halbfranz M. 46.20.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Werke von Ernest Renan.

† 3. October 1892.

Das Leben Jesu.

Vierte verbesserte und vermehrte Auflage nach der sechzehnten Auflage des Originals.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Die Apostel.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Paulus.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Mit einer Karte.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Der Antichrist.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Ernest Renan stand in der vordersten Reihe der französischen Philosophen und gehörte zu den berühmtesten, geistvollsten Schriftstellern seines Landes. Sein Hauptwerk, „Das Leben Jesu", hat mit den eng sich anschließenden Werken: „Die Apostel", „Paulus" und „Der Antichrist" auch in Deutschland großes Aufsehen erregt. Alle vier Werke werden als wichtige Beiträge zur Auffassung des Christenthums für Freunde und Gegner der Renan'schen Ideen großes Interesse bewahren.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Christian Karl Josias Freiherr von Bunsen.

Lebensbild eines deutsch-christlichen Staatsmannes.

Dem deutschen Volke dargeboten von

Bernhard Baehring.

8. Geh. 2 M. 50 Pf. Geb. 3 M. 50 Pf.

Dieses fesselnd geschriebene Lebensbild eines echt deutschen und christlich gesinnten Staatsmannes und Gelehrten, der mit unter die Bahnbrecher des neuen Deutschen Reichs gehört, wird gewiß in weiten Kreisen des deutschen Volkes freundliche Aufnahme finden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erzählungen aus dem Ries

von

Melchior Meyr.

Vierte Auflage. Vier Bände.

8. Jeder Band geh. 3 M., geb. 4 M.

Die Bände sind einzeln unter folgenden Titeln zu beziehen:

Ludwig und Annemarie. — Ende gut, alles gut.

Die Lehrersbraut. — Der Sieg des Schwachen.

Regine. — Gleich und Gleich.

Der schwarze Haus. — Georg.

Melchior Meyr's „Erzählungen aus dem Ries" sind anerkannt als Dorfgeschichten, in denen das Leben der Bewohner jenes gesegneten schwäbischen Gaues lebenswahr geschildert wird, als ein würdiges Seitenstück zu Auerbach's „Schwarzwälder Dorfgeschichten".

In der auf die Hälfte des frühern Preises ermäßigten vierten Auflage sind die Bände auch einzeln verkäuflich.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Heinrich Schliemann's Selbstbiographie.

Bis zu seinem Tode vervollständigt.

Herausgegeben von Sophie Schliemann.

Mit einem Porträt in Heliogravüre und 10 Abbildungen.

8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Eine Einzelausgabe der sehr interessanten und charakteristischen Selbstbiographie des berühmten Entdeckers von Troja, welche allen, die über seinen merkwürdigen Lebensgang und seine erfolgreiche Thätigkeit Näheres zu wissen wünschen, sehr willkommen sein wird.

Ein neues Bildniss Schliemann's in Heliogravüre und Abbildungen der Hauptstätten seiner Wirksamkeit (Troja, Mykenae, Tiryns) schmücken das Werk.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
in Pulver- u. Würfelform.
HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditorelen, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 42. — 20. October 1892.

Inhalt: Joseph Joachim. Von Moritz Necker. — Vom Generalfeldmarschall von Roon. Von H. S. — Zur österreichischen Memoirenliteratur. Von Anton Schlossar. — Aus der Dialektdichtung. Von Richard Weitbrecht. — Neue Unterhaltungsliteratur. Von A. Hermann. — Philosophische Schriften. Von L. Weis. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Joseph Joachim.

Unter den Dichtern, die in den letzten Jahren neu aufgetaucht sind, ist der schweizer Volksgeschichtenschreiber Joseph Joachim einer der begabtesten und charaktervollsten. Er trat erst spät in die Literatur, im Mannesalter, nachdem er sich reichlich Lebenserfahrung und Menschenkenntniß gesammelt hatte, worauf bekanntlich die Mehrzahl unserer jungen Schöngeister nicht erst zu warten pflegt. Bis in seine Mannesjahre — Joachim ist am 4. April 1835 zu Kestenholz im solothurnischen Buchsgau geboren worden — war er nichts anderes als ein Bauer. In seiner Jugend hatte er zwar studiren wollen, aber der bäuerisch strenge und conservative Vater hatte es nicht zugelassen; Joachim machte kaum einige Reisen und mußte auf eigene Faust seine Bildungsbedürfnisse befriedigen. Er ist ein Autodidakt, so wenig man es ihm auch anmerkt, denn er hat nichts von der Sprunghaftigkeit und vom Dilettantismus an sich, die gewöhnlich Autodidakten eigenthümlich sind. Halb zufällig gerieth er in die Literatur: er wollte es besser machen als manche andere, deren seichtes Geschwätz, das ihm in der Tagespresse zu Gesichte kam, ihn ärgerte, und siehe da, er machte es nicht blos besser, er machte es gut. Er entpuppte sich als eine ungewöhnliche dichterische Kraft, und da er nicht blos schrieb, um eben zu schreiben, sondern weil er viel zu sagen hatte, weil ihm das Schweigenmüssen das Herz abdrückte, so ward ihm auch ein originales Pathos eigenthümlich, und er bewahrt sein eigenes Profil neben den Meistern seines Genres, neben einem Gotthelf, Anzengruber, Rosegger. Das zeigt sich in seinem bedeutendsten Werke „Die Brüder", einer zweibändigen Volksgeschichte großen Stils, aber auch in den minder bedeutenden kleinern Erzählungen: „Lony, die Heimatlose", „Auf dem Erlenhofe", und in der neuesten Volksgeschichte Joachim's: „Der Sonnhaldenbauer" (sämmtlich im Verlage von Benno Schwabe in Basel).

Das eigenthümliche Pathos Joachim's ist bald umschrieben, denn er ist ein Dichter, der mehr in die Tiefe als in die Breite geht. Durchwegs führt er einen Kampf gegen die Engherzigkeit des typischen bäuerischen Charakters. Von hier aus nimmt er seine Stellung zum Bauern, hier sieht er die Wurzel alles Uebels beim Landvolk seiner Heimat (man darf aber die Beobachtung getrost erweitern auf alles Bauernthum). Der Bauer ist mistrauisch gegen alles, was sich nicht auf uralte Tradition stützt. Er hat nicht die Kraft, sein eigenes Urtheil, seine gesunde Vernunft walten und reden zu lassen, sondern sperrt sich gegen die allergeringste Neuerung mit seinem eigensinnigen Trotz, mit dem passiven Widerstande. Und ist dabei immer noch von Hochmuth gegen alle außerhalb des Bauernthums stehenden Menschen erfüllt, die er insgesammt als Leute ohne Redlichkeit und ohne Frömmigkeit geringschätzt. Das empört Joachim und dagegen schreibt er seine Erzählungen. Er ist kein Verächter des Bauernstandes als solchen, in der neuesten Erzählung läßt er seinen klugen Stutzackerbauer zum Bauernstudenten sagen:

„Steck' du das Studiren lieber gänzlich auf. Gelehrte Vögel aller Art gibt's ja bereits mehr als genug, sodaß, so oft sich für einen solchen ein warm Nestlein oder ein Staatspöstlein bietet, sie sich darum streiten, wie die Krähen um eine taube Baumnuß. Werd' du lieber Bauer. O du hast wol die Mühen, nicht aber auch die Annehmlichkeiten und Freuden des Bauernlebens recht kennen gelernt! Und du weißt daher nicht, junger Mann, daß die Landwirthschaft, namentlich die Viehzucht, der weitaus achtungswertheste und zugleich auch der herzbefriedigendste aller menschlichen Berufe ist und der Bauersmann auf seinem wohlabträglichen schuldenfreien Gut der wahre Freiherr ist, über alle andern erhaben. Und daß du bereits so und so lang studirt hast, das wird dir gar nichts schaden, sondern dich erst recht in den Stand setzen, das Bauerngeschäft fortschrittlich zu betreiben. Betreiben doch die meisten unserer Bauern ihren Beruf immer noch so gedankenlos fort, genau so, wie es der Aetti und Großätti

ebenfalls gedankenlos getrieben haben, und leben zugleich noch der einfältigen Meinung, zum Bauern sei auch der dümmste Bub' gut genug, während die gescheitern was anderes, besseres erlernen sollten. Die Thoren!"

Der so spricht, liebt seinen Stand und diese Liebe gibt ihm auch das Recht, die satirische Geißel zu schwingen. Gegen diese Befangenheit in ererbten Vorurtheilen ist „Louy, die Heimatlose" gerichtet. Die äußersten Gegensätze schweizerischen Volksthums: die seßhaften Bauern und die ruhelosen Zigeuner, stellt Joachim hier gegeneinander auf und gibt von beiden reichlich ausgeführte Sittenbilder. Die Handlung selbst ist recht einfach erfunden; es kommt hier nicht auf die Originalität der Fabel an, sondern auf die Treue der Culturbilder, die in der That überzeugend wirkt. Joachim hat sich in eine funfzig Jahre zurückliegende Zeit versetzt, in der die Heimatlosen noch eine Rolle im schweizerischen Volksleben spielten, er hat ihre Geschichte und Sprache so gründlich studirt, daß ein gut Theil der Erzählung in jener Zigeunersprache gehalten werden konnte, die die Heimatlosen sprachen. Einige hübsche Figuren vertreten die Poesie der ewigen Wanderlust, der Unabhängigkeit von jeder gesetzlichen Ordnung. In der andern Erzählung, „Erlenhof", beleuchtet Joachim den bäurischen Charakter wieder von einer andern Seite. Die alte Erlenhofbäuerin, eine achtzigjährige Greisin, verbietet ihrem Enkelsohne, ein armes Mädchen zu heirathen, und vergißt dabei, daß sie selbst arm war, als sie auf den Erlenhof kam, daß sie selbst mit mächtigem Trotz sich den Platz an der Seite ihres Mannes erobert hat. Endlich wird es ihr doch zu Gemüthe geführt und sie gibt, erweicht, nach. Die Vorzüge dieser über viele Jahrzehnte sich erstreckenden Erzählung liegen in den schönen idyllischen Bildern bäurischen Lebens und in der kräftigen Charakteristik der trotzigen Menschen. Wenn Joachim als Politiker und Moralist auch die bäurische Starrköpfigkeit beklagt, so gewährt sie ihm doch künstlerisch viel Ausbeute und er schenkt sich und uns gar nichts in der bis zum Aeußersten getriebenen Folgerichtigkeit solcher Charaktere. Das eben ist ein Beweis für seine ungewöhnliche Gestaltungskraft, die sich bisher am glänzendsten in den „Brüdern" bekundet hat. Das ist eine Volksgeschichte großen Stils: die Tragik des Bauernthums, das sich der neuen Zeit nicht schnell genug anpassen konnte, und noch ein anderes Motiv: die religiöse Befangenheit. Joachim ist einer der kühnsten und schneidigsten Gegner des klerikalen Regiments. Er ist beileibe nicht irreligiös, so wenig als er ein principieller Gegner des Bauernthums ist, das er so schön zu preisen weiß. Aber das Vermengen von Religion und Politik, die Herrschsucht der Ultramontanen, ihre jesuitische, doppelzüngige Moral, ihre Ketzerriecherei und Unduldsamkeit, ihre grundsätzliche Feindschaft gegen alle Fortschritte der Zeit, mit der sie der Bequemlichkeit und Beschränktheit des Bauernvolks Vorschub leisten: diese Eigenschaften der Mehrzahl des katholischen Klerus machen Joachim zum Gegner. In den „Brüdern" schildert er die Umwälzung, die in einem abgelegenen Dorfe entsteht, als eine Fabrik und Eisenbahn daselbst gebaut werden. In den zwei feindlichen Brüdern concentrirt sich der Gehalt der Erzählung. Der eine Bruder ist frühzeitig von innen heraus durch Studien zum Bruch mit der Tradition gekommen und lebt darum viele Jahrzehnte einsam, verschrien als „Hexenmeister"; der andere Bruder aber kommt zur rechten Erkenntniß erst, nachdem er sich im politischen Kampfe aufgerieben hat. Die zwei Männer sind prächtig charakterisirt und mit einer Kunst der folgerichtigen Gestaltung, die wahrhaft selten ist; nur Gotthelf und Anzengruber dürfen da noch über Joachim gestellt werden! Und daneben eine große Anzahl lebenswahrer und poetisch anziehender Figuren, wie z. B. die des humoristischen Schulmeisters Barthel, dann der zarten und klugen Gattin des Leuenwirths, die als eine nahe Verwandte von Frau Marie Salander angesehen werden darf. Der andere, beschaulich angelegte Bruder ist eine Gestalt voll intimer lyrischer Poesie. Eine besondere Kunst legt Joachim in der Schilderung von dramatisch bewegten Volksscenen zu Tage. Seine Gemeinderathssitzungen oder Parlamentsverhandlungen, Licitationsscenen sind voller Leben und von prächtigem Humor, und nirgends mehr als hier merkt man, wie sicher und seiner Kunst vollständig Herr Joachim gestaltet. Er gebietet über seinen Stoff, er steht vollständig über den Dingen und schafft doch aus ihnen heraus. Seine Motivirung läßt an Klarheit und Tiefe in den „Brüdern" nichts zu wünschen übrig, auch dem Feinde wird er menschlich gerecht und seine Polemik ist durchaus sachlich. Er erhöht damit ihre Wirkung beträchtlich.

Den gleichen sittlichen, polemischen und künstlerischen Geist athmet Joachim's neueste Volksgeschichte „Der Sonnhaldenbauer". *) Sie führt uns funfzig Jahre zurück, in die Zeit des Sonderbundskriegs der schweizerischen Cantone, an dem auch der junge Gottfried Keller, der zu seinem Schmerze nicht Soldat sein konnte, mit feurigen antijesuitischen Gedichten Antheil nahm. Alle Motive der frühern Erzählungen Joachim's begegnen uns hier wieder: der „Hexenmeister", der trotzige Bauer und Ammann, die nachgiebige Gattin, der gutmüthige Sohn des Helden, die dummen Reden der versammelten Bauern u. s. w. Wer Joachim kennt, wird sich nur von wenigen neuen Erfindungen seiner Phantasie überrascht fühlen, insofern ist das Buch kein Fortschritt über die „Brüder" hinaus, die poetisch frischer und reichhaltiger sind. Dies sei aber nur von dem Standpunkt gesagt, der Joachim mit ihm selber mißt. An sich ist der „Sonnhaldenbauer" eine schöne, zumal in der geschlossenen Form wohlgelungene Leistung, der nur etwas mehr Humor in der Darstellung zu wünschen wäre. Joachim hält an einer trocken ironischen Tonart allzu ausschließlich fest, und der Held ist doch geistig zu unbedeutend, um nicht öfter den harmloseren Spott herauszufordern. Offenbar hat Joachim allzu ge-

*) Der Sonnhaldenbauer. Volksgeschichte von Joseph Joachim. Basel, B. Schwabe. 1892. 8. 3 M. 20 Pf.

treu nach der Natur gezeichnet und sich dabei zu ruhig verhalten. Die Fabel ist hier wieder so klar und entwickelt sich so folgerichtig, daß man sie als einen zur dramatischen Behandlung wie geschaffenen Stoff empfehlen kann.

Der Sonnhaldenbauer ist der reichste und angesehenste Mann in der kleinen katholischen Ortschaft Siebenhöfen in der Schweiz. Ein echter Bauer hält er fest an allen noch so unvernünftigen Traditionen und ist dabei noch ein eifriger Anhänger der Klerikalen, deren Blättchen „Die Schildwache" die einzige Geistesnahrung für ihn bildet. Dabei ist er natürlich dickschädelig und eigensinnig bis zum Aeußersten. Die Tochter verliebt sich in einen jungen Arzt aus der Nachbarschaft, der ins Haus kam. Eine Verbindung läßt aber der reiche Sonnhaldenbauer nicht zu, weil ihm der studirte Herr nicht ebenbürtig genug ist. Die Tochter hat ein Stück seines Eigensinns geerbt, es kommt zu erregten Scenen; der sonst in seiner kurz angebundenen Art zärtliche Vater schlägt sogar die schöne Else, sodaß sie ihm aus dem Hause zur ältern, fernern Schwester davonläuft. Und der gleiche Eigensinn bringt den Sohn aus dem Hause. Das klerikale Hetzblättchen macht den Kopf des Bauern so heiß, daß er sich in einen leidenschaftlichen Haß gegen die freisinnige Cantonalregierung hineinlebt. Widerwillig läßt er seinen Sohn die Militärpflicht erfüllen. Als der Sonderbundskrieg ausbricht, läßt er ihn aber gar nicht in den Krieg ziehen, er will seinen Sohn nicht gegen die katholischen Glaubensbrüder von Luzern kämpfen lassen und verbirgt ihn sorgfältig vor der Polizei; schließlich, nach dem Siege der freisinnigen Regierung, entführt er den Sohn ins Ausland, um ihn vor dem drohenden Kriegsgericht zu retten. So hat er sich durch seine Einfalt beider Kinder selbst beraubt und die gute Gattin wird darob halb verrückt. In diesem Jammer nimmt er doch endlich Vernunft an, stellt sich als Schuldigen der Regierung und kommt glücklich mit einem blauen Auge, einer Geldbuße, davon. Er endet nicht, ohne seine Einfalt als solche zu erkennen, wenn er auch immer seine unliebenswürdige Gemüthsart behält.

Dies ungefähr die Handlung. Sie ist weder ins Tragische gelenkt worden, noch, wie schon bemerkt, genügend humoristisch ausgestaltet. So wie Joachim diesmal erzählt, hat seine Volksgeschichte allzu sehr einen politisch lehrhaften Charakter: „der Regierung mußt du in jedem Falle gehorchen". Mit etwas mehr Laune geschrieben, hätte das Buch poetisch einen weitaus bedeutenderen Werth erlangen können, denn alle übrigen Bedingungen dazu sind vorhanden. Also künftighin: lustiger, lustiger, lieber Joachim! Das wirkt auch noch mehr! Die lachenden Philosophen hörte man von jeher am liebsten. So viel Ernst war der Sonnhaldenbauer nicht werth. Moritz Necker.

Vom Generalfeldmarschall von Roon.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generalfeldmarschalls Grafen von Roon. Zwei Bände. Breslau, Trewendt. 1892. 8. 22 M.

Der Inhalt des vorliegenden Buchs ist bei Gelegenheit des ersten Erscheinens seiner Hauptabschnitte („Deutsche Revue") in der Tagespresse so oft und so eingehend erörtert worden, daß auf ihn jetzt kaum mehr eingegangen zu werden braucht. Das Interesse, welches diese Publication in den weitesten Kreisen erregte, gründete sich vornehmlich auf die erhebliche Zahl zum ersten male gedruckter politisch und historisch merkwürdiger Correspondenzen unserer hervorragendsten deutschen Zeitgenossen, und war schon aus diesem Grunde durchaus verdient. Danach werden wir von dieser Seite der Sache absehen und uns darauf beschränken dürfen, der Hauptfigur des Werks einige Bemerkungen zu widmen.

Der Herausgeber, Graf Woldemar Roon, will keine Biographie seines berühmten Vaters, sondern lediglich eine Sammlung von Materialien zu einer solchen veröffentlicht haben. Dem Leser wird das vorliegende Werk nichtsdestoweniger für eine förmliche Lebensgeschichte des Reorganisators der preußischen Armee gelten dürfen. Ein Sohn, der wesentlich den Standpunkt des Vaters einnimmt, der Thätigkeit desselben Jahrzehnte lang gefolgt ist, seinen literarischen Nachlaß in Händen hat und der sich bescheidet, zu diesem den verbindenden und erläuternden Text zu liefern, wird, wenn nicht immer, so doch sehr häufig der geeignetste Lebensbeschreiber eines ausgezeichneten Mannes sein. Mit dem Staats- und Kriegsmanne hat es die Weltgeschichte zu thun — dem Menschen vermag gerecht zu werden, wer ihm menschlich nahegestanden. Zumal wenn dieser Mensch eine so einfache Natur, ein so reiner durchsichtiger Charakter gewesen ist, wie der Kriegsminister und Waffengefährte Kaiser Wilhelm's. Gerade da, wo man sich mit dem Standpunkte Roon's nicht zu identificiren vermag, wird man bei Vertiefung in den Gang der Bildung und Entwickelung dieses trefflichen Mannes den Eindruck haben, nicht nur die Geschichte eines Einzelnen, sondern einen Bericht über den Entwickelungsgang des preußischen Offizierstandes vor sich zu haben. Roon stellt sich als Typus dessen dar, was der preußische Offizier im Laufe der entscheidenden Jahre unserer nationalen Erneuerung geworden ist — oder dessen, was er hat werden können, wenn er so seine Pflicht gethan, so gewissenhaft vom Leben zu lernen gewußt hat, wie unser Held.

Schon unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, erregt der Mann, dem das vorliegende Buch gewidmet ist, den wärmsten Antheil. Er beginnt als Anhänger des alten absolutistischen Preußen und fühlt sich noch bei Ausgang

der deutschen Bewegungsjahre als solcher. Trotz des Umfangs und der Tiefe, die seine Bildung gewonnen, sieht er in jeder Art von Beschränkung der königlichen Gewalt einen politischen Sündenfall, einen Schritt an die Abgründe revolutionärer Verwilderung und Auflösung — in den deutschnationalen Einheitsbestrebungen seiner liberalen Landesgenossen bedenkliche Abweichungen von dem Wege, der dem correcten Preußen ein für allemal vorgeschrieben ist. Das Programm der damaligen „Kreuz-Zeitung" ist das seinige, die Politik, welche die Gerlach, Stahl und Genossen in Sachen der Verfassung verfolgen, die dem altpreußischen Standpunkte allein angemessene, und das Christenthum, zu welchem der tief und echt religiöse Mann sich mit wohlthuender Wärme bekennt, unverkennbar ein Bestandtheil seines conservativen und preußischen Bekenntnisses. Nur von dem damals grassirenden Russencultus, der in dem Kaiser Nikolaus den Protector der europäischen Ordnung und guten Engel Preußens sah, hatte der bei aller patriotischen Wärme nüchtern urtheilende Offizier sich frei zu halten gewußt und dadurch die Fähigkeit gewahrt, den Berührungspunkten zwischen preußischen und deutschen Interessen ein gewisses Verständniß entgegenzubringen. Dem Einfluß von Roon's trefflichem Freunde, dem Professor Perthes, ist es zu danken, daß der Minister die Einheitsbestrebungen und die Verfassungsfragen der sechziger Jahre unter andern als den hergebrachten Gesichtspunkten zu behandeln gewußt und daß der ausgezeichnete Soldat seine Fähigkeiten nach der staatsmännischen Seite zu entwickeln vermocht hat. An den Grundanschauungen des Mannes der alten Schule wird dadurch Wesentliches indessen nicht geändert und aus dieser gründet der Minister der Conflictszeit die feste Entschlossenheit, mit welcher er inmitten des um ihn tobenden Sturms aufrecht steht. Als der Ministerpräsident von Bismarck auf seine Seite tritt, begrüßt er in diesem vornehmlich den Genossen seiner intimsten Anschauungen, dem überlegenen Freunde zu folgen nimmt er keinen Anstand, so lange er in den alten Bahnen bleibt — schmerzerfüllt, aber entschieden löst er sich ab, als der deutsche Staatsmann des Jahrhunderts mit seinen letzten Gedanken hervortritt und vor den Opfern, die das alte Preußen dem neuen Dentschland bringen muß, ebenso wenig zurückscheut, wie vor Zugeständnissen an den Liberalismus. Wo der Kaiser und König „Ja" sagt, kann der getreueste und opfermuthigste seiner Diener freilich nicht „Nein" sagen, er verhehlt indessen nicht, daß es sich um ein Sacrificio del inteletto handelt und daß er seiner ersten Liebe, der Monarchie, der er als Lieutenant geschworen, auch als Generalfeldmarschall treu geblieben ist. „Mein König!" redet der Sterbende den Monarchen an, den zum Kaiser zu machen er geholfen hat, wie kaum ein anderer!

Durchaus auf dem Standpunkte des Vaters stehend, hat der Sohn die Dinge allenthaben mit ihrem richtigen Namen genannt, vor dem Eingeständniß nicht zurückgeschreckt, daß der ausgezeichnete Soldat zu ausgesprochen Soldat und Preuße gewesen sei, um deutscher Staatsmann im vollen Sinne des Wortes werden zu können — und eben dadurch dem vor uns aufgerollten Bildnisse die rechte Farbe gegeben. Das ist doch aber die Hauptsache und nicht die Einzelheiten, die ein anderer, Unbetheiligter, vielleicht anders und uninteressirter dargestellt hätte als er. Wer zu lesen und zu sehen versteht, wird in dem vorliegenden Buche eben wegen seiner Einseitigkeiten den Grafen Roon kennen lernen, wie er wirklich gewesen ist. Und schließlich kommt es doch nur darauf, nicht auf technische Details und politische Nuancirungen an, wie sie aus andern, demselben Zeitabschnitte gewidmeten Büchern reichlich geholt werden können. H. S.

Zur österreichischen Memoirenliteratur.

1. Denkwürdigkeiten von Leopold von Hasner. Autobiographisches und Aphorismen. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 1892. Gr. 8. 5 M.
2. Zu meiner Zeit. Schattenbilder aus der Vergangenheit von Adolf Pichler. Leipzig, Liebeskind. 1892. Gr. 8. 6 M. 60 Pf.

Am 5. Juni 1891 starb zu Wien Leopold Ritter von Hasner, ein Mann, reich an Wissen, hervorragend durch eine glänzende Rednergabe, scharfsinnig in seinem Denken und dabei auch durch ein günstiges Geschick, das ihm zutheil geworden, bestimmt, die höchsten Stellen, welche die staatsmännische Laufbahn aufzuweisen hat, erreichen zu dürfen. Hasner, als Sohn eines österreichischen Beamten am 15. März 1818 zu Prag geboren, war in den vierziger Jahren als Redacteur thätig, wurde 1849 Professor an der Universität seiner Vaterstadt, 1861 Mitglied des böhmischen Landtags und Reichsrathsabgeordneter, als welcher er den centralistischen Einheitsstaat vertrat, im gleichen Jahre wurde Hasner Vicepräsident und 1863 Präsident des österreichischen Abgeordnetenhauses. Nachdem er einige Zeit lang mehr zurückgezogen wieder als Professor und zwar an der Universität Wien wissenschaftlich und lehrthätig wirkte, wurde er 1867 wieder in den Landtag und Reichsrath gewählt und im December desselben Jahres Unterrichtsminister, 1870 Chef eines von ihm gebildeten Ministeriums. Die Ministerpräsidentenstelle bekleidete Hasner nur einige Monate und wirkte nach seinem Rücktritte als Mitglied des österreichischen Herrenhauses, zu dem er am 5. Mai 1867 ernannt worden war, in echt fortschrittlichem Sinne.

Dies der kurze vorwiegend staatsmännische Lebenslauf eines hochbegabten Mannes, dessen Memoiren sein

inzwischen ebenfalls verstorbener Bruder Joseph nunmehr der Oeffentlichkeit vorgelegt (Nr. 1) und diesen Zweig der Literatur dadurch um ein überaus werthvolles Buch bereichert hat. Wir sehen in der Autobiographie Hasner's, die den größten Theil des Bandes füllt, eine schön gegliederte formvolle Darstellung des äußern sowie auch des innern Lebens R. von Hasner's, in den beigegebenen „Aphorismen" werden wir überrascht durch geistreiche Gedanken, scharfsinnige Einfälle, schlagende Wortspiele und geistvolle Aperçus, diese „Aphorismen" bilden einen durchaus nicht unwesentlichen Theil des Werks und zeigen sowol den feingebildeten Denker als auch den gewandten Stilisten im glänzendsten Lichte. Wahrhaft plastisch weiß Hasner im eigentlich biographischen Theile Persönlichkeiten, mit denen er verkehrte — es sind zumeist Männer von hervorragendem Rufe auf verschiedenen Gebieten —, zu zeichnen. Zunächst schildert uns dieser Staatsmann in der Autobiographie in fesselnder Weise sein Jugendleben, das schöne Zusammenleben im Vaterhause zu Prag, die ersten „Keime seines Geistes- und Gemüthslebens" und die ersten Jahre des Schulbesuchs und der Studien.

Es erscheinen damit Verhältnisse und Zustände der alten Königsstadt aus jener Zeit beleuchtet, welche gerade zur heutigen Zeit ganz besonderes Interesse erregen. Insbesondere läßt uns der Biograph einen Blick thun in den Geistesgang, den er schon seit Beginn der damals sogenannten „philosophischen" Studien eingeschlagen, in die Art der Lektüre, welche er gepflegt, und in die ersten Beobachtungen, welche er seit Beginn der rechtswissenschaftlichen Studien auf dem Gebiete der Politik angestellt hat. Sein erster Eintritt in den praktischen Dienst bei der Hofkammerprocuratur in Wien brachte ihn mit Männern wie Lasser, Herbst, Conrad, Alexander Bach, Sommaruga, Berger in Verbindung oder in freundschaftliche Beziehung, es sind dies, wie man sieht, lauter Männer, die später im österreichischen Staatsleben eine hervorragende Rolle gespielt haben. Daß Hasner nicht blos die trockenen Bahnen der Rechtswissenschaft allein wandelte, sondern auch der Kunstentwickelung warmes, begeistertes Interesse entgegenbrachte, zeigen seine von ihm erwähnten, damals veröffentlichten Aufsätze auf diesem Gebiete, seine Bemerkungen über Franz Liszt und Jenny Lind und die feinsinnigen Beobachtungen in genannter Hinsicht, die er in diesem Theile der Lebensbeschreibung niedergelegt hat. Besondere Aufmerksamkeit verdient die auch für die Kenntniß mancher historischen Einzelheiten höchst beachtenswerthe Abtheilung, welche des Verfassers Lebensjahre von 1848 bis 1870 schildert. Seine politische Denkweise zur Zeit der Märzbewegung möge hier mit den eigenen Worten mitgetheilt erscheinen. Hasner schreibt:

> Ich war in keiner Weise geneigt, mich dem Zuge der deutschnationalen Bewegung nach einem Aufgehen Oesterreichs in einem geträumten deutschen Einheits- oder Bundesstaate anzuschließen. Und wenn es im Innern des Reichs hieß: hie deutsch, hie slawisch, hie magyrisch, und ich den nationalen Chauvinismus nach allen Seiten auseinanderfahren sah, so empörte sich in mir der Mann der Staatsidee, deren Zurückdrängung in die zweite Linie ich nicht nur als einen Rückschritt des geschichtlichen Geistes betrachtete, sondern auch als eine unmittelbar drohende Gefahr für Oesterreich. In letzterer Beziehung aber fiel mein liberaler Standpunkt mit dem radicalen Strome des Tages, der in kurzer Zeit alle Dämme durchriß, ebenso wenig zusammen. Der Rousseau'sche Volksstaat, wie er in der ersten französischen Revolution zum Ausdrucke kam und noch heute die liberalen Geister beherrscht, war keineswegs mein Ideal. Theoretisch, wie in praktischer Erwägung hielt ich ihn gleichmäßig für das unannehmbare Geistesproduct eines, wenn auch noch so genialen Halbdenkers. Zwar die weitestgehende persönliche Freiheit des Einzelnen innerhalb seiner besondern Lebenssphäre war auch mir ein rechtliches Postulat. Aber wenn ich in diesem Punkte ein Liberaler war, wie irgendeiner, so war ich, wenn auch ein Gegner jeder absolutistischen oder aristokratischen Staatsform, doch, was letztere betrifft, auch kein Demokrat, denn auch den Staat selbst betrachtete ich nicht nur als ein geschichtliches, sondern seinem allgemeinen Wesen nach über allen stehendes Rechtssubject, das in der salus reipublicae die suprema lex in sich trägt, die auch jeder Vertretung Maß und Form zu geben berechtigt ist.

Zur Zeit der Märzbewegung war es auch, als Hasner bei einer Versammlung im wiener Landhause eine Rede Friedrich Hebbel's vernahm, deren gewaltige Wirkung er schildert. Nach den Octobertagen stellte Graf Leo Thun den hochbegabten, damals schon gelehrten Mann an die Spitze der officiellen „Prager Zeitung"; Hasner berichtet über diese seine Thätigkeit manche interessante Einzelheit, sowie auch über seine bald darauf erfolgte Anstellung als Professor der Rechtsphilosophie an der prager Universität. Männer wie Joseph Unger, Chambon, Brinz, Schulte waren es, mit denen er nun als College in Verbindung trat. Im Jahre 1851 erschien das wissenschaftliche System Hasner's: „Philosophie des Rechts und seiner Geschichte." Das Jahr 1861, welches für Oesterreich die neue Verfassung brachte, lenkte den Verfasser der Autobiographie in die eigentliche politische Bahn, zunächst als Landtagsabgeordneten der Stadt Prag, bald darauf erhielt er das Reichsrathsmandat, seine glänzende Rednergabe, seine stets bewährte Gesinnungstüchtigkeit lenkten bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn, auch jene der Regierung; Schmerling trug ihm den Posten als Präsident des österreichischen Unterrichtsraths an, den er annahm und in dem er mit hervorragenden Männern der Gelehrsamkeit amtlich viel zu verkehren hatte. Als Präsident des Abgeordnetenhauses vom 17. Juni 1863 an wirkte Hasner zwei Jahre. Obgleich er sich bald wieder zur lehramtlichen Thätigkeit zurückzog, sollte er doch noch eine bedeutende Rolle im politischen Leben Oesterreichs übernehmen. Im Jahre 1867 wurde ihm unter Carlos Auersperg das Portefeuille des Unterrichtsministeriums übertragen; aus jener Zeit weiß der scharf beobachtende Biograph manche hervorragende Persönlichkeit mit Schlaglichtern zu beleuchten. Insbesondere erfreute sich Hasner speciell gnädiger Aufmerksamkeit des Monarchen. Er schildert auch diesen in knappen, von Verehrung zeugenden Worten. Ein Theil dieser Schilderung finde hier seinen Platz, da sie eine

treffende Charakteristik des ritterlichen Kaisers Franz Joseph bildet:

Manche hohe Vorzüge an der Person des Monarchen aufrichtig zu verehren hatte ich alle Ursache. Seine Würde immer in schlichtester Form bewahrend, freundlich ernst, kein Freund müßiger Allgemeinheiten, war er stets ganz und eingehend bei der Sache. Man hat ihn den fleißigsten Mann der Monarchie genannt und mit Recht. Erwägt man nun, daß er dabei über ein selten treues Gedächtniß gebietet, so ist auch nur dadurch seine außerordentliche Kenntniß des Details der Civil- und militärischen Administration erklärlich. Gesattelt mußte denn auch der Minister sein, der zu ihm berufen wurde, sollte er sich nicht durch den Kaiser auf einer Blöße betreten lassen. — Uns alle aber hat der Kaiser einmal bei der unter seinem Vorsitze stattgehabten Verhandlung über einen minder bedeutenden Gegenstand in diesem Betrachte beschämt. Er behauptete, daß in unserm eigenen Kreise bereits einmal über denselben verhandelt worden sei. Und, obschon in unserer Mitte Männer von vorzüglichem Gedächtnisse saßen, keiner wußte sich dessen zu entsinnen. Der Kaiser ließ die Protokolle kommen und siehe! es war so, wie er gesagt hatte.

Hasner's Mittheilung über die Entstehung und Aufnahme des von ihm geschaffenen Volksschulgesetzes und über die Rede, mit welcher er dasselbe vorlegte, zeigen die Beliebtheit, welche der Minister sich überhaupt und durch dieses Gesetz beim Volke geschaffen hatte. Als ihm am 1. Februar 1870 das Ministerpräsidium übertragen wurde, standen ihm ausgezeichnete Männer als Ministercollegen zur Seite. Der Staatsmann gedenkt anläßlich dieser Ernennung zum höchsten Würdenträger in seinen Aufzeichnungen jener Zeiten, als er „ein fast hoffnungsloser junger Mann" die Straßen Wiens durchwandelte, aber, fährt er fort:

Bei allem Erreichten hatte ein Gedanke für mich den meisten Werth, der: daß ich keine äußern Erfolge gesucht; daß, was mir das Geschick an solchen zutheil werden ließ, es mir geschenkt hatte; daß ich von meinem ersten Adjutum, das mir der Einfluß meines Vaters verschafft hatte, bis zu meiner Ministerpräsidentschaft nie in die Lage gekommen war, um irgendeine mir zutheil gewordene Beförderung mündlich oder schriftlich anzusuchen; kurz, daß mir das Geschick das seltene Glück hatte zutheil werden lassen, viel zu erreichen, ohne meinen Rücken krümmen zu müssen.

Gewiß ein vornehmes und edles Selbstgeständniß eines selbständigen Geistes! Nur kurze Zeit bekleidete Hasner den Posten als Leiter des Ministeriums, nach ihm übernahm dasselbe Graf Potocki, aber die Betheiligung des politisch so bedeutend wirkenden Mannes an dem politischen Leben hatte damit noch nicht aufgehört. In dem dritten Theile der „Denkwürdigkeiten", die Jahre 1870—87 umfassend, berichtet er darüber sowie auch über sein Privatleben jener Zeit, während der er insbesondere auf verschiedenen Reisen mit bedeutenden Persönlichkeiten auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, der Kunst und der Literatur verkehrt hatte. Noch vor dem Ende seines thatenreichen Lebens sollte ihm der Schmerz zutheil werden, eine geliebte Tochter an einem Lungenleiden zu verlieren. Vier Jahre nach dem Abschluß dieser „Denkwürdigkeiten" war auch deren Verfasser von der Welt geschieden, die ihm so Vieles und Reiches geboten; Oesterreich hatte an ihm einen gediegenen Charakter, einen geistvollen trefflichen Mann verloren.

Noch erübrigt der „Aphorismen" zu gedenken, welche den Abschluß des Buchs bilden und die demselben zur wahren Zierde gereichen. Ueberall weiß der Verfasser seine Ansichten über Kunst und Literatur, Philosophie und Politik u. s. w. in der knappen gediegenen Form geistvoll niederzulegen, seinen Witz in glänzender Weise hervorzukehren.

Ein Memoirenwerk, welches besonders für die Kenntniß des literarischen und culturellen Lebens des Vormärz in Oesterreich von Bedeutung erscheint, bildet der vorliegende Band Adolf Pichler's (Nr. 2). Der Verfasser weilt zur Freude der literarischen Welt noch rüstig unter den Lebenden und hat diese Welt mit seinem Buche angenehm überrascht. Ueber die Bedeutung Pichler's auf dem Gebiete des deutsch-österreichischen, besser des gesammten deutschen Schriftthums sind hier wol keine Worte zu verlieren, die Leser kennen diese Bedeutung und die Stellung, welche der Dichter Adolf Pichler seit Jahrzehnten einnimmt; noch zur frühern Generation der tiroler Poeten zählend, leitet er durch mehrere Sammlungen von feinsinnigen Dichtungen und Erzählungen in Versen (deren letzte, die „Neuen Marksteine", erst im Jahre 1890 erschien) zu dem heute lebenden und wirkenden Dichtergeschlechte herüber; seine Lieder und erzählenden Gedichte sind klare, reine Poesie, von wirklicher Begeisterung, von echtem Kunstverständniß getragen, mag er die herrliche tiroler Bergheimat besingen oder seine Stoffe von weiter herholen. Auf dem Felde der poetischen Erzählung muß Pichler neben die Besten gestellt werden. Er hat in einer Zeit seine Jugend und jüngern Mannesjahre verlebt, welche dichterischem Aufschwunge, zumal wenn er sich sittlich ernst und offen geltend machte, durchaus nicht günstig war und das vorliegende Buch: „Zu meiner Zeit", berichtet hierüber vieles.

Es liegt in diesem Buche keine Selbstbiographie vor, auch keine fortlaufenden Tagebuchaufzeichnungen sind darin enthalten, der Verfasser erzählt einzelnes selbst, zur Charakteristik verschiedener Personen führt er aber auch die Briefe von ihnen, wol auch eigene Briefe vor, wo es nothwendig erscheint; selbst Proben seiner Dichtungen aus jenen frühern Jahren, welche bisher nie gedruckt worden waren, sind dem Buche einverleibt, das gerade dadurch eine reiche Mannichfaltigkeit aufweist. Neben manchem Porträt findet der Leser auch „Genrebilder und Landschaften, daß der Verfasser oft vor dem Beiwerke zurücktritt, und indem er andern das erste Wort läßt, nur als Nebenperson erscheint". So Adolf Pichler's eigene Worte, der über die Art der Anordnung seines Werks noch bemerkt: „Memoiren halten den Augenblick fest, Briefe beichten und berichten, die Geschichtschreibung siebt das Wesentliche scharf aus dem Unwesentlichen: jede dieser Gattungen hat ihren bestimmten Stil; ich habe mich an keine Einheit desselben gebunden; die Abschnitte mögen ihr Gesetz vom Inhalt empfangen, der manchmal fertig ausgearbeitet schon seit Jahren gedruckt vorliegt und einer Schablone zulieb nicht geändert

werden soll. Es bleibe frischer Unmittelbarkeit und späterer Ueberlegung, wo es zweckdienlich, gleiches Recht!" In diesem Sinne ist das Buch durchgeführt, es bietet die Schilderung des Lebens seines Verfassers bis zum Jahre 1848, wenn auch nicht in geschlossener Weise, wie aus dem Erwähnten hervorgeht, dafür aber auch die Charakteristik mancher bedeutenden Persönlichkeit, die Schilderung merkwürdiger Zustände, die Erzählung von Vorgängen insbesondere auch auf literarischem Gebiete, welche uns jene oft recht trübseligen Verhältnisse in helles Licht setzen. Einzelne Anekdoten und Geschichtchen aus dem Leben, die wir eingestreut finden, werfen auf dieses oder jenes noch manches Schlaglicht. Pichler steht nicht nur als gewaltiger poetischer Kämpe vor uns, er war gerade seit 1848 auch als wirklicher Kämpfer auf dem Schlachtfelde, als Vertheidiger seines geliebten Tirolerlandes thätig, zu dem die Liebe aus so vielen Zeilen dieses Buchs hervorleuchtet; daher ist es schade, daß dieses Werk gerade mit jener Zeit abbricht, als der Dichter mit dem Schwerte in der Hand hervortrat, da die spätere Zeit auch noch interessante Beziehungen zu Größen der Wissenschaft (z. B. Alexander von Humboldt) aufwies. Es scheint, als ob der Verfasser die Schilderungen der nachmärzlichen Zeit einem eigenen weitern Buche vorbehalten hätte, wol mögen ihn auch Rücksichten für manchen Lebenden, der etwa eine Rolle in der Darstellung zu spielen berufen wäre, abgehalten haben, über das verhängnißvolle Jahr 1848 hinaus zu berichten.

Der in einem Zollhause bei Erl, woselbst sein Vater Amtsschreiber war, im Januar 1819 geborene Verfasser berichtet zunächst in anziehender Weise über seine Vorfahren, seine Aeltern und über die schöne Heimat, wo der Knabe die erste Jugend verbrachte. Durch die amtlichen Versetzungen des Vaters hat der Heranwachsende manches weitere schöne Gebiet im Lande genauer kennen gelernt. Ueberall machen sich in der Darstellung dieser Periode noch die Erinnerungen an das für Tirol so bedeutsame Jahr 1809 geltend. Bei der Schilderung seiner Gymnasialzeit in Innsbruck hat Pichler Gelegenheit, die recht trübseligen Gymnasialverhältnisse jener Zeit zu beleuchten. Man höre: „Weil jeder Professor alle Fächer vorzutragen hatte, so darf man sich nicht wundern, wenn Geographie, Geschichte und Mathematik, wo nur die ersten Rudimente der Algebra und Geometrie vorgeschrieben waren, ziemlich zu kurz kamen. Naturgeschichte benöthigten unsere künftigen Priester und Beamten, für die der ganze Schulplan berechnet war, kaum, sie blieb daher seitwärts liegen; die Kenntniß deutscher Sprache und Literatur war ohnehin vom Staate Metternich's ausgeschlossen, sodaß angehende Akademiker keinen Satz nach den Regeln der Syntax zu gliedern oder auch nur orthographisch zu schreiben vermochten." Trotzdem vereinigte sich der frühzeitig dichterisch angelegte Verfasser zu jener Zeit mit andern Altersgenossen und gab eine geschriebene Wochenschrift heraus, welche die ersten poetischen Versuche enthielt. An Talenten auf dem Gebiete der Dichtkunst war Tirol damals arm, doch gedenkt Pichler des hochbegabten Johann Senn, der das herrliche Lied: „Adler, Tiroleradler — Warum bist du so roth?" gedichtet hat. Seit 1840 beschäftigte sich Pichler schon mit poetischen Stoffen, die auf den künftigen Erzähler deuteten. Von besonderm Interesse erscheinen die Theile des Buchs, in denen der Verfasser gesteht, wie er durch einen Beichtvater zur strengsten Religiosität geführt wurde, obgleich sich gewissen Dogmen sein immer mehr erwachendes geistiges Streben entgegenstellte, und wie er dann eine Geschichte der Reformation in die Hand bekam und mit seinem Freunde Wildgruber und mehreren andern sich für die Lehre Luther's begeisterte, dessen Bild in der Stube aufhängte u. s. w. Während der sogenannten philosophischen Jahrgänge und während des Studiums der Rechtswissenschaft in Innsbruck wurde Pichler mit den Schönheiten unserer Classiker vertraut, nicht minder lernte er die philosophischen Hauptsysteme genau kennen, er verkehrte mit Sebastian Ruf, Adolf Purtscher, Alois Flir, Johannes Schuler, mit welchen hochbegabten Männern er in freundschaftliche Beziehung trat, über die diese Aufzeichnungen anziehende Einzelheiten enthalten. Mit Purtscher machte Pichler im September 1842 jene abenteuerliche Schiffahrt nach Wien mit, welche von Hall in Tirol aus auf dem Inn begann und in zehn Tagen auf der Donau zu Wien endete, wo der Dichter sich ernstlich dem Studium der Medicin hingab.

Obgleich hier nicht der Ort sein kann, Einzelheiten und einzelne Personen, die in Pichler's Buche vorkommen, genauer ins Auge zu fassen, so muß doch der Schwester Joh. Schuler's, Cornelie, Erwähnung geschehen, mit welcher der Dichter von Kufstein und von Wien aus in fortwährendem brieflichen Verkehr stand; der Briefwechsel ist dem Werke einverleibt und die Schreiben Cornelieus an Pichler insbesondere bilden einen wichtigen Theil desselben. Wir lernen in ihr ein geistvolles, feingebildetes, über alle Vorurtheile der Welt erhabenes Mädchen kennen, dessen geistige Einwirkung auf Pichler aus mancher Stelle der Briefe ersichtlich ist. „Ihr Gedächtniß, die Erinnerung an die treue Freundschaft, die sie mir, der ich oft so schwer zu behandeln war, durch vier Jahrzehnte unerschütterlich bewahrte, soll nie erlöschen, bis ich meine alten Augen schließe", schreibt der Verfasser, nachdem er der Freundin im Jahre 1883 erfolgten Tod berichtet. Ueber die abgedruckten Briefe Cornelieus bemerkt Pichler sehr richtig: „Für die Mittheilung derselben sollten mir vor allem die Frauen dankbar sein; es ist ein reines, edles, großes Herz, das sich hier offenbart." Offenherzig berichtet er in seinen eigenen Briefen aus der Residenz alle kleinern und größern Erlebnisse der mitfühlenden „rein geistigen" Freundin, meldet ihr seine poetischen und andern Pläne, seine Bestrebungen und Wünsche, ja selbst die Herzensgeheimnisse, und wird von Cornelie mit geistvollen und gemüthreichen Antworten, die von tiefem Verständniß für alles und jedes zeugen, erfreut. Aus diesen Briefen in Verbindung mit eigener Erzählung lernen wir auch das

Herzensidyll Pichler's in Wien mit Emma, der Tochter eines wiener Bürgers, kennen, das leider wegen des Widerstandes der Aeltern des Mädchens nicht zum Bunde fürs Leben führen sollte. Es ist ein reizendes Stück duftigen Liebeslebens, das uns hier vorgeführt wird und das so grausam zerrissen wurde. In den schönen Gedichten: „Emma", am Schluß des Bandes, bewahrt der Dichter die Erinnerung an jene schöne Zeit und an die bittere Trennung. Unter den hervorragenden Persönlichkeiten, mit denen Pichler in Wien verkehrte, ist auch Adalbert Stifter zu nennen, der in Emma's Hause Privatstunden gab und mit dem der Verfasser sogar ein Kinderdrama: „Knuz von Kauffungen", zusammen verfaßt hat; er weiß hierüber und über Stifter's Persönlichkeit mehrere hübsche Details zu berichten.

So viel über Pichler's Buch, dessen Werth für unsere Literatur sich wol daraus von selbst ergibt; manche Excurse hat der Verfasser noch darin eingeflochten, die eigentlich nicht zum Gegenstande gehören, aber auch sie zeigen uns den Mann voll Lebenserfahrung und voll genialen Geistes. Möge diese Gabe vom deutschen Publikum so warm empfangen werden, wie es deren hoher Werth verdient.

Anton Schlossar.

Aus der Dialektdichtung.

1. Bagenga'. Oberschwäbische Gedichte von Michel Buck. Stuttgart, R. Lutz. 1892. 12. 2 M. 50 Pf.
2. Auf der Ofenbank. Erzählungen in odenwälder Mundart von Georg Volk. Offenbach a. M., Th. Steinmetz. 1892. 12. 75 Pf.
3. Plattdütsche Lachpillen oder lustige Reimereien in der Mundart der Kanonen- und Kohlenstadt Essen von Willem Täpper in Bochum. Dritte verbesserte Auflage. Erster Band. Leipzig, O. Lenz. 1892. 12. 1 M. 20 Pf.
4. Frans Essink sien Liäwen un Driewen äs aolt Mönstersk Kind. Komischer Roman in drei Abtheilungen. Dritter romantischer Theil: Up de Tuckesburg. Von H. Landois. Mit einem Titelbild der neuen Tuckesburg und neuen Bildern nach Handzeichnungen des Verfassers von P. Krieger. Leipzig, O. Lenz. 1892. 8. 4 M.

Der Verfasser des „Bagenga'" (Nr. 1), der vor vier Jahren gestorbene Oberamtsarzt Dr. Buck, ist als Forscher, namentlich auf dem Gebiete der Namenkunde in weitern Kreisen bekannt. In engern Kreisen wußte man längst, daß er ein ganz eigenartiger Dialektdichter sei. Proben seiner Dichtungen gab er in dem „Schwäbischen Dichterbuch" von Ed. Paulus und Karl Weitbrecht 1883 und in „Schwôbaland in Lied und Wort" von Richard Weitbrecht und G. Seuffer 1885. Nun, erst nach seinem Tode von Freundeshand herausgegeben, erscheinen seine Dichtungen in einem stattlichen Bande, unter dem Titel „Bagenga", schwäbisch soviel als Schlüsselblumen.

Was Buck's Dialektdichtung vor der ganzen schwäbischen Dialektliteratur der Gegenwart voraus hat, das ist die volle Einheit von Form und Inhalt. Wer schwäbisch kann und die schwäbische Dialektliteratur kennt, noch mehr, wer selbst schon versucht hat, schwäbische Verse zu machen, der weiß, daß es schon wegen der eigenthümlichen schwäbischen Formenlehre und Syntax sehr schwer ist, Verse zu bauen, die richtig schwäbisch sind. Bereitet doch schon die schwäbische Prosa eigenthümliche Schwierigkeiten. Bei Buck ist davon nichts zu merken; seine Gedichte sind in vollendetem, über jeden Tadel erhabenem Schwäbisch geschrieben, und eine glänzende Widerlegung der Behauptung, die Professor H. Fischer in Tübingen neuerdings aufgestellt hat („Beiträge zur Literaturgeschichte Schwabens", S. 235): „Dem Gebildeten ist der Dialekt ein Hemmschuh, sobald er ihn schreiben will, denn er denkt schriftdeutsch dem Gehalt nach. Je weiter wir uns also aus den Kreisen der Bildung entfernen, um so adäquater ist die Dialektform dem Ausdruck der Gedanken." Es ließe sich eine ganze Abhandlung schreiben über die Verkehrtheiten dieser Sätze; sie erklären sich, wie viele andere seltsame Behauptungen des Fischer'schen Aufsatzes, nur daraus, daß Professor Fischer bei all seinen großen, namentlich philologisch-germanistischen Kenntnissen, auch auf dialektlichem Gebiet, ein Kind der Residenz ist, woselbst man von ganz Schwaben am wenigsten schwäbisch kann.

Also Buck ist ein Beweis des Gegentheils von obigen Sätzen: ihm ist der Dialekt nie Hemmschuh, er denkt oberschwäbisch dem Gehalt und der Form nach, wie es auch, wenn ich mich selbst nennen darf, mir viel leichter ist, eine schwäbische Dorfgeschichte im Dialekt zu schreiben, als schriftdeutsch, eben weil ich jede schwäbische Dorfgeschichte schwäbisch denke, und Form und Gedanken erst übersetzen muß, wenn ich sie schriftdeutsch schreibe.

Aus dieser Einheit von Form und Inhalt, die Buck nach dieser Richtung hin ohne weiteres den ersten Platz unter den schwäbischen Dialektdichtern der Gegenwart anweist — unter den Alten ist es nur Sebastian Sailer, der nahezu ebenso hoch steht —, erklärt sich aber auch, daß es fast unmöglich ist, seine Gedichte einem nichtschwäbischen Publikum zugänglich zu machen. Ich fürchte, daß man jenseit des Lech und des Neckar schwer ein Verständniß für den Werth dieser Gedichte hat, ja daß man ihren Empfindungsgehalt nirgends ganz würdigen kann, als eben im schwäbischen Oberland. Schon uns Mittelschwaben, dafern wir nicht einfach philologisch das ganze schwäbische Sprachgebiet uns angeeignet haben, macht das Lesen dieser Dichtungen Schwierigkeiten wegen der Menge von Wörtern, Formen und Ausdrücken, die dem Mittelschwaben völlig unbekannt sind, so viel auch der Herausgeber durch erklärende Fußnoten für das Verständ-

niß gethan hat. Ich setze zum Beweis eins der noch am leichtesten verständlichen Gedichte her — ein vollendetes Dialektgedicht, das den besten von Hebel gleichwerthig ist —, und solche finden sich in der Sammlung noch viele. Ich gebe es ganz in der Schreibart der Sammlung, die ein Compromiß ist aus der von uns Brüdern Weitbrecht festgestellten Schreibung und den Grundsätzen, die Buck zeitlebens mit großer Hartnäckigkeit verfochten hat. Die Schreibung aller Dialekte aber muß ein Compromiß sein, bis sich — wohlgemerkt für jeden deutschen Dialekt in seiner lautlichen Besonderheit insbesondere — eine allgemein gültige Dialektrechtschreibung gebildet hat. Ich bemerke hierbei für nichtschwäbische Leser, daß der Schwabe wie das mittelhochdeutsche î und ei, so das mittelhochdeutsche û und ou in der Aussprache ganz genau unterscheidet, und daß Buck die Wörter mit mittelhochdeutschem ou und û, die jetzt schriftdeutsch mit demselben au geschrieben werden (houwen, loube, bûwen, mûre) unterscheidet, indem er für das schwäbische au ou schreibt, für das norddeutsche au aber das gewöhnliche au, also Auge, aber Hous. Dabei besitzt Buck ein so feines, fast an die beste mittelhochdeutsche Zeit gemahnende Ohr für Lautunterschiede, daß er niemals ein Wort mit ou auf ein solches mit au reimt, obgleich ganz Norddeutschland hier gar keinen Lautunterschied mehr kennt und andere schwäbische Dichter sich unbedenklich solche Reime gestatten — ein Beweis, daß für Buck keinerlei Reimnoth vorhanden war, daß ihm so wenig wie der Dialekt der Reim eine Fessel war.

Die in den Anmerkungen enthaltenen Worterklärungen setze ich im Text in Klammern.

Mei' Schwäar (Schwiegervater).
† 13. Brâhat (Juni) 1878.

Dô wandli so alloi'
Und setz mi uffen Roi'.
Zmôl fluicht a Känzle überzwear
Grad übers Weagle ge mer hear
Und sezt se uffen dürra Nascht (Ast) —
I kenn dea' Gascht.

Miar wearet d Auga fencht,
s bedeutat jô a Leicht.
Der Schwäar, dear leit im Krankabett,
Ma' hätt a' gean (gern) noch länger ghätt.
Jetz weiß i, daß er weiter muaß —
A häti (harte) Buaß.

Druff gang i wölli (hurtig) hoi,
As schoudrat me alloi',
Vezüll meim Weib dea baisa Bricht,
So lang i schwätz, derweil was gschicht?
Dô kommt a' Brief — i schwiz wär Naut (fast) —
Eear ischt schan' taut.

Und s Weib, des heinet (weint) lout.
I träuscht (tröste) se: „Gott vertrout!
Dear Taud, dear machts jô älli gleich,
Dei' Vater ischt im Himmelreich,
Dea Zains, dea'n ischt er schuldig gsei',
Laß s Heina sei'."

„Er gnabat (ruht) billig ons
Im Erdapilgerhous.
Wear sovel gsorgt und gschaffat hôt
Und älbireits ge uninzgi gôht,
Dear woiß vom Leaba au a Lied —
Weib, dear ischt müad."

„Was ischt des Leaba dô?
Mer kommet älli nôh,
Mer gauhnt da gleicha Weag wia'n ear.
I moi', i hair da guata Schwäar:
«Sind still, s ischt nu' a Abschied gwea —
Uffs Wiederseah!»"

Daß dem Dichter auch der feinere und derbere Humor nicht fehlt, zeigt sich auf Schritt und Tritt, insbesondere in den Dorfneckereien, aber auch in andern Gedichten. Ein Prachtstück echt schwäbischen Humors ist das Gedicht: „D Väahkommissiau" (Viehcommission), das die Fahrt von sieben Schwaben in die Schweiz behufs Ankauf von Zuchtvieh schildert und schließt:

Und se hairet suscht noh Reda,
Wo en grousig gfalla thant,
Bis se zletschta sealber glaubet,
Daß sia gscheidi Kerle sand.

„So a Gmoi'd ischt zum Beneida",
Sait der Schultas, „wo ses füagt,
Daß ma' grad a Väahkollegi,
Wie miar sieba, zema kriagt."

Als „Vorwort" ist dem Buche eine „oberschwäbische Dorfgeschichte" vorgesetzt (S. 1—66), Kindheitserinnerungen Buck's in schriftdeutscher Sprache, die nicht blos seinen scharfen Blick für alles charakteristisch Schwäbische bekunden, sondern auch von seiner Fähigkeit, das Geschaute darzustellen, ein glänzendes Zeugniß geben; man wünscht beim Lesen nur eins, daß der Verfasser uns statt 66 Seiten 600 solche Seiten hinterlassen hätte: hier reichen sich künstlerische Gestaltung, Naivetät und Humor der Darstellung die Hände und wir rechnen dieses Vorwort zum besten, was ein aus dem Volke erwachsener, eigenartiger bedeutender Mensch geschrieben hat.

Vom Schwabenland in den Odenwald führt uns Georg Volk's „Auf der Ofenbank" (Nr. 2). Hier ist Dialektprosa, und zwar Schwankprosa, Eulenspiegeleien und ernste und heitere Geschichten, im Odenwald localisirt. Die Sachen sind nett und im ganzen naiv erzählt, gestatten aber keinen Schluß auf die dichterische Begabung des Verfassers, der auch Gedichte in odenwälder Mundart herausgegeben hat. Ihrem Zwecke dienen sie indessen gewiß; denn das Bändchen ist als Nr. 2 der „Odenwälder Hausbücher" bezeichnet, und mancher Odenwälder wird sich am heimischen Dialekt und seiner anmuthigen Verwendung erfreuen.

In das Reich Fritz Reuter'schen Humors treten wir ein mit Willem Täpper's „Lachpillen" (Nr. 3), und wer Fritz Reuter's „Länschen und Rimels" kennt, der weiß, was er von diesen „Lachpillen" zu halten hat, die sich jenen Fritz Reuter's ebenbürtig an die Seite stellen. Es sind

allerlei Schnurren und Schnacken, Altbekanntes und Neues, speciell Plattdeutsches und solche Witze, Anekdoten, Naivetäten, denen wir in der Dialektdichtung auch im übrigen Deutschland zu begegnen pflegen. In der eigenartig behaglichen, breiten und naiven Art der plattdeutschen Darstellung und doch zugleich in dem kurzen, treffenden Ausdruck, der diesem Dialekt innewohnt, wirken solche Humore aber ganz besonders, und die ältesten Ladenhüter muthen uns so frisch und ursprünglich an, als ob sie von heute wären. Wie reizend nehmen sich hier uralte Geschichten aus wie die von den zwei Kranken, von welchen der eine, um sich die Schmerzen zu ersparen, den gesunden Fuß massiren läßt, oder die Kinderantworten, deren Täpper nicht wenige verwerthet hat. Hier eine:

De Lährer von de kleinen Blagen
Sagg ens: „Wer kann von euch mir sagen,
Wie dieser Buchstab wird genannt?
Nun, ist er euch nicht mehr bekannt?
Wie heißt er, sag mal Fränzchen Fricke!“ —
„Dat weest du better noch als icke!“

Wie gelungen ist die Antwort, die jener Candidat erhielt, als er an dem Geschehniß auf der Hochzeit zu Cana den Begriff eines Wunders deduciren will:

Nun fällt es euch wol allen ein,
Und jedem ist es jetzt bekannt,
Wie eine Handlung wird genannt,
Wo Wein aus Wasser wird gemacht?
„En Weinhandlung“, säd Hinnerk Bracht.

Welch prächtiger Beweis für das Dasein eines Teufels liegt in den Worten des Hannes, der den darüber Streitenden sagt:

— — ohne Düwel geht es nich,
Wä soll süs unsen Amtmann halen?

Wie lustig klingt das Platt im Munde des Bauern Vandersand, dem der Jude zuruft:

He, Bauer, Bauer, Aperpoh (à propos),
He, Aperpoh, könnt Ihr nicht hören?

und dem der Doctor weismacht, „Appopoh“, wie der Bauer sagt, sei eine Beleidigung. Wie nun der Jude ihn noch einmal mit Aperpoh anruft, da kommt's heraus:

Wat, noch es Appopoh, du Teckel,
Komm nöger bloß, du Schawesdeckel,
Du Schlächter van de nöchtern Kälwer —
En Appopoh dat büß du selwer!
Dein Wiew (Weib) es ok en Appopoh,
Und dine Ollen ebenso!
Und deine Blagen (Rangen) alltehopen
Dauht grad as Appopöhkes lopen!

Auch die alte schöne Geschichte von dem schlecht predigenden Kaplan, der endlich ein Mütterchen durch seine Predigt zu hellen Thränen gerührt sieht, nimmt sich plattdeutsch wundernett aus. Auf Befragen des hocherfreuten Kaplans, was in der Predigt sie denn so zu Thränen gerührt habe, antwortet sie:

Och, Här Kaplan, ick häw en Sonn (Sohn),
Der sall bold opp en Prekstaul (Kanzel) stiegen,
Drum kunn ick den Gedanken nicht
Ut minen Kopp herute kriegen:
Wenn minen Fritz Kaplon nu wär,
Und stunn dann ok so gottvergetten,
Dann wär doch all dat leiwe Geld
So ganz för gar nicks fortgeschmetten.

Die paar Proben zeigen, welch lustiges Büchlein Täpper's „Lachpillen“ sind. Gut plattdeutsch vorgetragen müssen sie zwerchfellerschütternd wirken; daß sie selbst aus einem des Platten leidlich kundigen süddeutschen Munde Lachsalven hervorbringen, habe ich selbst erprobt. Das einzige, was mir an dem Büchlein nicht gefällt, ist der geschmacklose Titel „Lachpillen“.

Auf das Gebiet des Fastnachtsschwankes und des höhern Blödsinns — beides gar nicht zu verachtende Dichtungsgattungen — begeben wir uns mit H. Landois „Up de Tuckesburg“ (Nr. 4). Da wirbeln plattdeutsch und schriftdeutsch, Chronikstil und Couplet, Anekdoten und Witz, geschichtliche Parodien und geschichtliche Wahrheit so bunt durcheinander, daß der Leser sich manchmal an den Kopf greift und fragt, ob er wache oder träume. Was da alles von dem alten Grafen von Tuckesburg schriftdeutsch und platt, in Vers und Prosa, in Lyrik, Epik und Dramatik hererzählt wird, ist lustig von A bis Z, wenn auch manchmal das Verständniß des Lesers bedenklich stille steht und er nur eine entfernte Ahnung hat, wie lustig erst die Sachen auf die Eingeweihten der guten Stadt Münster wirken müssen. Das gilt auch von dem dritten Theil des Buchs: „Tuckesburger Festlieder“, einer Art münsterschem Commersbuch mit allen erdenklichen Beziehungen auf Münster. Doch auch wenn man das speciell Münstersche und das Plattdeutsche streicht, bleibt aus dem ganzen Buche und insbesondere aus dem dritten Theil manch ein Lied übrig, das sich die singende und trinkende Menschheit erobern kann, zumal da fast alle nach bekannten und sangbaren Melodien gedichtet sind. Was dem Dichter unter die Feder kommt, wird zum lustigen Lied, nur wird's manchmal zu lang oder zu münsterisch. Hier wenigstens ein paar Verse. „Die Sprachschrubber“ werden nach „O alte Burschenherrlichkeit“ angesungen:

O deutscher Sprache Reinlichkeit,
Wohin bist du verschwunden?
Wie ließ man dich zu jeder Zeit
Berauben und verwunden.
Wo man nur hinsieht, ringsumher
Fremdwörter täglich mehr und mehr —
O Sprachverein erscheine
Und hilf uns auf die Beine.

Die alten Deutschen freilich auch
Am Ufer ihres Rheines
Manch Fremdwort nahmen in Gebrauch
Und immer dann noch eines.
Doch ging's dem Fremdwort dabei schlecht:
Man machte sich's erst mundgerecht,
Und ließ im Handumdrehen
Ein Lehnwort draus entstehen.

Auch jetzt noch ist der Kinder Brust
In ihrem dunkeln Drange
Des rechten Weges sich bewußt,
Doch dauert das nicht lange.
Dann kommt es auf die hohe Schul',
Da wird dem Sprachgefühle schwul,
Weil sich gelehrte Sachen
Als Fremdwort hübscher machen.

Und tritt der Mensch ins Leben ein,
Dann schreibt er „Reeensionen";
Ein andrer lehrt die Knäbelein
Die „Conjugationen";
Der dritte bald „Assessor" ist,
Ein vierter „Nasenspeecialist" —
Ohn' Fremdwort kann auf Erden
Kein Mensch mehr etwas werden u. s. w.

Um auch eine Probe von der plattdeutschen Dichtung zu geben, hier ein paar Verse aus dem „Waschcouplet":

Dat Waschken, jau dat Waschken is
So neihdig äs män wat,
Das Waschken iss auk schin gewiß,
Wüör man män nich so natt.
De Mensch, kümp he män in de Welt,
Doht s' em in't Sarg herin,
Iss arm he oder hät he Geld,
Erst mott he waschket sien.

— — — — — — — —

Iss Samstags dat Gesplenter graut
Ju'n Stuowen, Kiück, Entree,
De Mann hät siene leiwe Nant,
He mott herut! o weh!
Sall he nich in dat Wärtshuus h'rin,
Makt em kien Waterpien!
He bliww so gärn' in Huuse in,
Laot ji dat Schrubben sien u. s. w.

Summa: ein lustiges Buch von allerlei Humoren, das auch außerhalb Münsters manche Heiterkeit erwecken wird.

Richard Weitbrecht.

Neue Unterhaltungsliteratur.

1. Auf dunklen Pfaden. Heitere und ernste Erzählungen aus dem Rechtsleben von Hans Blum. Berlin, Gebr. Paetel. 1892. 8. 6 M.
2. Bis in die Wüste. Roman aus zwei Welten von Fedor von Zobeltitz. Drei Theile in einem Bande. Berlin, Janke. 1892. 8. 7 M.
3. Thalia in der Sommerfrische. Eine Novelle von G. von Berlepsch. Leipzig, Reißner. 1892. 8. 3 M.

Unter den drei dem Unterzeichneten zur Besprechung vorliegenden Büchern, die sämmtlich zu unserer bessern neuern Unterhaltungsliteratur gezählt werden können, verdient die von Hans Blum herrührende Sammlung dreier Criminalgeschichten am meisten die Beachtung der Leser. Ist der Titel: „Auf dunklen Pfaden" (Nr. 1) auch nicht ganz treffend gewählt, da nur eine der drei Erzählungen uns Einblick in die Nachtseiten des menschlichen Lebens gewährt, die beiden andern aber eine entschiedene humoristische Färbung zeigen, so ist doch die Kunst des Vortrags in allen drei gleich bewundernngswürdig. Dieses Lob müssen wir in erster Linie der zweiten und bei weitem längsten Nummern des Buchs, der Criminalgeschichte: „Der arme Rentner", zuerkennen. Auf Grund der Acten entwirft hier Blum ein überaus spannendes Bild der äußerst verwickelten Criminalunterſuchung über die Ermordung des aus Berlin stammenden Rentners Heinrich Prägner in Sandau in Thüringen durch seinen Schwager Bruno Syrpe unter Beihülfe seiner Frau und Schwiegermutter. Mit ungewöhnlichem Geschick und überzeugender Klarheit macht er uns nach und nach mit allen die That des Mörders beweisenden Belastungsmomenten vertraut, sodaß wir an der Wirklichkeit seiner Schuld sowie an der seiner Helfershelfer nicht einen Augenblick zweifeln können. Doch interessirt uns in dieser Erzählung nicht nur die Fülle eigenartiger Thatsachen, sondern wir fühlen uns auch durch den psychologischen Scharfblick, mit dem der Assessor Bürger die Voruntersuchung leitet, gefesselt und erkennen auch nach dieser Richtung hin die Begabung des Verfassers für charakteristische Darstellung. Was er als Humorist zu leisten vermag, ersehen wir dann aus der dritten Erzählung: „Das Patrimonium Petri. Ein feudale Humoreske aus dem Bewegungsjahre 1849." Der Held dieser Geschichte ist der Studiosus Arnold Weiland aus Halle. Infolge eines Studentenscherzes ist er in Leipzig bei einer solennen Kneiperei zum Präsidenten der deutschen Republik ausgeknobelt worden und hat sich dann an einem Zug Bewaffneter von Leipzig nach Dresden betheiligt, der erst am fünften Tage in Radebeul anlangte. Dort ist er so klug umzukehren, ohne sich die Revolution in Dresden auch nur anzusehen. Statt dessen unternimmt er eine Bergwanderung in das Vogtland. Trotzdem will das Schicksal, daß er in den Verdacht geräth, an den Barrikadenkämpfen theilgenommen zu haben. Während er im Vogtlande das Schloß eines Herrn von Petri, der noch auf seinen Gütern die erbliche Patrimonialgerichtsbarkeit ausübt, abzuzeichnen versucht, wird er bei dieser Arbeit ertappt und von dem übereifrigen Fronvogt Hammersch verhaftet, obgleich der Herr des Schlosses ihn viel lieber über die Grenze seines Bezirks hätte bringen lassen. Hier soll er nun sitzen, bis er sein hochverrätherisches Verbrechen eingestanden hat. Da er aber nichts verbrochen hat, kann er auch nichts eingestehen, was der die Untersuchung leitende Amtmann Meerettig und der Frohnvogt Hammersch für verruchte Verstocktheit ansehen. Dagegen ist der Herr von Petri selbst von vornherein geneigt, an die Unschuld des Studenten zu glauben, und als es sich nun gar zeigt, daß der Verhaftete der Sohn seiner frühern bürgerlichen Geliebten ist, beschließt er, für seine Freilassung zu sorgen. Da er aber vor seinen eigenen

Leuten sich nicht bloßstellen will, greift er zu einer List, die seinem Zwecke vortrefflich dient und doch sein Ansehen bei dem Amtmann und Fronvogt als unerbittlich strenger Gerichtsherr und Gegner aller revolutionären Regungen nicht im mindesten beeinträchtigt. Das ist nun mit so köstlichem Humor erzählt, wie er in unserer Literatur nicht häufig ist, daß man mit innigem Behagen den Worten des Autors folgt. Leider schlägt dieser Humor in der ersten Geschichte des Buchs: „Der Versuchsballon", in der wir von der Täuschung, die der Herr Cantonsrath Stüssi während des letzten Deutsch-Französischen Kriegs durch französische Ballonfahrer erfährt, hören, in bittere Ironie um, weshalb wir gerade die erste Nummer dieser Sammlung als die am wenigsten gelungene bezeichnen müssen. Blum will mit dieser Erzählung die Vorliebe der deutschen Schweizer für die Franzosen verspotten, verfällt aber dabei in den unangenehm überlegenen Ton, der bei uns in Deutschland gern in gewissen Kreisen angeschlagen wird, die von schweizerischen Verhältnissen zu wenig wissen, um sie richtig beurtheilen zu können. Von diesem Fehler, den wir uns aus der bekannten Parteistellung Blum's erklären, abgesehen, ist übrigens auch diese Geschichte gut erzählt, und, da wir es in diesen Blättern nicht mit der Politik zu thun haben, soll uns selbst diese in unsern Augen wenig glückliche Witzelei nicht abhalten, das Buch als Ganzes unsern Lesern warm zu empfehlen.

Eine ähnliche Empfehlung möchten wir auch dem an zweiter Stelle genannten Roman: „Bis in die Wüste" von Fedor von Zobeltitz, mit auf den Weg geben. Wer allerdings in erster Linie in einem Roman Feinheit der Charakterzeichnung und psychologische Wahrheit sucht, dem möchten wir nicht zu der Lektüre des eben angeführten rathen. Von beiden Vorzügen, die einem vollkommenen Romane nicht fehlen dürfen, ist bei Fedor von Zobeltitz nicht viel zu verspüren. Seine Gestalten sind zum guten Theil nach hergebrachten Schablonen angelegt, gut oder bös, sympathisch oder abstoßend, aber zu zeigen, wie sie zu dem wurden, was sie sind, dazu ist von dem Autor kaum ein Versuch gemacht worden. Dagegen besitzt Zobeltitz eine Begabung, die vielen, die als Meister psychologischer Analyse gelten können, abgeht, den Sinn für das Zuständliche und die Fähigkeit, eine spannende, an Ereignissen reiche Handlung zu erfinden. Diese Begabung darf aber nicht unterschätzt werden, denn wo sie fehlt, wird eine tiefere Wirkung auf größere Kreise immer ausbleiben, und doch ist die Dichtung nicht nur für die höher Gebildeten da. Da Zobeltitz sich streng in den Grenzen, die Anstand und Sitte erfordern, hält, dürfte sich sein Werk zur Anschaffung für Volksbibliotheken eignen. Die Vorgänge in Bologna bei der Belagerung durch die Oesterreicher im Mai 1849, die Gefangennahme des Helden Giorgio Negli, seine Flucht mit dem Professor Sommer nach Afrika, das Leben und Treiben in der französisch-afrikanischen Fremdenlegion Algiers, die Schilderung der Pantherjagd und die Begegnung mit dem Löwentödter Cherbonne, der Angriff der fanatischen Araber auf Cherbonne und seine Schützlinge, ihre glückliche Rettung und Rückkehr nach Italien, die Betrügereien Ali Suël's und seine Entlarvung, diese ganze bunte Masse von Begebenheiten ist so geschickt miteinander verknüpft, daß die Aufmerksamkeit, die gleich von Anfang an durch die Schilderung der Casa Biagi und ihres sonderbaren Bewohners, des Orientalisten Salvatore Biagi, erregt wird, bis zum Schlusse nicht abläßt und kritische Bedenken über die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit des Erzählten erst auftauchen, wenn man sich am Schlusse der Lektüre den ganzen Roman noch einmal vergegenwärtigt. Das ist immerhin ein Zeichen dafür, daß der Autor seine Aufgabe geschickt angefaßt und durchgeführt hat, und in der That ersetzt bei ihm der Reichthum seiner Phantasie bis zu einem gewissen Grade den Mangel an tieferer psychologischer Begründung.

Ueberschüttet uns Zobeltitz sozusagen mit einer Fülle von Ereignissen, so hat es die Dichterin G. von Berlepsch (Nr. 3) verstanden, ein an und für sich nur dürftiges Gerippe von Handlung zu einer lesenswerthen Novelle auszuspinnen, deren Inhalt, die unglücklich endende Liebe einer Schauspielerin ohne Begabung zu einem hochbegabten Collegen, nichts Neues und Ueberraschendes bietet, aber durch eine Menge kleiner, fein beobachteter Züge aus dem Leben einer Schauspielertruppe auf dem Lande während des Sommers unsern Antheil gefangen nimmt. Die Zeichnung der Charaktere ist weit gelungener und sorgfältiger ausgeführt, als man es sonst bei novellistischen Versuchen aus weiblicher Feder gewöhnt ist, und die Gemüthswärme, die das Ganze durchdringt, berührt im hohen Grade wohlthuend.

A. Hermann.

Philosophische Schriften.

1. Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele von Wilhelm Wundt. Zweite umgearbeitete Auflage. Hamburg, L. Voß. 1892. 8. 10 M.
2. Das Wachsthum der Energie in der geistigen und organischen Welt von M. Carriere. (Aus den Abhandlungen der königlich bairischen Akademie der Wissenschaften.) München, Franz. 1892. Gr. 8. 2 M.

Bei dem ersten Erscheinen dieses Werks war die experimentelle Psychologie noch ein Zukunftsprogramm, für dessen Erfüllung außerhalb der damals eben erst von Fechner beschrittenen Bahn der Psychophysik noch wenig gethan war und dessen Durchführbarkeit allerwärts mistrauischen Zweifeln begegnete. Ich selbst aber war noch wenig geübt in den schwierigen Aufgaben jener psychologischen Analyse, und so kam es, daß ich selbst die erste Auflage vor dreißig Jahren bald als eine Jugendsünde betrachtete.

So äußert sich Wundt (Nr. 1) in der neuen Vorrede und wir sind ihm zu Dank verpflichtet, daß er eine Umarbeitung des alten, aber kein neues Buch gebracht hat.

Um so sicherer zeigt er damit, was er für veraltet ansieht. Dabei wahrte er, wie er sagt, dem Werke die Klarheit und Frische der ersten Darstellung und, was uns wichtiger noch erscheint, er wahrte dem Buch seinen verhältnißmäßig kleinen Umfang, der es auch für nicht streng philosophische Kreise zugänglich macht. Eine Verbreitung des Buchs ist um so mehr zu wünschen, als die Zusammenstellung der Resultate dreißigjähriger gewissenhafter Arbeit den letzten Rest des Zweifels an dem Werth und der Nothwendigkeit solcher wissenschaftlichen Psychologie beseitigt und dabei den Unwerth jenes sogenannten Philosophirens über die Einfachheit, Immaterialität, Unräumlichkeit der Seele u. s. w. erst recht erkennen läßt.

Nach einem kurzen Hinweise auf die philosophische Vorgeschichte der Psychologie erörtert der Verfasser zuerst die Methode und die Hülfsmittel der naturwissenschaftlichen psychologischen Forschung, die Messung und Berechnung der Empfindungsstärke, die Beziehung zwischen Reiz und Empfindung. Gesetzmäßigkeiten hierbei wurden zuerst von Ernst Heinrich Weber festgestellt, während Gustav Theodor Fechner ihre Allgemeingültigkeit für alle Sinnesgebiete erkannte und damit den Grund zu einer exactern Theorie der Empfindung legte. Für solche, welche bereits hörten, daß es bei diesen Gesetzen z. B. heißt: „Die Empfindung wächst wie der Logarithmus des Reizes", wollen wir beifügen, daß bei der Klarheit der Darstellung selbst demjenigen, welcher keine Ahnung von Logarithmen hat, die Sache in den Mund gelegt wird und daß der Verfasser im übrigen ein Eingehen in abstracte Mathematik vermeidet. Trotz des Eingehens in experimentelle Verhältnisse ist daher die Kenntnißnahme der dreizehn ersten Vorlesungen, welche die Empfindungen, zumal die Ton- und Lichtempfindungen behandeln, nicht nur ein Nutzen, sondern auch ein Genuß. Die folgenden Vorlesungen, bis zur zweiundzwanzigsten, behandeln die seelischen Erscheinungen, z. B.: Gefühl, Wille, Vorstellung, Bewußtsein, Perception, Apperception; Association und Assimilation der Vorstellungen; Begriffe und Urtheile; geistige Störung; Traum, Hypnotismus, Suggestion. Die Vorlesungen 23 bis 29 behandeln die Aufgabe der Thierpsychologie, den Unterschied von Thier und Mensch, Trieb, Willens-, Instinethandlungen u. s. w. Die dreißigste Vorlesung bringt Schlußbetrachtungen.

Wir bedauern, nicht auf Einzelheiten eingehen zu können, und verweisen nur besonders auf die wichtige Darstellung der Beziehung von Vorstellung, Gefühl und Willen zueinander, auf die Associationen der Vorstellungen, bei denen der Verfasser mit Recht sagen kann: der Mensch denkt nicht immer. Wichtig ist auch die vorurtheilslose Betrachtung von Wille und Instinct. Auffallend ist uns, daß der Verfasser neben den Vorstellungen nicht die Anschauungen hervorhebt. Vorstellungen sind immer sprachliche Gebilde, sie sind unvollständige Begriffe. Anschauungen dagegen enthalten die sprachlich nicht wiederzugebenden Formen und Gestalten der Dinge, und in der Botanik z. B. ist oft der Eindruck des Habitus, d. i. das angeschaute Ganze, wichtiger als die begriffliche Beschreibung; die Thiere denken nur in Anschauungen. Ein Eingehen auf einzelne Gefühlsformen, wie ethische, religiöse oder ästhetische, liegt dem Verfasser fern, sein Buch findet in dieser Hinsicht Ergänzung in dem aus dem Leben gegriffenen „Leben der Seele" von Lazarus. Nur auf die logischen Gefühle geht der Verfasser etwas ein, da sie vielfach unberücksichtigt bleiben. Seine Aufgabe ist daher, wenn man will, nur eine beschränkte. Er geht von der Thatsache aus, daß der Mensch ein mit Sinnesorganen begabtes, denkendes, fühlendes, wollendes Wesen ist und erforscht nun, in welcher Weise die diese Sinne treffenden äußern Reize Anlaß geben zu den das Leben der Seele bildenden Empfindungen, Gefühlen, Vorstellungen und Willenserscheinungen. Diese Erforschung ist aber nur möglich bei gewissenhaftester Beobachtung des thatsächlich Gegebenen, d. i. nur auf dem Wege naturwissenschaftlicher Beobachtung. Die Vielheit des zu Beobachtenden läßt aber sofort das Gebiet als endlos und somit die Beschränkung als nothwendig erscheinen.

Als Resultat seiner Forschungen stellt nun der Verfasser die Thatsache des, wie er sagt, psychophysischen Parallelismus hin. Sinnliche, körperliche oder physische Vorgänge geschehen im Menschen neben seelischen oder psychischen. Physisches und Psychisches steht in Wechselbeziehung, in Wechselwirkung zueinander. Naturwissenschaftlich ist somit festgestellt, daß die Behauptung des Materialismus: die seelischen Erscheinungen seien Erzeugnisse des Leibes, unwissenschaftlich ist; ebenso unwissenschaftlich ist aber die sogenannte idealistische Behauptung: Leib und Welt seien nur Gebilde der Vorstellung. Der weitere Werth dieser naturwissenschaftlichen Forschung liegt aber in dem Nachweis, daß der Wille nicht ohne Gefühl, das Denken nicht ohne Wille ist, daß überhaupt die drei Thätigkeiten oder Zustände oder Vermögen in einheitlicher Beziehung stehen, ein einheitliches Ganzes bilden, sodaß es falsch ist: Seele oder Geist nur aus einem dieser drei, nur aus dem Denken oder dem Willen oder dem Gefühl sich entwickeln zu lassen. Die Seele ist somit, wie bereits Augustin behauptete, ein in Denken, Fühlen und Wollen einheitliches, persönliches Wesen. Sie ist im entwickelten Menschen, sagt der Verfasser, eine einheitliche, selbstbewußte, sittlich wollende Summe des Wollens, Fühlens und Denkens. Auffallend ist nun wieder, daß der Verfasser sagt, man könne wol von einem materiellen Substrat, aber nicht von einem Seelensubstrat reden. Mit Recht sagt er, die Seele ist ganz Fühlen, Denken und Wollen und es hat keinen Sinn, daneben noch eine wirkende Substanz anzunehmen. Aber auch Sonne, Erde, Mond und Sterne sind ganz Schwerkraft, ganz Anziehung und es hat keinen Sinn, daneben noch eine materielle Substanz anzunehmen. Bereits Kant sagte mit Beziehung hierauf: Die Materie ist das bewegend Bewegliche, das anziehend Angezogene. Hiernach heißt die Materie Kraft als Bewegendes oder Anziehendes, sie behält den Namen Materie oder Stoff als

Bewegtes oder Angezogenes (als Last oder Widerstand Leistendes). Das kleinste Massetheilchen kann daher Kraft und kann Stoff oder Substrat genannt werden, da es Anziehung ausübt und angezogen wird. Ebenso kann man aber auch die Seele eine Kraft, einen selbstbewußten, sittlichen Willen nennen und man kann von ihr auch als von einem Substrat oder Stoff des sittlichen Willens, Fühlens und Denkens reden. Namentlich bei der Unsterblichkeitsfrage, welche der Verfasser ebenfalls berührt, ist es wichtig zu denken, daß die Seele, obgleich sie nur durch die Thore der Sinne die Summe ihres Inhalts sich aneignen konnte, trotzdem, bei dem Parallelismus der Vorgänge, nach dem Zerfall des physischen Leibes, mit ihrem angeeigneten Inhalt als ein Daseiendes, als seelische Substanz fortdauern kann.

Die Schlußworte von Carriere's Abhandlung (Nr. 2) lauten:

Durch die Steigerung der Energie vermöge des Wachsthums der sich erinnernden Innerlichkeit ringen wir uns aufwärts im Emporgange des Lebens, gewinnen in fortschreitender Selbstbildung vollere, höhere Formen des Daseins, und erbauen in Gott auf dem Grunde der anorganischen Welt und ihrer Nothwendigkeit ein Reich des Geistes und der Freiheit, des Guten, Wahren, Schönen.

Diesen Gedanken stimmen wir um so freudiger bei, als es heute vielfach Mode ist, von einem Niedergang des geistigen Lebens zu reden. Trotzdem können wir wegen der Ueberschrift ein Bedenken nicht unterdrücken. Im Unorganischen gilt ganz allgemein das Gesetz von der Erhaltung der Energie, der Kraft, dem Vermögen, der Wirksamkeit. Auch im Geistigen nun, scheint uns, kann und muß man reden von einem Gesetz der Erhaltung der Kraft und des Vermögens; denn bei den neuern Dichtern und Denkern kann man, einem Aeschylus, Sophokles, Plato, Aristoteles, Augustin u. s. w. gegenüber, sicher nicht von einer größern Kraft des Denkens, Fühlens und Wollens reden. Carriere selbst aber weist vortrefflich die Macht der Erinnerung nach. Alte Vorstellungen bleiben im Gedächtniß, werden verbessert, neue richtigere treten hinzu und nun stellt sich dem richtigern Denken, Fühlen und Wollen auch eine leichte, nutzenbringende Verwendung, anschaulich zumal in Industrie und Gewerbe, zur Seite. Somit steigert sich die Wirksamkeit des geistigen Lebens, wenn auch im einzelnen die Kraft oder das Vermögen des Denkens, Fühlens und Wollens gleich bleibt. An Stelle des vieldeutigen Wortes Energie wünschten wir das eindeutige Wort Wirksamkeit. Diese wächst, zumal die richtigern Vorstellungen mehr als in frühern Zeiten sich in den Volksmassen ausbreiten. Beim Organischen könnte man nach dem Zuwachs fragen, insofern in geschichtlicher Zeit keine Aenderung der Formen eintrat; man könnte nach dem Verhältniß der Riesenformen der Vorzeit zu den mannichfaltigern, edlern Formen der Organismen der Neuzeit fragen. Doch sehen wir von diesen Fragen ab, da dem Verfasser das geistige Leben die Hauptsache ist und der Schwerpunkt seiner Schrift in dem trefflichen Nachweis der Zunahme der Wirksamkeit und Leistungsfähigkeit des geistigen Lebens liegt. Wir stimmen ihm bei, daß thatsächlich richtigeres Denken, Fühlen und Wollen in immer weitere Kreise der Menschheit eindringt und eindringen muß und von jedem Einzelnen immer energischer angeeignet und bethätigt werden soll und muß. In dieser Uebereinstimmung begrüßen wir die neue Abhandlung des unermüdlichen Altmeisters des Idealismus; sie hat der Modephilosophie gegenüber ihre größte Berechtigung. Auch bei dieser Schrift ist zu rühmen, daß der Verfasser, wie in seinen frühern Arbeiten, naturwissenschaftliche Forschungen, auch die von Wundt, mehr als andere Philosophen zu verwerthen sucht. Mit Recht hebt er S. 59 hervor, daß er und neben ihm J. H. Fichte stets Raum und Zeit als Wirkungsformen alles Realen, also auch der Seele, dargethan hätten. Doch müssen wir in Betreff des Einzelnen um so mehr auf die anregend und begeisternd geschriebene Schrift selbst verweisen, als sie eine solche Fülle von Stoff und Gedanken bringt, daß wir sie eine Uebersicht der Resultate der neuern Philosophie nennen können.

L. Weis.

Feuilleton.

Einige kleine Goethe-Schriften, die im Laufe des Jahres erschienen sind, seien hier zusammen erwähnt. Erstlich das Büchlein von Karl Ulbrich: „Goethe's Sprache und die Antike" (Leipzig, W. von Biedermann). Wenn es den Leser auch etwas wunderbar anmuthet, Goethe gerade so behandelt zu sehen wie einen antiken Schriftsteller, so ist doch der Fleiß und die große Sorgfalt, die der Verfasser auf sein Thema verwendet hat, aller Anerkennung werth. Auch ist ja der Fleiß nicht vergeblich gewesen. Diese „Studien zum Einfluß der classischen Sprachen auf Goethe's poetischen Stil" bringen den Beweis, daß Goethe's Sprache in den Dichtungen, die unter classischem Einfluß entstanden sind, in Wortstellung und Wortgebrauch und in einzelnen syntaktischen Verhältnissen, sowie bei einzelnen Redetheilen in Abhängigkeit von der Antike steht. Daß man in der Gegenwart, wo sociale Fragen im Vordergrunde stehen, auch auf Goethe's Behandlung solcher Fragen in seinen Romanen zurückgekommen ist und hier manches gefunden hat, was viele für die Weisheit der allerjüngsten Zeit gehalten hatten, ist ja nicht verwunderlich. Ausführlich und sehr schön hat hierüber vor einigen Jahren O. Harnack in seinem Buche: „Goethe in der Epoche der Vollendung" gehandelt. Ihm schließen sich zwei kleine Schriften an von Gerlach: „Goethe als Socialpolitiker" (Dessau, R. Kahle) und A. Mühlhauser: „Goethe ein Socialist?" (Leipzig, O. Wigand). Sie zeigen uns, wie Goethe's Erziehungsgrundsätze und seine socialen Anschauungen in der Forderung größtmöglicher Freiheit für das Innenleben der Individuen bei strenger Unterwerfung unter das Heil des Staats in allem Aeußern gipfeln und wie seine praktische Philosophie in der selbstlosen unbedingten Thätigkeit und in der Erziehung zur Ehrfurcht alles Heil sah. Die nun gedruckt vorliegende Rede von H. von Helmholtz: „Goethe's

Vorahnungen kommender naturwissenschaftlicher Ideen", die er in der Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft am 11. Juni 1892 gehalten hat, haben wir schon in dem Bericht dieser Versammlung besprochen. Deshalb sei hier nur auf das Erscheinen dieser geistvollen und gedankenreichen Rede in Buchform (Berlin, Gebr. Paetel) hingewiesen.

— Die vor acht Jahren preisgekrönte Kleist-Biographie von O. Brahm liegt zur Zeit in dritter Auflage vor (Berlin, F. Fontane). Der Anhang zeigt, daß der Verfasser bemüht gewesen ist, was Zolling in seiner Ausgabe, was Erich Schmidt, Seuffert und Brahm selber in den letzten acht Jahren Neues herbeigebracht haben, in der neuen Auflage zu verwerthen.

— Im August d. J. ist das zweite Heft der „Monatshefte der Comenius-Gesellschaft" ausgegeben worden. Es enthält, wie das erste, eine Fülle des Interessanten. Ein Aufsatz des Pfarrers Mämpel in Seebach bei Eisenach beschäftigt sich mit den „interconfessionellen Friedensidealen des Comenius" und bringt damit eine bisher wohlgekannte, aber wenig studirte Seite des großen Pädagogen zu allgemeinerer Würdigung. Joh. Craesalа stellt die in den Schriften des Comenius verstreuten Stellen autobiographischen Inhalts zusammen, eine sehr dankenswerthe Arbeit. Aus dem weitern Gebiete, das die Comenius-Gesellschaft zu bebauen übernommen hat, ist die vierte Arbeit: „Aus neuern Handschriftenverzeichnissen" zu nennen; diese Zusammenstellung von handschriftlichem Material zur Geschichte der Waldenser, Begharden, Wielefiten, Hussiten u. s. w. wird jedem, der sich mit der Geschichte der christlichen Sekten und Lehrmeinungen beschäftigt, von großem Nutzen sein. Der Literaturbericht enthält eine werthvolle Zusammenstellung der gedruckten Literatur zur Geschichte des Didaktikers Wolfgang Ratichius. Die mühsame Arbeit ist von Herrn Gideon Vogt. Nachrichten und ein geschäftlicher Theil schließen den Band; hier ist im Abdruck der Correspondenz des Vereinsvorstandes mit Bürgermeistern und Ministern des Guten doch wol etwas zu viel geschehen.

— Noch im Laufe des Octobers soll ein neues Werk von P. K. Rosegger im Verlage von A. Hartleben in Wien erscheinen, das den Titel „Allerlei Menschliches" führen wird.

— „Karl Lachmann's Briefe an Moritz Haupt" werden von J. Vahlen (Berlin, G. Reimer) demnächst herausgegeben werden.

— Die Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart veranstaltet eine illustrirte Prachtausgabe von Uhland's Gedichten.

— Paul Lindau's neuester Roman „Hängendes Moos" soll noch im October (Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt), Ossip Schubin's neuestes Werk „Finis Poloniae" (Dresden, H. Minden) im December erscheinen.

Bibliographie.

Berg, A., Lieder. Dresden, E. Pierson. 12. 2 M.

Bilder, kleine. Erzählungen und Skizzen englischer Novellisten. Uebersetzt von L. v. C. Leipzig, V. Ottmann. 8. 1 M.

Bismarck, Fürst, in Jena. Zur Erinnerung an den 30. und 31. Juli 1892. Bericht des Zentralkomitees. Jena, G. Neuenhahn. Gr. 8. 50 Pf.

Bismarck's Reise nach Wien und ihre Folgen. Neuestes Stadium der Fronde. Von Fürchtegott Peinlich, Registrator im Dienste der geschichtlichen Wahrheit. Trier, Paulinus-Druckerei. Gr. 8. 50 Pf.

Bismarck und Caprivi. Vier Aufsätze aus dem „Deutschen Wochenblatte". Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 50 Pf.

Bittrich, M., Spreewald-Geschichten. Heiteres und Ernstes aus dem Spreewald-Leben. Leipzig, V. Ottmann. 8. 1 M.

Bleibtreu, K., Geschichte und Geist der europäischen Kriege unter Friedrich dem Großen und Napoleon. Kritische Historie. 1. Bd.: Friedrich der Große und die Revolution. Leipzig, W. Friedrich. Gr. 8. 3 M.

Böcker, E., Vision. Ein vaterländisches Gedicht. Frankfurt a. M., Mahlau u. Waldschmidt. 8. 75 Pf.

Böhmer, J., Der Allgewaltige und Alleserschaffende Unsichtbare in der Natur oder das Geheimniß der Weltregierung. Baumholder. (Meisenheim, J. Feickert.) Gr. 8. 2 M.

Boy, J., Doktor Allwissend. Ein Schauspiel für die Volksbühne. Cöthen, Schriften-Niederlage des Evangelischen Vereinshauses. 8. 45 Pf.

— — Die Spiritisten. Ein Schauspiel für die Volksbühne. Cöthen, Schriften-Niederlage des Evangelischen Vereinshauses. 8. 40 Pf.

Bungeroth, H., Der Simultanstaat. Seine Grundlage, sein positives Recht und seine Entwicklung. 1. Der Ursprung und das Wesen des Simultanstaates, nach philosophischen Grundsätzen entwickelt. Barmen, D. B. Wiemann. 8. 2 M. 40 Pf.

Cassel, P., Epikuros, der Philosoph, vertheidigt und erklärt. Berlin, R. Boll. Gr. 8. 1 M.

Christ, Sophie, Eine Gebirgsreise. Oberammergau und die Königsschlösser. Mainz, F. Kirchheim. 8. 1 M. 50 Pf.

Dietrich, A., Friedrich der Freidige. Ruhmesblätter und Sagenklänge aus Thüringen. Dresden, E. Pierson. 8. 2 M.

Eminescu, M., Deutsche Uebertragungen aus den auserlesenen Gedichten des verstorbenen rumänischen Poeten M. E., von E. Grigorovitza. Bucarest, Ig. Hertz. 8. 3 M.

Fleischmann, O., Die vorige und die kommende Revolution. Eine Vorlesung, aus Anlaß des französischen Revolutionsjubiläums dem deutschen Volke gehalten. Kaiserslautern, J. J. Tascher. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Forschungen, theatergeschichtliche. Herausgegeben von Berthold Litzmann. V.: Die deutschen Fortunats-Dramen und ein Kasseler Dichter des 17. Jahrhunderts. Von P. Harms. Hamburg, L. Voß. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Geißler, K. W., Der Brautwerber. Ein Lustspiel. Magdeburg, A. Rathke. 8. 2 M.

Gottesheim, R. Freih. v., Einsame Sterne. Epische und lyrische Dichtungen. Dresden, E. Pierson. 8. 2 M.

Gottscheid, F., Der Schlosser. Ein sociales Lebensbild. Danzig, R. Barth. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Graffunder, P., Colombo. Dichtung, für musikalische Composition verfaßt. Leipzig, W. Friedrich. 8. 1 M.

Hebbel's, F., Sämmtliche Werke. 12 Bde. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 12 M.

Hopfen, H., Neues Theater. 1. Bdchn.: Die Göttin der Vernunft. Trauerspiel. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 3 M.

Jacob, C., Der Leipzig-Elbe-Canal und der Weg über Torgau. Torgau, C. Jacob. Lex.-8. 60 Pf.

Klaußmann, A. O., Pigne-Aß. Kriminalroman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 3 M.

Koeber, R. v., Die Lebensfrage. Eine erkenntnis-theoretische Studie. Leipzig, W. Friedrich. Gr. 8. 1 M.

Lasius, T., Aus „wachen Träumen". Dichtungen. Zürich, C. Schmidt. 12. 80 Pf.

Ledersteger, Baron v., Oesterreichs Mission im Orient. Berlin, Cassirer u. Danziger. Gr. 8. 50 Pf.

Niemann, A., Voll Dampf voraus. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 6 M.

Nur die Währungsfrage löst die soziale Frage. Eigenartiger Kurs von Sincerus. Berlin, Cassirer u. Danziger. Gr. 8. 1 M.

Revel, H. A. (Hugo Neumann), Der Muezzin. Lyrisches Drama. Mostar. (Leipzig, Literarische Anstalt Aug. Schulze.) Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Rohling, A., Die Wirthschaft der guten Juden und die Weltnoth der Gegenwart. Ein Wort für das Volk. Wien, Lesk u. Schwidernoch. Gr. 8. 1 M.

Romanes, G. J., Darwin und nach Darwin. Eine Darstellung der Darwin'schen Theorie und Erörterung darwinistischer Streitfragen. 1. Bd. Die Darwin'sche Theorie. Aus dem Englischen von B. Vetter. Mit dem Bildniss Charles Darwin's und 124 Figuren im Text. Leipzig, W. Engelmann. 8. 9 M.

Schneider, H., Gegen Falb's kritische Tage. Eine Kritik. Berlin, F. Dümmler. Gr. 8. 50 Pf.

Schulze, B., Diesseits und Jenseits. Confessionslose Gedanken über die höhere Bestimmung des Menschen. Berlin, R. Heinrich. Gr. 8. 50 Pf.

Simacek, M. A., Die Sünden der Väter. Roman. Aus dem Böhmischen von E. M. Vacano. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 1 M.

Sommer, R., Grundzüge einer Geschichte der deutschen Psychologie und Aesthetik von Wolff-Baumgarten bis Kant-Schiller. Nach einer von der königlich preussischen Akademie der Wissenschaften in Berlin preisgekrönten Schrift des Verfassers dargestellt. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 10 M.

Steinbach, A., Gedichte. Dresden, E. Pierson. 8. 3 M.

Stiefenhofer, Rosine, Das Schloß am Rhein oder Bilder aus einem Familienleben. Novelle. Stuttgart, Strecker u. Moser. 8. 60 Pf.

— — Der letzte Graf von Linzgau. Ein dramatischer Versuch. Stuttgart, Strecker u. Moser. 8. 80 Pf.

Strecker, K., Der Sang vom Mönchgut. Epische Dichtung in zehn Gesängen. Stralsund, Bremer. 12. 2 M. 75 Pf.

Trute, W., Die Zigeunerin. Episch-lyrisch-dramatisches Gedicht. Dresden, E. Pierson. 12. 2 M.

Uhland's Gesammelte Werke in 6 Bdn. Mit einer biographisch-litterarhistorischen Einleitung von H. Fischer. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 8. 6 M.

Von Blume zu Blume. Lieder eines Verliebten. Dresden, E. Pierson. 12. 1 M. 50 Pf.

Wackernagel, R., Klein-Basler Gedenkfeier 1392—1892. Festspiel. Basel, B. Schwabe. 12. 40 Pf.

Wilhelm II. Ein deutsches Fürstenbild am Ende des Jahrhunderts. Berlin, Heichen u. Skopnik. Gr. 8. 1 M.

Wussow, v., Staat und Recht, Religion und Kirche. Eine physiologische Studie. Graudenz, J. Gaebel. Gr. 8. 80 Pf.

Zimmermann, K., Die Störungen im Mechanismus der Gesellschaft. Karlsruhe, E. Kundt. 12. 1 M.

Zimmermann, M. G., Kunstgeschichte und Litteratur an den Kunstakademien. Leipzig, A. Seemann. Gr. 8. 60 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Franz von Kleist. Eine literarische Ausgrabung von **Dr. Jul. Schwering.** 60 Pfg.

Von demselben Verfasser ist erschienen:

Franz Grillparzers **hellenische Trauerspiele** auf ihre literarischen Quellen und Vorbilder geprüft. 183 S. Gr. 8°. 2,80 Mark. — Die vorzüglich beurtheilte Schrift bildet einen wichtigen Commentar zu den Werken Grillparzers.

Lieder und Bilder. **Gedichte.** Brosch. 1 Mark 60 Pfg., gebd. 2,60 Mark.

Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Indarsabhā des Amānat.

Neuindisches Singspiel

in lithographischem Originaltext mit Uebersetzung und Erklärungen sowie einer Einleitung über das hindustanische Drama

von

Friedrich Rosen.

8. Geh. 8 M.

Die vorliegende Schrift eröffnet ein neues Feld, das der modernen dramatischen Literatur des Hindustani, indem sie das für indisches Wesen charakteristische Feenmärchen des Dichters Amanat in wortgetreuer Uebersetzung mit zahlreichen Erläuterungen und einer Einleitung über das heutige indische Drama enthält. Der in Indien selbst hergestellte Originaltext ist beigefügt. Das Werk ist für Orientalisten von besonderer Bedeutung, aber auch für Ethnographen von grossem Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

STAATENBUND UND BUNDESSTAAT.

UNTERSUCHUNGEN

ÜBER

DIE PRAXIS UND DAS RECHT DER MODERNEN BÜNDE.

Von

Dr. J. B. WESTERKAMP,

O. Ö. PROFESSOR DER RECHTE AN DER UNIVERSITÄT MARBURG.

8. Geh. 14 M.

Der Verfasser bestimmt den Unterschied von Staatenbund und Bundesstaat auf Grund eingehender Untersuchung der Praxis und des Rechts der germanischen, angelsächsischen und romanischen Bünde. Für Staatsrechtslehrer unentbehrlich, sind seine Untersuchungen auch für Mitglieder der gesetzgebenden Körperschaften, für Juristen und für Journalisten von hervorragendem Interesse.

Deutsche Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben erschienen:

Kriegsfahrten
eines alten Soldaten im fernen Osten.

Nach den Aufzeichnungen
eines ehemal. Offiziers der niederl.-ostind. Armee
erzählt von

E. von Barfus.

Preis geheftet M. 3. —; fein gebunden M. 4. —

Der Verfasser erzählt in diesem Buche eine Reihe von Erlebnissen, die er während eines neunjährigen Aufenthalts auf den Sundainseln und den kleineren Inseln des malaiischen Archipels gehabt. In fesselnder Weise entrollt sich vor dem Leser ein Bild aus dem Leben eines ehemals deutschen Offiziers im Dienste der niederländischen Kolonialarmee, dem es nicht an interessanten, tragikomischen und hochdramatischen Momenten fehlt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Bibliotheca Germanica

7026 Werke und Abhandlungen aus dem Gebiete der **Germanischen Philologie, Literaturgeschichte und Volkskunde.**
VIII, 202 Seiten. Gr. 8°-Format.
Preis M. — 80.
Verlag von **Gustav Fock** in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein Jahr meines Lebens.
1848—1849.

Von

Alexander Grafen von Hübner.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Dieses neue Werk des kürzlich verstorbenen Diplomaten und geistreichen Schriftstellers, sein Tagebuch aus ereignißvoller Zeit, hat durch die eingehende Schilderung des Aufstandes in Oberitalien, sowie der wiener Revolution von 1848 und der Thronbesteigung Kaiser Franz Joseph's allgemeine Aufmerksamkeit erregt.

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 43. — 27. October 1892.

Inhalt: Hans Hoffmann. Von Karl Heinemann. — Aus der Geschichte des deutschen Volksdramas. Von Ludwig Fränkel. — Neue Romane. Von Benno Rüttenauer. — Dramatische Werke. Von Friedrich Kummer. — Zur neuern Geschichte. Von Friedrich Bienemann. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Hans Hoffmann.

Von Gottfried Keller ist jüngst ein treffendes und kräftiges Wort über den Streit, der unter Dichtern und unter Kritikern seit einem Jahrzehnt tobt, bekannt geworden. „Das beständige Streiten um Theorien und Recepte", so meinte er einst zu Konrad Ferdinand Meyer, „ist mir immer zuwider gewesen. Der Dichter soll Schönes schaffen; das Wie ist seine Privatsache." Fast sollte man meinen, Meister Gottfried habe unsere Tage und die neuesten schöngeistigen Erzeugnisse vorausgeahnt. Nachdem der Ruf: hie Idealismus, hie Realismus in der Kritik bis zu Tode gehetzt war — konnte man doch kaum eine Kritik lesen, die nicht für oder wider mit Leidenschaft Partei nahm —, als die Naturalisten nach kurzem Siegesrausche anscheinend den Rückzug antraten, da zog eine neue Phalanx mit neuer Kampfesweise in das Feld. Um die gefährdete Stellung zu vertheidigen, holten gerade unsere bedeutendsten Dichter die schon längst ästhetisch verurtheilte und in die Rumpelkammer geworfene Tendenzdichtung hervor und Heyse schrieb in einem Jahre „Merlin", „Marienkind" und „Wahrheit", Wildenbruch „Das heilige Lachen" und Wilbrandt „Hermann Ifinger", alle mit der ausgesprochenen Tendenz, dem gefürchteten Realismus ein Ende zu bereiten. So wurde denn der bis zum Ueberdruß in der Theorie geführte Streit nun auch in die Dichtung übertragen.

Da ist es denn eine wahre Freude, einem Dichter zu begegnen, der nichts weiß von dem unseligen Kampf um Worte, der mit lachendem Antlitz über den unlösbaren Knoten hinwegschreitet und der, um ein Merck'sches treffendes Wort zu Ehren zu bringen, nicht das Poetische zu verwirklichen, sondern dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben sucht. Ein solcher Dichter ist Hans Hoffmann. Und noch ein anderes wird dem aufmerksamen Beobachter der neuesten Literatur nicht entgangen sein. Es geht ein sentimentaler weltschmerzlicher Zug durch die neuesten Dichtungen, zu welcher Schule die Dichter sich auch bekennen. Das Bestreben, die Nachtseiten der Menschen aufzusuchen, nicht die Freude, sondern den Schmerz, nicht das lachende Glück, sondern das verzweifelnde Unglück zu schildern, auf die überreizten Nerven der Leser durch die Darstellung ungeheuerer Leiden, schrecklicher Schicksale zu wirken, das haben auch die Herren von der idealen Richtung der „Jüngsten" abgelauscht. Scheint es doch, als habe man ganz den eigentlichen Zweck der Poesie vergessen, den ihr größter Vertreter einmal mit den Worten bezeichnet hat: „Die wahre Poesie kündet sich dadurch an, daß sie als ein weltliches Evangelium durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen uns von den irdischen Lasten zu befreien weiß; wie ein Luftballon hebt sie uns mit dem Ballast, der uns anhängt, in höhere Regionen."

Auch hier sind es wieder die Werke Hans Hoffmann's, die diese Forderung des Meisters herrlich erfüllen. Da ist Lebensfreudigkeit und Frühlingsluft, da ist Heiterkeit und Frohsinn, da zeigt sich auch noch das befreiende, herzerquickende Lachen, das die „Moderne" ganz aus der Poesie vertrieben hatte, und selbst in den tragisch angelegten Dichtungen waltet nicht die Verzweiflung, sondern eine hohe Nemesis, die uns mit dem Geschick des Helden versöhnt. Nicht niedergedrückt, sondern erhoben, nicht empört über die Ungerechtigkeit der Welt, sondern mit dem trostreichen Gedanken scheiden wir auch von Hoffmann's tragischen Charakteren, daß ihr Schicksal ihr Charakter war.

Es ist wol natürlich, daß ein so optimistisch gesinnter humorvoller Dichter sich auch komischen Stoffen zugewandt hat. Wir besitzen ein heiteres Epos von ihm, „Der feige Waldemar", kleine, entzückende meist humoristische Novellen, die unter dem Titel: „Geschichten aus Hinterpommern" vereinigt worden sind, und einen großen humoristischen Roman: „Der eiserne Rittmeister." Aber gerade der letztgenannte hat uns am wenigsten befriedigt. Es ist ein schweres Beginnen, das selbst Hoffmann's Kunst nicht gelungen ist, eine humoristische Gestalt drei Bände hindurch

als humoristische festzuhalten. Die Handlung schleppt sich nur mühsam vorwärts, der Held, Rittmeister Jagetenfel, mit dem von Anfang bis zu Ende festgehaltenen komischen Motiv der allzu streng durchgeführten Verwirklichung des kategorischen Imperativs Kant's kann nur schwer unsere Sympathie erringen und nur einige prächtige Nebengestalten, wie die mit reichster Kunst geschilderte Hildegard, ein Musterbild weiblicher Klugheit und Liebenswürdigkeit, erhalten dem Roman unser Interesse.

Hans Hoffmann's Stärke liegt nicht in dem weit ausgesponnenen epischen Roman, sondern in der dramatisch zugespitzten Novelle, nicht in dem laut und prätentiös auftretenden Witz, sondern in dem schalkhaften, befreienden Humor, der unter Thränen lächelt. Der Dichter ist gar kein Witzbold und man thut ihm bitter Unrecht, wenn man seine Novellen, wie es häufig mit seinen Schulgeschichten geschieht, unter dem Gesichtspunkte der Humoreske betrachtet. Nein, er ist eine tiefangelegte, mehr ernste Natur und auch seine Stoffe sind ihrem innersten Kern nach ernst, ja oft tragisch, aber sie zaubern in uns jene weltfreudige Stimmung hervor, die die schönste Wirkung der Poesie ausmacht, jenes stille, vergeistigte Lächeln, das zwar nicht die Lachmuskeln, aber Herz und Geist in Bewegung setzt.

Die Novelle der Gegenwart hat ihre Fesseln gesprengt. Sie begnügt sich meist nicht mehr mit der Erzählung *eines* bedeutenden Ereignisses, der Dichter legt nicht mehr seine ganze Kunst auf die Aufgabe, durch ihre Theilnahme an diesem *einen* Ereigniß die handelnde Person zu charakterisiren, sondern er nimmt, wie der Dramatiker, einen größern Abschnitt aus dem Leben eines Menschen, er legt in den Stoff einen mehr oder weniger tragischen Conflict mit Schürzung und Lösung des Knotens und unterscheidet sich vom Romandichter, wie der Dramatiker vom Epiker, nur durch die straffe Form, die Einheit der Handlung, die Zuspitzung des ganzen Stoffs auf einen Punkt, die Peripetie.

In dieser Art von Novellen ist Hans Hoffmann Meister. Sie sind nicht zur Unterhaltung, zur Ausfüllung müßiger Stunden geschrieben, sie prägen sich uns für immer und unvergeßlich ein, weil sie wahre Menschen und ergreifende Conflicte schildern. Eine seiner Lieblingsfiguren ist der Gymnasiallehrer, nicht der der Gegenwart, sondern aus der Zeit, da Hoffmann Schüler oder junger Lehrer war; weltvergessene Menschen, die äußerlich in ihrer Zeit, ihrem Denken und Fühlen nach im Alterthum lebten. Da ist in der Novellensammlung: „Das Gymnasium zu Stolpenburg", der ewige Hülfslehrer Christian Dinse der Novelle: „Handschrift A", der der genannten Handschrift des Nibelungenliedes zu Liebe Amt und Liebe preisgibt und eher auf sein Lebensglück als auf seine Ueberzeugung verzichtet. Da ist der Stockphilologe Martin Löwe, der, wie zu allen seinen Handlungen, auch zur Verheirathung nur durch die Erwägung gekommen ist, daß die Griechen und Römer es auch schon für ihre Pflicht gehalten haben, eine Familie zu gründen, der die Geburt seines Sohnes Publius in einem lateinischen Gedicht im Wochenblättchen von Stolpenburg ankündigt, und ihn von frühester Jugend zum Philologen erzieht; leider geschieht das mit so wenig Erfolg, daß Publius das Gymnasium verlassen und in die Realschule oder „die Idiotenanstalt", wie der Vater sagt, gegeben werden muß. Die Sorge des Vaters für den „verlorenen Sohn", der sich unterdeß prächtig entwickelt hatte und ein schneidiger und tapferer Offizier — „er war aus der Gelehrtenkaste in die Kaste der Krieger gestoßen" — geworden war, hat etwas Rührendes. Die ganze Darstellung und besonders der tiefergreifende und erschütternde Schluß, als der Vater auf die Nachricht von dem in der Schlacht bei Le Bourget erfolgten Tode des jungen Helden, versöhnt mit dem Schicksal des Sohnes in die Worte ausbricht: „Er ist doch einer der Unseren gewesen", hebt die Novelle thurmhoch über das Niveau der sogenannten Schulgeschichten.

Die ganze Begeisterung des Archäologen für die Antike und die schöne Kunst, diese Begeisterung in einem öden Leben und entsagungsvollen Amt sich zu bewahren, tritt uns in der Gestalt des Helden der Novelle: „Die Reise nach Athen", entgegen. Der Zwiespalt zwischen dem Ideal und dem elenden Leben des an vier misgünstige, gemeindenkende Schwestern gefesselten Gelehrten ist erschütternd dargestellt. Der geradezu erhabene Verzicht auf das seit Jahrzehnten ersehnte Glück zu Gunsten der Kunst und eines Künstlers erhebt unser Mitleid zur schrankenlosen Bewunderung dieses schlichten Mannes. Aber die Perle der Sammlung ist doch die Novelle: „Erfüllter Beruf." Sie enthält eine tiefe, nicht blos pädagogische Weisheit, daß niemand, der nicht von der eigenen Würde überzeugt ist, herrschen oder befehlen könne. Es ist der Held der bescheidene, demüthige, hülflose Lehrer, der keine Disciplin halten kann, der vergeblich zuletzt sogar die jüngsten Collegen nach der besten Methode aushorcht; am Ende seiner Laufbahn, nach der letzten Stunde, glaubt er, das Geheimniß gefunden zu haben, daß der Miserfolg nicht an der Methode, sondern an seiner Person gelegen habe, und daß es nur auf die Kunst des Imponirens ankomme. Um nicht unbefriedigt sterben zu müssen, versucht der pensionirte Oberlehrer in der Dorfschule die neugewonnene Einsicht zu verwerthen. Aber nach vielen vergeblichen Versuchen geht ihm plötzlich eine neue Wahrheit auf: „Man muß selbst von Herzen glauben an seine Würde und Höhe — dann erst glauben auch die Andern. Diese Erkenntniß warf ihn darnieder; dies Eine war ihm in der Welt das Unmöglichste, sich selbst für etwas Sonderliches zu halten. . . . Er stand vor sich selber allezeit arm und klein, ein Stümper an Wissen und ein sündhafter Mensch vom Wirbel bis zur Zehe." Und doch fand er noch die Methode; in der letzten Stunde seines Lebens erreicht er das heißersehnte Ziel. Die Majestät des Todes bändigt die wilden Bauernknaben: „Ein Ausdruck feierlicher Stille erhöhte geheimnißvoll seine milden Züge, und die täppischen Seelen begriffen alle mit einem einzigen Blicke, daß er den Tod

im Antlitz trug. . . . Ein wunderbares Lächeln strahlte um seine Lippen und manchmal rollte eine helle Thräne über seine Wange. Und die Kinder falteten auch die Hände, alle ohne Ausnahme, wie auf einen Befehl, und er konnte in ihren derben Zügen einen vollen Widerschein seines Lächelns und seiner Wehmuth sehen. . . . Der müde Mann hatte seine Methode gefunden.“ Und wie kunstreich ist dieser Tod im Berufe vorbereitet und dargestellt. Erst die Ankündigung durch die blühend schöne kleine Enkelin mit dem goldenen Engelsköpfchen, die mit gellenden Stimmchen, das selbst das Morgengebrüll der rauhen Horde übertönt, die vom Arzt gehörten Worte durch das Fenster ruft: „Großpapa muß heute sterben. Und ihr Racker habt ihn zu Tode geärgert“, dann die feierliche Stille bei der Ahnung des herannahenden Todes in den bangenden Kinderseelen, dann das plötzliche, wie mechanisch bei allen sich vollziehende Händefalten und endlich der kurze Todeskampf, mehr angedeutet als geschildert!

Nur ein bedeutender und charakteristischer Zug der Hoffmann'schen Kunst kommt in dieser Novelle nicht zur Geltung, es ist dies seine schöne und bewunderungswürdige Gabe der Naturschilderung. Der Vielgereiste führt uns bald an die brausenden Wogen der Nord- und Ostsee, oder zu den romantischen Gestaden Norwegens, bald in die sonnendurchglühten Straßen Neapels oder in das sagenreiche Land der Phäaken, bald zurück in seine Heimat, das düstere und rauhe und doch so geliebte Pommern. Nie wird es hierbei unterlassen, eine Schilderung der Natur zu geben. Und immer versteht er es, Menschen und Natur in Verbindung und Harmonie zu bringen. Natur und Handlung, Klima und Charakter, sie erscheinen wie nothwendig zusammenzugehören. Die Menschen erwachsen gleichsam auf ihrem Boden, hier die lebensfreudigen, heiter oder träumerisch angelegten Bewohner von Korfu auf dem üppigen, sonnigen, gottgeliebten Boden ihres Landes, dort der starre, zornige, trotzig-heldenhafte Ostpreuße auf der rauhen und öden, dem Meere abgetrotzten Düne.

„Von Frühling zu Frühling“ nennt sich ein Novellencyklus, in der die Gabe der Stimmungsmalerei den größten Triumph feiert. Kunstreich wird hier an jeden Monat und die jeweilige Stimmung der Natur eine Novelle angeknüpft, bald heiter und lustig, wie der milde Sonnenschein im Mai, bald neckisch und schelmisch, wie der April, bald melancholisch trüb wie die Zeit des Fallens des Laubes, oder leidenschaftlich und leidvoll, wie die tobende Meeresflut, bald friedlich still und doch tückisch gefahrvoll, wie die spiegelglatte Eisfläche des Januar.

Eine Erzählung nennt der Dichter bescheiden sein neuestes Werk: „Landsturm“ *), aber es ist ein tiefergreifendes Drama, auch darum schon über die Erzählung herausragend, weil der Charakter, das Seelenleben des Helden als das Wesentliche erscheint, nicht die Handlung. Die Geschichte spielt im Jahre 1813 im höchsten Norden Ostpreußens an der Nehrung. Der beginnende Kampf, der Guerrillakrieg der zur Rache entflammten Bevölkerung gegen die ans Rußland sich flüchtenden Jammergestalten der französischen Armee bildet den Inhalt. Aber die reiche Handlung mit ihren vielen Gestalten, all die Heldenthaten und unseligen Opfer, sie scheinen nur die Mittel für einen höhern Zweck zu sein. Ein psychologisches Problem ist es, um dessentwillen der Dichter die Erzählung geschrieben hat und das unsere Spannung für sie bis zum Ende rege erhält.

Ein Vater von sechs Söhnen, die er zur Rache auferzog und in den Kampf und Tod sendet, und von einer Tochter, ist der Hauptheld. Eine tapfere, eiserne, im steten Kampf gegen die Dünen verhärtete Natur, im höchsten Grade gerecht, aber durch rücksichtsloses Festhalten an dem für recht Erkannten im höchsten Grade ungerecht, eine Art Coriolannatur auch in seinem Hasse gegen die Niederen und in seinem beschränkten Trotz. Und diesem Vater gegenüber ein Mädchen von ähnlichem Charakter und doch schon von frühester Jugend an zurückgesetzt und verächtlich behandelt, den Söhnen gegenüber als ein Nichts betrachtet, leidenschaftlich und tapfer aber als Mädchen zur Thatlosigkeit gezwungen und verstoßen. Sie will sich zwingen, den tyrannischen Vater zu hassen und doch lechzt sie nach Anerkennung von ihm. Der Kampf um diese Anerkennung, die Sinneswandlung des Vaters, die allmählich immer stärker und sicherer werdende Erkenntniß, daß ihm die verachtete Tochter den wahren Ersatz für die im Kampf gefallenen Söhne geben könne, das ist es, was der Dichter hat darstellen wollen. Der frevelhafte Wunsch des Vaters, Gott möge das Mädchen zu sich nehmen, wenn nur die Söhne unversehrt heimkehrten, bildet den Anfang; das stöhnende Gebet: „Gott der Sterne, ich gab dir alles, laß mir die Tochter“, den Schluß der Erzählung, und in all dem furchtbaren Leid hält nur der eine wie ein Jauchzen aus dem Innern heraustretende Ruf, den er immer und immer wiederholt, ihn aufrecht: „Ihr Sinn ist mein Sinn, wir bleiben beieinander.“

Karl Heinemann.

*) Landsturm. Erzählung von Hans Hoffmann. Berlin, Gebr. Paetel. 1892. 8. 5 M.

Aus der Geschichte des deutschen Volksdramas.

Seit einem Jahrzehnt vielleicht herrscht bei den westeuropäischen Culturvölkern ein seltsamer Sport mit den Begriffen des Volksthümlichen und des Volksmäßigen. Insbesondere die ungetrübte Beurtheilung literarischer Denkmäler leidet arg hierunter, und hier beeinträchtigt die unverstandene Vorsatzsilbe Volk- namentlich die geschichtliche Erforschung und Kritik der dramatischen Gattung. Was ward in deutschen Landen nicht alles im Verlaufe weniger Jahre an Reformversuchen für eine Volksbühne sowie an passender Speise für die leider in der Regel nicht eben wählerischen Schaulustigen für die breitesten Massen auf den Markt geworfen! Waltete bei erstern die „graue Theorie" vor, so überragte unter den der Praxis dargebotenen Erzeugnissen das Mittelgut und das noch unter Durchschnitt Stehende an Zahl weit die geringfügige Liste der Treffer (zu denen in erster Reihe des nun zu früh dahingegangenen Hans Herrig prächtiges Luther-Festspiel zählt). Es thäte vorerst einmal noth, scharf und klar zu bezeichnen, was eigentlich das Wesen des Volksdramas einschließt. Da der Natur der Dinge nach die Weltliteratur fast keine anonymen Dramatica besitzt, so fällt also die mangelnde Verfasserschaft, übrigens an sich meistens ein zufälliger Umstand, außer Anschlag. Formell und stofflich, in Ausdruck, Stimmung und Fabelgestaltung, kurz im ganzen Stil mit der Art der Gesammtheit der Bevölkerung im Einklang, das ist der Grundzug des Volksdramas, Tagesereignisse und dem Ohre des gemeinen Mannes heimische oder zum wenigsten wohlgefällige Vorgänge sein fetter Nährboden.

Der wohllöbliche und mannichfach förderliche Brauch der akademischen Bühnenversuche ist in der realistischen Gegenwart fast ganz abhanden gekommen, und mit ihr ist auch das studentische Sittenstück, wie es noch der biedere Roderich Benedix mit seinen ehrlich gemeinten Arbeiten: „Der lange Israel, oder Das bemooste Haupt" und „Die relegirten Studenten", nicht übel gepflegt hatte, so gut wie verschwunden. Kaum fristet noch das auf die engsten Kreise berechnete studentische Ulktheater, lediglich für akademische Vereinsangelegenheiten berechnet, ein kümmerliches Dasein. Da pulsirt doch in der Literatur des 16. und des 17. Jahrhunderts eine ganz andere Bewegung. Johann Georg Schoch's, leipziger akademischen Angedenkens aus den Schlußjahren des Dreißigjährigen Kriegs, außerordentlich anziehende „Comödia vom Studentenleben", die Wilhelm Fabricius jetzt nach der Originalausgabe von 1658 erneuert*), zeichnet das ausgesprochen zucht- und zügellose Treiben auf deutschen Hochschulen um 1645 an dem Spiegelbilde der leipziger mit recht lebendigen Farbentönen und einer zwar meist derben, aber überall gesunden Lustigkeit und Laune. Nach Behandlung von Form und Inhalt darf das Stück, „das berühmteste seiner Art" (R. Prutz, „Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters", 1847), als wahres Muster seiner Gattung betrachtet werden. Somit verdient es, seit 1668 nie von neuem aufgelegt und daher nur auf umfänglichen öffentlichen Büchereien erhältlich, diesen ihm nunmehr zutheil gewordenen Abdruck. Der Herausgeber eröffnet damit eine Sammlung eigenartiger urkundlicher Quellenschriften aus dem Zeitraum 1480—1800, deren auf etwa 30 Hefte bezifferte Reihe, mit dem Versprechen sorgfältiger Textvergleichung und achtsamer Sachstudien in Angriff genommen wird und sicher nicht allein der historischen Kenntniß des altehrwürdigen deutschen Universitätslebens dienen, sondern nicht minder eine Versöhnung zwischen gewissen eingewurzelten Vorurtheilen und neugeistigen Anschauungen über hierhergehörige Tendenzfragen unterstützen wird. Fabricius hat die Vorlage getreu wiederzugeben und diesen Text sodann mit den nöthigen sprachlichen und sachlichen Erläuterungen auszustatten gesucht. Da seinem eigenen Studienkreise ersterer Punkt fernlag, so beschränkte er sich da, bis auf wenige schüchterne selbständige Ansätze, auf Aufnahme der Glossen bei Grimm, Weigand, Sanders u. s. w. über die betreffenden alterthümlichen Wörter und Provinzialismen. Auf sachlichem Felde leistet er dagegen sehr Anerkennenswerthes und hat so namentlich zur richtigeren Auffassung des im Mittelpunkte des Themas stehenden sogenannten „Pennalismus" viel beigetragen. Die daselbst geschickt geschilderten Zustände hinterlassen einen recht traurigen Eindruck; der heutige Studentenblödsinn treibt doch an urwüchsiger Frische und ungeknebelter Selbständigkeit des Auftretens entschieden annehmlichere Früchte. Wir spenden sehr gern Fabricius das redlich verdiente Lob guten Gelingens eines Vorhabens, das keineswegs zu den leichtern gehört, und erwarten für sein so ansprechend einsetzendes Unternehmen rüstigen und in jeder Weise erfreulichen Fortgang.

Von unserm besondern Gesichtspunkte im Zusammenhange dieses Artikels aus erkennen wir mühelos die starke volksthümliche Ader, die Schoch's Geisteskind aufzeigt. Nicht blos, daß er stellenweise mit ausgesprochen volksmäßigen Requisiten arbeitet, daß er der täglichen Redeweise zahllose Kraftwendungen, Schlagwörter, Witzformen und dergleichen ablauscht und geschickt in sein dramatisches Culturbild einwebt, nein, der ganze Zuschnitt und die Führung der Handlung stimmt ebenso mit dem dramaturgischen Schibboleth des ältern deutschen Volkstheaters überein, wie die Anlage des Stücks und der Kern des zu Grunde liegenden „Sujet". Denn letzteres deckt sich doch schließlich mit der uralten Geschichte vom verlorenen Sohn, die theils humanistisch-gelehrt vermummt — so in

*) Johann Georg Schoch's Comoedia vom Studentenleben. Mit Einleitung und Erläuterungen nach der Ausgabe von 1658 neu herausgegeben von W. Fabricius. Mit 2 Illustrationen aus dem Speculum Cornelianum. München, Seitz u. Schauer. 1892. 8. 2 M.

des Niederländers Gnapheus „Acolastus", den (1891) Johs. Bolte trefflich wieder herausgegeben hat (s. Nr. 47 d. Bl. f. 1890, S. 750) —, theils in die wirklich volksthümliche Anschauungssphäre übertragen seit der Reformation neu aufgelebt war.

Fragen aus der überreichen Fülle dieses Gebiets beantwortet uns neuerdings auch eine ganz ausgezeichnet in Thätigkeit getretene Sammlung: „Theatergeschichtliche Forschungen", die von Prof. Berthold Litzmann in Bonn mit bestem Erfolge herausgegeben wird. Wenn bei unserer letzten bezüglichen Besprechung an diesem Orte (s. Nr. 9 d. Bl. f. 1892) ein Heft zur Sprache gelangte, das in der That einen „Beitrag zur Geschichte des Volksschauspiels" darbot, so gestatten doch nicht minder die heute als viertes Heft vorliegenden „Studien und Beiträge zur Geschichte der Jesuitenkomödie und des Klosterdramas", von dem wiener Gymnasialprofessor Jakob Zeidler veröffentlicht *), einen Einblick in bühnenhistorische Thatsachen, die stofflich von den Wegen des eigentlichen und echten Volksdramas keineswegs dem Titel gemäß weit abliegen, mögen auch Form und äußerer Charakter da und dort diesem Zusammenhange vernehmlich zu widersprechen scheinen. Man folgt der ungemein kundigen Führung des ganz und gar in das ergiebige Thema der österreichischen Theatergeschichte eingearbeiteten Verfassers mit ehrlicher Theilnahme, da er klar und anregend schreibt und trotz der Unmenge überraschender Neuigkeiten seine Weisheit nicht gewaltsam aus hundert Schubladen hervorkramt und gewaltsam an den Mann bringt. Es wäre sehr zu wünschen, daß Zeidler einmal — vielleicht wieder als eine Nummer der „Theatergeschichtlichen Forschungen" — seine kleinen ältern Aufsätze und Abhandlungen verschiedenen Kalibers, die dies sein Sondergebiet mit Hand und Auge eines verständigen und wohlerfahrenen Landmannes bepflügen, sammelte, zumal sie meist in schwer zugänglichen Gesellschaftsschriften und Schulprogrammen, sowie in entlegenen längst verflogenen Zeitungsblättern hervorgetreten sind. Ich nenne da namentlich als werthvolle Arbeiten von weitergehendem Interesse: „Der Traum ein Leben. Ein Beitrag zur wiener Theatergeschichte" (Feuilleton der „Wiener Zeitung", 1887, Nr. 176—179); „Schauspielthätigkeit der Schüler und Studenten Wiens" (Programm des Gymnasiums zu Oberhollabrunn, 1888); „Die Parodie auf der wiener Volksbühne am Ende des 18. und im Anfange des 19. Jahrhunderts" („Jahrbuch der Stadt Wien", 1889); „Die Elemente von Franz Grillparzer's Weltanschauung und dichterischer Eigenart" (Feuilleton der „Wiener Zeitung", 1890, Nr. 16—18); „Ueber Feste und Wirthschaften am wiener Hofe während des 16., 17. und 18. Jahrhunderts" („Jahrbuch der österreichischen Gesellschaft vom weißen Kreuze", 1890). Alle diese Einzeluntersuchungen greifen wie die Federn eines Uhrwerks ineinander und man möchte sie in der That einmal gern beisammen haben; sind sie doch, soweit die uns zugänglich gewesenen einen sichern allgemeinen Schluß erlauben, sämmtlich auch recht lesbar und anziehend abgefaßt. Freilich würden sie im wesentlichen wol überflüssig gemacht werden durch ein Buch, für das uns Zeidler ohne Zweifel der rechte Mann dünkt, eine Geschichte des deutsch-österreichischen Theaters, vornehmlich seit dem 17. Jahrhundert bis in die glänzende Periode Grillparzer's und Bauernfeld's herab. Karl Goedeke hat im dritten Bande der ältern Ausgabe seines „Grundrisses zur Geschichte der deutschen Dichtung" für ein solches nöthiges und, auch von nationalen und praktischen Gesichtspunkten aus, hochverdienstliches Unternehmen ein wahres Arsenal von Thatsachen und Einzelnotizen angelegt, das auch Zeidler's sichere Gelehrsamkeit nach Gebühr berücksichtigen müßte. Wir bedauern, hier in dieser auf weitere Kreise berechneten Anzeige nicht ausführlich darlegen zu können, welche Summe brauchbarer Bausteine zur Geschichte der Jesuitenkomödie und des Klosterdramas Zeidler zusammengetragen hat. Er gibt zunächst „zur Einleitung" einen guten Ueberblick über die Art und Weise seiner Mittheilungen, die, als „Regesten des geistigen Lebens" gedacht, eingestandenermaßen „nur als Masse eulturhistorische Bedeutung" besitzen. Darauf umgrenzt und schildert er in knappen und scharfen Umrissen „Typus, Grundlage und Weltanschauung des Ordensdramas", wo namentlich auf Grund zahlreicher Aufführungsprogramme und unter Zuziehung vieler bildungsgeschichtlicher Verhältnisse ein deutliches Gemälde dieses eigenartigen, trotz mannichfach gelehrtem Anstrich in volksthümlichem Rahmen und mit vielseitigem, halb bewußtem, halb unbewußtem volksmäßigen Einschlag vorgehenden Bühnenwesens entrollt wird. Ich finde, daß dieser unleugbare Factor nicht entsprechend betont wird, und doch, wie vermag man sich die ersichtlichen Einflüsse der „englischen Komödianten", die wiederkehrenden Kreuzungen mit Themen Marlowe's und Shakespeare's und ähnliche anders zusammenzureimen als durch Annahme der gewiß von niemand mehr geleugneten Zwischen- und Mittelstation der dramatischen „fahrenden Leute"? Zeidler's dritter Abschnitt, „Aus römischen Jesuitenkomödien" betitelt, gewährt nun leider hierfür keine directen Belege; jedoch erwarten wir mit Bestimmtheit, daß der angekündigte zweite Band — unserer trägt eine I an der Spitze — solche beibringen wird, wo wir ins österreichische Klosterdrama hineingeführt werden sollen. Und doch — schon die diesmalige Spende aus seinem umfänglichen Wissensschatze beschließt Zeidler mit einer Andeutung derartiger Wechselwirkung: der lateinische „Leo Armenius", den 1645 ein dichterisch nicht unbeanlagter Jesuitenpater in der ewigen Stadt zur Aufführung brachte, war dem jungen schlesischen Poeten Andreas Gryphius zweifelsohne wenigstens stoffliches Vorbild gewesen, als er 1646 nach einem Besuche Roms in Straßburg seine gleichbetitelte Tragödie aufs Papier warf, demselben Gryphius, dessen innige Beziehung zum deutschen Volksdrama sein herziges

*) Studien und Beiträge zur Geschichte der Jesuitenkomödie und des Klosterdramas. Von Jakob Zeidler. I. (Theatergeschichtliche Forschungen, herausgegeben von Berthold Litzmann. Heft 4.) Hamburg, L. Voß. 1891. 8. 2 M. 30 Pf.

Schimpfspiel „Peter Squenz" uns längst zu Gemüthe geführt hat.

Gänzlich im Fahrwasser des wirklichen Volksdramas bewegen wir uns, wenn wir uns in das jüngste (elfte) Heft der von Karl Engel seit Jahren geschickt ausgewählten und ansprechend herausgegebenen „Deutschen Puppenkomödien" vertiefen.*) Daselbst werden abgedruckt „Der Prinz als Narr oder: Der geheimnißvolle Zauberspiegel. Puppenschauspiel in fünf Acten", aus dem Repertoire des noch heute bestehenden guten münchener Marionettentheaters**) entnommen, und „Die verwandelten Herzen oder: Wurst wider Wurst. Eine mit mythologischer Beigabe lustige Komödie in drei Acten", die man derselben Quelle verdankt. Beide sind somit aus dem Spielplane der unter uns in ungeschwächter Urkraft fortstrebenden Marionettenbühne, die, alt nach Gepräge wie Ueberlieferung, alle moderne „Theaterreform" überdauert. Engel, zur Zeit neben dem leipziger Arzt Dr. Arthur Kollmann (vgl. über dessen Puppenspielausgabe Schlossar's Bericht in Nr. 42 d. Bl. f. 1891, S. 670) der beste Kenner des deutschen Volksschauspiels dieses Schlags, hat sich anerkanntermaßen durch die nunmehr elf Heftchen umfassende Sammlung von handschriftlich innerhalb der Puppenspielerzunft erhaltenen Spielen sehr verdient gemacht. Auch die diesmal vorgelegten Stücke sind gleich den frühern nicht ursprünglich unmittelbar für Puppentheater angefertigt, sondern entstammen dem Abwechselungsvorrath der herumziehenden niedern Schauspielerbanden der beiden jüngstverflossenen Jahrhunderte. Deren „Principale" agirten unter Umständen auch mit Puppen, oft unter dem Zwange des Publikums oder der Brotnoth, wie in und nach dem Dreißigjährigen Kriege. Mit dem Aufkommen und Erstarken eines modernen kunstmäßigen Theaterwesens trat leider auch der Spielplan dieser bisweilen wohlgeübten Wandertruppen ganz in den Hintergrund, und so haben sich sehr viele alte treffliche Stücke nur in ihren vielfach über- und zerarbeiteten Umbildungen bis heute fortgeerbt. Auch die beiden uns heute näher angehenden sind auf zwei alte Komödien zurückzuleiten, die am Ausgange des 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts von den „englischen Komödianten" auf ihren Kreuz- und Querzügen durch alle Landschaften deutscher Zunge aufgeführt wurden. Diese Originaltexte stehen in dem für unsere Theatergeschichte ungemein wichtigen, aber heute überaus seltenen Werke: „Engelische Comedien vnd Tragedien" (zuerst 1620 erschienen), und so ist der von Engel vorgenommene Abdruck daraus, den er mit dem der beiden münchener Marionettennummern vereinigt, doppelt dankenswerth. „Der Prinz als Narr" findet daselbst sein Vorbild in „Eine schöne lustige triumphirende Comoedia von eines Königs Sohn aus Engellandt und des Königes Tochter aus Schottlandt", das zweite dagegen, „Die verwandelten Herzen" in „Comoedia von Macht des kleinen Knaben Cupidinis". Ein Vergleich der drittehalb Jahrhunderte auseinanderliegenden Bearbeitungen liefert nach jeder Hinsicht gute und anziehende Erlebnisse; denn den ausgegrabenen Glanznummern aus der Werde- und Frühzeit deutscher Bühnenkunst kommt nicht nur der Werth von Curiosa zu, sondern sie müssen als Steckenpferde jener nie um Stoff verlegenen ältesten deutschen Berufsmimen wohl beachtet und studirt werden. Sogar noch in unsern nüchternen Tagen wirkt selbst die Lektüre der von Engel, bis auf nebensächliche Schreibeigenthümlichkeiten verdunkelnder Art, buchstabengetreu wiedergegebenen Scenen auf die Lachmuskeln, erst recht die mit gäng und gäbe gewordenen Kalauern, orts- und tagesgeschichtlichen Stegreifreden stark gewürzten Darstellungen durch heutige Puppenspieler, deren Auftreten man nie versäumen sollte. Es lebt ein culturgeschichtlich bedeutsamer, aber auch Herz und Gemüth anheimelnder Zug in diesen Darbietungen, an denen die breite Masse, soweit sie noch nicht zum modischen Bildungsübermuth verzärtelt oder sonstwie versimpelt ist, herzlichen Gefallen und eine kindliche Freude hat.

Ludwig Fränkel.

*) Deutsche Puppenkomödien. Herausgegeben von Karl Engel. XI. Oldenburg, Schulze. 1892. 8. 1 M. 60 Pf.

**) Es sei hierbei darauf hingewiesen, daß es gegenwärtig eben nur noch ein einziges originales Marionettentheater in München gibt, nämlich das von Schmid, Hasenstraße 3; ein Besuch ist sehr lohnend.

Neue Romane.

1. Pique-Aß. Criminalroman von Oskar Klaußmann. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1892. 8. 3 M.
2. Voll Dampf voraus. Roman von August Niemann. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1892. 8. 6 M.
3. Löwenblut. Novellen von Ferd. Kürnberger. Aus dem Nachlaß herausgegeben von W. Lauser. Dresden, Minden. 1892. 8. 2 M.
4. Romanzero. Exotische Novellen von Anton Freiherrn von Perfall. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1892. 8. 4 M.
5. Martha. Roman von Rudolf Lindau. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 1892. 8. 5 M.
6. Unterm Strohdach. Roman von Konrad Telmann. Drei Bände. Leipzig, Reißner. 1892. 8. 10 M.

„Pique-Aß" von Oskar Klaußmann (Nr. 1) zählt nicht in der Literatur. Aber es ist ein Buch für Leihbibliotheken, eine richtige Seeräubergeschichte, die zu Lande spielt und polnische Schmuggler zu Helden hat, darunter die Schloßherrin von Sembitzka mit dem Verbrechernamen Pique-Aß, eine Romanfigur, „wie sie im Buche steht" — seltener im Leben — und um die sich dann die ganze ingeniöse Handlung dreht. Ihren Herrn Gemahl sucht „diese Kartendame" langsam zu vergiften, zum Glück ohne Erfolg, und ihre Stieftochter Martha will sie von ihrer Bande erschießen lassen, was, abermals zum Glück, noch

im letzten Augenblick durch den Obergrenzcontrolenr Otto von Kontola verhindert wird. Die Folge davon ist, daß Martha und Otto sich kriegen und mit dem halb vergifteten Papa das Schloß und die Gegend verlassen, wobei sie natürlich auch die treue Dienerin Ulka mitnehmen. Nicht vergessen werden darf, daß Martha eine Freundin hat, Namens Hedwig, die sich ebenfalls glücklich verheirathet.

Wie läßt nur ein neuerer Dichter in seinen literarischen Fabeln den Gott der Dichtung zürnen?

In Buch und Zeitung, unter den Theaterkuppeln,
War eure einzige Kunst, ein Paar zusammenkuppeln.

Nun, der Roman „Voll Dampf voraus" von Angust Niemann (Nr. 2) schließt so:

Dann kam die Rede des würdigen Geistlichen, dann wechselten Braut und Bräutigam die Ringe, und mit dem Jaworte, das sie für immer verband, fanden ihre Seelen, die sich einander angehörten, ohne daß jemals eine andere Trennung, als die des Raumes und der Zeit störend zwischen sie getreten wäre, die feierliche Bestätigung ihrer ersten Liebe.

Der kleine Absatz enthält den Grundton des ganzen zweibändigen Romans. Und er erräth nur allzu deutlich, für wen der Verfasser sein Buch geschrieben hat. Auch steht in der That in dem ganzen Buche nichts Wichtigeres: die citirte Stelle ist die Quintessenz von zwei dicken Bänden.

Und das nennt sich „Voll Dampf voraus": diese Geschichte eines reichen Bankierssohns, der, trotzdem er der Schule entspringt, Offizier wird und seine Angebetete kriegt, sein Gretchen, seine erste Liebe, die Tochter des Tabackhändlers Chalderom.

Dieser Name ist das einzige, was in dem ganzen Buche an Poesie anklingt — abgesehen von den Dichtersprüchen, womit August Niemann die einzelnen Kapitel überschreibt und die zu deren Stil und Gehalt passen wie die Faust aufs Auge — wie der Titel des Buchs zum Buch und wie sein Generalmotto zu dem Gesammtinhalt. „Dem Kühnen hilft das Glück" heißt nämlich das Motto zu diesen Heldenthaten, infolge deren der reiche Bankierssohn die reiche Tabackhändlerstochter erhält — von der wir, nebenbei bemerkt, kaum etwas anderes erfahren, als daß sie confirmirt wird, Gretchen heißt und blonde Zöpfe hat, genau wie auf der Bühne, wenn „Faust" gegeben wird. Aber dem „Kühnen" hilft das Glück, auch in der deutschen Schriftstellerei, wie es scheint.

Dem ethischen Gehalt des Buchs entspricht sein künstlerischer, sein Vortrag, sein Stil, diese ewigen trivialen Zwiegespräche, die meistens das breit wiederkauen, was der Leser schon aus der Erzählung weiß, wodurch es aber dem Dichter glücklich gelungen ist, den Bericht seiner „kühnen" Verlobungen und Verheirathungen über zwei dicke Bände auszuspinnen; auf andere Weise wäre dies schlechterdings nicht möglich gewesen.

Einzelne Züge in den auftretenden Gestalten sind übrigens gut beobachtet und beweisen, daß der Verfasser über eine ziemlich tiefe Welt- und Menschenkenntniß verfügt. Er ist auch offenbar nicht ohne Talent und könnte wol auch in anderm Sinne als dem meiner Tischnachbarin in der Goldenen Gans ein gutes Buch schreiben: vielleicht wenn er nur wollte, oder wenn er es nöthig hätte. Aber das hat ein deutscher Schriftsteller am wenigsten nöthig.

„Löwenblut" von Ferdinand Kürnberger (Nr. 3) ist im ganzen eine recht unglaubhafte Geschichte. Und unglaubhaft ist auch ihr Held, der lächerliche Pedant, der sich am Ende als Genie, ja als ein Geistesheld im höchsten Sinne des Wortes entpuppt; ein Kerl, den jedermann für ein Schaf ansieht, weil er sich in der That so geberdet, dem aber Löwenblut in den Adern fließt.

Es mag vorkommen, umgekehrt wie in der Fabel, daß ein Löwe sich eine Eselshaut umhängt; aber an einen Löwen mit einem natürlichen, ihm auf den Leib gewachsenen Schafsfell, daran glauben wir nicht. Dazu kennen wir die Naturgeschichte zu gut — das Wort in seiner weitesten Bedeutung verstanden. Wir glauben auch nicht an die Löwin, welche sich in einen Löwen verliebt, der keine ordentliche Löwenmähne hat, die er schütteln kann, wenn es noththut. Dazu kennen wir die Löwinnen zu gut.

Aber wir glauben dennoch manches, was in dem Buche steht; z. B. alles Schlechte, was darin über die Journalisten ausgesagt wird, und jene Seiten Satire auf die Verlogenheit und Ueberzeugungslosigkeit, auf die altweiberliche Topfguckerei und pöbelhafte Marktschreierei und Wichtigthuerei dieser Herren; wir haben sie mit Genuß gelesen, denn sie treffen den Nagel auf den Kopf. Sehr glaubhaft erschien uns auch dieser Herr vom ersten Tenor, der den Don Juan im Leben schauspielert, mit den lächerlichsten Mitteln — aber nicht ohne Erfolg und Erfolge. An diesen „Löwen" und seine Herrlichkeit glauben wir; wir finden seine moralische und intellectuelle Stärke sehr gut geschildert, denn wir haben einige von diesen furchtbaren „Löwen des Tages" persönlich kennen gelernt.

Fein und geistreich sind einige Betrachtungen über die dichterische Kunst, über den Unterschied zwischen Stoff und Form, zwischen Conception und Ausführung.

„Romanzero; exotische Novellen" nennt Anton Freiherr von Perfall seinen neuen Band Erzählungen (Nr. 4). Die beiden Titel sind bezeichnend. Nur darf man bei Romanzero beileibe nicht an die Bedeutung denken, nicht an den Ideen- und Farbengehalt, den das Wort bei Heine hat. Man muß es hier nehmen in dem Sinne von romantisch, das Wort volksthümlich grob verstanden, kurz in dem Sinne von „romanhaft". Dann paßt es vollkommen. Ich habe von Anton von Perfall einmal eine Erzählung gelesen: „Auf Irrwegen der Liebe", ein Büchlein, in dem das Blut, in dem der Saft des Lebens quoll, eine Dichtung im besten Verstand. Von der gegenwärtigen Sammlung gilt das leider nicht. Hier ist alles bloße Scenerie, bloßer äußerlicher Hergang. Wer auch in einer einfachen Erzählung ein Körnchen Salz verlangt, wird diesen „Romanzero" nicht zu Ende lesen.

Dafür werden ihn um so mehr andere lesen.

Die folgende Stelle ist mir aufgefallen:

In den Parlours hält sich die Damenwelt auf, sie bedarf hier keines Beschützers, man plaudert — man liest — man musicirt — Abends werden hier kleine musikalische Abende arrangirt, an denen sich jeder Gentleman betheiligen kann. Bekanntschaften werden angeknüpft, die beiden Geschlechter können hier auf diesem neutralen Boden ungezwungen verkehren — die heitersten, genußreichsten Abende entwickeln sich hier.

Also mit solchen Ausdrücken, mit solchen Empfindungen schildert ein deutscher Edelmann und Dichter den banalsten, den gewöhnlichsten Ort. Ich mußte unwillkürlich an gewisse französische Schriftsteller denken und wie die empfinden und sprechen gegenüber von Verhältnissen, welche unsere Person mit der Gemeinheit und Allgemeinheit gleichsam in einen Brei zusammenrühren — aber hier ist doch noch ein Unterschied. Es ist keine Frage: die Literatur des republikanischen Frankreich hat eine aristokratische Physiognomie und Seele, die Literatur des Königreichs Preußen aber und des deutschen Kaiserreichs riecht durch und durch demokratisch. Ein gewisser Feudalismus, der darin zum Ausdruck kommt, ändert daran nichts. Und das kommt daher: der französische Schriftsteller, auch der des 19. Jahrhunderts, auch der von heute, auch der Vollblutrepublikaner — Zola vielleicht ausgenommen — schreibt für die vornehme Gesellschaft, fast wie in vorigen Jahrhunderten. Und der deutsche Schriftsteller, für wen schreibt der? Für die „Gebildeten" sagt man, für den „gebildeten Mittelstand". Für den Mittelstand, das scheint so. Und für dessen Bildung mag es ein Glück sein. Aber für die Literatur? Uebrigens warum ein Glück für die Bildung des Mittelstandes? Er hat es ja gar nicht nöthig, er hat ja, wie man zu sagen pflegt, die Bildung mit Löffeln gegessen. Ich fürchte mit Schöpflöffeln.

Hat Goethe recht oder Rudolf Lindau?

Gute Gesellschaft hab' ich gesehn, man nennt sie die gute,
Wenn sie zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit gibt —

behauptet Goethe.

Und doch hat diese Gesellschaft Rudolf Lindau den Stoff zu einem dicken Roman gegeben (Nr. 5). Er ist aber auch danach. Leute freilich, deren einziges Verdienst darin besteht, zu eben jener Gesellschaft zu gehören, und noch mehr solche, die gar nicht dazu gehören, die im Leben sogar ein sehr weiter Abstand davon trennt, die aber wenigstens in ihren Träumen sich in das Paradies versetzen wollen, wovon ein neidisches Geschick sie ausgeschlossen hat, also besonders alle Arten Nähterinnen und Krämersfrauen, wozu auch solche gehören, die — sich nicht dazu rechnen: sie werden das Buch mit Entzücken verschlingen; der ernste Leser, was der Kritiker so nennt, der wie Diogenes in Korinth in der Kunst Menschen, womöglich nackte Menschen sucht, wird das Buch so langweilig finden, wie diese ganze internationale müßiggängerische Bande, die sich ja selber langweilt, tödlich, indem sie sich „köstlich amüsirt".

Man verstehe mich nicht falsch. Ich meine nicht, daß diese Welt von dichterischer Darstellung auszuschließen sei. Ich möchte im Gegentheil keine ausgeschlossen wissen, weder diese noch irgendeine. Aber eins muß ausgeschlossen sein aus den Künsten, das Langweilige. Darin behält der alte Voltaire recht, der den Muth besaß, dies zu behaupten, obwol er selber die langweiligsten Tragödien und das langweiligste Epos der Welt geschrieben hat.

Wo ist aber das Langweilige schwerer zu vermeiden, als in einer Gesellschaft, die jedes Mitglied nicht nur zu demselben Kleider- und Haarschnitt, sondern auch zu denselben Manieren, zu denselben Redensarten, zu denselben Anschauungs- und Denkweisen verpflichtet, wo es gegen die einfache Höflichkeit verstößt, ein ausdrückliches „Ich" sein zu wollen, wo jede Aeußerung eines tiefern Gefühls für Geschmacklosigkeit, jedes Hervortreten des eigenen Temperaments für ein Verbrechen wider die gute Sitte gilt und wo es kein größeres Unglück gibt als in den Ruf eines Originals zu gerathen; wo der Titel Philosoph eine Schande wäre und die Bezeichnung „Künstler" Mitleid erweckte!

Rudolf Lindau wenigstens hat die Langweiligkeit nicht vermieden. Vielleicht aus diesem Grunde: er steht zwar über der dargestellten Gesellschaft; doch wol nicht hoch genug. Ihr täglicher leerer Krimskram ist ihm noch zu wichtig. Und seine künstlerischen Mittel sind auch nicht danach. Schon wie er im zweiten Kapitel uns Dutzende von Menschen aus allen möglichen Nationen vorführt und sie beschreibt, beschreibt zum Theil vom Kopf bis zu den Füßen, und es unserer Phantasie überläßt, aus diesem italienischen Salat von Nasen, Stirnen, Augen, Ohren, Wangen und andern Körpertheilen sich plastische Vorstellungen hervorzusuchen: ist gleich ganz und gar zum Davonlaufen.

Diese unmöglichen Beschreibungen werden also in Ewigkeit nicht aus dem Roman zu verbannen sein? — als ob niemals ein Lessing einen „Laokoon" geschrieben hätte. Aber an Lessing erinnern ist vielleicht schulmeisterlich. Hat jedoch Rudolf Lindau nie Zola gelesen, und gesehen, wie dieser große Künstler genau nach Lessing'schem Receept verfährt, wie er nie körperliche Charakteristica auf einen Haufen hin aufzählt, sondern jedes einzeln immer dann einführt, wenn es eine Beziehung zur Handlung gewinnt, also gewissermaßen in die Action eintritt!

Eine Person des Romans, Martha von Holm, erweckt in uns ein tieferes menschliches Interesse, das nun eben wieder meistens darin besteht, daß wir uns über sie ärgern. Aber rein künstlerisch betrachtet und abgesehen von unserer menschlichen Sympathie oder Antipathie, ist sie eine vortreffliche Gestalt, eine verdienstliche Leistung, zu deren Herausarbeitung Talent gehörte; — man sollte nicht meinen, daß neben dieser feinern psychologischen Analyse der Verfasser sich in der ewigen breiten Darstellung banalsten Zeittodtschlagens gefallen könnte.

An einem gewissen Zuviel ganz anderer Art leidet der Telmann'sche Roman „Unterm Strohdach" (Nr. 6), der weitaus bedeutendste der Reihe. Der so talentvolle Schriftsteller scheint es mir besonders in Einem zu versehen. Er

will uns nicht nur die Außenseite der Dinge zeigen, sondern er will auch in ihr Inneres hineinleuchten, in das Innere der Menschen vor allem. Das ist löblich und seines Talents würdig. Aber er sucht dies auf einem Umweg zu erreichen, auf einem unkünstlerischen Umweg, der nicht nur langweilig ist, sondern auch nur unvollkommen oder gar nicht zum Ziele führt — das überdies oft ohne ihn schon erreicht ist.

Telmann macht es so: er erzählt den äußern Verlauf einer Handlung oder eines Gesprächs, und wenn er damit fertig ist, berichtet er noch ausdrücklich — wie wenn er ein allwissender Gott wäre —, was dabei im Innern der Menschen vorgegangen ist, wie sie empfunden, wie sie gedacht, gefolgert, calculirt haben, was für Beweggründe in ihnen mächtig gewesen und so weiter.

Aber solche Berichte fallen außerhalb des Rahmens der Kunst. Das ist erklärender Text zum Bild. Das Bild soll sich jedoch von selber erklären, die Darstellung des sinnfälligen Vorgangs soll so beschaffen sein, daß jeder Nachtragsbericht unnöthig ist, daß darauf schon genügend Licht auf den psychologischen Hintergrund fällt, der sich blitzartig, wie von selber erhellen muß — durch die Kunst des Dichters, nicht durch die nachgetragene Laterne seines reflectirenden Verstandes.

Woher anders will der Dichter das Innere der Menschen kennen als aus der scharfen Beobachtung ihres äußern Thun und Lassens? Daraus aber folgt: Gib, wenn du Dichter bist, nicht das Resultat deiner Erkenntnisse, was die Sache der Philosophie ist, sondern stelle einfach deine Beobachtungen hin, in voller farbiger Sinnlichkeit und in feiner Herausarbeitung des Bedeutenden, so wirst du den Leser zwingen, dieselben Folgerungen zu machen, zu denselben Erkenntnissen zu gelangen in Bezug auf das Nichtsinnfällige hinter und unter den Dingen, als wie du selber gemacht und wozu du selber gelangt bist. Das ist künstlerische Methode. Die Kunst ist sinnlich; sie ist wie die Welt selber und spricht zum Geist nur durch die Sinne. Gott selber macht es nicht anders.

Dazu gehört nun freilich die schwere Kunst, in der Rede der Menschen auch das auszudrücken, was sie verschweigen. Es gehört dazu, daß man dem Leser das Vergnügen gönnen mag, vieles zwischen den Zeilen zu lesen, und daß man zu stolz ist, um überhaupt für solche zu schreiben, denen man wie kleinen Kindern den weichsten Brei noch vorkauen soll.

Gerade an dem letztern, und vielleicht nur daran, scheint es Telmann hier und da zu fehlen. Im Anfang des dritten Bandes bekommen wir ein Meisterstück von sprachlicher Kunst und tiefer Psychologie zu lesen: die Rede der Frau Liese am Bett ihres todkranken Mannes, diese entsetzliche, diese haarsträubende Rede, diese durch und durch wahre Rede, diese Sprache der Leidenschaft in dem bäuerlichen Weibe, der verhaltenen Sinnlichkeit, die wüthend und thierisch geworden ist und jedes menschliche Gefühl um sich erstickt hat — ein Meisterwerk. Aber damit zu Ende, glaubt der Verfasser uns in einer eigenen Nachtragsrede auch alles das erklären zu müssen, was hinter der Rede steckt, und benutzt noch einmal eine volle Seite, um sich des Langen und Breiten über alle Neben- und Hintergedanken, über alle Sophismen, Selbsttäuschungen und bewußte und unbewußte Lügen darin auszulassen. Als ob der denkende Leser nicht das alles selbst aus der Rede herauslesen könnte. Damit werden wir nicht nur gelangweilt, sondern geradezu beleidigt.

Ich habe mich bei diesem Punkt etwas länger verweilt, weil ich überzeugt bin, daß Telmann seine Werke zu noch größerer Wirkung bringen könnte, wenn er ein für allemal auf alle Selbsterklärung verzichten wollte; sie brauchten deshalb nichts an „Psychologie" einzubüßen.

Sonst läßt sich über sein neuestes Buch fast nur Gutes sagen. Die dargestellten Menschen machen durchweg den Eindruck der Wahrheit. Telmann macht eben auch nicht den geringsten Versuch, sie zu idealisiren — eher sündigt er, wie Zola, gelegentlich nach der andern Seite hin, und die Roheit und Gefühllosigkeit seiner Bauern ist wol manchmal übertrieben; aber nach soviel verlogener und feiger Schönfärberei ist ein entgegengesetztes Hinausschießen über die stricte Wahrheit fast natürlich.

Einen breiten Raum nimmt das Geschlechtsleben in dem Buche ein, besonders im zweiten und dritten Band, und die Art, wie dieses in Deutschland so verfängliche Thema behandelt ist, verdient unsern vollen Beifall. Zimperlich ist Telmann nicht; er geht zwar nicht so weit wie manche neuern Franzosen und andere, aber er redet von der Sache mit dem Ernst des Erkennenden und mit jener Freiheit und Unbefangenheit, wie sich natürlichen Thatsächlichkeiten gegenüber geziemt und die jede Art Lüsternheit ausschließen, welche vielmehr eine stete Begleiterscheinung ist des halben Schleierlüftens, des halben leisen Hinrührens.

Man merkt bei Telmann, daß ihm das Thema ein ernstes Problem ist und hat das gewisse Gefühl, er könnte auch noch weiter gehen und würde doch nicht abstoßend wirken. Zu tadeln ist dabei höchstens, daß er sich gelegentlich noch gewisser herkömmlicher ungenauer Ausdrücke bedient, Wörter aus der alten Romansprache, wie Siedhitze des Bluts und ähnliche, die zu seiner sonstigen solid anschaulichen Sprache nicht mehr passen.

Noch zwei Dinge wird vielleicht mancher an dem Buche auszusetzen haben. Erstens die allzu stark heraustretende moralische Tendenz. Sie heißt in classischer Formel: Alle Schuld rächt sich auf Erden. Aber daran muß man glauben. Und es gibt heute viele, unter Christen und Heiden, die nicht daran glauben, die in ihren Erfahrungen und Beobachtungen so starke Gegenbeweise zu besitzen überzeugt sind, daß sie vielleicht sogar den Verdacht nicht unterdrücken können, der Dichter glaube wol selbst nicht an seine Behauptung; dazu sähe er viel zu scharf und zu tief, und er bekenne sich zu dem Satze wol nur, weil das Bekenntniß zum Glauben wie die „sittliche Weltordnung"

in gewissen Kreisen noch ebenso widerspruchslos zum guten Ton gehört, wie in andern Kreisen das Bekenntniß zum Glauben an — nun an alle möglichen Dinge, die man nicht glaubt. Wenn der Dichter freilich ein gutes Gewissen hat, darf er solche Verdächtigungen verachten. Er darf, aber er thut am Ende doch gut, sich vorher die Leute ein wenig anzusehen, von denen sie ausgehen.

Der zweite Punkt hängt mit dem ersten innerlich zusammen. Ich meine den allzu glänzenden, den katastrophenmäßigen Schluß des Romans, und ich spreche hier meinen ganz persönlichen Geschmack aus, sehr wohl wissend, daß er nicht der allgemeine ist. Ich finde einen solchen Schluß coup de théâtre, kurzweg Theater, Mittel einer Kunstveranstaltung, die auf ein äußerlich Schauen abzielt, auf das äußerliche Schauen einer bunt zusammengewürfelten Masse, der Masse, der Menge überhaupt, wo also unter allen Umständen Schaulust zu befriedigen ist, wo also auf Raketen nicht verzichtet werden kann und wo auch die höhern, innerlichern, geistigern Absichten sich mindestens unter Blitz und Donner bemerklich machen müssen.

Dem ernsten Roman, der sich an den einsamen, beschaulichen, nicht schaulustigen Leser wendet, stehen unendlich feinere, geistigere Mittel zur Verfügung; er kann also auf die theatralischen verzichten; er erniedrigt sich, wenn er's nicht thut.

Dieser Aus- und Untergang in dem Telmann'schen Roman, dieses Weltgericht unter Flammen und Funken ist gewiß sehr schön, und weitaus der größte Theil der Leser möchte nicht darauf verzichten. Er ist nichtsdestoweniger ein unwahrer „Knalleffect"; denn das Leben kennt solche Katastrophen zwar ausnahmsweise auch, aber nur als rohe Zufälligkeiten ohne moralischen Sinn.

Es gibt ein Volkswort, das unter einer religiösen Formel eine tiefe Lebenskenntniß ausspricht: „Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sicher." Der Sinn dieses Wortes muß für den Roman der höhern Gattung immer mehr bindendes Gesetz werden, selbst auf die Gefahr hin, daß dieser dadurch immer weniger „Roman" und immer mehr und ernstlicher Lebensstudium und -Darstellung sein wird. Er braucht dabei nicht weniger Kunstwerk zu sein, im Gegentheil.

Und das Telmann'sche Buch gehört in seinen besten Partien zu den Leistungen der Gegenwart, die den Roman der Zukunft vorbereiten helfen, dieses Kunstwerk, an das man glauben muß, trotz aller gegentheiligen Anzeichen.

Benno Rüttenauer.

Dramatische Werke.

1. Die Göttin der Vernunft. Trauerspiel in vier Acten von Hans Hopfen. Berlin, Gebr. Paetel. 1892. 8. 3 M.

Die dramatische Literatur, die unter der Herrschaft des Schreckens in Frankreich ganz außerordentlich blühte und mindestens der Zahl der Werke nach eine der reichsten Perioden gefeiert hat, fand erst in jüngster Zeit Beachtung bei deutschen Literaturforschern. Nicht daß für die Kunst dadurch Werke von sinnfälligem Reiz, von lebenglühender Leidenschaft entdeckt worden wären, aber interessante, noch unausgeschöpfte Zeugnisse der furchtbaren umwälzenden Bewegung sind in jenen Dramen der Jahre 1789—96 vor uns ausgebreitet. Das Theater und die Zeitungen — vor allen auch die der royalistischen Partei, die ebenfalls bisher noch nicht jene Beachtung fanden, die sie verdienten — ergänzen sich gegenseitig zu einem Charakterbild im Rahmen der großen französischen Revolution. Ihre Forscher, ihre Philosophen hat jene denkwürdige Periode bei allen Culturvölkern, ihre Dichter bei keinem gefunden, die im Stande gewesen wären, die Riesenaufgabe der poetischen Darstellung zu bewältigen. Vor allem erwies sich die Hand der Dramatiker als zu schwach, die Massen zu beherrschen und die Leidenschaften zum vulkanischen Ausbruch aufzustauen. Es war ein Lieblingsgedanke vieler, endlich das große Drama der Revolution wie einen Block auf die Bühne zu werfen, vor dessen Wucht sie in ihren Festen erzittern sollte. Aber das Streben nach einer umfassenden Bewältigung des Stoffs blieb ebenso ohne Erfolg als die geringere Absicht, einen Ausschnitt aus der seltsamen Zeit der vorigen Jahrhundertwende zu dramatisiren. „Die Göttin der Vernunft" von Hans Hopfen, der sich das letztere Ziel gesetzt hat, reiht sich den mislungenen Versuchen an. Es ist ein armes Stück, an Handlung und Charakteristik arm, das keineswegs den Ansprüchen Genüge thut, mit denen man das Werk eines unserer ersten Autoren ergreift. Sie alle, unsere hervorragenden Erzähler, haben sich auf der Bühne, der Hans Hopfen freilich kein Fremder ist, herbe Enttäuschungen in letzter Zeit gefallen lassen müssen. Mit Resignation nimmt man schon die unvermeidlichen Dramen Paul Heyse's alljährlich hin; Spielhagen, der über die Schrecken der Première so reizend zu plaudern weiß, mußte mit seinem Stück „In eiserner Zeit" von der königlichen Bühne in den äußersten Osten der Reichshauptstadt flüchten, um demüthigende Kritiken zu ernten; Franzos ließ mit dem Schauspiel „Der Präsident", nach dem als einem dramatischen Meisterstoff er ein langes Leben sehnsüchtig geblickt hatte, keine Spur in den Theaterannalen zurück; Hopfen reiht mit der „Göttin der Vernunft" sich selbst in die Schar der Epiker, die umsonst den tragischen Lorber erstreben. In weitschweifiger Sprache wird eine Geschichte dramatisirt, die allerdings des menschlich rührenden Kerns nicht entbehrt. Eine junge Novize, Fanny von Reinach, soll als Göttin der Vernunft im Dom von Straßburg ihre Schönheit dem Volke enthüllen. Der Regisseur dieses diabolischen Festes

ist Eulogius Schneider, der öffentliche Ankläger der Republik. Die Jungfrau entschließt sich zögernd zu der Rolle der Göttin, um dem Blutdurst des Gewalthabers zu steuern. Sie gelangt endlich so weit, ihre Rolle sogar liebzugewinnen. In etwas äußerlicher Weise wird der Tod Fanny's herbeigeführt, der aber immerhin nicht unmotivirt erscheint. Um diesen menschlich fesselnden Kern gruppiren sich jedoch Motive und Charaktere von ausbündigster Langeweile. Da ist eine redselige Oberin des Klosters, die unter den Händen eines echten Dramatikers, der eben Besseres zu thun hat, als blos sprechen zu lassen, eine Episodengestalt geworden wäre; da ist ein Liebhaber von selbst in diesem Fach unstatthafter Flachheit; ein Bürgermeister, Volksrepräsentanten — St. Just's furchtbaren Namen trägt der eine — aber alle nur schwache dramatische Hebel, die viel zu viel Raum beanspruchen und keineswegs durch die Kunst der Charakteristik für ihre geringe dramatische Schwungkraft entschädigen. Auch in die Weite historischen Geschehens wird man an keiner Stelle geführt, vielmehr lastet drückend die Enge der Verhältnisse auf uns; kein Sturmhauch der Leidenschaft zittert in den Seelen der Menschen und unbereichert durch eine künstlerisch verkörperte Idee legen wir das Stück aus den Händen. Es ist eine greisenhafte Kunst, die uns nichts Neues mehr zu sagen weiß, die in Formen lebt, für die kein Widerhall mehr die moderne Seele beben macht, wenn ein originaler Geist nicht reichen Inhalt darein gießt. Wie schwer diese Forderung wiegt und wie selten ihr im Drama Genüge gethan wird, das zeigt nach so viel Vorgängern auch ein sieggewohntes Talent wie das von Hans Hopfen.

2. König Konrad. Trauerspiel von Hermann Schuster. Leipzig, Deutscher Verlag. 1892. 12. 1 M.

Könnte man mit wagemuthiger Jugendlichkeit allein ein Drama schaffen, so wäre das vorliegende Trauerspiel von vollendeter Meisterschaft. Dem ältern und von eigenen Miserfolgen geschulten Dramatiker erscheint schon ein einziges Motiv, wenn es die Tiefen der menschlichen Seele erregt, als zu groß und reichhaltig, um in seiner Totalität durch fünf knappe Bühnenacte erschöpft zu werden, während der jüngere, emporstrebende Künstler sein Drama am besten geborgen glaubt, wenn die Motive sich ablösen wie die Bilder der magischen Laterne. So ist auch der Reichthum in dem Trauerspiel „König Konrad" von Hermann Schuster mehr ein äußerer als ein innerer, ein Reichthum an Episoden und Geschehnissen, denen sich innere Vielseitigkeit und Tiefe nicht gleichberechtigt an die Seite stellen. Immerhin fehlt es nicht an einem idealen Zug in dem Helden, nur die Absichtlichkeit beeinträchtigt den reinen Genuß. Auch das Gesammtbild, das dem Verfasser fraglos vor Augen gestanden hat, wird dem Leser nicht völlig zur Anschauung gebracht, denn es mangelt dem Ganzen infolge der Ueberzahl von Motiven an festverketteter Entwickelung und architektonischer Gipfelung. Anläufe sind wol da, aber sie befriedigen nicht. Als günstiges Zeichen für die Weiterentwickelung des Verfassers scheint der letzte Act gelten zu können, da wird es lichter in dem Wirrsal der Ereignisse und langsamer in dem Sturmschritt, der während der vorhergehenden Acte mehr Hoffnungen erregt als befriedigt hat; es wird das Facit von den Ereignissen des Dramas gezogen, so gut es gehen will, und die Handlung nach besten Kräften zum Abschluß gebracht. Gelungen ist auch dieses Streben nicht; aber es verräth mindestens Sorgfalt und Einsicht in dramatische Dinge. Wenn die Wahl des Stoffs, dies erste, schwerste und so verhängnißvolle Erforderniß des dramatischen Kunstwerks, bei spätern Werken den Verfasser mehr begünstigt, als in diesem Trauerspiel aus dem Haus der salischen Kaiser, so ist Gelungeneres vielleicht zu hoffen. Auch stärkere Talente als das des Verfassers würden an einem Stoffe gescheitert sein, den innerlich zu beseelen zunächst Aufgabe des Geschichtsforschers wäre, um das Material zu erhalten, das der Dichter ausgestalten darf.

3. Roderich. Trauerspiel von Gustav Wolff. Berlin, L. Lassar. 1892. 8. 2 M.

Auch aus diesem Drama spricht eine unverkennbare Jugendlichkeit, die sich freilich mit den bretternen Forderungen der Bühne vertrauter erweist, als es meist der Fall zu sein pflegt. Hier drängt sich nicht eine Ueberfülle von Handlungselementen heran, die niemals zur Durchführung gelangen; der theatralische Sinn sondert einige wenige aus, um an deren Ausgestaltung nach Kräften sein Bestes zu thun. Eine gewisse Flüssigkeit der Sprache und ein Verweilen in Situationen, die dem Schauspieler wie dem Publikum seit lange vertraut sind, geben dem Stück ein äußerlich theatralisches Gepräge, dem ich sein Verdienstliches nicht absprechen will, wenngleich nicht verschwiegen bleiben soll, daß auch dieses Stück mehr Oberfläche als Tiefe besitzt. Roderich, der letzte König der Westgothen, hat es den Dramatikern seit lange angethan. Und es ist wahr, tiefer tragischer Stimmungsgehalt und wuchtige Kraft liegt in dem Geschick dieses Königs. Wer es verstände, aus dem Stoff das pangermanische Element herauszulösen und den Kampf des Germanenthums gegen eine herandringende, fremdartige Welt zu schildern, die hier zufällig die Züge des Moslemimenthums trüge, der berührte unser Empfinden vielleicht so kräftig, daß dieser Stoff für immer seine Erledigung im Drama gefunden hätte. Freilich gehört zu einer solchen Auffassung ein Charakter so nothwendig wie eine tiefe politische Bildung. Die Gothen als äußerste Fahnenwacht des Deutschthums im fernsten Westen, das mag dem Historiker mit gutem Grund eine hinfällige Hypothese sein; dem Dramatiker vermag diese Auffassung einen Reichthum von modernen Empfindungen und Gedanken zu erschließen, die Widerhall finden an Stellen, wo das historische Stück gewöhnlichen Schlags Verschlossenheit und Ablehnung begegnet. Hier, bei dem Untergang eines Volks, dessen Wahlverwandtschaft

mit dem unsern deutlich empfunden werden muß, überkommt den Zuschauer ein Hauch welthistorischen Geistes, wie ihn alle Gesellschaftsdramen, alle heutigen Sittenbilder, alle modernen Problemstücke niemals zu entfachen wissen. In die Weite und Höhe historischen Lebens wird der Beschauer geführt, ein Volk sieht er fallen durch die Fehler seiner Großen wie aller Glieder des Volksthums, und je unwiderstehlicher der Dramatiker diesen Zusammenbruch zu schildern weiß, je klarer und lebendiger Bezug genommen wird auf uns und die Gestaltungen modernsten politischen Lebens, desto mehr wird das Exotische des Stoffs schwinden und wir selbst uns ergriffen fühlen in unserm innersten Empfinden. Zu einer solchen Auffassung historischer Stoffe bedarf es einer langwierigen, mühsamen Arbeit des Umbildens und Umdeutens, die unendlich schwieriger ist als das Dramatisiren des bereits beseelten Stoffs. Zu solchen Ansprüchen verleitet wol die Eigenart des geschichtlichen Materials; das vorliegende Roderichdrama von Gustav Wolff gibt kaum durch seine Leistung Anlaß zu so weitspannenden Forderungen. Wie bereits erwähnt, mangelt es dem Stück an Tiefe und, was dasselbe besagen will, an Originalität. Auch bleibt dem Verfasser auf dem Gebiet des Theatralischen bei weitem das Beste und Zündendste noch zu lernen übrig. Bis in die Kleinigkeiten der Redewendungen, auf die ich an dieser Stelle überhaupt nicht hinabsteigen will, muß sich die Sorgfalt des Verfassers richten, denn wer das Publikum großstädtischer Theater, besonders das Berlins, in seinen unberechenbaren Launen studirt hat, der wird unschwer in den weitaus meisten Stücken eine Zahl von Stellen namhaft machen können, die stürmischen und unwillkommensten Heiterkeitserfolg auf dem Theater haben würden.

4. Neue Dramen von Wilhelm Walloth. Inhalt: Semiramis. — Das Opfer. — Alboin. Leipzig, W. Friedrich. 1891. 8. 4 M.

Wilhelm Walloth ist unter der jüngern Dichtergeneration, die sich zum Glaubensbekenntniß des Realismus hält, eine jener Erscheinungen, die nicht aus dem kritischen Verstand heraus ihre Werke empfangen, sondern im Schoß der Phantasie die Quelle ihres Schaffens besitzen. Dieser Ursprung gibt Walloth'schen Werken vielfach eine Wärme und Bildkraft, wie sie die Realisten strengerer Observanz nur selten erreichen. In erster Linie sind die Romane Walloth's glänzende Zeugnisse dieser in die Ferne schweifenden Einbildungskraft, die sich unter den Völkern des Orients wie unter den Römern des Kaiserreichs mit gleicher Kraft heimisch zu machen weiß. Die Fülle der Farben, die im Rahmen des Epos zu glücklichster Entfaltung kommen, erweist sich indessen für das Drama minder günstig, und manche Stelle, die im Coloristischen schwelgt, zeigt, daß auch Vorzüge zu Schwächen werden können. Diese letztere Empfindung hat man bisweilen so stark, daß sich der Wunsch nicht abweisen läßt, den Inhalt des Dramas in epischer Gestaltung vor sich zu sehen. Viel leichter als im Drama gelingt es ja dem Erzähler, die Neigung seines Lesers für fremdartige Culturen zu erschmeicheln und ihn langsam in eine Welt hinüberzutragen, wo die grellere Sonne auch wildere Leidenschaften zu entfachen vermag. In großen, breitströmenden Ergüssen schwindet dem Leser eines Romans das Fremdartige des Stoffs wie die Küste eines Landes, das im Nebel verschwindet; immer hellere und farbigere Bilder versetzen ihn allmählich in die Mitte jener Welt, die dem Epiker vor Augen gestanden hat. Anders im Drama. Da gibt es kein Erschmeicheln, kein mildes Hinübergleiten von der Welt der Erscheinungen um uns her in eine andere, phantastisch erträumte. Der Vorhang rollt auf und innerhalb der ersten fünf Minuten muß bereits von dem Dichter die Stimmung ertrotzt sein, die das dramatische Werk für seine künstlerischen Zwecke bedarf. Da gibt es kein Zögern, und je schneller, je unwiderstehlicher der historische Dramatiker vom ersten Wort an uns in seine Kreise zu bannen versteht, desto reicher ist ihm die Doppelgabe historischen und dramatischen Könnens beschieden. Zu langen Reden, zu blühender aber nicht vorwärts schreitender Gestaltung der Situation ist nirgends im Drama Raum — am wenigsten im Anfang. Man vergesse doch nicht, daß unsere moderne Phantasie eine müde, weder bewegungsfrohe noch leichtempfängliche ist. Wir sind durch den Genuß von Kunstwerken aller Jahrhunderte verwöhnt und durch die raffinirte Darstellung neuerer Meister verzärtelt. Wir wollen am liebsten mit neuen, immer stärkern Sensationen gepackt werden. Gleichviel ob mit Recht oder nicht: der Dramatiker ist der letzte, der die Forderungen der Zeit übersehen darf. Die eigenartigen Bedingungen der Bühne verlangen von ihm die stärkste, gleichzeitig die allerschnellste Befriedigung jenes modernen Drangs nach Sensation, den kein wortreiches Entfalten von Scenen zu stillen vermag. Die kleinsten Aufenthalte in der Handlung spannen uns ab, und der Kunstfreunde sind heutzutage wenige, die aus Pietät einen Dramenband lesen, weil ihn ein Künstler geschaffen hat, der im Grunde mehr Epiker als Dramatiker ist. In dem vorliegenden Bande greift Walloth zwei Stoffe aus der Geschichte von Ninive und Babylon heraus. Das fünfactige Drama „Semiramis" ist nach meiner Empfindung das bedeutendste der Sammlung, wenngleich die Durcharbeitung der Motive und die Gesammtvollendung in dem kleinen symbolistischen Drama „Das Opfer" glücklicher gelungen zu sein scheint. „Alboin" leidet zu sehr unter der Schwerfälligkeit der Form, als daß es lebhafter interessiren könnte. Was einleitend über das epische Element bemerkt wurde, tritt in diesem Stück am stärksten hervor. Aus dem Gesagten ergibt sich, daß die lebendige Bühne mit ihren tausendfältigen, oft so krausen Ansprüchen keinerlei Neigung besitzt, Walloth's Dramen zur Aufführung zu bringen. Zu Experimenten haben wir die Zeit und durch allzu zahlreiche Misserfolge auch leider die literarische Laune verloren.

5. Hie gut Wirtemberg! Volksthümliches historisches Schauspiel in drei Acten von Karl Oesterlen. Stuttgart, A. Bonz u. Comp. 1892. 8. 1 M.

Der Titel ist hier zugleich die beste Charakteristik. „Hie gut Wirtemberg!" Mit Kunst und tiefern Problemen will sich das heitere frohgemuthe Stück nicht von ferne befassen, es begnügt sich mit einigen wenigen, holzschnittartigen Gestalten, um mit ihnen die wenig aufregende Handlung zu verkörpern. Das soll kein Vorwurf sein, es mag nur die Stellung des Dramas im allgemeinen andeuten. Man möchte noch mehr Laune, mehr volksthümliche Typen, mehr tollende Ausgelassenheit vor sich sehen. Hie gut Wirtemberg! Der Ruf käme dann aus einem freiern, vom modernem Regelzwang wahrhaft erlösten Herzen.

6. Evoë! Dramatisches Spiel in fünf Aufzügen von Ricarda Huch. Berlin, Hertz. 1892. 8. 2 M.

Das seltsamste Drama, das seit langem dem Scharfsinn des Beurtheilers Räthsel aufgegeben hat. Verwirrend ist der erste Eindruck, aber ebenso unfehlbar empfindet man das starke Talent der Verfasserin. Zu stark fast ist es für einen weiblichen Autornamen, zu tief ist manche Partie des Stücks gedacht, als daß man die weibliche Art darin wiedererkennen könnte. Eine feurige Jugendlichkeit spricht aus dem Ganzen, aber vereint mit einer seltsamen Reife, die sowol Gedanken als Formen durchdringt und sich in der krystallklaren Sprache wiederspiegelt, die wunderbare, eigenartige Bilder zu malen versteht. Shakespeare'sche Stimmung liegt über dem Stück, jene sonnige, farbenschillernde, die „Romeo und Julia" umgibt. Marmorgestalten scheinen lebendig geworden zu sein, und gerne möchte man das große, erlösende Wort von der Sendung einer gottbegnadeten Dichterin sprechen, wenn nicht mislungene, motivlos gebliebene Stellen dem ernsten Beurtheiler das Wort im Munde stocken ließen. So bleibt uns die Dichterin und ihr Talent vorläufig ein Räthsel, das andere Werke bald und glücklich lösen mögen. Die Handlung des Stücks ist das leoninische Rom Raffael's. Ein Lautenspieler im Dienst des Papstes, Peregrino, liebt eine edle Römerin, Felicia Massimi. Durch eine Blutthat, die er begeht, wird Peregrino in Schwermuth versenkt. Die Liebe seiner Braut überdauert die Widerwärtigkeiten und unter Evoë-Rufen grüßen die Vereinten das neue Leben. Diese Andeutungen geben kein vollständiges Bild von dem Inhalt, noch weniger von der Form des vorliegenden Werks. Weitgreifendere Erörterungen sind hier nicht möglich, aber einen Vorzug besitzt das Drama selbst für den, dessen Empfinden anders als das eben ausgesprochene sich äußern sollte: das Stück beschäftigt den Denkenden auch in seinen Fehlern. Dies Lob ist schwerwiegender und seltener als manches andere.

Friedrich Kummer.

Zur neuern Geschichte.

Erlebnisse eines preußischen Offiziers in russischen Diensten während des türkischen Kriegs 1877/78. Von Richard Graf von Pfeil. Zweite Auflage. Mit einer Skizze. Berlin, Mittler u. Sohn. 1892. 8. 4 M. 50 Pf.

Im hohen Grade ansprechend erzählt der Verfasser, gegenwärtig Major und Bataillonscommandeur im 2. Schlesischen Grenadierregiment, seine Theilnahme am russischen Balkanfeldzuge, gestützt auf seine damals fast täglich geschriebenen Briefe und sorgfältig gemachten Aufzeichnungen. Scharfe Beobachtung, unbefangenes Urtheil, leichte, gefällige Darstellung sind ihnen eigen, und die erst funfzehn Jahre nach der Niederschrift erfolgte Bearbeitung, nach einem langen Zeitabschnitt, den der Verfasser im russischen Dienste zugebracht, bürgt dafür, daß die Eindrücke des Neulings unter den fremden Verhältnissen ernster Prüfung unterzogen worden und stichhaltig befunden sind. Die bei aller Theilnahme und Liebe für das Land, das ihm zur zweiten Heimat geworden, ungeschminkte Beurtheilung von Zuständen und Persönlichkeiten heischt Achtung vor dem Freimuth des Verfassers und sichert dem Buche die Bedeutung einer Quelle für die Vorgänge des von ihm erlebten knapp begrenzten Abschnitts des russisch-türkischen Kriegs. Daß Graf Pfeil sich streng an seine Erlebnisse hält und nirgend sich verleiten läßt, zu Ausführungen und Ergänzungen auf Grund anderer Quellen abzuschweifen, erhält seinen Blättern den vollen Werth des Berichts eines Augenzeugen, und ein wie zuständiger Zeuge er ist, wird der Leser aus dem Buche entnehmen.

Aber auch ein höchst anziehender Zeuge. Denn Graf Pfeil ward auf seinen Wunsch, in die russische Feldarmee einzutreten, als Kapitän bei der 9. Infanteriedivision und zwar beim Jelezkischen Regiment angestellt, das auf dem Balkan im Hainkiöi-Thale die Wacht hatte. Ueber Sanct Petersburg, Moskau, Bukarest ins Hauptquartier von Gorni-Studen gelangt, traf Graf Pfeil im October an seinem Bestimmungsorte ein, wo er durch zwei schwierige, erfolgreich durchgeführte Recognoscirungen sich auszeichnete und bis gegen den Schluß des Jahres 1877 blieb. Für die Weihnachtszeit ins Hauptquartier beurlaubt, erfuhr er dort, daß in wenigen Tagen der Balkanübergang erfolgen werde: „General Radetzki sollte am 9. Januar in aller Frühe die auf dem Schipkapasse selbst befindlichen Truppen angreifen und möglichst viele Kräfte von dem unterhalb des Passes in der Ebene zwischen dem Dorfe Schipka und Kasanlik befindlichen türkischen Heere an sich ziehen. Fürst Mirski sollte mit einer etwa $1^1/_2$ Armeecorps starken Heeresabtheilung den Paß östlich, General Skobelew mit einer etwa gleich starken Abtheilung westlich umgehen und

am nämlichen Tage, um 10 Uhr morgens, den Feind angreifen.“ Im Stabe des Fürsten Swjatopolk-Mirski, seines Divisionscommandeurs, zu dem sich von Anfang an ein freundschaftliches Verhältniß geknüpft hatte, machte der Verfasser den denkwürdigen Uebergang und die zwei furchtbaren Schlachttage auf den Eis- und Schneefeldern Schipkas mit, Tage, in denen — wie er bekennt — Gott ihm die Möglichkeit gab, durchschlagend und erfolgreich mit in die Geschichte einzugreifen. Die drei Kapitel, die diese Tage schildern, bilden denn auch den Höhepunkt der Darstellung. Nach dem Siege bei Schipka war der Kampf zu Ende. Es folgte der Zug nach Adrianopel, die erbetene Versetzung des Verfassers ins Preobraschenskische Garderegiment und der lange Aufenthalt in St. Stefano, das dem Gardecorps unter dem lässigen Oberbefehl des Großfürsten Nikolaus zum verderblichen Capua wurde. Sehr interessant sind die Schilderungen der Friedensfeier am 3. März (19. Febr.) und der Osternacht, in welcher der Uebergang des Obercommandos vom Großfürsten an den General von Todleben sich vollzog. Freilich als um vieles werthvoller müssen die Aufdeckungen des Zusammenhanges mancher wichtigen Ereignisse, wie der Schlacht bei Elena, des Verhaltens Skobelew's bei Schipka, und die trefflichen Charakterzeichnungen hervorragender Heerführer wie weniger bekannter Offiziere, und auch vieler dunkler Erscheinungen, die auf dem bunten Kriegsschauplatze auftauchten und verschwanden, bezeichnet werden. Ueber den besondern Gesichtspunkt des Buchs hinaus gestaltet es sich zu einem trefflichen Beitrag zur Kenntniß russischen Staatswesens und Volkscharakters, der Licht- wie der Schattenseiten des letztern.

Friedrich Bienemann.

Feuilleton.

Der französische Kritiker Arvède Barine hat in der „Revue des deux mondes“ vom 1. Juli, anknüpfend an das Buch Heinemann's: „Goethe's Mutter“, einen bemerkenswerthen Aufsatz über Frau Rath geschrieben. Völlig eindringende Sachkenntniß vereinigt sich mit dem anmuthigen Geschick, die Dinge schön zu gruppiren und mit höchster Anschaulichkeit zu erzählen. Ueberraschend ist nur der beherrschende Gesichtspunkt, unter dem Barine den Lebensgang Goethe's und die Eigenart seiner Mutter auffaßt. Der Aufsatz ist überschrieben: „Bourgeois d'autrefois“; er geht aus von der Wahrheit, daß die Bourgeoisie, der „dritte Stand“, wie man sich in Frankreich auszudrücken pflegte, gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts sich emancipirte und naturgemäß über sich selbst hinausstrebte; im Adel und im Hofe das traditionell Mächtigere und Stolzere sehend, sucht er, sich selbst verleugnend, in diese Sphären zu dringen, um so eine neue Aristokratie zu bilden, die sich von der alten durch nichts unterscheidet, als durch einen treulosen Bruch mit der Vergangenheit. „Wolfgang Goethe hatte“, sagt Herr Barine, „seine Kaste verrathen in der schwachen Stunde, da er den Adelstitel annahm, um sich auf die geheiligten Stühle der fürstlichen Salons zu setzen. Aber Bonaparte schleppte die Stiefel seiner Landsknechte auf die Throne: und siehe da, die Bourgeoisie war zur Herrschaft gelangt.“

Zwischen zwei Einflüssen, so meint Barine, ist Goethe aufgewachsen, der eine wollte ihn in den Traditionen des gebildeten, ehrenfesten, social beschränkten Bürgerthums festhalten, der andere trieb ihn über die Grenze hinaus zu höhern gesellschaftlichen Aspirationen. Jenen übte der Vater, diesen die Mutter. Und die geistige Einwirkung beider war nach dieser Analogie gestaltet: der Vater, bei dessen gestrengem Schreib- und Sprachunterrichte selbst die jüngere Gattin hatte schwitzen müssen, ist lediglich aggressiver Natur; ein Schulmeister, „der mit dem Bakel in der Hand auf die Welt gekommen ist“; ein nüchterner Verstandesmensch, Feind allem, was mit der Welt des Unsichtbaren zusammenhängt, die ihm, wenn er sie nicht leugnet, doch als der ernstlichen Beachtung unwerth erscheint. „Glücklicherweise hatte er eine Frau, die von Grund aus die Leute verachtete, für die der Sonnenaufgang kein Wunder mehr ist.“ Madame Goethe zerstörte alles, was ihr Mann gebaut hatte. Er strebte, aus seinem Hause alles, was mit der Phantasie zu thun hatte und Zeit kostete, zu vertreiben; sie setzte sich auf ihren grünen „Märchenstuhl“ und improvisirte den Kindern Geschichten, die sie zu den Sternen trugen. Ganze Abende lang strömte von ihren heitern Lippen eine Flut poetischer Absurditäten und füllte das Gehirn der kleinen Zuhörer mit wunderbaren Bildern. Wolfgang flog ins blaue Wunderland. Am folgenden Morgen erschien die Prosa wieder mit dem Herrn kaiserlichen Rath, aber das Unheil war einmal angerichtet; das Kind hatte einen Flug in die Welt des Unwirklichen gethan, und das vergißt sich nicht.

Diese Probe charakterisirt den Verfasser genug. Sie verräth eine geistreiche, fesselnde Darstellung, die es jedoch nicht verschmäht, Thatsachen und Aeußerungen mit ganz subjectivem Lichte zu beleuchten und die lieber geistreich als wahr sein will. Goethe's Mutter hat freilich nicht darunter zu leiden; sie erhält eine schöne und warm geschriebene Würdigung. Um so schlechter aber geht es ihrem Sohn. Barine ist nun einmal davon überzeugt, daß Goethe ein großer Egoist war und unter diesem Gesichtspunkt wird alles aufgefaßt und verstanden. Einiges diene zum Beweise. Barine sieht darin, daß Goethe seine Mutter so selten besuchte, eine große Herzlosigkeit; er hätte das gethan aus Abneigung gegen Frankfurt, wo er eine zu harte Jugend verlebt und wo der Adelige nicht mehr mit seinen frühern Freunden habe verkehren wollen. Man braucht aber nur, um das Verkehrte dieser Ansicht klar zu machen, darauf hinzuweisen, daß Goethe wiederholt, z. B. 1797 vom 3. bis 25. August im herzlichen Verkehr mit seinen alten Freunden in Frankfurt gewesen ist und daß die Frankfurter ihm sogar eine Stelle im Rath angeboten haben. Goethe's Abneigung gegen Frankfurt datirt erst vom December 1817, wo man ihn in rücksichtsloser Weise aus der Bürgerliste strich. Der zweite Grund für Goethe's seltene Besuche in Frankfurt ist nach Barine die Weigerung der Frau Rath, Christiane sofort und völlig anzuerkennen und den Sohn „in seiner wilden Ehe zu besuchen, wo sie das Vergnügen gehabt hätte, mit der Mutter (!!) und Schwester Christianens Freundschaft zu schließen und die Pseudo-Schwiegertochter beim Fläschchen zu sehen“. Nach Barine's Meinung hat Goethe seiner Mutter Christiane aufgedrängt, „er trieb schändlichen Misbrauch mit seiner Gewalt über die Mutter“. Auf sein vieles Drängen, so meint er, meldet sie, „ich werde an dein Liebchen schreiben“, und ihr erster Brief vom 20. Juni 1793 sähe aus wie eine Strafarbeit: „ein gewundener Brief in einem Ton, der Frau Aja sonst ganz fremd ist“. Aber Barine vergißt hier wieder mitzutheilen, daß Christiane zuerst geschrieben hat, daß von einer Mahnung Goethe's an die Mutter, ihr zu schreiben, gar nichts bekannt

ist und daß die Worte: „Ich werde an dein Liebchen schreiben", also keinen andern Sinn haben als: ich werde den Brief deines Liebchens beantworten. Schon im August 1792 war Christiane von Frau Rath beschenkt worden. Einem andern Geschenk im Mai 1793 fügte Frau Rath einen Gruß hinzu. Hierüber berichtet Christiane in rührenden Worten an Goethe und theilt ihm mit, daß sie in ihrer Freude darüber an die Mutter geschrieben habe. Goethe antwortet darauf am 14. Juni 1793: „Du hast recht wohl gethan an meine Mutter zu schreiben, sie wird es ja wol lesen können. Sie ist Dir recht gut, denn ich habe ihr erzählt, wie Du so brav bist und mich glücklich machst." Am 20. Juni erfolgte dann die Antwort der Mutter, die Barine wie eine Strafarbeit vorkommt, deren Ton aber für den nichts Auffälliges hat, der sich daran erinnert, daß Frau Rath hier an eine ihr noch nicht persönlich bekannte Person schreibt. Sobald Frau Rath Christiane — im Jahre 1797 — kennen gelernt hatte, ist und bleibt sie „die liebe Tochter". Woher Barine die Beweise dafür nehmen will, daß Frau Rath Christiane noch immer nicht völlig als Schwiegertochter anerkennt und daß Goethe zur Strafe dafür die Mutter nicht besucht habe, bleibt unerfindlich. Es ist bedauerlich, daß der Aufsatz, der gewiß dazu beitragen wird, die herrliche Gestalt der Mutter Goethe's auch den Ausländern näher zu bringen, dem Charakter des großen Sohnes — und nicht nur in den obenerwähnten Punkten — so wenig gerecht wird.

— Auf ein Buch, das, wenn auch ursprünglich für die oberste Stufe des Gymnasiums bestimmt, auch das Interesse aller Gebildeten in Anspruch nehmen kann, möchten wir unsere Leser hinweisen. Es heißt: „Der Aufbau der Handlung in den classischen Dramen, Hülfsbuch zur dramatischen Lektüre von Rudolf Franz" (Leipzig, Velhagen u. Klasing, 1892). Nicht in ästhetische Streitfragen, die meist ohne greifbare Ergebnisse bleiben, führt uns der Verfasser ein, sondern er sucht das Verständniß des innern Zusammenhangs der classischen Dramen der Griechen, Deutschen und Shakespare's durch eine ausführliche Darstellung des Aufbaues ihrer Handlung zu erleichtern. Hierbei ist es ein besonderes Verdienst, daß Franz dem großen Dichter Aeschylus, der den meisten Gebildeten in Deutschland fast völlig fremd ist, besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat. Eine ausführliche Einleitung gibt Aufschluß über das Wesen der dramatischen Handlung und über die Verschiedenheit des Aufbaues der Handlung bei den verschiedenen Völkern und Dichtern.

— Im Verlage der Union in Stuttgart wird im November ein Prachtwerk erscheinen, das geeignet ist, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Der Titel ist: „Fürst von Bismarck in Friedrichsruh" und besteht aus siebzig großen, von C. W. Allers gezeichneten Blättern, die das tägliche Leben des Kanzlers wiedergeben, mit Text von Sidney Whitman. Der Preis des Werks wird 50 Mark (in Prachtband) betragen.

— Die in Hamburg lebende Schwester Heinrich Heine's, Frau C. Embden, beabsichtigt die in ihrem Besitz befindlichen 122 ungedruckten Briefe Heine's, die an sie oder an die Mutter gerichtet sind, nebst Erläuterungen zu veröffentlichen. Diese Briefe sollen überraschende Aufschlüsse über Heine's Leben und Charakter enthalten.

— Ein nachgelassenes Werk von dem unter dem Pseudonym Ivan Lermolieff berühmt gewordenen jüngst verstorbenen Senator Morelli wird im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig noch im Herbst unter dem Titel: „Kunstkritische Studien über italienische Malerei. Die Galerie zu Berlin" erscheinen; die Herausgabe ist von Dr. G. Frizzoni in Mailand besorgt worden. Von demselben Verlage ist in Kürze zu erwarten eine umfassende Monographie über die Insel Haiti von S. Gentil Tippenhauer und „Briefe von und an Schopenhauer", herausgegeben von Prof. L. Schemann.

— Gottfried Keller's nachgelassene Schriften und Dichtungen, die einen Octavband umfassen, werden binnen kurzem im Verlage von Wilhelm Hertz in Berlin erscheinen.

Bibliographie.

Asche, T., Die Kaiserpfalz zu Goslar am Harz im Spiegel der Geschichte. Goslar, L. Koch. 8. 1 M. 50 Pf.

Bismarck. Ein politischer Nachruf aus Briefen aus Kissingen. Berlin, Rosenbaum u. Hart. Gr. 8. 50 Pf.

Bittrich, M., Deutsche Frauen, deutsche Treue, oder Frau Burgemeistern von Rathenow. Vaterländisches Drama. Rathenow, M. Babenzien. 8. 1 M.

Christoterpe, neue. (1893.) Ein Jahrbuch, herausgegeben von E. Frommel, W. Baur u. R. Kögel. Bremen, C. E. Müller. 8. 4 M.

Drache, R., Parität — Imparität. Eine staatsrechtliche Betrachtung. Leipzig, Buchhandlung des Evangelischen Bundes von C. Braun. Gr. 8. 60 Pf.

Ernst, O., Neue Gedichte. Hamburg, C. Kloß. 8. 3 M.

Fleischmann, O., Etliche kräftige Schnaderhüpferl, gewidmet und zu fleißigem Gebrauche in jetziger Zeit empfohlen Sr. Durchlaucht dem Fürsten Bismarck. Nebst des Fürsten dankender Antwort. Kaiserslautern, J. J. Tascher. Gr. 8. 20 Pf.

Geißler, K., Zigeunerblut. Eine Dichtung. Braunschweig, H. Litolff. 8. 50 Pf.

Herrmann, O., Mein Schutzengel. Novelle. Dresden, E. Pierson. 8. 1 M. 50 Pf.

Justinus, O., Italienischer Salat. Allerlei Heiteres aus dem Lande der Citronen, aufgetischt. Berlin, R. Wilhelmi. 8. 2 M.

Kettler's afrikanische Nachrichten. Unabhängige Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde Afrikas, mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Interessen. 1. Jahrgang. Juli 1892—Juni 1893. 48 Nrn. Weimar, Geographisches Institut. Gr. 4. 12 M.

Klos, H., Das Militärschulwesen in Russland. Seine Entwickelung und gegenwärtige Organisation. St. Petersburg, H. Schmitzdorff. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Kober, J., Karl Mez. Ein Vorkämpfer für christlichen Socialismus. Lebensbild, nach den besten Quellen dargestellt. Basel, C. F. Spittler. 8. 2 M.

List, G., Tauf-, Hochzeits- und Bestattungs-Gebräuche und deren Ursprung. Studie. Salzburg. (Leipzig, Literarische Anstalt Aug. Schulze.) Gr. 8. 1 M.

Ludwig, A., „Gelobet seist du jederzeit: Frau Musika!" Oder: Aufgezwungene Betrachtungen durch die „Interuationale Musik- und Theater-Ausstellung" zu Wien. Berlin, A. Ludwig. 8. 1 M.

Memoiren der Königin Natalie von Serbien. Autorisirte Uebersetzung. 2. Auflage. Berlin, G. E. Nagel. 8. 3 M.

Memoiren der Marquise von Pompadour. Deutsch von H. G. Rahstede. 2 Thle. in 1 Bde. 2. Auflage. Berlin, G. E. Nagel. 8. 4 M.

Müller, G., Ein Elevenstreich. Schwank. Magdeburg, E. Grudzinski. 12. 1 M.

Nieuwenhuis, F. D., Die verschiedenen Strömungen in der deutschen Sozialdemokratie. Aus dem Französischen von A. Auerbach. Berlin, O. Harnisch. Gr. 8. 50 Pf.

Ofensky, J., Beitrag zur Lösung der socialen Frage. Volkswirthschaftliche Studie. Prag, H. Dominicus. 12. 50 Pf.

Pappenheim, Freih. G. v., Erlebnisse in kurhessischen und russischen Diensten und Erinnerungen an die Gesellschaft in Weimar aus der Göthezeit des Freiherrn Alfr. Otto Rabe von Pappenheim. Vortrag. Marburg i. H., C. Kraatz. 8. 1 M. 50 Pf.

Philo vom Walde, Hygieinische Volksbühne. Die gute Stube. — Wasser thut's freilich. — Der rechte Doktor. Lustspiele. Leipzig, Th. Grieben. 8. 1 M.

Publikationen des Börsenvereins der deutschen Buchhändler. Neue Folge. A. u. d. T.: Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels. Herausgegeben von der historischen Kommission des Börsenvereins der deutschen Buchhändler. Red.: F. H. Meyer. XV. Bd. Leipzig, Geschäftsstelle des Börsenvereins. Gr. 8. 5 M.

Richter, R., Zur Lösung des Faustproblems. Ein Vortrag. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 60 Pf.

Riotte, H., Vater Klaus. Eine Festtags-Idylle aus dem Leben eines deutschen Briefträgers. Leipzig, P. Ehrlich. Gr. 16. 1 M.

Roland, E., Auf diskretem Wege. Badenovelle. Norden, H. Braams. 12. 75 Pf.

Rosen, F., Die Indarsabhā des Amānat. Neuindisches Singspiel in lithographischem Originaltext mit Uebersetzung und Erklärungen sowie einer Einleitung über das hindustanische Drama. Leipzig, Brockhaus. 8. 8 M.

Roth, L., Lose Blätter, Skizzen. Dresden, E. Pierson. 8. 1 M.

Rudow, W., Geschichte des rumänischen Schrifttums bis zur Gegenwart. Durchgesehen und ergänzt von J. Negruzzi und G. Bogdan. Wernigerode, W. Rudow. Gr. 8. 4 M.

Rupp, J., Der christliche Staat. Neu aufgelegt und aus seinen hinterlassenen Papieren ergänzt. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 M.

Schiller's, F. v., Briefe. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von F. Jonas. Kritische Gesamtausgabe. 1. Bd. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 3 M.

Schmidt-Warneck, Volkswohl und Staat. Braunschweig. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) Gr. 8. 1 M. 20 M.

Schubert, H., Zeitunterschiede, eine alphabetische Tabelle mitteleuropäischer Zeit, Ortszeit und Einwohnerzahl aller deutschen Orte über 10000 Einwohner. Hamburg, O. Meißner. 8. 80 Pf.

Witte, C., Meine Amtsenthebung wegen „beginnenden Querulantenwahns", nebst einem Gutachten des Sanitäts-Rath Dr. Mittenzweig. Berlin, F. Fontane u. Comp. Gr. 8. 2 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschien:

Die Physiologie des Schönen

von

Paul Mantegazza.

Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

I. Theil. **Epikur.** 2 M., eleg. geb. 3 M.

II. Theil. **Wörterbuch des Schönen.** Ein starker Band. 5 M., eleg. geb. 6 M. 20 Pf.

Epikur bringt uns **das eigentliche Glaubensbekenntniß des berühmten Verfassers.** Im zweiten Theil finden wir dieselbe Vereinigung eines warmen Idealismus mit gründlicher wissenschaftlicher Erkenntniß, die für Mantegazza charakteristisch ist. Er bemüht sich aufs neue, das Wesen der Schönheit zu ergründen, und stimmt vorzugsweise den Ansichten deutscher Aesthetiker bei.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Soeben erschien:

Gloria Alvarado.

Roman aus der spanischen Gesellschaft

von

Hans Parlow.

8°. eleg. geh. 5 Mk.

Das Buch enthält auf der Grundlage eines innerhalb der hohen Madrider Gesellschaft stattgefundenen Vorgangs eine Gegenüberstellung des deutschen und spanischen Frauencharakters und die Wandlung des ersteren. Bezwungen durch die Poesie, Romantik und Fremdartigkeit der spanischen Anschauungen, versucht es die Deutsche, ohne sich etwas zu vergeben, der Spanierin in Energie und Initiative gleichzuthun, und so gelingt es ihr, die Andere im Kampf um den von beiden geliebten Mann zu besiegen.

Bestes Weihnachtsgeschenk fürs deutsche Haus!

9000 Abbildungen. | **16 Bände geb. à 10 M. 4 Bände erschienen.** | **16000 Seiten Text.**

Brockhaus' Konversations-Lexikon.

14. Auflage.

600 Tafeln. | **300 Karten.**

120 Chromotafeln und 480 Tafeln in Schwarzdruck.

Bestes Weihnachtsgeschenk fürs deutsche Haus!

Illustrirte Prospecte und Probehefte durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Im Verlage von A. B. Laeisz in Hamburg erschien:

Eine Schicksalsfrage.

Roman

von

Max von Weißenthurn.

Preis: M. 5. —.

In lebensvoller Darstellung schildert dieser Roman die Erlebnisse einer jungen Frau aus aristokratischen Kreisen, welche, vor eine Frage gestellt, die über ihr Schicksal entscheiden soll, aus schwesterlicher Liebe mit einem Ja antwortet, bald aber zu der Einsicht kommt, wie verhängnißvoll dieses Ja ihr geworden. Ein erschütterndes Ereigniß führt schließlich eine befriedigende Wendung in diesem Verhängniß und dadurch Erlösung für sie herbei. Die seelischen Wandlungen, welche die Heldin durchzumachen hat, sind meisterhaft geschildert, und werden namentlich das Interesse der Frauenwelt in hohem Grade erwecken.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Balthazar Gracian's

Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit.

Aus dessen Werken gezogen von

Don Vincencio Juan de Lastanosa,

und aus dem spanischen Original treu und sorgfältig übersetzt von

Arthur Schopenhauer.

Vierte Auflage.

8. Geh. 2 M. Geb. 3 M.

Die vorliegende vierte Auflage des von Schopenhauer hochgeschätzten und darum von ihm aus dem Spanischen übersetzten Werks ist, um dasselbe allgemeiner zugänglich zu machen, im Preise wesentlich ermäßigt worden. Schopenhauer sagt von dem Werke:

„Dasselbe lehrt die Kunst, deren alle sich befleißigen, und ist daher für jedermann. Besonders aber ist es geeignet, das Handbuch aller derer zu werden, die in der großen Welt leben, ganz vorzüglich junger Leute, die ihr Glück darin zu machen bemüht sind, und denen es mit einem mal und zum voraus die Belehrung gibt, die sie sonst erst durch lange Erfahrung erhalten. Das einmalige Durchlesen ist offenbar durchaus unzulänglich, vielmehr ist das Buch zu anhaltendem, gelegentlichem Gebrauche gemacht und recht eigentlich ein Gefährte für das Leben: daher wird, wer es gelesen, oder auch nur darin geblättert hat, es besitzen wollen."

(Mit einer Beilage: Mittheilungen von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig,** 1892, Nr. 3.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 44. — 3. November 1892.

Inhalt: Oncken's „Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen". Von Horst Kohl. — Eine deutsche Schutz- und Trutzliteratur. Von Richard Friedrich. — Aus alter und neuer Zeit. Von Karl Schrattenthal. — Dramatische Werke. Von Friedrich Kummer. — Zur bildenden Kunst. Von Richard Graul. — Aus der Memoirenliteratur. Von Wilhelm Arndt. — Philosophische Schriften. Von Bernhard Münz. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Oncken's „Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen".

Arbeitstheilung! Dieses Prineip alles Wirthschaftslebens, auf dem ohne Zweifel die gesammte menschliche Cultur beruht, ist mehr und mehr auch auf dem Gebiete des geistigen Lebens zur Herrschaft gelangt. Jede Wissenschaft zerfällt heutzutage in eine Reihe von Diseiplinen, und jede dieser Disciplinen erfordert die Kraft des ganzen Mannes, der ihrem Studium sich zugewendet hat. Die schönsten Früchte sind aus solcher Arbeitstheilung hervorgegangen; von allen Seiten werden neue Bausteine an den Tag gefördert zu dem Riesentempel der Wissenschaft, die — so vielfältig sie auch im einzelnen sich gliedern mag — doch nur eine ist und nur ein Ziel kennt, die Ermittelung der objectiven Wahrheit — soweit es dem menschlichen Geiste innerhalb der seinem Erkennen gesetzten Schranken gegeben ist, ihr nahezukommen. Und doch hat die Zersplitterung auch ihre großen Gefahren. Die größte ist, daß über dem Theil leicht das Ganze vergessen wird, daß der Forscher, der nur in einem engbegrenzten Gebiete ein Meister zu werden sucht, sich völlig fremd fühlt, sobald er die Grenzen der eigenen Diseiplin überschreitend auf ein Nachbargebiet geführt wird.

Auch auf dem Gebiete der Geschichte ist die Arbeitstheilung durch den Aufschwung, den dieser Theil des Wissens im 19. Jahrhundert genommen hat, zu einem harten Gesetz der Nothwendigkeit geworden. Vordem ein Stiefkind der Philologie oder Philosophie, oft über die Schulter angesehen, wie ein Aschenbrödel, das nur widerwillig im Kreise der Schwestern geduldet wurde, hat sie sich durch die epochemachende Thätigkeit eines Niebuhr, Leopold von Ranke, Waitz, Sybel u. a. zu dem Range einer selbständigen Wissenschaft emporgearbeitet, der niemand mehr ihre Würde und ihren Werth streitig zu machen wagen wird. Freilich aus den Fundamenten heraus mußte der Bau errichtet werden, darum war unendlich viel Kärrnerarbeit zu thun, ehe an den Ausbau im Innern gedacht werden konnte. Die Sammlung und Herausgabe der Quellen, ihre kritische Prüfung nach den erprobten Grundsätzen der philologischen Methode war die nothwendige Voraussetzung einer wissenschaftlichen Geschichtschreibung, die allein im Dienste der Wahrheit stehend die geschichtlichen Ereignisse nicht blos mittels kritischer Prüfung der Quellenzeugnisse festzustellen bemüht ist, sondern auch in ihrer Eigenart zu verstehen und in geschmackvoller Darstellung dem nach geschichtlicher Belehrung hungrigen Leser darzubieten sucht. Eine Zeit lang konnte es scheinen, als ob die Erforschung der Quellen die einzige Aufgabe des Historikers wäre, tausend und abertausend geschäftige Hände wandten sich dem neu erschlossenen Arbeitsgebiete zu und schürften und gruben, prüften und läuterten, um das edle Gestein von den werthlosen Schlacken zu reinigen. Aber wie der Stein nur an Werth gewinnt, wenn er durch kunstvolle Bearbeitung die Form angenommen hat, die dem Auge wohlthut und das ästhetische Gefühl befriedigt, so muß auch das edle Gestein der wissenschaftlichen Forschung durch die Hand des Künstlers die Fassung erhalten, die ihm in den Augen der Welt Werth verleiht. Und so folgte auf die Jahre der emsigen Einzelforschung die Zeit, da man Umschau zu halten begann, um den Gewinn zu übersehen, den die selbstlose, oft wenig befriedigende Arbeit für das große Ganze der Geschichtswissenschaft eingebracht habe. Alsbald zeigte sich eine große Schwierigkeit, die auch der ernsteste Wille nicht aus dem Wege zu räumen wußte — es war die Schranke, die die Natur der Leistungsfähigkeit des Einzelmenschen gesetzt hat. Wer konnte sich rühmen, auch nur annähernd das unermeßbar weite Gebiet der Geschichte durchforscht zu haben, da doch ein Menschenleben nicht ausreicht, um auch nur die Geschichte des eigenen Volks bis in ihre einzelnen Verzweigungen hinein kennen zu lernen? Eine Weltgeschichte zu schreiben, die in jedem einzelnen Satze auf eigener

Forschung ruht, wird kein Historiker im Stande sein. L. von Ranke, der es nach einem langen, wissenschaftlicher Forschung gewidmeten Leben als hochbetagter Greis versuchte, die Summe seiner geschichtlichen Studien in einer Weltgeschichte zusammenzufassen, ist inmitten der Arbeit zu den Todten versammelt worden. So wird es auch in Zukunft bleiben, wie es bisher war: jede Weltgeschichte wird nur zum kleinsten Theile auf dem Grunde eigener Forschung ihres Verfassers ruhen, im übrigen auf Compilation und mehr oder minder geschickter Verarbeitung einer großen Zahl von Einzeluntersuchungen, deren Umfang vielleicht oft in keinem Verhältniß steht zu dem Gewinn, der für die Weltgeschichte daraus zu entnehmen ist. In neuerer Zeit sind an die Stelle vielbändiger Weltgeschichten eines Autors Sammelwerke getreten, die nach dem Princip der Arbeitstheilung den Stoff unter mehrere Bearbeiter vertheilt zeigen, damit jeder auf dem eigenen Forschungsgebiete, innerhalb dessen er sich heimisch fühlt, zum Nutzen der Allgemeingeschichte die Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Arbeit verwerthen könne. Ein Werk dieser Art ist die von Wilhelm Oncken herausgegebene „Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen", die, seit 1879 in Lieferungen erscheinend, in diesem Jahre ihren Abschluß finden wird. *) Die besten Kräfte hat der Herausgeber — selbst einer von den führenden Geistern unserer heutigen Geschichtswissenschaft — zur Mitarbeit herangezogen, und so ist ein Werk entstanden, das, vollkommen in jedem einzelnen seiner vielen Theile, als Ganzes ein rühmliches Denkmal deutschen Fleißes und wissenschaftlicher Gründlichkeit genannt werden muß. Eine Weltgeschichte im Sinne eines L. von Ranke ist es natürlich nicht und will es nicht sein. Jedem Sammelwerk haftet der Mangel einer streng einheitlichen Auffassung an, weil allezeit viel Köpfe auch viele Sinne haben werden; aber dieser Mangel wird aufgewogen durch die Gediegenheit jeder „Einzeldarstellung", wie sie uns die durch anhaltende Beschäftigung mit einem engbegrenzten Gebiete des geschichtlichen Lebens gewonnene Sicherheit und Vertrautheit des einzelnen Geschichtschreibers mit dem ihm zugewiesenen Zeitraume verbürgt. Eine gewisse Ungleichheit zeigt sich in der Auffassung darüber, was und wieviel der Einzelne dem Leser zu bieten habe: in zwei und mehr Bänden bewältigt der eine den ihm zugewiesenen Abschnitt, während ein anderer in offenbarer Selbstbeschränkung mit einem Bande sich begnügt hat. Der Herausgeber des ganzen Werks hat auf eine eigene redactionelle Thätigkeit Verzicht geleistet und der Subjectivität seiner Mitarbeiter vollen Spielraum gelassen. Ich fühle mich nicht berufen, ihn deshalb zu tadeln. Denn wenn auch infolge dessen der ursprünglich in Aussicht genommene Umfang (100 Lieferungen à 10 Bogen, wie der Prospect sagte) weit überschritten worden ist, so hat doch andererseits durch viele dieser Einzelwerke die wissenschaftliche Forschung eine Förderung erfahren, die nur möglich war, wenn dem Autor die Freiheit der Bewegung und der nöthige Raum gewährt wurden. Ist so die „Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen" dem Historiker, der sich auch auf den andern Gebieten seiner Wissenschaft außerhalb des engen Kreises seiner eigenen Studien schnell und gründlich orientiren will, unentbehrlich, so wollte doch der Herausgeber in erster Linie das Bedürfniß der gebildeten Leser befriedigen und ein Werk schaffen, das seinen Platz in deutschen Haus- und Familienbibliotheken finden sollte. Und dazu ist es vollauf geeignet. Die Sprache ist überall edel und packend, fast alle Mitarbeiter haben den Ton trockener wissenschaftlicher Untersuchung glücklich vermieden und wissen den Laien auch für Fragen zu interessiren, die weit außerhalb des Bereichs seiner Interessen zu stehen scheinen. Einen herrlichen Schmuck bilden die beigegebenen Karten, Beilagen, Porträts und culturhistorischen authentischen Illustrationen; zusammengefaßt in einen Band würden sie ein culturhistorisches Bilderwerk geben, wie ein zweites in Deutschland kaum existirt. Es ehrt die Grote'sche Verlagshandlung, daß sie die ungeheuern Kosten, welche mit der Drucklegung des Werks und seiner innern Ausstattung verbunden waren, auf sich genommen hat, um das Erscheinen des Oncken'schen Geschichtswerks möglich zu machen. Möchte ihr in einem lohnenden Absatze der Dank des deutschen Volks zutheil werden, auf den sie sich einen redlichen Anspruch erworben hat.

Wir geben zum Schluß einen kleinen Ueberblick des gewaltigen Werks: Die erste Hauptabtheilung: „Geschichte des Alterthums", enthält acht Bände, darunter Bd. 1: „Geschichte des alten Aegyptens", von Prof. Dr. E. Meyer (1887); Bd. 5: „Geschichte von Hellas und Rom", von Prof. Dr. Hertzberg (2 Bde); Bd. 6: „Geschichte des Volkes Israel" (2 Bde.), von Prof. Dr. B. Stade und Dr. O. Holtzmann.

Die zweite Hauptabtheilung: „Geschichte des Mittelalters", enthält funfzehn Bände, darunter Bd. 1: „Geschichte des römischen Kaiserreichs", von Prof. Dr. Hertzberg; Bd. 2: „Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker", von Prof. Dr. F. Dahn (4 Bde.); Bd. 5: „Geschichte der Kreuzzüge", von Prof. Dr. B. von Kugler (1890); Bd. 8: „Renaissance und Humanismus in Italien und Deutschland", von Prof. Dr. L. Geiger (1882); Bd. 9: „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen", von Prof. Dr. S. Ruge (1881).

Die dritte Hauptabtheilung: „Geschichte der neuern Zeit" in elf Bänden, enthält unter andern: Bd. 1: „Geschichte der deutschen Reformation", von Prof. Dr. F. von Bezold (1890); Bd. 2: „Westeuropa im Zeitalter von Philipp II., Elisabeth und Heinrich IV.", von Prof. Dr. M. Philippson; Bd. 3: „Das Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges", von Prof. Dr. Droysen (noch unvollendet); Bd. 5: „Das Zeitalter Ludwig's XIV.", von

*) Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von F. Bamberg, F. von Bezold, A. Brückner u. a. herausgegeben von Wilhelm Oncken. Mit Illustrationen, Karten, Beilagen. Berlin, G. Grote. 1879—92. Gr. 8. In Abtheilungen zu 3 M.

Prof. Dr. M. Philippson; Bd. 7: „Deutsche Geschichte vom Westfälischen Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrich's des Großen. 1648—1740", von Prof. Dr. B. Erdmannsdörffer; Bd. 8: „Das Zeitalter Friedrich's des Großen", von Prof. Dr. W. Ducken (2 Bde).

Aus der vierten Hauptabtheilung: „Geschichte der neuesten Zeit" (in acht Bänden) seien erwähnt: Bd. 1: „Das Zeitalter der Revolution, des Kaiserreichs und der Befreiungskriege", von Prof. Dr. W. Ducken (2 Bde.); Bd. 2: „Das Zeitalter der Restauration und Revolution 1815—1851", von Prof. Dr. Th. Flathe; Bd. 6: „Das Zeitalter des Kaisers Wilhelm", von Prof. Dr. W. Ducken (2 Bde.).

Horst Kohl.

Eine deutsche Schutz- und Trutzliteratur.

Sammlung deutscher Schriften. Vierter bis siebenter Band. Berlin, H. Lüstenöder. 1892. 8. — Vierter Band: Sturmvögel. Deutsch-nationale Klage- und Zornlieder von Karl Pröll. Dritte Auflage. 75 Pf. — Fünfter Band: Knecht Hagebuchen. Eine Holzschnitzerei aus Dämmerland, dem Reiche der seltsamen Sitten und sonderbaren Einrichtungen. Von Carlot Gottfried Reuling. 1 M. 50 Pf. — Sechster Band: Der Verfall der deutschen Bühne. Ein Mahnwort an alle, die es angeht. Von Adolf Graf von Westarp. 40 Pf. — Siebenter Band: Ein deutsches Weltreich. Von **. 50 Pf.

Für den ersten Anblick recht eigenthümlich erscheint die literarische Bewegung, die sich unter der unverfänglichen Flagge „Sammlung deutscher Schriften" für deutsche Art und Macht entwickelt. Schon durch ihre Titel bekunden die bisherigen Veröffentlichungen ihre Richtung. Da bringt Nr. 1 „Ramphold Gorenz", ein deutsches Lied aus der Hussitenzeit, von uns schon früher ausführlich besprochen; Nr. 2 „Deutsche Vermächtnisse und deutsche Versäumnisse", Nr. 3 „In gerechter Fehde" und Nr. 4 „Sturmvögel" enthalten Kampf- und Klagelieder unserer Stammesangehörigen in Böhmen. In Nr. 6 erörtert Graf von Westarp den „Verfall der deutschen Bühne". Das letzte Ziel aber verräth ein Ungenannter in dem jüngst erschienenen siebenten Heft: „Ein deutsches Weltreich." Da hierin diese Bewegung ihre äußersten Folgerungen ziemlich unverblümt zieht und gewissermaßen das Programm der neuen Partei, wie man sagen darf, aufgestellt wird, so möge diese Schrift den Ausgangspunkt für eine Besprechung des ganzen Unternehmens bilden.

Mit einer Betrachtung über das allmähliche Zusammenschrumpfen des deutschen Reichskörpers bis zu seinem heutigen Bestand im Deutschen Reich eröffnet der Verfasser seine Gedankenentwickelung. Auf die Zeiten ehemaligen Glanzes, wo das deutsche Kaiserthum Träger der Idee einer Weltherrschaft war, gründet er, aus ihnen schöpft er seine Ansprüche. Noch immer hat das alte Arndt'sche Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland", seine volle Bedeutung, noch immer ist dieses Vaterland nicht das Deutschland der Landkarte, sondern das Deutschland „soweit die deutsche Zunge klingt". Und das Mittel zum Zweck ist ihm „die Einigung aller deutschen Stammesgenossen". Diese ist aus innern und äußern Gründen seiner Ansicht nach nothwendig. Denn „die Einigung aller Genossen eines Volks zu einem politischen Verbande wird allezeit das Bestreben eines lebenskräftigen und selbstbewußten Volks bilden". Von außen aber wird uns dies Ziel aufgezwungen durch den Panslawismus insbesondere, dann auch durch die auf Machterweiterung gerichtete Politik unserer Nachbarn, nämlich Frankreichs am Mittelmeer, in Italien, in Elsaß-Lothringen und Belgien-Luxemburg, Englands durch seinen Plan eines colonialen Weltreichs, Italiens besonders in Nordafrika und Oesterreichs auf der Balkanhalbinsel. Hat nun diese neue Bewegung überhaupt eine Doppelaufgabe, eine innere, in deren Sinne Westarp und, wie es scheint, auch Reuling im „Knecht Hagebuchen" eine Läuterung, Säuberung, Kräftigung deutschen Wesens anstreben, so zerlegt der Ungenannte die äußere wieder in eine europäische und außereuropäische, wie ich sie der Kürze halber bezeichnen will. Für erstere legen ihm begreifliche Rücksichten einige Zurückhaltung auf. Zum mindesten wird nicht recht klar, was mit unsern politisch getrennten und versprengten Stammesbrüdern werden soll, abgesehen von den baltischen Provinzen. Sie müssen dem Reich angegliedert werden, ja zu ihrer Sicherung ein selbständiges Polen — die bekannte Vormauer gegen das Asiatenthum — aufgerichtet werden. Die außereuropäische Aufgabe fällt der Colonialpolitik zu, sie hat, unterstützt von „dem alten feurigen Hansageist" und einer starken Kriegsflotte das deutsche Weltreich zu begründen. Die durch „die ungeheuern Ausgaben für das Landheer" erschwerte Beschaffung der Flotte werden „hin und wieder sich wiederholende Lotterien" ermöglichen.

Die Realpolitik wird mit solchen Plänen schnell fertig sein. Auch darf man fragen, auf die Gefahr hin zu den Vorsichtigen gezählt zu werden, ob nicht solche Offenheiten für unsere Brüder außerhalb der schützenden schwarz-weißrothen Grenzpfähle üble Folgen haben könnten. Endlich ist oben schon angedeutet, daß sich in der Schrift Widersprüche oder meinetwegen Lücken finden. Denn sollen diese Ideen „nicht auf dem Wege des Eroberungskriegs verwirklicht werden, muß vielmehr gewartet werden, bis die geistige Macht des vaterländischen Bewußtseins Völker und Regierungen gleichmäßig bewegt und sie freiwillig denselben Rechnung tragen läßt", so werden wenige mit diesen Worten eine klare Vorstellung verbinden können, genau so wenige, als andererseits sich für die Lotterien begeistern werden. Und der Verfasser? Nun, er meint: „Die Art,

wie wir uns die Entstehung des alldeutschen Reichs denken, ist an sich ohne wesentliche Bedeutung."

Trotz alledem muß vor einer Verurtheilung kurzer Hand und im ganzen folgende Erwägung bewahren. Seit Jahren predigt man in England von the greatest Britain. Die Vereinigten Staaten haben aus der Monroe-Doctrin den Panamerikanismus entwickelt. In welschen Landen taucht immer wieder in republikanischer Beleuchtung die Idee einer Vereinigung aller Romanen auf. Erdrückend lastet schließlich auf uns das schon recht „materialisirte" Gespenst des Panslawismus. All dem gegenüber nützt Bescheidenheit und Zurückhaltung nichts. In diesem Sinne haben wir lang genug geliebt: wenn nun auch nicht gerade hassen, aber einmal doch wollen wir laut werden lassen unsere Rechte und Ansprüche und Forderungen. Ein zweites kommt dazu. Der Verfasser glaubt an eine Neutheilung der Welt. Und für diesen Zeitpunkt will er Deutschland vorbereitet und gerüstet wissen, damit es nicht abermals das Land der Dichter im Sinne des bekannten Gedichts Schiller's werde. Zuletzt hat sein Buch den Werth eines Mahnrufs an das taube Behagen der Sättigung und das thatenlose Gefühl der Sicherheit unter uns Reichsdeutschen.

Soviel zur Würdigung seiner Absicht. Fließend geschrieben berührt das Buch recht angenehm durch sein reines Deutsch, wiewol stellenweise ersichtlich ist, welche Anforderungen solch anerkennenswerthes Streben an den Schriftsteller erhebt.

In den Rahmen dieser Kampfschriften für Deutschthum fügen sich sehr passend die „Sturmvögel" von Karl Pröll (Nr. 4), dem Tyrtäus der Deutschböhmen. Es sind tiefbewegte und tiefbewegende Klänge, die er auf seiner Leier anschlägt. Wehmuth und Ungeduld erfassen den Leser ob all der Leiden unserer Stammesgenossen, ob ihres kampfmuthigen Hoffens auf eine bessere Zukunft. Und in der Kraft, inmitten brutaler Gewalt an eine Wandlung zu glauben und sie zu verkünden, erweist sich Pröll's Dichterberuf. Ein Vorrecht solcher Tendenzpoesie bleibt es, den allzu strengen Maßstab künstlerischer Formvollendung ablehnen zu dürfen. Auch unsere Freiheitssänger, wie alle Dichtung, die aus der stillen Himmelsenge hinaustritt in Kampf und Streit, wollen nicht nach der classischen Form, sondern nach der Empfindungsgewalt ihres deutschen Herzens beurtheilt sein.

Die Festigung deutschen Wesens im Innern erstrebt Graf Westarp: „Der Verfall der deutschen Bühne" (Nr. 6). Der bittere Eindruck, den seine aufrichtige und im ganzen leider unanfechtbare Darlegung macht, wird einigermaßen gemildert durch den verheißungsvollen Schluß. Westarp glaubt deutliche und untrügliche Anzeichen einer Besserung zu gewahren. Damit berührt er sich mit den bedeutendsten Schriftstellern des Tages. Denn gleich ihm fassen Wilbrandt in „Hermann Ifinger" und Heyse im „Merlin" die Zeitlage auf. Treffend kennzeichnet er auch die Wurzel alles Uebels in den Worten: „Der unsaubere Geist ist aus der Fremde gekommen", und bestätigt somit für unsere Zeit ein Wort Goethe's, in dem er warnt vor den Rückwirkungen fremder Völker auf uns; unser Volk laufe keine größere Gefahr, als sich an seinen Nachbarn zu steigern, keins sei geeigneter, sich aus sich selbst zu entwickeln. — Freilich, wenn Westarp an anderer Stelle die christliche Sittenlehre zum Ansatzpunkt für seine Bühnenerneuerung nehmen will, so wird man ihm einhalten, die gehöre in die Kirche, nicht ins Schauspielhaus. Für ihn deckt sich ihr Inhalt mit dem Reinmenschlichen. Aber so denken viele nicht, werden es vielmehr beklagen, daß ihn seine Auffassung zu einem Verdict über Heyse und Wildenbruch fortreißt. Er muß die unbedingte, rückhalt- und schonungslose Wahrheit fordern: dem Dichter Heyse aber gibt einstweilen das Leben recht. Und darf man ferner den Verfasser des „Heiligen Lachens" wirklich ohne Vorbehalt unter die Naturalisten einreihen? Das heißt absichtlich die Kluft erweitern. So aber liegen die Verhältnisse durchaus noch nicht, daß sich auf antinaturalistischem Felde Wind säen ließe. Noch heißt es viribus unitis!

Die erste Beigabe zu diesem Heft bringt eine sehr gewandte Erzählung K. Pröll's aus dem „modernen Todtentanz", betitelt: „Seines Volks verlorener Sohn", die eine widerwärtige Menschenart, das Renegatenthum, in ihrer ganzen Erbärmlichkeit zeichnet. Ein zweiter Anhang gibt einen Abriß von desselben Dichters Leben und bestimmt seine Stellung innerhalb der neuesten Literatur. Eine Würdigung seiner Werke bildet den Beschluß.

Wie aber Reuling's „Knecht Hagebuchen" (Nr. 5) in den Kreis dieser Bestrebungen kommt, bleibt dunkel. Ich gebe zu, die Schuld dieser Unklarheit kann an mir liegen. Wenn indeß Schiller recht hat — und sein Name darf doch vor den Trägern der deutschen Idee noch genannt werden —, wenn Schiller also sagt: „In der Satire wird die Wirklichkeit als Mangel dem Ideal als höchster Realität gegenübergestellt. Es ist übrigens gar nicht nöthig, daß das letztere ausgesprochen werde, wenn der Dichter es nur im Gemüth zu erwecken weiß; dies muß er aber schlechterdings oder er wird gar nicht poetisch wirken", so vermisse ich Schiller's Voraussetzung jeder Satire im „Knecht Hagebuchen" vollständig. Vor Reuling's Richterstuhle besteht gar nichts; alles erliegt der Lächerlichkeit; nicht ein Fingerzeig rettet den Leser aus diesem Pfuhl der Zersetzung auf blühenden Uferrand. Und das ist bedauerlich. Denn dieses Werk Reuling's gibt erst den vollen Begriff seiner Technik, offenbart die ganze Kühnheit und Flugkraft seiner Phantasie und zeigt die erstaunliche Fülle seiner satirischen Begabung unverkennbar. Wie fesselnd ist sein Geschick, die gegebene Wirklichkeit unsers ganzen bürgerlichen und staatlichen Lebens umzumünzen in die phantastischsten Zerrbilder, und geradezu unerschöpflich erscheint des Dichters Witz in den drolligsten Einfällen und dem übermüthigen Spiel mit närrischen Gedankenreihen.

Richard Friedrich.

Aus alter und neuer Zeit.

Ich will diesmal bei den mir vorliegenden Werken das Recht der Ancienuetät gelten lassen, d. h. sie nach dem Alter der darin gewählten Stoffe aneinanderreihen und besprechen. Da müssen vorerst jene zwei Bücher genannt werden, die uns in das 16. und 17. Jahrhundert führen:

1. Camoëns. Ein Dichterleben. Roman in Versen von Rudolf Bunge. Leipzig, Abel u. Müller. 1891. 8. 5 M.
2. Auf dem hohen Fels. Eine Geschichte aus alter Zeit von Ursula Zöge von Manteuffel. Zwei Theile in einem Band. Berlin, Janke. 1893. 8. 7 M.

In „Camoëns" (Nr. 1) besingt Rudolf Bunge Leben und Thaten, Lieben und Leiden des portugiesischen Virgil, des Dichters der „Lusiaden". Aus dem reichbewegten, farbensatten Bilde heben sich ganz besonders drei Gestalten hervor, die vom Verfasser mit begeisterungsvoller Hingabe geschildert sind: der Held Camoëns, das Ehrenfräulein der portugiesischen Königin „Katharina von Ataide", — weniger in die Handlung eingreifend, aber vom Zauber der Anmuth umweht — und das liebliche Hindumädchen „Barbora", das durch seine aufopfernde Liebe auch die bittersten Lebensstunden des unglücklichen Dichters verklärt, sodaß man den Roman das Hohelied der weiblichen Treue nennen kann; denn Treue ist das A und O der beiden genannten Mädchen, deren vom Beginne an grundverschiedenes Geschick sich zum Schluß in der Trauer um den dahingeschiedenen Helden vereint.

Der Stoff, die Handlung mögen unerörtert bleiben; daran erquicke sich der Leser, ohne von der Kritik beeinflußt zu werden; es genüge die Behauptung, daß ohne bedeutende Verwickelungen reiche Abwechselung die Spannung stets rege erhält. Was ganz besonders von Gesang zu Gesang fesselt, ist der Wechsel der Scenen und Scenerien aus Europa (speciell Portugal), aus Afrika und Indien, wobei die anziehende Localfärbung stets festgehalten wird. Diese Schilderungen machen dem Poetennamen des Verfassers alle Ehre. Ob er nun das Gewühl der Schlachten, den Jagdzug des indischen Fürsten, den Tanz der Bajaderen oder das Todtenopfer der indischen Witwe auf dem Scheiterhaufen schildert, überall zeigt er die dichterische Beherrschung des Stoffs, überall maßvolle Beschränkung. Daß das lyrische Element, das nicht einzig und allein durch die vielen eingestreuten Lieder vertreten ist, besonders zu den Lichtseiten des Werks gehört, darf schon aus dem Grunde nicht verschwiegen werden, weil heutzutage ein größeres episches Gedicht ohne diesen Liederperlenschmuck kaum gedacht werden kann. Daß der Verfasser diese Seite seiner Dichtung ebenfalls beherrscht, möge eine volksthümliche Weise zeigen:

Wenn tief ins Herz mir dringet
Dein Blick, du holde Maid,
Und leuchtend wiederbringet
Die alte Seligkeit,
Dann seh' ich's ohne Klage
Und ohne Leid, mein Kind,
Daß der Verbannung Jahre
Doch nicht verloren sind; —

Dann reich' ich dir die Hände
So lenzbeglückt, wie einst,
Und trinke ohne Ende
Die Zähren, die du weinst;
Und segne Tag' und Stunden,
Die lange, schöne Zeit,
Die mir bei dir entschwunden
In Dichterlust und -Leid.

Wenn sich die Treue der indischen Sklavin schon dadurch so großartig zeigt, daß sie lieber dem verbannten Dichter in eine ungewisse Zukunft, als dem indischen Königsohne auf den Thron folgt, so ist aber noch erhebender die Apotheose am Schlusse des Werks, da nämlich sowol Katharina von Ataide, seine einstige Geliebte, als auch Barbora, die Sklavin, die letzten Augenblicke des sterbenden Dichters durch ihre hingebungsvolle Liebe versüßen. Zwiefach erhebend und ergreifend ist dieser Schlußaccord, weil man endlich einmal — und das ist doch seit Eva's Zeiten gewiß selten genug vorgekommen — zwei Frauen sieht, die in heißer Liebe zu dem einen Manne jeder unedlen Regung ledig, wie zwei Engel seinen Todesschlummer beschirmen.

Nur einmal hebe noch voll Klarheit,
Geliebter Herr, den Blick empor
Und sieh! Dein schönster Traum ward Wahrheit:
Es lebt, die einstmals dich verlor.
Und deine Sklavin darf nun küssen
Der frommen Schwester das Gewand,
Die längst sie hat anbeten müssen,
Weil du sie Heilige genannt!

Die Handlung hebt sich auch hier und da zu dramatischer Bewegtheit. Nach Aufzählung der vielen Lichtseiten darf nicht unerwähnt bleiben, daß der Dichter nicht immer die künstlerische Feile angelegt hat. Nach schönen, formvollendeten Stellen folgt oft eine total prosaische Wendung. Der Reim, im großen Ganzen mit Leichtigkeit gehandhabt, wird oft gesucht, unrein, hart und unschön; dazu gesellen sich ganz und gar unrichtige Apostrophirungen. Nur zwei Beispiele: Werder — Mörder; Fährte — näh'rte; letzterer Reim findet sich an zwei Stellen.

Eine zweite Auflage wird wol von diesen Flecken gereinigt sein. Das Werk ist eine echte Dichtungsblüte und wird, so steht zu hoffen, dem Verfasser neue Anerkennung eintragen.

Der Roman „Auf dem hohen Fels" (Nr. 2) besteht aus zwei Theilen; der erstere behandelt die Familienbeziehungen der Geschlechter „vom hohen Fels" und „von Leuthringen" im Stile des 17. Jahrhunderts. Diese interessante Chronik ist unter dem Titel „Wohlgemeinte Vorerinnerungen" durchgeführt, und mit ihren veralteten Rede-

wendungen, mit ihren Archaismen vollkommen am Platze und durchaus gelungen. Der zweite Theil führt uns in das 19. Jahrhundert und macht uns mit den Nachkommen der beiden edlen Familien bekannt. Es gereicht dem anziehend geschriebenen Romane zum Vortheile, daß der Held, Felix Fels, trotz all seiner Nachforschungen, trotz seiner festen Ueberzeugung, sich zum Schlusse nicht als Sprosse des Geschlechts der Grafen vom hohen Fels erweist. Die Verfasserin hat zu ihrem Glück den oft betretenen Pfad ähnlicher auf alten Chroniken fußender Geschichten verlassen. Wenn man von einzelnen Unwahrscheinlichkeiten absieht, die aber nicht als wesentliche Fehler des Gefüges erscheinen, so bedeutet der Roman einen Fortschritt in der dichterischen Thätigkeit der Verfasserin. Insonderheit sind die landschaftlichen Schilderungen von großer Schönheit. Während sie in einzelnen ihrer frühern Werke auch über den Rahmen hinauszeichnete, hat sie hier das künstlerische Maß eingehalten.

Die Bücher mit Stoffen aus unserer Zeit sind:

3. Der Vormund. Roman von Emilie Carlén. Aus dem Schwedischen. Wien, Hartleben. 1892. 8. 75 Pf.
4. Das Weib des Uria und andere Skizzen. Von Paul Linsemann. Berlin, M. Hochsprung. 1892. 8. 2 M.
5. Der Affenmaler. (Jean Meronde.) Von Jeanne Mairet. Aus dem Französischen von Auguste Scheibe. Stuttgart, Engelhorn. 1892. 8. 50 Pf.
6. Der Gott des alten Doctors. Erzählung von Karl Emil Franzos. Berlin, F. Fontane u. Comp. 1892. 8. 3 M.

Was das erste der vorliegenden Werke „Der Vormund" (Nr. 3) anbelangt, gilt es vor allem die Ankündigung eines neuen, verdienstvollen Unternehmens, der „Collection Hartleben", welche eine Sammlung der hervorragendsten Romane aller Nationen bringen will. Vierzehntägig soll ein Band elegant gebunden zu dem Spottpreise von 75 Pf. erscheinen. Daß die „Collection Hartleben" gerade mit einem Romane der jüngst verstorbenen schwedischen Schriftstellerin beginnt, ist vielleicht ein glücklicher Griff, denn im großen Publikum hat die nun Verklärte einen ansehnlichen Kreis von Verehrern. Es lassen sich viele Leser gerne in die Zeit zurückzaubern, da Großvater die Großmutter nahm. Der Hauch der Gemüthlichkeit weht durch das Ganze. Es ist altväterisch, aber es geht zu Herzen. Der moderne Leser schüttelt freilich oft sein modernes Haupt, insonderheit wenn die Verfasserin sogar den Hollunderstrauch ins Fenster hineingucken und ihn dann erzählen läßt, was er dort geschaut, aber man nimmt auch das mit in den Kauf. Schwerer jedoch fällt es ihm, ruhig über sich ergehen zu lassen, daß gerade der Hauptwendepunkt, gerade jene Handlung, welche über das Geschick der Helden bestimmt, so ganz und gar unmotivirt erscheint. Auch die gar zu behagliche Breite will ihm nicht gefallen — sonst aber hat er der Schriftstellerin manch ein genußreiches Stündchen zu verdanken und greift ab und zu wieder gerne einmal nach einem ihrer Romane. Die Carlén ist todt, aber ihre Bücher werden wol noch lange gelesen werden. Die „Collection Hartleben" dürfte, wenn sie hält, was sie an Reichhaltigkeit und Abwechselung verspricht, ihren Weg machen.

Paul Linsemann bringt uns mit seinem Büchlein „Das Weib des Uria und andere Skizzen" (Nr. 4) wol einen literarischen Erstling. Das schließe ich aus dem Umstande der Aufnahme solcher Skizzen, die wol in das Feuilleton eines Tageblattes passen, in einem Buche aber nichts zu suchen haben. Was will z. B. die Skizze „Ein Besuch"? Der Verfasser ist wol ein Getreuer der Moderne. Seine Bilder sind fast lauter Nachtbilder; die Lektüre ist einfach unerquicklich, man legt das Buch unbefriedigt aus der Hand und denkt sich: ein Talent geht da den falschen Weg. Daß natürliche Wahrheit in künstlerischer Schönheit auftreten müsse, wird doch die uralte und ewig neue Forderung bleiben.

Wenn dem Verfasser diese Zeilen zu Gesichte kommen sollten, wird es ihn vielleicht Wunder nehmen zu erfahren, daß dem Referenten die Skizze „Sie sollten beisammen nicht kommen" am besten gefallen hat. Darüber und dadurch weht eben der Hauch der Poesie. Sie ist ein hübsches Genrebildchen. Wenn ich auch die Existenzberechtigung des Buchs bestreiten muß, glaube ich doch in Herrn Linsemann die Bekanntschaft eines Schriftstellers gemacht zu haben, der das Zeug hat, uns noch mit tüchtigen literarischen Gaben zu erfreuen. Er besitzt sicherlich den beneidenswerthen Fehler der Jugend und Selbstkritik geht mit dieser selten Hand in Hand.

Die Stoffe der im 24. Bande der Engelhorn'schen „Roman-Bibliothek" gesammelten Erzählungen von Jeanne Mairet (Nr. 5) sind dürftig, das ganze Buch aber zeigt uns wieder einmal, daß die französische Literatur immer noch Schriftsteller aufzuweisen hat, die, ohne der alleinseligmachenden Sekte der Naturalisten anzugehören, aus dem Borne des ewig Schönen und ewig Wahren schöpfen. Die treffliche Uebersetzung von Auguste Scheibe macht uns mit einem solchen tüchtigen Poeten bekannt. Der „Affenmaler" ist eine psychologisch fein durchgearbeitete Erzählung aus der Malerwelt der Gegenwart, hat realistischen Grundton und poetischen Duft. Das Weib, wie es oft in der Gesellschaft herrscht und entzückt, im trauten Heim der Familie jedoch nie ein Plätzchen finden würde, ist hier prächtig geschildert; ebenso der nach dem Tagesruhme lechzende Künstler. „Mamsell Frühling" ist ein reizendes, wehmüthig ausklingendes Idyll. „Das kastanienbraune Coupé" — welcher Titel übrigens ungerechtfertigt ist — enthält eine Illustration zu dem berüchtigten „Tue-la" und schmeckt etwas stark nach Sensation, ist aber gut erzählt.

„Der Gott des alten Doctors" (Nr. 6) bewegt sich, wie das bei C. E. Franzos vorausgesetzt werden muß und wie es gewissermaßen schon der eigenthümliche Titel besagt, nicht in dem breiten Geleise des Hergebrachten. Der Verfasser stellt sich eine interessante Aufgabe und löst sie im Sinne des Grundgedankens, daß Eindrücke aus der

Kindheit, Gesellschaft und Erziehung die treibenden Kräfte sind, die das Lebensschiff des Menschen durch den Wogenschwall des Daseins treiben. Der Verfasser nimmt natürlich öfters die Gelegenheit wahr, die Grundidee in der Erzählung des alten Doctors zum Ausdrucke zu bringen. So heißt es S. 42:

„Niemand glaube je die Eindrücke seiner Kindheit verwinden zu können" — so oder ähnlich hat einmal der alte Prachtmensch von Weimar geschrieben. Dies Wahrwort läßt sich sogar dahin zuspitzen, daß man überhaupt nur in jüngsten Jahren Eindrücke empfängt, weil nur da das Material genügend weich ist; später können uns Schicksale wol erheben oder zertrümmern, aber wenig mehr wandeln.

Folgende Stellen sind besonders charakteristisch für den Helden:

Ein Mustermensch! — an diesem Dünkel ist mein Leben gescheitert. Denn achten muß sich jeder, und daß er sich liebt, dafür sorgen seine Instincte, aber wenn er sich anbetet, so wird dies sein Fluch, früher oder später. Und doch neigt jeder Mensch so sehr zur Selbstvergötterung — in diesem Sinne gibt's wirklich eine Erbsünde und wir müssen sie abwaschen durch die Selbsttaufe der Erkenntniß. — — Daß Gott erbarm'! Mich faßt es wie Wuth, wenn ich an diesen hochmüthigen, unausstehlich tugendhaften Burschen zurückdenke, der bei allem Vollgefühl seines Werthes doch ängstlich in die Welt hinaushorcht, ob sie ihn denn wirklich so hoch taxirt, wie er's verdient.

Man mag über die in dem interessanten Werkchen ausgesprochenen Anschauungen anderer Ansicht sein, zugeben wird man aber müssen, daß die Aufgabe consequent durchgeführt wurde und die Geschichte anziehend bleibt, bis zum tragischen Schlusse. Karl Schrattenthal.

Dramatische Werke.

1. Ein Tag in socialistisch Utopien. Schauspiel in fünf Acten von Z. Dresden, Pierson. 1891. Gr. 8. 1 M.

Das Stück hat keinerlei künstlerische Tendenz, es will lehren und dem Verfasser soll zugestanden werden, daß er es ehrlich und ernst meint. Der Verwirrung, die durch die socialdemokratischen Lehren in Tausenden von Köpfen angerichtet wird, kann nur ein Idealist durch ein Drama steuern wollen. Figuren im Sande sind diese Versuche. Leider! Wenn nun aber einmal ein solches Drama vom socialistischen Zukunftsstaat geschrieben werden soll, so muß man mindestens eine andere, energischere und geistvollere Behandlung der Liebesfrage vom Künstler verlangen. Dazu müssen die handelnden Personen etwas anderes sein als Bananen, wie sie der unbekannte Verfasser in seinem Stücke uns vorführt.

2. Ausgewählte Schauspiele des Don Pedro Calderon de la Barca. Zum ersten mal aus dem Spanischen übersetzt und mit Erläuterungen versehen von K. Pasch. Zweites Bändchen: Morgen des April und Mai. — Meine Herrin über alles. Freiburg i. Br., Herder. 1892. 8. 1 M. 80 Pf.

Aus dem unerschöpflichen Schatze der Dramen Calderon's wird durch die vortrefflichen Uebersetzungen des Professor Pasch ein Werk nach dem andern für die Freunde der spanischen Literatur gewonnen. Diesmal sind es zwei echte Degen- und Mantelstücke voll prächtiger Contrastirungen und blendendem Witz, der um so heller funkelt, je bewegter und scheinbar unentwirrbarer die Handlung gestaltet wird. Die „Morgen des April und Mai" — schon der Titel des Stücks berührt angenehm. Der Dichter führt uns an den köstlichen Morgen dieser lieblichen Jahreszeit in den Park neben der königlichen Residenz zu Madrid, wo geputzte Herren und Damen die erquickende Morgenluft genießen, sich sehen lassen und andere sehen wollen, Leute bekritteln und mit interessanten maskirten Damen ihr Wesen oder Unwesen treiben. Was aber diesem Drama besondern Werth verleiht, das ist die ausgezeichnete Charakteristik der handelnden Personen, die Gegensätze, in denen diese zueinander stehen, und ihre vortreffliche Gruppirung. Hier gilt besonders, was Graf Ad. von Schack in seinem bekannten Meisterwerk über Calderon sagt: „Mit einer Kunst, wie sie nur dem vollendeten Meister eigen ist, hat er jedem einzelnen Charakter durch genaues Berechnen und Messen der Entfernung die Position angewiesen, welche für die Gesammtwirkung des Ganzen die ersprießlichste ist und in welcher die Nebengestalten am besten zur Hebung der Gesammtgruppe dienen." Diesen die „Morgen des April und Mai" einleitenden Worten des Uebersetzers werden Freunde der spanischen Dramatik ebenso willig zustimmen, wie der Ehrenrettung, die Professor Pasch dem zweiten Stück, „Meine Herrin über alles", angedeihen läßt. Ein so verdienter Mann wie Moritz Rapp, der selbst eine Anzahl von spanischen Meisterwerken als erster in unsere Sprache übersetzt hat, weist der „Herrin über alles" eine der letzten Stufen in der Reihe der Dramen Calderon's an. Durch die Uebertragung Pasch's ist dieses Urtheil auch weitern Kreisen zur Prüfung überwiesen und dadurch vielleicht nicht unwesentlichen Aenderungen unterworfen.

3. Die Pyrenäen. Trilogie. Nach dem Catalanischen des Victor Balaguer im Versmaße des Originals verdeutscht von Johannes Fastenrath. Leipzig, Reißner. 1892. Gr. 8. 3 M.

Emile Zola hielt bei dem diesjährigen Fest der provençalischen Dichter in dem Rosenstädtchen Sceaux bei Paris eine Rede, in der er, der Verfasser des „Assommoir", das Lob der alten französischen Heiterkeit anstimmte, ein Thema, das gerade in seinem Munde für auffallend gelten konnte. „Ich spreche von diesen Dingen", sagte Zola unter andern, „mit dem großen Bedauern eines Mannes, der nicht im Rufe steht, heiter zu sein. Ich habe nur die

Entschuldigung eines Mannes, der viel gearbeitet hat. Uebrigens liebe ich das Leben, so schwarz ich es auch gemalt habe. Wenn man mit dem Wahnsinn der Arbeit auch noch Heiterkeit besäße, so würde man Berge aufheben.“ Die südliche Heiterkeit, vereint mit dem Wahnsinn der Arbeit, das ist das Kennzeichen des Dichters Victor Balaguer, von dem Johannes Fastenrath soeben eine Dichtung übertragen hat, die nach meinem Empfinden stellenweise zu dem Grandiosesten gehört, was die dramatische Poesie seit langem geschaffen hat. Victor Balaguer, welch ein Mann! Das ist kein deutscher Dramatiker, wie wir ihn kennen, als Oberlehrer, als Recensenten, als dichtenden Juristen oder als einen andern Typus des tintenkleckfenden Jahrhunderts. Balaguer ist ein Mann der That, des Lebens im allergrößten Stil. Abgeordneter in den Cortes oder Senator seit mehr als dreißig Jahren, dreimal Marineminister und einmal Minister der öffentlichen Arbeiten, Präsident des Staatsrathes, Gesandter und Akademiker, hat Balaguer die höchsten Aemter in Spanien bekleidet. Nichts Halbes, nichts Mattes, nichts Unreifes haftet diesem prachtvollen Typus des Weltmanns an, der die drei Töne der Troubadoure Vaterland, Glaube, Liebe nicht blos in Versen erklingen ließ, sondern starkbeherzt in Wirklichkeit übersetzt hat. Da dichtet es sich anders, als mit der sehnsüchtigen Phantasie des Deutschen, der so viel aus sich mühevoll emporringen muß und mit der Feder Welten schildert, die das Auge nicht kennt. Ein unwiderstehlicher Strom, um dessen Klippen uns die sachkundigen Anmerkungen Johannes Fastenrath's leiten, reißt uns von der ersten Zeile in die Welt des Dichters. Die Pyrenäen mit ihren einsamen Gipfeln, ihren schaurigen Klüften treten vor die Phantasie, eine herbere Luft glaubt man zu athmen und die Todesschreie der von brutaler Gewalt vernichteten Provençalen, die in den Pyrenäen ihre Freiheit vertheidigten, erschüttern das Herz. Die Handlung beginnt im Schlosse von Foix, bald nach dem Untergang der Provence in der Schlacht von Muret 1213. Die Cardinäle des Papstes durchzogen das Land und opferten Tausende auf dem Scheiterhaufen der Inquisition. Eine Million Menschen war in dem nicht endenden Albigenserkriege gefallen und nur auf zwei Burgen tief in den Pyrenäen herrschte noch die alte provençalische Heimatsitte, die fröhliche Wissenschaft der Troubadoure. Aber auch in der Burg Foix, wo die Gräfin ihres Gemahls harrt, der in der Fremde Hülfe sucht gegen die nordischen Ueberwältiger der Provence, die Franzosen, erscheint ein päpstlicher Legat. Alles scheint verloren zu sein. Die Verbannten, die Zuflucht im Schlosse Foix fanden, das unbezwinglich auf den Bergen thront, sind voll Entsetzen. Dazu kommt noch die Kunde, der Graf sei gefangen und befinde sich in den Händen des Königs von Frankreich. Nur eine alte Sage tröstet die Troubadoure, daß in der höchsten Noth die Platten des Rittersaales sich öffnen würden und die Unsichtbaren zur Vernichtung der Feinde kämen. Die Gräfin von Foix achtet auch weder des Cardinals noch der unheilvollen Nachrichten über ihren Gatten. Sie hat die besten Inglars (Spielleute) der Provence zu einem Feste geladen, wo holdes Minnespiel und anmuthige Poesie regieren, als wäre ringsum kein Krieg in den Gefilden der Provence. Raig de Lluna, schön wie der Name, den sie trägt, singt und tanzt vor den Fröhlichen, unter denen plötzlich der Cardinallegat erscheint, um mit finsterm Fanatismus ihre Weltlust zu geißeln. Die Gräfin tritt ihm männlich entgegen, sie ruft die Vasallen von Foix zu sich heran, aber der Legat ruft den Gott des Aberglaubens gegen sie auf und verflucht das Schloß, seine Insassen und die fröhliche Kunst der Provence. Schrecken bemächtigt sich aller, ein furchtbares Gewitter erschüttert auch die tapfersten Herzen, das Banner der Inquisition weht in dem Saal, alles scheint nun verloren zu sein: da thun sich die Platten des Rittersaales, wie die Sage verkündet, auf und der Graf von Foix steigt mit seinen Scharen aus einem jener heimlichen Gänge, die sich in den Schlössern befanden und nur ihren Herren bekannt waren. Die Franzosen sind abgeschlagen, todt ist Montfort, der Wolf, der die Provence verwüstet hat und noch einmal sieht man die Sache der Unterdrückten triumphiren. Manchem wird dieser Inhalt dürftig klingen und der Schluß gar romantisch. Aber der Aufbau der Scenen ist so vortrefflich, die Steigerung kommt so stark und wird so klug berechnet, daß alle Bedenken schwinden, sobald man dem Kunstwerk selbst gegenübersteht. Eine Dichtersprache von überzeugender Kraft trägt uns sieghaft in die Zeit der Troubadoure, in die Felseinsamkeit der Pyrenäen. Mit größter Spannung geht man an die Lektüre des zweiten der großen Einacter, aus denen die Trilogie besteht, und findet seine Erwartungen hier bei weitem überboten. — „Raig de Lluna“ heißt dieses Stück, das siebenundzwanzig Jahre später als das erste spielt. Der Krieg gegen die Albigenser ist zu Ende, der Graf von Foix verschollen und seine letzten Freunde in der Burg von Montsegur nahe vor der Capitulation. Im Kloster von Bolbona lebt der Graf von Foix. Todtengesänge tönen aus der Kirche in den Kreuzgang, nur unterbrochen von dem Lied der Raig de Lluna, die den Grafen sucht. Als Mönch kommt er aus der Kirche heraus, wo die Todtenklagen nicht verstummen wollen. Die treuen Mönche haben ausgesprengt, der Graf von Foix sei gestorben. Sie tragen an seiner Statt einen andern Todten in die Gruft der alten Grafen. Durch die List hofft der Graf wenigstens seinen Leichnam dem Hohn und der Wuth der Inquisition zu entziehen. Diesen thatlosen Verzicht will Raig de Lluna, die treue Anhängerin der albigensischen Sache, in dem Grafen überwinden. Mit begeisterten Worten ruft sie ihn auf zur Vertheidigung der Freunde, zur ritterlichen Pflicht für die bedrängten Frauen. Der Graf weiß zu gut, daß alles verloren ist. Erst als Raig de Lluna die Väter des Grafen aus ihrem Schlaf in der Gruft heraufbeschwört, da endlich will er handeln. Und nun ist es zu spät, Burg Montsegur ist gefallen und die Ketzerrichter nahen,

um den Leib des angeblich gestorbenen Grafen aus dem Sarg zu reißen. Da bietet sich der Graf selbst den Inquisitoren dar. Er will nicht mehr, daß seine Asche in Frieden ruht. Weit zerstreut über die Pyrenäen soll sie werden, damit sie Kunde hinterläßt von Foix, und Rächer erweckt für die heilige Sache des Vaterlandes. Dies der machtvolle Inhalt des zweiten Bildes, der mit erstaunlichster Bühnenkunst aufgebaut ist und wiederum eine Stimmungsgewalt zeigt, die im Tiefsten zu ergreifen versteht. — Das dritte Bild der Trilogie, die von Johannes Fastenrath mit dramatischer Meisterschaft übersetzt ist und sprachlich ein deutsches, kein fremdes Kunstwerk zu sein scheint, das dritte Bild heißt „Der Tag von Panissar". Die Stunde der Rache für all das Erlittene beginnt zu schlagen. Schon ist in Sicilien die Vesper blutig über den Franzosen aufgegangen. König Peter von Aragon, der Karl von Anjou aus Sicilien vertrieb, ist nach seinem Königreich zurückgekehrt. Ein ungeheueres Heer von Franzosen, das in Aragon eingefallen war, befindet sich auf dem Rückzug durch die Pyrenäen, deren Pässe von dem König gesperrt werden. Edelmüthig genug, will er den Franzosen und ihren Heerführern freien Abzug gewähren. In diesem Zeitpunkt setzt das Drama ein. Raig de Lluna, die uralte, die sich eigenhändig ihr Grab gegraben hat, um in den freien Pyrenäen zu ruhen, ruft mit flammenden Liedern die Schmach der durch die Franzosen begangenen Frevel ins Gedächtniß der Aragonier zurück, ein Heerhaufen nach dem andern stürzt sich auf die vorbeiziehenden Franzosen, wilder Fanatismus greift um sich und reißt König und Führer mit sich fort. Gerächt ist die Schuld. Ein furchtbares Blutbad ist unter dem französischen Heere angerichtet, Raig de Lluna findet in den neubefreiten Pyrenäen die letzte Ruhe. Für mein Empfinden ist dieser letzte Theil der Trilogie minder gelungen als die beiden vorhergehenden. Es fehlt die Concentration großer Massen, und die Gestalt eines Grafen von Foix, der in diesem Stücke den Traditionen seines Landes untreu geworden und zu den Feinden übergegangen ist, stört theilweise die Einheitlichkeit des Dramas. Indessen wird dadurch der hohe Werth und die Poesie der Balaguer'schen Dichtung nicht verringert.

Friedrich Kummer.

Zur bildenden Kunst.

Denkmäler der Renaissance-Sculptur Toscanas. In historischer Anordnung unter Leitung von Wilhelm Bode herausgegeben von Friedrich Bruckmann. Erste und zweite Lieferung. München, Verlagshandlung für Kunst und Wissenschaft. 1892. Imp.-Folio. Jede Lieferung 20 M.

Seit der Blütezeit der großen hellenischen Kunst hat keine Epoche künstlerischer Thätigkeit in der Plastik eine höhere Stufe der Entwickelung erreicht als diejenige der Renaissance in Toscana. Nirgends wieder ist das Verständniß der menschlichen Form und seines Organismus tiefer gedrungen und ihre Darstellung mit größerer künstlerischer Gestaltungskraft geübt worden, als in Italien während des Quattro- und Cinquecento. Was an Werken plastischer Kunst von Donatello an bis hinauf zu Michelangelo in Toscana geschaffen worden ist, stellt eine Leistung dar, die so gut als classisches Vorbild für das Kunstschaffen jeder Zeit kann hingestellt werden wie die bildnerische Thätigkeit der Hellenen in den Tagen ihrer großen Kunstblüte. Und besonders in der Kunst des Quattrocento, wo gerade der Plastik die Aufgabe zufiel, im Ringen mit der Natur den Grund zu legen für die große, abgeklärte Kunst des Cinquecento, gewahren wir Modernen Strebungen und Stimmungen, die eine innere Gemeinschaft gewisser künstlerischer Ideale unserer Zeit mit denen des Quattrocento anzeigen. Im unmittelbaren Anschluß an die Natur strebt der italienische Künstler nach Geltendmachung seiner Persönlichkeit und in der plastischen Durchbildung der menschlichen Form, bis es gelingt, ihr in fortgesetzter Läuterung den Adel der Schönheit zu erringen, erblickt er seine vornehmste Aufgabe.

Lange Zeit waren unsere Augen stumpf für den Reiz dieser Kunst des Quattrocento, die im Ringen mit der Natur nach Erstarkung der Gestaltungskraft strebt. Befangen in conventionellen Vorstellungen, wie sie unser eigenes Kunstschaffen und eine aus zweiter Hand geschöpfte Kenntniß der Antike uns anerzogen hatten, war unser Blick wenig geschickt, das Walten künstlerischer Persönlichkeit auch in solchen Werken zu erkennen, deren inniges Verhältniß zur Natur uns eher als ein Mangel denn als ein Vorzug künstlerischer Schöpfung erschien. Aber nicht nur die naturalistischen Bewegungen in unserer zeitgenössischen Kunst, auch die Aufklärung, die die Entdeckungen originaler Werke griechischer Kunst uns über die naturalistische Grundlage auch des hellenischen Kunstschaffens gebracht hat, haben unser Urtheil über den Werth der bildnerischen Thätigkeit des Quattrocento sehr wesentlich geläutert. Während jedoch die Archäologie und antike Kunstgeschichte sich schnell die neuerworbene Einsicht zu Nutze machten und durch großartige Veröffentlichungen auch den Fernerstehenden Verständniß und Freude an dem neugehobenen Schatz originaler Antike vermittelten, ist die Herrlichkeit der siegesgewiß vorschreitenden Sculptur des Quattrocento vorerst nur engen fachgenössischen und wenigen Liebhaberkreisen aufgegangen.

Freilich liegen die Bedingungen für das Studium der toscanischen Plastik noch wenig günstig. Außerhalb Italiens bergen nur London, Berlin und Paris größere Sammlungen originaler Bildwerke der italienischen Renaissance und auch die Abgußsammlungen sind bei weitem nicht so zahlreich, als es der Bedeutung dieser Kunst entspräche.

Was endlich die Reproductionen in Photographien und andern Arten graphischer Vervielfältigung anlangt, so sind sie wol zahlreich, aber doch im allgemeinen für ein genaueres Studium unzureichend. Dieser Mangel an wissenschaftlich brauchbarem Anschauungsmaterial wird gerade jetzt, da die Forschung über die geschichtliche Entwickelung der plastischen Kunst des Quattro- und Cinquecento in regen Fluß gekommen ist, doppelt fühlbar. Es ist daher ein nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst, das sich Friedrich Bruckmann erwirbt durch eine Veröffentlichung der „Denkmäler der Renaissance-Sculptur Toscanas" in einer künstlerisch und wissenschaftlich gleich gediegenen Ausführung, die sich in ihrer ganzen Anlage und Durchführung den von Bruckmann und Brunn herausgegebenen „Denkmälern griechischer und römischer Sculptur" anschließt. Wie in diesem monumentalen Werke sollen alle künstlerisch und geschichtlich werthvollen Denkmäler mit besonderer Berücksichtigung der nur wenig bekannten Bildwerke in den öffentlichen und privaten Sammlungen außerhalb Italiens in großen Lichtdruckaufnahmen auf etwa 350 Tafeln größten Formats veranschaulicht werden. Bei den großen Meistern wie Donatello, Luca della Robbia, Verrocchio u. a. wird die möglichste Vollständigkeit in der Wiedergabe ihrer Werke angestrebt, während die Schüler und Nachfolger dieser Meister nur in einer Auswahl ihrer für sie besonders charakteristischen Werke vorgeführt werden sollen. Indessen sollen auch alle diejenigen künstlerisch belangreichen Werke aufgenommen werden, für deren Benennung uns vor der Hand keine sichern Zeugnisse vorliegen, sodaß wir, um sie zu gruppiren und einzelnen Künstlerindividualitäten zuzuweisen, lediglich auf stilkritische Schlüsse angewiesen sind, für die gerade das vorliegende Werk eine vorzügliche Handhabe bieten wird. Ist einerseits die Auswahl der Werke beschränkt auf die toscanische Sculptur, weil dieser nicht nur in der Kunst Italiens überhaupt die führende Rolle zukommt, sondern auch weil sie in sich den Entwickelungsgang der italienischen Renaissancekunst am klarsten in allen Phasen erkennen läßt, so ist andererseits auch der Nachdruck der Veröffentlichung auf die Veranschaulichung von Werken des Quattrocento gelegt worden, so zwar, daß Michelangelo, der in ihm wurzelt, ganz mit zur Darstellung gelangt. Nur die namhaftern Meister der Hochrenaissance sollen durch eine Auswahl ihrer Hauptwerke vorgeführt werden; sodaß also trotz der besonders betonten Beschränkung das Bild der großartigen Entwickelung italienischer Plastik während zweier Jahrhunderte deutlich zur Wirkung kommen wird.

Die Auswahl der Tafeln liegt in den bewährten Händen Wilhelm Bode's, der auch den begleitenden Text des Werks schreiben wird. Dieser Text wird sich beschränken auf kurze Charakteristiken der Meister und kritische Erörterungen bezüglich der Gruppirung anonymer Werke und ihrer Zuweisung an bestimmte Künstler.

Die Reproductionen in Lichtdruck stehen durchaus auf der Höhe photographischer Technik und die Aufnahmen sind, nach den vorliegenden Proben zu urtheilen, durchgehends mit feinster Erwägung der plastischen Wirkung angefertigt.

Donatello, der eigentliche Schöpfer der Renaissanceplastik, erscheint in der Doppellieferung, die uns vorliegt, mit vier ausgezeichneten Werken, mit einer monumentalen Apostelstatue, mit zwei Bronzefiguren und einem bemalten Thonrelief. Das erste dieser Werke, den kolossalen sitzenden Johannes Evangelista für die Façade des florentiner Doms (jetzt im Chor desselben), vollendete Donatello 1418; als Vorläufer von Michelangelo's sitzendem Moses hat diese gewaltige Statue eine besondere kunstgeschichtliche Bedeutung. Die beiden Bronzen in der an erlesenen Werken italienischer Renaissance reichen Sammlung Eduard André in Paris stellen Kandelaber haltende Engel dar. Das bemalte Thonrelief der Madonna mit dem Kinde, das der Louvre besitzt, hat nicht nur typische Bedeutung für eine ganze Anzahl ähnlicher Arbeiten Donatello's und seiner Schule, es gehört auch durch die Feinheit der Anordnung, durch den Ernst im Ausdruck der Mutter und den Liebreiz des Kindes zu den schönsten Madonnenschilderungen des Meisters überhaupt.

Ein Schüler Donatello's, Desiderio da Settignano, tritt uns unter den vorliegenden Reproductionen als Porträtbildner mit einem unübertrefflichen Meisterwerk feinsinniger und von vornehmstem Geschmack geadelter Darstellung entgegen. Es ist die schöne Kalksteinbüste eines jungen Mädchens, in dem mit gutem Grunde eine urbinatische Prinzessin vermuthet wird. Freilich ist die Urheberschaft Desiderio's an diesem liebenswürdigen Bildniß durch kein äußeres Document bezeugt, aber der Vergleich der Büste mit ähnlichen Arbeiten, die dem Künstler mit größter Wahrscheinlichkeit zugesprochen werden können, läßt einen Zweifel an dieser Zuweisung kaum aufkommen. Das Werk ist eine Perle der Renaissanceabtheilung im berliner Museum.

Antonio Rossellino lernen wir zunächst ebenfalls als Porträtisten kennen. Seine Marmorbüste des Arztes Giovanni da San Miniato im Kensington-Museum zu London ist ein vortreffliches Beispiel seiner scharf und vornehm charakterisirenden Bildnißkunst. Zwei unbemalte Madonnastatuetten Rossellino's (aus dem South-Kensington-Museum und aus der Sammlung Dreyfuß) lehren die Frische seiner Naturbeobachtung, die Anmuth seiner Typen und die Meisterschaft seiner Compositionsweise schätzen.

Der vielgewandte Andrea del Verrocchio ist mit zwei glänzenden Proben seiner herbern Porträtkunst vertreten, mit einer weiblichen Thonbüste aus der Sammlung Foulc in Paris und einem Bildniß in unbemaltem Thon des Giuliano de' Mediei, das Gustave Dreyfuß in Paris besitzt. Außerdem liegt uns der köstliche Knabe, der einen Delphin an sich drückt, vom Brunnen im Hofe des Palazzo Vecchio zu Florenz vor. Es ist ein Meisterwerk der Bronzeplastik.

Von Andrea della Robbia, dem Schüler seines großen Oheims Luca, lernen wir die Lünette mit der Darstellung der Verkündigung im Hofe des Spedale degli Innocenti zu Florenz als ein Werk würdigen, das ebenso ausgezeichnet ist durch den Wohllaut der Formengebung wie durch die feine Durchbildung der Gestalten. Ein Reigen reizender Cherubsköpfe umschließt das Halbrund.

Eine Wiedergabe des schönsten von Michelangelo's herrlichen Sklaven im Louvre macht den Beschluß der ersten zwei Lieferungen.

Das monumentale Werk wird in etwa siebzig Lieferungen mit je fünf Blatt zum Preise von 20 Mark für die Lieferung erscheinen, sodaß das ganze Werk etwa 1400 Mark kosten wird. Richard Graul.

Aus der Memoirenliteratur.

Denkwürdigkeiten von Heinrich und Amalie von Beguelin aus den Jahren 1807—1813 nebst Briefen von Gneisenau und Hardenberg. Herausgegeben von Adolf Ernst. Mit dem Bildniß von Amalie von Beguelin. Berlin, J. Springer. 1892. Gr. 8. 5 M.

Selten ist dem Referenten ein gleich anziehendes Buch in die Hände gekommen! Eine hochbegabte, feinfühlige Frau, die fast wider ihren Willen mitten in das Getriebe der hohen Politik gestellt wird, Vertraute eines Gneisenau und Hardenberg, die im entscheidenden Augenblick die Gegensätze zu versöhnen und neu zu einigen weiß, die von einer leidenschaftlichen Liebe für ihr Vaterland entflammt, für sich selbst nichts begehrt und die verlockendsten, Reichthum verheißenden Anerbieten zurückweist, und auf der andern Seite ihr Mann, ein Beamter der altpreußischen Schule, arbeitsfreudig, thätig, entschlossen, ganz im Bewußtsein der Pflicht, die jener gewaltige König Friedrich Wilhelm I. in die Herzen seiner Preußen gepflanzt hatte, aufgehend, haben über die trüben Jahre von Preußens und Deutschlands Erniederung Aufzeichnungen hinterlassen, die, schon früher von Droysen und Max Lehmann benutzt, jetzt durch die treue Sorgfalt eines Enkels uns im vollen Wortlaut mitgetheilt sind. Geschichtlich wichtiger ist, was der Mann niedergeschrieben, anziehender das, was von der Frau herstammt. Beides aber ist Fragment. Herrn von Beguelin's Denkwürdigkeiten, im Jahre 1809 verfaßt, sind in französischer Sprache aufgesetzt, hier liegt uns eine, vom Sohne verfertigte feinsinnige Uebersetzung vor. Frau von Beguelin's Aufzeichnungen sind zudem nicht die ursprünglichen Niederschriften, es sind später gefertigte, vielleicht von ihr übermalte leichte Auszüge aus ihren Tagebüchern, die leider ganz verloren zu sein scheinen. In den Schilderungen des Mannes tritt die Gestalt Stein's, wir möchten sagen, in ihrer ganzen dämonischen Kraft uns entgegen, in denen der Frau die Gestalten Gneisenau's und Hardenberg's, in ihrer bestrickenden, den Zauber auf Frauenherzen nie verleugnenden Persönlichkeit. Aber aus beider Worten ergibt sich der furchtbare Ernst der über Preußen verhängten Prüfungszeit mit all ihren Entbehrungen, ihren Prüfungen und Leiden. Wie entsetzlich ist die Schilderung von dem Elend, das die preußischen Beamten im Großherzogthum Warschau nach dem October 1807 traf! „Ich habe einige gesehen, die zu Anfang des Winters mit ihren Familien in die Wälder geflohen waren, wo sie in Erdlöchern wohnten und von Wurzeln lebten, wenn der Vater, der an den Wegen bettelte, nicht genug Almosen erhielt, um Kartoffeln zu kaufen. Ein Kind nach dem andern starb vor Hunger und Kälte. Der Vater machte mit seinen Händen das Grab und benetzte es mit seinen Thränen. Das ist die Geschichte nicht von einer, sondern von hundert Familien", schreibt Beguelin, und er fügt hinzu: „Die göttliche Gerechtigkeit wird einst den verruchten Menschen, welche die erste Ursache dieses Elends gewesen sind, dieses entsetzliche Bild vorhalten, und wohin sie sich auch wenden mögen, es wird sich ihren Blicken zeigen." Er und seine Gemahlin sahen noch die Tage der Befreiung und des Gerichts! Auch die Geschichte hat nach dem Tode beider Gatten ihres Richteramts gewaltet, und dem Blicke des Forschers zeigen sich die Gestalten, die in und mit den Leiden gelebt, immer klarer. Der Herausgeber meint, bei Beguelin träte eine gewisse Neigung hervor, äußerliche Schwächen anderer zu geißeln, auch habe er wol hier und da die Leistungen einzelner Mitarbeiter an dem großen Reformwerk unterschätzt. Das mag sein; aber im großen und ganzen hat der Mann einen scharfen Blick bewiesen, seine Urtheile über Persönlichkeiten sind durch die neuere Forschung vollinhaltlich bestätigt. Die Schilderung Schön's mag hier zum Beleg herausgegriffen sein. „Herr von Schön ist der Sohn eines Amtmanns bürgerlicher Herkunft und geadelt. Er ist ein Mann von vielem Geist; ich möchte ihn weder einen Unruhstifter, noch einen Exaltirten nennen, und doch wäre er im Stande, durch die Art von geistigen Fähigkeiten, die er besitzt, einen Staat umzustürzen. Er hat gewisse Systeme, von denen er nicht abgeht, und wenn darüber das Menschengeschlecht zu Grunde gehen sollte. Diese Systeme haben in der Regel eine glänzende Seite, aber auch eine hinkende. Uebrigens kann er den Widerspruch nicht vertragen, redet wie ein Dictator, und mit Berufung auf Adam Smith oder auf einen königsberger Professor Kraus glaubt er jede Erwiderung abgeschnitten zu haben." Man könnte fragen, ob sich auch bei Frau von Beguelin diese Schärfe des Auffassens und Erkennens anderer Menschen zeigt. Bisweilen macht sie Ansätze dazu, so z. B. äußert sie sich über Clausewitz: er „hat einen entschiedenen Einfluß auf ihn (Gneisenau) und scheint mir

der Chef der Partei, ehrgeizig und gescheit. Mir kommt es vor, als trachte er auch nach seinem Glück, verberge es aber unter dem Mantel des allgemeinen". Ausführlich hat sie sich nur über Gneisenau und Stein ausgelassen, bei den andern Persönlichkeiten, mit denen sie in Berührung gekommen ist, begnügt sie sich mit Andeutungen. Bei ihr herrscht weibliches Empfinden vor, bei ihrem Mann kritisches Urtheilen. Sich selbst hat sie nicht zu schildern unternommen, aber wir glauben aus allen ihren Worten den Herzschlag in ihrer Brust herauszuhören. Freilich manchmal ist sie wol auch ihren vertrauten Freunden ein Räthsel geblieben. Gneisenau schreibt einmal an sie, seine „zu geistvolle Freundin": „Sie, die Sie eine Mosaik aus Montaigne, Cardinal Retz, La Rochefoucauld und La Bruyère zusammengesetzt sind, und jeden Augenblick von geistreichen Bemerkungen übersprudeln, wodurch Sie jeden bescheidenen Ausdruck des Gefühls sofort in das Innere der Brust zurückscheuchen." Und doch wäre es ein großer Fehler, sie mit den geistreichen französischen Frauen der alten pariser Salons auf eine Stufe stellen zu wollen, denn im tiefsten Grunde ihres Wesens ist sie eine deutsche, besser gesagt, eine flammende preußische Patriotin. Und so gehört sie mit Recht, wie ihr Enkel schön sagt, zu den wenigen auserwählten Frauengestalten, denen die Geschichte öffentlich ein dankbares Andenken bewahrt, und ihr Name ist eng mit Preußens Erhebung verbunden. Die alte Zeit des Entbehrens und der harten Noth, des stillen Hoffens und der treuen Arbeit tritt uns in dem Buche auf jeder Zeile entgegen; mögen seine Lehren in vielen deutschen Herzen Nachklang finden!

Wilhelm Arndt.

Philosophische Schriften.

1. Cesare Lombroso und die Naturgeschichte des Verbrechers. Von H. Kurella. Hamburg, Verlags-Anstalt u. Druckerei, A.-G. 1892. 8. 1 M.

Cesare Lombroso, Professor der gerichtlichen Medicin in Turin, ist ein ungemein vielseitiger Forscher und ein Mann, welcher eine allseitige Bildung mit hoher Genialität verbindet. Er ist unermüdlich in der Ansammlung von Belegen für die von ihm aufgestellten Behauptungen, er weiß auch die gesammelten Dinge lebhaft und geistreich vorzuführen, doch scheint es ihm an Geduld zu fehlen, das zusammengetragene Material zu sichten und nach natürlichen, nicht blos äußerlichen Gesichtspunkten zu ordnen. Es zeigt sich dies in seinem die Verbrecheranthropologie in ihrem ganzen Umfange behandelnden Buche: „L'Uomo delinquente." Die geringste Beweiskraft besitzen hier, wie Virchow dargethan hat, die von Lombroso auf die atavistische Rückkehr zu primitiven Menschentypen bezogenen Thatsachen, da die meisten Merkmale des Verbrechers pathologischen Ursprungs sind und daher nicht atavistischer Natur sein können. Den gleichen Fehler begeht Lombroso, indem er den andauernden psychischen Zustand des angeborenen Verbrecherthums mit den die Epilepsie verursachenden Hirnzuständen identificirt. Er hat indeß nichts mehr bewiesen, als daß in dem weiten Bereiche Degenerirter, die unter bestimmten socialen Bedingungen zu Verbrechern werden, die Epileptiker stark vertreten sind. Gehören doch Epileptiker in erster Linie zu den social minderwerthigen Elementen.

Sehr eingehend behandelt Lombroso das religiöse Leben, die Poesie und Literatur der Verbrecher, die an Blutdurst und wilder Sinnlichkeit den Gesängen der Australneger sehr nahe kommen. Offenbar lag ihm hier ein einheitlicheres, seiner Beobachtungsweise mehr adäquates Material vor, als in den morphologischen, beziehungsweise anthropologischen Daten. In der scharfsinnigen, die Fülle der Einzelheiten überzeugend zusammenfassenden Beobachtung und Schilderung der Verbrecherseele, für die er selbst das anscheinend bedeutungsloseste Gekritzel an Wänden und Geräthen, wie ein umfassendes historisches Studium verwerthet, liegt offenbar sein Hauptverdienst. Hier ist eine Leistung gegeben, die dem Besten gleichkommt, was die moderne Psychopathologie an feiner Detailbeobachtung geleistet hat.

Das unsterbliche Verdienst Lombroso's aber ist es, die stete Gefahr entdeckt zu haben, die der Gesellschaft droht, wenn das große Heer der verbrecherisch Veranlagten nach wie vor unbewacht der Führung seiner antisocialen Instincte anheimgegeben bleibt.

2. Die Augustinische Lehre vom Causalitätsverhältniß Gottes zur Welt. Von Ernst Melzer. Neisse, J. Graveur. 1892. 8. 50 Pf.

Die göttliche Causalität hinsichtlich der Welt ist nach dem heiligen Augustin von Ewigkeit zu Ewigkeit wirksam. Ewig sind in Gott die Weltideen, die in ihm entspringen, frei von ihm erzeugt. Ewig ist in ihm der Schöpferwille, und frei aus reiner Güte hat er die Welt den Ideen gemäß erschaffen, sodaß sie an diesen theilnimmt; nicht aus seinem Wesen oder einem von Ewigkeit her neben ihm vorhandenen Stoffe, sondern mit der Zeit und dem Raume hat er die Welt aus nichts geschaffen, damit sie sich nach den ihr von ihm eingepflanzten Gesetzen entfalte, von ihm erhalten und geleitet zu dem ewigen Ziele, welches in der Vereinigung der Guten mit Gott zu seligem Leben besteht, während die Bösen in unseliger Abkehr von ihm der himmlischen Seligkeit verlustig gehen. Diese Auffassung ist in ihren Grundzügen eine entschieden theistische, und diesen theistischen Sinn und Inhalt des Augustinischen Systems, soweit er sich auf das Causalitätsverhältniß Gottes zur Welt bezieht, darzustellen, ist der Hauptzweck der vorliegenden Schrift.

3. Der ontogenetisch-phylogenetische Beweis für das Dasein eines persönlichen Gottes. Von Robert Hugo Hertzsch. Halle a. S., Selbstverlag des Verfassers. 1892. 8. 1 M.

Der ontologisch-phylogenetische Beweis für das Dasein eines persönlichen Gottes beruht auf dem sogenannten biogenetischen Grundgesetze der Entwickelungstheorie, welches Häckel also formulirt hat: die Ontogenie oder die Entwickelung des Individuums ist eine kurze und schnelle, durch die Gesetze der Vererbung und Anpassung bedingte Wiederholung der Phylogenie oder der Entwickelung des zugehörigen Stammes, d. h. der Vorfahren, welche die Ahnenkette des betreffenden Individuums bilden. Mit andern Worten die Keimesgeschichte ist ein Auszug der Stammesgeschichte oder die Ontogenie ist eine Wiederholung der Phylogenie. Der „Statthalter Darwin's in Deutschland" begeht jedoch einen schweren Fehler, indem er die ältesten Vorfahren des Menschen, die Moneren, durch Selbstzeugung aus Verbindungen von Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff, also mechanisch aus anorganischer Materie, entstehen läßt; wird er doch demnach zur Aufsuchung der phylogenetischen Entstehung der höhern thierischen Organismen, einschließlich des Menschen, nicht mehr von dem biogenetischen Grundsatze geleitet, dessen er sich alle vierundzwanzig Ahnenstufen des Menschen hindurch als Führer bedient hat. Die ontogenetische Entwickelungsreihe des Menschen und aller höhern Lebewesen entsteht nun aber durch Mischung zweier Factoren, folglich muß auch die phylogenetische Entwickelungsreihe des Menschen und aller höhern Lebewesen durch Mischung zweier Factoren entstanden sein und nicht mechanisch aus unorganischer Materie. Da nun der eine Factor allerdings die unorganische Materie gewesen sein muß, — denn vor dem Beginne der phylogenetischen Entwickelungsreihe der thierischen Lebewesen kann es ja nur unorganische Materie gegeben haben —, so haben wir nun noch den andern Factor ausfindig zu machen. Dieser müßte eigentlich nach dem biogenetischen Grundgesetze der Mensch sein. Da es nun aber zur Zeit der Entstehung der Organismen noch keinen Menschen gegeben haben kann, so muß der andere zeugende Factor, weil die phylogenetische Entwickelung ihren Weg bereits bis zum Menschen genommen hat, ein zwar dem Menschen geistig ähnliches, aber über ihn hoch erhabenes, absolut vollkommenes Wesen gewesen sein und noch sein, — Gott.

Der Verfasser bezeichnet den von ihm geführten Beweis für das Dasein eines persönlichen Gottes als den besten, der für dasselbe ins Feld geführt werden könnte, und schließt seine Schrift mit den Worten: „Wir können wol stolz auf ihn sein, denn, da er nicht zerstört werden kann, gehört die Auffindung desselben, das Resultat eines langjährigen Nachdenkens, ohne Zweifel mit zu den größten Thaten unseres Jahrhunderts."

Bescheidenheit ist unseres Verfassers Sache gerade nicht. Er verdient allerdings, daß ihm nach rühmlich vollbrachter That der Tribut des Dankes gezollt wird; er sollte sich jedoch auch vor Augen halten, daß das Dasein eines persönlichen Gottes infolge der allgemein anerkannten Unmöglichkeit, die geistigen Vorgänge von den mechanischen Hirnfunctionen abzuleiten, gegen jeden Zweifel gefeit sei.

4. Ueber sittliche Dispositionen. Von Anton Oelzelt-Newin. Graz, Leuschner u. Lubensky. 1892. 8. 2 M. 70 Pf.

Der Mensch wird weder als gut noch als böse geboren, denn gut und böse können nur mit Gewissen begabte Wesen sein. Er kann nur mit sittlichen oder unsittlichen Anlagen zur Welt kommen. Die Triebfeder des Buchs besteht darin, daß die Elemente des Sittlichen in den Dispositionen zu folgenden Gefühlen und Affecten wurzeln, als da sind: Furcht, Zorn, dann Liebe und Mitgefühl, später auch Scham und Stolz. Jene Dispositionen können so bestimmt sein, daß mit ihnen eine sittliche Entwickelung in der einen oder andern Richtung mit Nothwendigkeit gegeben ist. Da die aufgezählten Gefühls- und Affectdispositionen auch für die Motive unseres Willens entscheidend sind, so können wir mit dem Verfasser sagen, daß in ihnen das Wichtigste festgestellt ist, was unzweifelhaft als angeboren in der Sittlichkeit zu bezeichnen ist.

Bernhard Münz.

Feuilleton.

Wir haben die Absicht, fortan in regelmäßigen Zwischenräumen an dieser Stelle über die Bewegung der französischen Literatur unsern Lesern einiges Hauptsächliche mitzutheilen. Dem Zweck d. Bl. gemäß werden wir dabei nicht blos auf die eigentliche poetische Erzeugung, zu der wir hier natürlich auch den Roman und die Novelle rechnen, sondern auch auf wichtige Erscheinungen aus der Geschichte, Literaturgeschichte, Geographie und den Naturwissenschaften unser Augenmerk richten, weil auf diesen Gebieten unsere Nachbarn sich mit uns in die führende Rolle theilen und es darum für viele unserer Leser von Wichtigkeit sein wird, das, was sie selbst aus französischen Zeitschriften zu entnehmen keine Gelegenheit haben, durch uns zu erfahren.

Beginnen wir mit der schönen Unternehmung der Hachette'schen Buchhandlung: „Les grands écrivains français". Es ist eine Sammlung von Biographien der bedeutendsten französischen Schriftsteller, in denen kurz und knapp diese Schriftsteller charakterisirt und nach allen Richtungen ihres literarischen Wirkens hin beurtheilt werden. Dem Unternehmen selbst haben ähnliche Erwägungen und Absichten zu Grunde gelegen wie den „Führenden Geistern" des Ehlermann'schen Verlags. Jeder Band kostet bei ganz vortrefflicher Ausstattung 2 Frs. Aus den bisher erschienenen Bänden heben wir einige der jüngsten heraus. Der geistvolle Kritiker Arvède Barine, dessen Aufsatz über Frau Rath an eben dieser Stelle vor einigen Wochen angekündigt worden ist, hat Leben und Werke des berühmten Verfassers von „Paul et Virginie", Bernardin de St. Pierre, beschrieben, er entwirft uns mit großer Kunst ein schön abgerundetes Bild von der literarischen Bedeutung der berühmten naturtrunkenen Erzäh-

lung und ihres Verfassers, dessen schrullenhaft-weltbeglückende und projectenreiche Art immer wieder von neuem mit Staunen und Mitleid erfüllt. Glänzend ist auch die Darstellung Mirabeau's, die die geschickte Feder Edmond Rousse's beigesteuert hat. Seinem Zwecke gemäß weniger ausführlich und weniger gründlich als das zweibändige Buch von Alfred Stern, das vor zwei Jahren in Berlin erschienen ist, hat die Skizze Rousse's den Vorzug größerer Uebersichtlichkeit und Anschaulichkeit. Ganz besonders empfehlen wir unsern für französische Literaturgeschichte interessirten Lesern den Band, in dem Paul Janet (vom Institut de France), einer der ersten philosophischen Köpfe des heutigen Frankreich, dem ehrwürdigen Erzbischof von Cambrai, dem Erzieher des Herzogs von Burgund, Fénelon, gerecht wird. Wir können die Feinheit dieser Skizze sehr rühmen. Außerdem hat die Sammlung neuerdings noch durch folgende Bände eine würdige Fortsetzung erhalten: Clédat, Professor der französischen Sprache an der Facultät zu Lyon, behandelte den alten Rutebeuf; Gustave Lanson entwarf ein wohlgelungenes Bild des einstigen Dictators der französischen Literatur, Boileau; Lescure entledigte sich mit viel Geschick der schwierigen Aufgabe, Châteaubriand auf wenigen Bogen für ein größeres gebildetes Publikum darzustellen. Die beiden allerneuesten, soeben erst erschienenen Bände, die wir aber schon auf die Verfassernamen hin unbedenklich empfehlen dürfen, sind: Gustave Boissier (von der Akademie): Saint-Simon, und René Millet: Rabelais.

Eine sehr interessante, umfangreiche Studie hat ein Herr Julien Tiersot veröffentlicht über den Verfasser der französischen Nationalhymne, „Rouget de l'Isle" (Paris, Delagrave), in der er die Legendenbildung, die um diesen Mann ihre Wolken gezogen hatte, zerstört. Wir wissen jetzt, daß Rouget de l'Isle, der das feurigste, begeisterndste aller Nationallieder geschrieben hat, ein herzlich trauriges Leben geführt hat und ein ziemlich unbedeutender Mann gewesen ist. Selbst dem gründlichen Kenner der Zustände Frankreichs zur Zeit der großen Revolution wird das Tiersot'sche Buch noch interessante allgemeine Dinge bieten können.

Den Freunden der französischen Theatergeschichte dürfte ein Buch des gelehrten Archivdirectors der Comédie Française, Herrn George Monval, sehr willkommen sein, in dem er die Briefe der Adrienne Lecouvreur zusammengestellt und mit Anmerkungen und einer trefflichen Einleitung versehen hat (Paris, Plon, Nourrit u. Comp.).

Die große endgültige Ausgabe der Werke Victor Hugo's, die in der ehemaligen Maison Quantin seit Jahr und Tag erscheint, ist nunmehr beim 62. Bande angelangt, der den dritten Theil des umfangreichen Werks „Depuis l'exil" umfaßt.

Die akademische Buchhandlung von Didier bringt mehrere Veröffentlichungen, deren Erscheinen auch uns Deutsche interessirt: eine Uebersetzung der prächtigen Kriegserinnerungen von Theodor Fontane unter dem Titel: „Souvenirs d'un prisonnier de guerre allemand en 1870", und ferner eine Uebersetzung der höchst merkwürdigen Erinnerungen des Kapellmeisters Reichardt aus seinem pariser Aufenthalt im Jahre 1792: „Un Prussien en France en 1792. Lettres intimes de J. F. Reichardt. Traduites par A. Laquiante". Das letztgenannte Buch gibt vielen unerwartete Aufschlüsse über den Zustand der französischen Provinz und der französischen Hauptstadt in dem Schreckensjahre 1792. Wir erfahren zu unserer Verwunderung, daß die Fröhlichkeit des Volks durch die furchtbaren Ereignisse nicht im geringsten beeinträchtigt war; kein Mann, keine Frau begegneten Reichardt's Postwagen auf der Landstraße, ohne mit dem Postillon eine „plaisanterie" auszutauschen, und auf den Boulevards, in den Theatern und Restaurants herrschte ein ebenso glänzendes, lustiges, unbesorgtes Leben wie in den frühern Jahren, da Reichardt in Paris gelebt hatte. Auch über die Hauptpersonen jener Tage enthält das Buch bemerkenswerthe Einzelheiten.

An neuen Romanen sind die letzten Wochen recht arm gewesen. Abgesehen von George Ohnet's letztem Bande der Batailles de la vie „Nemrod et Cie.", auf den wir noch zurückkommen, wüßten wir nur wenig zu nennen. Henri Gréville's neuester Roman „Chênerol" darf, wenn auch nicht in dem Maße wie derselben Verfasserin berühmte Novelle „Dosia", doch jedem empfohlen werden, der die graziöse Darstellungsart dieser Dame liebt. Einen Roman von gesunder Realistik, in dem jeder Zug wirklich vorhandenen Personen abgelauscht ist, doch aber das Ganze sich zu erfreulicher Allgemeingültigkeit erhebt, hat uns Adrien Chabot beschert unter dem Titel „Le Parvenu"; er schildert wahr und ergötzlich die für ihn selbst wenig behaglichen Abenteuer eines pariser Parvenu (Paris, Calman Lévy).

Auf ein höchst gewichtiges wissenschaftliches und doch für weite Kreise sehr brauchbares Buch möchten wir noch alle die hinweisen, die an der Culturgeschichte Frankreichs ein weiteres Interesse nehmen: „Manuel des Institutions françaises" von B. Luchaire, Professor an der Faculté des lettres in Paris (Paris, Hachette). Es ist eine Darstellung der alten Verfassungs-, Gerichts-, Culturzustände Frankreichs, voll der interessantesten Belehrungen, in präciser, aber populär gehaltener Sprache, unserm deutschen Götzinger in jeder Hinsicht weit überlegen.

— „Das Zeitalter des Dampfes" ist die treffendste Bezeichnung für unsere Zeit. Das zeigt auch der soeben mit gewohnter Pünktlichkeit erschienene vierte Band von Brockhaus' Konversations-Lexikon, 14. Auflage. Nicht weniger als 75 Spalten mit 13 Tafeln, 24 Textabbildungen und einer Karte sind dem „Dampf" und den damit zusammenhängenden Begriffen gewidmet. Dabei sind die Artikel, wie stets, möglichst gedrängt und doch lesbar. Auf allen denkbaren Gebieten sehen wir den Dampf benutzt; da finden wir die Artikel Dampfbad, Dampfbodencultur, Dampffarben, Dampforgel, Dampfgeschütze, Dampfkesselgesetz neben den Hauptartikeln Dampfkessel, Dampfmaschinen und Dampfschiff; selbst die Dampfnudel hat ein Plätzchen gefunden. Eine werthvolle Neuerung ist die Tabelle der Dampfschiffverbindungen, aus welcher Abgangszeiten und Fahrdauer für alle größern Seeplätze sofort zu entnehmen sind. Aber neben diesen Artikeln enthält der mit 2 bestechenden Chromotafeln, einem meisterhaften Kupferstich, 11 auf dem neuesten Material beruhenden Karten und Plänen, 32 schwarzen Tafeln und 205 Textabbildungen ausgestattete vierte Band unter seinen nahezu 8000 Stichwörtern noch eine große Menge von den ersten Autoritäten abgefaßter Artikel. Wir verweisen z. B. auf den leider besonders zeitgemäßen Artikel „Cholera" und den sich daran anschließenden „Desinfection"; es findet sich darin auch schon der Hinweis auf das beabsichtigte Reichs-Seuchengesetz. Die Weltausstellungsstadt Chicago ist mit der künftigen Weltausstellung eingehend und, wie nicht anders zu erwarten, zuverlässig behandelt; ein großer Plan und eine Gesammtansicht der Weltausstellung aus der Vogelperspective sind beigegeben. Von weitern Städten seien erwähnt Chemnitz, Cherbourg, Colombo (Ceylon), Chur, Czernowitz, Debreczin, Danzig (die meisten mit Plänen), von größern geographischen Artikeln besonders Centralamerika, Chile, Columbia, Dänemark und namentlich China mit den anschließenden Artikeln Chinesenfrage, Chinesische Litteratur und Chinesische Kunst. Letzterer Artikel ist ausgestattet mit 2 charakteristischen schwarzen Tafeln und einer außerordentlich schönen Chromotafel. Im ernsten Gegensatz zu der bunten grotesken Formenwelt der chinesischen Kunst steht die goldprangende Darstellung des berühmten Wechselburger Crucifixes mit seiner echt deutschen herben Schönheit. Ein übersichtlicher, von 8 Tafeln begleiteter Artikel über „Deutsche Kunst" beschließt den Band. Die mit dem interessanten Artikel „Deutsch" beginnende lange Reihe von Stichwörtern über Deutschland und Deutschthum, deren Fortführung einen Hauptschmuck des nächsten Bandes bilden wird, enthält unter anderm den von werthvollen Tabellen begleiteten Artikel „Deutsche Eisenbahnen" und

die nach dem allerneuesten Stande gearbeitete Liste der deutschen Consuln.

Diese Beispiele, denen eine Menge ebenso trefflicher aus andern Gebieten angereiht werden können, mögen genügen für den Nachweis, daß Brockhaus' Konversations-Lexikon, 14. Auflage, das beste derartige Nachschlagewerk und auch das zweckmäßigste Weihnachtsgeschenk für das deutsche Haus ist.

— Von Moltke's Gesammelte Schriften werden die beiden letzten Bände im November herausgegeben werden (Berlin, Mittler u. Sohn). Der erste Band soll die Briefe an die Braut und Frau, der siebente (Schluß-)Band die Reden des Feldmarschalls enthalten.

— Nach dem vorliegenden ersten Hefte des „Kritischen Jahresberichts über die Fortschritte der romanischen Philologie. Unter Mitwirkung von 115 Fachgenossen herausgegeben von K. Vollmöller und R. Otto. Erster Jahrgang, 1890, erstes Heft" (München, R. Oldenbourg, 1892) kann man die Veröffentlichung als eine hochverdienstliche Leistung bezeichnen, unentbehrlich nicht nur für den eigentlichen gelehrten Romanisten, sondern auch für alle die romanistisch gebildeten Schulmänner, denen es Bedürfniß ist, sich in Zusammenhang mit der Wissenschaft zu erhalten, daneben auch werthvoll für gebildete Laien. Außer dem an sich weiten Kreise der romanischen Philologie werden in dem Jahresbericht auch die zahlreichen Hülfswissenschaften und alle solche Studiengebiete berücksichtigt, die zur romanischen Philologie in irgendwelcher Beziehung stehen, wie z. B. Paläographie und Diplomatik, Archäologie, ferner keltische, germanische, griechische, orientalische Sprachen und Literaturen, Patristik, Kirchengeschichte, Musikgeschichte, Volkskunde u. s. w. Auch der Unterrichtsbetrieb der romanischen Philologie an Hoch- und Mittelschulen findet Berücksichtigung, ebenso die Unterrichtsmethoden und die Unterrichtsmittel. Der Generalstab, mit dem die Herausgeber an die Bewältigung ihrer schweren Arbeit herangetreten sind, weist eine stattliche Reihe rühmlichst bekannter Namen auf, neben deutschen auch manche außerdeutsche. Die Berichte über die Erscheinungen der einzelnen Gebiete sind sehr eindringend und gründlich, und bei aller Schärfe des Urtheils doch nicht einseitig. Nicht blos die bedeutenderen neuen Veröffentlichungen gelangen zur Würdigung, gelegentlich sogar in doppelter Recension, wie z. B. Körting's „Lateinisch-romanisches Wörterbuch" an zwei verschiedenen Stellen des ersten Heftes in sachkundiger Weise behandelt wird, von Seelmann und von Meyer-Lübke — auch Arbeiten von minderer Bedeutung sind nicht übersehen, sei es auch, daß die Besprechung nur auf eine Warnung hinausläuft. Vermieden werden sollte für die weitere Fortsetzung, daß einer der Mitarbeiter, wie das gelegentlich im ersten Hefte vorkommt, über seine eigene Leistung Bericht erstattet; mag auch ein noch so entschiedenes Bestreben nach Unbefangenheit vorhanden sein, ganz frei von subjectiven Zuthaten werden sich solche Selbstanzeigen kaum halten können. Daß die Mitarbeiter hier und da polemisirend gegeneinander auftreten, wird man kaum als einen Nachtheil empfinden und war bei einem in so kräftiger Entwickelung begriffenen Gebiete auch kaum zu vermeiden. Jedenfalls darf man daraus die beruhigende Gewißheit schöpfen, daß „der Jahresbericht" keine Veranstaltung für gegenwärtige Beweihräucherung ist. Hoffentlich wird nach Vollendung des Werks durch einen ausführlichen Index für bequeme Benutzung des äußerst reichen Inhalts gesorgt werden.

— Wie uns soeben mitgetheilt wird, erscheint im November in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart ein neues Werk von Georg Ebers, betitelt: „Die Geschichte meines Lebens".

— Hans Hoffmann, der bekannte, auch von uns oft gewürdigte Romanschriftsteller, will nun auch Gedichte veröffentlichen. Die Gedichtsammlung soll heißen „Vom Lebenswege" und wird bei A. G. Liebeskind in Leipzig erscheinen.

Bibliographie.

Bourget, P., Der Schüler. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 3 M.

Braseh, M., Das Wesen und die Formen der dramatischen Dichtung nach den Principien der modernen Aesthetik. Ein Vortrag. Leipzig, O. Gottwald. Gr. 8. 1 M.

Christenflinten. Von einem Juden. Friedeberg (Queis), A. Dresler. Gr. 8. 50 Pf.

Fenkner, A., Osteroder Erzählungen aus alter Zeit. Osterode a. H., A. Sorge. 12. 1 M. 25 Pf.

Fulano, T. H., Der Sturz des Kaiserthrones in Brasilien und seine Folgen auf politischem und kirchlichem Gebiete. Nach eigenen Erlebnissen geschildert. Köln, J. P. Bachem. Gr. 8. 3 M.

Fürsicht, A., Schulstaub und Kasernendunst. Lustige Geschichten. Bielefeld, A. Helmich. 8. 75 Pf.

Gregorovius, F., Römische Tagebücher. Herausgegeben von F. Althaus. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 8. 8 M.

Hedenstjerna, A. v., Allerlei Leute. Bilder aus dem schwedischen Volksleben. Deutsch bearbeitet von A. von Krusenstjerna. Leipzig, H. Haessel. 8. 2 M. 60 Pf.

Hülsen, Helene v., Drei Lebens-Episoden. (Ein Königsidyll. Ein Dichterheim. Ein Drama.) Berlin, R. Eckstein Nachf. 8. 3 M.

Hutschenreiter, E., Loki. Erzählung. Dresden, E. Pierson. 8. 1 M.

Mollat, G., Quellenbuch zur Geschichte der deutschen Politik im 19. Jahrhundert. Leipzig, H. Haessel. 8. 3 M.

Nissel, F., Ausgewählte dramatische Werke. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 8. 6 M.

Platter, J. C., Raut'n und Rosmarin. Geschichten und Skizzen aus Tirol. Illustrirt von W. Humer. Innsbruck, A. Edlinger. 12. 3 M. 20 Pf.

Pröll, K., Das muntere Jahrhundert. Ein Humoresken-Strauß. Berlin, R. Wilhelmi. 8. 2 M.

— — Zerbrochenes Spielzeug. Ein Skizzenbuch. Berlin, R. Wilhelmi. 8. 3 M.

Pudor, H., Ketzerische Kunstbriefe aus Italien. Nebst einem Anhang: Gedanken zu einer Lehre vom Kunstschaffen. Dresden, O. Damm. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

Renatus, J., Korle und Carlo. Anne äberlansitzer G'schichte aus'm Leben. Mit einem Anhang: Bemerkungen über die Mundart nebst Wörterverzeichniß. Bautzen, E. Rühl. 12. 2 M.

Richter, C., Kriegs-Tagebuch eines Sanitäts-Offiziers beim Stabe des General-Commandos des X. Armeecorps aus den Jahren 1870—71. Rathenow, M. Babenzien. 8. 5 M.

Rodank, A. v., Das Fräulein von Trostburg. Roman. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Rodziewicz, Marie, Sie. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 3 M.

Rothenburg, Adelheid v., geb. v. Zastrow, Ferenand getrü. Eine Erzählung aus dem Volke und für das Volk als letzte Gabe. Elberfeld, Buchhandlung des Erziehungs-Vereins. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Salburg, E., Ein Erwachen. Aus dem Buche eines Lebens. Gedicht. Graz, Styria. 8. 1 M.

Sammlung pädagogischer Vorträge. Herausgegeben von W. Meyer-Markau. V. Bd. 5. Hft.: Die allgemeine Volksschule in Rücksicht auf die sociale Frage. Von Kreisschulinspector H. Scherer. Bielefeld, A. Helmich. Gr. 8. 40 Pf.

Schack, A. F. Graf v., Das Jahr Eintausend. Ein dramatisches Gedicht. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 8. 2 M.

— — Sirius. Ein Mysterium. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 8. 2 M.

Schaefer, F., Der Streit der Stände. Volksstück. Braunschweig, Appelhans u. Pfennigstorff. Gr. 8. 60 Pf.

Schlechta-Wssehrd, O. Freih. v., Moral-Philosophie des Morgenlandes, aus persischen Dichtern erläutert. Leipzig, H. Haessel. 8. 3 M.

Schmidt, G., Zur Ehre Gottes! Geistliche Lieder zu festlichen Zeiten. München, Münchner Handelsdruckerei und Verlagsanstalt, M. Poeßl. 8. 75 Pf

Schneller, H., Die staatsrechtliche Stellung von Bosnien und der Herzegowina. Leipzig, H. G. Wallmann. Gr. 8. 3 M.

Schrader, O., Jenaische Bismarcklieder. Mit zwei Beiträgen von C. Debrient und W. Frenkel. Jena, Frommann. Gr. 8. 30 Pf.

Schütte, M., Kaspar Hauser. Das Rätsel ist nicht gelöst! Eine Erwiderung auf die Schrift des Herrn von Artin. Hagen i. W., H. Risel u. Comp. 8. 50 Pf.

Seffenzoff, P., Der Bergwerksträfling oder die Opfer russischer Tyrannei in den Queckfilberminen Sibiriens. Sensationsroman. 1. Hft. Berlin, A. Weichert. Gr. 8. 10 Pf.

Steiner, Jakob, der Geigenmacher von Absam in Geschichte und Dichtung. (Eine Lebensskizze von S. Ruf. — Novelle von J. Schuler. — Dichtung von H. von Gilm.) Innsbruck, Wagner. 8. 1 M. 20 Pf.

Thomas, J. W., Von Nias nach Kaiser-Wilhelms-Land und über Australien zurück nach Deutschland. Ein Reisejahr. Gütersloh, C. Bertelsmann. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Tirol im Jahre 1809. Bilder aus dem Befreiungskampfe. Meraner Volks-Schauspiel. Meran. (Bozen, F. K. Promperger.) Gr. 8. 40 Pf.

Treuheit, H., Richard Wagner's Erdenwallen, 1813—1883, in kurzgefaßter, freiheitlicher Form. Nürnberg, J. Naw. 12. 30 Pf.

Westerkamp, Dr. J. B., Staatenbund und Bundesstaat. Untersuchungen über die Praxis und das Recht der modernen Bünde. Leipzig. Brockhaus. 8. 14 M.

Windschild, K., Um Christi willen. Scene aus der Zeit der Christenverfolgungen. Cöthen, Schriften-Niederlage des Evangelischen Vereinshauses. 12. 30 Pf.

— — Durch Nacht zum Licht. 1807—1870. Vaterländisches Festspiel. Cöthen, Schriften-Niederlage des Evangelischen Vereinshauses. 12. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Was sich das Volk erzählt.

Deutscher Volkshumor.

Gesammelt und nacherzählt
von
Heinrich Merkens.

Ein elegant ausgestatteter Band, Schwabacher Schrift mit Kopfleisten und Initialen. 5 M., gebunden 6 M.

Unter obigem Titel übergiebt der Verf. eine Sammlung von dem Besten und Originellsten, was in der Voreltern Zeit auf dem Gebiete des **Volkshumors** entsprossen ist und sich bis auf den heutigen Tag **im Munde des Volkes**, als Erzählung, Schwank, Schnurre, Anekdote lebendig erhalten hat. Ein derartiges Sammelwerk, das sich über alle Gauen unseres Vaterlandes erstreckt und vielfach **unmittelbar aus der mündlichen Ueberlieferung** schöpfend, mit peinlicher Gewissenhaftigkeit alles ausscheidet, was nicht aus dem Volke selbst hervorgegangen und **bis jetzt nicht vorhanden**, wird ohne Zweifel nicht allein von den Freunden des bloßen Humors, sondern auch von allen Denjenigen begrüßt werden, welchen solche Blüthen des deutschen Gefühls- und Gemüthslebens auch in kulturhistorischer Beziehung interessant sind.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Am Victoria-Njansa.

Eine ostafrikanische Kolonialgeschichte.

Der reifern Jugend erzählt
von
C. Falkenhorst.

Mit 41 Abbildungen. 8. Geh. 2 M. 50 Pf.

Eine neue Jugendschrift des beliebten Schriftstellers, in welcher eine ungemein spannende Erzählung sich mit einer trefflichen naturwahren Schilderung von Land und Leuten der interessanten Gebiete im Westen des Victoria-Njansa verbindet. Die Fabel knüpft sich an die Christianisirung des jetzt viel genannten Landes Uganda. Stanley, Dr. Peters und Emin Pascha spielen darin eine hervorragende Rolle.

Gleichzeitig erschienen nachstehende beliebte Jugendschriften in neuen Auflagen:

Falkenhorst. In Kamerun. Zugvogels Reise- und Jagdabenteuer. Der reifern Jugend erzählt. Fünfte Auflage. Mit 43 Abbildungen. 8. Geh. 2 M. 50 Pf.

Falkenhorst. Der Zauberer vom Kilima-Ndjaro. Adlers Kriegs- und Jagdabenteuer in Ostafrika. Der reifern Jugend erzählt. Vierte Auflage. Mit 54 Abbildungen. 8. Geh. 2 M. 50 Pf.

Falkenhorst. Sturmhaken. Franz Sturms Abenteuer im Bismarck-Archipel. Der reifern Jugend erzählt. Dritte Auflage. Mit 83 Abbildungen. 8. Geh. 2 M. 50 Pf.

Falkenhorst. Eldoradofahrer. Eine deutsche Kolonialgeschichte aus vergangener Zeit. Der reifern Jugend erzählt. Vierte Auflage. Mit 4 Abbildungen in Farbendruck. 8. Geh. 2 M. 50 Pf.

Elster, O. Die Goldgräber von Angra Pequena. Der reifern Jugend erzählt. Dritte Auflage. Mit 30 Abbildungen und 1 Karte. 8. Geh. 2 M. 50 Pf.

Gegr. 1877.

Marius Kayser

Hamburg.

Bordeaux-Weine und Spirituosen-Versand.

Man prüfe alles!

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Willenswelt und Weltwille.

Studien und Ideen
zu einer Weltanschauung.

Von
Dr. Karl Peters.

8. Geh. 8 M.

Von Kant und Schopenhauer ausgehend, führt der Verfasser, der bekannte Reichscommissar für Deutsch-Ostafrika, die verschiedenen Richtungen der neuesten Philosophie und deren Hauptvertreter in kritischer Beleuchtung vor, um im Anschluß daran seine eigene positive Weltanschauung darzulegen. Das warm, anregend und faßlich geschriebene Werk wendet sich nicht blos an die Philosophen, sondern an jeden Gebildeten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Euphorion.

Eine Dichtung aus Pompeji
in vier Gesängen von
Ferdinand Gregorovius.

Sechste Auflage.

8. Geh. 2 M. 40 Pf. Cart. 3 M.

Diese anmuthige Dichtung, ein im altrömischen Geiste geschaffenes idyllisches Epos, hat allgemeine Würdigung und weite Verbreitung erlangt, sodaß bereits die sechste Auflage ausgegeben wurde.

„Euphorion" liegt außerdem in einer auch schon in zweiter Auflage erschienenen illustrirten Prachtausgabe, mit Original-Compositionen von Theodor Grosse, vor (Preis 7 M.), deren künstlerische Ausführung dem gewähltesten Büchertisch zur Zierde gereicht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gerstäcker. Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer.

Neunte Auflage. Mit Illustrationen.
8. Geh. 1 M. Cart. 1 M. 20 Pf.

(Mit einer Beilage der **G. J. Göschen'schen Verlagshandlung** in **Stuttgart.**)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 45. — 10. November 1892.

Inhalt: Hebbel's Jugenddramen. Von Fritz Lemmermayer. — Neues von Maria delle Grazie. Von Karl Schrattenthal. — Neue Lyrik. Von Ernst Roeder. — Aus der Musikliteratur. Von Heinrich Reimann. — Philosophische Schriften. Von Bernhard Münz. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Hebbel's Jugenddramen.

Friedrich Hebbel meinte einmal, es werde die Zeit kommen, wo seine Bücher auf jedem Jahrmarkte zu finden wären. Ob nun dieser sein Wunsch und Glaube in Erfüllung geht oder nicht, gewiß ist, daß durch die billige Ausgabe seiner Werke, die eben erscheint*), seine Bekanntschaft im deutschen Volke sich verbreiten und steigern wird. Unmittelbar nach dem am 13. December 1863 zu Wien erfolgten Tode des Dichters ging Emil Kuh, sein unübertrefflicher Biograph, gemeinsam mit dem Freunde Adolf Glaser, dem großen Juristen, daran, eine Gesammtausgabe der Schriften im Geiste und Sinne des Verewigten zu veranstalten. Hebbel beschäftigte sich oft und gern mit einer solchen und besprach mit Kuh den Plan bis ins Einzelne. Die Erfüllungen brachte erst die Zeit nach dem Tode — und seither mußten beinahe dreißig Jahre vergehen, bevor es zu einer zweiten Auflage kam!

Sie bringt im wesentlichen nichts Neues. Mit pietätvollem Sinne wurden von H. Krumm, dem neuen Herausgeber, die kurzen, sachlichen Einleitungen Kuh's beibehalten. Die Dramen folgen nach der Entstehung aufeinander, nicht mehr wie bei Kuh nach ästhetischen Principien eingetheilt. Ihre Entstehungsgeschichte ist zugleich die Geschichte eines an Qualen reichen Lebens. Hebbel verbrachte bekanntlich seine Kindheit und seine Jünglingsjahre unter harten Entbehrungen und schweren seelischen Leiden. Nur sein Dichterberuf, an den er, zwischen Verzweiflung und Selbstgefühl schwankend, wie an eine göttliche Sendung glaubte, hielt ihn aufrecht. In der Zeit seiner ersten Entwickelung beschenkte ihn die Muse blos mit lyrischen und novellistischen Gaben. Erst im Winter des Jahres 1839 auf 1840 brach zu Hamburg die Poesie wie ein feuerflutender Lavastrom aus dem Sechsundzwanzigjährigen hervor. Er schrieb, ein dramatischer Revolutionär, die „Judith" und stellte sich gleich mit diesem wilden Erstling an die Spitze der zeitgenössischen Bühnenschriftsteller. In fieberhafter Krankheit empfangen, in kurzen drei Monaten vollendet, machte das Werk Aufsehen. Der Verfasser wurde berühmt. Auch knüpfte sich gleich an dieses erste Stück das echt deutsche Schauspiel, das sich bei jedem neuen wiederholen sollte: leidenschaftliche Bewunderung und leidenschaftlicher Tadel. Es ist ein echter Hebbel; es enthält alle Elemente seiner Poesie und seines Charakters, vom Naiven bis zum Dämonischen; es verräth sein ganzes gewaltiges, auf sich gestelltes Talent, seine realistische Kraft, durchdrungen von einer Individualität, die nichts schreiben kann, was nicht auf das innigste mit den Vorgängen des eigenen Seelenlebens verknüpft ist. Die Würze des Genial-Barocken in Gedanken und Situationen; die epigrammatische Schärfe der Sprache, das Pathos und die Dialektik der Leidenschaft; der Hang zum Geheimnißvollen und Verschleierten; die strenge Geschlossenheit der Form, bestehend in einer unerbittlichen Folgerichtigkeit der tragischen Entwickelung; die innere Durchdringung von Stoff und Idee; die Menschen, die nicht aus Pappe geklebt, sondern in Erz gegossen sind; das reflectirende Wühlen dieser Menschen im eigenen Ich; die sinnliche Kraft der aus elementarer Tiefe geschöpften, heißblütigen Charakteristik; der Drang, Menschen darzustellen, die nicht allein etwas *sind*, sondern auch etwas *bedeuten*, d. h. mit dem Leben das Symbol zu verbinden und dadurch auch dem erdrückendsten Leben die erhebende Weihe der Kunst zu verleihen, in und mit ihm ein Problem zu lösen; und endlich dieses Problem selbst, das dem einfachsten und ältesten aller Verhältnisse, dem zwischen Mann und Weib angehört; damit verbunden religiöse Motive —: mit dieser allerdings nur allgemeinen Umschreibung der Judithtragödie ist zugleich das gesammte Schaffen Hebbel's angedeutet, das sich wieder aus seiner

*) Friedrich Hebbel's sämmtliche Werke. (Neue billige Ausgabe in 12 Bänden.) Erster und zweiter Band. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1892. 8. Jeder Band 1 M.

Persönlichkeit und seinem Leben erklärt. Zunächst die aufregenden und aufgeregten Hauptgestalten. Holofernes zwischen Erhabenheit und Lächerlichkeit taumelnd; wie jede starke Natur ein Gemisch von Widersprüchen, ein Mittelding von Heros und Gaukler; ein Mann, den Männern schrecklich und den Weibern gefährlich. Phantastisch und blutig humoristisch, grausam und wollüstig, großzügig und großsprecherisch, hat er den römischen Cäsarenwahnsinn vorausgenommen. Er verachtet das Menschengeschlecht, weil es ihm kleinlich und jämmerlich erscheint. Vergebens sucht er einen Mann, der es wagte, ihm im Kampfe zu stehen, anstatt sich vor seinen Füßen in den Staub zu werfen. Obwol ein Thatenmensch, ist er doch auch ein Grübler wie Hamlet, wenn man will wie Hebbel. Er ist ein gesteigerter Egoist, der sich in den Mittelpunkt des Weltalls stellt; sich und andern ein psychologisches Räthsel, das nicht aufhört, sich und andere zur Lösung zu reizen. Er ist ein russischer Iwan und in seiner verbissenen Dialektik ein Jünger Hegel's. Er ist ganz Thier, ganz Genußmensch, der ißt, trinkt und Weiber umarmt; ganz Blasirtheit, aber nicht aus Erschöpfung, sondern aus Uebermaß an Kraft; ganz Despot, der Menschenköpfe abschlägt, als wären es Distelköpfe; ganz Held, dem kein Volk so stark ist, um es nicht zu überwinden, eine unbegreifliche Bastardnatur von Bestie und Gottheit. Eine Löwin hat ihn gesäugt und er hat eine Löwin zerquetscht. Er weiß nicht, was Sünde ist, von Recht und Unrecht hat er keinen Begriff — also ein Mann im Geiste und nach der „Herrenmoral" Nietzsche's. In ihm ist ein tragischer Keim: er taugt nicht in diese Menschenwelt, wo das Alltägliche die erste Rolle spielt. Er geräth seiner Natur gemäß mit der Welt und sich selbst in Zwiespalt, dessen Ergebniß Verachtung und Vernichtung ist. Neben dem völlig aus dem aufgewühlten und zerrissenen Geiste unseres Jahrhunderts herausgewachsenen Helden eine entsprechende Heldin: neben dem assyrischen Feldhauptmann, der sich am liebsten als Gottheit verehren ließe, das Mädchen von Bethulien, das sich selbst der Gottheit zum Opfer darbringt. Schon an dieser seiner ersten Frauengestalt zeigte Hebbel die Gabe, solche dunkle Seelenzustände auszumalen, die einer Krankheitserscheinung gleichkommen und der pathologischen Psychologie angehören. Judith gesteht, daß sie vor den Männern schaudert. Sie, die jungfräuliche Wittwe, verachtet den um ihre Hand werbenden Ephraim und mit ihm sein ganzes Geschlecht. Holofernes ist der erste Mann, der ihr groß erscheint — ein echt weiblicher Zug, denn das Weib gehört dem am meisten, der es verführt, genießt und mit Füßen tritt. Doch begreift sie sofort, daß sie ihn, der furchtbar mit einem Heere vor der Stadt ihrer Väter lagert, tödten müsse — zunächst nicht aus religiösen und patriotischen Motiven, sondern um Ephraim zu beweisen, daß die That ausführbar sei, die er unmöglich hält. Also aus einem psychologischen, individuellen Motiv, wie es der Dichter braucht: der Furcht des Mannes setzt sie den Heldensinn des Weibes entgegen. Im dritten Act zeigt sich Judith visionär. Die That sitzt ihr im Gemüthe; jetzt glaubt sie sich von Gott zur Ermordung der Völkergeißel berufen. Sie ahnt, daß sie weit aus ihrer weiblichen Natur heraustreten, daß sie mit ihrer Schande die That erkaufen müsse. Doch sagt sie sich, daß sie ihre Ehre, ihren unbefleckten Leib nicht mehr lieben dürfe als Gott und Vaterland — ähnliche, natürlich modificirte Anschauungen haben wir in unsern Tagen an den russischen Nihilistinnen kennen gelernt, ein Beweis für die innere Wahrheit der Judith Hebbel's. Was Judith thut, sieht sie als göttliche Bestimmung an. So ist sie ganz Jüdin im alttestamentarisch-heroischen Sinne. Sie begreift mit einem male, warum sie schön ist und keine Kinder hat. Die letzte Scene zwischen Judith und Holofernes ist von außerordentlich dramatischer Spannung. Die Charaktere entfalten sich bis zur äußersten Consequenz: Holofernes, der zum heißblütigen Wüstenthier herabsinkt; Judith, die zur Heroine hinanwächst — welch ein Theaterinstinct, welche Gewandtheit in dieser Gegenüberstellung! Holofernes zerrt sie in sein Zelt, auf sein Lager. Judith erliegt, aber sie schlägt ihm den Kopf ab. Das Weib hat sich selbst vernichtet, doch das Vaterland ist gerettet. Zu den frühern Motiven kommt noch eins. Die nackte Bibelthatsache, daß ein Weib einem Manne den Kopf herunterschlägt und nach dieser grauenvollen That frohlockend um die Bundeslade tanzt, hat Hebbel ebenso kalt gelassen, als sie uns kalt läßt. Das Brutale mußte der Dichter, um es ästhetisch darstellbar zu machen, in die tragisch-poetische Sphäre erheben. Mit dem allgemein religiös-patriotischen Beweggrund mußte er einen rein-menschlichen vereinigen. Das war nicht nur sein Recht, sondern seine Pflicht. Holofernes ist in das Heiligthum der weiblichen Natur Judith's eingedrungen. Seine That ist die gewaltthätige Nachäffung eines sittlichen Actes. Sie besinnt sich auf ihre Mission in dem Augenblicke, wo sie ihrem Bewußtsein beinahe verloren gegangen ist. Nun hat sie nicht allein ihr Volk zu befreien, sie hat den eigenen beleidigten Leib zu rächen.

Und die Volksscenen mit ihrem düstern und prächtigen Colorit, ihrem Humor, ihrer biblischen Charakteristik! Der Fanatismus, der in Grausamkeit umschlägt, aber überall religiöse Größe, duldenden Muth, völliges Aufgehen in den alles beherrschenden Jehovagedanken aufweist — das ist plastisch gedacht und geschaut, mit kühnen Strichen im Stile Michel Angelo's hingeworfen, alles wird lebendig vor unsern Augen, alles drängt und treibt zur Bühnendarstellung.

Dem Bibeldrama folgte eins aus der Legende, der „Judith" die „Genoveva", dem handelnden Weibe das leidende, der Heroine die Heilige. Mit den beiden Stücken ist der Kreis der weiblichen Natur scharf umschrieben und zugleich der Kreis der jüdisch-christlichen Welt. Hebbel hat in der Folge dies sein Jugendwerk unglimpflich behandelt. Mit Unrecht. Der Dichter knüpft an volksthümliche Ueberlieferungen an, um sie selbständig weiterzubilden. Die

Zeichnung ist deutsch-holzschnittartig, die Farbe brennend; Zeit und Landschaft sind durch verschiedene Gestalten, besonders den tollen Klaus, treffend gekennzeichnet. Die keusche Treue des Weibes hat in der duldenden Hülflosigkeit der Genoveva einen zarten und rührenden, die sinnliche Leidenschaft, deren Raserei bis zur Selbstverstümmelung führt, in Golo einen dämonischen Ausdruck gefunden.

Hebbel's drittes Stück ist das in Versen abgefaßte Lustspiel „Der Diamant". Der Dichter schreibt darüber in sein Tagebuch: „Es ist nach meinem Gefühl die beste und sicher die eigenartigste meiner Productionen, eine Komödie, die sich frei und selbständig, wie die Tragödie, dem Universum gegenüberstellt und den Dualismus desselben auf eigene Hand, ohne die Vermittelung dieser gewöhnlich als vorhergehend gedachten Kunstform in Anspruch zu nehmen, zu bewältigen sucht." Es war ein Irrthum Hebbel's, von seinem „Diamanten" als von der besten seiner Productionen zu sprechen. Zwar fehlt es nicht an Scenen, die mit Kraft und Kunst ausgemalt sind, so gleich der Anfang mit seinem niederländischen Gepräge; aber die Erfindung, daß ein Mensch in diebischer Absicht einen Diamanten verschluckt, an dem das Schicksal eines Königshauses hängt, um ihn auf natürlichem Wege wieder von sich zu geben, worauf der Stein dem feierlich versammelten Hofe überreicht wird, ist zu bizarr, um Gefallen zu erregen.

In dem durch Armuth und häusliches Unglück gesteigerten Elend seines pariser Aufenthalts vollendete Hebbel sein bürgerliches Trauerspiel „Maria Magdalena". Es kam ihm, wie er gesteht, bei diesem Drama darauf an, durch das einfache Lebensbild selbst zu wirken und alle Seitenblicke des Gedankens und der Reflexion zu vermeiden. Es war seine Absicht, das arg verkommene bürgerliche Trauerspiel zu regeneriren und zu zeigen, daß auch im eingeschränktesten Kreis eine zerschmetternde Tragik möglich ist, wenn man sie aus den rechten Elementen, aus den diesem Kreise selbst angehörigen, abzuleiten versteht. Und die Darstellung dieser zerschmetternden Tragik ist dem Dichter vollauf gelungen. Das Stück ist wahr bis zur Grausamkeit. Der Stoff mag häßlich sein; doch wäre es ein Unrecht, dem Verfasser daraus einen Vorwurf zu machen. An sich gibt es keinen häßlichen Stoff für den Dichter, dem die Welt ausnahmslos gehört, der in ihr Herrscher ist und dessen olympische Freiheit nur sein Genius beschränkt, der ihn nach seinem Willen dämonisch leitet und ihm kaum nach einer Seite hin freie Wahl läßt. Dem Dichter gehört der Himmel wie die Hölle. In seiner Zaubermacht liegt es, das Häßlichste zum Furchtbaren zu steigern und ihm dadurch die poetisch-tragische Weihe zu ertheilen. Die Ausführung ist alles. Einen alltäglichen Vorgang, den Hebbel in München zum Theil mit erlebt, hat er mit den einfachsten und höchsten Kunstmitteln, so einfach fast wie die Alten, in ein dichterisches Werk verwandelt, aus dem seinem Volke eine Anklage und ein Mahnruf entgegenschreit und mit dem er seinem Zeitalter einen Spiegel vorhält. Durfte er darin nicht einen Triumph seiner Kunst erblicken, der um so größer war, als seinem Werke die sittliche Hoheit nicht fehlte? — Klara, die Tischlerstochter, ergibt sich in einem Augenblicke innerlichen Verlorenseins einem ungeliebten Manne, dem Leonhard, aus Trotz, aus Eifersucht, aus Liebe zu einem andern, dem Secretär, von dem sie sich irrthümlicherweise verschmäht glaubt. Das ist das Grundmotiv. Es ist wahr, menschlich, verständlich, aber es ist nicht sittlich. Nicht sittlich: nicht weil sich Klara ergibt, sondern weil sie sich dem ungeliebten Manne ergibt. Das heißt, Klara handelt in einem verhängnißvollen Moment ihrer eigenen Natur und einem hohen Sittengesetz zuwider. Sie verletzt die geheiligte Weibespflicht, nur dem geliebten Manne den Schleier zu enthüllen. Wieder wie in der „Judith" ist die That die Caricatur eines sittlichen Actes. Es ist ihre Schuld, dafür büßt sie, daran geht sie sühnend zu Grunde, den Vater, den geliebten wie den ungeliebten Mann mit sich reißend. Sie geräth in Conflict mit den maßlos gesteigerten Anschauungen über Sittlichkeit in der sie umgebenden Bürgerwelt. Leonhard, im Kerne gemein, verführt sie zwar, doch will er sie nicht zum Eheweib, denn er weiß, daß sie ihn verachtet. Das ist sein Recht und seine Schuld zugleich. Der Vater, Meister Anton, redlich, beschränkt, specifisch norddeutsch-protestantisch, droht, sich den Hals abzuschneiden, wenn ihm die Tochter Schande machen sollte. Ein mild vergebendes Erlöserwort kennt er nicht; er fürchtet nur die Schande, das ist sein Recht und seine Schuld. Der wackere Secretär ruft, als ihm Klara aus dem rechtschaffenen Urgrund ihrer Mädchennatur herauf alles bekennt, „darüber kann kein Mann weg", und eilt, um sich mit dem Schufte von Verführer erst zu schlagen, bevor er die Geliebte zum Altare führt. Auch das ist sein Recht und seine Schuld. Das ist auch der gewichtige Punkt, wo sich Hebbel's Dichtung von den modernen französischen Machwerken unterscheidet, die ähnliche Probleme behandeln. So ein französischer Modeheld frägt, wenn es sich um die Heirath einer Gefallenen handelt, was wird der Salon, die Gesellschaft sagen? Der Secretär aber greift in seine Mannesbrust und macht sein Gewissen zu seinem Richter. Alle Personen des Stückes freveln, denn alle gehen zu weit. Und doch hat jede von ihrem Standpunkte aus recht. Darin liegen Wahrheit und Kunst. Bei allen „die schreckliche Gebundenheit in der Einseitigkeit", woraus der tragische Keim erwächst. Der Dichter nimmt nicht für und nicht wider Partei. In dieser scheinbaren Eiseskälte, wie sie auch unserm Kleist zu eigen, in dieser erhabenen Stellung des Dichters über seinen Gestalten, in dieser biblischen Sachlichkeit liegt ein unbeschreiblicher Sieg des Dichters; und das Sittliche im Gedichte besteht darin, daß nicht vom Verfasser, sondern von den Thatsachen selbst die rührende Klage ausgeht, im Leiden Klara's sei ein Uebermaß und die Anklage zugleich, daß die furchtbare Art, mit der die Arme aus der Welt gedrängt wird, zu der in dieser Welt herrschenden

Zuchtlosigkeit in keinem Verhältniß stehe. Das ist das Tragische ihres Schicksals, das sie, die dem Vater keine Schande machen will, selbstmörderisch in die Tiefe des Brunnen treibt.

Von Paris reiste Hebbel nach Italien, ohne in dem schönen Lande zu wahrer Freude zu gelangen, von Italien nach Wien, wo sein Leben mit einem Schlage eine Wendung zum Glücke nahm. Vorerst aber mußte er als Dichter der gequälten Lage in Italien seinen Tribut bezahlen. Er that es in der Tragikomödie „Ein Trauerspiel in Sicilien" und in dem Trauerspiele „Julia". Diese Dramen bezeichnen seinen dichterischen Wendepunkt. Alles, was in ihm trübe war, ist in ihnen aufgehäuft; die Idee des Schönen ist verzerrt zur Darstellung gelangt, in jener Misbildung, in der sich selbst die Natur häufig gefällt. Das „Trauerspiel in Sicilien", ein „tolles Ding", wie der Dichter gesteht, behandelt ein italienisches Erlebniß, welches auf eine grauenhafte Fäulniß in der Welt der Justiz hinweist. Das kurze Stück ist geistreich, interessant, merkwürdig durch die fast peinliche Concentration, aber der Genuß daran wird durch grüblerisches Raffinement verdorben. An dem Trauerspiele „Julia" arbeitete er länger, als sonst seine Art war. Er freute sich an der Einheit von Form und Idee — Idee, nicht zu verwechseln mit dem speculativen Product, das der Philosoph darunter versteht —, und er wies darauf hin, daß er streng an seiner Aufgabe festgehalten habe, „den gegenwärtigen Weltzustand, wie er ist, darzustellen". Das Problem ist dem der „Maria Magdelena" verwandt, nur bis aufs Aeußerste zugespitzt und weniger unmittelbar wirkend. Wie überall geht er auch hier bis an die letzte Grenze der Menschennatur. Die erzielte Spannung ist groß. Die Aufmerksamkeit ist ganz auf das Sachliche gerichtet. Die Situationen stellen Potenzen dar, wodurch wir, trotz der Realität der Darstellung, gewissermaßen in einen idealen Gesichtskreis gehoben werden. Zwar sind die Geschehnisse barock, doch glaubwürdig; die Erfindung ist spitzfindig, doch ist alles richtig empfunden. Z. B. die Handlungsweise des Vaters, Tobaldi's, der in seiner harten Ehrenhaftigkeit — eine abgeschwächte Auflage Meister Anton's — einen Sarg mit Steinen begraben läßt anstatt seiner Tochter Julia, die noch lebt, aber für ihn todt ist, weil sie gefallen ist. Ebenso die Umstände, unter denen Antonio Räuber werden mußte. Nicht sein Charakter hat ihn dazu getrieben, sondern das Unglück. Zwar entsteht nach modernen Anschauungen die größte Tragik dort, wo die Katastrophe ganz aus den Charakteren herauswächst. Doch vergessen wir in der Moral des Lebens wie in der Aesthetik der Tragödie eines nicht: es besteht häufig in dieser Welt etwas Irrationales zwischen Sünde und Sühne. Die erhabene fatalistische Vorstellung der Griechen, im „König Oedipus" zum grandiosesten dichterischen Ausdruck gelangt, nach welcher das eherne Verhängniß den Gerechten wie den Ungerechten zermalmt, hat in der Welt der Erscheinungen ihre begründete Berechtigung. Was Vorherbestimmung ist, wird und muß allerdings von der immer beschränkten irdischen Gerechtigkeit ausgelegt werden als Selbstbestimmung; nicht aber vom tragischen Dichter. Dieser braucht an dem engherzigen Begriffe der tragischen Schuld nicht hartnäckig festzuhalten, denn er weiß auch, daß die Schuld eines Menschen oft das nothwendige Ergebniß von tragischen Umständen ist, die außerhalb seiner Brust liegen, sodaß sie sich in ihr Gegentheil verwandeln, daß die Schuld zur Unschuld wird. Der irdische Richter darf dies leider kaum erwägen, wol aber der tragische Dichter, der ein größerer Richter ist und der mit dem Schuldigen auch den Schuldlosen zu Grunde gehen läßt, weil es ihm nur auf den erhebenden, befreienden, reinigenden Sieg einer beleidigten Weltidee ankommt. Ein Dichter in diesem Sinne ist auch Friedrich Hebbel.

Fritz Lemmermayer.

Neues von Maria delle Grazie.

Dem treuen Mitarbeiter d. Bl., dem schon vor Jahren heimgegangenen Aesthetiker Dr. Alexander Jung, sollte es nicht mehr gegönnt sein, die neuesten Erzeugnisse aus der geistigen Werkstätte der Dichterin delle Grazie kennen zu lernen. Er war einer der wärmsten Verehrer ihrer Muse. Dies zeigte er ganz besonders in der Besprechung ihrer 1882 erschienenen „Gedichte": „Es ist keine Schmeichelei, sondern unsere aufrichtigste Ueberzeugung, daß die Dichterin ihren schönen, sinnvollen Namen mit Recht führt, da sich Grazie und wiederum Grazie, als Anmuth der Bewegung, als Rhythmus des Gefühls wie des Verses, in den meisten ihrer Poesien aufs erfreulichste kundgibt, . . . fährt die Dichterin so fort in ihren Productionen, so kann sie leicht unsere deutsche Vittoria Colonna werden" (Nr. 51 d. Bl. f. 1882). Seine Hoffnungen sah der Kritiker im nächsten Jahre, 1883, durch das Epos „Hermann" erfüllt, das er ein goldreines Gedicht nennt, mit welchem die Dichterin der deutschen Nation ein überreiches Geschenk gemacht hat. „Unsere Dichterin verbürgt uns ein neues Prachtgedicht", meint Alex. Jung in Nr. 35 des Jahrgangs 1883 d. Bl., aber er erlebte dessen Erscheinen nicht mehr. Er würde seine Freude haben, könnte er das Buch lesen:

Italische Vignetten von M. E. delle Grazie. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1892. Gr. 8. 3 M.

Die Dichterin hat die Hoffnungen erfüllt, welche man in sie gesetzt; sie bietet reife poetische Früchte. Delle Grazie bedeutet den höchsten Aufschwung in der Frauenlyrik unserer Tage. Sie ist zugleich auch der erste lyrische Dichter des heutigen Oesterreich — denn Betty Paoli's Glanz

zeit gehört der vormärzlichen Epoche an —, wie ja überhaupt jetzt im Kaiserthum die Frauen der Dichtkunst glücklichste Pflegerinnen sind. Man braucht nur Betty Paoli, die kürzlich verstorbene Gräfin Wickenburg-Almásy, die Freiin von Ebner-Eschenbach, die Baronin B. Suttner, Frau Ada Christen und Eugenie delle Grazie zu nennen und man weiß, daß diese Dichterinnen ihren vaterländischen Brüdern in Apoll zum mindesten gleich sind.

Die „Italischen Vignetten" sind das dichterische Ergebniß einer Wanderung nach Rom, Neapel, Pompeji, Sorrent und Capri. Manch ein lyrischer Vagant hat auf gleicher Fahrt hübsche poetische Sträußchen gepflückt. Ihr jedoch genügt es nicht, sich allein an dem farbensatten Bilde südlicher Schöne zu berauschen und jenen Gesang der Begeisterung anzustimmen, der schon so oft und in so vielen Tonarten erklungen. Sie blickt mit ernstem Dichterauge hinter den Schmuck, der die Ruinen überwuchert. Wir haben in neuester Zeit dem Dichter Heinrich Vierordt ein Buch zu danken, das sich ebenfalls über den lyrischen Singsang erhebt, der gewöhnlich im Genusse einer Wanderung durch die bella Italia ertönt. Während jedoch aus seinen „Akanthusblättern" nur die Freude, das Entzücken an der edlen Schönheit der Antike athmet, geht unsere Dichterin weiter. Auch sie gibt ja dem Herzensjubel rhythmisch schönen Ausdruck, aber sie kann nicht umhin, die ewige Roma wie ein steinern Buch, wie eine Marmorchronik zu betrachten, die noch im Zerfallen der Macht und Schönheit stolze Sprache führt; sie kann nicht umhin, mit keckem Sängermuthe am Trauerflore der herrlichsten aller Ruinen zu reißen. Und so blickt sie denn auch in die Vergangenheit dieses steinernen Buchs voll Weltgedanken und Weltleid, erfreut sich aber auch an dem Schmucke, den Natur und Kunst zu allen Zeiten der herrlichen Stadt, dem schönen Lande geliehen. Da entstehen nun ihre Lieder, die Vignetten gleich die mächtigen Schicksalshieroglyphen dieser Marmorchronik umranken.

Nach dem Gesagten haben wir ein Werk der Gedankenlyrik vor uns, und zwar ein bedeutendes, in dem Form und Inhalt zum schönen Ganzen sich vereinen. Die Dichterin ist sich stets ihrer erhabenen Aufgabe bewußt, und nur in der rechten Stunde, da sie sich wie zum Gebete gesammelt, prägt sie die Münzen ihres Geistes in poetischen Formen aus. So spricht sie denn auch im Anschauen des „Apoll von Belvedere":

Wie ich im Schaffenstaumel dich empfangen,
Wie dich mein Herz ersehnt, mein Geist genoß,
Sieht nun das Aug' dein Bild in Marmor prangen,
So hehr, so menschlich-schön als göttlich-groß!
Wie Trotz seh' ich's um deine Nüstern fliegen,
Noch bebt die Rechte, die den Pfeil entsandt —
Er traf, der goldig klingende! — Zu siegen
Ist dieses Aug' gewohnt und diese Hand.
Dein Herrscherblick, er flammt selbst aus dem Steine
Hervor und ach, ich kenn' ihn, diesen Blick,
Seit, Stolzer, ich für immerdar die Deine,
Geknüpft an deinen Altar mein Geschick!
So grausam lohte er mir stets entgegen,
Wenn schwach und thöricht sich das Weib vergaß,
Der Priesterin nur floß sein goldner Segen,
Die weltentrückt zu deinen Füßen saß.
Hinstarb in deinem Dienst mein letztes Sehnen
Nach niedrer Erdenlust, — und schrie einmal
Dies Herz zu dir, entweiht von ird'schen Thränen —
Wie göttlich lächeltest du meiner Qual.
Nach deinen Siegen zählten meine Freuden,
Was mich bedrückt, ward deiner Pfeile Raub,
Ein Lindwurm-Tödter tratst du meine Leiden
Mit klingenden Kothurnen in den Staub.
O leih mir, fern von niedrigem Geschicke
Und Weh' auch fürder deine heil'ge Ruh',
Damit dies Aug' dem Pfeil des Siegs nachblicke,
So kühn, so stolz, so göttlich-frei wie du!

Ihre bedeutende poetische Kraft zeigt delle Grazie ganz besonders in jenen Gedichten, deren Grundton die geschichtliche Reflexion ist. Freilich ist ihre Färbung meist pessimistisch durchtränkt, denn sie kommt zu dem Schlusse, daß in dem uralten Kampfe zwischen dem Göttlichen und Thierischen in der Menschheit das letztere leider immer wieder seinen brutalen Sieg feiere. Dies geschieht im Ausdrucke oft genug in einer Weise, die man bei dichtenden Frauen sonst nicht findet. In ihren poetischen Aeußerungen dieser Art muß man sich oft an Agnes le Grave's Ausspruch erinnern, daß das Flügelthier nicht vom Geschlechte, sondern vom Genius bestiegen wird. So ruft sie vor der Statue des Moses:

Ein Sinai brauf' hernieder in Gewittern
Und Gottes Tafeln — wirf sie unter sie!
Denn würd'ger ist's, ein göttlich Werk zersplittern,
Als es beschmuzt, zertreten sehn vom Vieh!

Rom ist ihr das Symbol der tragischen Stimmung; dies zeigt sich ganz besonders in dem schönen Gedichte „Klosterfrieden" oder in dem mächtigen: „Gespenster des Palatin." Auch in dem Cyklus „Capri", der manch ein freundliches Bild enthält, ist es der Schatten des Tiberius, der der Dichterin erscheint und sich vor ihrem geistigen Auge verkörpernd in seinen Rückblicken zu den Schlußworten gelangt:

„Ich war Tiber und hatt' den Muth, es bleiben
Zu wollen! Dies allein ist's, was uns trennt.
Ich war ein adlig Thier . . . mein Schwelgen, Treiben
Vermacht' ich euch, daß ihr einst schaudern könnt
Und mir nachwüthen in geheimen Stunden,
Wenn euch kein andrer sieht, als euer Gott . . .
Ich neid' ihm nicht das Volk, das er gefunden!"
Und wieder grinste er, satan'schen Spott
Und Hohn im tigerhaften Angesichte;
Dann wies er siegreich über Land und Meer
Und rief: „Er lebt nicht nur in der Geschichte,
In jeder Menschenbrust lacht ein Tiber!"

Doch auch an heitern Bildern fehlt es nicht. Ich rechne dazu vorerst die, in denen die Dichterin, von der Schönheit der sie umgebenden Natur bezaubert, ihre Begeisterung, ihr Entzücken in Gesängen ausströmt, die ihr unbedingt einen Ehrenplatz unter den lyrischen Dichtern

am deutschen Parnasse sichern. Dann sind es auch noch kleine, humoristisch angehauchte poetische Blüten, die sie auf ihrer Wanderung gepflückt und in einem Cyklus „Straßenbilder" vereinigt hat. Selbst diesen fehlt eine gewisse Vertiefung nicht.

In ihren Naturbildern weiß sie in künstlerischer Art jene geheimnißvolle Wechselbeziehung zum Ausdrucke zu bringen, die zwischen dem Leben und Weben der Natur und dem der Menschenseele besteht. Insonderheit gelingen ihr die Personificationen der gewaltigen Naturerscheinungen, und auch die freien Rhythmen, in die sie ihr Gefühlsleben kleidet, sind von eigenartiger Grazie getragen. Gesänge voll Duft und Glanz und immer eigenthümlicher Prägung! Ich will nur einen derselben — die Wahl fällt mir schwer — herausgreifen:

Mondnacht.

Der Mondnacht Schimmer und des Meeres Blau,
Sie flossen märchenhaft in eins zusammen,
Hinausgedehnt zu wundersamer Schau;
Die Wellen hoben sich wie mag'sche Flammen
Und tanzten weithinleuchtend um den Strand,
Und zogen um die Klippen Phosphorkreise
Und warfen Silberperlen in den Sand,
Und flüsterten und raunten süß und leise . . .
In weichen Zügen athmete die Luft,
Es war, als wollte sie die Nacht belauschen,
Verlorne Klänge nur, verlornen Duft
Trug sie mir zu und das verstohlne Rauschen
Der blühenden Orangen unter mir,
Die in die Fluten ihre Wurzeln tauchten,
Und ins Gekos' des Nachtwinds süß und irr
Den Athem kaum erbrochner Knospen hauchten;
Kein Laut, kein Ruderschlag . . . und wie die Welt
Um mich, so voll mein Herz von Glück und Hoffen,
So reich an Wünschen, wie das Himmelszelt
An Sternen; holdem Trug die Seele offen,
Wie dort dem Vollmondlicht der Meeresschoß;
Ein heimliches Aufleuchten und Empfangen,
Ein irres Glühn, ein Sehnen namenlos,
Und stummer Qual gepaart ein heiß Verlangen . . .
O Wundernacht! Es blühte knospenschwer
Die Seele mir von ungesungnen Liedern,
Und strich der Südwind seufzend übers Meer,
Dann rieselte es nach in meinen Gliedern,
Im Takt der Flut ging meines Herzens Schlag —
Ein Märchen lebte ich und gäb' euch Kunde
Davon — doch grausam nahm der junge Tag
Mit goldnen Fingern mir das Wort vom Munde!

M. E. delle Grazie hat die ihr gebührende Anerkennung nicht errungen. Sie hat allerdings nie danach gestrebt, sonst wäre sie nicht unbeirrt ihren eigenen Weg gegangen — aber mit lyrischen Gedichten und mit Epen in der Weise des „Hermann" heimst man keine Lorberkränze ein. Heutzutage sind die Musen fast ausschließlich jenen Poeten hold, die das Feld des Romans bearbeiten oder mit dramatischen Dichtungen auftreten. Doch das verkümmert den Werth ihrer poetischen Aeußerungen mit nichten. Sie ist nicht nur der erste Dichter Oesterreichs — mit Hamerling brach die letzte starke Säule unserer Tage und nach Anzengruber's Tode ist es nur noch der begnadete Rosegger, der zu den Numero-Eins-Männern zählt —, sondern sie muß zu den vornehmsten Gestalten der deutschen Dichtung unserer neuesten Zeit gezählt werden.

Karl Schrattenthal.

Neue Lyrik.

1. Deutsche Lyrik von 1891. Gesammelt und herausgegeben von C. G. Bruno, Felix Montanus und Franz Servais. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. 1892. 8. 3 M. 50 Pf.
2. Lyrische Gedichte und Balladen von J. Kohler. Mannheim, Bensheimer. 1892. 8. 5 M.
3. Sensationen von Felix Dörmann. Wien, Leopold Weiß. 1892. 8. 2 M.
4. Einsame Sterne. Epische und lyrische Dichtungen von Rudolf Freiherrn von Gottesheim. Dresden, Pierson. 1892. 8. 2 M.

Die Herausgeber der „Deutschen Lyrik von 1891" (Nr. 1) sagen, daß sie keine Richtung gekümmert habe, daß sie unparteiisch bei der Auswahl der Dichtungen zu Wege gegangen seien. Das mag wahr sein, aber es spricht mehr gegen das Buch als dafür. Man sollte meinen, in diesem Falle wäre gerade eine peinliche Auswahl nöthig gewesen, und es hätten nur neue Gedichte bereits anerkannter Dichter aufgenommen werden müssen. In der vorliegenden Gestalt enthält das Buch eine Menge von Namen, die auf den Stand der Dichtkunst auch nicht den geringsten Einfluß haben, und es fehlen viele Lyriker, deren Meinung wir allerdings wissen möchten, wenn es festzustellen gilt, was die deutsche Lyrik zur Zeit vermag und leistet. Das Buch ist also in formeller Beziehung nichts mehr und nichts weniger als eine kunterbunte Gedichtsammlung wie so viele andere auch.

Nicht viel besser ist es um den Inhalt bestellt. Daß natürlich in einem 327 Seiten starken Gedichtbuch von weit über hundert Autoren nicht alles schlecht ist, läßt sich erwarten; es wäre das sonst zu traurig. Aber viel wirklich Gutes, was unsere Zeit besonders charakterisirte, ist nicht zu finden, dagegen um so mehr wirklich Schlechtes. Der Dreibund der Herausgeber scheint das übrigens selbst etwas gefühlt zu haben, darum setzte er zur Einschüchterung folgendes „Satyrspiel als Epilog" an den Schluß des Buchs:

Ein Dichterbund steht einsam
Im Norden auf kahlem Sand,
Ein Circular verbreitet
Er weit übers deutsche Land.

Ihm schwant von germanischer Lyrik,
Die südlich vom grünen Rhein
Zur Blüte sich entfaltet
Im Jahre neunzig und ein.

O Dichterbund! — o Lyrik! —
Wie ging es den beiden so krumm! —
Sie konnten zusammen nicht kommen —
... Die Welt war viel zu dumm!...?

Die Anordnung der Gedichte im Buche ist so getroffen, daß die ältesten Dichter die Sammlung beginnen und die jüngsten sie beschließen. Hermann Lingg eröffnet den Reigen mit einem Gedicht, das glücklicherweise nicht sein bestes ist; ihm folgen etwas mehr charakteristisch Hermann Semmig, dann Hieronymus Lorm und Konrad Ferdinand Meyer. Felix Dahn gab in Ermangelung eines Bessern den „Vorklang zu Rolandin"; er hätte ebenso gut unvertreten bleiben können. Von Detlev von Liliencron ist man ebenfalls Besseres gewöhnt; dagegen sind Heinrich Freimuth, Alberta von Puttkamer und Heinrich Bulthaupt gut vertreten; Maurice von Stern, Julius Hart und Maria Janitschek vermögen ebenfalls zu interessiren, und Ola Hansson hat ein echtes „Nachtstück" geliefert. Die jüngere Welt folgt mit meist wenig hoffnungsvollen Proben, indeß ist ein Gedicht von Gawalowsky recht stimmungsvoll und C. Alberti schlägt einen kräftigen Ton an, während Georg Egestorff mehr Sensation als Poesie bietet. Arno Holz verwischt den guten Eindruck, den er mit zwei Gedichten macht, durch folgendes dritte:

Es bleibt sich gleich!
Ob du ein sogenannter Glückspilz bist,
Der bunte Wäsche trägt, Coupons abschneidet
Und nur Havannas zu fünf Mark das Stück raucht,
Ob du am Rand der staubigen Chaussee
Blödsinnig niederkniest und Steine klopfst,
Es bleibt sich gleich! Nur deine Brille thut's.
Der hohle Zahn, der dem Idioten weh thut,
Schmerzt auch den besten Mathematiker.
Und die Carrière, die der Lieutenant X macht,
Ist grad so glänzend und verführerisch,
Wie die von seinem Putzer Y.
Am Ende kommt der Todtengräber Z,
Macht: Papperlapapp, genehmigt sich ein Nordlicht
Und pfeift auf beide . . .

Ferner soll das Gedicht „Gebet" von einem gewissen Chr. Rang wol auch für die Lyrik von 1891 bezeichnend sein; mehr bezeichnend ist es noch für die Kritiklosigkeit der Herausgeber:

Wenn still zu dir im Schlafgemach
Dein klopfend Herz sich wend't
Und dein Gewissen wecket wach
Und dich mit Namen nennt,
Wenn deiner Sünden Sündenzahl
Dein Wohlgefühl verdrängt,
Und mit dem Leichtsinn sich die Qual
Der Scham Erinn'rung mengt u. s. w. —

dann kann man wohl sagen, daß die Hoffnung auf die Poesie Chr. Rang's verloren ist. Heinz Tovote ist mit zwei stimmungsvollen Gedichten vertreten. Was weiter kommt, die Proben der ganz jungen, bringt wol hier und da ein leidlich gelungenes Gedicht, aber doch nichts, was besonderer Erwähnung lohnte. Wie es mit der jungen Welt bestellt ist, das sagt folgendes Selbstbekenntniß eines am 19. Januar 1872 geborenen Jünglings:

Zu Boden stiert verglast der Blick —
Die Welt ist mir versunken.
Ich denk' an ferne Zeit zurück —
Wo bist du hin, du stilles Glück? —
Verscherzt, verspielt, vertrunken.

Was ist mir die sonnige Frühlingszeit,
Die wieder die Märznacht geboren?
Die Tugend blüht, das Leben mait,
Der Lenz ist da — das Glück ist weit —
Verlebt, verlumpt, verloren! —

Werden sich die Aeltern des hoffnungsvollen Sohnes gefreut haben, als sie seinen Namen über dem Gedicht lasen? Da ist der nur ein Jahr jüngere Karl Busse doch ein besserer Sohn, und wenn auch er schon „die Nächte durchtollt in berauschendem Tanz", so ist sein Glück doch noch nicht verloren, und die Welt, wie sie ist, befriedigt ihn noch:

Im sachten Gange tickt die Uhr,
Daß uns ihr Schlag auch gar nicht störe,
Und leise singend braten nur
Noch Aepfel in der Ofenröhre.

Die Stimmen all des Tages ruhn,
Der letzte Lärm verließ die Gassen —
Was kann ich da wol anders thun
Als deine lieben Hände fassen.

Mit neunzehn Jahren hat man zwar für gewöhnlich noch etwas anderes zu thun, aber man darf es mit der jungen Liebe nicht so genau nehmen, sie schwärmt gern. — Was schließlich die drei Herausgeber betrifft, so haben sie natürlich für würdige Vertretung ihrer selbst Sorge getragen; einigermaßen auffällig ist nur „Die blonde Dame" von Franz Servais:

Die mit sengendem Strahl noch kurz mich verbrannt,
O Sonne, darf ich dir trauen?
Am Boden lag ich entnervt, entmannt
Und fluchte der Lieb' und den Frauen.

So singt Franz Servais, und es wäre gewiß bedauerlich, wenn er uns diese Probe der Lyrik von 1891 vorenthalten hätte.

Einen sehr dicken Band „Lyrischer Gedichte und Balladen" (Nr. 2) liefert J. Kohler, aber wenn es bei der Dichtkunst auf die Masse ankäme, dann wäre mancher ein großer Dichter, dessen Namen die Literaturgeschichte niemals nennen wird. Wohl kann man dem Verfasser des vorliegenden Buchs poetische Empfindung und Gestaltungskraft nicht ganz absprechen, aber seine lyrischen Schöpfungen sind im allgemeinen zu wenig tief und zu unbedeutend, um nachhaltigen Eindruck zu machen. Man hat bei der Lektüre die Empfindung, als ob es dem Verfasser überhaupt nicht darum zu thun gewesen wäre, möglichst Großes zu schaffen, sondern als ob er nur zeigen wollte, daß er

mit der größten Leichtigkeit eine Menge Gedichte machen könne. In der That macht es den Eindruck, als ob J. Kohler die Gedichte nur so aus dem Aermel herausschüttele; sie sind meist in der Form sehr fließend und lesen sich leicht und angenehm, sodaß man dadurch sehr leicht über manches hinweggetäuscht wird. Weniger kritische Leser, die sich leicht und gern träumerischer Stimmung überlassen, werden daher diese Gedichte sehr schön und gut finden. Es läßt sich ja auch nicht leugnen, daß dem Verfasser manches Lied, im wahren Sinne des Wortes, gelungen ist, aber er geht doch oft zu leichtsinnig mit der Poesie um; man lese einmal aufmerksam das nachstehende Gedicht aus dem Cyklus „Wald und See“:

Heil'ger See im tiefen Walde,
Schwarze Fichten, Felsenthor,
Lautlos staunen stille Lüfte,
Banger Zauber steigt empor;
Wie wenn in der Flucht der Tage
Plötzlich starrt die Ewigkeit,
Wenn die Gottheit still berührend
Leise hemmt den Gang der Zeit;
Wie am frischen Schöpfungsmorgen,
Eh' noch Gott das Wort gefiel —
Bist ein Lichtgedanke Gottes
In der Zeiten grausem Spiel.

Man kann zwar den Gedanken herausfühlen, der den Verfasser bewegt hat, aber dageschrieben steht er nicht. Im übrigen ist das Gedicht sprachlich ein Monstrum. Die Abtheilungen des Buchs: „Rosencyklus“, „Des Lebens Sehnen und Bangen“, „Wald und See“, sind ziemlich über einen Leisten geschlagen und enthalten eine ununterbrochene Reihe von Naturschwärmereien; dabei ist es natürlich unvermeidlich, daß wir ein und demselben Gedanken mehrfach begegnen. Heute begeistert z. B. den Verfasser der Wald, und er singt:

Komm in deine trauten Schatten,
Oeffnest mir die Pforten dein,
Heil'ger Hain!
Grüne Wipfel,
Schwanke Gipfel,
Blüten sprossen
Sanft ergossen,
Falter fliegen,
Farren wiegen
Am Gestein.

Morgen hat er dieselbe Empfindung, und er gibt ihr wiederum poetischen Ausdruck, und das oft mit fast gleichen Worten. Es ließen sich hierfür massenhaft Beispiele anführen, aber es sei nur eins herausgegriffen, das sich gerade darbietet:

Holdes Waldlicht, sanfte Schauer,
Heil'ges Regen der Natur!
Lieblich blinkt es in den Zweigen,
Und es necken
Durch die kecken
Losen Blätter
Lichtkobolde,
Schwirr'n im Golde,
Und die Dolde
Lächelt leise,
Und im Kreise
Tanzen Elfen ihren Reigen.

Aber wie gesagt, das sangbare Lied gelingt dem Verfasser zuweilen ganz gut, wie mehrfache hübsche Proben in dem Buche beweisen. Auch der Cyklus „Orient“ enthält einige sehr gut gelungene balladenartige Gedichte, denen es auch an Originalität nicht fehlt. Ueberhaupt ist dieser Theil des Buchs der beste. Wäre der Verfasser im ganzen nur etwas strenger gewesen mit sich selbst!

Der Urtypus der krankhaften „modernen“ Dichtung, der neuen Schule ist Felix Dörmann in seinen „Sensationen“ (Nr. 3). Dörmann wäre gewiß befähigt, Besseres, sogar Gutes zu leisten, aber er gefällt sich eben in der Rolle eines mit Gott und der Welt zerfallenen, an Egoismus und Pessimismus krankenden Menschen. Schon der Titel des Buchs kennzeichnet den Inhalt, sagt aber auch gleichzeitig, daß der Verfasser selbst nicht an künstlerische Ziele in seiner Dichtung glaubt, sonst würde er sie doch nicht schlankweg „Sensationen“ nennen. Felix Dörmann kokettirt mit einem falschen Schmerz, mit unwahrem Unglück und Verworfenheit, die er sich andichtet. Poesie ist das aber nicht. Sein eigenstes menschliches Wesen in den Schmuz ziehen und mit seiner — eingebildeten oder echten, das ist gleich — moralischen Verkommenheit prahlen, das ist des Menschen und erst recht des Dichters unwürdig. Ein solcher Mensch verdient, das zu sein, als was er sich ausgibt.

Ich liebe, was niemand erlesen,
Was keinem zu lieben gelang:
Mein eignes, urinnerstes Wesen
Und alles, was seltsam und krank —

so schreibt Dörmann, und man weiß darnach, was man von ihm zu erwarten hat. Seine ganze kranke Seele hindert ihn aber nicht, sich selbst noch als seinen eigenen Abgott zu betrachten, denn

Ich kenne nicht einen, der über mir steht,
Mich selber nur grüßt meiner Seele Gebet.

Dieses Bekenntniß des crassesten Egoismus ist aber bei weitem nicht alles, was man aus den „Sensationen“ ersehen kann. Der Menschlichkeit, Moral und Religion wird in dem Buche einfach ins Gesicht geschlagen, dagegen spielen Brutalität und alle niedrigen Empfindungen eine große Rolle. Die gemeine Sinnlichkeit und Herzlosigkeit werden verherrlicht:

Ich liebe die hektischen, schlanken
Narcissen mit blutrothem Mund;
Ich liebe die Qualengedanken,
Die Herzen zerstochen und wund;

Ich liebe die fahlen und bleichen,
Die Frauen mit müdem Gesicht,
Aus welchen in flammenden Zeichen,
Verzehrende Sinnenglut spricht —

und ebenso poesielos, wie charakteristisch für diese Art von Dichtern ist ein Gedicht, das die Lüge des eigenen Herzens und des eigenen Liedes bekennt.

Wohl fühlt man hier und da in dem sehr beanlagten Dichter eine menschliche Regung heraus, aber man merkt auch, wie er sie gewaltsam niederkämpft, nur damit das Sensationelle unverfälscht zur Geltung komme, und der Zweck, dem solche Dichtung dient, nicht verloren gehe. Uebrigens geht Dörmann auch mit Form und Sprache ebenso nachlässig um, wie mit moralischen Anschauungen; dabei kommt es ihm nicht darauf an, funkelnagelneue Wörter zu bilden, da wo es gerade der Reim erfordert. So z. B. ruht auf ihm noch „der Sünden Zicht", seine Reue war noch zärtlich und seine „Buße noch bleich", dann beugte er den Willen und brach seinen Stolz, „schlug selbst die Seele ans Marterholz", ferner läßt er Sterbelichter ängstlich glosen, bis schließlich seine „Seele — kerngebrochen — tief im Staub zerqualmt". Das sind alles sensationelle Dinge, wie man sie nicht anders verlangen kann, wo „der fahle Stumpfsinn und die rothe Wuth jede Nacht das Lager umlauern".

Ein gesünderes Talent tritt uns schließlich in dem Gedichtbuch „Einsame Sterne" von Rudolf Freiherrn von Gottesheim (Nr. 4) entgegen. Die poetische Anlage des Verfassers scheint namentlich nach der epischen Seite hinzuneigen, wenigstens stehen in dem vorliegenden Buch die Proben von eigentlicher Lyrik sowol an Zahl wie an Werth den erzählenden Gedichten nach. Immerhin lassen sich aber auch ganz annehmbare Lieder in dem Buche finden, wie z. B. das „Zigeunerlied", das nach Form und Inhalt stimmungsvoll den Zigeunerton ziemlich getroffen hat, wie die letzte Strophe beweisen mag:

Und so eilt er durch die Lande,
Sehnsuchtsvoll, doch ohne Ziel — —
Bis das Leben ausgeklungen
Mit des Cigan Geigenspiel. —
Wenn die Brüder ihn versenken,
Weiter dann die Schritte lenken
Niemand, niemand, niemand denkt des Cigans mehr.

Der Schwerpunkt der Muse Rudolf von Gottesheim's dürfte aber immerhin in der erzählenden Dichtung zu suchen sein. Schon gleich das erste Gedicht des Buchs „Helgi und Sigrun" erweckt im Leser ein günstiges Urtheil, wenn auch einige Unebenheiten in der Form störend wirken. Zu den gelungenern Gedichten gehören noch: „Judas" mit dem Refrain: „Er wird ans Kreuz geschlagen", und „Christus und Pilatus", ein ganz besonders beachtenswerthes, in Form und Sprache gutes Gedicht. Weniger glücklich ist Gottesheim mit seinen Uebersetzungen. Das schöne Gedicht: „Les hirondelles" von Béranger ist ihm z. B. völlig mislungen; zum Beweis genügen schon ein paar Zeilen des Anfangs:

Captif au rivage du Maure
Un guerrier courbé sous ses fers, disait:
Ah, je vous revois encore
Oiseaux, ennemis des hivers.

Diese Verse Béranger's übersetzt Gottesheim folgendermaßen:

Gefangen im fernen Land
Ein bleicher Krieger liegt,
Er seufzt, derweil sein Aug'
'Nen Schwalbenzug erblickt.

Der arme Béranger! Er hat gewiß nicht gedacht, daß sein schönes Lied einmal so ausschauen würde.

Ernst Roeder.

Aus der Musikliteratur.

1. Robert Schumann's Briefwechsel mit Henriette Voigt, geb. Kunze. Mitgetheilt von J. Gensel. Leipzig, F. W. Grunow. 1892. Lex.-8. 60 Pf.

Von einem Briefwechsel kann streng genommen angesichts dieser Publication nicht die Rede sein. Dieselbe enthält, chronologisch geordnet, dreizehn Briefe von Schumann an seine Freundin Henriette Voigt, die Gattin des Kaufmanns Karl Voigt, aus den Jahren 1834—36. Es folgen sodann zwei Briefe Henriettens (1838), der letztere mit der Antwort Schumann's, sodann noch zwei Briefe aus Salzbrunn an diesen (August 1839). Am 15. October desselben Jahres starb bereits die Freundin; sie war kaum einunddreißig Jahre alt geworden. Die Briefe sind zum größten Theil bereits bekannt; der Herausgeber, irre ich nicht, der Schwiegersohn Henriettens, hat aber das Verdienst, manche falschen Lesarten corrigirt und durch einen „verbindenden Text" den realen Zusammenhang der Briefe in schlichter, aber sachgemäßer Weise erläutert zu haben. Für die Schumann-Forschung ist die vorliegende Veröffentlichung durchaus werthvoll, abgesehen davon, daß sie in kurzen Zügen das Bild einer geistig ungemein bedeutenden Frau von zartester, feinster Empfindung für alles Edle und Schöne entwirft, einer Frau, deren Haus eine Heimstätte aller bedeutenden Künstler jener großen leipziger musikalischen Blütezeit, insbesondere Mendelssohn's, L. Schunke's, Robert und Klara Schumann's, war.

2. Felix Mendelssohn-Bartholdy. Sein Leben und seine Werke. Von August Reißmann. Dritte, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Mit Mendelssohn's Bildniß und Ansicht seines Denkmals in Leipzig. Leipzig, List u. Franke. 1892. Gr. 8. 5 M.

Die wesentlichste Erweiterung, die diese dritte Auflage der längst bekannten Schrift erfahren hat, liegt in Kapitel 3: „Mendelssohn's erste Schöpfungen." „Der rührenden Sorgfalt, welche im Aelternhause über der Entwickelung des genialen Sohnes waltete, verdanken wir auch die Erhaltung einer großen Reihe seiner frühesten Compositionsstudien, die in drei Bänden gegenwärtig im Besitz der Musikabtheilung der königlichen Bibliothek in Berlin sich befinden." Diese drei Bände hat der Verfasser neuerdings eingesehen

und daraus Proben mitgetheilt, die mit durchweg von Lob überströmenden Hinweisen auf das Genie des „jugendlichen Meisters der Töne" begleitet sind. Der junge Musiker versuchte sich zunächst auf dem Gebiete der Kammer-, oder Hausmusik, Quartette, Trios, Sonaten für Streichinstrumente mit und ohne Klavier. Auch ein „Lustspiel in drei Scenen" findet sich in Gestalt eines Schwankes, der sich im älterlichen Hause zwischen den beiden Firmeninhabern Joseph und Abraham Mendelssohn (dem Vater des Componisten) abspielt. Der Verfasser glaubt in dieser Arbeit Felixens glänzende Begabung „für das Genre" zu erblicken. Ich gestehe, daß mir solcher Scharfblick gänzlich fehlt, vorausgesetzt, daß man unter „Genre" etwas anderes versteht, als was uns aus dem Text des S. 52 mitgetheilten Duos „zwischen den beiden Firmeninhabern" hervorleuchtet:

(Tenor) Onkel: Ich J. Mendelssohn —
(Baß) Vater: Ich A. Mendelssohn —
Beide: Wir J! et A Mendel Mendelssohn
Zahlen empfangen nur baares Geld
Und Tresorscheine,
Ja fest soll das stahn:
Lindner schlag's nur an!

Den größten Raum nimmt in diesem Kapitel die Besprechung der „Hochzeit des Gamacho", Mendelssohn's Jugendoper, ein. Der Stoff behandelt die Gamacho- und Quiteria-Episode aus Cervantes' „Don Quixote". In der Besprechung selbst begegnen wir, wie so oft bei Reißmann, Uebertreibungen im Lob zu Gunsten seines Helden, daneben Herabsetzung anderer Meister, insbesondere des echt deutschen Weber, dessen musikalische Begabung vielleicht nicht äußerlich so glänzend war als die Mendelssohn's, der aber ein viel tieferes, feineres Empfinden und unvergleichlich mehr originale Schöpferkraft besaß als jener. Ich erwähne nur die Stelle S. 69: „Das größere Formengeschick, das schon der Knabe Mendelssohn vor Weber voraus hatte, bewahrte ihn . . . vor der mehr potpourriartigen Anordnung und Verwendung der einzelnen Motive, die den Orchesterstil des ältern Meisters weniger organisch entwickelt als stückweise zusammengesetzt sein lassen!" Also Weber's Freischütz-Ouverture mit dem wundervoll durchgeführten Mittelsatz ein „Potpourri"! Der Verfasser hat in seinen Schriften über „das deutsche Lied" es bereits unternommen, Weber zu verunglimpfen; daß er das Gleiche hier in dem Werke über Mendelssohn thut und trotzdem eingestehen muß, Weber habe mit seinem „Freischütz" und „Oberon" dem jüngern Meister an einer Hauptstätte seiner Triumphe, in London, den Boden geebnet, das nimmt sich seltsam genug aus.

Dem Buche fehlt, was für eine Biographie unerläßlich ist: ein Verzeichniß der Personen- und Sachnamen, desgleichen ein chronologisch oder systematisch angelegtes Register der Werke.

3. Aus dem Zauberlande Polyhymnias. Musikalische Geschichten und Plaudereien von Adolf Kohut. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1892. Gr. 8. 6 M.

Die Leser kennen vielleicht den sogenannten „Schunkelwalzer", die „Kleine Fischerin", die Hauptschöpfungen Ludolf Waldmann's. Was dieser „Volksbarde" unter den Componisten, das ist A. Kohut unter den Musikschriftstellern. Vielleicht aber steht dieser noch eine Stufe tiefer: Waldmann ist Musiker von Fach, Kohut schreibt aber über Musik, ohne gehörige musikalische Vorbildung zu besitzen. Wie Ludolf Waldmann, so hat auch A. Kohut sein Publikum, für das er seine Bücher schreibt. Mit Musikwissenschaft im allgemeinsten Sinne haben sie nichts gemein, nicht einmal der Memoirenliteratur auf diesem Gebiet kann man sie mit gutem Gewissen einreihen, da sie, zum Theil auf völlig falschen musikalischen Voraussetzungen fußend, sich um historische Wahrheit absolut nicht bekümmern, sondern rein dem Unterhaltungsbedürfnisse literarisch wie musikalisch halbgebildeter Kreise dienen wollen. Dabei hat der Verfasser den Muth, im Vorwort zu sagen: diese musikalischen Geschichten „beruhen durchaus auf gründlichen Forschungen und sind Ergebnisse des emsigsten Sammelfleißes". Die „gründlichen Forschungen" aber hat er andere für sich machen lassen, und die Ergebnisse ausgebeutet, indem er sie in anderer Form in seine Bücher aufnahm. Vergleiche die Abschnitte: „Neues über Paganini", „Neues über Wagner." Das einzig Neue, was ich in dem letztgenannten Artikel über Wagner gefunden habe, ist, daß der dresdener Stadtrath a. D. Heubner, ein Genosse Wagner's in dem kritischen 1849er Jahre, brieflich erklärt, er wisse nichts über Wagner im Jahre 1849; nur in Freiberg, wo er (Heubner) vom Balkon des Rathhauses eine Rede gehalten habe, habe ihn Wagner umarmt.

4. Die Welt als Musik. Vortrag gehalten im Dresdener Musikverein von Heinrich Pudor. Zweite Auflage. Dresden, Verlag der Dresdner Wochenblätter. 1892. 8. 1 M.

Vor sechs Jahren war der Verfasser ein bescheidener, liebenswürdiger junger Mann, ein ganz wackerer Violoncellist, Student der Philosophie in Leipzig und feuriger Apostel Wagner's, natürlich also auch Mitglied des studentischen Wagner-Vereins an der Pleiße! Da erwarb er sich in Heidelberg den Doctorhut, übernahm das Conservatorium seines Vaters, solange, bis er von seinem Lehrercollegium „hinausdirigirt" wurde, schrieb Brandartikel, Schmähschriften gegen Wagner, gegen die musikalische Erziehung, kurz gegen alles, was musikalisch ist, protestirte gegen seine Ernennung zum „Dr. phil." in einem mehr als unhöflichen Schreiben an den heidelberger Rector — und taufte aus Ekel vor allem lateinischen „Classicismus" sich um in „Heinrich Scham"! Dieser neuerstandene „Heinrich Scham" hält sich für den Apostel einer neuen Aera im Kunst- wie im socialen Leben. S. 7 seiner Schrift sagt er ganz offen: „Jemand, der es anscheinend gut meinte, schrieb mir einmal, ich solle vom «Didaktischen» lassen. Ich antwortete ihm, daß ich in einer andern Zeit geboren sein müßte, um nicht didaktisch und polemisch zu sein. So aber ist der Zwiespalt zwischen meinem Innern

und der äußern Welt zu groß: ich suche ihn auszugleichen, nicht, indem ich mich nach der Welt richte — nein, die Welt muß sich nach mir richten; deshalb bin ich didaktisch." Ich könnte hier meine Kritik abbrechen, in der Ueberzeugung, der Leser werde die feste Ueberzeugung aus diesem Citate gewonnen haben, daß Herrn Pudor's — Verzeihung: Schaum's Auslassungen einzig und allein nur noch Interesse für den — Pathologen haben können! Allein es liegt hier zum ersten mal eine „Scham"'sche Schrift zur Besprechung vor; vergegenwärtigen wir uns also so kurz als möglich Stil und Gedanken des neuen Messias, nach dem die Welt sich richten soll,

„Die Welt als Musik: der Sturm erbraust hin über das Meer und bohrt sich hinein tief in das Meer, mit dem Blitz im Bund bis auf den Grund; dann fährt er hinaus — und lacht uns noch aus — auch in dieser Welt liegt Musik. . . . Es ächzen die starren Stämme der Eichen, es faßt sie der Sturm und zerrt und zieht, bis ihre Krone verloren haben die Kronen (!!) — auch in dieser Welt liegt Musik." . . .

Doch, sagt der Verfasser, wir wollen nicht von der Musik in der Welt, sondern von der Welt in der Musik handeln! Die Welt als Ton ist die Welt, wie sie unserm Gehörsinne erscheint (S. 16). Leider weicht der Verfasser einer Erläuterung dieses Satzes ganz aus und führt nur Klage darüber, daß heutigentags Verstandes- und nicht Herzensbildung gepflegt werde. Musik spricht zum Herzen; „zur Rettung aus der Welt als Begriff zur Welt als Musik zu greifen" liegt dem Deutschen nahe; ihm liegt die Musik im Blute. Beweis: „Die meiste Musik liegt im Walde. Der Wald ist die Geburtsstätte der Musik. Beethoven holte sich seine musikalischen Ideen im Walde; der Wald befruchtet die Phantasie, die Phantasie ist die Mutter der Künste, ergo ist die Musik ihre Tochter und zwar ist sie ihr Lieblingskind. Nun ist Deutschland einstmals nur Wald gewesen und heute noch ist 30—40 Procent von ganz Süddeutschland Wald und von Hessen-Nassau allein über 40 Procent . . . Weil aber nun Deutschland seiner innersten Natur nach Waldland ist, im Walde aber am meisten Musik liegt (!), deshalb, meine ich, liegt den Deutschen die Musik im Blute." Quod erat demonstrandum! Das Ei des Columbus! Das glauben wir genügt, um den Inhalt zu charakterisiren.

5. Friedrich von Flotow's Leben. Von seiner Witwe. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1892. 8. 3 M.

Friedrich von Flotow hat sich dreimal vermählt: am 31. Aug. 1849 mit Elise von Zadow († 1. Aug. 1851), im Januar 1855 mit Anna Theen in Obersievering bei Wien, und 1868 mit der Verfasserin des vorliegenden Buchs, die, irre ich nicht, der wiener Kunstwelt entstammt. Das Buch verdient insofern Beachtung, als es zum wesentlichen Theil auf eigenhändigen Notizen und der Correspondenz des Componisten beruht. Das Manuscript war „vorerst nur für die Familie bestimmt". Durch Kürzungen, namentlich aber das Hinzutreten neuer und berichtigender „Grundlagen" hat es so manche Wandlung erfahren, seine gegenwärtige Gestalt aber erst gewonnen, als „zu der Veröffentlichung einer Biographie Flotow's durch die bevorstehende Musik- und Theaterausstellung in Wien die dringende (?) Anregung gegeben war". Ich meine, dieser Satz erklärt die große Planlosigkeit und Willkür in der Anlage dieses Buchs. Beinahe zehn Seiten belehren uns über den Ursprung und Familienbesitz, über Wappen und Stammtafel derer „von Flotow"; weitere zwanzig Seiten über Großältern, Aeltern und das „erste Erwachen des musikalischen Talents" bei Friedrich von Flotow, während etwa auf kaum fünf bis sechs Seiten alles enthalten ist, was die Verfasserin über die Hauptwerke „Stradella" und „Martha" mitzutheilen wußte. Demgemäß hat das Buch nur als Quellenwerk für eine Biographie Flotow's Werth; die Hauptaufgabe zu lösen, d. h. eine auf gründlicher Kenntniß der Flotow'schen Werke fußende Darstellung der Eigenart des Componisten, seines Verhältnisses zu den französischen und italienischen Meistern, kurz, eine musikalische Kritik Flotow's zu geben, ist in dem vorliegenden Buche nicht einmal versucht worden. Was übrigens die „eigenhändigen Notizen" Flotow's über sein Leben betrifft, so ist ein gut Theil schon durch den Aufsatz in Fleischer's „Deutscher Revue" (1883, Heft 1): „Erinnerungen aus meinem Leben", bekannt geworden. Ein wesentlicher Theil desselben (Flotow's Beziehungen zu Jakob Eberscht, d. h. Offenbach) ist S. 67 abgedruckt. Zum ersten mal indessen veröffentlicht sind: eine ziemliche Anzahl recht interessanter Jugendbriefe sowie eine Schilderung der pariser Ereignisse des 27. Juli 1830 und der Rückreise Flotow's von Paris nach Güstrow. Das Manuscript Flotow's trägt den Titel: „Meine erste Ferienreise", und findet sich S. 40—57 abgedruckt. Wen es interessirt, güstrower Musikverhältnisse im Jahre 1830/31 kennen zu lernen, wird ebendaselbst manches für seinen Zweck finden.

6. Illustrirte Musikgeschichte. Von Adalbert Svoboda. Mit Abbildungen von Max Freiherrn von Branca. Erster Band. Stuttgart, C. Grüninger. 1892. Lex.-8. 5 M.

Der vorliegende erste Band erschien in Lieferungen als Gratisbeilage zu der früher Tonger'schen, jetzt Grüninger'schen „Musikzeitung". Wie aus der Vorrede hervorgeht, ist das Werk auf zwei Bände berechnet. Da nun der erste Band mit seinen 283 Seiten Großoctav nicht über die Musik bei den Naturvölkern, Chinesen, Japanesen, Indiern, Babyloniern, Persern, Islamiten, Aegyptern, Juden, Griechen und Römern hinauskommt, der zweite Band aber „die Geschichte der Tonkunst vom Mittelalter (?) bis auf unsere Tage" behandeln soll, ohne „den Umfang des ersten Theils wesentlich zu überschreiten", so wird das Werk ein Ansehen gewinnen, wie etwa ein Riesenleib — mit einem Kinderkopf. Der Verfasser hat seine „Quellenstudien" auf das Gebiet des altasiatischen, bis drei Jahrtausende vor Christus zurückliegenden Schriftthums sowie der „ägyptischen Papyrusliteratur" gestellt, so heißt es in

der Vorrede. Das klingt etwas à la Kohut, mit dem der Verfasser auch das Liebäugeln mit dem „Volksthümlichen" gemein hat: „Volkspoesie und Volksmusik stehen in enger Verbindung und beide Bände dieser Schrift werden sich, dem musikgeschichtlichen Herkommen entgegen (??), viel mit dieser Vereinigung beschäftigen."

Um im einzelnen diese neue Art, Musikgeschichte zu schreiben, kennen zu lernen, sei der Inhalt des Abschnitts über griechische Musik kurz angedeutet. „Bei Besprechung der Musikzustände Griechenlands", sagt der Verfasser, „sei es nichts als billig, den Göttern den Vortritt zu lassen, nicht blos ihrer Musikfreundlichkeit (!) wegen, sondern auch deshalb, weil sie schön sind, schöner als die Götter der andern Culturvölker." (!) So Dionysos, „Spender des Rebensaftes" und „verständnißvoller Consument" desselben (S. 184). Ueber ihn bringt das Folgende einen mythologischen Excurs, untermischt mit Hinweisungen auf plastische Darstellungen des Gottes und seiner Begleiter. Der nächste Abschnitt handelt speciell von den Satyrn, der folgende von den „Mainaden". Sodann kommen der Silen, Pan, die Kentauren, auch Apollon an die Reihe. S. 197 fg. handelt von den „Musen", denen sich die alten mythischen Sänger Thamyris und Orpheus anschließen. Die leibhaftige Dichterin „Sappho" hat ihre musikhistorische Stellung zwischen beiden erhalten! Es folgt „Arion" mit seinem Delphin. Das bekannte Meerabenteuer des Sängers bringt den Verfasser auf die „Sirenen". Jetzt erst kommt „Hermes" — der doch der Erfinder der Lyra war — zum Wort, dann Herakles, „der nur deshalb die Musik liebte, weil sie die gute Stimmung nachtönen läßt, in welche man durch Wein und Liebe hineingeräth". In diesem und ähnlichem Ton geht es noch seitenlang fort. In ermüdender Breite wird die culturelle Bedeutung der Musik im häuslichen und staatlichen Leben der Griechen behandelt, die wichtigsten lyrischen und dramatischen Dichter werden aufgezählt, die Instrumente höchst oberflächlich auf wenigen Seiten (230—234) abgefertigt, desgleichen alles, was zu der so außerordentlich fein ausgebildeten Musiktheorie der Griechen gehört. Der bekannte „pythische Nomos", das uralte griechische Flötenconcert des Auleten, ist unter die „altitalische Musik" gerathen (S. 279), ebenso der „νόμος Ναυτίλος" des Auloden Timotheus von Milet, jene Schilderung eines Seesturms, „wobei", wie der Verfasser geschmackvoll sagt, „die Lyren das Winseln" der bewegten Luft nachzuahmen hätten. Leider ist das „Winseln" eine klägliche Verwechselung mit dem „Semele-Nomos", desselben Auleten, der darin „ὠδῖνα τὴν τῆς Σεμέλης" darzustellen versucht hatte.

Ueber den wissenschaftlichen Werth dieser neuesten „Musikgeschichte" brauche ich nach dem Gesagten kein Wort zu verlieren. Nur das möchte ich betonen: wer populäre Bücher schreiben will, hat doppelt „literarische Gewissenhaftigkeit" nothwendig. Dazu gehört aber, daß man in einer Musikgeschichte nicht mythologische und archäologische Quisquilien treibt, „Liebeslieder aus Algier" mit schwächlicher Klavierbegleitung versieht, sondern das wirklich Wissenswerthe und positiv Musikalische in vernünftiger Ordnung und Anlage stilgerecht vorträgt. Der Verfasser hat von alledem keine einzige Bedingung erfüllt.

Heinrich Reimann.

Philosophische Schriften.

1. Physiologie des Schönen. II. Wörterbuch des Schönen. Von Paul Mantegazza. Aus dem Italienischen von Willy Alexander Kastner. Jena, Costenoble. 1892. 8. 5 M.

Das vorliegende Werk ist eine freie Ergänzung des im Vorjahre erschienenen Buchs: „Epikur. Die Physiologie des Schönen." Hier wie dort ist die Verehrung des Schönen Mantegazza's Religion. Es ist entzückend, dem großen Idealisten bei seiner Arbeit zuzusehen, ihn zu beobachten, wie er, ein sinniger Dichterphilosoph, in der Natur lebt und webt, ihr, wie ein Geliebter seinem Mädchen, ihre Reize, auch die minder augenfälligen und unscheinbaren, abzugucken beflissen ist. In den großen, wie in den kleinen, ja in den fast übersehenen Dingen der Natur uns die Schönheit finden zu lehren, das ist zweifelsohne eine der würdigsten Aufgaben des Aesthetikers.

2. Die Kunst zu heirathen. Von Paul Mantegazza. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1892. 8. 2 M.

Nachdem der Verfasser fast ein halbes Jahrhundert hindurch ununterbrochen den Mann und das Weib studirt, als Arzt, Anthropolog, Psycholog jeden Schleier gelüftet, jeden klopfenden Puls, jeden vibrirenden Nerv betastet hat, gelangt er zu dem Ergebnisse, daß die Ehe trotz ihrer vielen Mängel und Gefahren die rechtschaffenste und gesundeste Form aller den Mann an die Frau fesselnden Bande ist, vorausgesetzt, daß ihre Würde stets durch das Ehescheidungsgesetz gewährleistet wird. Er sieht in der Frau den bessern Theil der Menschheit, er liebt sie mehr als alle andern Geschöpfe der Erde und glaubt an sie als die ursprünglichste und reichhaltigste Quelle unserer Glückseligkeit. Wenn die Ehe uns gleichwol in sehr vielen Fällen ein Fegefeuer auf Erden bereitet, so liegt die Schuld nicht an der Ehe als solcher, sondern daran, daß wir gleich unwissenden und trunkenen Kapitänen, welche sich ohne Kompaß in das stürmisch bewegte Meer wagen, einen Bund für das Leben schließen, ohne in der Kunst zu heirathen Bescheid zu wissen. Mantegazza hat sich daher die Menschheit zu großem Danke verpflichtet, indem er sie mit jener Kunst vertraut machte und ihr hiermit den Weg zur paradiesischen Ehe zeigte, welche in der vollkommenen Harmonie

der Sinne, Herzen und Gedanken besteht. Das hochinteressante Werk ist den Ungeduldigen, welche zu früh heirathen wollen, den Ungebundenen, die zu spät heirathen, und den Furchtsamen, die zwischen dem Ja und dem Nein so lange schwanken, bis es zu spät geworden ist, gewidmet und hält durch seine anregenden, geistvollen Gedanken und seine prächtige, bilderreiche Sprache den Leser bis ans Ende in Spannung.

3. Die Philosophie und die sociale Frage. Vortrag, gehalten in der philosophischen Gesellschaft zu Berlin am 31. Mai 1890. Von Gustav Engel. Leipzig, C. E. M. Pfeffer. 1892. 8. 1 M. 20 Pf.

Der Verfasser geht von den gegenwärtigen politischen Zuständen und den Gefahren aus, mit welchen die socialdemokratische Bewegung andere ideale Culturbestrebungen bedroht. Er entwickelt weiter, daß sich in der Behandlung des socialen Problems zwei entgegengesetzte Richtungen bemerkbar machen, von denen die eine von dem weltlichen Humanitätsideal ausgeht, die andere religiösen Ursprungs ist. Er führt sodann aus, daß dieselben Richtungen auch in der Philosophie hervortreten, außer ihnen aber noch die pessimistische, neuerdings unter der Führung Eduard von Hartmann's. Er selbst ist Anhänger einer auf dialektischer Methode sich gründenden Weltanschauung, wie sie sich im letzten Punkt auf Hegel zurückführen läßt; er sieht in allen Dingen der Natur, des Geschehens, des Erkennens eine Art dialektischer Grundanlage und Bethätigungsform. Er versucht sogar den Beweis zu erbringen, daß die Dialektik, praktisch im Leben gehandhabt, eine höchst wichtige Beihülfe gewähren würde, um der angestrebten Lösung der socialen Frage näher zu kommen. Er wandelt indeß hier auf einem Pfade, der nicht zur Wahrheit führt. Er übersieht, daß die Erkenntnißtheorie die Grundlage der Philosophie zu bilden hat, die wahre, echte Forschung sich Zurückhaltung und Selbstbeschränkung auferlegen muß. Treffend bricht Friedrich Rückert in dem siebenten Buche der „Weisheit des Brahmanen" über Hegel's Dogma von der Identität des Begriffs und der Sache, des subjectiven und objectiven Processes, des Denkens und Seins den Stab in den Versen:

Du denkest, was du denkst, das müsse drum so sein.
Doch denke: denkest du denn auf der Welt allein?
Viel andre denken auch, viel andres denken sie.
Doch anders wird das Sein durch anders Denken nie.
Es läßt sich so und so von unserm Denken fassen,
Bleibt, was es ist, und sieht dem Spiele zu gelassen.

Der Verfasser verstößt übrigens gegen seinen Herrn und Meister, der in Uebereinstimmung mit Herbart der Philosophie einen reformatorischen, culturgestaltenden Beruf abspricht, eine klärende Einwirkung derselben auf die brennenden Zeitfragen in Abrede stellt. Hegel erklärt es als dem Wesen der Philosophie widerstreitend, wenn sie die Welt darüber belehren wolle, wie sie sein soll; denn mit solchem Belehren komme die Philosophie immer zu spät. Sie sei „der Gedanke der Welt" und erscheine daher immer erst am Ende einer Culturperiode. „Wenn die Philosophie ihr Grau in Grau malt, dann ist eine Gestalt des Lebens alt geworden, und mit Grau in Grau läßt sie sich nicht verjüngen, sondern nur erkennen; die Eule der Minerva beginnt erst mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug." Die Philosophie hat sonach ihren Ruhm darin zu suchen, daß sie in der jeweiligen Wirklichkeit das Positive, ihr nothwendiges Sogewordensein, das Vernünftige in ihr erkennt; es wäre ein eitles Besserwissenwollen, wenn die Philosophie mit Rathschlägen und Forderungen die Wirklichkeit verbessern wollte.

4. Acht Abhandlungen, Herrn Professor Dr. Karl Ludwig Michelet zum neunzigsten Geburtstag als Festgruß dargereicht von Mitgliedern der Philosophischen Gesellschaft. Leipzig, C. E. M. Pfeffer. 1892. 8. 2 M. 40 Pf.

An erster Stelle begegnen wir Adolf Lasson, der in der feinsinnigen Abhandlung „Realismus und Naturalismus in der Kunst" die Behauptung, daß diese beiden Arten der ästhetischen Formengebung im Gegensatze zu dem die Welt neu schaffenden, knetenden und in eigener Form wiederherstellenden Idealismus die Dinge in ihrer nackten Wirklichkeit darzustellen haben, durch die schlagende Bemerkung, daß es ein An-sich der Dinge nicht gebe, daß die Welt mit ihren durchaus flüchtigen und nicht festzuhaltenden Erscheinungen unabänderlich für jeden nur in seiner Auffassung vorhanden sei, widerlegt und den Realismus und Naturalismus zu Unterarten des Idealismus stempelt. In der That kann der Unterschied zwischen dem Idealismus und dem Realismus kein principieller, sondern nur ein relativer sein, weil erst aus der völligen Gleichberechtigung, der innigen Durchdringung, der geistigen Paarung von Objectivität und Subjectivität lebendige Neubildungen hervorgehen. Natur und Idee lassen sich nicht trennen, ohne daß die Kunst wie das Leben gestört wird. Schiller mußte sich daher, da sein Idealismus noch in etwas die Spuren eines rein abstracten Denkens an sich trug, von Goethe den Vorwurf gefallen lassen, daß die philosophische Richtung seiner Poesie geschadet habe, denn durch sie kam er dahin, die Idee höher zu halten als alle Natur, ja die Natur dadurch zu vernichten.

Friedrich Kirchner stellt sich mit einer Untersuchung „Ueber das höchste Gut" ein und gelangt auf dem Wege der kritischen Gruppirung der Ansichten über dasselbe zu der Definition: „Das höchste Gut ist das Naturgemäße und das Vernünftige zugleich." Dies ist aber die sittliche Vervollkommnung der Menschheit, ihre Ethisirung oder Humanisirung und als Resultat derselben die Humanität, welche die dauerndste Lust, die höchste Seligkeit bleibt. Ich kann nicht umhin anzuerkennen, daß diese Ansicht den vollsten Beifall verdient; ich muß indeß zugleich bemerken, daß sie keine neue Errungenschaft ist, sondern schon von Spinoza in der klarsten und unzweideutigsten Weise ausgesprochen wurde. Kirchner thut Spinoza großes Unrecht, wenn er ihn einfach damit abfertigt, daß die Auffassung der Glückseligkeit als eigenes Interesse

nicht durchführbar ist, wenn man an das Verhältniß zum Nebenmenschen denkt. Diese Abfertigung beruht auf einem gewaltigen Misverständniß, denn bei einem Philosophen, welcher die Seligkeit nicht in einem der Tugend beigegebenen Lohn, sondern in der Tugend selbst findet, der das Mitleid als die Freude an dem Wohl des andern und die Trauer wegen des Leides des andern definirt, fallen unstreitig Lust und Tugend, Individuum und Gattung, Egoismus und Altruismus, Sinnlichkeit und Vernunft zusammen. Das Moralprincip des heiligen Benedictus lautet bekanntlich folgendermaßen: Mit Nothwendigkeit strebt ein jeder nach dem, was ihm nützlich ist, und da die Vernunft nichts Widernatürliches fordert, so verlangt sie, daß jeder das erstrebe, was ihm wirklich nützlich ist zur Erhaltung seines Seins und zur Erlangung größerer Vollkommenheit; nichts aber ist dem Menschen nützlicher als der Mensch, und darum streben die Menschen, welche durch die Vernunft geleitet werden, d. h. der Vernunft gemäß ihren Nutzen suchen, nichts für sich zu erlangen, was sie nicht auch für die übrigen Menschen begehren, und sind darum gerecht, treu und ehrbar.

Um nicht zu weitläufig zu werden, will ich nur noch die Betrachtung: „Wie steht es jetzt mit der Philosophie und was haben wir von ihr zu hoffen?“ von Wilhelm Paszkowski berücksichtigen. Tiefe Wehmuth bemächtigt sich des Verfassers angesichts des Gegensatzes, der zwischen der heutigen und frühern Denkweise der Menschen besteht. Noch in den dreißiger Jahren unsers Jahrhunderts herrschte die Hegel'sche Philosophie unumschränkt. Mit dem Tode des Meisters brach allmählich das architektonisch vollendete Gebäude seiner Philosophie zusammen, und die wenigen treuen Schüler, die sich noch rückhaltlos zu Hegel's Lehre bekennen, vermögen der gewaltigen Gegenströmung nicht mehr Stand zu halten und müssen die Treue gegen ihren Meister mit Amtsentsetzung oder -Uebergehung büßen, weil das Bedürfniß, das reine Gold des Gedankens aus dem dunkeln Schachte des Geistes an den Tag zu fördern, geschwunden ist. Wer der Metaphysik heute das Wort redet, macht sich beinahe als Rückschrittler verdächtig. Wer dagegen an geeigneter Stelle ein kräftiges Wörtlein gegen sie einfließen läßt, hat sich damit schon bei den modernen Vertretern der Philosophie einen guten Stein im Bret eingelegt. Die Metaphysik, „dieses innerste Heiligthum im Tempel der Wissenschaft“, ist so verwaist, daß die speculativen Systeme, die in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts das Licht der Welt erblickt haben, als „Romane der Denker“ bezeichnet und lediglich als Abschreckungsmittel hingestellt werden. Können wir uns unter sothanen Umständen darüber wundern, daß die Gegenwart kein System gezeitigt hat, das alle Gegensätze der frühern einigte? An die Charakterisirung des gegenwärtigen Standes der Philosophie schließt sich die Erörterung der Frage, wie der Philosophie wieder zu ihrem alten Rechte verholfen, dem Volke der Denker und Dichter das metaphysische Interesse wiedergegeben werden könne. Ich habe auf die Klage Paszkowski's zu erwidern, daß die heutige Philosophie keineswegs im Niedergang oder gar Verfall begriffen ist. Wer freilich sein philosophisches Ideal einseitig der romantischen Periode der Philosophie abgelauscht hat, wird die philosophischen Untersuchungen, wie sie heute meistens getrieben werden, als epigonenhaftes, stilloses, kümmerliches Treiben, als mühselig kleinliche Plebejerarbeit schelten. Und wer gar glaubt, daß durch Hegel die Wahrheit in allen wesentlichen Stücken endgültig gefunden und festgestellt worden sei, der kann die philosophischen Bestrebungen unserer Zeit im ganzen und großen nur für fruchtlose Bemühungen eines unverständigen und eitlen Besserwissenwollens halten. Ich vermag über den gegenwärtigen Stand der Philosophie nicht so geringschätzig abzuurtheilen. Ohne Zweifel weist die gegenwärtige philosophische Bewegung Verirrungen, ja Ausartungen in großer Zahl auf; allein dies hindert doch nicht, freudig anzuerkennen, daß auf philosophischem Gebiete viel frisches, arbeitslustiges Leben herrscht, ein Untersuchungsdrang, der, durch zahlreiche Fehlgriffe der Vergangenheit gewitzigt, mit Vorsicht und wohlerwogenen Methoden seine selbständigen Wege verfolgt. Ja, das heutige philosophische Forschen scheint mir in der Feinheit des Unterscheidens und in der Umsicht des Begründens alle frühern Zeiten zu übertreffen. Auch berechtigt der nüchterne Wahrheitssinn, mit dem es an alle Fragen herantritt, zu der Hoffnung, daß es dort, wo es jetzt noch kurzsichtig ist, sich mit der Zeit einen weitern Blick und ein Leben in freierem Elemente erwerben werde.

Bernhard Münz.

Feuilleton.

Ein literarischer Weihnachtskatalog, wie er in gleicher Zusammenstellung einzig dastehen dürfte, ist Brockhaus' Katalog ausgewählter Werke der ausländischen Literatur, der soeben in neuer (14.) Ausgabe für 1893 veröffentlicht worden ist. Derselbe verzeichnet auf 238 Seiten Großoctav, systematisch geordnet, in sorgfältiger Auswahl die hervorragendsten Erscheinungen der ausländischen Literatur, insbesondere der französischen, englischen, italienischen, spanischen, portugiesischen, dänisch-norwegischen, schwedischen, finnischen, niederländischen, russischen, polnischen, rumänischen, ungarischen und neugriechischen, berücksichtigt sowol die älteren als auch die neuesten Werke und empfiehlt sich allen, welche für ausländische Literatur Interesse haben, als bester Rathgeber bei der Auswahl von Festgeschenken, bei Zusammenstellung oder Ergänzung von Bibliotheken ebenso wie bei der Wahl der täglichen Lektüre. Der Katalog, wie jedes darin aufgeführte Buch, ist von allen Sortimentsbuchhandlungen zu beziehen.

— Aus dem J. G. Cotta'schen Verlage können wir wieder einmal ein Werk anzeigen, das innerlich wie äußerlich der altberühmten Firma Ehre macht. Es ist die neue, in prächtigem äußern Gewande erscheinende Ausgabe von „Uhland's gesammelten Werken“, die von Professor H. Fischer, dem durch seine Arbeit über Uhland und durch seine sonstigen Studien zu dieser Aufgabe

besonders geeigneten Germanisten besorgt worden ist. Eine kurze aber gehaltvolle Einleitung des Herausgebers verbreitet sich über Uhland als Gelehrten, als Patrioten und als Dichter. Der erste und zweite Band bringen die Gedichte und Dramen; der dritte und vierte enthalten die Sagenforschungen, der fünfte Abhandlungen zur deutschen Poesie und Sage, unter denen besonders die treffliche Rede über die Sage vom Herzog Ernst hervorzuheben ist, und der sechste die schöne, auch heute noch sehr lesenswerthe Abhandlung über Walther von der Vogelweide nebst Auszügen aus den Vorlesungen über Geschichte der deutschen Dichtung im 15. und 16. Jahrhundert.

— Von den Dichtungen von M. Lndolff sind soeben der Roman „Felicitas" in zweiter und die Novelle „Der Talisman" in dritter Auflage (Bonn, Hauptmann) erschienen.

— Unter Weber's Illustrirten Katechismen nimmt die „Allgemeine Literaturgeschichte" von Adolf Stern wegen der gründlichen, überaus klaren Darstellung der gesammten Literaturentwickelung von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart eine hervorragende Stelle ein. Die jetzt vorliegende dritte Auflage hat die neuesten Erscheinungen aller europäischen Literaturen berücksichtigt; auch hat der Verfasser unablässig daran gearbeitet, das Handbuch immer praktischer und in den zahllosen Einzelheiten möglichst zuverlässig zu gestalten.

— Berthold Auerbach's Schriften, insbesondere seine Dorfgeschichten, genießen auch heute noch wegen ihrer Schärfe in der Beobachtung der geschilderten Kreise und der Wärme und Schönheit der Darstellung einen großen Ruf. Darum ist es verdienstlich, daß der J. G. Cotta'sche Verlag in Stuttgart eine billige Ausgabe der Auerbach'schen Schriften (vollständig in 72 Lieferungen zu je 25 Pf.) veranstaltet, von der alle vierzehn Tage eine Lieferung erscheinen soll. Der erste Band bringt den Roman: „Auf der Höhe."

— Rudolf Lindau hat sich durch die Gediegenheit seiner Schriften, insbesondere die Schärfe der Charakteristik seiner Menschen in aller Herren Ländern einen festen Platz unter den lebenden Schriftstellern erworben. Der Verleger F. Fontane in Berlin veranstaltet von seinen zahlreichen Schriften eine Gesammtausgabe, die in 36 vierzehntägigen Lieferungen zu 50 Pf. erscheinen soll.

— In Nr. 33 d. Bl. haben wir das neueste Werk Emile Zola's, „La Débâcle", in einem größern Artikel ausführlich besprochen. Jetzt liegt von diesem Werke eine treffliche Uebersetzung vor, die den Titel „Der Zusammenbruch" führt (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 3 Bde., 5 M.).

Bibliographie.

Abhandlungen, pädagogische. VII. Hft.: Aufgebot der preußischen Volksschule im Kampfe gegen die Sozialdemokratie. Von A. Schönborn. Bielefeld, A. Helmich. 8. 60 Pf.

Aechtung, die, Bismarcks durch den „neusten Kurs" und das Echo des nationalen Gewissens. Berlin, P. Heichen. Gr. 8. 75 Pf.

Ahlwardt, H., Otterngezücht. Dresden, Druckerei Glöß. Gr. 8. 50 Pf.

Am Rubicon. Nüchterne Betrachtungen nach dem jüngsten Rausche. Konstanz, E. Ackermann. Gr. 8. 50 Pf.

Bach, H., Euterpe. Ein Gedichtbuch. Straßburg i. E., H. Friedemann Nachf. 16. 1 M.

Baring-Gould, Eiserne Naturen. Roman. Berlin, J. H. Schorer A.-G. 8. 1 M. 50 Pf.

Bauer, G., Spelin-Wörterbuch (Vodobuk spelinir). Wider die internationalen Wörter und die Möglichkeit, eine Weltsprache aus sogenannten internationalen Wörtern zu klauben. Agram, L. Hartmán. Gr. 8. 1 M.

Bayer*, Th. v., Auguste Ferdinande Prinzessin Luitpold von Bayern, geb. Prinzessin von Toscana, Erzherzogin von Oesterreich. Teschen, K. Prochaska. 12. 50 Pf.

Becker, W., Mein Kreuzzug. Ferientage im Abend- und im Morgenlande. Berlin, Evangelische Vereins-Buchhandlung. 8. 2 M.

Berger, A., Das sogenannte amerikanische Duell und die studentische Schlägermensur. Ein Beitrag zur Präcisierung des Zweikampfdelictbegriffes. Leipzig, G. Fock. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Bismarck, Fürst, und Russlands Orientpolitik von einem dreibundfreundlichen Diplomaten. Berlin, Mitscher u. Röstell. Gr. 8. 1 M.

Dahn, F., Die Finnin. Erzählung. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 12. 4 M.

Dalberg, F. Freih. v., Palästina. Ein Sommerausflug. Würzburg, L. Woerl. Lex.-8. 5 M.

Ehrlich, G., Hochwohlderselbe. Eine Mahnung an den deutschen Beamtenstand. Hannover, C. Meyer. Gr. 8. 50 Pf.

„Es müssen doch schöne Erinnerungen sein". (Von Bertha von Suttner u. A.) Mittheilungen der österreichischen Gesellschaft der Friedensfreunde. Wien. (Berlin, A. H. Fried u. Comp.) Gr. 8. 2 M.

Falkenhorst, C., Am Victoria-Njansa. Eine ostafrikanische Kolonialgeschichte. Der reifern Jugend erzählt. Mit 41 Abbildungen. Leipzig, Brockhaus. 1893. 8. 2 M. 50 Pf.

Geelka, Schwarz-Rot-Gold. Ein lyrisches Tagebuch. Straßburg i. E., H. Friedemann Nachf. Gr. 16. 1 M.

Gerok, G., Karl Gerok. Ein Lebensbild, aus seinen Briefen und Aufzeichnungen zusammengestellt. Stuttgart, C. Krabbe. Gr. 8. 6 M.

Kematmüller, H., Die Rohrer. Historische Erzählung aus Steyrs Vergangenheit. Steyr, F. Kutschera. 8. 50 Pf.

Kisch, A., Die Prager Judenstadt während der Schlacht am weißen Berge. Frankfurt a. M., J. Kauffmann. Gr. 8. 75 Pf.

Lay, M., Im Geiste Ludwigs XIV. Historischer Roman. Berlin, O. Janke. 8. 5 M.

Lerp, K., Des Herzogthums Gotha Ursprung und Anfang. Gotha, C. F. Windaus. Gr. 8. 40 Pf.

— — Die alten Völker, Gaue und Ansiedelungen im heutigen Lande Gotha. Ein Thüringbuch. Mit 2 Anhängen: Die Gräberfunde im Gothaischen und die gefälschten Reinhardsbrunner Urkunden. Gotha, C. F. Windaus. 4. 3 M.

Limbach, H., Priameln. Eine ausgewählte Sammlung altdeutscher Sinngedichte. Mit einem erläuternden Vorworte herausgegeben. Dresden, Albanus. Gr. 8. 2 M.

Marby, A., Der Stern von Mostar. Roman. Berlin, O. Janke. 8. 5 M.

Martens, P. C., Sinnsprüche. Hamburg, P. C. Martens. 12. 20 Pf.

Maurenbrecher, W., Gründung des Deutschen Reiches 1859—1871. Leipzig, C. E. M. Pfeffer. Gr. 8. 4 M.

Morgen, C., Durch Kamerun von Süd nach Nord. Reisen und Forschungen im Hinterlande 1889 bis 1891. Mit 19 Separatbildern und 50 Abbildungen im Text von R. Hellgrewe, einem Porträt und einer Karte. Leipzig, Brockhaus. 1893. 8. 9 M.

Mulholland, R., Eine Emigrantin. Uebersetzt von Marie Morgenstern. Gotha, G. Schloeßmann. Gr. 8. 4 M.

Natur und Haus. Illustrirte Zeitschrift für alle Liebhabereien im Reiche der Natur. Herausgegeben von L. Staby und M. Hesdörffer. 1. Jahrg. Oktober 1892—September 1893. 24 Hfte. Berlin, R. Oppenheim. Hoch 4. Vierteljährlich 1 M. 50 Pf.

Neuburg, C., Goslars Bergbau bis 1552. Ein Beitrag zur Wirtschafts- und Verfassungsgeschichte des Mittelalters. Hannover, Hahn. Gr. 8. 6 M.

Oberdieck, W., Aus Welt und Feld. Lieder. Hannover, Th. Schulze. Gr. 16. 3 M.

Ortmann, R., Der Bankdirektor. Roman. 2 Bde. Leipzig, C. Reißner. Gr. 8. 6 M.

Pflug, A., Volksschulzwang als Reform unseres höheren Schulwesens. Berlin, E. Apolant. Gr. 8. 60 Pf.

Schmidt, Lucretia. Eine Erzählung aus Magdeburgs dunkelsten Tagen. Von Caritas. Halle a. S., J. Fricke. 8. 2 M.

Schroeder, L. v., Mangoblüten. Eine Sammlung indischer Lieder und Sprüche in deutscher Nachbildung. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. Gr. 16. 3 M.

Schultheiß, A., Das Festspiel zu Rothenburg. Eine heitere Pfingstgeschichte. Mit 16 Abbildungen und erläuterndem Texte aus dem Festspiel. München, Münchner Handelsdruckerei und Verlagsanstalt, M. Poeßl. 8. 2 M. 40 Pf.

Seeger, E., Chicago. Die Geschichte einer Wunderstadt. Chicago, Ackermann u. Eyller. Gr. 8. 9 M.

Siebeck, H., Ueber die Lehre vom genetischen Fortschritte der Menschheit. Akademische Festrede. Gießen, C. v. Münchow. Gr. 4. 1 M. 35 Pf.

Spättgen, Doris Freiin v., Ein Vorurtheil. Roman. 2 Bde. Leipzig, C. Reißner. 8. 7 M.

Spitteler, C., Literarische Gleichnisse. Zürich, Alb. Müller. 8. 2 M.

Steen, A., Zwei Künstler. Dem Englischen nacherzählt. Gotha, G. Schloeßmann. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Stegemann, R., Aus der Praxis der Handelskammern. Beiträge zur praktischen Nationalökonomie. 1. Bd. Oppeln, G. Maske. Gr. 8. 3 M.

Trinius, A., Alldeutschland in Wort und Bild. Eine malerische Schilderung der deutschen Heimat. 1. Lfg. Berlin, F. Dümmler. Gr. 8. 30 Pf.

Veit, E. (E. V. Schellenberg), Das große Jahr (1870—1871). Dichtung. Leipzig, E. Baldamus. 12. 80 Pf.

Walther, U., Brutus. Trauerspiel. Halle a. S., J. Fricke. 8. 1 M.

Weilgert, G. P., Die positiven Ziele der Sozialdemokratie und die Stellung letzterer in der heutigen Gesellschaft. Straßburg i. E., H. Friedemann Nachf. 8. 60 Pf.

Welzhofer, H., Allgemeine Geschichte des Altertums. 3. Bd.: Geschichte des Orients und Griechenlands im 6. Jahrhundert v. Chr. Berlin, O. Seehagen. Gr. 8. 4 M.

Wendland, P., Philos Schrift über die Vorsehung. Ein Beitrag zur Geschichte der nacharistotelischen Philosophie. Berlin, R. Gaertner. Gr. 8. 4 M.

Werkenthin, T., Der Kaiser allein! Berlin, M. Schildberger. Gr. 8. 50 Pf.

Wolf, C., Geschichten aus Tirol. Innsbruck, A. Edlinger. 8. 3 M. 20 Pf

Wyfard, A., Dichtungen. 3 Bde. London, A. Siegle. 8. 10 M. 50 Pf.

Ziegler, J., Vom grünen Wasser. Seegeschichten und Schilderungen. Berlin, Verein der Bücherfreunde. 8. 3 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Pastor, L., Johannes Janssen. 1829—1891.

Ein Lebensbild, vornehmlich nach den ungedruckten Briefen und Tagebüchern desselben entworfen. Mit Janssen's Bildniß und Schriftprobe. Gr. 8°. (VIII u. 152 S.) M. 1.60; geb. in den beiden Einbänden der „Geschichte des deutschen Volkes": Leinwand mit Deckenpressung M. 2.60, und Halbfranz M. 3.60. Einbanddecken in Leinwand 80 Pf.; in Halbfranz M. 1.20.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Calderons größte Dramen religiösen Inhalts. Aus dem Spanischen übersetzt und mit den nöthigsten Erläuterungen versehen von **Dr. F. Lorinser.** Zweites Bändchen: **Das Schisma von England. — Der große Prinz von Fez.** Zweite Auflage. 12°. (IV u. 272 S.) M. 1.60.

Nach Erscheinen dieses Bändchens in neuer Auflage liegt der ganze Cyklus nunmehr wieder vollständig vor: 7 Bändchen. 12°. (XXII u. 1700 S.) M. 11.20; geb. in drei Leinwandbänden mit Goldpressung M. 14.80.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das erste ausführliche Werk über die Colonie Kamerun.

Soeben erschien:

Durch Kamerun

von Süd nach Nord.

Reisen und Forschungen im Hinterlande 1889 bis 1891.

Von

E. Morgen,

Premierlieutenant à la suite des 4. Oberschlesischen Infanterieregiments Nr. 63, commandirt zum Auswärtigen Amt.

Mit 19 Separatbildern und 50 Abbildungen im Text von Hellgrewe, einem Porträt und einer Karte.

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M.

In dem mit 19 Separatbildern und 50 Textabbildungen von Hellgrewe's Meisterhand, einem Porträt in Heliogravüre, sowie der ersten ausführlichen Karte der Colonie Kamerun ausgestatteten Werke erzählt der kühne Reisende in spannender Weise seine erfolg- und abenteuerreichen Reiseerlebnisse und bietet zugleich ein wirkungsvolles Gesammtbild der vielgenannten, aber nur an wenigen Küstenpunkten bekannten Colonie. Morgen's Werk, das erste ausführliche Originalwerk über Kamerun, wirkt geradezu sensationell durch den Nachweis, daß Europäer sich im Innern der Colonie ohne Gefahr für ihre Gesundheit ansiedeln können. Hervorragendes politisches Interesse gewinnt das Werk durch die Versuche Frankreichs, auf Grund der neuen Mizon'schen Reise das Hinterland von Kamerun in französische Hände zu spielen, wissenschaftliches Interesse durch die werthvollen geographischen und volkswirthschaftlichen Beobachtungen und Forschungen des Verfassers.

Gegr. 1877.

Marius Kayser

Hamburg.

Bordeaux-, Südweine- und Spirituosen-Versand.

Man prüfe alles!

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.

Herausgegeben von **W. Maurenbrecher.**

Sechste Folge. Zwölfter Jahrgang.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Inhalt:

Vom Vorabend des Befreiungskrieges 1813. Von Professor Dr. Wilhelm Oncken in Gießen. — Die Seeschlacht bei Salamis. Von Dr. Heinrich Welzhofer in Würzburg. — Friedrich der Große als Schriftsteller. Von Dr. Rich. Mahrenholtz in Dresden. — Die Pillauer Verschwörung von 1759. Von Oberlehrer Dr. J. Krebs in Breslau. — Graf Feodor Wassiljewitsch Rostoptschin. Von Professor Dr. Arthur Kleinschmidt in Heidelberg. — Ignatius von Loyola. Von Dr. Felician Geß in Leipzig. — Straßenleben und Marktverkehr im alten Athen. Von Curt Wachsmuth in Leipzig.

Ein neuer Jahrgang des bekannten Sammelwerks mit vielfach interessanten Beiträgen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

1812.

Ein historischer Roman

von

Ludwig Rellstab.

Sechste Auflage. Vier Theile.

8. Geh. 6 M. Geb. in 2 Bänden 8 M.

Dieser historische Roman, in dem die großen Ereignisse des Jahres 1812, namentlich der russische Feldzug und der Brand von Moskau, den Hintergrund einer äußerst spannenden Handlung bilden, gehört zu den besten deutschen Werken seiner Art.

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 46. — 17. November 1892.

Inhalt: Hermann Sudermann. Von Rudolf Lothar. — Zu Schiller's „Jungfrau von Orleans". Von Heinrich Düntzer. — Neue Romane und Erzählungen. Von H. A. Lier. — Neuere biographische Versuche. Von Georg Winter. — Aus vier Erdtheilen. Von Alfred Kirchhoff. — Zur Völkerkunde. Von Th. Achelis. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Hermann Sudermann.

Eine neue Novelle Sudermann's! *) Ihre stolze Auflagenziffer beweist ihren Erfolg. Das Büchlein erscheint uns bemerkenswerth nicht etwa, als ob das Talent Sudermann's darin einen Schritt weiter auf der Bahn seiner Entwickelung gemacht hätte, sondern weil es uns die Eigenheiten dieses Talents in einem neuen Lichte zeigt, im Reflexlicht des Humors. Es erscheint uns bemerkenswerth, weil sein Erfolg uns bedeutet, wie hoch Sudermann in der Gunst des deutschen Publikums steht.

Ueber Nacht ist Hermann Sudermann ein berühmter Name geworden. Die Nacht, in der dies geschah, war die vom 27. auf den 28. November 1889. Denn am 27. November 1889 wurde sein Schauspiel „Die Ehre" am berliner Lessing-Theater aufgeführt. Der Erfolg dieses Stücks, der mit seinen Wellenkreisen bis an die Grenzen deutschen Landes fortgeschritten ist, hat den Romandichter Sudermann plötzlich in die vorderste Reihe gerückt. So tiefgreifende, an Stärke und Bedeutung stetig wachsende Erfolge, wie Sudermann seitdem geworden, sind nicht das Product des Zufalls, der günstigen Stimmung eines Theaterpublikums, der Anstrengungen einer Freundesschar oder einer Clique. Sie weisen auf ein günstiges Verhältniß des Dichters zu dem Volke, der Werke zu der Zeit. Der Beifall ist hier mehr als Schall und Hall, es liegt in ihm etwas wie das Mitklingen der Volksseele mit der Seele des Dichters.

Man charakterisirt eine Zeit am besten, indem man ihre Gegensätze einander gegenüberstellt. Und der Dichter kann auf die größte Theilnahme des Volks rechnen, wenn es ihm gelingt, diese Gegensätze klar zur Anschauung, dem Volke zum Bewußtsein zu bringen. Der Erfolg des Schauspiels „Die Ehre" ruht in dem Gegenüberstellen des Proletariers und des Bourgeois, oder besser gesagt der Ehrbegriffe zweier Klassen; das Stück behandelt eine Antithese, die fortwährend in uns, um uns ihr Wesen treibt. Der Kastengeist steht breitbeinig und protzenhaft dem Zeitgeist im Wege; über verkalkte Begriffe, Reste vergangener Epochen stolpert der Fuß des Vorwärtsschreitenden. Fort mit den Fossilien! Hat aber auch der Dichter wirklich den Weg frei gemacht, hat er die Gleichung gefunden, in der die Gegensätze sich lösen? Dazu war seine Kraft zu schwach oder vielmehr die Kraft der Zeit, die in ihm zur Sprache gekommen ist.

In allen seinen Werken ist Sudermann der Dichter der Antithese. Seine Probleme, sein Stil, seine Art der Composition bezeugen dies. Seine Probleme packen uns, weil sie sich mit unseres Empfindens Satz und Gegensatz beschäftigen. Sudermann bewirkt die Plastik seiner Figuren, indem er sie mit ihrem Widerspiel zusammenführt; ja selbst und vornehmlich in des Einzelnen Seele findet er die Bethätigung der Antithese. Die Figuren eines Dichters sind nicht nur alle wahlverwandt, sie sind die Kinder eines Vaters, belastet und begabt durch seines Geistes Gnade. Auch Sudermann's Menschen zeigen die Familienähnlichkeit. Obgleich starke, kräftige Menschen, von gutem Schlage wie er, sind sie doch in gewisser Beziehung pathologische Erscheinungen. Am besten definirt sie Sudermann einmal selbst (in den „Geschwistern"): „Solche Menschen haben etwas Krankhaftes an sich, sie neigen zur Schwermuth und zur Hysterie und ihr Gemüthsleben wird von Vorstellungen beherrscht, die für das Auge anderer den Charakter fixer Ideen anzunehmen pflegen. . . . Solchen sensiblen Menschen pflegt meistens eine gewisse Willensschwäche anzuhaften, die sie bei der geringsten fremden Berührung scheu in sich selbst zurückziehen heißt." Krankheit des Willens ist eine Krankheit unserer Zeit. Zu ihrer Betrachtung werden die psychologischen Romanciers Frankreichs gleich Sudermann gedrängt. „Sodom's Ende" war eine Tragödie des kranken Willens. Meist aber erscheint

*) Jolanthe's Hochzeit. Erzählung von Hermann Sudermann. Erste bis zwölfte Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. 1892. 8. 2 M.

bei unserm Dichter seelische Willensschwäche gepaart mit körperlicher Energie. Man vergleiche Boleslav von Schranden („Katzensteg"), Paul Meyhöfer („Frau Sorge"), Olga („Geschwister") und zuletzt auch Baron Hanckel („Jolanthe's Hochzeit"). So löst der Dramatiker Sudermann die Zweitheilung der Persönlichkeit in der Antithese auf.

Denn Dramatiker ist Sudermann immer. Auch darin, daß seine Figuren mehr typisch als individuell sind. Seine Charaktere sind keine Räthselwesen, keine Hampelmänner mit tausend Fäden, wie die Hypermodernen sie auf Lager haben. Paul Meyhöfer, der Held des Romans „Frau Sorge" *), dieser reine Thor des 19. Jahrhunderts, Boleslav von Schranden, Robert Heinecke, Willy Jannikow, Jolanthe sind lauter Menschen, deren Seele offen vor uns liegt, sich klar und deutlich in That und Handlung offenbart. Interessant ist in dieser Beziehung die letzte Novelle: „Jolanthe's Hochzeit." Es ist die Geschichte eines gutmüthigen, prächtigen, etwas verbauerten Gutsbesitzers und seiner fast unfreiwilligen Werbung um ein Mädchen, das einen andern liebt und doch, aus Liebe zu ihren Aeltern, die Werbung annimmt. Erst am Hochzeitstage, nach der Trauung, nach dem Festmahle, wo der als Gatte sich sehr unbehaglich fühlende Baron Hanckel mit Hülfe etlicher auserlesener Flaschen die schwierige Situation überwunden hat, kommt es zur Klärung der Verhältnisse. Die Ehe geht zurück, noch bevor sie vollzogen war, und alle Betheiligten sind dessen zufrieden. Dieser Stoff hätte gewiß Anlaß geboten zu verwickelter psychologischer Motivirung, zu seelischer Spinngewebetechnik. Nichts von alledem. Mit Einem Schlüssel öffnet uns Sudermann das seelische Geheimniß seiner beiden Hauptfiguren. Diese beiden einfachen, guten, braven Menschen haben nicht die Kraft, sich selbst klare Rechenschaft über ihr Wollen zu geben. Es bedarf einer Katastrophe, um ihre Entschlußfähigkeit wachzurütteln.

Die Bühne mit ihrem grellen Licht verlangt das Hervortreten des Typischen, wie sie der Schminke und des Farbstiftes bedarf, wenn nicht das Gesicht des Schauspielers uns farblos und unbestimmt erscheinen soll. Für das Bühnenlicht sind Sudermann's Menschen berechnet: ihre Eigenschaften sind immer um ein weniges zu stark betont, um im Leben ganz glaubhaft sein zu können. So erscheint denn auch bei Jolanthe und dem Baron die in ihrer Willensschwäche begründete Verkennung ihrer eigenen Empfindungen etwas unnatürlich. Der Humor des Erzählers — der Baron gibt selbst seine Erlebnisse zum Besten — gleicht aber mit lustiger Derbheit die Unwahrscheinlichkeiten aus. Der Mann, der da spricht, ist ganz der gesunde, kräftige Kernmensch, der nur eine schwache Stelle in seiner Seele hat, die Stelle, wo die Entschlüsse gemacht werden.

Aber wenn Sudermann im Bestreben, den Charakter seiner Helden mit greifbarer Deutlichkeit darzustellen, zu weit geht, so wird er doch nie einen Zug anbringen, der das Bild stört, der nicht harmonisch zu der Denk- und Handlungsweise des Geschilderten paßt. Das kommt wol daher, weil Sudermann es als erste Bedingung realistischer Kunst empfindet: logisch zu sein. Insoweit jene Kunst, die sich Idealismus nannte, erhabener Ziele willen, auf Logik verzichten zu können glaubte, ist sie von unserer Zeit, die im Causalitätsprincip das Weltgesetz erblickt, überholt. Auch wir wollen erhabenen Zielen dienen, auch wir tragen Ideale im Herzen — aber wir wollen nicht die Straße dort verlassen, wo sie steil und steinig wird, einem Märchenpfad zu Liebe, der uns mühelos ans Ziel bringt; wir mühen und ringen uns empor, Stütze suchend auf dem harten Boden der Wirklichkeit. Und auf dem Boden der Wirklichkeit stehen die Gestalten, denen wir in Sudermann's Romanen und Dramen begegnen — sie sind alle demselben Heideboden entsprossen, wie der Dichter selbst, man könnte schier sagen, sie sind alle Ostpreußen wie er. Der Athem der Heimat schlägt uns aus den Blättern seiner Bücher entgegen. Locker und lose sind die Bande, die den Dichter unserer Zeit mit dem Vaterlande verknüpfen. Weltbürger zu sein, ist unser und sein Bestreben. Der Blick in die weite Welt läßt ihm den vaterländischen Begriff der Ehre eng erscheinen, treibt ihn zur Sehnsucht nach einem die Länder umfassenden Reiche der Menschlichkeit. Aber die Heimat und die Liebe zur Heimat sind köstliche Güter, für die er einsteht mit seines Herzens und seines Geistes Kraft. Es ist kein schönes Stück Erde, jenes ostpreußische Marsch- und Heideland, wo Hermann Sudermann zur Welt gekommen und das zuerst mit seinen Eindrücken des Dichters Seele erfüllt. Er hat diese Eindrücke festgehalten in ihrer ursprünglichen Frische, in ihrer lebenskräftigen Unmittelbarkeit. Sie spinnen uns ein und halten uns fest beim Lesen seiner Bücher, sie klären die Luft, in der wir die Figuren der Handlung sich deutlich abheben sehen vom Hintergrunde der Landschaft. Sudermann kennt die schwermüthige Poesie der Heide und des Moores, die Melancholie des Winters und den Humor des Frühlings, die Mystik der Sturmgewalten und die geheimnißvollen Stimmen der Nacht, wie nur der Sohn der freien Natur, der mit ihr, in ihr aufgewachsen, der mit allen Fäden seines Seins an ihr hängt, sie zu kennen vermag. Er weiß all die Wiesenblumen und Waldesblüten bei Namen und er nennt sie und verweilt bei ihnen mit jenem Behagen, mit dem der gereifte Mann der Gefährten seiner Jugendspiele gedenkt. Und wie der Naturmensch die Gegenstände seiner Umgebung vermenschlicht, ihnen eine Seele gibt und sie in den Himmel seiner Götter versetzt, so liebt Sudermann, der eben ein echtes Kind der Natur geblieben, die Personification seiner leblosen Freunde: „Die Rosenstöcke schienen mir gefangene Prinzessinnen, um deren Los ich bittere Klage führte, die Sonnenblumen waren katholische Priester im Ornat und die Georginen polnische Mägde im rothen Kopftuch" („Geschwister"). Ueberall begegnen wir bei Sudermann einem solchen Hineintragen der Persönlichkeit in die Natur. Es

*) Frau Sorge. Roman von Hermann Sudermann. Achtzehnte Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. 1892. 8. 3 M.

ist ihm gleichsam Bedürfniß, seine Seele um sich auszugießen, Leblosem damit Seele verleihend. Und er geht noch weiter. Auch abstracte Dinge sieht er in menschlicher Gestalt: die Sorge tritt ihm entgegen als graue Frau, ein Wunsch wird zum Gespenst, die Ehre ist ihm eine handelnde Person. Der Dichter, der durch den Realismus der Natur so nahe gerückt ist, greift wieder zur Allegorie und zum Symbol, um die brutale Wirklichkeit zu verschleiern. Oder vielmehr, er kommt zur Erkenntniß, daß die ganze uns umgebende Welt in ihrer Realität und Wahrhaftigkeit doch nur eine Scheinwelt, ein Spiel und Product unserer Illusion ist und daß hinter dieser Welt mit ihrer greifbaren Wesenlosigkeit eine andere Welt, die einzig wahre, weil wesenlose, steht. Das Symbol soll ihm beide Welten verknüpfen, soll es ermöglichen, daß wir in Berührung mit der Sinnenwelt doch auch im Zusammenhang mit der Uebersinnenwelt bleiben. Jeder echte Dichter ist ein Mystiker. Der Photograph und der Naturalist sind es nicht — und beide sind auch keine Künstler.

Die Natur stand an Sudermann's Wiege, die Zeit flügelrauschend über ihr. Sudermann's Weltanschauung, wie sie uns bisher, wenn auch nicht unklar, so doch verhüllt, verschleiert entgegentritt, ist die Weltanschauung einer kommenden Zeit; sie liegt im Keime in allen unsern Denkern, Dichtern und Künstlern: so liegt das Morgenroth auf den Gipfeln und Spitzen — bald fällt die Helle bis ins tiefste Thal, verjagt aus Winkeln und Gründen die Schatten der Nacht.

Bethätigung des Ichs, Bewußtsein des eigenen Selbst — das sind die Losungsworte für die Entwickelung des Einzelnen; Lostrennen der Eigenart von der Masse, Erkennen des eigenen Werthes, das sind die Aufgaben des Individuums. Aber insofern der Einzelne, das Individuum, Theil des Ganzen, der Gesellschaft ist, muß er dieser eben sein Höchstes, seine Eigenart, sein Ich zum Opfer bringen: „Das einzige, was sie können, ist, über das Glück der Andern zu wachen, und zu sorgen, daß es ihnen so gut als möglich gehe." In diesem Opfer alles dessen, was man lieb hat, sieht Sudermann die Erlösung vom Banne der Frau Sorge; in diesem Aufgehen der persönlichen Interessen im Interesse der Allgemeinheit sehen wir das Evangelium des Mitleids, das berufen ist, all die großen schweren Fragen unserer socialen Entwickelung einstmal zu lösen. Dunkel schwebt Sudermann jene Zeit künftiger gesellschaftlicher Ordnung vor: aber nicht die Pflicht, das Selbstbewußtsein, das in der That sich befreiend zum Ausdruck bringt, tritt dann an die Stelle der Ehre. Indem Sudermann in seinem Schauspiel die Pflicht an die Stelle der Ehre setzt, löst er durchaus nicht das Problem, das er sich gestellt; er rückt einen relativen Werth an die Stelle eines andern, er durchhaut den tragischen Knoten mit einem Theaterdolch.

Die Art und Weise, wie Sudermann seine Conflicte löst, entspricht nicht immer der Kunst, mit der er sie aufstellt. In der Kunst der Exposition hat Sudermann von den besten Meistern gelernt. Er weiß die Phantasie des Lesers und des Hörers mit starkem Griff in die Handlung zu versetzen, er führt jede neu auftretende Persönlichkeit mit einer Sicherheit ein, die unsere Bewunderung verdient, er weiß jedes Ereigniß anzukündigen und seine Entwickelung in jener Folgerichtigkeit aufzubauen, die dramatische Spannung erzwingt. Wie der Dichter das Entstehen und Wachsen der Liebe im Menschenherzen schildert, wie er die Liebe exponirt — ist sowol ein Triumph seiner Technik als seiner sichern Beobachtungsgabe. Er beobachtet, er seeirt nicht; er baut ein Gefühl auf, er analysirt es nicht. Nun stellt er uns vor das Problem: die Liebe im Widerstreit mit traditionellen Gefühlen, verwandtschaftlichen Banden („Katzensteg", „Geschwister"), mit dem Klassenunterschied („Die Ehre"), mit der Willenlosigkeit („Sodoms Ende", „Iolanthe's Hochzeit") u. s. w. Wir bangen nach einer rein menschlichen Lösung. Nicht immer wird uns diese zutheil. Die Kugel des verrückten Tischlers („Katzensteg") schießt das Schwarze des Conflicts heraus; die Paradoxen des Grafen Trast verwandeln ein Trauerspiel in das deutsche Schauspiel mit dem fröhlichen Ausgang; in der Gutmüthigkeit des Barons versinkt das Problem von „Iolanthe's Hochzeit". Am Schlusse erlahmt die Technik Sudermann's. Seine Fragen weiß er nicht zu beantworten.

Aber auch unsere Zeit stellt täglich neue Conflicte auf, die Lösung künftigen Geschlechtern überlassend. Es ist das Vorrecht der Jugend zu fragen, und jugendliches Leben regt sich allenthalben. Und in vielem ist auch Hermann Sudermann ein jugendlicher Dichter, jugendlich vor allem in seiner kecken Frische. Und das ist nicht der kleinste Titel seines jungen Ruhms.

Rudolf Lothar.

Zu Schiller's „Jungfrau von Orleans".

Nach dem neuesten psychologischen Ausleger von Schiller's Dramen, L. Bellermann *), hätte der Dichter nichts gethan, um Johanna's plötzlich entzündete Liebe zu Lionel, dem Heerführer der Feinde Frankreichs, zu begründen, nur durch ihr weiblich empfindendes Herz die Möglichkeit ihrer Liebesneigung zu einem Manne gezeigt: bei welcher Gelegenheit ein Funke dieses entzünde, sei gleichgültig, wenn nicht heute und hier, so könne es ein andermal geschehen. Man versteht es wol, daß in ein bisher der Liebe unzugängliches Herz diese plötzlich einschlägt, wie in Goethe's

*) Schiller's Dramen. Beiträge zu ihrem Verständniß von L. Bellermann. Zwei Theile. Berlin, Weidmann. 1888—91. Gr. 8. 15 M.

„Alexis und Dora" und in „Hermann und Dorothea", aber des Dichters und vor allem des Dramatikers unerläßliche Pflicht ist es, diesen merkwürdigen Hergang anschaulich zu begründen. Und Schiller's Heldin sollte ohne weiteres sich vergehen, ihr heiliges Gelübde vergessen, ihr glühender Haß sollte unversehens in die innigste Liebe umschlagen? Einer solchen künstlerischen Roheit wäre Schiller selbst im stürmischen Jugenddrang nicht fähig gewesen; sie dem Dichter des „Wallenstein" und der „Maria Stuart" zuzuschreiben, scheint mir vermessen. Auch kann Bellermann selbst bei Entwickelung der Handlung nicht streng daran festhalten. Johanna soll nach ihm durch die im zweiten und dritten Aufzuge bethätigten milden Züge ihres Herzens in eine Stimmung versetzt werden, welche „dieser Wendung entgegenkomme". Und doch befindet diese sich im Augenblick ihres Falles am wenigsten in einer solchen Stimmung. Auch von einem „allmählichen Zurückweichen in ihre weibliche Natur" ist die Rede, die Seenen vor der mit Lionel seien „nothwendige Vorstufen": aber vor Schiller's Absicht, den Bruch des Gelübdes zu begründen, entsetzt sich Bellermann, hält alles, was man aus sorgfältiger Erwägung des Zusammenhanges dafür beigebracht, für eiteln Schwindel. Vom schwarzen Ritter heißt es, er solle Johanna erschrecken und sie fühlen lassen, daß eine feindliche Macht ihren Weg kreuze; es befalle sie eine natürliche Ahnung bevorstehenden schweren Unglücks. Dagegen lesen wir später: „Die Erschütterung durch den schwarzen Ritter macht ihre Empfänglichkeit noch größer. Ihr Blick hat dadurch die frühere sorglose Unbefangenheit eingebüßt, sie sieht lebhafter, eindringlicher, unterscheidender dem Gegner ins Gesicht." Das scheint denn doch eine Art Begründung, aber leider im schärfsten Widerspruch mit der Handlung; denn Johanna ist so weit entfernt, dem Gegner „lebhaft, eindringlich, unterscheidend" ins Gesicht zu schauen, daß ihr Blick dieses nur zufällig streift. Auch dem vorangehenden Ringen wird eine Bedeutung zugeschrieben; ihr Blut sei dadurch ins Wallen gekommen. Aber das Ringen soll nur die zufällige Entblößung des Gesichts durch das Herabreißen des Helms begründen, und Aufregung kann leidenschaftlichen Haß steigern, aber nicht ihn zu Liebe umwandeln. So verdreht Bellermann einzelne Züge, während er die offenbar begründenden ableugnet.

Folgen wir der wirklichen Entwickelung, so erkennen wir, wie diese äußerst schwierige Aufgabe in Anlage und Ausführung trefflich gelöst ist. Ganz von ihrem göttlichen Beruf erfüllt, im festen Glauben, sie werde nicht fallen, ehe der König in Rheims gekrönt sei, erscheint Johanna im überfallenen feindlichen Lager. Dem um Schonung flehenden Montgomery erklärt sie II, 7, „der furchtbar bindende Vertrag" verpflichte sie, jeden in der Schlacht ihr Entgegentretenden zu tödten; als er sie bei „der Liebe Bündniß" beschwört, vernimmt er, der Liebe „eiteln Dienst" werde sie nie kennen, die Götterstimme treibe sie, Tod zu verbreiten, um zuletzt selbst dessen Opfer zu werden. Von der Leiche des Jünglings tritt sie gerührt weg; wider ihren Willen müsse sie morden, klagt sie, das Schwert zittere in ihrer Hand, aber es regiere sich selbst. Dieses ausgesprochene Bewußtsein, „die erhabene Jungfrau" lege die Grausamkeit jedesmal in sie, diese widerstreite ihrer zarten und weichen Natur, bildet den ersten Schritt auf dem Wege zum Bruche ihres Gelübdes; ist ja das Mitleid mit der Liebe innig verwandt, wie Lessing's Tellheim es deren Tochter nennt. Aber noch wirkt der Befehl der Gottesmutter zu mächtig in ihr, als daß im Zwiespalt ihrer Seele die Milde den Sieg davontragen könnte. Die Montgomery-Seenen bilden den geraden Gegensatz zu der mit Lionel. Johanna tödtet den ihr Mitleid anflehenden schwachen Jüngling, wogegen, als sie dem mit Haß und Verachtung sie bedrohenden Rächer Englands ins Antlitz schaut, ihr schon mit irdischem Triebe angehauchtes Herz von unbezwinglicher Liebe sich ergriffen fühlt.

Im dritten Aufzuge sehen wir sie von dem Reize irdischen Glanzes angezogen und vom Glück innigen Zusammenlebens zweier für einander geschaffenen Seelen bewegt. Dies ist in der zweiten Hälfte des vierten Auftritts nicht mit deutlichen Worten ausgesprochen, aber ergibt sich aus der meisterhaft angelegten Handlung. Und daß der Dichter einen bestimmten Zweck verfolge, wenn er schon hier die in der Legende erst nach der rheimser Krönung erfolgende Adelung und die rein ersonnenen Liebesbewerbungen einlegt, wird keiner, der die Forderungen des dramatischen Aufbaues kennt, ernstlich zu leugnen wagen. Unmöglich können diese Liebesbewerbungen, wie Bellermann zu meinen scheint, nur zeigen sollen, daß ihre liebenswerthen Charakterzüge wirklich Liebe erwecken. Wenn auch der vierte Auftritt ein Bild des Hofes aufrollt, an welchem die tändelnde romantische Liebe eines cour d'amour, ritterlicher Heldenmuth und geistliche Herrschsucht walten, so muß er doch auch für die Handlung und besonders für die Entwickelung des Seelenlebens der Jungfrau von Bedeutung sein. Ein solcher Hof konnte für die vom Himmel gesandte Jungfrau, wenn sie nicht sich durchaus auf ihre Bestimmung als Gottesstreiterin beschränkte (und sie thut es nicht), nur verwirrend und trübend wirken. Und daß sie vom ganzen Hofe nicht als „göttliche Erscheinung", sondern als wunderbares Heldenmädchen angesehen wird, lehren die ihr gemachten Zumuthungen. Das wäre unmöglich, wenn sie noch die reine Gottesstreiterin wäre, wenn nicht die Weltlichkeit sie schon angehaucht hätte; dann würde sie nicht von den Rittern als „Starke", als „Götterkind der heiligen Natur" umworben, nicht vom Könige zum höchsten Adel erhoben, dann würde nicht von allen ihre künftige Vermählung als selbstverständlich angesehen werden. Und ihr eigenes Verhalten zeugt keineswegs dafür, daß die Gottgeweihte noch für das Weltliche unempfindlich, den Anreizungen der Liebe unzugänglich sei.

Wenn der König ihre Sendung so weit verkennt, daß er die Jungfrau, die ihren Lohn im Himmel erhalten

wird, die auf alles irdische Glück verzichtet hat, gar noch vor Vollendung ihres Werks durch Verleihung des höchsten Adels ehren will, so hätte sie diese Ehre entschieden abweisen müssen: aber ruhig kniet sie nieder, stumm steht sie auf, als habe der König nur seine Schuldigkeit gethan. Wenn Bellermann gegen diese meine Behauptung nicht zu wissen erklärt, wie man das Stück lesen müsse, um so etwas hineinzulesen, so verräth ein verpuffter Schuß in die Luft nur den eigenen Mangel an treffenden Gründen. Johanna's langes Schweigen auf die Liebesanträge zeigt, daß diese sie getroffen haben: nicht als ob sie wirklich Neigung zu einem ihrer Liebhaber empfände, aber das ihr zu höchster Ueberraschung gezeigte Liebesglück ergreift ihr zartes, lange eingepreßtes Herz so sehnsuchtsvoll, daß sie nichts zu erwidern vermag. Nachdem auch der zweite Bewerber aufgetreten, heißt der König sie reden. Da erröthet sie; aber erst als Agnes Sorel sich zur Vermittelung anbietet, im Glauben, sie möchte sich erst mit ihr besprechen, sieht sie sich zur Erwiderung gedrungen. Nicht aus weiblicher Scham sei sie erröthet, bemerkt sie, sondern aus Verwirrung, was doch wol besagen soll, nur weil sie ungern eine abschlägige Antwort so edlen Rittern ertheile, habe sie nicht geantwortet. Aber Stillschweigen war jedenfalls noch kränkender als geziemende Ablehnung, und zu letzterer war die Gottesstreiterin um so dringender aufgefordert, als sie ihren göttlichen Beruf durch die Liebesanträge verletzt sehen mußte, da sie nur als reine Jungfrau das vom Himmel ihr aufgetragene hohe Werk vollenden konnte. Weder die kindlich naive Natur Johanna's noch die Schwierigkeit, passende Worte zu finden, die Bellermann ins Spiel führt, konnte ihr Schweigen veranlassen, da sie sonst immer sich so redegewandt wie entschieden zeigt. Und ihre so arg verletzte Stellung verpflichtete sie, sofort keinen Zweifel zu lassen, daß jeder Gedanke an eine Vermählung durch ihr Gelübde ausgeschlossen sei. Aber sie ist eben schon an den feinen Hofton gewöhnt, der möglichste Zurückhaltung und Vermeidung der vollen Wahrheit fordert, wenn diese unangenehm berührt. Auch jetzt noch spricht sie nicht, wie sie sollte, entschieden aus, daß sie nie einem Manne angehören könne. Daran knüpft denn der Erzbischof an, der so wenig von ihrem göttlichen Beruf durchdrungen ist, daß er meint, nach der Befreiung des Landes erhalte sie die Freiheit ihrer Bestimmung zurück. Und sonderbar weist sie dieses nicht ganz zurück. Obgleich sie weiß, daß sie in der Schlacht den Tod finden werde, überläßt sie die Entscheidung der Zukunft, wo die Stimme ihres Geistes ihr eingeben werde, was sie thun solle. Schwankend, wie sie ist, erklärt sie, als der König und Dunois in sie, die doch geängstet durch den innern Kampf, nach der Schlacht verlangt, noch weiter dringen, nach Vollendung ihres Werks wieder in ihre Heimat als Hirtin zurückkehren zu wollen: hier ist sie schon entschieden, während sie eben, wie es recht war, dies der zukünftigen Stimme des Geistes anheimstellte. Aber der König hat so wenig Achtung vor ihr, daß er meint, nach dem Kriege werde auch sie ohne Zweifel von der Liebe ergriffen werden, ja er malt das Glück sehnsüchtiger Liebe vor der gottgeweihten Jungfrau gar verlockend aus. Das ist freilich der Jungfrau, in deren Herzen das Glück der Liebe schon zu verführerisch erwacht ist, zu viel. Deshalb wirft sie dem Könige vor, er sei der göttlichen Erscheinung müde, betrachte die Gesandte des Himmels wie ein irdisches Weib, da sie doch, wenn sie Liebe zu einem irdischen Manne fühlte, verdammt sein würde, und drohend warnt sie, weiter durch kein solches Wort „den Geist in ihr zürnend zu entrüsten". Schließlich erklärt sie, schon der Männer Auge, das sie begehre, sei ihr ein Grauen und Entsetzen, was zu der Art, wie sie früher sich geäußert, nicht stimmt. Tiefste Bewegung hat sie ergriffen, der Zwiespalt in ihrem Innern hat sie aufs äußerste beunruhigt, was sie freilich nicht verrathen darf. Sie schreibt dies der Waffenruhe zu und möchte sofort in den Kampf; es treibt sie „gebiet'risch mahnend ihrem Schicksale zu". Wer den Auftritt so im Zusammenhang betrachtet, wird die glückliche Darstellung der von innerer Unruhe bewegten Jungfrau nur bewundern und eine innere Trübung Johanna's, deren Seele früher wie ein reiner Spiegel glänzte, eingestehen müssen. Seltsam meint Bellermann, der Auftritt sei nur eingeflochten, um Johanna selbst möglichst scharf das Unvereinbare des folgenden Fehltritts, von dem sie doch keine bestimmte Ahnung hat, mit ihrer göttlichen Sendung aussprechen zu lassen. Und doch deuten darauf nur vier Verse, welche der fürchterlichen Strafe gedenken, die im Falle ihrer Neigung zu einem Manne sie treffen würde.

So eilt sie zum Kampfe. In diesem Augenblicke höchster Aufregung mischt sich die Hölle ein. Diese will sie mit ihrer Verführung anwehen, und sie hat auch beim Ringen mit Lionel ihre Hand im Spiele, wo das Abreißen des Helms dessen Gesicht entblößt; sie schafft die Gelegenheit zum Falle, nachdem der Reiz der Liebe einmal in ihrem Herzen erwacht, wenn auch zunächst gewaltsam unterdrückt ist. Der Spott des schwarzen Ritters, den sie beim ersten Anblick gehaßt, der sie durch verstellte Flucht vom Schlachtfelde gelockt hat, und seine Warnung, vom Kampf abzulassen, da Unglück in Rheims ihrer warte, erbittern sie noch heftiger, sodaß sie, als er, ohne ihr Rede zu stehen, sich entfernen möchte, ihn unversehens erstechen will. Aber von der Berührung seiner Hand bleibt sie unbeweglich stehen, und sein Versinken beweist ihr, woher er stammt. Freilich faßt sie sich bald und befestigt sich im Glauben, das Schwert Gottes werde ihr den Sieg verschaffen: aber die Hölle hat sie einmal berührt und ihren am Hofe mit weltlichem Sinne und dem Reize irdischen Liebesglückes erfüllten Geist zur Sünde, zur Uebertretung ihres mit dem Himmel geschlossenen Vertrags gleichsam geweckt, ohne daß sie selbst augenblicklich der bösen Triebe sich bewußt geworden. So ist der sie in Schuld stürzende Fall in jeder Weise vorbereitet. Der Strahl der Liebe durchzuckt die Jungfrau, als sie den jüngsten, allein noch lebenden englischen Heerführer, der alles den Seinigen zugefügte Leid

an ihr rächen wollte, mit ihrem Gottesschwerte zu durchbohren im Begriffe steht: ein Blick in seine von grimmem Schmerz über seine Schmach und seines Volkes Niederlage erfüllten, von Heldenmuth und Herzensgüte strahlenden Augen bezwingt sie; die Hölle hat ihr Werk vollendet. Und auch als sie den Bruch ihres Gelübdes schaudernd erkennt, kann sie von ihrer verbrecherischen Liebe nicht ablassen, ja sie hadert mit der Gottesmutter, daß diese sie durch einen über die Kraft der zarten Jungfrau gehenden Vertrag unglücklich gemacht habe; denn dies thut sie wirklich trotz Bellermann's Ableugnung, in den drei letzten Strophen von IV, 1. Aber aus eigener Kraft erhebt sie sich wieder und gelangt durch Leiden zur glänzendsten Vollendung ihres Werks und zur höchsten Verklärung auf Erden und in dem ihr winkenden Himmel.

Heinrich Düntzer.

Neue Romane und Erzählungen.

1. Die Kreissecretärin. Roman von F. Peters. Leipzig, Reißner. 1892. 8. 3 M.
2. Groß-Busekow. Humoristischer Kriegsroman von A. von Winterfeld. Zweite Auflage. Wohlfeile Ausgabe. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1892. 8. 6 M.
3. Rittmeister Isegrimm und andere Erzählungen aus dem Soldatenleben von Gustav Harrven (G. David). Wien, Verlagsanstalt „Reichswehr". 1892. 8. 2 M.
4. An des Wahnes Faden. Sechs Novellen von L. von Waltershausen. Dresden, Pierson. 1892. 8. 3 M.
5. Lose Blätter. Skizzen von L. Roth. Dresden, Pierson. 1892. 8. 1 M.
6. Die Unschuld und andere Federzeichnungen von Wilhelm von Polenz. Dresden, Pierson. 1892. 8. 2 M.
7. Geopfert! Eine Episode aus dem Leben eines Offiziers. In Versen erzählt von Joseph Ruederer. Leipzig, Friedrich. 1892. 8. 2 M.

Die Anzahl neuer Romane und Erzählungen, die das Jahr über dem leselustigen Publikum von unserer so fruchtbaren deutschen Schriftstellerwelt angeboten wird, ist so groß, daß man sich nicht zu wundern braucht, wenn unter der Menge neuer Werke immer nur ein kleiner Theil höhern literarischen Anforderungen genügt. Die Kritik muß sich zufrieden geben, wenn sie unter einer Liste, wie die voranstehende ist, wenigstens das eine oder andere Buch mit einer Empfehlung an die Leser begleiten kann, und es ist nicht ihre Schuld, sondern die der oft viel zu rasch arbeitenden Autoren, daß sie sich unfertigen Leistungen gegenüber kühl verhält oder ganz ungenügende mit tadelnden Worten zurückweist. Leider legt sich uns diese Betrachtung beim Nachdenken über die sieben oben angeführten neuen Bücher sehr nahe, da der größere Bruchtheil davon zu mehr oder minder ernsten Bedenken Anlaß gibt.

Den meisten Anspruch auf Beachtung kann von ihnen ohne Zweifel der an erster Stelle genannte Roman von F. Peters: „Die Kreissecretärin", erheben. Es ist die Arbeit eines Autors, der seine Aufgabe, die wahrheitsgemäße Schilderung eines an Unglücksfällen aller Art reichen Menschendaseins, ernst erfaßt und auch in der Darstellung auf Sauberkeit des Ausdrucks und Reinheit des Stils Werth gelegt hat. Dabei verräth es entschiedene Begabung für die richtige und consequent durchgeführte Zeichnung der Charaktere, die bis auf eine Ausnahme in dem vorliegenden Roman gelungen sind. Diese eine Ausnahme aber wird der Wirkung des Ganzen gefährlich, denn sie betrifft die Heldin der Erzählung, die Kreissecretärin Stump. Sie tritt viel zu wenig handelnd hervor, verhält sich vielmehr fast durchgängig leidend. Es ist also nicht zu verwundern, wenn gerade die Heldin uns am allerwenigsten interessirt und die endliche glückliche Wendung ihres Schicksals, an der sie selbst gar kein Verdienst hat, uns gleichgültig läßt, während wir das traurige Ende ihres ehrsüchtigen Gemahls und die so verschiedene geistige Entwickelung ihrer drei Söhne, ja selbst das Los ihrer in den Hafen einer glücklichen Ehe einlaufenden Tochter mit Antheil verfolgen. Allerdings gibt es in Wirklichkeit Frauen genug, die im Leben kaum je einmal zu selbständigem Handeln gelangen, weil sie sich von jedermann, mit dem sie in Berührung kommen, lenken und leiten lassen; aber es scheint uns doch völlig klar zu sein, daß solche energielose Dulderinnen mit beschränkter Fassungskraft zur Heldin einer Erzählung wenig geeignet sind. Peters versucht zwar uns darüber aufzuklären, wie es kam, daß Frau Stump ihrem Gatten und ihren Söhnen gegenüber so wenig zur Bedeutung gelangte, indem er uns mit der Geschichte ihrer ersten, unglücklichen Jugendliebe und mit dem Rückgang ihrer einst glänzenden Vermögensverhältnisse bekannt macht, aber leider geschieht dies erst am Ende des Romans, wo das, was wir von Anfang an hätten erfahren sollen, als eine völlig selbständige Geschichte unvermittelt eingeflochten wird, sodaß man beim Lesen zunächst gar nicht weiß, was sie an dieser Stelle eigentlich soll. Und als man nun plötzlich durch einen directen Hinweis des Verfassers erfährt, daß der Held dieses Romans im Roman, der Wirkliche Geheime Rath Herr von Strinsow, der Jugendgeliebte der nachmaligen Frau Stump ist, und dann weiter liest, wie dieser, seine Untreue bereuend, zu ihr, die dem Wahnsinn fast erlegen ist, hineilt, um sie doch noch zu ehelichen und ihren verkommenen Sohn aus dem Kerker zu befreien, so empfindet man diesen gewaltsamen, echt romantisch gefärbten Schluß als einen unangenehmen Widerspruch zu der vorangegangenen schlichten, im guten Sinne realistischen Erzählung. Es liegt also hier ein auffallender Mangel in der Composition vor, der den Autor nöthigte, auf fast gewaltsame

Weise den Faden seiner Erzählung, die in drei oder vier Einzelgeschichten zu verlaufen drohte, wieder aufzuraffen, um überhaupt nur zum Abschluß zu gelangen. Dieser verfehlte Schluß aber ist um so mehr zu bedauern, als die oben erwähnten Vorzüge des Romans vermuthen lassen, daß Peters die Fähigkeit besitzt, bei größerer Sorgfalt im Entwerfen etwas in jeder Hinsicht Befriedigendes zu Tage zu fördern.

Mangelhafte Composition, große Unwahrscheinlichkeit, geschmacklose Ausdrücke und Bilder, gesuchter Witz, Lüsternheit und unnöthige Wiederholungen derselben, schon einmal breit genug geschilderten Situation, das sind die Ausstellungen, die wir an A. von Winterfeld's humoristischem Kriegsroman: „Groß-Busekow" (Nr. 2) machen müssen. Der Verleger hat gewiß nicht gut gethan, dieses herzlich unbedeutende Werk des beliebten Erzählers neu aufzulegen und durch eine wohlfeile Ausgabe zu verbreiten. Der Roman spielt in der Zeit kurz vor dem Jahre 1806 bis zu Ende des Jahres 1813 und berichtet uns unter steter Berücksichtigung der Zeitereignisse das Schicksal des märkischen Gutsbesitzers Adam von Güntersberg, sowie das seiner Familie und Freunde. Auch hier fehlt ein eigentlicher Held, dessen Thaten und Erlebnisse als Mittelpunkt des Ganzen angesehen werden könnte; denn weder der alte Adam noch der junge Hans von Güntersberg, der am Anfang der Erzählung noch im Jünglingsalter steht und am Schlusse als verwundeter preußischer Offizier zurückkehrt, um sich mit seiner Jugendliebe, der Pastors Grete aus Unkenhagen, ehelich zu verbinden, oder gar der Fohlenknecht Krischan Püschel mit seiner Geliebten und spätern Frau, der Gänsejette, können als solche bezeichnet werden. Vielmehr lenkt der Verfasser die Aufmerksamkeit des Lesers bald auf das Schicksal des einen, bald auf das des andern Paares, um an andern Stellen noch andere Personen, z. B. den Hauptmann von Knollen auf Kleinkneller und seine schüchterne Angebetete, die jungfräuliche Tante Florchen, in den Vordergrund des Interesses zu rücken. An und für sich liegt in dieser gleichmäßigen Behandlung verschiedener Hauptgruppen kein Fehler, da die breitausgesponnene Anlage des Romans sie ungezwungen gestattet; aber da man von vornherein weiß, was aus den einzelnen Personen werden wird und eine innere Entwickelung der schon zu Anfang der Erzählung fertigen Charaktere gar nicht stattfindet, so fehlt dem Roman die eigentliche Spannung; er verläuft sozusagen im Sande. Mit Vorliebe scheint der Verfasser bei den komischen Situationen verweilt zu haben. Witz und Humor sind ihm dabei nicht abzusprechen, aber der Witz wird zuweilen zur Albernheit, so in den Scenen zwischen Krischan und dem von ihm gefangen genommenen französischen Soldaten, und der Humor, mit dem das Liebesverhältniß zwischen dem Hauptmann und Tante Florchen geschildert ist, die sich beide vor der Ehe aus Scham fürchten, will uns ebenso unfein erscheinen, als die wiederholten Andeutungen über die Unannehmlichkeiten, die Krischan durchmachen muß, ehe es ihm gelingt, bei seiner ihm kurz vor dem Abmarsch ins Feld angetrauten Jette ungestört weilen zu dürfen. Dieses Behagen im Ausmalen des Lüsternen steht auf derselben Stufe mit der gelegentlich recht gewöhnlichen Sprache und den derben Vergleichen des Romans, von denen wir drastische Beispiele anführen könnten.

Als Erzeugnisse einer geübten Hand erscheinen auch die Soldatengeschichten Gustav Harrven's (Nr. 3), von denen die erste „Rittmeister Isegrimm", die für die ganze Sammlung den Titel abgibt, keineswegs die bedeutendste, wenn auch die längste ist. Harrven hat in ihnen manchen glücklichen Griff in die eigenthümlichen Zustände gethan, unter denen sich das Leben beim Militär abspielt. Für deutsche Leser haben die von ihm als Hintergrund seiner meist sehr einfachen Erzählungen gewählten Verhältnisse schon deshalb einen fremdartigen Beigeschmack, weil er nicht Zustände der deutschen, sondern solche der russischen und österreichischen Armee behandelt. Da sich aber Harrven gerade auf das Festhalten des eigenthümlichen Localcolorits trefflich versteht und er gelegentlich auch über eine Dosis liebenswürdigen Humors verfügt, lesen sich seine kleinen Erzählungen angenehm, zumal sie auch stilistisch gut geschrieben sind.

Psychologisch weit ernstere Conflicte und Vorgänge, als sie bei Harrven zu finden sind, begegnen uns in den sechs Novellen von L. von Waltershausen, die unter dem Titel: „An des Wahnes Faden" (Nr. 4) zusammengefaßt sind. Hier ist die erste Erzählung: „Sein Buch" weitaus die bedeutendste und das Thema, die Vernachlässigung einer Frau von seiten ihres nur seinen gelehrten Neigungen lebenden Mannes zwar nicht neu, aber selbständig und fesselnd durchgeführt. Weniger Geschmack vermögen wir der zweiten Nummer der Sammlung, „Loreley's Zauber" überschrieben, abzugewinnen. Sie führt uns in die moralisch anrüchige Welt der vornehmen Salons und schildert das dortige Leben und Treiben mit seiner Verachtung gesunder und natürlicher Regungen auf Grund treffender Beobachtung, aber doch so, daß derjenige, dem diese Verhältnisse fremd sind, sich widerwillig von ihnen abwendet. Wir zweifeln nicht daran, daß es solche Menschen gibt, aber wie wir im Leben die Berührung mit ihnen vermeiden, so weisen wir auch in der Dichtung dieses uns unangenehme Genre zurück. An der Novelle „Mitleid" möchten wir die Unwahrscheinlichkeit der Annahme, daß ein gesundes, junges Mädchen ihr Leben und Glück einem ältern kranken Manne, der sie zwar liebt, aber mit unnatürlicher Zurückhaltung flieht, opfern kann, als Hauptmangel hervorheben, während wir die in der Erzählung „Entlassen" dargelegte Hartherzigkeit einer vornehmen Weltdame gegen den Lehrer ihres Sohnes, dem er seine Existenz geopfert hat, als einen möglichen Vorgang anerkennen müssen. Im ganzen erscheinen die Novellen Waltershausen's als sorgfältige Studien nach dem Leben, und als solche verdienen sie beachtet zu werden, obwol

der Verfasser sein Auge offenbar mehr für das Absonderliche und Krankhafte, als für das Gesunde und Tüchtige geschärft hat,

Die als „Lose Blätter" bezeichneten Skizzen L. Roth's (Nr. 5) haben uns recht gut gefallen. Wenn sie auch, dem Charakter der Skizze entsprechend, das gewählte Thema nicht erschöpfend behandeln, sondern nur die allgemeinen Umrisse und sozusagen den Gesammtton angeben, so geschieht dies doch in einer Weise, welche die sichere Hand des Autors erkennen läßt und den Wunsch nahelegt, daß er seine Kunst auf einem größern Gebiete versuchen möge. Sollen wir die eine oder andere dieser Skizzen noch besonders namhaft machen, so möchten wir auf die Erzählungen: „Der kleine Ueberfluß" und „Der heilige Franeiseus", als auf diejenigen Stücke der Sammlung hinweisen, in denen sich das liebenswürdige Talent des Verfassers am meisten bewährt hat.

In Wilhelm von Polenz' Novelle „Die Unschuld" (Nr. 6), in der wir mit dem traurigen Schicksale eines hysterischen Mädchens, das sich heimlich nach Liebe sehnt, aber vor jeder Berührung mit dem andern Geschlecht zurückschreckt, bekannt gemacht werden, tritt die gewiß unanfechtbare Vertrautheit des Verfassers mit den Heimlichkeiten der weiblichen Natur als ihre bemerkenswertheste Eigenschaft hervor. Wir geben gern zu, daß ein so abnormer Fall, wie der hier geschilderte, vorkommen kann, sind aber der Ansicht, daß es weit mehr die Aufgabe des Arztes, als die des Dichters ist, ein derartiges Vorkommniß zu beschreiben. Die übrigen „Federzeichnungen", die Polenz mit der eben charakterisirten Novelle zu einem Buch vereinigt hat, erheben sich kaum über das Durchschnittsmaß einer leidlichen Erzählung aus dem gewöhnlichen, alltäglichen Leben, gehen aber auch unter dieses nicht hinunter. Am meisten ragt unter ihnen die Geschichte des „Dr. Pflaume" hervor. Die Leiden eines zwar wissenschaftlich ausgezeichneten, aber zu wenig energischen Gymnasiallehrers, der noch obendrein den Fluch eines lächerlich klingenden Namens und eines unscheinbaren Aeußern erdulden muß, sind hier mit trefflicher Anschaulichkeit zum Gegenstand einer ergreifenden Charakterstudie gemacht.

Joseph Ruederer, dessen in Versen vorgetragene Episode aus dem Leben eines Offiziers wir an letzter Stelle angeführt haben (Nr. 7), unterscheidet sich von allen übrigen hier besprochenen Verfassern schon dadurch möglichst unvortheilhaft, daß er die äußere Form sehr wenig beherrscht. Seine Verse, zum größten Theil kurze Reimpaare, sind, um es mild zu sagen, höchst unbeholfen. Offenbar hat sich der Dichter von der bekannten Regel: „Reim' dich oder ich friß' dich", als von einem Hauptgesichtspunkt für seine poetische Technik leiten lassen und sich darum, ob die gewählten Ausdrücke und Bilder auch wirklich passen, sehr wenig gekümmert. Um die sinnliche Begierde seines Helden, der zur Nachtzeit nur durch eine Thüre von seiner Geliebten getrennt ist, zu kennzeichnen, wählt er z. B. das Bild eines reißenden, aber im Käfig gefesselten Thieres, das sich hungrig auf seine Beute stürzen möchte. In so anmuthiger Weise geht es weiter, wie sich jeder, der das Buch zur Hand nimmt, überzeugen kann; die Geschmacklosigkeit erscheint oft unglaublich. Der Form entspricht der Inhalt, der höchst gewöhnlich erscheint. Eine von ihrem Gatten misachtete junge Frau aus Berlin erliegt auf der Reise in der Schweiz den Liebeswerbungen eines eleganten Offiziers, wird aber, als sie ihren Scheidungsproceß gegen ihren Mann verloren hat und bei ihrem Geliebten Zuflucht sucht, von diesem aus conventionellen Rücksichten zurückgewiesen. Aus Verzweiflung läßt sie sich von einem Eisenbahnzug überfahren. Der Offizier fühlt einige Anwandlungen von Rene, kehrt aber bald zu seinem frühern Leben zurück, denn die ganze Geschichte ist eben für ihn nur eine rasch vorübergehende Episode gewesen. Dem Verfasser aber bot sie die erwünschte Gelegenheit, sich in der möglichst deutlichen Ausmalung erotischer Scenen zu versuchen.

H. A. Lier.

Neuere biographische Versuche.

1. Don Carlos' Haft und Tod, insbesondere nach den Auffassungen seiner Familie. Von Max Büdinger. Mit Don Carlos' Porträt in Heliogravüre. Wien, Braumüller. 1891. 8. 3 M.

Wie in der geschichtlichen Entwickelung selbst die historischen Zustände der Völker mit den Lebensschicksalen einzelner hervorragender Persönlichkeiten in beständiger Wechselwirkung stehen, so wird auch in der Geschichtschreibung neben der in neuester Zeit in immer höherm Grade emporkommenden culturgeschichtlichen Betrachtungsweise die Schilderung des Lebens und Wirkens einzelner besonders hervorragender oder psychologisch merkwürdiger Männer stets ihre berechtigte Stellung behaupten. Beide stellen die eigenthümliche Verflechtung von Nothwendigkeit, die mehr in den Zuständen des Volkslebens, und Freiheit, die mehr in der Entwickelung der Persönlichkeiten zu Tage tritt, dar. Diese gerade verleiht der Geschichte und der Geschichtschreibung ihren eigenartigen Reiz.

Unter den geschichtlichen Persönlichkeiten, die immer und immer wieder die Aufmerksamkeit des Forschers wie des Laien auf sich lenken, begegnen uns nun neben den eigentlich hervorragenden Männern oft auch solche, welche uns mehr wegen ihrer eigenartigen Lebensschicksale und wegen ihrer psychologisch anziehenden Verwerthung in Sage und Geschichte interessiren. Unter diesen letztern nimmt der unglückliche Sohn Philipp's II., der Infant Don Carlos von Spanien, für die weitesten Kreise eine

hervorragende Stelle ein, seitdem uns Schiller's dramatisches Meisterwerk sein Geschick menschlich und künstlerisch näher gebracht hat. Dazu kommt in diesem Falle das mystische und geheimnißvolle Dunkel, das über die Katastrophe des bedauernswerthen Prinzen noch heute ausgebreitet ist und nach aller menschlichen Voraussicht niemals völlig gelichtet werden wird, trotzdem sich seit langer Zeit die führenden Geister unserer Geschichtschreibung, vor allem Leopold von Ranke und nach ihm W. Maurenbrecher, mit diesem anziehenden Gegenstande mit dem Scharfsinn und der Gründlichkeit des genialen Forschers beschäftigt und das spröde und wenig ausreichende wirklich authentische Material immer wieder durchgearbeitet haben. Das dichte Gewebe, das schon gleichzeitig auftauchende Gerüchte und die spätere ausschmückende Sage, der Schiller den Stoff zu seinem Drama entnahm, um den Ausgang des spanischen Prinzen gewoben hat, ist in allen wesentlichen Hauptpunkten von der Sonde der kritischen Forschung aufgelöst und zerrissen worden, ohne daß es darum gelungen wäre, etwas positives Neues und in allen Fragen Befriedigendes an die Stelle des Zerstörten zu setzen. Wir wissen mehr, wie sich die Sache nicht zugetragen hat, als wie sie sich nun thatsächlich in Beweggründen und Verlauf im einzelnen erklären läßt; wir wissen, daß jene Erzählungen von den protestantischen Neigungen des Prinzen und von seiner romantischen Liebe zu seiner Mutter Elisabeth, die den unheilbaren Conflict mit seinem Vater Philipp II. herbeigeführt habe, nicht richtig und spätere Erfindungen des 17. Jahrhunderts sind, aber in die letzten Beweggründe und seelischen Zustände der handelnden Personen mit voller Sicherheit einzudringen, ist der Forschung bisher nicht möglich gewesen, vornehmlich aus dem Grunde, weil die entscheidenden Papiere über den Ausgang des Prinzen infolge der letztwilligen Verfügung seines Vaters im September 1598 verbrannt worden sind. Diesen Mangel in vollem Umfange aus andern, mehr oder minder secundären gleichzeitigen Quellen zu ersetzen, hat auch die neueste Abhandlung Büdinger's über den Gegenstand nicht vermocht, so viel Scharfsinn und Gelehrtenfleiß er auch auf die nochmalige Durchforschung des gesammten Quellenmaterials verwendet hat. Immerhin ist es Büdinger gelungen, noch eine Reihe weiterer, bisher unbekannter Quellen dem Dunkel der Archive zu entreißen und aus ihnen neue Gesichtspunkte für die Beurtheilung der früher bekannt gewordenen zu gewinnen. Von ganz besonderer, zuweilen entscheidender Bedeutung sind dabei die Gesandtschaftsberichte des kaiserlichen Geschäftsträgers in Madrid, Freiherrn Adam von Dietrichstein (1563—68), sowie einige bisher der Aufmerksamkeit entgangene oder nicht ausreichend gewürdigte Aeußerungen der einzelnen Mitglieder des Habsburgischen Hauses unter sich. In der Hauptsache aber haben auch diese neuen Quellen das Bild, das die Forschungen Ranke's, Gachard's, Lorente's und Maurenbrecher's entworfen haben, wol in einzelnen nicht unwesentlichen Zügen abzuändern und zu ergänzen, nicht aber umzustoßen vermocht. Noch klarer als aus den bisherigen Forschungen treten die Hauptzüge dieses Bildes hervor, die allerdings von der idealen Vorstellung, die noch heute in weiten Kreisen des Volks über den unglücklichen Königssohn verbreitet ist, nichts, aber auch gar nichts bestehen lassen, sondern uns ihn als einen körperlich und geistig verkümmerten, schwächlichen und zur Regierung seiner selbst, geschweige denn eines großen Weltreichs gänzlich unfähigen Menschen erkennen lassen. Büdinger hat, um zu einer einigermaßen klaren Vorstellung über den physischen und psychischen Zustand des Prinzen zu gelangen, die in den Quellen enthaltenen Aeußerungen über ihn einer befreundeten medicinischen Autorität auf dem Gebiete der Geisteskrankheiten vorgelegt, und diese — es ist der Hofrath Professor Dr. Meynert — hat die Krankheit des Prinzen danach als „Schwachsinn" erklärt, mit dem die einzelnen durchaus vernünftigen und scheinbar wohlüberlegten Aeußerungen und Handlungen des Prinzen recht wohl in Einklang zu bringen seien. Inwiefern diese ärztliche Diagnose auf Grund von einzelnen nichtfachmännischen Quellenäußerungen längst vergangener Jahrhunderte als unbedingt zuverlässig und zutreffend anerkannt zu werden verdient, soll hier nicht untersucht werden. So viel ist nach dem Stande des gesammten Quellenmaterials unzweifelhaft, daß der Geisteszustand des Prinzen seit dem langwierigen Wechselfieber, das er gerade in der entscheidenden Zeit der Entwickelung zur Mannbarkeit (1562) durchgemacht hat, ein nicht normaler gewesen ist, sodaß Don Carlos ohne Frage für viele seiner Handlungen, die seine Gefangennahme durch den Vater und seinen Tod herbeigeführt haben, nicht in vollem Maße verantwortlich gemacht werden kann. Von diesem Gesichtspunkte aus verliert selbst die trübe und immer wieder aufgeworfene Frage, ob sich Don Carlos wirklich vorübergehend mit Mordabsichten gegen seinen Vater getragen hat, viel von ihrer Bedeutung und ihrer Schärfe. Ranke hat bekanntlich diese Frage nach eingehender kritischer Würdigung verneinen zu dürfen geglaubt, Büdinger bejaht sie auf Grund einiger neu herangezogener Quellen, denen er aber eine zu entscheidende Bedeutung beilegt, sodaß auch diese Frage als eine der vielen offen bleibenden zu bezeichnen sein dürfte. Sonst unterscheidet sich Büdinger in seiner Gesammtauffassung von Ranke und Maurenbrecher, deren große Verdienste um die Aufhellung der Frage er übrigens durchaus anerkennt, vornehmlich durch seine überraschend milde, ja bis zur Vorliebe günstige Auffassung des Verhaltens Philipp's II. nicht blos in dieser Angelegenheit, sondern in seiner ganzen Politik. In dieser Richtung geht er in der objectiven Würdigung der Beweggründe Philipp's so weit, daß er selbst seine mit Hülfe Alba's durchgeführte brutale niederländische Politik vom Standpunkte des Königs aus zu rechtfertigen unternimmt.

Im allgemeinen wird man sagen müssen, daß das scharfsinnige und gelehrte Buch weniger durch die Neuheit

seiner Ergebnisse, als durch die Exactheit der kritischen Methode und die klare Kritik der Quellen überrascht und befriedigt. Für die weitern Kreise des gebildeten Publikums, die sich für das Schicksal des Don Carlos interessiren, hat das freilich die unangenehme Folge zu wege gebracht, daß das gelehrte Werk, in dem der forschenden Kritik und Analyse der Quellen inmitten der Darstellung und in deren Text hineingearbeitet der breiteste Raum verstattet worden ist, für den Laien sehr schwer verständlich, ja fast unlesbar geworden ist, ein Mangel, zu dem auch Fehler in der ganzen äußern Anlage und Anordnung des Stoffs erheblich beigetragen haben. Für den Forscher aber ist das Werk eine erfreuliche, ungefähr die Grenze des Erkennbaren darstellende Bereicherung unserer historischen Kunde über die sachlich wie methodisch gleich wichtige und anziehende Don Carlos-Frage.

Bei einer zweiten Biographie, die in jüngster Zeit erschienen ist und die uns in eine der Neuzeit näherliegende Epoche versetzt, erweckt weniger die Individualität der Persönlichkeit, die uns geschildert wird, als vielmehr gerade die Thatsache, daß die Schicksale dieser Persönlichkeit als typisch für ihre Zeit gelten können, unsere lebhafte Theilnahme. In den Geschicken des einzelnen Mannes tritt uns das Schicksal unseres eigenen Vaterlandes in trüber Zeit in greifbarer und concreter Gestalt entgegen. Das Buch, um das es sich handelt, ist das folgende:

2. Ein hannoversch-englischer Offizier vor hundert Jahren. Christian Wilhelm Freiherr von Ompteda, Oberst und Brigadier in der königlich deutschen Legion. 26. November 1765 bis 18. Juni 1815. Von Ludwig Freiherrn von Ompteda. Mit einem Bildniß in Heliogravüre und einer Karte. Leipzig, S. Hirzel. 1892. Gr. 8. 6 M.

Der Mann, dessen Leben und Wirken uns in diesem Werke mit der pietätvollen Liebe des nahen Verwandten geschildert wird, kann, obwol er in seinem Kreise ein braver und tüchtiger Offizier und ein wackerer, lebhaft empfindender Patriot gewesen ist, doch nicht den Anspruch erheben, in irgendwie entscheidender Weise in die Geschicke seiner reichbewegten Zeit eingegriffen zu haben. Er gehörte als begabter, strebsamer und tapferer Offizier dem Heere des Königsreichs Hannover an und hat die wechselsreichen und gerade für seinen Staat zumeist im höchsten Maße demüthigenden Feldzüge gegen die Franzosen vom Beginn der Revolutionskriege bis zu dem großen Freiheitskampfe mit Eifer und Auszeichnung mitgemacht, ohne gerade an leitender Stelle zu stehen. Gleichwol wird man die Schilderung seines schicksals- und wechselvollen Lebens, die zum großen Theil auf seinen eigenen Briefen und Aufzeichnungen beruht, nicht ohne lebhafte Theilnahme und warmes Mitgefühl lesen; denn sie entwirft uns zugleich ein auf eigener feiner Beobachtung beruhendes, mit dem eigenen Herzblut gezeichnetes Bild der für sein engeres, wie für unser weiteres Vaterland tiefbetrübenden und schmachvollen Ereignisse, die sich in jenem Zeitraum abgespielt haben. Es ist ein Bild, das gerade durch die minder bedeutenden Einzelheiten in der Schilderung concreter Vorgänge überaus anschaulich und anziehend wirkt und uns vielfach neue Aufschlüsse, nicht sowol über die großen weltgeschichtlichen Ereignisse, als über die Zustände jener trüben Periode gewährt. Für die Feldzüge der Revolutionskriege in Holland und am Niederrhein bietet das Werk sogar auch manche neue Anhaltspunkte zur Beurtheilung der von den Heerführern der coalirten Armeen begangenen Misgriffe und Versehen. Geradezu ergreifend wirkt die Schilderung der Schicksale der hannoverschen Armee in dem zwischen England und Frankreich im Jahre 1803 ausgebrochenen Kriege. Die Empörung und leider ohnmächtige Wuth, die bei den braven und ehrliebenden Truppen infolge der schimpflichen Capitulationen von Sulingen und Artlenburg herrschte, wird in anschaulicher, mit einer Fülle plastischer Einzelheiten ausgestatteter Form geschildert. Christian Ompteda und sein in diplomatischen Diensten thätiger Bruder Ludwig gehörten zu den vornehmsten Häuptern der hannoverschen Patriotenpartei, die die Schmach jener Jahre nie verwinden konnte und in dem haßerfüllten Kampfe gegen den corsischen Eroberer die Aufgabe ihres ganzen ferneren Lebens erblickte. Wo immer es galt ihm entgegenzutreten, da waren sie zur Stelle, der eine als Soldat, mochte der Kampf zur See oder zu Lande, in Spanien, Dänemark oder Hannover toben, der andere als eifriger Vermittler der hannoversch-englischen Beziehungen zu Preußen, beide in engem Anschluß und steter freundschaftlicher Verbindung mit den großen Häuptern der preußischen Patriotenpartei, einem Gneisenau und Scharnhorst. Die Briefe, welche die Brüder untereinander gewechselt haben und deren hauptsächlichste in diesem Werke in vollem Umfange zum Abdruck gelangen, sind ein schönes Denkmal ihrer patriotischen und nationalen Gesinnung und Empfindung. Dem Werke selbst wäre dabei freilich zu wünschen gewesen, daß es sich nicht gar zu sehr darauf beschränkt hätte, diese eigenen Aufzeichnungen und Correspondenzen des Helden wiederzugeben; die Bearbeitung, welche der Verfasser diesen Quellen zutheil werden ließ, leidet an einem unverkennbaren Uebermaß von Pietät und Familiensinn, indem es auf der einen Seite aus jenen Aufzeichnungen gar zu viel aufgenommen hat, was nur für die Familie Ompteda, nicht aber für die geschichtliche Kunde von Werth ist, auf der andern Seite aber gar zu sehr darauf verzichtet hat, diese mannichfaltigen persönlichen Erlebnisse von einem einigermaßen zusammenhängenden geschichtlichen Hintergrunde sich abheben zu lassen. Was der Verfasser an eigener Darstellung zu jenen gleichzeitigen Aufzeichnungen hinzugethan hat, um aus den Bausteinen zu einer Biographie eine solche selbst aufzubauen, ist doch recht unbedeutend und enthält meist nur recht dürftige Auszüge in allerknappster Form aus den gebräuchlichen neuern Darstellungen jener Zeit, in welche die Quellen selbst in völlig unvermittelter und kunstloser Weise eingeschachtelt sind, sodaß das Ganze schließlich ein wenig geschicktes Mittelding zwischen einer bloßen Quellenaus-

gabe und einer Darstellung geworden ist. Der jetzt gewählten Form wäre eine schlichte, mit einigen Anmerkungen versehene Herausgabe der Correspondenzen und Tagebücher Ompteda's unzweifelhaft vorzuziehen gewesen. Denn diese neue Quelle selbst bietet des Anziehenden und plastisch Anschaulichen so viel, daß man schon für ihre bloße Veröffentlichung dem Verfasser zu Dank verpflichtet gewesen wäre.

Ein dritter biographischer Versuch, welcher mehr eine Lobsprechung nach Art einer antiken oratio funebris als eine historische Darstellung genannt werden muß, führt uns in die allerjüngste Vergangenheit:

3. Marie, Königin von Baiern. Ein Lebensbild von Marie Schultze. München, H. Korff. 1892. Gr. 4. 2 M. 25 Pf.

Ein wirklich von großen geschichtlichen Gesichtspunkten gezeichnetes Lebensbild der edlen und unglücklichen bairischen Königin, die nach einer überaus glücklichen Ehe mit dem Könige Maximilian II. von Baiern in ihrem Alter den tiefen, unergründlichen Schmerz erleben mußte, als Königin-Mutter ihre beiden hochbegabten Söhne, Ludwig II. und Otto, nacheinander in die Nacht des Wahnsinns versinken zu sehen, ist gewiß an sich eine lohnende und schöne, dankbare Aufgabe. Man wird der Verfasserin die Anerkennung nicht versagen dürfen, daß sie sich an die Lösung dieser Aufgabe mit warmer Empfindung und edler Begeisterung und Liebe zu der ihr persönlich nahestehenden hohen Frau gemacht hat, aber sie ist in der Durchführung derselben doch allzu sehr an dem rein Aeußerlichen und Kleinlichen haften geblieben, hat sich doch gar zu weit von jeder, auf größern Gesichtspunkten beruhenden Würdigung ferngehalten, als daß ihrer Arbeit eine andere Bedeutung als die einer gutgemeinten Hofgeschichte beigemessen werden könnte. Von einzelnen, menschlich liebenswürdigen Zügen der Wohlthätigkeit und einfachen Frömmigkeit wird uns mit echt weiblicher Gesprächigkeit erzählt, noch sorgfältiger werden uns einzelne, herzlich unbedeutende Hof- und Gesellschaftsgeschichten in behaglicher Breite, als wären es Haupt- und Staatsactionen, berichtet, von dem, was unser Interesse am meisten fesseln würde, von den Beziehungen der Mutter zu ihren reichbegabten und doch später so tief unglücklichen Söhnen, von deren Erziehung u. dgl. m. wird uns kaum die allerdürftigste Kunde. Immerhin wird mancher, der der edlen Fürstin aus Hohenzollernstamm warmes persönliches Interesse entgegenbringt, das kleine Büchlein nicht ohne Anregung aus der Hand legen.

Georg Winter.

Aus vier Erdtheilen.

1. Eine Pusztenfahrt. Bilder aus der ungarischen Tiefebene von Franz Woenig. Illustrirt von A. Klamroth. Leipzig, C. Jacobsen. 1892. Gr. 8. 6 M.

Ein Botaniker entrollt uns hier stimmungsvolle Bilder aus dem Steppeninnern Ungarns, das er zur Herbstzeit durchstreift hat. Das schmucke, mit hübschen Vignetten verzierte Buch führt uns recht packend in das Natur- und Volksleben der Pusztен ein. Bald erfreuen wir uns des tiefen Friedens, den die weite, einsame, baumleere Flur im hellen Sonnenschein oder im zauberischen Mondenglanz ins Herz des sinnigen Beschauers gießt, bald umfängt uns das lustige Treiben in der Csarda (der Pusztenschenke), oder wir verweilen bei den Fischern an der fischreichen Theiß, ein andermal bei den fleißigen Bestellern des Alföldbodens oder in den Alföldstädten Kecskemet und Debreczin.

Außer den recht guten, obschon nur ganz gelegentlich eingestreuten Skizzen vom Pflanzen- und Thierreich der Pusztен ist das Werk ausgezeichnet durch einen Zug, der bei uns Deutschen neuerdings selten geworden war: durch die warme Anerkennung des temperamentvollen, wirthschaftlich gar nicht gering zu achtenden ungarischen Volks. Im Gegensatz zu den schulmeisterlichen Thoren, die sich genügen lassen an der albernen Phrase, die Magyaren seien ja weiter nichts als mongolische Barbaren (wobei in höchst unwissenschaftlicher Schlußfolgerung immer die dem finnisch-türkischen Sprachstamm angehörige Sprache der Magyaren angeführt wird, als könnte man aus der Sprache ohne weiteres die Abkunft eines Volks entnehmen!), hören wir hier das aus vorurtheilsloser Beobachtung der Ackerbauarbeit auf einem Pusztengehöft, einer Tanya, geschöpfte Urtheil:

> Auf vielen Tanyen arbeiten die ansässigen Arbeiterfamilien auf Antheil. Gewöhnlich erhalten sie den Zehnten oder Zwölften des Reinertrags vom Erntesegen und stehen sich sehr gut bei diesem Accord. Daher auch der rege Fleiß, den die Arbeiterkolonien in den oft unübersehbaren Weinanlagen, Kukurutz-, Tabakplantagen, Melonen-, Rüben-, Kartoffelfeldern und auf den Getreideplänen beim Bestellen der Aecker oder zur Zeit der Ernte entfalten. Was würden unsere deutschen Arbeiter dazu sagen, wenn ihnen zugemuthet würde, wochenlang täglich 15—20 Stunden bei drückender Sonnenhitze von 20—30 Grad R. fast ununterbrochen thätig zu sein? Und mit welch einer Freudigkeit sieht man die ungarischen Landleute diese schweren Strapazen ertragen! Es ist eine Lust, die emsigen Pusztenbewohner bei ihrer mannichfachen Thätigkeit, die der Ackerbau erfordert, aufzusuchen und ihnen zuzuschauen. Es ist ein Genuß für Herz, Gemüth und Sinn, unter diesen schlichten, freudigen Menschen zu leben!

2. In West und Ost. Lose Blätter aus der Mappe eines Kriegsberichterstatters. Von Irving Montagu. Freie autorisirte Uebersetzung von le Juge. Hannover, Helwing. 1891. Gr. 8. 9 M.

Dieser stattliche Band enthält in Wort und Bild Einzelskizzen aus dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71, aus dem Karlistenkrieg von 1874 und dem letzten russisch-türkischen Feldzug. Sie sind von einem Zeichner für die „Illustrated London News" entworfen, der unter mancherlei

Fährlichkeiten diese drei so grundverschiedenen Kriege der siebziger Jahre, Stift und Skizzenbuch in der Hand, mitgemacht hat.

Die furchtbaren Greuel der Vernichtung, wie sie große Feldschlachten stets mit sich führen, ziehen an unserm Auge vorüber, abwechselnd mit freundlichern Bildern edelster Nächstenliebe an den Pflegestätten der Verwundeten oder mit humorvoll erzählten Abenteuern des „Schlachtenbummlers", der natürlich oft genug für einen Spion gehalten und zu hochnothpeinlichem Verhör abgeführt wurde.

Mitunter begegnet auch ein flüchtiger Hinblick auf Land, Stadt und Volk. So bei der Hinfahrt durch den Bosporus nach Konstantinopel:

Plötzlich, wie dem geheimnißvollen Gebot eines mächtigen Zauberers folgend, erstiegen der dunstigen Atmosphäre über der sich niedriger und niedriger senkenden grauen Wolkenschicht die Moscheen und Minarets, welche, von der emporsteigenden Sonne mit rosigem Licht übergossen, einen entzückenden, märchenhaften Anblick gewährten. Der in dieser Luft bläulich schimmernde Nebel begann jetzt schnell ganz zu weichen, und immer deutlicher und wundervoller hoben sich das goldene Horn, Skutari, Galata und die Höhe von Pera vor meinen staunenden Blicken vom Horizont ab. Wo mir noch eben alles eine einzige Nebelmasse geschienen hatte, erhob sich jetzt plötzlich, in den zusammenfließenden Wässern des Bosporus und des Marmarameeres ihr stolzes Bildniß wiederspiegelnd, die entzückendste Stadt des Orients, vor der auf der breiten Wasserfläche unzählige Fahrzeuge jeder nur erdenklichen Art, Gestalt und Farbe vor Anker lagen, um den lebendigen Eindruck dieses ganzen reizvollen Gemäldes noch mehr zu steigern.

Gar verschieden aber nahmen sich die beiden Haupttheile Konstantinopels aus am Beginn eines Kriegs um Sein oder Nichtsein der Türkei: die von christlicher Bevölkerung bewohnten Vororte im Nordosten des goldenen Horns, Pera sammt dem niedriger gelegenen Galata, und das türkische Stambul.

Während Pera die sozusagen quecksilbermäßige Unruhe des bevorstehenden Kriegs zur Schau trug, verharrte Stambul mit seinen angefüllten Bazars, seinen wenigen träumerischen Kamelen und seinen philosophischen Händlern in gewaltigen Turbans und flatternden, langen Gewändern in der ihm angeborenen und speciell eigenen unerschütterlichen Ruhe und Gleichgültigkeit, die man am besten in dem einen Wort „Kismet" zusammenfaßt.

Beim Durchzug durch das nördliche Kleinasien gegen Kaukasien hin erfahren wir, daß dort zur Zeit noch wie bei so manchen „wilden" Völkerschaften Irrsinnige als besonders Gottbegnadete, mit überirdischer Seherkraft Begabte angesehen werden. Nur scheint der Verfasser diese ganz ernsthafte Anschauung zu oberflächlich rationalistisch aufgefaßt zu haben.

Es gab wenige Dörfer, die nicht im Besitz ihres Special-Idioten oder -Narren waren, den sie allerdings höflicher als ihren „weisen Mann" bezeichneten. Ich habe niemals den Verdacht aufgeben können, daß dieser „weise Mann" in Wirklichkeit nicht so verrückt war, als er zu scheinen für gut befand. Auf allgemeine Kosten ernährt, bekleidet und als ein erhabenes Wesen verehrt — selbst seine Aeltern sind nach allgemeiner Ansicht von Allah ausgezeichnet — findet er in jedem Khan seinen Platz und verträumt so, wie und wo er will, ohne Sorge und Mühe sein nichtsthuerisches Dasein. Da er in dem Rufe steht, jede nur denkbare Zauberei ausüben zu können, so gilt es als ein besonderer Vorzug, ihm Geschenke von Perlen oder sonst irgendeinem Flittertand machen oder auch sein langes ungekämmtes Haupthaar mit Gras oder Unkraut bedecken zu dürfen.

3. Vom Kaukasus zum Hindukusch. Reisemomente von Bernhard Stern. Nebst 12 Vollbildern und 33 Textillustrationen, nebst einem Anhang: Kaukasische Marschrouten. Berlin, S. Cronbach. 1892. 8. 6 M.

Im Plauderstil geleitet uns der Verfasser von der untern Wolga über das Kaspische Meer zu Kreuz- und Querzügen durch den Kaukasus und seine beiderseitigen Vorlande, sodann in die transkaspischen Wüsten und Flußoasen des südlichen Turan bis nach Samarkand. Persönliche Reiseerlebnisse wechseln ab mit Schildereien der durchstreiften Gegenden, der besuchten Städte und ihrer Bewohner. Verfolgt auch die Darstellung keine höhern Ziele, so bietet sie doch immerhin ein Kaleidoskop des Wirklichen, der frischen Gegenwart. Am meisten fesseln die turanischen Schilderungen, weil hier durch den ganz militärisch von General Annenkoff ausgeführten großartigen Eisenbahnbau so urplötzlich wenig oder kaum bisher bekannte Räume (wie das Oasenland Merw) in Berührung mit europäischer Cultur, in den Bereich des Weltverkehrs treten. Ein Anhang erörtert ausführlich „kaukasische Marschrouten" für den Touristenzweck.

4. Asien. Eine allgemeine Länderkunde. Von Wilhelm Sievers. Mit 160 Abbildungen im Text, 14 Karten und 22 Tafeln. Erste Lieferung. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1892. Gr. 8. 1 M.

In gleicher Weise wie Professor Sievers kürzlich in dem nämlichen Verlag eine Landeskunde von Afrika erscheinen ließ, beginnt er nun eine solche von Asien herauszugeben. Die vorliegende Erstlingslieferung bringt eine klare Uebersicht über das allmähliche Bekanntwerden Asiens und erörtert dann Größe, Grenzen und Umrißgestalt des gewaltigen Erdtheils. Die Darstellung ist im besten Sinne des Wortes volksthümlich und beruht auf sorgfältiger Benutzung der einschlägigen Literatur. Die eingedruckten Bilder sowie die in Chromodruck oder feinem Holzschnitt ausgeführten Vollbilder und Karten sind vorzüglich gelungen, sodaß auch von dieser Seite das Werk seinem erwähnten Vorgänger durchaus ebenbürtig zu werden verspricht.

5. Tagebuch-Skizzen. Von Kari-ndo (Prinz Philipp von Sachsen-Koburg und Gotha). Breslau, Trewendt. 1892. 8. 1 M. 60 Pf.

Oft gar zu sehr im Stil des (doch nur für den eigenen Privatgebrauch bestimmten) Tagebuchs erzählt uns der Verfasser von ein paar Touren in Brasilien, besonders von der Gold- und Diamantengewinnung in Ouro Preto und Diamantina, ferner von seinem Ausflug in das tausendmal schon beschriebene Yosemitethal Californiens, von einer in Honolulu verlebten Woche, von Ceylon und einem Taifun, den er bei der Ueberfahrt von China nach Japan zu bestehen hatte. Jedenfalls kennt er Japan von Grund aus.

Solche Sprachschönheiten wie „Farrenkräuterbäume" wollen wir ihm schon nachsehen; wie kann aber ein so genauer Kenner von Japan die Tautologie „Meta Sima Insel" (so steht hier mit anglisirendem Ersparen der Bindestriche) begehen? Er weiß doch, daß Sima Insel heißt.

6. Abessinien und seine Bedeutung für unsere Zeit. Von E. F. A. Münzenberger. Aus dem Nachlasse herausgegeben von J. Spillmann. Freiburg, i. Br., Herder. 1892. Gr. 8. 3 M.

Ohne Abessinien aus eigener Anschauung zu kennen, schildert der Verfasser das merkwürdige Alpenland der afrikanischen Tropen für einen weitern Leserkreis auf Grund eines fleißigen Studiums älterer und neuerer darauf bezüglicher Werke. Die rein beschreibenden Abschnitte machen allerdings stellenweise einen compilatorischen Eindruck; selbständigern Inhalts sind diejenigen, welche Abessinien als Feld christlicher Missionsthätigkeit und europäischer Colonialunternehmungen behandeln. Sehr schön sind die zahlreichen Holzschnittbilder, theils Landschafts- und Städteansichten bietend, theils Völkertypen oder Porträts.

7. Der alte und der neue Kongostaat. Von R. Raab. Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei, A.-G. 1892. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Auch dieses Werkchen schöpft aus schriftlichen Quellen. Leider ohne jede äußerlich durch besonders überschriebene Abschnitte hervortretende Gliederung erörtert es zuvörderst die Hydrographie des Kongobeckens, erzählt dann von dem alten Kongostaat, d. h. dem ziemlich bedeutungslosen Negerkönigreich südlich vom untern Kongo, das im 15. Jahrhundert unter portugiesische Oberhoheit trat, nachmals aber ganz verfiel, sodaß Bastian bei seinem Besuch San Salvadors im Jahre 1857 daselbst nur eine Gruppe elender Hütten vorfand; den Hauptinhalt bildet der Bericht über die Gründung des belgischen Kongostaats mit eingehender Betrachtung seiner derzeitigen Organisation und gelegentlichen Einlagen aus neuern Reisewerken, die Natur und Bevölkerung dieses großen, freilich zumeist nur „auf dem Papier stehenden" Staats schildern.

8. Culturhistorisches aus dem Dollarlande. Von K. Knortz. Basel, Schweizerische Verlags-Druckerei. 1892. Gr. 8. 2 M.

Achtzehn kurze Aufsätze über allerhand Culturzüge des heutigen Lebens in den Vereinigten Staaten sind in diesem Bändchen vereinigt. Eine vom Verfasser bei Gelegenheit einer Fahnenweihe in Johnstown gehaltene Rede über die Macht des deutschen Liedes (das eine nicht zu unterschätzende Verknüpfung zwischen uns und den Millionen unserer nach Nordamerika ausgewanderten Brüder bildet) hebt den Reigen an. Es folgen Besprechungen über socialpolitische Zustände der Union, über Freihandel und Schutzzoll daselbst, über den Thierschutz in Amerika, über die Chinesen in den Vereinigten Staaten, das Schulwesen der amerikanischen Neger u. dgl.

Alle Aufsätze sind klar, nüchtern und volksfreundlich geschrieben, wenn sie auch nichts wesentlich Neues bringen. Recht beachtenswerth erscheint die Abhandlung über den Handfertigkeitsunterricht, wie er sich in den Vereinigten Staaten ausgestaltet hat (besonders in der segensreich wirkenden Workingmen's School des Professors Adler in Neuyork) und wie er allmählich auch in den europäischen Staaten größere Beachtung findet nach dem Grundsatz, daß die (zumal bei uns in Deutschland übliche) Ausbildung der Schüler fast allein in geistigen Dingen doch etwas recht Einseitiges ist. Die Blumenlese „amerikanischer Hexenprocesse" beweist, wie die Weißgesichter neben aller Bildung und Kunstfertigkeit auch den jammervollen Hexenaberglauben getreulich mit hinübergeschleppt haben über das große Wasser und sich ganz wie wir daheim bis gegen Ausgang des 17. Jahrhunderts mit den wahnwitzigen Aburtheilungen angeblicher Zauberinnen befleckt haben. Der kleine Aufsatz „Die Mecklenburger und die Unabhängigkeitserklärung" berichtigt die Angabe Franz Löher's, daß die berühmte Proclamation von 1775 von Mecklenburgern verfaßt sei: sie stammt zwar aus dem Mecklenburg County Nordcarolinas, rührt aber von schottischen Presbyterianern her.

Alfred Kirchhoff.

Zur Völkerkunde.

Unter dem Einfluß der modernen Ethnologie hat sich bekanntlich in den letzten Jahren eine Forschung entwickelt, welche sich das Studium des eigentlichen Volkslebens, wie es unter der gleisnerischen Hülle der Cultur sich überall noch vorfindet — wenn auch häufig nur in versprengten Resten und dürftigen Bruchstücken —, zur speciellen Aufgabe macht. Verschiedene Zeitschriften und Gesellschaften sind zu diesem Zwecke entstanden (so wurde unter anderm das frühere Organ für Völkerpsychologie und vergleichende Sprachwissenschaft in diesem Sinne umgestaltet), und so kann noch manches werthvolle Document des geistigen Lebens in den niedern Schichten unserer heimischen und dann auch der europäischen Stämme überhaupt der Vergessenheit entrissen werden, der es sonst in dem schnelllebigen Zeitalter des Dampfes und der Elektricität rettungslos verfallen wäre. Dazu bedarf es aber, wie leicht begreiflich, einer vollständigen Entäußerung aller persönlichen Vorurtheile und Stimmungen, die wir nur zu gern als Kriterium für eine fremde Weltanschauung verwenden, und statt dessen einer streng objectiven Sammlung und Anordnung des Materials, ganz besonders dann, wenn es sich um fremdartige Gesittungsstufen handelt. Schlimmstenfalls bleibt nicht anderes übrig, als sich möglichst dem betreffenden Typus zu assimiliren, wie dies z. B. der Verfasser des vorliegenden Buchs gethan, das wir mit einigen Worten einführen möchten:

Aus dem innern Leben der Zigeuner. Ethnologische Mittheilungen von Heinrich Wlislocki. Berlin, Felber. 1892. Gr. 8. 6 M.

Dieser Forscher hat jahrzehntelang mit dem flüchtigen, unsteten Zigeunervolk ein Wanderleben geführt, nachdem es ihm gelungen war, in den Stamm der ungarischen Zigeuner aufgenommen zu werden; ja er brachte seiner wissenschaftlichen Wißbegier ein noch größeres Opfer, indem er aus ihrem Kreise sich eine Lebensgefährtin erwählte. So kann es nicht wundernehmen, wenn Wlislocki allmählich über einen ansehnlichen Schatz ethnographischer Erfahrungen und Beobachtungen gebietet, der sich über das ganze Gebiet geistigen Schaffens erstreckt und den er bereits früher verwerthet hat („Vom wandernden Zigeunervolk", „Volksdichtungen der siebenbürgischen und ungarischen Zigeuner" und endlich „Volksglauben und religiöser Brauch der Zigeuner"); diesmal handelt es sich um genauere Ergänzungen des Materials, meist dem weiten Felde des Animismus entlehnt. Nur ein Aufsatz schildert eine geniale Zigeunerdichterin, Gina Ranjicič, von der unser Gewährsmann meint:

Wäre sie das Kind eines andern Volks gewesen, hätte sie unter andern Verhältnissen gelebt und wäre nicht gerade ihre Schönheit und Bildung der Fluch ihres Lebens gewesen, so könnten wir heute in ihr eine der größten Dichterinnen aller Zeiten betrauern. Wer ihre 250 zigeunerischen Gedichte liest, kann sich den kurzen Abriß ihres Lebens, wie wir ihn geben, zu einer langen Leidensgeschichte voll verzweifelten Kämpfens und Ringens, voll trüber Tage und peinvoll durchwachter Nächte, voll bitterer Enttäuschungen und gescheiterter Hoffnungen weiter anspinnen. In den Fesseln wilder, unbezähmbarer Leidenschaft schmachtete die Dichterin, eine echte Zigeunerin, wie eine Gefangene ohne Licht und Luft, inmitten ihr von wilder Leidenschaft aufgezwungener Lebensverhältnisse. Sie war zur Dichterin geboren und bestimmt, ein gottbegnadetes Weib, das vergaß, was es drückte und quälte, wenn es dichtete. Müde und abgespannt von dem Glanze und der Pracht, mit der sie von ihren Anbetern oft umgeben ward, oder von mühseliger Zigeunerfahrt, sang sie ihre Lieder voll Duft und Frische, die jenen Blumen gleichen, die am Tage den Kelch ängstlich verschlossen halten und nur in die stille, verschwiegene Nacht hinaus ihre köstlichen Wohlgerüche hauchen.

Den weitaus größten Theil des Buchs machen Untersuchungen animistischer Art aus, wie Krankheitsdämonen, Höhencultus, Blutzauber, Thierorakel, Wetterprophezeiung u. s. w. Die entsprechenden Parallelen und Analogien, auch uns völlig stammfremder Völkerschaften, drängen sich dem aufmerksamen Leser von selbst auf; aber es ist wol ganz zutreffend, wenn Wlislocki in Bezug auf etwaige übereinstimmende Züge mit andern Angehörigen der indogermanischen Rasse meint:

Manches, was dem Glauben anderer Völker nachweisbar entschwunden ist, finden wir hier wieder. Der Volksglaube der Zigeuner ist eben eine Oase, wohin sich aus dem hastigen Treiben unserer Zeit und vor dem rascher stets und reißender daherflutenden Strome der Cultur so manche Rudimente indogermanischen Volksglaubens hinflüchten.

Andererseits ist freilich nicht zu vergessen, daß der Forscher sorgfältig zwischen dem wirklich Originellen und Echten und dem erst später, durch die jahrhundertlange Berührung mit slawischen und germanischen Völkern Aufgenommenen, resp. Reproducirten zu unterscheiden hat. Eine selbständige Mythologie dieses fahrenden Volks zu construiren, wäre zum Beispiel zur Zeit noch völlig ausgeschlossen, so lange eben nicht jene kritische Trennung reinlich durchgeführt ist. Für eine psychologische Würdigung der animialistischen Weltanschauung bieten die Zigeuner jedoch unter allen Umständen eine sehr dankbare Fundgrube; das gilt natürlich ganz besonders von den großen entscheidenden Marksteinen unsers Daseins, von Krankheits- und Todesfällen. Ueberall greift der Zigeuner zu den seit uralten Zeiten überlieferten und geheiligten Mitteln, um die gefürchteten Dämonen, mit denen die ganze Welt erfüllt ist, günstig zustimmen oder ihrer schädigenden Wirksamkeit zu begegnen. Der Verfasser bemerkt mit Recht:

Und trotzdem hat man zu keiner Zeit eine Blutbeschuldigung gegen die Zigeuner erhoben. Den ganzen Hexenunfug und dessen Verfolgung hat man auch aus dem einzigen Berauschmittel, das aus dem Stechapfel (datura stramonium) gebraut worden, herzuleiten versucht, welches durch die Zigeuner in Europa aus Italien eingeführt worden ist und bei nächtlichen Schwelgermahlen die Köpfe mit Traumbildern der verschiedensten Art und Tenfeleien erfüllt habe. Und trotzdem werden die Zigeuner nirgends als Anstifter von Hexenversammlungen erwähnt. Dies zeigt, wie geschickt die Zigeuner bis auf den heutigen Tag ihren Volksglauben und religiösen Brauch vor fremden Augen verbergen konnten. In einer Zeit, die noch die Blutbeschuldigung gegen die Juden erlebt, darf also eine Zusammenstellung aller der Geheimmittel und Zaubereien der Zigeuner, bei denen Blut, namentlich Menschenblut in Verwendung kommt, als Beitrag zu einer künftigen Geschichte des Blutzaubers ihre Berechtigung haben.

Dieser Animismus prägt sich sodann sehr klar in dem wunderlichen Schicksalsglauben der Zigeuner aus, einem Fatalismus, dessen Kehrseite die entsprechende Vergötterung des blödesten Zufalls bildet. Die Kunst, Glück und Unglück vorherzusagen, drohenden Katastrophen durch geeignete Vorkehrungsmaßregeln rechtzeitig zu begegnen und überhaupt alle irgendwie wichtigen Handlungen rite vorzunehmen, bezeichnet eine sehr hohe Stufe gereifter Erkenntniß. Wie sehr diese Anschauung das ganze Sinnen und Trachten der Zigeuner beherrscht, davon legen unter anderm auch die mitgetheilten Märchen und Erzählungen ein beredtes Zeugniß ab.

Die Verdienste Wlislocki's um die Erforschung des Zigeunerlebens, insbesondere des ungarischen, sind über allem Zweifel erhaben, mag auch manche Einzelheit von der Kritik anders gefaßt werden; jedenfalls darf aber in Bezug auf die Werthschätzung des Materials keine hochmüthige Stimmung platzgreifen und vielleicht irgendwelches Detail gleichgültig zurückweisen, was nicht auf den ersten Blick ein sogenanntes allgemeineres culturhistorisches Interesse beanspruchen kann. Diese Tragweite wird häufig erst von spätern Generationen entschieden werden können, während uns zunächst die Pflicht der sorgfältigen Materialsammlung obliegt. In diesem Sinne stimmen wir den Worten der Vorrede völlig bei:

Wenn ich es wage, diese Kleinigkeiten aus dem „Schnappsack

eines Zigeuners“ der wohlmeinenden Kritik des Ethnologen von Fach und der gebildeten Leser überhaupt zu unterbreiten, so geschieht dies in der Ueberzeugung, daß dies Material vielleicht doch auch beim Aufbau einer Geschichte der Menschheit etwas Werth haben wird, und sollte es auch nur die allerkleinste Lücke auszufüllen dereinst berufen sein, so ist Zeit und Mühe meinerseits nicht vergeudet worden!

Th. Achelis.

Feuilleton.

Man durfte das Flugschriftenunternehmen „Gegen den Strom“ schon entschlafen glauben, denn es hatte lange nichts von sich hören lassen. Nun hat es aber ein Lebenszeichen gegeben, indem es die Broschüre „«Consequenter» Realismus. Bühne und Publikum“ (Wien, Gerold's Sohn, 1892) herausgab. Es ist sehr erfreulich, daß das Unternehmen noch am Leben ist, denn es hat Treffliches, ja Ausgezeichnetes geschaffen, und mit dem letztgenannten Adjectiv darf man auch die jüngste Erscheinung bezeichnen. Der Verfasser weist in streng logischer, dabei maßvoller, nur manchmal sarkastischer Art nach, daß der Realismus, der sich jetzt auf der Bühne einzudrängen sucht und von den „Jungdeutschen“ so eifrig betrieben wird, dort niemals festen Fuß wird fassen können. Ebenso verurtheilt der Autor die alte Schablone, die zwar beim Publikum noch immer in hoher Gunst steht, aber einer ästhetischen Prüfung gar nicht Stand halten kann. Er gelangt mit seinen Erörterungen schließlich zu folgendem Ergebnisse: „Ein Stück kann noch im besten Sinne realistisch, d. h. in der Hauptsache wahr sein, wenn es auch ein Etwas an Handlung und Spannung nach alter Auffassung bringt, auch wenn es einen Monolog von einigen Zeilen enthält, wenn sich die Handlungsweise einer Person nun einmal nicht anders erklären läßt; es kann noch immer verblüffend wahr sein, auch wenn ein Freund des Hauses, oder sogar der mit dem Bannfluch belegte alte Diener oder irgendeine für diesen Zweck geeignete Person, die für das Verständniß unbedingt nothwendige Vorgeschichte in einem Zug und in leicht verständlicher Weise erzählt; es kann lebenstreu sein, auch wenn einige der handelnden Menschen zum Zweck der Vereinfachung und schnelleren Abwickelung in dem so arg verpönten «Schriftdeutsch» sprechen; es kann noch immer «echt» sein, auch wenn sich die Vorgänge rascher und gedrängter abspielen, als dies im Leben der Fall zu sein pflegt; es büßt nichts an Wirklichkeit ein, auch wenn es die Wirkung nicht vermeidet. Nur muß das, was das Stück zu schildern unternimmt, erlebt, mit eigenen Augen gesehen und ehrlich gemeint sein, redliches Wollen und rechtschaffenes Können zeigen und den Stempel einer Individualität aufweisen.“ Flugschriften sind meist literarische Eintagsfliegen; diese aber ist es nicht: sie ist ein höchst interessantes Kapitel aus dem noch ungeschriebenen Buche moderner Aesthetik. Allen, die für das Theater schreiben, sei sie eindringlich empfohlen, sie können daraus lernen, und das können auch die Kritiker. Lesenswerth aber ist diese Broschüre für jedermann, der sich für die Bühne interessirt.

Ein gleichfalls von Wien ausgehendes literarisches Unternehmen: „Die freie Kritik“, hat nun sein drittes Heft erscheinen lassen. Dieses behandelt Ludwig Anzengruber's Volksstück „Der Meineidbauer“. Bekanntlich enthält jedes Heft eine größere Anzahl von Urtheilen. Die Mehrzahl davon ist ungünstig, und mit Recht. Das Stück ist ein Schablonenstück ärgster Sorte, das sogar melodramatische Effectstückchen enthält. Die Sprache der Bauern schwankt haltlos zwischen Dialekt und Hochdeutsch, die Ausdrucksweise entspricht keineswegs der Wahrheit. Wer die österreichischen Bauern kennt, der muß das einsehen. Jedenfalls zeigt sich Anzengruber in diesem Stücke durchaus nicht als der große Realist, als der er immer gefeiert wird.

— Die „Kinder- und Hausmärchen“ der Brüder Grimm sind seit Generationen Eigenthum der deutschen Familie, liebster Besitz der deutschen Jugend geworden und geblieben. Vor achtzig Jahren erhielt das deutsche Volk diesen seinen Märchenschatz, der bis dahin meist nur im Munde des Volks gelebt hatte; jetzt erscheint die stattlich hergestellte, die sämmtlichen 210 Märchen enthaltende 25. Auflage, für die Professor V. P. Mohn 4 farbige Bilder gezeichnet hat, zu dem billigen Preise von 4 M. in hübschem Leinwandbande bei Wilhelm Hertz in Berlin. Das Buch besitzt solche Kraft und Güte, daß ihm gewiß noch eine 50. Auflage bevorsteht.

Bibliographie.

Busch, W., England unter den Tudors. 1. Bd.: König Heinrich VII. (1485—1509.) Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. Gr. 8. 8 M.

Darstellungen aus der bayerischen Kriegs- und Heeresgeschichte. Herausgegeben vom K. B. Kriegsarchiv. 1. Hft. München, Lindauer. Gr. 8. 3 M.

Evers, G. G., Unter Bauern. Kleine Skizzen. Mainz, F. Kirchheim. 8. 3 M. 50 Pf.

Franziszi, F., Kärntner Alpenfahrten. Landschaft und Leute, Sitten und Gebräuche in Kärnten. Wien, F. Rörich. 8. 2 M. 50 Pf.

Freier, W., Urkundliche Geschichte des Landes Sternberg. Zielenzig, Rosenzweig. 4. 17 M.

Frenzel, G., Recht und Rechtssätze. Eine Untersuchung über den Rechtsbegriff der positiven Rechtswissenschaft. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 2 M.

Fürbringer, Die Stadt Emden in Gegenwart und Vergangenheit. Emden, W. Schwalbe. 8. 5 M.

Griebenow, H., Germania. Ein Zeit- und Streitgedicht. Leipzig, Renger. 8. 1 M.

Grotthuß, Baronin Elisabeth v., Drei Novellen, der Wahrheit nacherzählt. 3. Bd.: Getäuscht. Pater Mouowsky. Auf dem Sterbebette getraut. Augsburg, B. Schmid. 8. 3 M. 50 Pf.

Gruner, Clara v., Vergiß mein nicht. Kleine Lieder. Leipzig, Von Haus zu Haus, A. Mahn. 12. 1 M. 50 Pf.

Hase, K. v., Protestantische Reden und Denkschriften. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 6 M.

— — Theologische Streitschriften. Herausgegeben von G. Frank. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 6 M.

Hirschberg, J., Schaumgold und Wahrheit. Sociale Bilder und Geschichten für's Volk. Dresden, Lehmann'sche Buchdruckerei. 8. 2 M. 40 Pf.

Höfler, C. R. v., Die Katastrophe des herzoglichen Hauses der Borja's von Gandia. Niederlage und Flucht Don Juan's II. Plünderung des Palastes Borja. 25. Juli 1521. Wien, F. Tempsky. Imp.-4. 3 M.

Kirchbach, W., Das Leben auf der Walze. Roman. Berlin, Verein der Bücherfreunde. 8. 5 M.

Kuhn, K., Die Hundstage eines Fortschrittlers. Dramatisches Zeitbild. Augsburg, Kranzfelder. 8. 50 Pf.

Lerp, K., Die gothaischen Ortsnamen, nach Möglichkeit erklärt. Gotha, C. F. Windaus. Gr. 8. 60 Pf.

Müllener, C., Beiträge und Vorschläge zur Reorganisation der Lehrerbildung auf pädagogischer Grundlage. Mit Benutzung der bezüglichen Fachliteratur und unter Berücksichtigung berner Verhältnisse bearbeitet. Bern, Sehmid, Franeke u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Nissen, Marie, Narida. Dichtung nach einer nordischen Sage. Dresden, E. Pierson. 8. 1 M. 50 Pf.

Oellerich, F. F., Karl der Große. Historisches Schauspiel. Aachen, O. Müller. 12. 60 M.

Oswald, J. G., Gedichte. Dresden, E. Pierson. 8. 1 M.

Passer, A. von der, Volksschauspiele in Tirol. Meran im Jahre 1809. München, Literarisches Institut Dr. M. Huttler. 8. 60 Pf.

Pfizer, G., Wort und That. Ein Nothruf für deutsches Recht. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Reiche, T., En jeder dahen, wor'e henhört. Fünf Bilder aus dem braunschweigischen Bauernleben. Braunschweig, O. Salle. 12. 50 Pf.

Stowe, C. E., Harriet Beecher Stowe. Briefe und Tagebücher, herausgegeben. Deutsch von Margarethe Jacobi. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 4 M.

Streitberg, W., Zur germanischen Sprachgeschichte. Strassburg i. E., K. J. Trübner. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Taeglichsbeck, Die Belagerung der Stadt Anklam durch den Großen Kurfürsten im Jahre 1676. Stettin, L. Sannier. Gr. 8. 1 M.

Taschenbuch, Historisches. Begründet von F. von Raumer. Herausgegeben von Wilhelm Maurenbrecher. Sechste Folge. Zwölfter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 8. 8 M.

Wauer, G., Maiglöckchen. Poetisches Allerlei. Dresden, E. Pierson. 8. 1 M.

Weigand, W., Rügelieder. München, C. Merhoff. 8. 2 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Pfülf, O. S. J., **Hermann v. Mallinckrodt. Die Geschichte seines Lebens.** Mit v. Mallinckrodts Bildniß in Lichtdruck und zehn anderen Abbildungen. Gr. 8°. (XII u. 638 S.) M. 8; geb. in Leinwand mit Goldtitel M. 9.60.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Insel Haiti.

Von

L. Gentil Tippenhauer,

Ehemaliger General-Inspector an der Polymatischen Schule, Gouvernementsingenieur und Attaché des Großen Generalstabs, Ingenieur der Commune von Port-au-Prince.

Mit 30 Holzschnitten, 29 Abbildungen in Lichtdruck und 6 geologischen Tafeln in Farbendruck.

4. Cart. 34 M. Geb. 36 M.

Eine umfassende Monographie über die geographischen und ethnographischen Verhältnisse, über Fauna und Flora der großen Antillen-Insel, sowie über die Geschichte und gegenwärtige social-politische Lage der haitianischen Negerrepublik. In eingehender Weise behandelt der Verfasser, ein Enkel dithmarschener Germanen und haitianischer Afrikaner, namentlich auch die commerziellen Verhältnisse; er gibt dabei Hinweise auf die Weiterentwickelung der Handelsbeziehungen und sucht das Interesse des industriellen Großkapitalisten wie des Auswanderers für Ausbeutung der großen ungehobenen Schätze des wundersamen Landes Haiti wachzurufen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Predigten aus der Gegenwart.

Von

D. Carl Schwarz,

Generalsuperintendent und Oberhofprediger in Gotha.

Fünfte Sammlung. (Der Apostel Paulus. Festpredigten.)

Zweite Auflage. 8. Geh. 5 M. 40 Pf. Geb. 6 M.

Früher erschienene Sammlungen (jede geh. 5 M. 40 Pf., geb. 6 M.):

Erste Sammlung. Vierte Auflage. (Predigten über freie Texte.) — Zweite Sammlung. Dritte Auflage. (Festpredigten. Parabeln-Cyklus.) — Dritte Sammlung. Zweite Auflage. (Festpredigten. Die zehn Gebote.) — Vierte Sammlung. Zweite Auflage. (Fest- und Gelegenheitspredigten. Predigten über Worte Christi.) — Sechste Sammlung. (Das Jahr des Krieges [1870/71]. Kirche und Welt.) — Siebente Sammlung. (Züge aus dem Lebensbild des Herrn. Das Gebet des Herrn.) — Achte Sammlung. (Abschiedsgruß des Verfassers. Das Reich Gottes in Kirche und Staat. Casual-Reden.)

Wie sehr die „Predigten aus der Gegenwart" bei den Gebildeten in weiten Kreisen sich eingebürgert haben, wird durch die rasche Folge neuer Auflagen bezeugt. Durch das Erscheinen der zweiten Auflage der seit längerer Zeit vergriffen gewesenen fünften Sammlung ist das Werk des beliebten Kanzelredners wieder vollständig geworden.

Jede der acht Sammlungen ist in sich abgeschlossen und auch apart verkäuflich.

Gegr. 1877.

Marius Kayser

Hamburg.

Bordeaux-, Südweine- und Spirituosen-Versand.

Man prüfe alles!

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Dramatische Werke

von

Rudolf von Gottschall.

Erstes Bändchen.

Pitt und Fox. Lustspiel.

Dritte Auflage. 12. Geh. 1 M.

Inhalt der übrigen Bändchen:

(Jedes Bändchen geh. 1 M.)

Mazeppa. Geschichtliches Trauerspiel.
Die Diplomaten. Lustspiel.
Der Nabob. Trauerspiel.
Katharina Howard. Trauerspiel.
König Karl XII. Geschichtl. Trauerspiel.
Herzog Bernhard von Weimar. Geschichtliches Trauerspiel.
Die Welt des Schwindels. Geschichtliches Lustspiel.
Amy Robsart. Trauerspiel.
Arabella Stuart. Trauerspiel.
Auf rother Erde. Drama.
Der Vermittler. Lustspiel.

Die Sammlung ist auch in 4 Bänden geb. zum Preise von 16 M. zu beziehen.

Die Dramen Rudolf von Gottschall's erfreuen sich auf der Bühne, wo viele derselben zu den Lieblingsstücken des Repertoires gehören, wie bei den Freunden poetischer Lektüre dauernden Beifalls.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Urvasi.

Indisches Schauspiel von **Kalidasa.**

Deutsch metrisch bearbeitet von Edmund Lobedanz.

Dritte Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 47. — 24. November 1892.

Inhalt: Alfred Rethel. Von Ernst Lehmann. — Aus dem Nachlaß von Gregorovius. Von Otto Speyer. — Zur deutschen Lexikographie. Von Adalbert Schroeter. — Bücher über Rußland. Von Friedrich Bienemann. — Neues vom Grafen Schack. Von Richard Friedrich. — Aus der Erzählungsliteratur. Von Theodor von Sosnosky. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Alfred Rethel.

> Die Pflege des Schönen gehört ebenso gut zur Humanität wie die Verwirklichung des Guten und die Erkenntniß des Wahren; das Menschengeschlecht bedarf darum nicht nur der moralischen und intellectuellen, sondern auch der ästhetischen Erziehung. A. Springer.

Es ist noch nicht allzu lange her, daß man auf die Frage: wer war nächst den älteren Meistern Cornelius, Schnorr und Overbeck der würdigste Vertreter der nachwachsenden Malergeneration? als einmüthige Antwort den Namen Wilhelm von Kaulbach erhielt. Seitdem haben sich indeß die Ansichten geklärt, und die richtige Schätzung ist wenigstens den kunstverständigen Kreisen zu gute gekommen. Darüber hinaus drang sie freilich nicht. Wie klar und richtig beurtheilte man dagegen von vornherein die musikalischen Größen. Nach Beethoven, Mozart und Haydn wurde ohne Zaudern der Name Robert Schumann's genannt, selbst von denen, die ihre Werke nur oberflächlich kannten.

Der Künstler aber, dem die Stelle nach Cornelius gebührt, das zeitliche Gegenbild Robert Schumann's, ist Alfred Rethel. Es wäre übrigens, nebenbei gesagt, keine undankbare Aufgabe für einen kunstgeschichtlichen Plutarch, die Parallele weiter auszuspinnen: in ihren Schicksalswegen finden sich der innerlichen und äußerlichen Anknüpfungspunkte genug.

Wohl gibt es Künstler, die in Rethel's Alter eine gleich große Reihe von Werken hervorgebracht haben, aber es gibt keinen einzigen, der darin wie er die gleiche Machtfülle und Tiefe historischer Gedanken und Thaten verarbeitet hat. Bedenkt man, daß er selbst Cornelius, wenn auch nicht an Universalität des Geistes, so doch als Historienmaler übertraf, und fügt man noch hinzu, daß ein tragisches Geschick ihn in der Blüte der Jahre dem geistigen Tode überantwortete, so erscheint die Unempfindlichkeit und Undankbarkeit der Mit- und Nachwelt in schlimmem Lichte.

Zwar ist gesagt worden, das Genie sei sein eigener Lohn; nicht im Ruhme, sondern in dem, wodurch man ihn erlangt, liege der Werth und in der Zeugung unsterblicher Kinder der Genuß. Dies alles aber hebt unsere Pflichten gegen den Todten und die Lebenden nicht auf: jenem gerecht zu werden und diese mit den Werken des großen deutschen Künstlers, des Geistesverwandten eines Dürer und Holbein, in Wort und Bild, noch mehr als es bisher geschehen, vertraut zu machen. Und dies muß um so eher gelingen, als seine Werke an Deutlichkeit und packender Darstellung nichts zu wünschen übrig lassen; sie bestehen, wie alle echten Kunstwerke, für sich selbst, und seine Helden, Bonifacius, Karl der Große, Hannibal und die biblischen Gestalten, sind allem Volke wohlbekannt.

Wenn nun auch seine Bilder durch Photographie, Steindruck und Holzschnitt vervielfältigt worden sind, so schlummern sie doch meist wohlverpackt in den Mappen unserer Kunstvereine, und nur wenige genießen sie; auch Erinnerungen an den Meister und Biographien sind erschienen und haben Hauptdaten und, wenn es hoch kommt, kurze Auszüge in Kunstgeschichten der deutschen Malerei gespendet; aber wer liest sie? Das Beste zur Verbreitung seines Namens und seiner Werke haben einzelne Jugendschriften gethan: die Blätter „Das Gebet der Schweizer vor der Schlacht bei Sempach", „Arnold von Winkelried's Tod", „Heinrich der Finkler", „Kaiser Wenzel", „Rudolf von Habsburg und Bischof Werner", die vier Kaisergestalten im Römer zu Frankfurt, darunter die der Kaiser Maximilian I. und Karl V., haben sich wenigstens für kurze Zeit der Jugend eingeprägt.

Uns fehlt ein Werk, das vornehmlich die aachener Fresken, den Hannibalszug und den Todtentanz, und zwar in entsprechender Verkleinerung enthalte. Wie sehr die Holzschnitte Baur's und Bürkner's dadurch gewinnen, ersieht man am besten an den beiden Bildern in Seemann's kunstgeschichtlichen Bilderbogen. Die von Joseph Kehren gezeichneten Blätter müßten freilich nochmals geschnitten werden; die zerzausten und flirrenden Schatten würden auch in kleinerem Formate das Auge beunruhigen.

Indeß ein Rethel-Werk wird noch lange ein frommer Wunsch bleiben, und wir wollen froh sein, wenn sich in nicht zu langen Pausen eine Stimme von gutem Klange vernehmen läßt, die das Andenken an den großen deutschen Meister wach ruft: vor kurzem erst haben wir wieder ihren Ruf vernommen. Seitdem Müller von Königswinter, Pecht und Hettner, der Schwager des Künstlers, durch ihre „Erinnerungen" den Manen des Freundes gerecht geworden sind, hat sich vor allen Veit Valentin mit Rethel und seiner Kunst eingehend beschäftigt und ihm besonders in seiner jüngsterschienenen Monographie *) eine sorgfältige und liebevolle Würdigung angedeihen lassen. Für die biographischen Mittheilungen dient ihm Müller von Königswinter als Gewährsmann und zu seinen kritisch-ästhetischen Untersuchungen fand er in der vom Freien deutschen Hochstift zu Frankfurt a. M. veranstalteten Ausstellung von Werken Alfred Rethel's — der Katalog weist 346 Nummern auf — das beste Material.

Die Schrift hebt mit dem Hauptwendepunkte in Rethel's Leben an: wir finden den Einundzwanzigjährigen in Frankfurt a. M vor dem Freskobilde Philipp Veit's, das in ihm eine, wenn auch längst vorbereitete ähnliche Wandlung hervorrief, wie seinerzeit die Cartons von Leonardo und Michelangelo in den florentiner Malern bewirkten. Der große geschichtliche Zug, der in ihm von Kind auf sich geregt hat, der Hang zum Monumentalen, der auch noch den geistig Umnachteten übereinanderliegende Puppen in einen Haufen Gefallener in einer erstürmten Stadt und die dem Schulhause entströmende, sich balgende Jugend in kämpfende Teutonen sich verwandeln ließ, fand in Veit's Bilde geistig Verwandtes vor und trieb ihn zum Bruche mit dem düsseldorfer Ideale.

Die von Cornelius eingerichtete Akademie, aus der später unter Schadow's Leitung eine stattliche Anzahl „Thränenkünstler" hervorging, deren „trauernde Juden" und süßlich-religiöse Schwärmereien in Schrödter's „trauernden Lohgerbern" die richtige Abfertigung erhielten, hatte bereits die ernsten Ziele des Altmeisters aus ihrem Plane gestrichen, als der dreizehnjährige Rethel in ihre Räume einzog. Aber ein Gutes hat er während seiner achtjährigen Lehrzeit aus ihnen mit fortgenommen: die erstaunliche Fertigkeit und Sicherheit im Zeichnen und Malen, eine Schulung, um die ihn ein Schwind beneiden mußte.

Daß der Wunderknabe — der aber nicht überschätzt wurde, sondern allen Erwartungen vorauseilte — gar bald die Manier der düsseldorfer Schule sich aneignete und auch der romantischen Richtung seinen Tribut zollte, ist leicht zu verstehen. Sein Kaiser Karl sitzt traumverloren an dem Wasser, an das er durch den Ring Fastradas gebannt ist, und sein „Daniel in der Löwengrube" zeigt jene thatenlose Ergebung in das Geschick, wie sie der damals herrschenden Empfindungsweise entsprach; daneben fällt aber die glänzende Oeltechnik ins Gewicht, der auch Schadow zum großen Theile seine Erfolge zu verdanken hatte.

Doch auch schon hier kommt der Drang nach voller Deutlichkeit, sowie sein hoher Ernst und das großartige Stilgefühl zum Durchbruch. Seine Bonifacius-Bilder, die die Kunstkenner in Erstaunen setzten, wissen nichts von dem gedrückten Christenthume, das den Menschen niederhält, sondern predigen freien Muth, heilige Thatkraft und siegreiche Begeisterung, und die köstliche Zeichnung: „Das Gebet der Schweizer vor der Schlacht bei Sempach" übersetzt in klaren kräftigen Zügen das Cromwell'sche Wort „Vertraut auf Gott und haltet euer Pulver trocken!" ins Mittelalterliche.

Mit richtigen künstlerischem Instincte hatte sich Rethel der Führung Veit's anvertraut: unter ihm konnte sich seine Eigenart frei und ungehindert entwickeln; unter Cornelius hätte er sich müssen selbst verleugnen, wenn ihm dies möglich gewesen wäre. Die Aufgabe, die Cornelius sich und der Kunst stellte, war, wie Valentin treffend unterscheidet, von transscendenter Art, Rethel's Auffassung des Problems dagegen zeigte ein immanentes Gepräge. Während jener die Thaten und Geschicke seiner Helden mit der Gottheit, sei sie christlicher oder mythologischer Natur, in unmittelbare Beziehung setzt, zieht Rethel in der Schilderung der seinigen die Empfindungen des menschlichen Herzens ans Licht, wie unter anderm seine „Nemesis" bezeugt, in der sich außerdem ganz besonders die eminente Fähigkeit bekundet, mit den einfachsten Mitteln die beabsichtigte Wirkung zu erreichen. Bezeichnend dafür ist das Gerücht, das sich bald nach seiner Vervielfältigung an das Bild knüpfte; ein ungerechter Richter, dem bei der Verlosung das Bild zufiel, sei alsbald dem Wahnsinn verfallen und habe sich selbst entleibt.

Im Hause Diepenbend bei Aachen hatte die phantasie- und geistvolle Mutter, die den Kindern allerhand Märchen und ihre eigenen Erlebnisse aus dem Franzosenkriege erzählte, dem schwächlichen, aber waghalsigen Knaben, der infolge mannichfacher Unfälle die Schule nur mit großen Unterbrechungen besuchen konnte, zu seinen ersten Compositionen Stoff und Anregung gegeben. Und wie ernst nahm es der zehnjährige „Realist" schon mit der Wahrheit seiner Darstellungen in Haltung und Bewegung! So trifft ihn einmal eine Hausfreundin im Hofe mit einem Strohkranze auf dem Kopfe, wie er eben als „Sappho" eine Tonne besteigt und sich dann von dem improvisirten Felsen herunterfallen läßt. Das Blatt, um dessentwillen er den Sturz riskirte, hat sich erhalten und bekundet bereits sowol malerisches Geschick wie sinnige Naturbeobachtung.

In Frankfurt fand er in Veit „den irdischen Wegweiser, der ihm den so lange vermißten echten und richtigen Weg angewiesen", wie er in einem Briefe aus dem Jahre 1838 an seine Aeltern schreibt; namentlich aber verehrt er in ihm den Vermittler der Ideen des Cornelius. Außer Veit war es noch ein anderer uneigennütziger Mann, der die Schwingen des Genius zu sicherm Fluge stählte:

*) Aesthetische Schriften. Von Veit Valentin. Erster Band: Alfred Rethel. Eine Charakteristik. Berlin, E. Felber. 1892. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

ein tüchtiger Gelehrter, Dr. Hechtel, führte ihn in die classischen Quellen ein und trug nicht wenig dazu bei, daß sich in dem Künstler das Gefühl für das Bedeutsame in der Geschichte immer klarer und sicherer entwickelte. Im allgemeinen aber bewahrheitete sich an Rethel das alte Wort: dem Genie ist es vergönnt, die Dinge nicht zu wissen, die jeder Schulknabe weiß. Nicht der erworbene Vorrath seines Gedächtnisses, sondern das, was es aus sich selbst, aus seinem eigenen Gefühl hervorzubringen vermag, macht seinen Reichthum aus. Alles, was die andern besser wissen, beweist blos, daß sie fleißiger zur Schule gegangen sind.

Seine Fortschritte in Frankfurt bekunden neben den Bildern aus der biblischen Geschichte, in denen das dramatische Element das religiöse überwiegt, vor andern sein Gutenberg, der Makkabäerschild *), die Magyarenschlacht und Rudolf von Habsburg — die Vorläufer zum Hauptwerke seines Lebens.

Im Jahre 1840 schrieb der Kunstverein von Rheinland und Westfalen eine Concurrenz aus zur Verzierung des aachener Kaisersaales mit Fresken aus dem Leben Karl's des Großen. Rethel, der sich als geborener Aachener schon mehrfach in diese Geschichts- und Sagenkreise versenkt hatte, betheiligte sich an dem Wettbewerbe mit zehn Compositionen, die ihn zum bedeutendsten Geschichtsmaler unseres Jahrhunderts stempeln; die übrigen Bewerber, unter denen sich Plüddemann, Mücke und Stilke befanden, erkannten dies Uebergewicht der Rethel'schen Arbeiten rückhaltlos an und zogen ihre Entwürfe zurück.

Aber wie einst für Michelangelo sich das päpstliche Grabmal zu einer Quelle nicht endenden Leides gestaltete, so offenbarte sich Rethel's herrlichste Schöpfung als sein eigentlichstes Schmerzenskind. Nur vier Bilder sollte seine Hand vollenden, aber sie genügten, um ihm die Unsterblichkeit zu sichern: was in Cornelius' Nibelungenbildern nicht über das erste Wachsthum und in Schnorr's Schöpfungen nur bis zum Ausdruck des Lyrisch-Epischen gediehen war, die Schilderung altdeutscher Heldengröße und versunkener Kaiserherrlichkeit, das fand in dem aachener Freskencyklus seine Vollendung „bis zur Höhe eines Dramas, dessen herbe dichterische Größe durch keinen sentimentalen und romantischen Zug beeinträchtigt wird". Wem es nicht vergönnt ist, die Originalfresken selbst zu schauen, thut wohl, sich in die photographischen Nachbildungen der mit Gold gehöhten Tuschzeichnungen zu vertiefen: sie haben den Vorzug größerer Unmittelbarkeit; auch können Linienführung und Schattengebung durch andere Hand und andere Technik so nicht wiedergegeben werden.

Während der sechs Jahre, die über dem Parteihader der aachener maßgebenden Kreise bis zur endgültigen, durch den Machtspruch Friedrich Wilhelm's IV. herbeigeführten Entscheidung ins Land gingen, beschäftigten den Künstler nicht nur die Vorbereitungen für das gewaltige Werk, er begann vielmehr zu gleicher Zeit noch eine neue großartige Arbeit, die nach seinen aachener Compositionen den ersten Rang beansprucht: die sechs Aquarellzeichnungen, die den Zug der Karthager über die Alpen nach Livius XXI schildern. Hier hat Hannibal's Feldherrnthat einen Darsteller gefunden, dessen kühne Phantasie mit der Keckheit des riesigen Unternehmens aussichtsvoll wetteifert. Das Wuchtige und Gewaltige seiner Kunst, die nervige Kürze seiner Phantasie, die die erschütterndsten Motive erfindet und sich nur an das Hohe und Erhabene hält, vereinigt sich hier mit der geschicktesten Gruppenbildung. Hier sei nur der beiden Pole des Cyklus gedacht: des Sturzes in die Schlucht, wo der Gipfel des Gräßlichen erreicht wird — ein Elefant ist durch den Gletscher gebrochen, auf ihn kommt im Fallen ein Pferd zu liegen, während sich einer der Reiter im Sturz an einem Baume spießt, Wölfe und Geier aber schon der Beute harren —, und des letzten Blattes, auf dem Hannibal seinen Kriegern die sonnigen Gefilde des Padus zeigt, nach denen siegverkündende Adler voraufffliegen. V. Valentin versucht in seiner eingehenden Schilderung des Hannibalszuges auch den äußerlichen Zusammenhang nachzuweisen, der die einzelnen Blätter untereinander verkettet. Das Thema Hannibal lag übrigens damals in der Luft: 1835 vollendete Grabbe sein Drama, und 1838 erschien Grillparzer's Fragment.

Mitten hinein in die Ausführung des großen Freskencyklus fallen die Zeichnungen zu Rethel's berühmten Todtentanze wie bedeutungsvolle düstere Vorboten der ihn beschleichenden Krankheit. Die Anregung dazu ward ihm während seines dresdener Aufenthalts, in den die Maitage des Jahres 1849 fielen. So sehr er den idealen Zielen, denen die Bewegung zustrebte, huldigte, seiner feinangelegten Natur war das wüste Treiben jenes Demagogenthums auf das tiefste zuwider. Im engen Anschluß an diese Blätter zeichnete er die Bilder „Der Tod und die Cholera", „Der Tod als Diener" und das versöhnende stimmungsvolle Blatt „Der Tod als Freund". Zu dem ersten, einem Meisterstück in seiner Art, entnahm er, wie Valentin vermuthet, den Stoff einem Briefe Heine's (vom 19. April 1832 in der „Allgemeinen Zeitung"): „Man erhitzte sich auf dem Balle beim Chahut, — als plötzlich der lustigste der Arlequine eine allzu große Kühle in den Beinen verspürte und die Maske abnahm, und zu aller Welt Verwunderung ein cholera-veilchenblaues Gesicht zum Vorschein kam." In Rethel's Bilde sitzt die furchtbare Asiatin als einzige Tänzerin auf einer der hintersten Bänke des Tanzsaales, aus dessen Pforten sich Gäste und Musikanten stürzen. Ein Paar liegt entseelt am Boden, unter den sich lüftenden lächelnden Larven den Todeskampf zeigend. Ganz vorn aber steht noch ein Domino: es ist der Tod, der auf zwei Knochen seine schauerlichen Weisen fidelt. Von dem Todtentanze, dessen Blätter Brückner in Holz schnitt, ist auch eine italienische Ausgabe erschienen unter dem Titel: „Una Ridda di Morti, Allegoria di Alfred Rethel in sei tavole con versi tradotti dal tedesco da G. Mottura."

*) Vgl. die Erklärung von V. Valentin in der „Zeitschrift für bildende Kunst", Jahrg. 1885, S. 287.

Bei dieser Gelegenheit bricht Valentin, im Einklange mit Winckelmann, eine Lanze für die Verwendung der Allegorie. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß sich die Allegorie der Renaissance, der bereits die Poesie den Boden bereitet hatte, damals wol als vollständig berechtigt erwies. Schon im Trecento machten allegorische Festdarstellungen dem Volke diese Bildersprache verständlich, wie jenes vom Chronisten 1214 in Treviso geschilderte, wo die schönsten Frauen und Jungfrauen die Burg Amor's gegen die hart andrängenden männlichen Angreifer vertheidigen. Ganz anders bei uns Modernen, die wir mit der eigentlichen Allegorie, einem Kunstwerke, das etwas anderes bedeutet, als es darstellt, nichts anzufangen wissen und die vom Maler vorgeführte Gestalt mit der zu Grunde liegenden Idee nicht zusammenzuschweißen vermögen.

Die Allegorie ist ein Doppelwesen gleich einem Schauspieler; sie versieht, wie Schopenhauer sagt, den Dienst einer Hieroglyphe, erfunden zu Gunsten derer, die das eigentliche Wesen der Kunst nie aussprechen kann: nur das Bild selbst, der Ausdruck der „Idee", nicht aber der des „Begriffs" kann Gegenstand der Kunst sein. Außerdem fragt es sich, ob die Gestalt des Todes, des beweglichen Gerippes, noch als Allegorie aufzufassen ist; für uns ist die Figur des „Gevatter Tod" so greifbar geworden wie die Märchengestalten des wilden Jägers, der Frau Holle und des Teufels, ähnlich wie einst Jakob den Jahrgott, seine zwölf Söhne die Monate, Esau den Winter, Isaak den Frühling und Lea und Rahel Neu- und Vollmond, — Lea hatte ein blödes Gesicht, aber Rahel war schön —, darstellten.

Wenn Rethel die „Kraft" dadurch versinnlicht, daß er ein sich bäumendes Pferd zeichnet, das die Herrschaft des Menschen nicht dulden will, und Phrygier, die es dennoch bändigen, oder wenn er die „Verwunderung" durch Herzog Heinrich am Vogelherd, dem die Kaiserkrone gebracht wird, und die „Faulheit" durch König Wenzel verkörpert, der den Stempel erfindet, um des Unterschreibens fürder ledig zu sein, so haben jene Ueberschriften nichts mit dem Kunstwerke an sich selbst zu schaffen, sie verschieben es nur unter einen andern Gesichtspunkt, in die Kategorie der Rebusse. Ohne jene Unterschriften denkt niemand an den zu Grunde liegenden Begriff, und darum mußte auch Reinick in seinen Versen unter dem ersten Todtentanzbilde die Namen der Unholdinnen einzeln aufführen. Und als Rethel eine Liebeserklärung in Allegorien, aus vier Blättern bestehend, ohne Worte an die Dame seines Herzens sandte, wurde er trotz des besten Willens nicht verstanden. — Wir kommen zum Schlusse.

Als sich Rethel im Jahre 1850 mit der Tochter des Professors Grahl in Dresden verlobt hatte, widmete er seiner Braut eine Reihe anmuthiger Zeichnungen, unter denen ein Kalender, den Frau Rethel später in Holzschnitt mit begleitenden Gedichten herausgab, das hervorragendste Geschenk bildete. 1851 fand die Verheirathung statt; noch feierte er die Genesung seiner erkrankten „lieben Mitträgerin seines Schicksals", wie er sie in seinen Briefen nannte, aber schon vor Jahresablauf umfing ihn erbarmungslos die geistige Umnachtung, die ihn bis zu seinem 1859 erfolgten Tode nicht wieder verließ.

Das Bildniß des Meisters findet sich auf mehreren seiner Werke. Auf dem Bilde, das die Aufnahme Karl's V. im Kloster Sanct-Just schildert, erkennen wir in dem Abte, der den Kaiser empfängt, Rethel's Lehrer Philipp Veit, in zwei andern Steinle und Dr. Hechtel, im Hintergrunde aber erscheint als Pförtner der Maler selbst; auf dem großen Oelgemälde des leipziger Museums: Petrus heilt den Lahmen, tritt uns in der Figur ganz rechts im Mittelgrunde die Gestalt des Malers entgegen. Von dem Menschen Rethel, von seiner edeln, liebenswürdigen Persönlichkeit entwerfen Müller von Königswinter und Pecht ausführliche, anziehende Schilderungen.

Ernst Lehmann.

Aus dem Nachlaß von Gregorovius.

Römische Tagebücher von Ferdinand Gregorovius. Herausgegeben von Friedrich Althaus. Stuttgart, Cotta's Nachfolger. 1892. 8. 8 M.

Noch über das Grab hinaus sendet der heimgegangene Dichter und Historiker der über seinen Verlust trauernden Mitwelt leuchtende Strahlen seines Genius zu. Während ich am Schlusse meiner Besprechung des aus Gregorovius' Nachlaß herausgegebenen dritten Bandes seiner „Kleinen Schriften zur Geschichte und Cultur" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1892) in Nr. 35 d. Bl. von ihm und seinen Werken Abschied nehmen zu müssen glaubte, hatte sein ihm geistig vielfach verwandter Freund, Graf Adolf Schack, bereits seine zerstreuten „Gedichte" gesammelt und veröffentlicht (Nr. 50 d. Bl. f. 1891), und nun erscheint, von einem andern dem Verstorbenen nahestehenden Manne herausgegeben, noch ein nicht minder bedeutsames Werk aus seiner Feder: die Tagebücher, die er während seines dauernden Aufenthalts in der Ewigen Stadt zweiundzwanzig Jahre lang geführt hat. Nach den Angaben des offenbar wohlunterrichteten Herausgebers müssen wir nicht nur besorgen, daß sie das letzte sind, was wir von Gregorovius selbst zu erwarten haben, sondern auch, was vielleicht noch mehr zu beklagen wäre, daß wir kaum auf eine vollständige Schilderung seines Lebens und Wirkens aus berufener Feder hoffen dürfen. Statt Materialien zu einer solchen zu sammeln, hat Gregorovius die vorhandenen im Gegentheil selbst zerstört, indem er nicht nur seine eigenen Papiere den Flammen überlieferte, sondern auch von seinen

Correspondenten die Vernichtung seiner Briefe forderte. Was ihn zu diesem beklagenswerthen Schritte, der uns, ganz abgesehen von allem persönlichen Interesse, einer für die Literatur und Geschichte des letztverflossenen halben Jahrhunderts höchst werthvollen Biographie beraubt, wissen wir nicht. Es ist uns um so weniger verständlich, als aus Althaus' Mittheilungen unzweifelhaft hervorgeht, daß Gregorovius die künftige Veröffentlichung der „Römischen Tagebücher", die doch auch ein und zwar ein höchst wichtiges Stück seiner Lebensgeschichte enthalten, im Auge gehabt hat. Hat er Althaus nicht ausdrücklich mit ihr beauftragt, so hatte er sie doch nicht nur von dem Vernichtungsurtheil gegen die meisten andern Aufzeichnungen ausgeschlossen und sie dem Freunde ausdrücklich als ein Vermächtniß zugewiesen, sondern sie auch bei der letzten Ordnung seiner Papiere einer sorgfältigen Revision unterzogen, sie mehrfach verändert und vervollständigt. Eine offene Frage bleibt es dabei allerdings, ob Gregorovius mit einer Veröffentlichung so bald nach seinem Tode einverstanden gewesen wäre. Wenn Althaus zu seiner Rechtfertigung sagt, daß mehr als ein Vierteljahrhundert verflossen sei, seitdem die Hauptmasse der Tagebücher niedergeschrieben wurde, und daß sich außerdem niemand durch die aller persönlichen Bitterkeit entbehrenden Bemerkungen verletzt fühlen könne, so reichen doch einestheils die Tagebücher bis zum Schlusse des Jahres 1874 und ist andererseits die letzte Behauptung nicht durchgehends begründet. Wenn Gregorovius von Bischof Stroßmayr zugleich mit dem verstorbenen Cardinal Haynald sagt (S. 464): „Im Grunde halte ich den einen wie den andern für echte Pfaffen voller Ehrgeiz und Eitelkeit", oder von Th. Mommsen (S. 568): „M. ist offenbar wie Richard Wagner an Größenwahn krank", so mag man wenigstens im erstern Falle — bei dem zweiten war wol Mommsen's hartes und absprechendes Urtheil über die „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" nicht ganz ohne Einfluß — darin keine persönliche Bitterkeit erblicken; aber schmeichelhaft sind beide Aeußerungen eben nicht. Man hätte deshalb im Interesse des Buchs und der Manen seines Verfassers die Unterdrückung der wenigen Stellen, wo dergleichen vorkommt, wünschen mögen. Hat doch Althaus ganze Abschnitte aus den Tagebüchern beiseite gelassen, weil sie in in den „Wanderjahren in Italien" schon benutzt wären — ein Grund, der uns keineswegs durchschlagend erscheint, da nicht jeder Leser des Tagebuchs diese kennt und im Gedächtniß hat und Gregorovius selbst diese Stellen bei der nach der Veröffentlichung der „Wanderjahre" vorgenommenen Durchsicht hat stehen lassen. Im ganzen aber wissen wir es dem Herausgeber Dank, daß er mit der Veröffentlichung des Buchs nicht gewartet hat, bis etwa die letzte der darin erwähnten Personen aus dem Leben geschieden wäre. Denn wenn die Tagebücher bedeutender Menschen überhaupt dadurch vor allem einen hohen Werth beanspruchen, daß sie die Unmittelbarkeit des ersten Eindrucks in voller Frische und Unbefangenheit wiederspiegeln und uns so den Menschen und Schriftsteller, seine innere Entwickelung und Fortbildung wie die Entstehung seiner Werke anschaulicher machen, als selbst eine doch immer schon mehr reflectirte und von dem Gedanken an das Urtheil des Publikums beeinflußte Autobiographie es vermag, so ist es klar, daß das Interesse ein um so tieferes, der Eindruck ein um so stärkerer sein wird, je lebhafter die Persönlichkeit des Verfassers wie die Zeitverhältnisse, unter deren Einfluß er geschrieben hat, uns noch gegenwärtig sind. In der That tritt uns in diesen Aufzeichnungen nicht nur ihr Verfasser selbst in der für seine innere Entwickelung wichtigsten Periode seines Daseins lebendig entgegen, sondern sie liefern uns zugleich einen wichtigen Beitrag zur Geschichte jener Jahre, in denen sich die Geschicke Italiens und zumal seiner jetzigen Hauptstadt so wunderbar umgestalteten, wenn auch der Herausgeber zu weit geht, indem er darin ein vollständiges Charakterbild jener großen Epoche erblickt. Der Charakter eines Tagebuchs bringt es nothwendig mit sich, daß die Aeußerungen über das im Augenblicke Erlebte und Erfahrene nur den ersten Eindruck unter dem Einflusse vorübergehender Stimmungen wiederspiegeln und deshalb eine einseitig subjective Färbung tragen. Ganz besonders mußte das hier der Fall sein, wo diese Aeußerungen aus einem lebhaft empfindenden, reizbaren, auf jeden äußern Eindruck stark reagirenden Dichtergemüthe stammen. Wenn es dem Verfasser der „Geschichte Roms im Mittelalter" keineswegs an dem großen und weitschauenden Blicke des Historikers gefehlt hat, so war dagegen Gregorovius nichts weniger als ein parteiloser Zuschauer oder gar ein berechnender Politiker, der, kühlen Blutes alle Factoren des Geschehens abwägend, aus ihnen sein schließliches Facit zieht: seine Auffassung der gegenwärtigen Ereignisse wie seine Ansicht über deren weitere Entwickelung in der Zukunft beruht vielmehr auf seiner warmen Liebe für die Menschheit, auf einem aus seiner Sympathie für alles Gute und Große hervorgehenden Gefühlsverstehen und einer oft genialen Intuition, welche, wie die wiederholten Aeußerungen über die Zukunft Italiens und Deutschlands beweisen, im ganzen und großen meist das Richtige traf, während er sich in seinem Urtheil über den Verlauf der Dinge im einzelnen oft gründlich irrte.

Unter den Charakterzügen des Verfassers, über die uns die „Römischen Tagebücher" vielfach werthvollen Aufschluß geben, tritt uns vor allem sein starker Unabhängigkeitssinn wiederholt entgegen, der ihn jede Beamtenstellung, sogar die oft angebotene Professur an einer Universität ebensowohl zurückweisen ließ wie die Ordensauszeichnung, die ihm der König von Italien verleihen wollte.*) Die überall durchleuchtende Festigkeit und Strenge seiner sittlichen Grundsätze erinnert an seinen speciellen Landsmann Kant und dessen kategorischen Imperativ der Pflicht. Bei

*) Dagegen nahm Gregorovius später den Maximiliansorden für Kunst und Wissenschaft an.

großer Bescheidenheit im ganzen begegnen wir doch auch gelegentlich Aeußerungen eines stark entwickelten Selbstgefühls. „Die Katheder-professoren", sagt er (S. 568), „lassen mich nicht gelten, weil ich in freier Thätigkeit schaffe, keine Beamtenstelle annehme und sogar, horribile dictu, einiges Dichtertalent besitze. Meinen Sinn für schöne Form verzeiht man mir nicht. . . . Und doch wird meine Geschichte noch manches Menschen Sinn klären und erfreuen."

Es erscheint natürlich, daß ein Deutscher, dem Rom zur zweiten Heimat geworden war, der als ihr Geschichtschreiber wie als Dichter sich einen Weltruf errungen hatte, zugleich ein geistreicher Gesellschafter wie ein unschätzbarer Führer durch die Wunder der Weltstadt, sowol in mannichfache Berührung mit den erlesensten römischen Kreisen kam, wie auch fast von allen bedeutenden fremden Romfahrern aufgesucht wurde. So ziehen bekannte Persönlichkeiten aus allen Ständen und Culturnationen in fast ununterbrochener bunter Reihe an dem Leser dieser Tagebücher vorüber. Wir erwähnen beispielsweise von fürstlichen Persönlichkeiten König Humbert (damals noch Kronprinz) von Italien, Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen, Königin Olga von Würtemberg, Großfürstin Helene von Rußland; von Diplomaten Prokesch-Osten und Kendell; von hohen Geistlichen die Cardinäle Hohenlohe und Haynald und Bischof Stroßmayr; von Gelehrten Döllinger, Bluntschli, Vischer, Gervinus, Giesebrecht, A. Springer, Karl Hase, Ampère; von Dichtern Heyse, Kinkel, Schack, Freiligrath, Gutzkow, Björnson, Turgenjew, Tolstoi, Andersen, Longfellow; von Künstlern Cornelius, Kaulbach, Riepenhausen, Liszt, Adelaide Ristori. In kurzen Worten schildert er den Eindruck, den er von ihnen empfangen, je nachdem ihr Wesen dem seinigen mehr oder weniger sympathisch war. Seine Urtheile über die ihm auf seinem Lebenswege Begegnenden sind meist in wenigen Worten zusammengefaßt, concis und treffend, zuweilen nicht ohne eine gewisse Schärfe oder eine durch flüchtige Bekanntschaft erklärliche Einseitigkeit.

Das Tagebuch umfaßt die Jahre von 1852 bis 1874. Die ersten acht verlebte er ununterbrochen in Italien mit Rom als Wohnort; von 1860 an brachte er einen Theil des Sommers und Herbstes bald in Deutschland, bald in der Schweiz zu. Die „Wanderjahre in Italien" (5 Bände) liefern den Beweis, wie gründlich er zugleich die verschiedenen Provinzen der Halbinsel bereist, mit wie hellem Auge er den Charakter der Landschaft wie die Eigenart ihrer Bewohner aufgefaßt und wie trefflich er es verstanden hat, beides in ebenso glänzender wie anschaulicher Darstellung durch die Feder wiederzugeben. Aber es waren doch immer nur verhältnißmäßig kurze Ausflüge: selbst die großen und berühmten Städte des Landes, wie Florenz, Venedig, Mailand, Palermo, vermochten ihn nicht dauernd zu fesseln: Rom allein war ihm die Heimat jenseit der Alpen, zu der ihn die natürliche Vorliebe für die Eigenart dieser einzigen Stadt und ihrer Umgebung ebenso-wohl wie seine geschichtlichen Studien immer wieder zurückführten. Selbst der Zauber des Golfs von Neapel wurde ihm „von der alten Heldenschönheit Latiums in Schatten gestellt". Aber seine Liebe galt wie sein historisches Hauptwerk dem alten päpstlichen Rom, wenn er auch anerkennt, daß es verrottet sei, architektonisch wie moralisch. Das neue königliche Rom ist ihm ein übertünchtes Grab geworden.

> Das alte Rom geht unter. . . . Es sinkt herab zu einer Hauptstadt der Italiener. . . . Das Mittelalter ist wie von einer Tramontana hinweggerafft mit allem geschichtlichen Geiste der Vergangenheit. Ja, dies Rom ist ganz entzaubert worden. Neu-Rom gehört dem neuen Geschlecht; ich gehöre zum alten Rom, in dessen zaubervoller Stille meine Geschichte der Stadt entstanden ist. . . . In zwanzig Jahren wird hier eine neue Welt sein. Ich aber bin froh, daß ich im alten Rom so lange gelebt habe. Nur in ihm konnte ich meine Geschichte schreiben.

Sechzehn volle Jahre hat er an diesem Hauptwerke seines Lebens unablässig gearbeitet. Immer wieder kehrt er in den Tagebüchern zu diesem Angelpunkte seines geistigen Daseins zurück. Als es vollendet war und er noch eine Episode, die Geschichte der Lucrezia Borgia, gleichsam als eine Erholung von dem langen mühseligen Umherwühlen in dem Staub der Archive, aus denen er seine Quellen aufgrub, hinzugefügt hatte, beschloß er, in sein Vaterland zurückzukehren. „Meine Mission in Rom ist beendet. Ich war hier ein Botschafter in bescheidenster Form, und doch vielleicht in einem höhern Sinne als diplomatische Minister." Aber der Abschied wurde ihm unendlich schwer. „Roma vale! Haeret vox, et singultus intercipiunt verba dictantis."

In dankenswerther Weise hat der Herausgeber dem Buche, dessen Benutzung außerdem ein sorgfältiges Namen- und Sachregister am Schlusse erleichtert, eine kurze Lebensgeschichte des Verfassers vorausgeschickt. Es geht daraus hervor, daß Gregorovius von München aus, wo er sich ein neues Heim gegründet hatte, doch bis zu seinem Tode (am 1. Mai 1891) noch fast alljährlich auf Wochen und Monate die alten liebgewordenen Stätten wieder aufgesucht hat. So bildete er während des größten Theils seines Lebens ein Bindeglied zwischen zwei Nationen, und es wird, wie Althaus mit Recht hervorhebt, stets sein Hauptruhmestitel bleiben, der berufene Vermittler zwischen deutscher und italienischer Cultur und Wissenschaft gewesen zu sein. Den Höhepunkt seines Lebens und Schaffens aber bezeichnen die zweiundzwanzig Jahre seiner römischen Periode, seine schöpferische Thätigkeit in der Stadt, die ihn um seiner Person wie seines Werks willen zu ihrem Ehrenbürger erwählte, „der schönste Lohn, den er sich denken konnte".

Die „Römischen Tagebücher", das schöne Vermächtniß des Geschiedenen, bestätigen die Worte des Freundes: „So verschieden die Urtheile über ihn lauten mögen: daß er in seltener Weise den Geist eines gelehrten Forschers verbunden hatte mit der bildenden Kraft eines Künstlers, und daß seine Natur fest gegründet war auf den edelsten humanistischen Idealen, kann kein Zweifler bestreiten."

Otto Speyer.

Zur deutschen Lexikographie.

Deutsches Wörterbuch von Moritz Heyne. Erster und zweiter Band. Leipzig, S. Hirzel. 1892. Hoch-4. 20 M.

Am 2. März 1854 veröffentlichte Jakob Grimm das erste Bruchstück seines Wörterbuchs. Heute ist es so weit gediehen, daß man den Termin seines Abschlusses ungefähr berechnen kann. Jedenfalls darf man behaupten, daß es im Jahre 1904, also funfzig Jahre nach seiner Einführung, am Ziele sein wird. Ein halbes Jahrhundert hat es sich Zeit genommen: für den Theilnehmenden eine schwere Geduldsprobe. Es wird sich nicht leugnen lassen, daß es von vornherein an einer festen Disposition, an einer umsichtigen Eintheilung und Vertheilung der Stoffmasse gebrach. Es gebrach an einer obersten wissenschaftlichen Leitstelle, wiewol ein hochherziger Verleger und die berufensten Kräfte sich zusammenfanden, um den Grimm'schen Aufrissen greifbare Gestalt zu geben oder doch seinen Vorstellungen Leben zu verleihen. So beharrte das Werk in seinem schleppenden Tempo und entfernte sich in seinem innersten Wesen in immer neuen Charakterphasen beträchtlich von Form und Inhalt seiner ersten Erscheinungsweise. Dichter und Schriftsteller, die in den Grimm'schen Tagen noch kaum geboren waren, gelten in den letzten Heften bereits als Gewährsmänner, und das lexikographische Netzwerk zeigt die vielfältigsten und ungleichartigsten Maschenweiten. So mangelt die einheitliche Prägung und die Gleichförmigkeit des Stils; allein in der Schwerfälligkeit der Bewegung ist sich das ehrwürdige Werk nahezu treu geblieben. Aber was schlimmer blieb, das war die unüberbrückbare Kluft zwischen diesem nationalen Wörterbuch und der Nation. Eine andersartige Schöpfung war erstanden, als Jakob Grimm sie ersonnen und zum Theil geplant hatte, und so war auch die Aufnahme des verkörperten Plans völlig anders, als er im März 1854 in rührender Zuversichtlichkeit sie erhofft hatte: das deutsche Haus, die deutsche Familie blieb seinem Wörterbuche verschlossen; das verheißungsvollste Absatzgebiet dieses vornehmsten Lebenswerkes einiger unserer besten Germanisten erwies sich als illusorisch: es fehlte dem Werke von vornherein die Hauptbedingung seines äußern Gedeihens, die Volksmäßigkeit. Was hier geboten wurde, das boten Gelehrte dem Gelehrten; ja, noch weniger geschah, das boten Philologen dem Philologen; denn eines gespornten Wettlaufens mit ihren „classischen Brüdern" sind unsere „deutschen" Philologen stets beflissen geblieben; wie man ihnen einstmals den Horaz behandelt hatte, so trieben sie nun ihrerseits ganz ein Gleiches mit Walther von der Vogelweide. So wälzte sich dies Stückwerk deutschen Philologenfleißes durch die Jahre fort, und was es an haarspalterischer Zerfaserungskunst und an Gewichtigkeit des Materials gewann, das ging seinem geschwollenen Wesen an Volksthümlichkeit verloren. Die Achtung des Auslandes, die eingehandelt wurde, war ein schwacher Ersatz.

Da siehe! vollzieht sich in unsern Tagen ein anmuthiges Schauspiel: die Erkenntniß, die späte, daß man in der Hauptsache, d. h. auf dem Wege in das Herz des Volks, sich in böser Sackgasse verrannt habe, tagt in den intimsten Kreisen der Wörterbuchkünstler, in dem Generalausschuß der Grimm'schen Erben selbst, und — ein noch lustigeres Schauspiel! — einer der langjährigen Hauptmatadoren des Grimm'schen Wörterbuchs stellt neben den ewigen Embryo mit der ihm eigenen schnellen ungebundenen Schaffenslust und Schaffenskraft ein Wörterbuch eigensten Stils, das sich mit feiner Weisheit und Selbstbeschränkung (und nicht ohne eine neidwürdige Dosis Schlauheit) neben das greisenhafte Vor- und Urbild stellt. Was dort gebrach, wird hier erfüllt; was dort exclusiv war, hier gibt es sich familiär; wessen dort zu viel war, deß ist hier stellenweise vielleicht — ich sage nur, vielleicht — zu wenig; was dort — last not least — so unerschwinglich wie undurchdringlich war, das ist hier weitesten Kreisen nahbar, finanziell wie intellectuell. Kurz und bündig: Moritz Heyne, einer der besten Kenner deutscher Art und Kunst, einer der besten Mitarbeiter des Grimm'schen Lexikons, hat der deutschen Familie ein Wörterbuch geschenkt. Dafür soll ihm das deutsche Haus und die deutsche Literatur und Sprachwissenschaft für immer dankbar sein.

Die deutsche Familie freilich ist vielköpfig und vielgestaltig, und ein Narr fragt mehr, als ein Weiser beantworten kann. Wir müssen die Forderungen prüfen, welche das deutsche Haus an ein deutsches Wörterbuch zu stellen mehr oder minder berechtigt ist, und dies zu erschöpfen, dürfte ein Buch gerade ausreichen. Ich muß kürzer sein.

Ein Wörterbuch unserer Sprache soll ihren ganzen Bestand umfassen. Das muß die erste Forderung sein. Es soll Auskunft geben über die Wurzel, Verästelung und Verzweigung. Es soll nirgends die aus dem Realen sinnbildlich ins Geistige übertragene Bedeutung übersehen. „Lichter" und „Lichter" (die des Fuchses) sind zweierlei. Schließlich soll es erschöpfende, streng zuverlässige, bündige Sacherklärungen geben für Dinge und Begriffe, die man nicht mit der Muttermilch einsaugt.

Was ein Apfelbaum ist, hat mich meine Mutter gelehrt; was eine „Bache" ist, was das „federweiß" der Weincultur bedeutet, hat sie mich nicht gelehrt, das hat sie dem Leben und meinen theuern Herrn Schulmeistern überlassen. Was diese nun versäumt haben oder was mein Leben mir innerhalb der deutschen Sprachsphäre zu erhellen nicht in die Lage kam, das fordere ich von meinem deutschen Wörterbuche; sonst hat es seinen Lohn dahin und hat verthan.

Strenge und systematische Nachprüfung nun wird dem Heyne'schen Buche den Ehrenplatz freudig und dankbar einräumen, welchen es, seines Werthes bewußt, vernehmlich und selbstgewiß beansprucht. Heyne ist so sehr Lebens-

wie Sprachkenner; so sehr Mann des Volks wie Souverain in seiner Wissenschaft. Das ist ein Hauptzug und Hauptvorzug seines Gelehrtenthums, daß er die Fühlung mit dem Volksleben über seinen jeweiligen angelsächsischen Einkapselungen nicht verloren hat. Er ist Philolog ohne philologische Scheuklappen. Allein ein volksthümelndes Sichabsperren gegen unveräußerliche fremdländische Aequisitionen, kleine puristische Anwandlungen verrathen den germanistischen Zünftler. Wer springt über seinen Schatten? Der Mann, der Bibliotheken so Unendliches dankt, vergißt in seinem Wörterbuche das Wort „Bibliothek"; natürlich hat er Geschmack genug, um es mit der elenden Bildung „Bücherei" nicht zu vernnzieren. Apotheke und Bibel nimmt Moritz Heyne wohlwollend auf — die Bibliotheken hat er vergessen, welche doch dem „Lehnwort" Bibel (wie er diese Vokabel zartsinnig entschuldigt) lexikographisch wie dienstlich so nahe stehen. Kommt der Pastor wie der Prediger zu seinem Rechte, so durfte das undeutsche Wort die reiche Begriffswelt, die es versinnlicht, nicht um ihr rühmliches Dasein kränken.

Und nun gilt es, ein paar Streifzüge durch das weite Werk zu unternehmen, um festzustellen, wie weit es uns fröhlich zu unterrichten weiß und wo seine Führerschaft sich Grenzen steckt — ich sage nicht, Grenzen findet.

Da scheinen mir zunächst die Scheidelinien innerhalb der urwüchsigen oder besser eingeborenen Wörter und der reichen, stolzen Fülle der zwar entlehnten, aber, wie französische Einwanderer, völlig naturalisirten zu engherzig gezogen zu sein.

Worte wie „dressiren" beanspruchen wir als Eigenthum; in zweien höchst wesenvollen Gestaltungen unsers täglichen Seins, in den Gebieten der Jagd und dem naturverwandten der Küche, beansprucht das Lehnwort volleingebürgerte Rechte. Heyne weist es grausam zurück. Er lehrt uns weder, was ein „dressirter Jagdhund" und eine dressirte Otter, noch viel weniger aber, was (culinarisch) eine dressirte Wachtel zu sagen hat. Und beides sind so liebliche Begriffe. Heyne versagt uns auch die Erklärung der famosen Eigenart eines „gefederten" Fasans. Das Buch unterrichtet uns sorgfältig über das Fremdwort „Husar" und die übertragene Bedeutung der „schwarzen Husaren"; was aber ein „Dolman" zu heißen hat, erläutert es nicht. Was, um im militärischen A-b-c zu beharren, eine „Kehle" im Festungsbau bedeutet, lehrt es ebenso wenig; das möchte noch gehen: wo aber blieb der „Querbaum"? jene Crux des Rekruten? das Lieblingsbildungsinstrument des zielbewußten Sergeanten? Wurden Worte wie „banal" und „bigott" adoptirt, so missen wir ungern den „Banausen".

Eine botanische Wanderung. Primeln und Narcissen blühen in Heyne's Wörterbuche in lichtvoller Anschaulichkeit. Wo aber bleiben Orchideen, Hyacinthen und Nymphäen? Wo bleiben die Märzenveilchen? Auf den Märzenschnee, den Gudrun so hart empfindet, verzichten wir allenfalls; aber das Märzenveilchen hat es uns nun einmal angethan. Auch der Eberesche hätte ich ihr schönes Recht gewünscht.

Eine zoologische Wanderung. Wo blieb der „Fremdling"? der edle falco peregrinus? Wo der durch Bismarck, den Nationalhelden unserer deutschen Gegenwart, so berühmt gewordene „Auff"?

Noch minder gern vermisse ich unter „Hund" die brave „Leonberger" Neuart; den „Hundekuchen", dieses bewährte kynozoische Präparat; die „Hundeleine"; die „Hundeschande", die ihre ausgeprägte Eigenthümlichkeit hat. „Hundsfott" ist dafür auf das einleuchtendste erklärt. Wahrheit über alles!

Doch ich vermisse das „Gefege" des Hirsches; der Lexikograph ist gleichwol auch hier wie überall auf das allerbeste bewandert; vgl. fegen.

Ich vermisse landläufige Begriffe wie Kapitalhirsch und Geltthier.

Flunder, Qualle, Frischling sind ohne zureichende Definition geblieben. Die des letztern kommt noch am nächsten; Frischling bedeutet nach Heyne ein „junges Wildschwein". Des Frischlings Jugend hat aber die scharfe, einjährige Grenze. Sodann heißt das zum Theil sehr schätzbare Wesen bekanntlich Ueberläufer. Dabei fällt mir ein, daß auch das sinnige Eigenschaftswort „knusprig" fehlt. Doch was will dies dürftige Messen und Missen bedeuten einem zehnjährigen Werke gegenüber, das auf der Arbeit eines hochbegnadeten Menschenlebens ruht? Gewiß, meine Stichproben haben mich noch mehrfach unliebsam im „Stich" gelassen; ich will indessen die vermißten Worte oder zum Theil verunglückten Deutungen nicht herüberschreiben, wie sie auf meiner kritischen Wanderung sich mehr oder minder schmerzlich ergaben; dem Nachprüfenden und künftigen Forschern allein lege ich übergangene Worte und Begriffe, wie: geistreicheln, Matratzengruft, Maulsalat, Maulseuche, Naturbursche, Mitternachtssonne, Edelfäule, Meergreis, Grünzeug, Gigerl u. s. w., an das theilnehmende Herz. Farbenreich reizt zur Frage nach abwesenden Zusammensetzungen von viel schwierigerer Lösung wie: farbenblind und farbenecht. Fenstern wird für die innigere Kritik eine minder stehende als vielmehr steigende Bedeutung behalten u. s. f. Dem Volkswitz wird die herablassendste Gönnerschaft des Lexikographen zutheil, während Perlen wie Meister Knieriem, Dachhase, Hundehaare auflegen übersehen werden. Diene dies alles zur Beleuchtung der Herrlichkeiten allein, welche das sonstige unendliche Inventar uns bietet. Selbst des Bönhasen und des Kalmäusers entbehrt es nicht; leider aber des Ballhauses (modernen Stils) und der Liebesnacht. Ich habe mein Senkblei eben überall niedergelassen. Besonders schmerzlich habe ich die „Messe" der Seeoffiziere und das österreichische „plauschen", „gausen" (vespern) und „nachtmahlen" (zu Abend essen) vermißt.

Doch nun genug; sonst meint schließlich dieser und

jener fesche Bönhase und üble Kalmäuser, er könne Heyne'sche Wörterbücher schreiben. Das wird der Kalmäuser nicht können. Man vergleiche nur Heyne's lakonische Charakteristik der Ballade mit der hülflosen Grimm'schen Definition und man wird erkennen, aus welchem unergründlichen Bronnen Moritz Heyne schöpft und mit wie selbstherrlicher Entsagung er uns seine Funde spendet.

Adalbert Schroeter.

Bücher über Rußland.

1. Russische Zustände von E. B. Lanin. Aus dem Englischen von Rudolf Dietz. Erster Band. Zweite Stereotyp-Auflage. Dresden, Ehlermann. 1892. Gr. 8. 3 M.

Wir müssen unser Bedauern aussprechen, daß eine so nachlässige deutsche Ausgabe des guten Buchs von einem angesehenen Verlage stereotypirt werden konnte. Sie ist voll Druckfehler, voll falscher Wiedergabe russischer Orts- und Personennamen und es fehlt nicht an irrigen Erläuterungen des Uebersetzers. So S. 29 gleich zwei, wo Urjadnik durch „eine Art Oberseeretär" wiedergegeben wird, während das Wort zunächst einen Landgendarm, dann einen Aufseher bedeutet, und wo der Textsatz: „In einem der Bergwerke von Ufa lebte ein Mann, Namens Semeanow (lies Ssemeonow), dessen Leben und Charakter Dr. Smiles, hätte er darum gewußt, sicherlich in einem seiner bewunderungswürdigen Bücher mit besonderer Freude geschildert haben würde", den Uebersetzer zu folgender Fußnote veranlaßt: „Dr. Smiles ist der Verfasser mehrerer Bücher über Rußland, in denen die dortige Verwaltung und die gesellschaftlichen Zustände zumeist couleur de rose geschildert werden." Zunächst hätte das Wort rosenfarbig ja wol auch Verständniß bei den Lesern gefunden. Der Uebersetzer weiß aber von Dr. Smiles offenbar nichts, missversteht daher die ganz ehrliche Hochachtung des Verfassers vor diesem Schriftsteller, der durch Dr. H. Schramm-Macdonald's Bemühungen unter uns bekannt genug geworden sein sollte, und faßt, in der Phantasie befangen, daß Dr. Smiles über Rußland geschrieben habe, jene Aeußerung ironisch auf. Dazu fehlt jede Veranlassung. Ssemeonow ist ein Mann, der durch eigene Kraft es zu etwas gebracht hat, und darum wäre er dem Führer auf den „Weg zum Wohlstand" und zu andern guten Dingen ein willkommener Gegenstand der Darstellung gewesen. Pobjedonossjew wird andauernd Pobedonostschew, Schtschedrin stets Tschedrin, der „Neurussische Telegraph" immer „Neuer Russischer Telegraph" geschrieben. Ssachalin erscheint S. 217 als Halbinsel, später richtig als Insel. S. 225 tritt als Beförderungsziel der Gefangenen in Sibirien ein Ort „Wakuzk" auf; in der Folge merkt man, das Irkutsk gemeint sei u. s. w. Das ist nun alles in den Stereotypplatten festgelegt!

E. B. Lanin's Beobachtungen sind ausgezeichnet, sein Studium der periodischen Presse Rußlands ist sorgfältig, seine Gesichtspunkte sind zutreffend gewählt, seine Schlußfolgerungen richtig gezogen, wenn sie auch manchem Leser hie und da gewagt erscheinen sollten. Der Engländer hat es in bewunderungswerthem Grade verstanden, sich in die Denk- und Anschauungsweise des russischen Volks hineinzuversetzen und dessen Lebensäußerungen, so fremd sie ihm auch entgegentreten mögen, aus jener Anschauung heraus sich zu erklären. Die russische Lebensanschauung gipfelt aber im Mangel des Bewußtseins sittlicher Verantwortlichkeit, ja im Mangel der Fähigkeit zur Unterscheidung von Gut und Böse, von Wahrheit und Lüge. Die vom Verfasser mitgetheilten zahllosen Belege hierfür, wie sie russischen Blättern oder Schriftstellern entnommen sind, werden von ihm unter Kategorien zusammengefaßt, die eine ganze Ethik des russischen Volks ergeben. Wie es hier erscheint nach seiner Wahrheitsliebe, seiner Einbildungskraft und Sagenbildung, nach seiner Lebensphilosophie, die das Verbrechen als einen Unglücksfall betrachtet, der heute diesem begegnet ist, morgen jenem begegnen kann, nach seinem Fatalismus und seiner Sorglosigkeit, wie es sich hier gibt in seiner grenzenlosen Entsittlichung, so ist es nach dem Verhalten der einzelnen Stände geschildert in den Skizzen Uspenski's und Terpigorjew's, die H. von Samson in seinem Buche „Die Verlumpung der Bauern und des Adels in Rußland" deutschen Lesern zugänglich gemacht hat. Ein Buch trägt und stützt und erläutert das andere.

Doch ein Kapitel hat Lanin vor jedem andern und auch vor Kennan voraus, das Schlußkapitel über die Gefängnisse, besonders über die Etappenstationen, die Sammelplätze und Rastorte der Gefangenenzüge. Wenn diese überaus entsetzlichen Mittheilungen, wie es nach S. 211 scheint, dem für den internationalen Gefängnißcongreß zu Sanct Petersburg 1890 verfaßten Bericht entnommen sind *), so ist es höchst wunderbar, daß sie erst jetzt und nicht bereits durch einen der zahlreichen westeuropäischen Theilnehmer am Congreß an die Oeffentlichkeit gelangt sind. Einzelne Angaben, so S. 201, daß Riga eins der fürchterlichsten Gefängnisse habe, erregen um so mehr Bedenken, als sie vom Verfasser nur nacherzählt werden; ferner daß zu Anfang der Regierung Friedrich Wilhelm's III., nach der „Frankfurter Zeitung" vom März 1890, ein Vertrag zwischen Preußen und Rußland vorhanden gewesen, auf Grund dessen gewisse Klassen preußischer Verbrecher nach Sibirien geschickt wurden. Die wissenschaftlichen Citate auf S. 142 aus dem „Livländischen Urkundenbuch" stimmen

*) Die Fußnote nennt als Quelle den „Gesetzesboten". Eine Zeitschrift solchen Namens gibt es unsers Wissens nicht, wol aber einen „Gerichtsboten" Ssudebny Wjestnik.

nicht. Doch das sind Einzelheiten. Die Absicht des Verfassers, das russische Volk in seiner sittlichen Verfassung zu zeichnen, ist gut ausgeführt und das Buch kann nicht ohne Eindruck auf den Leser bleiben; vielleicht ist der Verfasser selbst zu sehr des Eindrucks seines Werkes voll, wenn er im Vorwort den Glauben ausspricht, verschiedene Maßnahmen der Regierung seien die Folge seiner Artikel gewesen. Jedenfalls irrt er in der Meinung, sein hier übrigens nicht aufgenommener Aufsatz über Finland habe das kaiserliche Beruhigungsmanifest vom 28. Febr. 1891 hervorgerufen. Das thaten vielmehr die sehr lebhaften Zeichen tiefgehender Beunruhigung in Finland selbst. Inzwischen ist die hoffnungsvolle Deutung dieses Erlasses durch die Vernichtung der Selbständigkeit des finländischen Senats, der obersten Regierungsbehörde des Großfürstenthums, gründlich widerlegt worden.

Jene unsäglich scheußlichen Greuel, die nach dem erwähnten Bericht in den Etappengefängnissen von den Gefangenen verübt und von der Regierung geduldet werden, werden in den Schatten gestellt durch die Enthüllungen des folgenden Buchs:

2. Aus den sibirischen Bleibergwerken. Unedirte Briefe des zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilten russischen Professors Vaszilij Jakszakow mit den Zeichnungen und dem Autogramm des Verurtheilten. Aus dem Ungarischen übersetzt. Berlin, Cronbach. 1892. 8. 2 M. 50 Pf.

Am Abend des 7. Januar 1882 wurde der neuernannte Professor der moskauer Universität Wassili Jakssakow von seiner eigenen Hochzeitsfeier durch drei Geheimpolizisten fortgelockt, in eine feuchte Zelle gestoßen, den andern Morgen der Theilnahme an der Vorbereitung des gegen Alexander II. verübten Attentats angeklagt, zu Ende des Monats zum Tode verurtheilt und zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in Nertschinsk „begnadigt". Er ist nie vor Gericht gestellt, nur einmal verhört worden. Die Anklage gründete sich auf ein Schreiben des Nihilisten Kibaltschisch, der die Dynamitbomben angefertigt hatte und inzwischen gehängt worden war, an Jakssakow aus ihrer gemeinsamen Studienzeit, da Kibaltschisch noch nicht Nihilist war, und enthielt nur die Bitte um „den versprochenen Gegenstand", einen Gummimantel, wie Jakssakow sich deutlich erinnerte, aber freilich nicht zu beweisen vermochte. Dieses Billet hatte seit der Zeit in einer Tasche eines alten Sommerüberziehers geruht, den Jakssakow beim Verlassen seiner Junggesellenwohnung dem Hausmeister geschenkt. Dieser hatte das Papier gefunden und der Polizei übergeben. Daraufhin wurde Jakssakow aus der Reihe der Lebendigen gestrichen und, ohne daß ihm Abschied von jemand zu nehmen gegönnt wäre, mit fünf andern zusammengekettet, einem Verbanntenzuge gesellt, der nach anderthalb Jahren, von den Flußfahrten abgesehen, zu Fuß seinen Bestimmungsort erreichte. Dieser war der untere Stollen des Bergwerkssystems im Algassithale, in dessen Höhlen die Unglücklichen, an den Karren geschmiedet, fortan ihr Leben verbrachten. Jakssakow hielt es nicht zwei Jahre aus. Was er und seine Schicksalsgenossen erlitten haben und wie er, der seinen philosophischen Studien ergebene, um die öffentlichen Verhältnisse seines Vaterlandes unbekümmerte Mann, durch seine Erfahrungen zum Nihilisten der Gesinnung nach wurde, mit dem Schmerz, sie nicht bethätigen zu können, hat er in seinen Aufzeichnungen hinterlassen, die er zumeist noch auf der Reise, aber auch im Bergwerk verstohlen und mühsam genug auf aufgelesenen Papierstückchen zuwege brachte. Nach seinem Tode glückte es dem jüngern Gefährten seiner Wanderung und seiner Leiden, Georg Baikaljew, mit dem ihm anvertrauten Vermächtniß dieser Papiere dem Gefängniß zu entfliehen und nach Paris, später nach Ungarn zu entkommen. Da auf dem Titel des Buchs sie als eine Uebertragung aus dem Ungarischen, soll wol heißen, Magyarischen, bezeichnet sind, muß es sonderbarerweise eine Ausgabe auch in dieser Sprache geben. Denn das Original ist theils französisch, theils lateinisch geschrieben. Wir haben es also mit einer Uebersetzung aus zweiter Hand zu thun, die aber bis auf die Austriacismen gut ausgefallen ist.

Wir haben uns hier nur an die Entstehung des kleinen Buchs gehalten. Sein Inhalt ist das Ergreifendste und Entsetzlichste, was uns vorgekommen ist; es ist uns unmöglich, darüber etwas zu sagen, weil jedes Wort, das uns zu Gebote stünde, die Wirkung abschwächte. Vorübergehend ist uns wol der Argwohn aufgestiegen, ob das Buch nicht eine propagandistische Dichtung des Nihilismus sei; doch hält der Gedanke nicht lange Stich: die Thatsächlichkeit des seelischen und körperlichen Leidens spricht eine zu eindringliche Sprache. Diese Wehlaute einer zertretenen Seele, eines brechenden Herzens lassen sich nicht erfinden, und so wird die teuflische Brutalität der russischen Gefängnißbeamten denn auch wol wahr sein, so sehr man daran zweifeln möchte. Wären diese Züge erfunden, sie wären nicht so einfach hingesetzt, es würden mehr Worte darüber gemacht sein. In ihrer fürchterlichen Nacktheit stehen sie da als eisernes Inventar des täglichen Lebens eines schuldlos in den Bergwerken Begrabenen.

3. Die Romanows. Intime Episoden aus dem russischen Hofleben von Bernhard Stern. Berlin, Cronbach. 1892. 8. 3 M. 50 Pf.

Den Inhalt des Buchs läßt der Nebentitel errathen. Doch kommt nicht nur das verbotene Liebesleben, sondern auch die Culturgeschichte zur Behandlung und der Verfasser ist seiner Aufgabe mit allem Fleiß nachgegangen. Nicht nur die reichhaltigen Literaturnachweise, auch die Darstellung bezeugen dies. Hie und da haben Helbig's „Russische Günstlinge" zu sehr die Grundlage geboten. Andererseits besteht manches Urtheil über die Persönlichkeit einzelner Herrscher nicht vor strenger Prüfung. Um das Buch über den Rang einer chronique scandaleuse zu erheben, wäre ein ernsterer Ton angemessen gewesen.

Friedrich Bienemann.

Neues vom Grafen Schack.

1. Sirius. Ein Mysterium von Adolf Friedrich Graf von Schack. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. 1892. 8. 2 M.
2. Das Jahr Eintausend. Ein dramatisches Gedicht von Adolf Friedrich Graf von Schack. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. 1892. 8. 2 M.

Die Besprechung beider Stücke kann einer Inhaltsangabe nicht entrathen, so schwierig diese auch ist. Die Exposition des Mysteriums führt mittenhinein in eine Verschwörung gegen den Gewaltherrscher Sirius. Auf Unthat, Frevel und Entsetzen hat er sein Weltreich gegründet. Aber in der Wonnen Vollgenuß verschmachtet er vor Begierde. Nichts gibt es mehr, seiner Seele Ueberdruß zu stillen. Alles ist sein. Und doch was ist's? Der Mohn, der duftlos prangt mit seinem eitlen Roth, ist nicht so schal wie diese Herrlichkeit. Nur ein Gedanke vermag noch seine übersättigten Sinne zu erregen: als ewiges Denkmal seiner Größe will einen riesigen Palast er bauen, der Erde höchste Gipfel überragend. So gedenkt er der ungeheuern Flut, die nach der seit Urzeittagen von Geschlecht zu Geschlecht wandernden Sage alle Lebenden dereinst verschlingen soll, Trotz zu bieten. Den Gegensatz zu diesem Schreckens- und Willkürregiment bildet Noah's friedliches Thal, das als eine Oase der Glückseligkeit in idyllischer Schönheit geschildert wird. Aber auch hier bricht Sirius ein, der Geist des Unfriedens. Azila, die wunderholde Tochter Noah's, wird sein heißes Begehr und sein Raub. Inzwischen bricht die Empörung los. Doch wunderbare Mär von zauberkräftigen Schätzen in der Erde Schoß läßt vorerst den Sirius in die unerschlossenen Tiefen dringen, wo er am Ende bewußtlos zusammenbricht vor einer Inschrift, die ihm seinen und seines Reichs Untergang meldet. Nun befreit der Führer des Aufstandes Antares seine Geliebte Azila, aber Noah verweigert ihm, dem Feinde Jehovah's, die Befreite. Jetzt beginnt der Kampf. Gefangen verschmäht Antares die eigene Rettung um den Preis des Verzichts auf Azila, diese ihrerseits trotzt dem Gebot des Tyrannen wie der Mahnung des Vaters, sich vom Geliebten zu scheiden. So sterben beide. Dem opferwilligen Noah verkündet Jehovah die Sintflut, den drei Söhnen ein Cherub die große Zukunft ihrer Geschlechter. Da ergießt sich der Wogenschwall. In schwungvollen Dithyramben preisen Engel den Rathschluß des Herrn. In Wogenbraus und Weltuntergang stürzt, zuletzt allein noch übrig, Sirius mit dem Rufe: „Da Noah's Arche! Ich muß versinken."

In das Weltuntergangsjahr 1000 führt uns das zweite Stück. In gewaltigen Gegensätzen schildert der Dichter die Zeit, das finster und weltfremd gewordene Christenthum sammt seinem Zerrbild, den Flagellanten, ist ohnmächtig und ohne Trost für die geängstete, führerlose Menschheit. Sucht ja das Oberhaupt der Christenheit selbst „in Mäcenas zerfallenem Haus" mit Hülfe geheimer Künste und der Nekromantik einen Weg aus Verzweiflung und Nacht. Nur der Abt von Subiaco Benedict sammelt um sich eine kleine Gemeinde wahrhaft Gläubiger inmitten des rasenden Völkergewühls. Und wie das Haupt, so irren die Glieder. Der allerorten in der Ewigen Stadt aus Steinen redende Zauber heidnischer Schönheit berückt aufs neue empfängliche Herzen, dort begeistert Roms Größe in vergangenen Tagen, das Heldenthum seiner Bürger, in Sturm und Drang wieder den Nachfahren zu großer That; anderswo sucht der Germane die alten Götter Odin und Thor hervor. Dazu gesellt sich der politische Kampf. Creseentius, der Herr Roms, schwelgt in den Erinnerungen an geschwundene Macht und Größe und erstrebt deshalb seiner Stadt Unabhängigkeit. Der Gebieter von Tibur, Maximus, der Kirche treuer Sohn, kämpft für Kaiser und Papst. Die verwickelten Verhältnisse nun erlangen ihre letzte Steigerung und zugleich ein rein menschliches Interesse durch den Liebesbund von Maximus' Tochter Cäcilia mit dem Priester Bruno. Ihre Flucht nach Rom entzündet den Kampf. Vom Vater verfolgt, beschützt von Hilario, dessen Liebe sie nicht zu erwidern vermag, will Cäcilia den Bruno retten durch das unwahre Geständniß, sie sei Hexe. In ihres Scheiterhaufens Flammen findet auch der Vater den gesuchten Tod. Da vermag endlich eines Cherubs Verkündigung den irrenden Papst zur Rückkehr nach Rom. Ein verheißungsvolles Chorlied der Evangelisten beschließt die Dichtung.

Dieser infolge der Seenen- und Figurenfülle nur unvollständige Ueberblick zeigt so viel, daß der Kern- und Grundgedanke beider Stücke derselbe ist: der Durchbruch einer neuen, vollkommenern Menschheitsperiode nach Wirrsal und Schrecken. Aber noch über diese Hauptidee hinaus ließe sich der Parallelismus bis in die Einzelheiten des Aufbaues, in die einzelnen Motive und Gestalten verfolgen. Zwei Erklärungen lassen sich für solche auffallende Gleichheit zunächst denken: sie kann ein Zeichen überschießender Gestaltungskraft sein oder Ideenarmuth verrathen. Gegen letztere Annahme ist ein Schack gesichert. Aber auch ein bloßes Spiel schöpferischer Beanlagung erschiene als zweckloser Misbrauch der Phantasie. Dazu kommt, daß beide Dichtungen weder in Form und Aufbau, noch in Handlung und Charakteristik frühern Werken des Dichters ebenbürtig sind. Die vielgerühmte Classicität des Schack'schen Ausdrucks tritt an mehr als einer Stelle zurück; diesem und jenem Charakter fehlt die Fülle und Anschaulichkeit, vielfach endlich macht die Handlung den Eindruck des Zusammengerafften, Unvermittelten, Eilfertigen, wenn auch daneben natürlicherweise des Dichters Muse ihre gefeierten Vorzüge: Schwung der Sprache, Schönheit der Empfindungen, Reichthum in der Gestaltung, sattsam bewährt. Eine besondere Erwähnung verdient dabei des Verfassers Reimkunst. Ihr Bestreben ist offenbar, Alltägliches, Abgenutztes,

Niederes zu vermeiden, ein recht dankenswerthes Streben in einer Zeit, wo man das classische Deutsch durch die häßlichsten Mundarten — leider läuft jede Entstellung unserer Muttersprache unter diesem rechtlichen Namen — auf der Bühne zu ersetzen sucht. Wirkt nun auch die Neuheit dieser Klangbindungen zuerst überraschend, befremdlich, so gewinnt doch, soweit sie Eigenthum des Dichters sind, ihr vollerer Klang bald das Ohr, zum Theil sind sie nur Weiterbildungen nach den besten Mustern, wie ja auch Goethe reimt: geheilt ist — zugetheilt ist; fragt ihr — sagt ihr; dreht sich — bläht sich. Eine solche Bereicherung unserer Technik ist überaus verdienstvoll. Doch das nebenbei! Die Beobachtung nun, daß eine gewisse Sparsamkeit in der Anwendung der letzten Feile gewaltet hat, führt auf eine Vermuthung, aus der sich die obenerwähnte Doppelgestaltung derselben Idee erklären ließe. Es ist eben diese Idee an sich, mit ihrem fesselnden Reiz, ihrer bestrickenden Schönheit und ihrem übermächtigen Inhalt, die es dem Dichter angethan hat, daß er in ihr schwelgt und kein Genüge finden kann in ihrer einmaligen Darstellung. Mit aufmerksamem Auge betrachtete sein empfänglicher Geist unsere Zeit, ihre Bestrebungen, Gegensätze, Kämpfe. Und was er gewahrte: das Ringen des Neuen mit dem Alten, Verzweiflung bis zur Glaubenslosigkeit, Uebersättigung, das Suchen nach geheimnißvollem Wissen und was sonst in unsern Tagen gährt: alles das mochte in seiner Seele wol die Erinnerung an verwandte Zeiten in der Geschichte der Menschheit wachrufen. Aber mit seinem geklärten, durch Kunst und Leben geläuterten Blick sah er durch Zusammenbruch und Verworrenheit hinüber in eine schönere Welt. Der Sänger ward zum Seher, der seiner ringenden Mitwelt den Trost verkündet, der ihn selbst erhebt und beseligt, in der frohen Botschaft von einer vollkommneren Zukunft, wie sie zweimal schon dem leidenden Menschengeschlechte beschieden war.

Richard Friedrich.

Aus der Erzählungsliteratur.

1. Glück im Spiel. Eine Selbstmordgeschichte von Fritz Mauthner. Zweites Tausend. Dresden, Minden. 1892. 12. 1 M. 50 Pf.

Fritz Mauthner ist ein geistreicher Mann, das hat er schon oft bewiesen; man kann daher ein neues Buch von ihm zur Hand nehmen, ohne sich fürchten zu müssen, mit schablonenhaftem oder albernem Zeug abgespeist zu werden, wie von den meisten andern Erzählern.

Aber immerhin wird man gut thun, seine Erwartungen nicht allzu hoch zu spannen; nicht als ob diese Geschichte langweilig oder mislungen wäre, nein, sie ist sogar unterhaltend: aber von Mauthner kann man mehr verlangen. Das ist für die Erzählung selbst allerdings kein Lob, wol aber für den Autor. Entschieden zu verurtheilen ist die Technik der Geschichte, denn sie ist verbraucht, ungeschickt und unwahr.

2. Die Rivalinnen. Roman von E. Labarrière. Autorisirte deutsche Uebersetzung. Mannheim, Bensheimer. 1892. 8. 4 M.

Die leichtfertige Frau, die ihrem braven Gatten durchgeht und nach einem abenteuerlichen Leben in Paris als Lebedame auftritt und einen glänzenden Salon eröffnet, in dem sie ihre Netze nach jungen Männern auswirft, die ihr gerade gefallen: das ist eine keineswegs unbekannte Romanfigur, und auch die übrigen Personen sind wohlbekannt: der haltlose junge Graf, der sich von jenem Weibe seiner Braut abwendig machen läßt, diese selbst, ein treffliches Mädchen, ferner der Freund des Grafen, nicht so bestechend wie dieser, aber desto gediegener, ein junger Mann, der das erwähnte Mädchen innig liebt, aber zurückgewiesen wird, bis sie seinen Werth und den Unwerth des Grafen erkennt: das alles hat man schon wiederholt gelesen. Nichtsdestoweniger kann man diesen Roman keineswegs verdammen; im Gegentheil: er enthält psychologische Feinheiten und gelegentlich eingestreute aphoristische Bemerkungen, die von ungewöhnlicher Begabung zeugen; namentlich der erste Theil des Buchs ist trefflich gelungen: er schildert die Jagd von Mutter und Tochter auf einen Mann, um ihn ins Ehejoch zu bekommen, in sehr drastischer und wahrheitsgetreuer Art. Aber wie fast alle Romane hält sich auch dieser nicht auf der Höhe, die er anfangs einnimmt, wenn er später auch keineswegs tief herabsinkt. Alles in allem zwar kein bedeutendes, aber ein verständiges und unterhaltendes Buch.

Auch die Uebersetzung ist gut; doch heißt es die Verdeutschung zu weit treiben, wenn man in einem französischen Roman von Mark spricht statt von Francs, eine Bemerkung, die auch für andere Uebersetzer gilt.

3. Das Pfarrhaus in Glen Clunie von Eglanton Thorne. Autorisirte Uebersetzung von Marie Morgenstern. Bremen, Heinsius Nachf. 1892. 8. 3 M.

Uebersetzer und Verleger haben wahrlich nichts Gutes gethan, indem sie dieses Buch beim deutsch lesenden Publikum einführten. Als ob es nicht schon übergenug deutsche Bücher gäbe, die nicht werth sind, gelesen zu werden! Muß der Büchermarkt noch mit derartigen Erzeugnissen fremder Autoren bedacht werden? Nicht genug, daß diese Geschichte auch nicht einen Funken Geist, nicht eine Spur von Eigenart zeigt, sie trieft förmlich von salbungsvoller Frömmigkeit. In den letzten Kapiteln ist fast auf jeder Seite von Gott die Rede. Der fromme Verfasser — oder die Verfasserin — hätte doch des Gebotes eingedenk sein sollen: „Du sollst den Namen Gottes nicht misbrauchen.“

Er oder sie thäte überhaupt gut daran, Erbauungsbücher für pietistische Kreise zu schreiben, nicht aber Erzählungen.

Die Uebersetzung ist nicht schlecht. Warum jedoch stets „Schöne" statt Schönheit und einmal auch „Schnelle" statt Schnelligkeit gesagt wird, ist nicht zu ersehen.

4. Eine Emigrantin von Rosa Mullholland. Autorisirte Uebersetzung von Marie Morgenstern. Gotha, Schloeßmann. 1892. 8. 4 M.

„Gott sei Dank", das ist der Gedanke, der einen erfüllt, wenn man die Lektüre dieses Buchs beendet hat; es ist wahrlich ein hartes Stück Arbeit, über 400 Seiten gedruckter Schablone, Langeweile und Unwahrheit hinabzuwürgen. Es ist wirklich unglaublich, daß man Derartiges übersetzen läßt, um damit dem deutschen Publikum aufzuwarten, als ob es nicht schon genug deutsche Bücher gäbe, die auf einer solchen Stufe stehen! Die gute Miß, die diesen Roman geschrieben, verdient die Ehre, die man ihr durch die Uebersetzung anthut, wirklich gar nicht. Sie thäte jedenfalls besser daran, irgendeine weibliche Handarbeit zu verrichten, als Romane zu schreiben, etwa Strümpfe zu stricken, aber ja keine blauen!

5. Zwei Künstler. Dem Englischen nacherzählt von A. Steen. Gotha, Schloeßmann. 1892. 8. 2 M. 80 Pf.

Wenn man einem verständigen Manne die Lektüre dieses Buchs empfähle, so wäre das für ihn geradezu eine Beleidigung. Es ist ein Buch, das nicht einmal für die sogenannte „reifere Jugend" gut genug ist. Es ist nichts als eine läppisch aneinandergereihte Folge unmöglicher Abenteuer und Zufälle, reich versehen mit Psalmeitaten, moralischen Salbadereien und historischen Belehrungen, von denen die letztgenannten oft mittenhinein in den Text platzen. Die Technik — sit venia verbo — dieses Buchs spottet jeder Beschreibung. A. Steen hätte es bleiben lassen können, diese Geschichte dem Englischen nachzuerzählen. Es wäre für das deutsche Lesepublikum wahrlich kein Verlust gewesen.

6. Ums Brot. Zwei Auswanderergeschichten von Heinrich Sienkiewicz. Autorisirte Uebersetzung von Leonhard Brixen. Dresden, Minden. 1892. 8. 2 M.

Die zwei Erzählungen, die dieses Buch enthält, heißen „Ums Brot" und „Durch die Prairie". Der Gesammttitel rührt demnach von der ersten her, ein ganz unbegründeter Misbrauch, der aber jetzt allgemein üblich ist. Beide Geschichten sind es in hohem Grade werth, übersetzt worden zu sein; namentlich die erste ist vorzüglich. Sie schildert das Elend eines polnischen Auswanderers und seiner Tochter in ergreifender und offenbar wahrheitsgetreuer Weise. Die Schilderungen der Meerfahrt und des Seesturms sind von ungewöhnlicher Anschaulichkeit.

Die zweite Geschichte, an schönen Schilderungen auch keineswegs arm, leidet etwas unter der verfehlten Technik. Sie wird in ihrer ganzen Länge dem Helden derselben in den Mund gelegt; dabei widerfährt dem Autor die Vergeßlichkeit, jenen das eine mal einen Magyaren, sonst aber einen Polen zu nennen. Den Stoff für diese Erzählung gibt die Reise einer Auswanderergesellschaft durch die Prairie nach Californien, und die argen Mühsale, die sie erleidet, erfahren eine höchst lebendige und interessante Beschreibung. Die Uebersetzung ist zwar nicht übel, aber doch nicht frei von Härten. Alles in allem ein treffliches Buch und jedem, der mehr will als Unterhaltungslektüre, warm zu empfehlen.

7. Nantas von Emile Zola und andere Novellen von J. Turgenjew, M. Serao, D. E. Pardo Bazán, E. Kabos. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1892. 8. 1 M.
8. Die Diebin von George Ohnet und andere Novellen von G. Verga, G. af Geijerstam, Hajota, Fiore delle Neve. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1892. 8. 1 M.
9. Das Kind von Guy de Maupassant und andere Novellen von G. Gissing, G. Pálsson, X. Sandor-Gjalski, J. L. Caragiale. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1892. 8. 1 M.

Der unternehmungslustige Hofrath Kürschner hat mit seiner Zeitschrift „Aus fremden Zungen" eine treffliche Idee ausgeführt: er macht das deutschlesende Publikum mit den geistigen Erzeugnissen der verschiedensten Länder bekannt, darunter solcher, um deren Literatur man sich — sehr mit Unrecht — nicht zu kümmern pflegt.

Die kleinern Erzählungen, die bisher in der erwähnten Zeitschrift erschienen sind, liegen nun in Buchform vor und füllen drei Bändchen. Es sind funfzehn an der Zahl und rühren von Autoren her aus aller Herren Ländern. Neben berühmten Namen wie Zola, Maupassant, Ohnet, Turgenjew finden sich — außerhalb ihres Landes — ganz unbekannte wie J. L. Caragiale (Rumäne), D. Emilia Pardo Bazán (Spanier), Eduard Kabos (Ungar), Xaver Sándor-Gjalski (Kroate) und noch manche andere. Und gerade die beiden letztgenannten, die doch aus Ländern stammen, deren Literatur über die Grenzen hinaus so viel wie gar nicht bekannt ist, bieten sehr bemerkenswerthe Leistungen, Kabos mit der Novellette „Vogel ohne Schwinge", Sándor-Gjalski mit der eigenartigen, noch viel höher stehenden Erzählung „Warum?" Diese ist vielleicht die beste im ganzen Buche, jedenfalls besser als die von so berühmten Autoren wie Zola, Ohnet und Turgenjew herrührenden. Indeß sind auch die übrigen Geschichten zumeist ganz hübsch. Das Schwächste bieten unstreitig die Italiener, obwol sie durch bekannte Namen wie Mathilde Serao und Giovanni Verga vertreten sind. Serao's „Akazienblüten" könnte ebensogut einen beliebigen andern Titel führen, etwa „Ein Nichts"; dieser Titel wäre wenigstens bezeichnender. Verga ist durch die „Sicilianische Bauernehre" vertreten, diese Novelle, die dank Mascagni's Musik als „Cavalleria rusticana" nun weltberühmt geworden ist, ohne sie es aber kaum geworden wäre, da sie herzlich unbedeutend ist.

Die Uebersetzer all dieser Novellen sind nicht genannt, haben aber keine Ursache, sich zu verbergen, da sie Vorzügliches geleistet haben. Sie tragen dadurch bei, die Lektüre dieser drei Bände noch angenehmer zu machen, als sie an sich schon ist.

Theodor von Sosnosky.

Feuilleton.

Wir beabsichtigen über die neuesten Erscheinungen der englischen schönen Literatur von nun an öfters einen kurzen Bericht zu bringen.

Die Leihbibliothek hat unzweifelhaft sehr viel dazu beigetragen, eine oberflächliche Bekanntschaft mit der Literatur in weiten Kreisen zu verbreiten und dadurch auf die Volksbildung einigermaßen günstig gewirkt; aber die bedeutenden Vortheile, welche diese Anstalten gewähren, sind auch mit gewissen Nachtheilen verbunden, von denen vielleicht der nicht geringste ist, daß sie den dreibändigen englischen Roman ins Leben gerufen haben und diesem blassen, blutarmen Geistesproduct noch immer ein allerdings kurzes und kümmerliches Leben versichern. Es sind fade und langweilige, aber in sittlicher Beziehung durchaus harmlose Bücher, die von keinem Menschen außer den Leihbibliothekenunternehmern gekauft und nur von den geistig beschränkten und schwerfälligen Frauen und Töchtern der wohlhabenden britischen Spießbürger gelesen werden. Die Verleger wissen ganz genau vorher, wie groß der Absatz sein wird und lassen kein einziges Exemplar darüber hinaus drucken. Diese literarischen Ephemeren kommen auf die Welt, um dem Lesebedarf gewisser Leihbibliothekenkunden zu genügen, und sobald sie den Endzweck ihres Daseins erfüllt haben, sterben sie wie Eintagsfliegen massenweise ab. Nach der Schätzung von Walter Besant gibt es in England ungefähr funfzig derartige Romanfabrikanten, die fortwährend bei der Arbeit sind und für ihre Waaren durchschnittlich vielleicht siebzig Pfund Sterling das Stück erhalten, während der Verleger das Doppelte verdient, oder vielmehr in die Tasche steckt, da von einem eigentlichen Verdienst bei solchen Publicationen keine Rede sein kann.

Es ergibt sich aus diesem System, daß auch die bessern Romane dreibändig erscheinen müssen und oft in die Länge gezogen und bei der Erzählung unbedeutender Vorgänge übermäßig breit ausgesponnen werden, um den vorschriftsmäßigen Umfang auszufüllen. Selbst Walter Besant darf den dreiköpfigen Cerberus der Leihbibliothek nicht vergessen, sondern theilt, was er zu bieten hat, in drei separat eingebundene Bissen, um jedes Maul des gierigen Ungeheuers gleichzeitig zu stopfen. „The Ivory Gate“ (London, Chatto u. Windus) ist ein etwas sensationeller, psychopathologischer Roman mit ziemlich stark ausgeprägter didaktischer Tendenz, die aber von größerer Wirkung sein würde, wenn die Handlung wahrscheinlicher wäre. Der alte Advocat Deering ist ein zu excentrischer Kopf, um des Lesers Mitleid und Furcht zu erregen und zu reinigen. Man wundert sich, daß ein vernünftiger Mensch sich so benehmen kann, und damit ist die Sache fertig; es würde niemandem einfallen, sich solche Verrücktheit zur Warnung dienen zu lassen.

Die ehrwürdige und unermüdliche Frau Oliphant, deren dichterische Schöpferkraft durch das hohe Alter kaum merkbar in Abnahme gerathen ist, schildert in „The Cuckoo in the Nest“ (3 Bde., London, Hutchinson u. Comp.) die Abenteuer der hochstrebenden Tochter eines Gastwirths auf dem Lande, die funfzig Pfund von einer Tante entlehnt und darauf den fast blödsinnigen Sohn eines reichen Edelmanns heirathet. Wie alle Versuche der Blutsverwandten, diesen Kukuk aus dem sehr behaglichen und weichgefütterten Neste zu stoßen, vereitelt werden, wird in sehr unterhaltender Weise und mit großer Kenntniß der betreffenden Gesellschaftskreise erzählt. In derselben Verlagshandlung erscheint Sarah Dondney's dreibändiger Roman „Through Pain to Peace“; der „Schmerz“ ist durch eine Reihe unglücklicher Verlobungen verursacht und der „Frieden“ scheint darin zu bestehen, daß die Heldin trotz alledem sitzen geblieben ist. Eine gefällige und gut erfundene Erzählung ist „My Flirtations“ von Margaret Wynman, die die amüsante Geschichte ihrer Koketterien zum Glück in einem Bande zusammenfaßt.

Einen viel höhern Platz unter den neuesten Prosadichtungen nimmt Margaret Deland's „The Story of a Child“ (Boston, Houghton, Mifflin u. Comp.) ein. Diese Novelle der durch den theologischen Roman „John Ward, Preacher“ rühmlich bekannten Verfasserin ist keine Jugendschrift, sondern eine mit tiefem psychologischen Blick und vollendeter Kunst ausgeführte, allen Aeltern zu Nutz und Frommen abgefaßte Darstellung der Charaktere und Lebensverhältnisse eines ruhigen, neuenglischen Landstädtchens. Ganz vortrefflich ist die Zeichnung des kleinen, mit ungewöhnlich lebhafter Phantasie begabten Mädchens, dessen Entwickelung in dieser prosaischen Umgebung den Mittelpunkt der Erzählung bildet.

Auf dem Gebiet der Lyrik ist Edward Rowland Sill („Poems“, „The Hermitage and other Poems“) von besonderer Bedeutung. Seine Gedichte haben vorwiegend einen ernsten Charakter und zeichnen sich durch großen Gedankenreichthum aus.

Zum Schlusse lenken wir des Lesers Aufmerksamkeit auf M. C. Conway's „The Life of Thomas Paine“ (London und Neuyork, Putnam), eine auf neuen Quellenforschungen beruhende Rettung eines arg verleumdeten Mannes, und „The Story of Kaspar Hauser from Authentic Records by Elizabeth E. Evans“ (London, Swan Sonnenschein u. Comp.). Die Verfasserin hält das vor acht Monaten veröffentlichte Schreiben des Großherzogs Ludwig an von Berstett für echt und glaubt mit dem Historiker Gregorovius, daß der „Findling von Nürnberg“ ein badischer Prinz war.

— Zum bekannten Streit um das richtige Deutsch sind zwei beachtenswerthe Veröffentlichungen nachzutragen. G. Wustmann, dessen „Allerhand Sprachdummheiten“ übrigens bereits im „fünften Zehntausend“ erschienen sind, hat das unbestrittene Verdienst, zuerst die weitesten Kreise auf die Sprachverwilderung aufmerksam gemacht zu haben. Es ist nur natürlich, daß alle Nachfolger sich in dem einen oder andern Sinne zu ihm stellen, so auch Th. Matthias in „Sprachleben und Sprachschäden“ (Leipzig, R. Richter) und H. Wunderlich in „Der deutsche Satzbau“ (Stuttgart, Cotta Nachfolger). Wunderlich ist Anhänger der geschichtlichen Betrachtungsweise in sprachlichen Dingen und somit Gegner Wustmann's; mehr im Sinne der „Sprachdummheiten“ schreibt Matthias, darin abweichend, daß er in systematischer Darlegung seine Aufgabe zu lösen sucht. Schafft er sich auf diese Weise eine feste Grundlage, so gewinnt sein Buch dadurch andererseits an Reichhaltigkeit, kraft deren es kaum jemals im Stich lassen wird, wie Proben auch in den verzwicktesten Fällen ergeben. Ganz ohne „gesetzgeberische“ Entscheidung kommt auch er bei Schwierigkeiten begreiflicherweise nicht durch. Im allgemeinen aber befriedigt die möglichst für alle Fragen angestrebte Begründung aus dem geschichtlichen Entwickelungsgang der Sprache, aus der Denkrichtigkeit und aus Geschmacksrücksichten recht sehr. Und eben dies Bestreben erklärt und rechtfertigt eine gewisse Fülle in der Darstellung. Gegner Wustmann's schlechthin ist Wunderlich, der sich in scharfen Worten über die „Sprachdummheiten“ ergeht. Vor allem vermißt er ganz im allgemeinen jegliche Vorarbeiten, wie sie ihm für eine Säuberung und Läuterung unserer Sprache, beziehungsweise für die Möglichkeit einer Sprachgesetzgebung unerläßlich erscheinen. „Ein Jahrzehnt zu früh“ ist sein Urtheil, das freilich von verschiedenen Seiten angefochten werden dürfte. Nennt er doch selbst eine Reihe Vormänner, noch mehrere Matthias. Dazu denke man sich noch zehn Jahre Sprachverschlechterung — welcher Herenles soll sich dann in den Augiasstall wagen?! — Was nun Wunderlich's Aus-

führungen betrifft, so braucht man kein Bedenken zu haben, ihnen den Preis unter den hierher gehörigen Schriften zuzuerkennen. Sein Buch bringt mehr, als der Titel erschließen läßt: mit strengster Wissenschaftlichkeit werden sämmtliche Wortklassen in ihren möglichen Beziehungen zum Satz betrachtet und erschöpfend erläutert. So ist sein Werk ein Muster sprachgeschichtlicher Untersuchung und durch die Anwendung ihrer Methode und ihrer Grundsätze eine Fundgrube der Belehrung für jeden, der sich über Wesen und Ziele dieser Wissenschaft unterrichten will.

— Der unter dem Titel „Die Sage von der Doppelehe eines Grafen von Gleichen" von Karl Reineck (Hamburg, Verlags-Anstalt u. Druckerei, A.-G., 1892) als Sonderabdruck gebotene hübsche Vortrag behandelt einen Vorgang, der, sei er nun geschichtlich oder nur sagenhaft, von jeher auf Phantasie und Dichtung einen besonderen Reiz ausgeübt hat und heute noch durch ein in die Südwand des erfurter Domes eingemauertes stattliches Epitaphium für die Erinnerung lebendig erhalten wird, auf dem der Graf von Gleichen mit seinen beiden Frauen, die Sarazenin gekrönt, die andere ohne fürstlichen Schmuck, abgebildet ist. Da sich über die Frage, ob wir es mit Geschichte oder Sage oder vielleicht auch mit einer Mischung aus beiden zu thun haben, seit geraumer Zeit ein lebhafter Streit entsponnen hat, in welchem zuletzt der Freiherr W. J. A. von Tettau seine Stimme dahin abgegeben hat, daß die Sage im 15. Jahrhundert ihren Ursprung habe und Graf Siegmund I., der aus einem Türkenkrieg mit einer Osmanin heimgekehrt, der comes bigamus sei, während andere Forscher an das 12. Jahrhundert denken und wieder andere jede geschichtliche Unterlage leugnen, war es ein glücklicher Gedanke, die Frage einmal wieder öffentlich zu erörtern. Als Ergebniß seiner Untersuchung spricht Reineck die Vermuthung aus, daß der im Jahre 1227 gestorbene Graf Lamprecht II., Besitzer von Tonna und Gleichen, ein Zeitgenosse der Landgrafen Ludwig des Milden und Ludwig des Heiligen, der Träger der alten Ueberlieferung sei, die sonach einen geschichtlichen Kern habe. Als Hauptgrund für diese Entscheidung gilt ihm die wohlverbürgte Angabe eines ältern Augenzeugen, der auf dem in Betracht kommenden Epitaph noch die Jahreszahl 1227 gefunden hat. Immerhin trägt Reineck seine Ansicht eben nur als Vermuthung vor, ohne über andere Auffassungen schroff den Stab brechen zu wollen. Und so wird ja gewiß, der gediegenen Arbeit Reineck's unbeschadet, das von W. Wattenbach am Schluß unseres Vortrags abgegebene Urtheil volle Beachtung beanspruchen dürfen, daß die ganze Sage, um die es sich handelt, nur aus dem Eindruck, den der vielerwähnte Grabstein eines Grafen, der zweimal vermählt war, auf die Beschauer machte, entstanden sei.

— Bertha von Suttner hat einen neuen Roman vollendet, der unter dem Titel „Die Tiefinnersten" im Verlag von Pierson in Dresden erscheinen soll.

Auch Konrad Telmann hat ein neues Werk vollendet: „Am Ligurischen Meer" (Dresden, Pierson).

Bibliographie.

Beguelin, H., und Amalie v., Denkwürdigkeiten aus den Jahren 1807—1813, nebst Briefen von Gneisenau und Hardenberg. Herausgegeben von A. Ernst. Berlin, J. Springer. Gr. 8. 5 M.

Bekker, E. J., Ernst und Scherz über unsere Wissenschaft. Festgabe an R. von Ihering. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 3 M.

Benndorf, P., Die erste Meerfahrt deutscher Turner nach dem Orient. Reisebriefe. Mit 10 Abbildungen nach Original-Photographien. Leipzig, E. Strauch. 8. 1 M. 20 Pf.

Bismarck, Fürst, und das deutsche Volk. Dem großen Geisteshelden und Gründer des deutschen Reiches in dankbarer Verehrung gewidmet von einer unparteiischen Stimme aus dem Volke. Straßburg i. E., F. Schlesier. Gr. 8. 50 Pf.

Bleibtreu, K., Geschichte und Geist der europäischen Kriege unter Friedrich dem Großen und Napoleon. Kritische Historie. II. Die napoleonischen Kriege um die Weltherrschaft. Leipzig, W. Friedrich. Gr. 8. 3 M.

Blüthgen, V., Frau Gräfin. Roman. 2 Bde. Dresden, Verlag des Universum. 8. 7 M.

Briese, M. E., Die Schule als Kunstwerk. Berlin, Buchhandlung der Deutschen Lehrer-Zeitung. Gr. 8. 25 Pf.

Bülow, B. v. (Pseud.: A. v. Degen), Die Junker. Erzählung aus dem 30jährigen Kriege. Leipzig, E. Ungleich. 8. 3 M.

Frahm, L., Lebensbilder der Heldengeister und Altmeister, der verdienstvollsten und hervorragendsten Männer Schleswig-Holsteins. 1. Bd., 58 Lebensbilder mit 25 Porträts enthaltend. Poppenbüttel bei Hamburg. (Oldesloe, Meyer.) Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Friedrich's Erzählungen und Novellen. I. Unter Musensöhnen. Von A. Remo. Leipzig, Leipziger Kolportage-Verlag (E. Friedrich.) 8. 50 Pf.

Geiger, L., Berlin 1688—1840. Geschichte des geistigen Lebens der preußischen Hauptstadt. 1. Bd. 1. Hälfte. Berlin, Gebr. Paetel. Gr. 8. 6 M.

Halévy, L., Der Feind im Land! Erinnerungen aus dem Kriege 1870/71. Nach dem Tagebuche von Franzosen herausgegeben. Deutsch von H. Altona. Braunschweig, O. Salle. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Hegler, A., Geist und Schrift bei Sebastian Franck. Eine Studie zur Geschichte des Spiritualismus in der Reformationszeit. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. Gr. 8. 5 M.

Hellen, E. v., Um des Andern willen. Erzählung. Leipzig, E. Ungleich. 8. 1 M. 50 Pf.

Jentsch, C., Geschichtsphilosophische Gedanken. Ein Leitfaden durch die Widersprüche des Lebens. Leipzig, F. W. Grunow. 8. 4 M. 50 Pf.

Junghans, Sophie, Zu rechter Zeit. Roman. 3 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 12 M.

Kaplo, R., Ernst und Satire. Prag, Höfer u. Klouček. 16. 1 M. 20 Pf.

Kayserling-C...., Emma Gräfin, Johanna Wolter. Ein Roman aus dem Leben. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 8. 5 M.

Kitir, J., Blätter der Freundschaft. Neue Gedichte. Leipzig, Literarische Anstalt Aug. Schulze. Gr. 16. 60 Pf.

Krausbauer, T. (Odo Twiehausen), Brosamen. Allerlei aus der Schulpraxis. 1. Bdchn. Halle a. S., H. Schroedel. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Kravogl, J., Im Reiche der Poesie. Gedichte. Meran, C. Jandl. 16. 1 M. 20 Pf.

Lamprecht, K., Deutsche Geschichte. 3. Bd. Berlin, R. Gaertner. Gr. 8. 6 M.

Lessing's, G. E., Uebersetzungen aus dem Französischen Friedrichs des Großen und Voltaires. Herausgegeben von E. Schmidt. Berlin, Besser. Gr. 8. 4 M.

Manz, G., Tagebuch. Gedichte und Skizzen. Leipzig und Baden-Baden, C. Wild. 8. 2 M. 75 Pf.

Marshall, Emma, Die Rätsel des Lebens. Eine Erzählung. Uebersetzt von Marie Morgenstern. Leipzig, E. Ungleich. 8. 2 M. 40 Pf.

Martell, C., Der letzte Jude. Antisemitischer Roman. 1. Lfg. Groß-Lichterfelde. (Berlin, G. A. Dewald.) Gr. 8. 50 Pf.

Moltke, A. v., Hinauf! Roman. Mannheim, J. Bensheimer. 8. 4 M.

Ohm-Jannschowsky, A., Losts ma zua! Allahand Gspoaßigs von die Kloan und die Großn. Wien, C. Daberkow. 12. 80 Pf.

Paulsen, F., Einleitung in die Philosophie. Berlin, Besser. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Pfeil, L. Graf v., Die Lufthülle der Erde, der Planeten und der Sonne. Berlin, F. Dümmler. Gr. 8. 1 M.

Prem, S. M., Martin Greif. Versuch zu einer Geschichte seines Lebens und Dichtens mit besonderer Rücksicht auf seine Dramen und seine Stellung in der deutschen Litteratur. Leipzig, Renger. Gr. 8. 3 M.

Rein, J., Geographische und naturwissenschaftliche Abhandlungen. I. Zur 400jährigen Feier der Entdeckung Amerikas: Columbus und seine vier Reisen nach dem Westen. Natur und hervorragende Erzeugnisse Spaniens. Mit 8 Figuren im Text, 8 Lichtdrucken und 3 Karten, sowie dem Facsimile eines Columbus-Briefes. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. 8 M.

Rethwisch, E., Der Urgeist. Eine Dichtung. Dresden, E. Pierson. 8. 1 M.

Ritter, A., Irren ist menschlich. Lustspiel. Mühlhausen i. Th., G. Danner. 8. 1 M.

Roda, Der König von Crucina. Komödie. Mühlhausen i. Th., G. Danner. 8. 1 M.

Schneidt, K., Die eiserne Maske. Das enthüllte Geheimniß der Sozialdemokratie. Berlin, J. van Groningen u. Comp. 8. 50 Pf.

Schreiber, Clara, Eva. Naturalistische Studien einer Idealistin. Dresden, E. Pierson. 8. 3 M.

Schrill, E. (E. Keller), Die Natschalniza. Roman aus dem russischen Leben der Gegenwart. Leipzig, E. Ungleich. 8. 2 M. 50 Pf.

Schullern, H. v., Helldunkel. Bilder und Lieder. Wien, Lesk u. Schwidernoch. Gr. 8. 2 M.

Spitzer, S., William Ewart Gladstone. Eine biographische Skizze. Wien, L. Weiß. Gr. 8. 90 Pf.

Steig, R., Goethe und die Brüder Grimm. Berlin, Besser. Gr. 8. 5 M.

Ulrich, G., System der formalen und realen Logik. Berlin, F. Dümmler. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Vacano, E. M., Das Herz der Gräfin und andere Novellen. Dresden, Verlag des Universum. 8. 1 M.

— — Die Seufzerbrücke und andere Novellen. Dresden, Verlag des Universum. 8. 1 M.

Wage, die. Eine Halbmonatsschrift für politische, soziale und ästhetische Kritik. Herausgegeben von K. Schneidt. 1. Jahrg. Oktober 1892—September 1893. 24 Nrn. Berlin, Moderner Verlag. Gr. 4. Vierteljährlich 1 M. 50 Pf.

Waldstein, H., Erst wägen, dann wagen. Politisch-militärische Studie für alle Gebildeten. Hannover, Helwing. Gr. 8. 1 M.

Warucke, P., Gedichte. Gedichte. Dresden, E. Pierson. 8. 2 M.

Zukunft, die. Herausgeber: M. Harden. 1. Jahrg. Oktober 1892—September 1893. 52 Hfte. Berlin, G. Stilke. Gr. 8. Vierteljährlich 5 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Am Victoria-Njansa.

Eine ostafrikanische Kolonialgeschichte.

Der reifern Jugend erzählt
von
C. Falkenhorst.

Mit 41 Abbildungen. 8. Geh. 2 M. 50 Pf.

Eine neue Jugendschrift des beliebten Schriftstellers, in welcher eine ungemein spannende Erzählung sich mit einer trefflichen naturwahren Schilderung von Land und Leuten der interessanten Gebiete im Westen des Victoria-Njansa verbindet. Die Fabel knüpft sich an die Christianisirung des jetzt viel genannten Landes Uganda. Stanley, Dr. Peters und Emin Pascha spielen darin eine hervorragende Rolle.

Gleichzeitig erschienen nachstehende beliebte Jugendschriften in neuen Auflagen:

Falkenhorst. In Kamerun. Zugvogels Reise- und Jagdabenteuer. Der reifern Jugend erzählt. Fünfte Auflage. Mit 43 Abbildungen. 8. Geb. 2 M. 50 Pf.

Falkenhorst. Der Zauberer vom Kilima-Ndjaro. Adlers Kriegs- und Jagdabenteuer in Ostafrika. Der reifern Jugend erzählt. Vierte Auflage. Mit 54 Abbildungen. 8. Geb. 2 M. 50 Pf.

Falkenhorst. Sturmhaken. Franz Sturms Abenteuer im Bismarck-Archipel. Der reifern Jugend erzählt. Dritte Auflage. Mit 83 Abbildungen. 8. Geb. 2 M. 50 Pf.

Falkenhorst. Eldoradofahrer. Eine deutsche Kolonialgeschichte aus vergangener Zeit. Der reifern Jugend erzählt. Vierte Auflage. Mit 4 Abbildungen in Farbendruck. 8. Geb. 2 M. 50 Pf.

Elster, O. Die Goldgräber von Angra Pequena. Der reifern Jugend erzählt. Dritte Auflage. Mit 30 Abbildungen und 1 Karte. 8. Geb. 2 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirte Volksausgaben von Reisewerken.

8. Jeder Band geh. 5 M., geb. 6 M. 50 Pf.

Unsere Kolonien: Land und Leute geschildert von B. Volz. Mit 71 Abbildungen und 2 Karten.

Emin Paschas Entsatz und Stanleys Zug durch das „dunkelste Afrika". Nach Stanleys Berichten und Emins Briefen für weitere Kreise dargestellt von B. Volz. Mit 61 Abbildungen und einer Karte.

Stanleys Reise durch den dunklen Weltteil. Nach Stanleys Berichten für weitere Kreise bearbeitet von B. Volz. Fünfte Auflage. Mit 54 Abbildungen und Karte.

Nachtigals Reisen in der Sahara und im Sudan. Nach seinem Reisewerk dargestellt von A. Fränkel. Zweite Auflage. Mit Nachtigals Porträt, 92 Abbildungen und einer Uebersichtskarte.

Reise- und Jagdbilder aus Afrika. Nach den neuesten Reiseschilderungen zusammengestellt von W. von Freeden. Mit 88 Abbildungen und einer Karte.

Nordenskiölds Vegafahrt um Asien und Europa. Nach Nordenskiölds Berichten für weitere Kreise bearbeitet von E. Erman. Zweite Auflage. Mit Porträt, 200 Abbildungen und einer Karte.

Die Zweite Deutsche Nordpolarfahrt in den Jahren 1869 und 1870 unter Führung des Kapitän Koldewey. Volksausgabe. Im Auftrage des Vereins für die Deutsche Nordpolarfahrt in Bremen bearbeitet von M. Lindeman und O. Finsch. Neue Ausgabe. Mit 54 Abbildungen und 4 Karten.

Gegr. 1877.

Marius Kayser

Hamburg.

Bordeaux-, Südweine- und Spirituosen-Versand.

Gut Empfohlene erhalten meine Niederlage.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte

von

Ferdinand Gregorovius.

Herausgegeben von A. F. **Graf von Schack.**

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Zum ersten male erscheint hier eine Sammlung der Gedichte von Gregorovius, von seinem langjährigen Freunde, dem Dichter und Literarhistoriker Grafen von Schack, herausgegeben und mit einer biographischen Skizze eingeleitet. Die Sammlung gehört mit zu dem geistigen Vermächtnisse des großen Todten und wird dem weiten Kreise der Verehrer seiner Reiseschilderungen und historischen Werke, wie allen Freunden tiefempfundener Poesie willkommen sein.

20—50% Ersparniß

beim Einkauf von Musik-Instrumenten aller Art ꝛc. durch directen Bezug von:

Ludwig Glaesel jr.
Markneukirchen W. L.

Feinste Ausführung. Reparat. sorgfältigst. Illustr. Preislisten gratis u. franco. A. über Orchesterinstrumente u. Zithern ꝛc. D. über Harmonikas, Musikwerke u. Luxusartikel ꝛc.

(Mit Beilagen der **G. J. Göschen'schen Verlagshandlung, Stuttgart,** und von **F. A. Brockhaus, Leipzig.**)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 48. — 1. December 1892.

Inhalt: Zur neuesten nordamerikanischen Literatur. Von E. P. Evans. — Zur Goethe-Literatur. Von Karl Heinemann. — Dramaturgische Gänge. Von Richard Opitz. — „Meister Balzer" von E. von Wildenbruch. Von Friedrich Kummer. — Zur nordischen Literatur. Von Eugen Mogk. — Neue Romane. Von Adalbert Schroeter. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur neuesten nordamerikanischen Literatur.

In der allerletzten Zeit hat Atropos, die Unabwendbare, einigen der vornehmsten Vertreter der amerikanischen Literatur den Lebensfaden abgeschnitten. Im vorigen Jahre ist der dreiundsiebigjährige Lowell der Schere der Schicksalsgöttin zum Opfer gefallen, und am 7. September 1892 wurde der zwölf Jahre ältere Quäkerdichter Whittier von der unerbittlichen Tochter der Ananke hingerafft. Beide Männer erfreuten sich einer durch das hohe Alter unverminderten Geistesfrische und dichterischen Schöpferkraft und waren bis ans Ende schriftstellerisch thätig. Von den erprobten und ehrwürdigen Koryphäen der nordamerikanischen Literatur bleibt nun Oliver Wendell Holmes allein übrig, den Lowell in seinem vor fünfundvierzig Jahren abgefaßten jeu d'esprit, „A Fable for Critics", eine stets geladene Leydener Flasche nannte, mit der man nicht in Berührung kommen könne, ohne eine heitere, bis in das Zwerchfell sich erstreckende Erschütterung zu erhalten. Durch diese unerschöpfliche Leuchtkraft und Schlagfertigkeit des Witzes zeichnet sich der vierundachtzigjährige Dichter noch immer aus; der elektrisirende Funke springt heute ebenso glänzend und knallend hervor wie vor einem halben Jahrhundert; die neuesten Erzeugnisse seiner Feder liefern den besten Beweis für die antiseptische Wirkung des attischen Salzes, des echten Humors auf den menschlichen Geist.

Aber die Natur, die den Wald lichtet und die Riesenbäume zu Falle bringt, erzeugt zu gleicher Zeit einen reichlichen Zuwachs und sorgt in dieser Weise für dessen Fortpflanzung und Erhaltung. Während der letzten dreißig Jahre hat der zum Gedeihen einer Literatur geeignete Boden in den Vereinigten Staaten an Ausdehnung sowie an Fruchtbarkeit ungemein zugenommen. Vor dem Bürgerkriege haben die Südstaaten in dieser Beziehung gar nichts Nennenswerthes hervorgebracht. Die Einführung der Negersklaverei hat den geistigen wie den wirthschaftlichen Fortschritt des Landes gehemmt und die größtentheils aus dem niedern englischen Landadel abstammenden Bewohner, die zur Zeit der ersten Ansiedelung im 17. Jahrhundert noch immer feudalistische Anschauungen hegten, nie aus dem alten mittelalterlichen Schlendrian herausreißen lassen.

Der fruchtbarste, vielseitigste und im ganzen bedeutendste Schriftsteller des Südens bis zum Ende des sechsten Jahrzehnts war vielleicht William Gilmore Simms. Mit einem schönern, sich in einem beschränktern Kreise bewegenden poetischen Talent und einem feinern künstlerischen Sinn begabt war allerdings Henry Timrod, aber diese echte Dichternatur, deren Charaktereigenthümlichkeiten gewissermaßen als ein Erbstück anzusehen und der deutschen Herkunft zuzuschreiben sind, wurde durch Armuth, Krankheit und die Drangsale des Kriegs verkümmert und ist nie zur vollen Entwickelung gelangt. Edgar A. Poe kommt hier gar nicht in Betracht, denn er gehörte zu dem Süden weder durch Abstammung noch von Geburt, obgleich er sich gern als Südländer stellte, hauptsächlich um seinem Widerwillen gegen Longfellow und das bostoner Dichtervolk noch stärkern Ausdruck zu geben. Simms besaß von Natur manche vortreffliche Gabe als Prosadichter, und unter seinen zahlreichen Romanen und Novellen, die gerade wegen ihrer Durchschnittsmittelmäßigkeit die Gunst des Publikums rasch erwarben, gibt es einige, die man noch immer mit Vergnügen lesen kann. Die besten wurden auch bald ins Deutsche übersetzt und in der zu Leipzig erschienenen „Amerikanischen Bibliothek" 1853—1864 veröffentlicht. Was unter den damaligen und dortigen Umständen auf diesem Gebiet zu leisten war, hat er gewissenhaft geleistet. Auf die Darstellung der äußerlichen Verhältnisse, die seiner geistigen und künstlerischen Ausbildung unüberwindliche Hindernisse in den Weg legten und sein wirklich großes Dichtungsvermögen nie zur rechten Entfaltung und Geltung kommen ließen, können wir hier nicht eingehen, aber dürfen wol auf die in der bekannten bostoner Verlagsbuchhandlung von Houghton, Mifflin u. Comp. neulich erschienene Biographie Simms' hinweisen, in der Herr

Professor Trent diese verhängnißvollen Einflüsse in ausführlicher und anschaulicher Weise geschildert und ihre verderbliche Einwirkung überzeugend nachgewiesen hat.

Aus der Aufhebung der Sklaverei und der dadurch vollzogenen Befreiung der ehemaligen Sklavenhalter von den schweren, wenn auch mit Stolz getragenen Fesseln einer arg bedrückenden, alle Geisteskräfte lähmenden Knechtschaft erfolgte mit dem Aufwachsen eines neuen Geschlechts ein höchst erfreulicher Aufschwung in der Literatur. Namentlich hat die zu neuem Leben geweckte Prosadichtung das in den Südstaaten reichlich vorhandene, bisher unbenutzte und zur selbständigen Entwickelung des Romans sehr geeignete Material aufgegriffen und glücklich verwerthet. Hier vor allem ist die unter dem Namen Charles Egbert Craddock bekannte Schriftstellerin Mary N. Murfree zu erwähnen, deren neu aufgebrochener und emsig bestellter, in den Gebirgen von Tennessee gelegener Acker sich als ungemein ergiebig erwiesen und eine erstaunliche Ernte bereits abgeworfen hat. Fräulein Murfree trat zuerst in die Oeffentlichkeit mit einer „In the Tennessee Mountains" betitelten Sammlung von kurzen Erzählungen, die das Leben und Treiben ihrer engern Landsleute, der urwüchsigen Gebirgsbewohner von Tennessee, nicht nur mit großer Treue und Sicherheit und gründlicher, aus eigener Anschauung gewonnener Kenntniß der dortigen Zustände, sondern auch mit frischem Humor und seltener poetischer Gestaltungskraft zur Darstellung bringt. Darauf folgten mehrere Romane: „The Prophet of the Great Smoky Mountains", „In the Clouds", „The Despot of Broomsedge Cove", „Where the Battle was Fought" und „In the «Stranger People's» Country", um nur der vorzüglichsten dieser Schriften zu gedenken. Die Verfasserin ist eine äußerst scharfe Beobachterin und hat einen regen Sinn für Naturschönheiten, deren zu ausführliche, wenn auch sehr lebendige und farbenreiche Schilderungen den raschen Verlauf der Handlung aufhalten und den Leser oft ermüden. Es muß jedoch zugegeben werden, daß diese Naturschilderungen in der Regel den richtigen Ton treffen und mit den wechselnden Seelenstimmungen der Charaktere vollkommen in Einklang stehen; sie würden, wenn sie nicht so weit ausgedehnt wären, zur Hervorhebung und Veranschaulichung der ahnungs-, hoffnungs- und wehmuthsvollen Empfindungen der handelnden Personen wesentlich beitragen. Nur sollte solche Landschaftsmalerei nicht für sich ein selbständiges Interesse in Anspruch nehmen wollen, wie es in den benannten Dichtungen allzu häufig der Fall ist. Es war auch ein ganz richtiges Gefühl, das diese Dame veranlaßte, hinter dem Visir eines Mannes in die Schranken zu treten und mit den erprobten „Rittern des Gänsekiels" um den Lorberkranz zu kämpfen; denn sie führt eine fast männlich markige Feder und selbst ihre bostoner Verleger (Houghton, Mifflin u. Comp.) haben in ihr die Frau nicht errathen, bis es ihr gefiel, dem Publikum das Geheimniß zu offenbaren.

Mit lebensvoller Wahrheit hat auch George W. Cable in den Romanen „Old Creole Days", „The Grandissimes", „Madame Delphine" und „Doctor Sevier" die eigenartigen Sitten und Charakterzüge der Creolen von Louisiana aufgefaßt und geschildert; dabei läßt er diese Personen ihre negerfranzösische Muttersprache reden und zieht also diese weiche, malerische, zu volksthümlichen Erzählungen trefflich geeignete Mundart einigermaßen in den Bereich der amerikanischen Literatur.

Noch Bedeutenderes nach dieser Richtung hin hat Joel Chandler Harris durch die Aufzeichnung und Veröffentlichung von Negerthiersagen geleistet, die er zuerst in „Uncle Remus; his Songs and Sayings" und viel vollständiger in den bei Houghton, Mifflin u. Comp. erschienenen, mit kritischer Einleitung und zahlreichen Illustrationen versehenen Sammlungen: „Nights with Uncle Remus" und „Uncle Remus and his Friends" herausgegeben hat.

Von demselben Verfasser haben wir zwei „Mingo and other Sketches in Black and White" und „Balaam and his Master and other Sketches and Stories" betitelte Bändchen, die mehrere aus dem Leben auf den Plantagen in Georgia und Alabama vor und nach dem Bürgerkriege gegriffene, reizende kleine Novellen enthalten, die nicht nur eine gründliche Kenntniß des Negercharakters bekunden, sondern auch diese unvertilgbaren Rasseneigenheiten glücklich zeichnen und lebendig zur Anschauung bringen. In dieser Beziehung zeichnet sich Herr Harris vor allen andern amerikanischen Schriftstellern aus.

In künstlerischer Auffassung und Durchführung, in der Fähigkeit, die gemeine Wirklichkeit dichterisch zu veredeln und zu gestalten, ist ihm jedoch der Virginier Thomas Nelson Page weit überlegen. In den Vereinigten Staaten erfreut sich zur Zeit die kurze Erzählung oder „short story" einer ganz besondern Pflege und gedeiht wie in keiner andern schönen Literatur der Welt, und unter den neuesten Erzeugnissen dieser beliebten Zwerggattung der Prosadichtung ist Page's „Elsket" unstreitig das allervorzüglichste. Diesmal führt er uns von der südlichen Heimat nach Norwegen, wo Elsket und ihr Vater Olaf, aus dem alten Vikingergeschlechte stammend, wohnen und die tragische Liebesgeschichte sich ereignet.

Aber gerade auf dem magern Boden Neuenglands, wo es dem fleißigen und sparsamen Yankee sauern Schweiß kostet, um eine kärgliche Ernte einzubringen, geht der Roman und namentlich die kurze Erzählung am üppigsten auf und trägt jahraus jahrein die schönsten Früchte. Hier sind vornehmlich Sarah Orne Jewett („Deephaven", „Old Friends and New", „Country By-Ways" und „The Mate of the Daylight") und Mary E. Wilkins („A Humble Romance", „A New England Nun") zu erwähnen. Fräulein Wilkins hat ein wachsames Auge auf ausgeprägte Excentriker aller Art, die sie in scharfen Umrissen und mit feinem Humor zu zeichnen versteht, sodaß ihre gesammelten Novellen eine Galerie bilden, in deren Sälen lauter Porträts von Querköpfen und Sonderlingen ausgestellt sind. Fräulein Jewett dagegen geht nicht vorsätzlich auf die

Suche nach närrischen Käuzen, findet jedoch auf dem Lande, in den Dörfern und unter den Meeresküstenbewohnern von Neuengland wunderliche Leute genug, die typisch sind und einen richtigen Begriff von dem eigentlichen Wesen der sich in diesen bescheidenen Lebenskreisen bewegenden, durchaus tüchtigen Neuengländer geben. Dasselbe gilt auch, obschon in etwas geringerm Grade, von Rose Terry Cooke („Somebody's Neighbors" und „Huckleberries gathered from New England Hills").

Von einer erschöpfenden Ueberschauung und Würdigung der Erzeugnisse der neuesten nordamerikanischen Literatur kann natürlich in diesen Spalten keine Rede sein. Wir wollen nur noch auf drei Dichter aufmerksam machen, die nicht so sehr Vieles wie stets Vorzügliches schaffen: den durch seine selbst für Erwachsene unterhaltenden Jugendschriften, „The Bodley Books", bekannten Horace E. Scudder („The Dwellers in Five-Sisters' Court", „Stories and Romances"), den als Lyriker beliebten T. B. Aldrich („Prudence Palfrey", „The Queen of Sheba", „The Stillwater Tragedy"), und den geistreichen Humoristen Charles Dudley Warner, der in seinem letzten Roman „A Little Journey in the World", nicht nur eine ausgezeichnete Schilderung des nichts weniger als edeln und idealen Geschäfts- und Gesellschaftslebens der neuyorker Börsenkönige gibt, sondern auch ein höchst wichtiges psychologisches Problem zu lösen sucht.

E. P. Evans.

Zur Goethe-Literatur.

1. Goethe's Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. Erste Abtheilung. Neunter Band. (Laune des Verliebten, Mitschuldige, Geschwister, Wette, Romeo und Julia, Mahomet, Tancred.) 4 M. — Erste Abtheilung. Elfter Band. (Elpenor, Clavigo, Stella, Claudine, Erwin und Elmire, Prometheus.) 3 M. 50 Pf. — Zweite Abtheilung. Siebenter Band. Zur Morphologie. Zweiter Theil. 3 M. 80 Pf. — Vierte Abtheilung. Zehnter Band. Briefe vom 9. August 1792 bis 31. December 1795. 4 M. 50 Pf. — Weimar, Böhlau. 1892.
2. Goethe und die Brüder Grimm von Reinhold Steig. Berlin, Besser. 1892. Gr. 8. 5 M.
3. Friederike von Sesenheim. Nach geschichtlichen Quellen von J. Froitzheim. Gotha, F. A. Perthes. 1892. 8. 1 M. 80 Pf.

Seit unserer letzten Besprechung der großen weimarer Goethe-Ausgabe (s. Nr. 14 d. Bl. f. 1892) sind vier Bände erschienen (Nr. 1), unter denen weitaus das größte Interesse der neue Band der Briefe (9. August 1792 bis 31. December 1795) beansprucht. Er enthält die schon so lange mit Spannung erwarteten Briefe Goethe's an Christiane. Der Herausgeber des Bandes, von der Hellen, sagt über diese Folgendes: Goethe's Briefe an Christiane Vulpius, spätere von Goethe, aus den Jahren 1792 bis 1815 bewahrt das Goethe- und Schiller-Archiv in einer Anzahl starker Mappen, welche die an Zahl, Umfang und Inhalt mit den Jahren wachsenden Schreiben der Zeitfolge nach darbieten. Die erste Mappe enthält die im vorliegenden Bande veröffentlichten neunundddreißig Briefe. Dem brieflichen Inhalt vorangelegt ist ein Octav-Bogen, beschrieben mit der Adresse Frau von Goethe und dem Gedicht „Ich ging im Walde so für mich hin", darunter das Datum 26. August 1813. Wenn auch die Erwartung, daß der Briefwechsel die Theilnahme Christianens an dem geistigen Schaffen Goethe's erkennen lassen würde, durch die bisher abgedruckten nicht erfüllt worden ist, um so klarer und schöner spricht aus ihnen die große aufrichtige und innige Liebe Goethe's zu seiner Erwählten. Sie sind durchtränkt von Betheuerungen der Liebe, der Sehnsucht, ja der Eifersucht. Das Gefühl des Glücks, das ihm zu Hause bereitet wird und das ihn erst in der Abwesenheit so recht zum Bewußtsein kommt, bricht überall durch.

Wo das Trier in der Welt liegt, schreibt er am 25. August 1792 von dort, kannst Du weder wissen noch Dir vorstellen, das Schlimmste ist, daß es weit von Weimar liegt und daß ich weit von Dir entfernt bin. . . . Mein einziger Wunsch ist, Dich und den Kleinen wiederzusehen, man weiß gar nicht, was man hat, wenn man zusammen ist. Ich vermisse Dich sehr und liebe Dich von Herzen.

Auf die Bitte, in der Campagne sich nicht unnöthig Gefahren und Krankheit auszusetzen, antwortet er:

Behalte mich lieb, ich werde mich um Deinetwillen schonen, denn Du bist mein Liebstes auf der Welt.

Ja manchmal überkommt ihn die Sorge, er könnte der Liebe Christianens verlustig gehen:

Behalte mich ja lieb! denn ich bin manchmal in Gedanken eifersüchtig und stelle mir vor: daß Dir ein anderer besser gefallen könnte, weil ich viele Männer hübscher und angenehmer finde als mich selbst. Das mußt Du aber nicht sehen, sondern Du mußt mich für den besten halten, weil ich Dich ganz entsetzlich lieb habe und mir außer Dir nichts gefällt. Ich träume oft von Dir allerlei confuses Zeug, doch immer daß wir uns lieb haben.

Von den Briefen Christianens ist nur hin und wieder etwas in den Anmerkungen abgedruckt; die Briefe Goethe's sind wol unverkürzt gegeben; einiges was nur Eheleute untereinander besprechen oder schreiben, wäre vielleicht lieber weggeblieben.

Ueber den im neunten Bande vereinigten Dramen hat ein günstiges Geschick gewaltet. Für die „Mitschuldigen" konnte Goethe's eigenhändige, mit der Jahreszahl 1769 bezeichnete Niederschrift der ersten Bearbeitung des Stücks, in der die Handlung auf einen Act beschränkt ist, benutzt werden. Sie war zufälligerweise vom Regierungsrath Wenzel auf einer dresdner Bücherauction mit einem dort gekauften Bücherconvolut erworben, und ist von dessen Witwe dem Herausgeber zur Benutzung überlassen worden. Außerdem ist natürlich auch die zweite Bearbeitung und

zwar nach der Handschrift, die Goethe Friederiken geschenkt hatte, verglichen worden. Vor mehreren Jahren hatte ich in einem Aufsatz in den „Grenzboten" nachgewiesen, daß Goethe zuerst unter allen Dramatikern und zwar im „Götz von Berlichingen" die in Deutschland viel früher als in Frankreich und zwar schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eingeführte Sitte, den Vorhang am Schluß der Acte fallen zu lassen, ausgenutzt hat und seine Personen am Schluß des Acts nicht von der Bühne entfernt, ein Schritt, der für die Technik des Dramas von großer Bedeutung geworden ist. Es ist nun bezeichnend, daß die „Mitschuldigen" in dem 1787 revidirten, in die Ausgabe aufgenommenen Text der neuen Sitte folgen, während die 1769 entstandene zweite Bearbeitung am Schluß des zweiten Actes noch einige Verse mehr aufweist, die Alkest's Entfernung von der Bühne motiviren. Auch für die Ausgabe der „Geschwister" sind mehrere noch nicht benutzte Handschriften herausgezogen worden, die eine im Besitze der Familie von Stein, von Goethe dictirt 30. October 1776, die andere geschrieben von Fräulein von Göchhausen und Kestner von Goethe übergeben, und eine dritte in der Bibliothek in Gotha befindlich. Von den andern Dramen ist gewiß am interessantesten die Bearbeitung von „Romeo und Julie", die Goethe auf Anregung von P. A. Wolff unternahm, der selbst mit Riemer eifrig an der Bearbeitung sich betheiligte. Daß Goethe über ihre Aufnahme bei den Shakespeare-Freunden sich keiner Illusion hingab, beweisen die Worte an Cotta 21. Februar 1812: „Für den Druck ist das Stück nicht geeignet; auch möchte ich denen abgöttischen Uebersetzern und Conservatoren Shakespeare's nicht gern einen Gegenstand hingeben, an dem sie ihren Dünkel auslassen können." Ueber den Werth der Goethe'schen Bearbeitung sind die Meinungen sehr getheilt. Den Hauptzweck, die Handlung zu vereinfachen, die scenischen Schwierigkeiten zu verringern und den Scenenwechsel so viel als möglich zu vermeiden, hat Goethe gewiß erreicht, aber im übrigen werden wir wol sagen, daß der unverfälschte Shakespeare uns lieber ist als der verbesserte.

Aus dem reichen Inhalt des elften Bandes heben wir die schöne Ausgabe Fr. Zarncke's — seine letzte Arbeit — vom „Elpenor" hervor. Der in den frühern Ausgaben gedruckte Text ist eine Bearbeitung Riemer's; die ursprüngliche Dichtung Goethe's hat Zarncke nach der von Herder an einigen Stellen corrigirten Handschrift in die Lesarten aufgenommen. Ebenfalls von Fr. Zarncke herausgegeben sind die Bruchstücke der „Befreiung des Prometheus", die er schon früher mit vieler Mühe entziffert, veröffentlicht und commentirt hatte, und die Bruchstücke einer Tragödie, die fälschlicherweise immer „Trauerspiel in der Christenheit" genannt wird.

Von Goethe's Werken wenden wir uns zu dem, was die letzten Wochen über sein Leben und Wirken Neues gebracht haben. Eine hübsche Gabe ist das Werk von Reinhold Steig: „Goethe und die Brüder Grimm" (Nr. 2). Scherer's bekanntes Buch über Jakob Grimm streift mehrfach die Beziehungen der Brüder zu Goethe, aber läßt ihre Bedeutung nicht recht erkennen. Das Wort Goethe's aus der spätern Zeit seines Lebens über die altdeutschen Dichtungen: „Man liest es und interessirt sich wol eine Zeit dafür, aber blos um es abzuthun und dann hinter sich liegen zu lassen", und Jakob's entschuldigende Klage vom Jahre 1833: „Ich meine, daß Goethe . . . für die deutsche Philologie seinen milden klaren Sinn noch am ehesten geöffnet haben würde, wenn ihn im hohen Alter nicht allzu vieles berührt hätte und er nicht durch falsche Parteimänner an dem Altdeutschen irre geworden wäre", klingen nicht gerade hoffnungsvoll. Nun liegt ein Buch von 270 Seiten vor uns, das die mit liebevoller Sorgfalt auch dem innern, mehr versteckten Einfluß Goethe's auf die drei Brüder — auch Ludwig wird in die Darstellung hineingezogen — nachweist. Goethe's Standpunkt den germanistischen Studien gegenüber läßt sich leicht fixiren. In der Jugend durch Herder für das Deutschthum gewonnen, in Italien der Antike wieder zugeführt, suchte er das Ideal in der Verbindung des antik-classischen und germanischen Geistes. Er war den altdeutschen Studien nicht abgeneigt, aber wol den romantischen und katholisirenden Bestrebungen der meisten ihrer Vertreter, die am liebsten Bildung und Cultur in das Mittelalter zurückgeschraubt hätten. So sehen wir ihn fördernd und helfend, wo die neuen Studien seinem Sinn entsprachen, ablehnend und stumm, wo sie um jener Tendenz willen betrieben wurden. Gerade die akatholische Richtung der Grimms bewahrte ihnen sein dauerndes Interesse. „Vor der altdeutschen Literatur", so erzählt Wilhelm von seinem Gespräch im Jahre 1866, „fing er ausführlich an zu reden und die Art zu billigen, wie Grimms sie betrieben." Auf seinen Wunsch müssen die Brüder ihre sämmtlichen Schriften einsenden und so sehr ist Goethe von ihrem Werth überzeugt, daß er den Freiherrn von Stein bei seinem Plan der Errichtung einer Gesellschaft für deutsche Geschichte die Brüder Grimm besonders empfahl und die Bildung einer gelehrten deutschen Philologie dringend unter ihre Leitung befürwortete. Wo nun vollends Jakob's Arbeiten über das Dentsche hinaus der Weltliteratur oder der Volkspoesie sich widmeten, da war er gewiß Goethe's Antheils sicher. Hier verband beide besonders das Interesse an der serbischen Volkspoesie, der Goethe schon das herrliche Lied von Asan Aga entnommen hatte. Durch Grimm wurde der bekannte serbische Gelehrte Wuk mit Goethe bekannt; hocherfreut schrieb Goethe an Jakob über die neue Bekanntschaft, unterstützte die Bestrebungen Grimm's, druckte Proben der serbischen Lieder in „Kunst und Alterthum" ab und schrieb endlich, alle Vorarbeiten geistreich zusammenfassend, jenen schönen Aufsatz über serbische Literatur, der für dieses Gebiet geradezu epochemachend geworden ist.

Die Verehrung Goethe's wurde bei den Brüdern Grimm durch seinen Tod nicht vermindert. Zahllose

Stellen aus ihren Werken, besonders aus dem Wörterbuch zeigen, daß Goethe im Mittelpnukt ihrer Studien stand. Als Wilhelm 1846 den in Frankfurt versammelten Germanisten über das Wörterbuch berichtete, sprach er die schönen Worte: „Unserm Volke ist mehrmals ein Retter erschienen, der seine Geschicke wieder aufwärts lenkte: so erschien Goethe auch der Sprache als ein neues Gestirn. . . . Der Stab, mit dem er an den Felsen schlug, ließ eine frische Quelle über die dürren Triften strömen; sie begannen wieder zu grünen und die Frühlingsblumen der Dichtung zeigten sich aufs neue. Es ist nicht zu erschöpfen, was er für die Erhebung und Läuterung der Sprache gethan hat, nicht mühsam suchend, sondern dem unmittelbaren Drange folgend. . . . Was sonst hervorragende Männer wie Wieland, Herder, Schiller in dieser Beziehung gewirkt haben, erscheint ihm gegenüber von geringem Belang, Lessing stand, was die Behandlung der Sprache betrifft, ihm am nächsten, aber niemand hat ihn bis jetzt erreicht, geschweige übertroffen."

Ein wenig erfreuliches oder ein abscheuliches Buch! werden die meisten Leser nach der Lektüre der neuesten Enthüllung J. Froitzheim's (Nr. 3) ausrufen. Denn selbst wenn die Froitzheim'schen Behauptungen richtig wären, wenn Friederikens späteres Privatleben so schändliche Flecken aufzuweisen hätte, wem ist mit dieser Enthüllung gedient? Höchstens doch solchen Leuten, die ihre Lebensarbeit darin erkennen, Goethe und was mit ihm zusammenhängt in den Staub und Schmuz zu ziehen. Man könnte ja auch solche Schriften ruhig ihrem verdienten Schicksal überlassen, wenn sie nicht eine große Gefahr in sich trügen. Froitzheim ist ein gelehrter und sehr unterrichteter Mann und mit einer Findigkeit, die einer bessern Sache würdig wäre, weiß er immer neues, zum Theil überraschendes Material herbeizubringen. Aber dieses Thatsächliche erscheint in Begleitung von viel Subjectivem, tendenziös Gefärbtem, und die Schlußfolgerungen werden mit solcher Kühnheit gezogen, daß es dem Laien schwer fällt, das Falsche von dem Wahren zu sondern, daß man leicht auch das Subjective für thatsächlich bewiesen annimmt. Hören wir die neueste Beweisführung.

Der Pfarrer Schweppenhauer, einer der Nachfolger Brion's in Sesenheim, hat dem Philologen Näcke 1822 mitgetheilt, daß Friederike mehrere Jahre nach ihrer Bekanntschaft mit Goethe einen Sohn geboren habe, dessen Vater der katholische Pfarrer von Sesenheim, Reimbold, gewesen sei. Dieser Knabe wäre später Pastetenbäcker in Straßburg gewesen. Dasselbe erfährt H. Kruse im Jahre 1835 von dem Schwiegersohn des genannten Pfarrers. Leyser in seinem Buche: „Goethe zu Straßburg" (1871), berichtet, daß nach der Aussage eines Enkels des Pfarrers von Sesenheim Friederike gegen das Ende der achtziger Jahre einen Sohn in Urmatt geboren habe, der in frühem Alter zu Stephansfeld bei Straßburg gestorben sei. Froitzheim entdeckt nun in den in Straßburg befindlichen Acten des Hospitals und Findelhauses von Stephansfeld unter dem 31. Mai 1787 den Eintrag: daß der Abbé Reimbold aus Sesenheim einen Knaben Johann Laurenz, unehelichen Sohn von Johann Friedrich Blumenhold von Pfaffenhofen und der Franzisca Luise Wallner von Schweighausen überreicht und vierhundert Franes eingezahlt hätte. Auch der Taufschein hat sich erhalten. Die Namen Blumenhold und Wallner sind, wie Froitzheim glaubt, erfunden. Da der Pfarrer Reimbold selbst die vierhundert Franken bezahlt hat, so ist das Kind nach Froitzheim's Meinung entschieden das seinige, Friederike also die Mutter (!). Diesen Blumenhold kann der findige Froitzheim noch später in Straßburg nachweisen und zwar wirklich als Pastetenbäcker. Er ist dort im Alter von zwanzig Jahren gestorben. Auch der straßburger Maire Dr. Küß (1815—1871) soll behauptet haben, daß ein Kind Friederikens auf der straßburger Mairie eingetragen sei.

Noch einen zweiten Beweis glaubt Froitzheim geben zu können. Der noch jetzt in Paris weilende deutschfeindliche jüdische Schriftsteller Alexander Weill, der in der Nähe von Sesenheim 1811 geboren ist, hatte im Jahre 1840 in der „Zeitung für die elegante Welt" auf Grund eines Briefes seiner im Elsaß lebenden Schwester dieselbe Anschuldigung gegen Friederike, daß sie dem katholischen Pfarrer Reimbold ein Kind geboren hätte, ausgesprochen. Ja, der Chirurgus von Sesenheim zuckte, so schreibt Weill, immer die Achseln, wenn er von Goethe sprach, und meinte, Goethe's schnelle Abreise habe wol eine andere Ursache gehabt. Daraus folgt: „Sicher ist, daß Friederike nicht rein aus Goethe's Händen kam."

Froitzheim wandte sich, sobald er jene alten Nachrichten von Weill gelesen, an diesen, der ihn an seine obengenannte, noch lebende Schwester Florette, Witwe Lehmann in Bischweiler wies. Er erfuhr hier freilich auch nichts anderes, als was in jenem Briefe gestanden hatte; nur das eine kam noch hinzu: „Alte Bäuerinnen", sagte die Witwe Lehmann, „erklärten mir ganz offen, Friederike habe auch von Goethe ein Kind geboren."

Das sind die Grundlagen für Froitzheim's furchtbare Anklage. Weil ein Gerücht behauptet, daß ein Pfarrer Reimbold von Friederiken ein Kind gehabt hätte, das später Pastetenbäcker in Straßburg geworden sei, und weil dieser Reimbold ein Kind in ein Findelhaus gebracht hat, das nachweislich später Pastetenbäcker in Straßburg gewesen ist, muß die Mutter dieses Kindes Friederike gewesen sein.

Wenn Friederike noch lebte, würde wol Froitzheim einen so kühnen Schluß aus Sorge vor dem Gerichte nicht ziehen; aber da sie todt ist . . . kann man es ja wagen und eine unserer herrlichsten Frauengestalten auf Grund solcher Beweise in den Schmuz ziehen. Ueber eine solche Handlungsweise brauchen wir wol keine Worte zu verlieren. Das schändliche Tagebuch eines ungenannten (!) elsässer Theologen, das Froitzheim abdruckt, um Friederikens Schamlosigkeit zu beweisen, richtet nur den Verfasser des Tagebuchs, nicht Friederike. Die Ursache, die

wahrscheinlich auch diese Schrift Froitzheim's entstehen ließ, war der glühende Wunsch, Goethe wiederum einen Hieb zu versetzen. Freilich ist das diesmal am allerwenigsten gelungen. Es ist eine hübsche Fügung, daß aus dieser sogenannten Untersuchung niemand von den Betheiligten so rein hervorgeht wie Goethe. Für die gegen ihn gerichteten Anklagen kann Froitzheim nicht den Schatten eines Beweises bringen. Karl Heinemann.

Dramaturgische Gänge.

1. Dramaturgische Gänge von Adam Müller-Guttenbrunn. Dresden, Pierson. 1892. 8. 3 M.

Der bekannte Verfasser veröffentlicht hier einen Theil seiner Tageskritiken. Was ihn dazu veranlaßte, spricht er selbst aus in den Worten: „Ich thue dies nicht, weil ich diesen Arbeiten eine besondere Wichtigkeit beilege, sondern blos aus dem Grunde, um den zahlreichen Freunden, die ich mir durch meine zwei Schriften über das wiener Theaterwesen («Wien war eine Theaterstadt» und «Das wiener Theaterleben») gewonnen, eine Ergänzung derselben zu bieten, die sie schon lange von mir zu fordern berechtigt waren." Die meisten Kritiken stammen aus den letzten Jahren, einzelne gehen bis 1885 zurück. Der Verfasser nennt sie selbst „dramaturgische Improvisationen". Sie verdienen gleichwol, weitern Kreisen zugänglich gemacht zu werden. Zu einer Zeit, wo die Ausstellung für Musik und Theaterwesen in Wien die Aufmerksamkeit der Theaterfreunde auf sich zieht (nun gezogen hat), kommen Beiträge zur Geschichte der wiener Theater doppelt gelegen. Zudem sind die darin behandelten Stücke zumeist noch heute Gegenstand lebhafter Erörterung. Wiederholt sind eine Reihe Stücke desselben Dichters zusammengestellt, sodaß die Kritik des einzelnen Dramas sich erweitert zu einer Würdigung der gesammten Thätigkeit eines Dramatikers. Nach dem Satze, daß Veränderung ergötzt, sind Betrachtungen allgemeineren Inhalts zwischen die Kritik der Aufführungen eingeschoben, so über die Verkleinerung des Burgtheaters, über Adolf Wilbrandt als Burgtheaterdirector, über Emile Augier, über Friedrich Mitterwurzer, über die münchener Bühnenreform und über die „Münchener" in Wien.

Aber auch wo der Verfasser nur ein einzelnes Stück bespricht, übt er seine Kritik immer unter allgemeinen Gesichtspunkten und im Hinblick auf die modernen literarischen Bestrebungen. Manchmal handelte es sich bei den Aufführungen um Experimente. Im Anschluß an eine Neuaufführung von Raimund's „Bauer als Millionär" erörtert Müller die Frage, ob man ältere Stücke in der Darstellungsweise ihrer Zeit aufführen dürfe; er spricht über die Bühnenbearbeitungen von Grabbe's „Herzog Theodor von Gothland", über die erste Aufführung von Hebbel's „Ring des Gyges". Hauptsächlich aber kommt, wie gesagt, das moderne Drama zur Geltung. Wohlthuend berührt hierbei das unparteiische Urtheil des Verfassers. Er nimmt das Gute, woher es kommt; er dringt darauf, die modernen Dramatiker an den Bühnen zu Worte kommen zu lassen, tadelt aber alles Ungesunde und Unkünstlerische. Seine Ansicht über die modernen Bestrebungen entwickelt er z. B. im Anschluß an die „Ehre" von Sudermann: „In einem gleicht die neue Kunst der alten: auch ihre Träger müssen Dichter, müssen Schöpfer sein. Der dogmatische Naturalismus, der heute in so vielen dichterisch veranlagten Köpfen spukt, hat sicherlich keine Zukunft; der künstlerische Realismus aber, der sich vollgesogen hat aus dem socialen Inhalt der Zeit, ohne von des Gedankens Bläße angekränkelt zu werden, er wird vielleicht in wenigen Jahren unsere Bühne reingefegt haben von den blutlosen Schatten jener Afterkunst, die uns seit Jahrzehnten mit ihren Gaukeleien heimsucht und die auch heute bei der zünftigen Kritik noch mehr Lob findet als die neue, die «Moderne»." Ueber Sudermann selbst bemerkt er, daß sich in ihm dem Wollen das Können gesellt habe, daß sein Geschmack so groß sei wie sein Talent. „Und das muß als das Entscheidende angesehen werden. Umwälzungen im Reiche der Kunst werden nur durch solche Naturen angebahnt, nicht durch Mauerbrecher (bisweilen doch wol auch!) und Zungendrescher. Das Können, das künstlerische Vermögen ist alles." Daß er den volksthümlichen Dichtungen Anzengruber's eine warme Empfindung entgegenbringt, ist begreiflich. Aeußerst kühl verhält er sich gegen die modernen französischen Dramen. Er erklärt es für ganz undenkbar, daß ein Publikum in einem Theater von ein und denselben Schauspielern alle Stücke von Dumas, Sardou, Ohnet und Delpit, die in Wien seit zehn Jahren aufgeführt worden seien, hätte ansehen können, ohne für immer von seiner Vorliebe für diese Erzeugnisse geheilt zu werden. „Man ist bei jedem neuen Drama dieser Herren versucht, das Goethe'sche Wort auf sie anzuwenden: «Du gleichst dem Thier, auf dürrer Heide von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt, und rings umher liegt schöne grüne Weide.»"

Auch Ibsen ist er bereit Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er nennt ihn ein großes dichterisches Genie, erkennt aber auch die starken Schwächen seiner Methode. „Er vergißt zu oft, daß er ein Dichter ist. Seine Erscheinung in der modernen Welt ist vielleicht eine Nothwendigkeit, aber er wird einst wichtiger sein als der Bahnbrecher einer neuen Richtung, denn als dichterische Einzelerscheinung. Was Sudermann und andere von ihm gelernt und weiter ausgebaut haben, das wird für die Kunst von Bedeutung sein, nicht er selbst. Er brachte sociale Wahrheiten mit all den Irrthümern, die ihnen anhaften, unter

die Menge, aber erst andere werden ihr Gold dichterisch ausmünzen."

Die Urtheile über die schauspielerischen Leistungen sind nur dort stehen geblieben, wo sie, nach der Ansicht des Verfassers, organisch mit dem Aufsatz verbunden waren. Sie sind natürlich das Vergänglichste an dem Buche. Wer aber den Theil der Ausstellung, durch den die wiener Theaterverhältnisse illustrirt wurden, fleißig gemustert hat, wird auch diese Partien mit Aufmerksamkeit lesen. Ueber einzelne wichtige Fragen des Schauspielerthums spricht sich der Verfasser in besondern Abschnitten aus, besonders kräftig über das Virtuosenthum mit Rücksicht auf das Auftreten Mitterwurzer's. Ueber die Wirksamkeit der „Münchener" äußert er sich folgendermaßen:

Die „Meininger" konnten ihre Sendung nach zwanzigjähriger Arbeit als vollendet ansehen, denn die Pflege des hohen Dramas liegt fast überall in intelligenten Händen, die „Münchener" aber haben ihre Arbeit noch nicht beendet, das deutsche Theater bedarf noch immer ihres vorbildlichen Ensembles, denn der Glaube, daß das Volksstück eine mindere Gattung von Poesie sei, die sich mit halben Mitteln und mit wenig Grütze zur Geltung bringen lasse, ist nicht auszurotten. Selbst in Wien, der Geburtsstadt Raimund's und Anzengruber's, kranken wir an diesem falschen Glauben, selbst hier sehen wir das Volksstück nur mit halben Mitteln gepflegt, ja mit Widerwillen; der letzte Schauspieler erscheint noch immer gut genug für eine erste Rolle im Volksstück und an ein einziges Sensationsstück wird mehr decorative Kunst, wird mehr Kapital gewendet, als an zehn Werke Anzengruber's.

Der Verfasser beabsichtigt, gelegentlich einen zweiten Band folgen zu lassen, wenn sein Buch ein Publikum findet. Zu empfehlen ist es zunächst denen, die den modernen Bühnenbestrebungen noch fern geblieben sind. Sie überschauen hier eine ganze Reihe von Ansätzen zu einer neuen Entwickelung. Ausführliche Inhaltsangaben kommen solchen Lesern entgegen. Aber auch die, denen damit nichts Neues geboten wird, werden gern ihre eigenen Anschauungen mit den Urtheilen eines unparteiischen Mannes, eines erfahrenen Dramaturgen vergleichen.

Zugleich dürfen wir auf das Neuerscheinen eines Buchs hinweisen, das sich seine Stellung in der dramaturgischen Literatur schon gesichert hat, der

2. Dramaturgie des Schauspiels von Heinrich Bulthaupt. Erster Band. Fünfte durchgesehene und erweiterte Auflage. Oldenburg, Schulze. 1893. Gr. 8. 5 M.

Was den großen Erfolg dieses Werks und seine Beliebtheit erklärt, ist vor allem die Frische und Natürlichkeit, die sich wohlthuend unterscheidet von der tiefsinnigen Umständlichkeit, mit der vielfach noch die das Drama betreffenden Fragen behandelt werden. Bulthaupt hält sich frei von Dogmatik und entwickelt die Gesetze des Schauspiels an den mustergültigen Schöpfungen selbst. Er verfährt im einzelnen nicht nach der Schablone, sondern weiß an jedem Drama die wesentlichen Fragen herauszufinden und die Punkte, von denen aus allgemeine Fragen sich fruchtbar erörtern lassen. Ueberall gewährt er dem Leser einen Einblick in die Werkstatt des Dichters, und was besonders wichtig ist, er nimmt es mit dem Begriffe Drama ernst: er gibt treffliche Anleitung, sich die Handlung auf der Bühne leibhaftig vorzustellen, er sieht den Schauspielern tüchtig auf die Finger, rügt unerbittlich Gedankenlosigkeit und Willkür der Darstellung, verzeichnet aber auch Gelungenes zur Nachahmung und Beherzigung.

Auch die neue Ausgabe weist manche Veränderung auf. Nicht nur ist gelegentlich der Ausdruck verbessert, es sind auch eingreifende Beobachtungen anderer nachgetragen worden. Erweitert sind z. B. die Abschnitte über „Götz von Berlichingen" und über „Wallenstein". Die vorliegende Ausgabe gewinnt aber auch insofern noch besondere Bedeutung, als sie wiederholt — schon in der Einleitung — zu den neuesten literarischen Bestrebungen Stellung nimmt. Wir heben einige charakteristische Stellen heraus:

Die revolutionäre Bewegung, die sich, im Anschluß an den Versuch der Erschütterung der modernen Gesellschaftsformen aller Künste bei allen Culturvölkern bemächtigt hat, droht augenblicklich — von allem andern noch einmal abgesehen — die Grenzen des Dramatischen völlig zu verwischen. Durchaus novellistisch geartete, behaglich bei der Schilderung des Zuständlichen verweilende und als solche oft vortreffliche Werke gelangen plötzlich in den Ruf bedeutender Dramen, und, gleichsam die allgemeine Verwirrung benutzend, bieten selbst theaterkundige Poeten, denen es weder an dramaturgischer Einsicht noch an der Kraft, ein gutes Bühnenstück zu schreiben, fehlt, und die im übrigen nicht zu den Rebellen gehören, dem Publikum bunte Bilderreihen als Schauspiele dar.

Gegen wen sich diese Spitze richtet, ist nicht schwer zu erkennen. An einer andern Stelle spricht der Verfasser von dem Versuche, den „consequenten Naturalismus" so treu wie möglich auf die Bühne zu bringen:

Es war doch nur ein armseliger Nothbehelf. Denn wollte man die Menschen auf dem Theater sich wirklich so verhalten lassen, wie sie es im Leben thun — es würde keinem Poeten gelingen, in dem kurzen Zeitraum von etwa drei Stunden ein Menschengeschick sich erfüllen, ein Drama sich vollenden zu lassen. Und steht nicht alles, was wir auf dem Theater sehen, im Widerspruch mit der Phrase der „Natürlichkeit"? Die Zeit im Kunstwerk ist nur eine symbolische und der Raum ist es nicht minder. Einen Bretterboden müssen wir gläubig bald für bergiges Terrain, bald für ein Stück Gartenland halten — und wer thäte es nicht willig? Einige wenige Quadratmeter schließen auf dem Theater für uns Meere und Alpen ein. Tag und Nacht sind künstlich, die Bäume sind bemalte Leinwand, die Architektur ist Schein — und mitten in dieser symbolischen und idealischen Welt soll eine Handlung von absolnter Realität vor sich gehen, und die Sprache soll nichts weiter als die dürftige Scheidemünze des täglichen Verkehrs sein? Es ist unmöglich, völlig unmöglich!

Durchschlagend kann nun zwar die Begründung des letzten Punktes nicht genannt werden. Denn warum soll alles unwirklich sein, weil vieles nicht wirklich sein kann? Sind nicht die modernen Bestrebungen gerade darauf gerichtet, möglichst Naturwahrheit auch in der äußern Ausstattung zu erreichen — in dieser Beziehung war ja in Wien geradezu Verblüffendes zu sehen — und ist nicht die Inscenirung gerade naturalistischer Dramen oft einfach genug, um wahrheitsgetreu sein zu können! Die Berechtigung einer poetischen Sprache ist auch mir nicht

zweifelhaft, und Bulthaupt selbst hat ja dafür in einem bekannten Excurs zur „Iphigenie" eine hübsche Formel gefunden:

> Die poetische Sprache gibt unendlich viel mehr, als die Sprache der Wirklichkeit. Wo diese nur ein leeres Wort, einen trockenen Begriff setzt, da gibt jene eine blühende Vorstellungsreihe; wenn jene uns gewissermaßen den Fruchtkern reicht und uns damit abspeisen will, so gibt diese uns den in dem Kerne verborgen schlummernden Baum mit all seinen Blättern und Früchten.

Um die beiden verfehlten Extreme zu bezeichnen, rieth der Verfasser früher: „Man stelle nur den Tragödien des Racine und Corneille Otto Ludwig's «Erbförster» gegenüber." Jetzt hat er statt dessen einen bessern Gegensatz gefunden in den Dramen Gerhart Hauptmann's.

Ueber die dichterische Sprache redet Bulthaupt auch an andern Stellen. Wenn er in der Besprechung des „Nathan" auch die Wiederholung oft gleichgültiger Worte auf die Schwierigkeiten des fünffüßigen Jambus zurückführt, so darf man vielleicht darauf hinweisen, daß diese Neigung sich bei Lessing schon früher findet. Aus dem Anfang der „Miß Sara Sampson" notire ich: „Ach, Sie weinen schon wieder, schon wieder, Sir! — Sir!" — „und gewiß! gewiß! sie liebt ihn noch." — „Doch ich fühle es, Waitwell, ich fühle es." Der zweite Auftritt beginnt: „So früh, meine Herren, so früh? Willkommen, willkommen, Waitwell!" Weiter heißt es: „Setze mich, setze mich wieder in diese Lebensart" u. s. f. Etwas zu enthusiastisch scheint mir der Verfasser über die Wortstellung bei Kleist zu urtheilen, wenn er erklärt: „Was uns bei andern verletzt, entzückt uns bei ihm, wie eine Unregelmäßigkeit in einem schönen Gesichte seinen Reiz noch zu steigern vermag." Wenigstens sind die angeführten Beispiele nicht recht zwingend: „Auf diesem Weg nicht kommst du eben weit", oder „Eh' das von meinem Maulthier möcht' ich hoffen." Doch wollen wir dem Verfasser nicht zürnen, wo ihn seine Begeisterung zu weit geführt hat.

Das Buch ist so reich an Belehrung und Anregung, daß man es wieder und wieder mit Nutzen nachschlägt. Vortrefflich ist die Behandlung des Begriffs des Tragischen, soweit sie auf das moderne Drama sich bezieht. Was die Auffassung der einzelnen Stücke anlangt, so wird hier wol nie Einstimmigkeit erzielt werden. Ich verstehe z. B. nicht, wie man fragen kann: „Warum flieht Posa nicht mit Carlos?" Wo bliebe dann sein edler Stolz und dessen Wirkung auf den König, wenn er so gewöhnlich gehandelt hätte? Zu schroff erscheint mir das Urtheil über Leonorens Worte im „Fiesco" III, 3: „Ah, erwünscht! er wird blaß und roth. Jetzt bin ich muthig." Dies soll ein Zug von Schlauheit sein, der den Eindruck bitter störe. „Hat sie denn", frage man sich plötzlich, „ihrem Manne nur eine Scene machen, nur ein kokettes Spiel treiben wollen?" Nun sie ist „mit merklicher Angst" eingetreten. Da aber ihre Worte sichtlich Eindruck machen, so faßt sie sich ein Herz, ihrer gerechten Entrüstung Ausdruck zu geben. Was ist dabei Schlimmes? Die Worte Luisens aber in „Kabale und Liebe", IV, 7: „So könnt' ich mir ja noch den Schein einer Heldin geben und meine Ohnmacht zu einem Verdienste aufputzen", sind mit bitterer Ironie gesprochen und können kaum „eine Speculation auf den Schein, die Lüge" genannt werden.

Die Sprache Bulthaupt's ist klar und originell, und nur selten begegnet noch etwas, was der Verbesserung bedürftig erscheint. Auffällig ist z. B. S. 10 der Ausdruck: „Das Drama wäre auf Irrwege verschlagen"; etwas kühn S. 193 die Wendung: „Nur selten pulsirt in ihrer Stimme warmes Blut." Bei nächster Gelegenheit kann der S. 381 fg., 385 und 509 noch vorkommende Winkelmann in Winckelmann verbessert werden. Richard Opitz.

„Meister Balzer" von E. von Wildenbruch.

Vor mehreren Wochen brachte das königliche Hoftheater in Berlin ein neues Stück von Wildenbruch zur Aufführung, das einen merkwürdigen Wendepunkt in der Entwickelung des Dichters zu bedeuten scheint. Noch liegt es nicht gedruckt vor und die zweifelhafte Theilnahme, die das Drama bei seiner ersten Aufführung erfuhr, macht es leider nicht sicher, daß Wildenbrnch's Stück gleich den vorhergehenden den Weg über die deutschen Bühnen finden wird. Aber weder die Aufnahme von dem üblichen berliner Premièrenpublikum, noch das halb gewollte, halb unsicher tastende Urtheil der Kritik, noch endlich der Kassenrapport ändern etwas an der Thatsache, daß wir es diesmal mit einem ernsthaften und bedeutenden Werke Wildenbruch's zu thun haben.

Diesmal — denn es ist lange Zeit verstrichen, daß der Dichter ein seinem Talente würdiges Stück dem deutschen Theater gegeben hat. Man fing bereits an, von dem literarischen Ruhme Wildenbruch's als einer verschwindenden Größe zu reden. Die glänzendste Erscheinung unter den modernen Dramatikern, gegen deren zehnjährige Bühnentriumphe die inzwischen argzerzausten Erfolge Sudermann's sich nicht behaupten können, war in einer Entwickelung begriffen, deren Factoren nicht im Innern des Künstlers zu liegen schienen. Der „Neue Herr", „Das heilige Lachen" und „Die Haubenlerche" danken einer tauben, unfruchtbaren Periode ihre Entstehung. Zwar sind die beiden ersten von einer Idee, diesem adelnden Merkmal eines echten Dramas, innerlich umschlossen, aber man spürte nicht die freie überschauende Intelligenz des Künstlers, sondern den engen stockenden Verstand gewisser Kreise, die mit der Kunst nichts, aber auch gar nichts zu schaffen haben. Im „Neuen Herrn" möchte ich nicht ein-

mal so sehr die Verherrlichung einer im Kurfürsten allzu deutlich gekennzeichneten Persönlichkeit tadeln, obgleich das unsere liberalen Aesthetiker am meisten übel nehmen, sondern den Mangel an Intelligenz des Dichters — oder soll man sagen an Charakter? — daß dem patriarchalischen Tyrannen von fünfundzwanzig Jahren nicht die überlegene, den verstaubten Moderprunk verachtende Herrschnatur des alten Ministers — sein Name ist Schwarzenberg im Stück — siegreich gegenübergestellt wird. Mit dem Fußfall des Ministers, der den neuen Herrn verherrlicht, von dem er gestürzt wird, demüthigt sich die Kunst. Bei den Auchdichtern will das nichts sagen und alle Auguren würden lächelnd schweigen. Dem wirklichen Dichter bedeutet dieser Fußfall eine Verletzung des höhern Berufs zu Gunsten eines durchaus unkünstlerischen Faetors.

Und wie in dem „Neuen Herrn" die Intelligenz des Dichters unter dem Aufblick nach oben sich verwirrte und allzu willig begrenzte, so trübt der Blick nach unten und ins Lager der Naturalisten die reine Wirkung der „Haubenlerche", des andern Stücks von Wildenbruch aus jüngster Zeit. Es ist meinem Empfinden nach das unangenehmste und unkünstlerischste Drama des Dichters. Die Plattheit feiert hier Triumphe. Verwahrlost ist die Sprache, jenes berliner Deutsch, das eine prachtvolle Erfindung von Possenautoren der ältern Schule war. Verwahrlost ist die Technik, denn wenn der traurige Held statt der Mutter das Mädchen selbst fragte, ob es ihn will, dann wäre das Drama schon im ersten Aufzug zu Ende. Verwahrlost ist die Moral, denn ganz unorganisch und ohne Motiv wie ohne Folgen ist die Verführungsscene im letzten Act.

Keines dritten Stücks bedurfte es eigentlich, um die Freunde des Dichters, die zugleich Freunde der Kunst waren, an Wildenbruch zweifelnd und muthlos werden zu lassen. Wiederum war es ein Mangel an künstlerischer Intelligenz, der neben der Wahl einer völlig misslungenen Einkleidung die Schuld am Miserfolg des „Heiligen Lachens" trug. Versucht fühlt man sich, dieses Märchenspiel ein barbarisches zu nennen. Es bekämpft — daß die Waffen lächerlich sind, ist einerlei — den Pessimismus als Welt- und Kunstanschauung, ein Unternehmen, das bei einem unproductiven Kopfe nicht wunderbar wäre. Aber der Künstler sollte doch tiefer über das Wesen seiner Kunst nachgedacht haben. Er sollte mit tausend Schmerzen und mit tausend Wonnen an sich selbst empfunden haben, daß der tiefste Urgrund aller Poesie, das, was des Sängers Mund vom nagenden Schweigen löst, der Schmerz und das Leiden ist. Um diese Erkenntniß zu gewinnen, braucht man gar nicht Schopenhauerianer zu sein. Ein Blick, ein Vergleichen der Leistungen um uns her thut überzeugend dar, daß aus dem baren Optimismus eben jene elenden, heuchlerischen bourgeoismäßigen Stücke stammen, unter deren Wasserflut wir jetzt begraben liegen. Kein Auftauchen daraus gibt es, solange nicht Künstler kommen und Hörer finden, die aus tiefern, und das sind dunklere, schmerzgeborene, Quellen schöpfen wollen. Ein Frevel darum scheint es mir, Künstler von der Poesie des Schmerzes, von der Weltweisheit des Schmerzes, von der schöpferischen Urkraft des Schmerzes geringschätzig urtheilen zu hören, oder gar die gesammte Philosophie des Pessimismus auf der Bühne lächerlich machen zu sehen. Barbaren sind wir alle zu Zeiten; solchen Barbaren aber ist entgegenzurufen, daß ihre Einzelintelligenz doch nicht befähigt ist, die pessimistische Riesenarbeit des Menschengeschlechts am bunten Lichterabend eines berliner Theaters lächerlich zu machen.

Von dem Häuflein selbständiger und ehrlicher Leute, die mit Gründen oder mindestens mit Ueberzeugung und im Dienst der höhern Sache ihres Amtes als Kunstrichter warten, ist Wildenbruch der herbe Tadel nicht verschwiegen worden, den seine letzten Stücke verdienten und den ich hier noch einmal im Vorübergehen zusammengefaßt habe, um die Folie zu gewinnen, auf der sich ein glänzenderes Bild aufthun soll, niemand zu Liebe und niemand zu Leide.

Meinem Gefühl nach hat man „Meister Balzer", Wildenbruch's neuestes Drama, nicht verstanden oder man hat die Mängel jener hoffentlich überwundenen tauben Schaffensperiode ärgerlich auch auf das neue Drama übertragen. Das aber ist Rache, nicht Gerechtigkeit. Ein modernes Werk ist leider nicht so einfach, so rein sachgemäß zu betrachten, als man glauben dürfte. Da gibt es für den Schaffenden sowol wie für den Beurtheilenden dichte Hecken zu durchdringen von Uebelwollen und bewußtem Misverstehen. Zerreißen muß man diesen Zaun, zu dem Werke selbst die Augen erheben und zu der Pflicht der eigenen Meinung auch den Muth gesellen. So weit ich die Urtheile unserer „maßgebenden" Kritiker überblicken konnte, waren sie einig im Absprechen über Wildenbruch's neues Drama. Aber was der Tag gebiert, verschlingt der Tag und so seien einige andere Gesichtspunkte dargelegt.

Hier der Inhalt. Meister Balzer ist Phantasiemensch, jenes aussterbenden Geschlechts einer, der damit dem Hohn seiner Mitmenschen ausgesetzt ist. Sie alle verstehen ihn nicht, daß er sich eine eigene Welt zu schaffen vermocht hat, eine unsichtbare, die sich über der realen Welt des Egoismus emporwölbt. Wie darf ein Uhrmacher eine eigene Welt haben, herrscht ihn der beschränkte Verstand seiner Umgebung und seiner Kritiker an, der Mann ist nicht bei Sinnen! Und sie rechnen ihm haarklein nach, die Weisen, daß das Facit seines Wesens das Tollhaus sein wird. Meister Balzer aber läßt die unheilbar Weisen reden: nach seiner Art hat er sich in dem unendlichen Wirrwarr, Menschenleben genannt, klug und fromm zurechtgetastet. Ihm ist die Welt ein Uhrwerk mit zahllosen Räderchen, die Ein Gesetz regiert. Das ist nicht eine Phrase, sondern eine innere Gewißheit für ihn, er glaubt an ein Weltgesetz, weil er in sich selbst ein Gesetz trägt und in den Uhren, die aus seiner fleißigen Hand hervorgehen, die gleiche Gesetzmäßigkeit hervorbringt. Ein Schöpfer im

kleinen, ein bürgerlicher Künstler ist dieser alternde Mann, unverstanden von seinem Weib, unerfahren in den Dingen dieser Welt, eine tragische Natur im Alltag des modernen Lebens.

O wer kennt solche Naturen nicht, wer ahnt bei ihrem Anblick nicht, daß sie bestimmt sind, von der eisernen Nivellirmaschine zerdrückt und zerrissen zu werden? Ein inneres Verhängniß treibt sie dem Untergange zu, helfen möchte man und warnen, und weiß doch, daß alles umsonst ist. Lächeln und Trauer schmelzen in Eins und still blickt man ihnen nach, wenn sie ihre dunkle Straße weiter verfolgen, die armen Kleinmeister, die wol die Phantasie zu großen Schöpfungen besitzen, aber gebunden sind, im Handwerk ihre Kräfte zu verthun. Ist es ein Wunder, frage ich, wenn diese Märtyrer wortreich werden, wenn sie von sich und ihrer innern Welt nicht genug erzählen können? Der Bildnertrieb, der stockende in ihrem Herzen, strebt nach Offenbarung. Und nahe liegt die Gefahr, daß sie dadurch den Klugen ein Aergerniß und eine Thorheit werden. Was mit leiser Ironie belächelt sein will, das wurde von kundigen Thebanern verhöhnt und in Grund und Boden vom sogenannten kritischen Verstand verurtheilt. Der alte Nicolai ist doch der einzige Unsterbliche Berlins.

Meister Balzer hat seine Uhren gebaut, nicht nach der Schablone, sondern als individualisirender Künstler. Erfreuen will er mit seiner Hände Werk die Welt. Aus diesem Schaffenstrieb hat er eine kunstvolle Thurmuhr entworfen, die er einem Nachbardorf Rosengarten zugedacht hat. Daß er keinen Auftrag dazu empfangen hat, kümmert ihn nicht: er glaubt an die siegreiche Macht der Kunst. In dem kleinen Landstädtchen, in dem man wol Frankfurt a. O. erkennen darf, thut sich eine Uhrenfabrik auf, seine Kunden wenden sich von ihm weg, Schulden bedrücken ihn. Nur ein einziger Geselle bleibt bei ihm, Otto, den das Uhrmachertöchterlein liebt. Das Verhängniß rollt langsam aber stetig auf den sinnirenden Meister zu. Die Rosengartener wollen nichts von dem Kunstwerk Balzer's wissen, sie kaufen ihre Uhr in der Fabrik. Diese Nachricht weckt den Träumer mit unsanfter Hand aus seinem Schlaf. Die Welt ist eine andere als er glaubte, sie trägt kein Gesetz in sich wie seine Uhren. Ausgehoben ist die Vorrichtung der Hemmung, an der Meister ohne Zahl gearbeitet haben, ehe man sie erfand, und sausend, zermalmend rollt das Räderwerk wirr durcheinander.

Maßlos wie Phantasiemenschen sind, zieht Balzer die letzten Consequenzen seines Wesens. Ein Verblendeter ist er, ein Vermessener. Die tragische Hybris in dem engen modernen Uhrmacherkopf! Vielen will das lächerlich scheinen, uns deucht es rührend und erschütternd zugleich. Ein im Innern Kranker, ein Leidender — sie sind es alle, die großen tragischen Gestalten Hamlet, Lear, Othello — steht vor uns. Himmelhoch reckt sich seine Wuth, ohnmächtig! Die Phantasie, die nicht mehr schaffen kann, wird zur Zerstörungsmanie und entwurzelt sogar das sittliche Gefühl. Balzer wird zum Verbrecher in Gedanken. Daß dies um einer Uhr willen geschieht, scheint uns ein fein empfundener Zug. Er zeigt so recht, wie auch das kleinste Ding unheilbar verwirren kann und wie unsere Stimmung das Product von Nervenzuständen ist, die über den Willen des Einzelnen gehen. Mitverstehend, miterduldend muß man sich an ein Kunstwerk schmiegen, nicht den blöden Froniker spielen, der über die Schmerzen und die Verblendung lacht, weil er zufällig im Fauteuil des Parkets sitzt und den Verstand selbst bei gewissen Dingen nicht verlieren würde, eben weil er keinen zu verlieren hat. Auch über Othello's Schnupftuch kann man lachen. Der ganze Barbarismus unserer um Mitternacht kritzelnden Recensenten thut sich kund, sobald einmal die Tradition noch nicht ihr „Tabu!" über einen kühnen, aber menschlich begreiflichen Charakter gesprochen hat.

Meister Balzer wird an der Ausführung seiner Rachepläne gegen die Fabrik, die ihn ruinirt und nach seiner Auffassung auch der Uhrmacherkunst Schande macht, durch seinen Gesellen und seine Tochter gehindert. Es ist ihm, dem social Gebundenen, nicht einmal vergönnt, in der Rache sich ausleben zu können. Ueberall drücken die Schranken auf ihn, überall wird seine Individualität hindernd umklammert. Auch darin liegt ein Stück Tragik. Es ist die Tragik des modernen Menschen überhaupt, die nicht weniger furchtbar für die prädisponirten Charaktere ist, weil sie zu den täglichen Erscheinungen gehört. Wildenbruch hat sein Drama nicht tragisch enden lassen. Der Anblick des glühenden Lebens in dem Liebespaar hemmt den Alten auf seinem Gang zum Selbstmord. Er unterwirft sich der überlegenen Kraft der Verhältnisse, er tritt in die Fabrik ein, er beugt seine Individualität. Auch das ist tragisch, wenngleich dieser Schmerz nicht mehr recht zum Ausdruck kommt. Wildenbruch ist viel zu guter Theaterpraktiker, um den Schluß des Stücks mit so herben Dissonanzen zu belasten.

Um die ernste Gestalt des Meister Balzer reihen sich eine Anzahl lebendiger, zum Theil vortrefflicher Nebenfiguren. Der Geselle Otto, von Matkowsky gespielt, ist glücklich charakterisirt. Die Volksscenen in Rosengarten verdienen ebenfalls Lob. Zu stark, zu wuchtig setzt der dritte Act mit dem Grimm des verzweifelten Alten ein. Der vierte Act ist von sicherer gleichmäßiger Stimmung. Unverkennbar ist diesmal die sorgfältigere psychologische Arbeit.

Alles in allem: ein männliches Werk, das nach langer Zeit wieder die Zuversicht hebt, Wildenbruch dem künstlerischen Schaffen zugewendet zu sehen. Aber eben dieses Werk begegnet so verschlossener, so kurzsichtiger Beurtheilung, daß man dadurch nur noch mehr in der Gewißheit bestärkt wird, es sei tüchtig und gesund. Denn fast allgemeine Hülflosigkeit bemächtigte sich der Beurtheiler. Vom Kampf des Handwerks und der Innungen gar mit dem Großbetriebe ward Sträfliches gefabelt. Die Phantasielosigkeit freute sich wieder einmal so recht ihres Daseins. Das satte Behagen, der knappe Rationalismus übte seinen

Muthwillen an einer Individualität, die abwich vom Heerdeninstinct. Die Tragödie des bürgerlichen Künstlers in seiner freien Phantasie aber, in all seiner socialen Gebundenheit forderte einen Augenblick Verweilen. Schon hat ein anderer Autor, Max Kretzer, sein literarisches Eigenthumsrecht an die Erfindung des Stücks geltend gemacht. Wie dem auch sei, ein tüchtiges, stellenweise sogar gutes, wenngleich nirgend ein großes Stück, dieser „Meister Balzer" Wildenbruch's.

Friedrich Kummer.

Zur nordischen Literatur.

Nordische Heldensagen. Aus dem Altisländischen übersetzt und bearbeitet von Karl Küchler. Bremen, M. Heinsius Nachfolger. 1892. 8. 3 M.

Herr Flaischlen hat vor ungefähr zwei Jahren eine graphische Literaturtafel gezeichnet, auf der er die fremden Elemente als Nebenflüsse in den Hauptstrom der deutschen Literatur einmünden läßt. Es ist hier nicht meine Aufgabe, über diese Tafel zu Gericht zu sitzen, nur muß ich meine Verwunderung darüber aussprechen, daß der Verfasser über den Einfluß der skandinavischen Literatur auf die deutsche so ungemein wenig weiß. Wol kommt am Schlusse des ganzen Bildes ein ziemlich starker Björnson-Kjelland-Ibsenfluß, wol rieseln zur Zeit Dietmar's von Eist und Eilhart's von Oberge nordische Sagenelemente, aber das eine Gewässer hat sich offenbar verlaufen und das andere ist zu breit und tief gerathen. Doch wir drücken bei einem ersten Versuch wie diesem über solche lapsus calami gern ein Auge zu. Schlimmer steht es mit dem Fehlenden. Die Wogen, die im vorigen Jahrhunderte dem deutschen Bardenthume aus dem Norden zugeströmt sind, den Einfluß, den Holberg auf die deutsche Komödie gehabt hat, die nordischen Mythen und Sagen, die einen Jordan, Wagner und andere ihrer Zeitgenossen begeistert haben, vermag auch die genaueste Lupe nicht auf der Karte zu finden. Die Thatsache lehrt uns wieder einmal, daß man bei uns in Deutschland so ungemein wenig von der nordischen Literatur und Cultur kennt, so sehr man sich auch bemüht, da nun einmal Nordlandsfahrten und Nordlandsschwärmerei zum Modeartikel geworden sind, den nordischen Landen — aber ja nicht den Völkern — ein paar angenehme Worte zu sagen.

Wohl zieht es jeden mit Geistermacht wieder nach dem Norden, der einmal im Glanze der Morgen- oder Abendsonne den vielbelebten Sund hinauf gesegelt ist, oder der von den Elevatoren oder Mosebaken herab das einzige Stockholm geschaut, oder der mit Wergeland von Begeisterung für das herrliche Hardanger mit seinen Busen, Bergen und Wasserfällen hingerissen worden ist, aber nur selten hört man, daß einer der nordischen Sprachen mächtig ist, um auch in das Leben und Treiben der Bewohner einen Einblick zu bekommen. Und doch ist das Volk hier so treuherzig, entgegenkommend und gastfrei, offen und ehrlich, schirmt also noch heute fast all die Eigenschaften, die einst Tacitus an den Germanen rühmte und die er seinem Volke als die wahren Pfeiler einer weltbeherrschenden Macht vorhielt. Zwar greift der Nordgermane nicht mehr so eilig zum Schwerte, wie einst in der Wikingerzeit, Christenthum und Aufklärung lassen ihn den Frieden predigen und die Lage seiner Heimat verwickelt ihn selten in politische Streitigkeiten. Aber in der Dichtung lebt auch diese Seite des Geistes der Väter fort, und wir zweifeln nicht, daß dem Worte auch die That folgen würde, wenn die Verhältnisse zu dieser zwingen sollten.

Aber auch von der Dichtung der nordischen Völker weiß man im großen und ganzen wenig, wenn auch die neuere norwegische Schule, namentlich ihre Häupter Ibsen und Björnson, durch ihre Dramen und Romane in Deutschland die Wünschelruthe geschlagen und in gewissen Kreisen einen Ibsen-Cult hervorgezaubert haben. Allein schon mit Björnson ist es wie es ist; man hat seinen Namen wol im Munde, von seinen Werken aber weiß man verschwindend wenig. Und brächten nicht Jonas Lie, Kjelland, Strindberg u. a. dem Modegötzen des Realismus ihre Opfer, man würde sie schwerlich in den billigen Ausgaben moderner Bücherfabrikanten finden. Steigen wir aber von der Gegenwart hinab in die Vergangenheit, so ist Tegnér's „Frithjofssage" aus der Zeit der Romantik fast das einzige bekanntere Werk, Holberg's Lustspiele sind im allgemeinen vergessen, seine vernünftigen Ideen über Kirche, Staat und Aufklärung, die er in „Nils Klim" niedergelegt hat, sind fast so gut wie gar nicht bekannt gewesen, und aus der ersten Blütezeit der altisländisch-norwegischen Literatur hat man wol etwas von der „Edda" gehört, die Simrock ins Deutsche übersetzt hat, hat aber über diese die verworrensten und eigenthümlichsten Ansichten. Nun hat sich aber im letzten Jahrzehnte immer mehr herausgestellt, daß der alte nationale Kern, um dessentwillen man die „Edda" so lieb gewonnen hatte, durchaus nicht so bedeutend ist, wie man früher annahm, und daß die altnordischen Prosawerke viel mehr Nationales enthalten. Dabei hat man eigentlich immer mehr für die Eddalieder geschwärmt, als daß man sie richtig verstanden hat, zumal Simrock's Uebersetzung das klare Verständniß nicht wesentlich förderte. Vielleicht wird es nun anders, wo die letzten Bogen einer formvollendeten und gewissenhaften Uebersetzung eines unserer besten Kenner der altnordischen Sprachen in die Druckerei gewandert sind. Aber neben den Eddaliedern haben die alten Isländer noch eine andere Literatur, zu der sich jeder mit Gewalt hingezogen fühlt, der jemals mit ernstem Streben in ihren Bann-

kreis getreten ist: das ist die Sagaliteratur. Fast zu hunderten zählen die Schriften, die wir Sagas zu nennen pflegen. Es sind bald historische Romane, doch mehr Geschichte als Roman, bald Schilderungen aus der deutschen oder nordischen Heldensage, bald freie Uebertragungen französischer Gedichte, bald phantasiereiche Localsagen und Märchen, ersonnen, um damit zu unterhalten. Diese Literatur ist in Deutschland fast eine terra incognita. Die herrlichsten dieser Sagas, wie die großartige „Njála" oder die gewaltige „Eigla" oder die lehrreiche „Eyrbyggja" und andere kennt man kaum den Namen nach, und nach einer Uebersetzung suchen wir vergeblich. Was von dieser Literatur übersetzt ist, ist unbedeutend und dreht sich eigentlich nur um drei Sagas herum: um die Gunnlaugssaga, die Fridhthjófssaga und die Völsungasaga.

Die Gunnlaugssaga ist eine Liebesgeschichte mit tragischem Ausgange und echt nordischem Charakter, eine kleine Novelle mit trefflicher Zeichnung der Charaktere, aus der Zeit der Blüte der altisländischen Literatur (um 1260). Der kühne, aber etwas hartköpfige Gunnlaug verlobt sich mit seiner Jugendgespielin, der schönen Helga; der Vater des Mädchens sagt ihm seine Tochter zu, wenn er nach drei Jahren, die Gunnlaug im Auslande verbringen soll, mit festerm Charakter in die Heimat zurückkehre. Gunnlaug verbringt diese Zeit an den Höfen der Könige und Großen in Norwegen, England, Irland. Am Hofe des Königs von Irland kommt er mit seinem Landsmann Rafn zusammen, der wie er Dichter ist. Eifersüchtelei macht die beiden bald zu Feinden; Rafn kehrt nach Island zurück und verlobt und verheirathet sich mit der schönen Helga, da Gunnlaug nach Ablauf der festgesetzten Frist nicht zurückgekehrt ist. Helga kann aber ihren geliebten Gunnlaug nicht vergessen; in treuer Liebe zu ihm verlebt sie mit Rafn trostlose Stunden. Unterdessen ist Gunnlaug zurückgekehrt und hat erfahren, was geschehen ist. Bei der nächsten Volks- und Gerichtsversammlung, beim Althinge, fordert Gunnlaug seinen Nebenbuhler zum Zweikampf. Dieser bleibt am ersten Tage unentschieden, gibt aber den Häuptern der Insel Veranlassung, den Zweikampf für immer auf Island zu verbieten. So ist Gunnlaug und Rafn die gesetzliche Waffe, um den einen aus der Welt zu schaffen, entrissen. Aber Rafn hat nach wie vor keine Freude in der Ehe mit Helga, und so fordert er denn Gunnlaug auf, mit ihm nach Norwegen zu gehen und dort das Schwert entscheiden zu lassen. Gunnlaug geht freudig darauf ein; in dem stattfindenden Zweikampfe lassen beide ihr Leben.

Die Fridhthjófssaga, von allen Sagas am häufigsten in Deutschland übersetzt, verdankt ihren Ruhm nur Tegnér's „Frithjofssage", zu der sie die Hauptpersonen und die Grundzüge geliefert hat. Als literarisches Erzeugniß an und für sich steht sie tief unter der Gunnlaugssaga sowie unter jeder andern Saga der classischen Zeit. Sie ist ein Werk der Epigonen, in schwerfälliger, unschöner Sprache geschrieben, verwässert und kraftlos in der Charakterzeichnung, nüchtern in der Darstellung, angefüllt mit mancherlei romantischen und märchenhaften Zügen. So ist sie zu Ehre und Ansehen gelangt, das ein Kenner der altisländischen Sagaliteratur nicht begreift *). Sie ist ein romantisches Werk wie das Tegnér'sche, nur daß Tegnér ein feiner und scharfsinniger Dichter war, was man von dem Verfasser der isländischen Saga gerade nicht sagen kann.

Die dritte Saga, die in Deutschland schon wiederholt übersetzt ist, ist die Völsungasaga, d. h. die Erzählung von dem ruhmreichen Geschlechte der Völsungen, das unter dem Schutz und Schirme des höchsten Gottes, Odhin's, stand und das in Sigurd, dem Siegfried der deutschen Heldensage, zur höchsten Entfaltung kommt. Diese Saga ist die einzige eingehendere Prosadichtung, die uns auf Grund alter, zum Theil erhaltener, zum Theil verlorener Lieder die Geschichte von Sigurd's Ahnen, von seinen Heldenthaten und seinem Tode und von dem Untergange der Niflungen gibt. So hat die Saga besondern Werth für unsere, d. h. die deutsche Heldensage, und dies hatte seinerzeit einen tüchtigen Kenner dieses Gebiets, Professor Edzardi, veranlaßt, eine gute und wissenschaftliche Uebersetzung zu liefern. Als Erzeugniß der nordischen Sagaliteratur angesehen, neigt sie mehr zur Fridhthjófssaga als zur Gunnlaugssaga: ihre Sprache ist oft breit, der Verfasser, der die Charaktere nimmt, wie er sie in seinen Quellen findet, ist nicht immer zuverlässig, und ist überhaupt mehr Schreiber als Dichter. Gleichwol wird die Völsungasaga jederzeit für uns Werth behalten und sie verdient es in der That, in möglichst weiten Kreisen bekannt zu werden.

Diese drei Sagas liegen nun in einem Bändchen vereint in neuer Uebersetzung vor, die beiden ersten einem lieben Freunde, die letzte den theuren Aeltern des Uebersetzers gewidmet. Ich wollte, ich könnte schon darob von den Uebersetzungen recht viel Gutes und Schönes sagen, ganz abgesehen davon, daß der Uebersetzer, dessen Fleiß und Eifer volle Anerkennung verdient, ein Landsmann ist, an dessen Geschick ich den regsten persönlichen Antheil nehme. Aber gerade deshalb möchte ich ihm den treugemeinten Rath geben, sich zunächst an deutsche Sprache, deutsche Gründlichkeit, deutsche Wissenschaft zu gewöhnen, ehe er uns mit der Uebersetzung einer weitern Saga, die er in Aussicht stellt, beglückt. Und ich zweifle nicht, wenn er dies thut, dann wird er einen großen Antheil mit daran haben, die trefflichen Erzeugnisse des nordischen Geistes bei uns bekannt zu machen.

Es ist nicht so leicht, eine altnordische Saga ins Deutsche gut zu übersetzen, da man nicht nur ordentlich deutsch und altisländisch, sondern auch die ganze Atmosphäre kennen muß, in der die Saga aufgesprossen ist. Mit dieser will der Uebersetzer den Leser durch Anmerkungen am Schlusse

*) Hätte Küchler nur die einzige schöne Abhandlung über die Fridhthjofssaga von H. Falk gelesen, so würde er nicht „von gewaltiger und kerniger und urwüchsiger Dichtung, von trefflicher Charakteristik, wirkungsvoller Zusammenstellung und markiger Sprache" geschwärmt haben.

jeder Saga bekannt machen. Niemand wird es natürlich einfallen, in diesen Anmerkungen selbständige wissenschaftliche Untersuchungen zu fordern, aber wenn man sieht, wie eine nach der andern Wort für Wort schon gedruckt vorliegt, so kommt einem doch unwillkürlich die Frage nach dem geistigen Eigenthumsrecht, selbst wenn unter der vorausgeschickten Literaturübersicht die Quelle mit angeführt ist. So sind von den sechsundachtzig Anmerkungen zur Gunnlaugssaga dreiundsechzig wörtlich Poestion, eine Simrock entnommen, die andern aber bieten inhaltlich so gut wie nichts. Und dabei wird der geistige Vater des Gedankens in der Regel ins Meer der Vergessenheit gesenkt. So vergleiche man z. B. die Bemerkungen über den isländischen Ringkampf (S. 73), die eine reichliche halbe Seite füllen. Ich greife nur den ersten Satz heraus; er heißt bei Küchler:

Der „Ringkampf" (altnordisch und isländisch glíma) hat sich bis heute noch auf Island in einer eigenthümlichen Form erhalten, die, wie es scheint, schon in der alten Zeit genau so üblich war.

Am Schlusse dieser durchaus treffenden Bemerkungen steht dann noch: „Siehe hierzu «Piltur og stúlka, Novelle von J. Th. Thóroddsen (Reykjavik 1867)»." Mir steht der Originaltext dieser Novelle nicht zur Verfügung, aber das ist gewiß, daß die Anmerkung nicht aus dem isländischen Texte, sondern aus Poestion's Uebersetzung genommen ist, obgleich die letztere nicht erwähnt wird. Hier heißt es in den Anmerkungen (S. 144):

Der Ringkampf (isländisch glíma) hat sich auf Island in einer eigenthümlichen Form erhalten, die, wie es scheint, schon in der alten Zeit genau so üblich war.

Und wie dieser Satz, so deckt sich die ganze Anmerkung Wort für Wort, Satzzeichen für Satzzeichen mit der Poestion's. Nur das Wort „altnordisch" ist bei Küchler noch hinzugefügt und dies ist gerade falsch, da man im Altdänischen, Altschwedischen, ja nicht einmal im Altnorwegischen die glíma kannte. Aber Poestion nennt noch den geistigen Urheber der Anmerkung — es ist Kaalund —; wer ist es bei Küchler? Und wie die Anmerkungen zur Gunnlaugssaga, so sind auch die einleitenden Worte, die einen Ueberblick über die altisländische Saga geben sollen, allerdings mit Angabe der Quelle, aber doch Wort für Wort anderswoher genommen. Aber selbst darüber würde man ein Auge zudrücken können, wenn der Uebersetzer mit seinen Quellen nur immer genügend und gut berathen wäre. Leider ist auch das nicht der Fall. Nicht einmal die beste Ausgabe der Fridhthjófssaga, die Lüning's, hat er gekannt. Die einzig gute deutsche Uebersetzung der Völsungasaga, die Edzardi's, hat er ebenfalls nicht benutzt, während er doch aus dieser hätte recht viel lernen können. Und das hätte Küchler durchaus nichts geschadet, da die Uebersetzung hinreichend Zeugniß davon gibt, daß er die einfachsten Ausdrücke des altisländischen Textes nicht verstanden hat *). Aber auch Küchler's Deutsch ist zuweilen gar nicht zu verstehen. Gerade bei Uebersetzungen muß man sich doch einer möglichst reinen und verständlichen Sprache bedienen, denn nur durch eine wirklich lesbare Uebersetzung kann man auch dem Originale Freunde erwerben. Und die classischen altnordischen Sagas eignen sich doch trefflich für eine fließende Wiedergabe.

Mag der Uebersetzer weiter arbeiten, mag er Altisländisch lernen und sich in der deutschen Sprache üben, dann zweifeln wir nicht, daß er einst selbst diese seine Jugendarbeit verurtheilen wird, und er wird uns Dank wissen, daß wir ihm reinen Wein eingeschenkt haben.

Eugen Mogk.

*) Der Herr Referent hatte im Manuscript seine Behauptung mit einer großen Zahl Belege begründet. Wir haben diese jedoch mit der Bewilligung des Herrn Referenten unterdrückt, da sie nur für die Fachgenossen von Werth sein konnten. D. Red.

Neue Romane.

1. Juvalta. Socialer Roman aus der Gegenwart von Hans Blum. Zwei Bände. Berlin, Gebr. Paetel. 1892. 8. 12 M.

Es ruht ein heller, freundlicher Ton über diesem Werke. Aber trotz des complicirten Uhrwerks, dessen gekünstelte Federn den äußern Gang der Begebenheiten bewegen, die sich aus dem engen Rahmen einer bizarren Familiengeschichte behend genug auf die Höhen des Staatslebens emporwinden, fehlt dem Roman das eigentlich spannende Element, da die Hauptverwickelung, die sich aus der Adoption zweier verloren gemeinter Kinder ergibt, alsbald durchschaut wird. Hier könnte Hans Blum unendlich viel von Spielhagen lernen, wenn Derartiges sich erlernen ließe. Nur um des geachteten Namens des Verfassers willen, in dem wir einen der besten Kenner der Zeit verehren, folgt man den Spirallinien der trotz aller Buntscheckigkeit der Scenerie dünnen Handlung, ermuntert durch diese und jene unerwartet aufflammenden Schlaglichter eines anmuthenden, aber alltäglichen socialpolitischen Idealismus, ohne aus verlorener Sehnsucht auf ausgedehntere poetisch fesselnde Oasen erlöst zu werden. Die Kunst der Schilderung ist zu flach. Es gebricht an Mitteln der Abtönung, an Farbenreiz und Wechsel des Darstellungsvermögens. Der Ringkampf der die Gegenwart beherrschenden Ideen und ihrer Ziele vollzieht sich in poetisch unzureichenden Köpfen auf illusorischem Boden. Dieser Föhrenbach ist ein durchaus normaler Geist, ganz ohne Frage, aber er ist kein dichterischer Charakter. Ein solcher wird der Mensch auch dann nicht, wenn ihm mehr als eine Frau mit noch mehr als zwei Kindern durchgehen. Und so steht es mit all diesen Figuren. Ich gebe die Wahrscheinlichkeit bedingt zu, aber ich lehne ihre dichterische Daseinsberechtigung ab. Der Verfasser hält

die streng durchdachte Anlage seines Buchs in der tiefern, oder wenn man will, in ihrer höhern Ausführung unterbunden. Ihre Schicksale gewinnen die Theilnahme, die der Reporter für seine Tagesbeute zu wecken weiß, aber sie rufen kein künstlerisches Interesse wach. Es ist bedauerlich, denn im einzelnen begegnet man verheißungsvollen Anläufen, die Schranke, die Kunst und Leben scheidet, zu übersteigen. Der „sociale Roman", weil zu streng an die Unmittelbarkeit gebunden, läßt diesen Niedersatz meist. Er redet im Durchschnitt ganz naturgemäß viel zu viel und zu laut pro domo und überschreit den Gegner. Der bleibt meist rein fictiv. Das ist sehr menschlich, aber unkünstlerisch. Die Kunst soll über das Leben, der Künstler über seine Geschöpfe nicht das Scepter verlieren. So bleiben Hans Blum's Ideale reine Buchidole, ohne in Gestalten von hinreißender Kraft Fleisch und Blut zu gewinnen. Ein paar wohlfeile, schimmernde Philosopheme genügen nicht, um aus ihrer Phraseologie dichterische Gestalten zu formen. Hier fordern wir fest verankerte, feinsinnig entwickelte Individualität; die beste Detailarbeit ist hier für den Roman gerade gut genug; die Novelle mag sich beschränken. Anekdotenhaftes, Episodisches muß harmonisch aufgehen im Ganzen. So bleibt hier Einzelnes, wie der Betrug der Bank, unorganisch außerhalb der Gesammtheit. So vollzieht sich der Wandel Hanni's zu äußerlich. Von innen heraus muß die Erkenntniß tagen. So bleibt die Hauptfigur, Juvalta, zu arm an individuell erhöhtem Leben und findet geringe Gelegenheit, ihren so pompösen wie tiefsinnigen Namen an und durch sich selbst zu erläutern und seine schöne Symbolik („Gehe freudig auf im Ideal!") erhebend zu entfalten und zu bethätigen. Auch der Humor, der je zuweilen angestrengt wird, ist secundär, nicht spontan; gemacht, nicht natürlich.

Man vermißt immer wieder die bewältigende dichterische Schöpferkraft und ein siegreiches Führertalent, das unsere Theilnahme erobert, trotz aller herzlichen Gemüthsergüsse und zum Spott der verwendeten Thränen. Das Werk gewinnt nicht unsere poetische Theilnahme und versöhnt nicht unsere künstlerischen Ansprüche. Denn trotz ihrer Gedankenfrische und gediegenen Lebenskenntniß weiß sich die Erzählung auf ihrem zweibändigen Wege nicht auch nur der Peripherie eines Dichtwerks von Geltung zu nähern. Des Verfassers literarisches Können ruht ersichtlich mehr auf dem Gebiete der Publicistik als dem der Poesie. Es gebricht ihm nicht die Fähigkeit, seinen Meinungen und Ueberzeugungen in lebenden Gestalten Form zu geben; aber diese selbst zu höherem künstlerischen Leben zu beseelen, daß sie in unserm Gedanken- und Vorstellungskreise dauernd in symbolischer Bedeutsamkeit verharren, vermag er nicht.

2. Aus anständiger Familie. Geschichte eines verlorenen Menschenlebens von E. Wichert. Zwei Bände. Zweite Auflage. Leipzig, C. Reißner. 1892. 8. 8 M.

Ernst Wichert erlebt an diesem Jugendwerke, seinem „ältesten Roman", wie er sagt, die schöne, wohlverdiente Freude einer zweiten Auflage. Da erscheint es nun als anziehende, ja gebotene Aufgabe, den zurückgelegten Entwickelungsweg seines Künstlerthums prüfend zu überschauen, um festzustellen, was es im Abrollen der Jahre gewonnen und was es verloren hat, um es etwa mit gleich- oder ungleichwerthigen Errungenschaften zu ersetzen. Da will mich denn bedünken, Ernst Wichert sei in den Haupt- und Grundzügen seiner Eigenart derselbe geblieben. Die vorzüglichsten Eigenschaften, die sein künstlerisches Wesen ausmachten, sind geblieben; was ihm die Muse versagt hatte von Anbeginn, hat er ihr durch Fleiß und Selbstkritik nicht abzuringen gewußt. Sein literarischer Pfad bezeichnet eine ebenmäßige Höhenlinie, die keine Wellen kennt. Ein klarer, maßvoller Realismus beherrscht seine Richtung, welche die Vielseitigkeit seiner Stoffe nirgends beeinflußt. Man verliert bei ihm niemals den Boden des Wirklichen, und jede Nummer seiner poetischen Flottille segelt unter dem Banner lebendiger Wahrheit, ohne sich je im Vagen zu verlieren oder im Sumpf des Naturalismus stecken zu bleiben oder an den Riffen unmöglicher Probleme zu zersplittern. Er ist ein Schiffer, der niemals das Steuer verliert und im Wirbelsturm der wogenden Gesichte ein fester Meister der Phantasie bleibt. Wichert verliert bei seinen poetischen Fahrten nie das Land des Realen aus Sicht: deshalb aber naht er sich mit seinen Fahrtgesellen auch nie der Wunderinsel, wo die „blaue Blume" blüht: er scheut den weiten Ocean, der Poesie und Leben trennt. Hier fehlt ihm der Kompaß; wo er den Horizont des realen Seins aus dem Auge verliert, da verläßt ihn seine Steuerkunst, während das Spielhagen'sche Talent erst dann gerade die vollen sturmfrohen Segel entfaltet und sich traumsicher auf den hohen Wogen wiegt und uns von Feenland zu Feenland führt. Die Kunst des Tieck'schen Feenmärchens, die sich seither keinem andern gleich Spielhagen erschlossen hat, ist Wichert fremd; jener wunderbare, überirdische, das soll an dieser Stelle heißen: reinpoetische Farbenzauber, wie er einige der Spielhagen'schen Mädchengestalten aus der Wirklichkeit loslöst, ruht nicht in seiner Macht; aber diese selbst vor uns aufzurollen, mehr mit ihren Schrecken, als in ihrer Versöhnlichkeit vor uns hinzustellen, das ist die gewaltige Art seiner zielsichern Erzählungskunst, deren herbe Folgestrenge gerade in vorliegendem Buche einen grausamen Sieg feiert. Den Vorwurf bildet der rapide Niedergang eines frühgescheiterten Offiziers, der als Bedienter eines ostpreußischen Gutsbesitzers ein grenliches Ende nimmt. Ob sich der Lebenswahre hier doch nicht selbst untreu wird? Ist dieser „Held" nach der Wirklichkeit gezeichnet? Ich sage: nein und nimmer! Ohne Papiere engagirt kein Mensch Bediente. Hier ist die Kluft, in der das Ganze verkommt. Denn kein preußischer Edelmann würde einen gewesenen preußischen Offizier als Jäger dingen; meinetwegen dürfte es in Batavia zur Noth geschehen, falls man die Spuren des Ehemals verwischte. Aber innerhalb derselben Provinz halte ich derartige Vorkommnisse

für völlig undenkbar. R. von Gottschall hatte kürzlich mit einem im Grunde ähnlichen Sujet gleiches Misgeschick. Da blieb der Boden, auf dem sich ein ähnlicher Niedergang vollzieht, verhängnißvoll ebenso eng umschlossen. Der Fehler war völlig der gleiche; nur wirkt er bei Wichert crasser, bei Gottschall andererseits lähmender, martervoller. Dort nämlich büßt die Schuld, hier foltert der Dichter die Unschuld. So grausam ist das Leben nicht. Sudermann arbeitet auf gleichem Felde in seiner „Ehre" mit viel schönerem Rechte. Der Vorwurf ist einer der inhaltvollsten des modernen Seins. Große Garnisonen, vor allem Berlin, Hannover u. s. w. werden das Grab so vieler Epauletten. Aber viele der Gescheiterten erreichen doch das Land, ja, ein Neuland. Diese Auferstehungen zu feiern, scheint mir verheißungsreicher für Poesie und Leben; volle, mitleidlose Schilderung des Unterganges, erhebende Darstellung des neuen Aufstiegs. Der Volksmund weiß ja zu erzählen, was „aus dem preußischen Offizier noch alles werden kann".

Adalbert Schroeter.

Feuilleton.

In Heft 152 der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" behandelt J. Buchheister „Die Berechtigung und gesundheitliche Bedeutung des Bergsteigens". Nachdem sich der Verfasser über die von Jahr zu Jahr sich mehrenden Unfälle in den Alpen, ihre Ursachen und ihre Ausbeutung in der Tagespresse zu allerlei Angriffen gegen den Bergsport ausgesprochen und dabei in warmer Begeisterung den eigenthümlichen Reiz und Zauber anstrengender Hochtouren geschildert hat, weist er in klarer, auch dem Laien verständlicher Darstellung auf den Untersuchungen des Professors Oertel fußend nach, von welch hoher Bedeutung das Bergsteigen für die Gesundheit ist. Jeder echte, begeisterte Bergsteiger wird dem Aufsatz von Herzen beistimmen.

— „Die Revolution in der Literatur durch Heinrich Sudermann" (Dresden, Ulrich, 1892) betitelt sich eine Flugschrift, in der Knrt Selten „der blöden Menge endlich — endlich die Augen öffnen will". Aber mit heiliger Begeisterung für das Ideale und ehrlicher Entrüstung über den „Cynismus des heutigen Realismus" ist's nicht gethan. K. Selten nimmt zwar den Mund ziemlich voll: „In den folgenden Zeilen glaube ich die Krebsschäden der heutigen Literatur kurz, aber drastisch zu offenbaren. Es würde mich freuen, wenn mir mein vorgestecktes Ziel zu erreichen ganz und voll (!) gelänge." Aber was K. Selten auf den 7 Seiten vorbringt, ist nicht neu und sehr oberflächlich. Wenn er sich darauf beschränkt, „den Inhalt der Sudermann'schen Schöpfungen mit wenigen Worten zu skizziren", so ist damit ein Mann wie Sudermann denn doch nicht abgethan. Obendrein beschränkt sich Selten darauf, den Inhalt des Romans „Der Katzensteg" und das Drama „Die Ehre" kurz anzugeben und „Sodoms Ende" zu nennen. Das Schlimmste aber ist, daß der Verfasser selbst in der Form der Darstellung gegen die einfachsten Regeln sündigt. Wendungen wie: „jeder Deutscher", „zu unserer Schimpf und Schande", „zertrümmern" in intransitiver Bedeutung, „schamhafter Erfolg" statt schamloser Erfolg, sind ebenso unerträglich, als der folgende Satz gedankenlos: „In dieser Weise hetzt Sudermann (im «Katzensteg») die Figur ohne Rast und Ruh durch das Buch und bringt es schließlich fertig, einen keuschen Jüngling, den Sohn des Herrn, bei welchem dieses Weib in Diensten stand, zu umstricken, um sich allmählich in Liebeshändel mit der Dirne des eigenen Vaters einzulassen." Unglaublich!

— Das neue Werk von Wilhelm Roscher: „Politik. Geschichtliche Naturlehre der Monarchie, Aristokratie und Demokratie" (Stuttgart, Cotta Nachfolger) ist noch vor Erscheinen vergriffen. Die zweite Auflage soll Ende November erscheinen.

— Von Theodor Storm's Novellensammlung: „Vor Zeiten", ist soeben die zweite, von Ossip Schubin's Novellen: „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht", die dritte Auflage (beide im Verlage von Gebrüder Paetel in Berlin) erschienen.

— Von der trefflichen Uebersetzung der sämmtlichen Werke von Charles Dickens im Verlage von C. Zieger in Berlin, die wir schon früher angezeigt haben, ist ein neuer Band erschienen, der den ersten Theil des Romans „David Copperfield" enthält.

Bibliographie.

Brahm, O., Karl Stauffer-Bern. Sein Leben. Seine Briefe. Seine Gedichte. Mit einem Selbstporträt des Künstlers und einem Brief von G. Freytag. Stuttgart, G. J. Göschen. 8. 4 M. 50 Pf.

Elcho, R., Linda. Roman. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 3 M.

Elementarbücher, naturwissenschaftliche. Nr. 1 und 9. Straßburg i. E., K. J. Trübner. 12. à 80 Pf.

Freidank, K., Vom Glauben zum Wissen. Ein lehrreicher Entwicklungsgang, getreu nach dem Leben geschildert. Bamberg, Handels-Druckerei. Gr. 8. 1 M.

Garborg, A., Müde Seelen. Roman. Deutsch von Marie Herzfeld. Einzig berechtigte Uebersetzung. Berlin, S. Fischer. 8. 3 M. 50 Pf.

Gottschall, R. v., Studien zur neuen deutschen Litteratur. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur. Gr. 8. 6 M.

Halbe, M., Eisgang. Modernes Schauspiel. Berlin, S. Fischer. 8. 1 M. 50 Pf.

Hauptmann, G., College Crampton. Komödie. Berlin, S. Fischer. 8. 2 M.

Jack, T. G., Die Handschrift an der Wand. Eine Bekehrungsgeschichte aus der Gegenwart. Frei aus dem Englischen von C. Wagner. Darmstadt, J. Waitz. 8. 1 M. 80 Pf.

Kunde, die alte, alte. I. Sehnsucht nach der Kunde. II. Erzählung der Kunde. Mit (9) Umrissen von H. J. A. Miles. Frei nach dem Englischen: „The old, old story" von Caroline Heinzerling. Darmstadt, J. Waitz. 16. 20 Pf.

Lessing's, G. E., Ausgewählte Werke in 6 Bdn. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. 12. 3 M.

Maisch, G., Religiös-sociale Bilder aus der Geschichte des deutschen Bürgertums. 1. Lfg. Leipzig, R. Werther. Gr. 8. 1 M.

Matthes, P., Im großen Hauptquartier 1870/1871. Feldbriefe in die Heimat. Mit Bildern von H. Albrecht. München, C. H. Beck. 8. 2 M. 50 Pf.

Meurad, J., Hohenstaufe und Wittelsbach. Historisches Charakterbild. München, A. Buchholz. 8. 1 M.

Meyer, F., Der Berliner Tiergarten von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart. Berlin, Buchhandlung der Deutschen Lehrer-Zeitung. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Mohr, Marie F. L., Die Commandantentochter von Mannheim. Historisches Trauerspiel. Dresden, O. Damm. 8. 1 M. 60 Pf.

Müller, H., Der Klassenkampf in der deutschen Sozialdemokratie. Mit einem polemischen Nachwort: K. Kautsky's Abenteuer in Zürich. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Polykarp, der heilige. Dramatisches Spiel von einem katholischen Priester. Ohne Frauenrollen. Düren, W. Solinus. 8. 50 Pf.

Redlich, O. R., Die Anwesenheit Napoleons I. in Düsseldorf im Jahre 1811. Herausgegeben vom Düsseldorfer Geschichts-Verein. Düsseldorf, E. Lintz. Gr. 8. 2 M.

Reich, E., Die bürgerliche Kunst und die besitzlosen Volksklassen. (Panem et Circenses!) Leipzig, W. Friedrich. Gr. 8. 2 M.

Sass, J., Deutsches Leben zur Zeit der sächsischen Kaiser. Ein Beitrag zu den deutschen Privataltertümern. Berlin, J. Springer. Gr. 8. 2 M.

Sima, J., Im Billichgrazer Gebirge. Berg- und Thalwanderungen. Laibach, I. v. Kleinmayr u. F. Bamberg. 12. 1 M. 20 Pf.

Stern, B., Vom Kaukasus zum Hindukusch. Reisemomente. Mit 12 Vollbildern und 33 Textillustrationen, nebst einem Anhang: Kaukasische Marschrouten. Berlin, S. Cronbach. 8. 6 M.

Wie stelle ich mich zur socialen Frage? Gedanken und Vorschläge eines Schweizers. Bern, Schmid, Francke u. Comp. Gr. 8. 2 M.

Windeck, H. v., Im Spiegel der Zeit. Ein heimatlicher Liederstrauß. Stuttgart, A. Bonz u. Comp. 8. 2 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Pesch, Tilmann, S. J., **Die grosen Welträthsel. Philosophie der Natur. Allen denkenden Naturfreunden dargeboten.** *Zweite, verbesserte Auflage.* 2 Bde. Gr. 8°.

Erster Band: **Philosophische Naturerklärung.** (XXVIII u. 800 S.)
Zweiter Band: **Naturphilosophische Weltauffassung.** (XII u. 616 S.)
Beide Bände zusammen M. 18; geb. in Halbfranz M. 22.

Verlag von
Hermann Costenoble in Jena.

Comödie!

Neuester Roman
von
Nataly von Eschstruth.

2 Bände. 8. Geheftet 8 Mk., eleg. geb. 10 Mk.

Das Werk ist dazu angethan, gleich wie alle seine Vorgänger, das Publikum in hohem Grade zu interessiren! Wahre Begebenheiten aus Hof- und hohen Finanzkreisen erhalten den Leser in dauernder Spannung und werden dafür Sorge tragen, daß auch dieses elegant und geistvoll geschriebene Werk die allgemeine Anerkennung findet, welche es verdient.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Sinne und das geistige Leben der Thiere
insbesondere der Insekten.

Von
Sir **John Lubbock**, Bart.

Uebersetzt von
William Marshall,
Professor an der Universität zu Leipzig.

Autorisirte Ausgabe. Mit 118 Abbildungen in Holzschnitt.
8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 67. Band.)

Der bekannte englische Naturforscher und Staatsmann veröffentlicht hier seine auf umfassenden eigenen Studien beruhenden Beobachtungen über das geistige Leben der Thiere. Die zugleich unter Berücksichtigung der neuesten Fachliteratur gewonnenen Einblicke in die Sinnesthätigkeit namentlich innerhalb der kleinsten Thierwelt fesseln das Interesse der Gelehrten wie aller Gebildeten.

Im Verlage von **Albin Schirmer, Naumburg a/S.**, ist soeben erschienen:

Goethe's Faust als Erzählung zur Einführung in das Verständnis des Originals von **Julius Kupffer.** Preis 4 M. 50 Pf.

Unzählige Verehrer Goethe's, welchen die gelehrten Kommentare zu seiner vielgedeuteten und in einzelnen Punkten oft mißdeuteten Dichtung nicht gefallen können, finden hier ein mit Verstand ausgeführtes und mit feinem künstlerischem Empfinden gesättigtes, jedem Gebildeten willkommenes Buch über Goethe's Faust. Die schwierige Materie ist in ansprechendster Form behandelt, der Verfasser hält sich nicht bei jedem Kleinkram auf; er unterläßt es, jedes Wort der Dichtung breitzutreten, er sucht vielmehr seine Aufgabe wesentlich darin, den Gang des großen Dramas vor dem Leser zu entfalten und ihm so das Verständniß des Ganzen zu vermitteln.

Das Buch des Herrn Kupffer wird sich viele Freunde erwerben.

Baseler Nachrichten, 1892, Nr. 288.

Siehe auch „Blätter für literarische Unterhaltung", 1892, Nr. 30.

Gegr. 1877.

Marius Kayser
Hamburg.
Bordeaux-, Südweine- und Spirituosen-Versand.

20—50% Ersparniß

beim Einkauf von Musik-Instrumenten aller Art ꝛc. durch directen Bezug von:

Ludwig Glaesel jr.
Markneukirchen W. L.

Feinste Ausführung. Reparat. sorgfältigst. Illustr. Preislisten gratis u. franco.
A. über Orchesterinstrumente u. Zithern ꝛc.
D. über Harmonikas, Musikwerke u. Luxusartikel ꝛc.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gerstäcker. Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer.
Neunte Auflage. Mit Illustrationen.
8. Geh. 1 M. Cart. 1 M. 20 Pf.

(Mit einer Beilage von **Artur Seemann, Leipzig.**)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 49. — 8. December 1892.

Inhalt: Gottschall's „Deutsche Nationalliteratur". Von Adolf Stern. — Aus der Alterthumskunde. Von Richard Opitz. — Neuere Arbeiten zur Zeitgeschichte. Von Georg Winter. — Novellen und Romane. Von Ernst Roeder. — Launige Geschichten. Von Richard Weitbrecht. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Gottschall's „Deutsche Nationalliteratur".

Wenn ein vor länger als dreißig Jahren zuerst veröffentlichtes Werk in diesem Zeitraum in sechs Auflagen erschienen, weit verbreitet und demnach auch weit wirksam geworden ist, wenn der Verfasser am Abend seiner Tage, mit fast jugendlicher Rüstigkeit und einer dem Alter sonst nicht eigenen Empfänglichkeit für alles Neue, dies Werk abermals für die Bedürfnisse des Tags und fast möchte man sagen auch für die Bedürfnisse des Augenblicks vervollständigt und umgearbeitet hat, wenn der lebendige Trieb nach Gerechtigkeit für alle, die sich in der Literatur hervorgethan oder doch den Anspruch auf literarische Geltung erhoben haben, der „Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts" von Rudolf von Gottschall *) von ihrer ersten Ausgabe an ausgezeichnet hat, die immer weitere Ausdehnung des zusammenfassenden Werks veranlaßte, so hat die Kritik alle Ursache, auch ihrerseits rüstige Empfänglichkeit, entgegenkommende Gerechtigkeit zu bewähren. Der journalistische Ursprung des Buchs, obschon er sich auch in der neuesten Auflage nicht ganz verleugnet, ist im Verlauf der Jahrzehnte mehr und mehr überwunden worden, eine objectivere, zu größerer Ruhe und schärferer Umsicht abgeklärte Darstellungsweise zeichnet die spätern Auflagen aus und der Verfasser hätte sich kaum am Schlusse seiner jüngsten Vorrede mit so großer Energie gegen ungerechte Anmuthungen zu verwahren brauchen. „Die Tendenzen meines Werks, soweit ich sie in den frühern Vorreden hervorgehoben, hatte ich keinen Anlaß aufzugeben, ebenso wenig den großen Plan desselben umzustoßen, obschon sich eine gelehrte Kritik wegwerfend über meine Art der Literaturgeschichtschreibung ausgesprochen; ich weise auf die frühern Vorreden zurück, in denen ich dieselbe zu rechtfertigen suche, besonders soweit es eine naheliegende Zeit betrifft. Hier tritt das zusammenhängende Charakterbild, die Porträtstudie in den Vordergrund. Den Zusammenhang der Dichtwerke mit den Zeitereignissen habe ich nirgends übersehen, auch die geistigen Richtungen und Strömungen stets scharf hervorgehoben und in das Netz dieser vorausgehenden, allgemeinen, culturgeschichtlichen Darstellungen später die Bilder der einzelnen Dichter selbst eingezeichnet." Gewiß kann die Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts, die zu einem Theile nur zeitgenössische Literaturkritik ist, ja nach der Anlage von Gottschall's Werk, seiner Berücksichtigung aller, auch der zufälligsten und vielleicht schon vom nächsten Lustrum wieder vergessenen Berühmtheiten, ein gut Theil mehr zeitgenössische Kritik ist, als streng nothwendig wäre, nicht in den Rahmen einer methodisch-synchronistischen Darstellung hineingezwungen werden, und weit eher ließe sich mit Gottschall darum rechten, daß er die lebendigen und innerlich zusammengehörigen Schöpfungen vieler Dichter nach Maßgabe ihrer Zugehörigkeit zur lyrischen, epischen oder dramatischen Poesie, zur Romandichtung oder Novellistik dennoch getrennt hat.

Da aber dergleichen Ausstellungen zumeist den Kern der Sache nicht treffen, so gilt es vor allem der längst anerkannten Verdienste des Gottschall'schen Werks zu gedenken, die durch die Unermüdlichkeit, mit der der Verfasser auch die jüngsten Bestrebungen in den Kreis seiner Darstellung hereingezogen und das biographische und bibliographische Material vervollständigt hat, wesentlich gemehrt worden sind. An ein Verdienst historischer Natur, das durch die neueste Entwickelung in Gefahr steht vergessen zu werden, muß wenigstens erinnert werden. Als Mitte der fünfziger und Anfang der sechziger Jahre die beiden ersten Auflagen der „Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts" erschienen, wurde die Periode, die der Romantik und dem Tode Goethe's gefolgt war, in der Literaturgeschichtschreibung entweder völlig mit Stillschweigen übergangen oder äußerst geringschätzig abgefertigt. Von Ger-

*) Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts. Literarhistorisch und kritisch dargestellt von Rudolf von Gottschall. Sechste vermehrte und verbesserte Auflage. Vier Bände. Breslau, Trewendt. 1891—92. Gr. 8. 20 M.

vinus bis zu Vilmar galt die Losung, daß die spärliche Nachblüte unserer classischen Dichtung keiner ernsten Beachtung und Würdigung werth sei, und was man an Ausnahmen gelten ließ, gehörte meist der eigentlichen Entwickelung der Literatur nicht an, selbst ein Dichter wie Franz Grillparzer konnte nicht zu seinem guten Recht kommen. Es mußte schon als ein Fortschritt und Gewinn gelten, daß Julian Schmidt, der Gottschall voraufging, wenn er auch der Mehrzahl der deutschen Schriftsteller seit 1830 verneinend gegenüberstand, wenigstens die Richtungen und die Ziele der Einzelnen scharf unterschied, daß er für eine bestimmte Richtung eintrat und durch die eingehende Kritik auch dem, was er befehdete, eine gewisse Bedeutung zugestand. Gottschall's Werk hat in die Mauer jenes Vorurtheils oder dieser einsichtslosen Ueberlieferung die erste Bresche gelegt und seit dem Beginn der sechziger Jahre hat wenigstens ein Theil der Literarhistoriker begriffen, daß die unmittelbare Einsicht in das Leben und Wesen der Literatur nicht besser bewährt werden kann als den Productionen gegenüber, die die Zeit noch nicht geheiligt oder verdammt hat, daß das Ausklingen der Romantik nicht das Verklingen der deutschen Poesie bedeutete. Während zur Zeit des ersten Abschlusses seiner Arbeit Gottschall so ziemlich allein stand, hat er jetzt zahlreiche Nebenbuhler und Nachfolger erhalten.

Die Eintheilung der umfassenden Arbeit ist im wesentlichen die geblieben, die schon die vorhergehenden Auflagen zeigten. Der erste Band, der wiederum in zwei Theile „Die Classiker" und „Die Romantiker" zerfällt, ist eine umfassende Einleitung zum Ganzen und dient dem Verfasser zur Bereitung des Bodens, auf dem sich seine nachfolgende Darstellung erhebt. Die beachtenswerthesten, für das Verständniß dessen, was Gottschall meint und will, wichtigsten Kapitel sind im ersten Theil die „Auflösung des classischen Ideals" und im zweiten Theil „Auflösung der Romantik" überschriebenen. Denn im Beginn des dritten Theils, der „Die Modernen" betitelt wird und sich in sechs Hauptstücken und zahlreichen Abschnitten über den zweiten, dritten und vierten Band des Werks erstreckt, spricht der Verfasser seine Grundtendenz so klar, so deutlich und entschieden als nur immer möglich aus, wenn er sagt:

Niemand kann verkennen, daß die deutsche Literatur seit 1830 ein wesentlich neues Gepräge trägt, und wenn auch weder das classische noch das romantische Element in ihr erloschen ist, so steht doch die Mischung beider unter einem neuen Bindungsgesetze. Indem diese neueste Literatur zu ihrem materialen Princip das moderne Leben, seine Ideen und Interessen erhebt, hat sie gleichzeitig die antikisirende Richtung der Classiker, wie die mittelalterliche der Romantiker überwunden und das volksthümliche Streben der letztern erst zu wahrhaftiger Existenz gebracht. Natürlich waren die geistigen Lebenselemente der Neuzeit schon in unsern Classikern, in Goethe, Schiller und Jean Paul, ebenso wenn auch in trübster Gestalt in den Romantikern vorhanden; aber der geistige Entwickelungsproceß besteht eben darin, sie mehr und mehr aus fremdartiger Mischung zu befreien und in eigenster Gestalt aufzufangen und festzuhalten. Daß viele klare und trübe Strömungen aus dem Reiche der Classicität und Romantik noch selbständig und unvermischt im modernen Lebensstrom fortfluten, ist bei der Nähe der Zeit ebenso wenig zu verwundern, wie die Heilsamkeit der classischen Tradition und selbst der romantischen Emancipation der Phantasie zu verkennen; aber es würde von wenig Instinct und analytischer Schärfe zeugen, wenn man über dieser sich vordrängenden geistigen Verwandtschaft die scharfen Grenzscheiden übersehen wollte, welche eine neue geistige Epoche von der vergangenen trennen. Diese neue Epoche hat erst begonnen und ist in einen Knäuel von Reactionen verstrickt, aber sie hat trotz dessen schon viel Erfreuliches und Bedeutendes hervorgebracht. . . .

Unsere classische Literatur hatte vorwiegend den Anstrich einer gelehrten Poesie und verdankte ihre Volksthümlichkeit nur der gewaltigen Macht der Genies, die sie schufen. Die Romantik suchte ihr gegenüber nach einem volksthümlichen Inhalte, doch griff sie fehl, indem sie denselben in den Schöpfungen mittelalterlicher Poesie, in Neudichtungen im mittelalterlichen Geiste zu finden glaubte, da diese Volksthümlichkeit selbst eine gelehrte war und der germanistische Charakter dieser Gelehrsamkeit dem Volksbewußtsein die wissenschaftlichen Vermittelungen keineswegs ersparen konnte. Wenn eine Volkspoesie, die instinctmäßig producirt, bei den gebildeten Nationen unseres Jahrhunderts nur einen untergeordneten Werth beanspruchen kann, indem bei ihnen selbst der Instinct von den Einwirkungen der allgemeinen geistigen Atmosphäre beherrscht wird und nur reproducirt, was ihm poetisch angeflogen ist, so kann die Bedeutung der modernen Volkspoesie nicht in dieser bewußtlosen Entstehungsweise, sondern nur in einem Inhalte liegen, der die Geister und Gemüther der Nation beschäftigt, und in einer Form, welche gefügig und geschmeidig ist, diesen Inhalt in sich anzunehmen und sich dem empfänglichen Sinn ohne alle Commentare einzuschmeicheln. Diese beiden Bedingungen hatten weder die romantische noch die classische Poesie vollkommen erfüllt. Darin lag der Ausgangspunkt für die Nothwendigkeit einer neuen literarischen Bewegung, welche zugleich alle geistigen Gestalten in sich aufnehmen mußte, die der rastlos fortarbeitende Weltgeist auf seiner Bahn als Merkzeichen der Entwickelung zurückgelassen. Das Moderne, das materiale Princip der neuen Poesie, erschöpfte daher die ganze geistige Lebensatmosphäre der Neuzeit und trat die Erbschaft alles dessen an, was die Wissenschaft, die Gesellschaft, der Staat und die Kirche in den gewaltigen Umwälzungen dieses Jahrhunderts erzeugt und hinterlassen, sagte sich von der kunstvollen classischen, von der träumerischen romantischen Mythe los, ohne weder das classische Ideal der Humanität, noch das romantische der phantasievollen Innerlichkeit zu verleugnen, sondern indem es jenes aus seiner olympischen Hoheit zur Wahrheit in allen Lebensverhältnissen, dieses aus seinen subjectiven Marotten zur Zucht und seelenvollen Unterordnung unter das höhere Allgemeine zu bestimmen suchte. . . . .

Wenn so das materiale Princip zweifellos dasteht: so muß das formale sich erst durch mancherlei Schwankungen und Gärungen durchkämpfen. Die romantische Willkür der Phantasie muß verworfen werden; denn sie kann es weder zu Kunstschöpfungen bringen, noch in ihren traumhaft zerfließenden Nebelbildungen, in dieser Dämmerung von Mythe, Märchen und Vision, den Menschen und die Welt in klarer Gestalt erfassen. Die moderne Poesie knüpft daher an die classische Tradition wieder an, welche von der Romantik unterbrochen worden. — Die moderne Poesie kehrt zur Autorität Lessing's zurück, welche eine scharfe Sonderung der Künste und der poetischen Gattungen verlangt. Die Literatur strebt im edelsten und verständigsten Sinne nach Volksthümlichkeit. Wir können daher von 1840 ab die einzelnen poetischen Gattungen in selbständiger Entwickelung verfolgen. Indessen hindern zahlreiche ungünstige Einflüsse noch die Sicherheit des Stils und die unbezweifelte Anerkennung der nationalen Bedeutung der neuesten

Literatur. Die alten Richtungen drängen sich noch in herber Einseitigkeit, bewundert von vielen, mitten durch das moderne Leben; sie rufen Nachdichtungen und Studien hervor, welche auf die ganze Zeit den Schein des Epigonenthums werfen; die Masse des zu Tage liegenden Stoffs verlockt den principlosen Dilettantismus, und die industrielle Ausbeutung der Literatur verengt den bedeutenden Talenten die Bahn; die Hast der Aneignung und der prickelnde Reiz momentaner Geltung kehrt das Tendenziöse hervor, der Mangel durchgreifender kritischer Autoritäten bewirkt eine Anarchie des Urtheils, welche durch die Einseitigkeit „lorbersflechtender" Parteien, durch scharfe, provinzielle Sonderungen, durch die schroffe Trennung von Nord und Süd noch erhöht wird, und so scheint sich die Literatur in Literaturen aufzulösen und in einem Wirbel von Talenten jedes Maß und jede Gattung verloren zu gehen.

Der Gesammtanschauung, die in diesen wenigen Sätzen concentrirt erscheint, und dem Programme, das sie enthalten, bleibt nun die Auffassung der Tausende von literarischen Einzelerscheinungen, die Kritik und die Panegyrik Gottschall's durch alle sechs Hauptstücke der drei letzten Bände vollkommen getreu. So sehr der Verfasser im allgemeinen geneigt ist, alle nur einigermaßen selbständigen Talente gelten zu lassen, die mannichfachsten subjectiven Neigungen und künstlerischen Besonderheiten mit günstigem Auge zu betrachten, so liebenswürdig er ganze Reihen von Lyrikern und Erzählern von ihrem blos localen Ruf zu erlösen und dem Heere moderner Berühmtheiten einzuverleiben weiß, so gerecht er überall zu sein sich bestrebt — so wird sein Ton unwillkürlich schärfer, abweisender, mismuthiger, wo er Schöpfungen gegenübertritt, von denen er annimmt, daß sie des modernen Instincts entbehren, ja dem modernen Geiste bewußt widerstreben. Wenn wir die Kapitel der drei letzten Bände von der stellenweis verwirrenden Stofffülle befreit denken und den Grundlinien nachgehen, die sich durch das ganze Buch ziehen, um sie mit den Hauptsätzen des Einleitungsbandes zu vergleichen, so haben wir den Eindruck, daß Gottschall sich sehr consequent zeigt und den Grundgedanken, daß das 19. Jahrhundert auf allen Gebieten der Kunst und des Wissens die Erbschaft des 18. angetreten, aber weit entfernt dieselbe zu verschleudern, Kapital und Zinsen verdoppelt habe, immer erneut, mit großer geistiger Gewandtheit und der umfassenden Kennerschaft eines Mannes der Literatur verficht, der selbst ein volles Halbjahrhundert an den literarischen Kämpfen und Entwickelungen theilgenommen hat. Gottschall's poetische Erstlinge, die „Lieder der Gegenwart", mit denen er sich dem Chorus der politischen Poeten anschloß, erschienen vor genau fünfzig Jahren, seine „Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts" darf sich also wol darauf berufen, daß sie zum größern Theile ein erlebtes Buch sei und in mehr als einem Hauptabschnitt fühlt man die lebendige Erinnerung der Zeitstimmungen hindurchzittern, das letzte Echo der leidenschaftlichen Erörterungen nachklingen, die vor Jahrzehnten über gewisse Bestrebungen und kühne Seitensprünge des Zeitgeistes gepflogen wurden. Unbeschadet der vom Verfasser mit allen Kräften erstrebten Unparteilichkeit, geht Gottschall immer das Herz auf, wenn er vergangener Tage voll energischer Anläufe und großer Verheißungen gedenkt, und eine wichtige Seite seiner Literaturgeschichte ist ganz offenbar die Bewahrung des Namens und der Wirksamkeit einer großen Anzahl von Schriftstellern, deren Werke in den Buchregistern leblose Titel sind, bei ihm aber wiederum ein Gesicht gewinnen und in Beziehung zu anerkannten und fortlebenden Literaturerscheinungen gesetzt sind.

Eine wirklich eingehende Besprechung dieser sechsten Auflage, die Abschnitt für Abschnitt und Seite für Seite den Gruppirungen und den Urtheilen Gottschall's folgen wollte, würde beinahe wieder ein Buch werden. Da es in der Eigenart des Verfassers liegt, knapp und kurz, in wenigen schlagenden Ausdrücken und meist ohne langathmige Motivirung sein Urtheil auszusprechen, so würde Beistimmung oder Widerspruch, würde vollends eine durchgeführte Hervorhebung der nach hunderten zählenden scharfen Charakteristiken, der feinen Beobachtungen und Wendungen, der glücklichen Streiflichter über verfehlte oder vergebliche Versuche des Dilettantismus, Kunst zu werden oder für Kunst zu gelten, sich bogenlang ausdehnen müssen. Nur in solchem Falle möchte es dann erlaubt sein, Namen zu nennen und auf Werke hinzuweisen, die trotz der Reichhaltigkeit und der Fortführung der Darstellung bis auf das „jüngste Deutschland" doch noch fehlen und gelegentlich von ernstern Literaturfreunden vermißt werden.

Die Bestrebungen dieses jüngsten Deutschland haben in Gottschall nicht nur einen sehr anerkennenden, sondern was mehr ist, einen hoffnungsreichen Beurtheiler gefunden. Zwar entzieht er sich der Einsicht nicht, daß diese mehr kraftheischende als kraftstrotzende Lyrik und Romandichtung ein abschließendes Urtheil über ihre einzelnen Träger noch nicht zulasse, daß „sich später manches in ihrer Rangordnung verschieben, manches Talent vielleicht spurlos erlöschen wird". Auch kann ihm nicht entgehen, wie sehr die Probleme, die sich die jüngste Schule setzt, an die Programmliteratur der dreißiger Jahre, an die Neigungen wie die Offenbarungen des jungen Deutschland von 1830 gemahnen. Da der Literaturhistoriker nun der letztern „Sturm- und Drangperiode" eine entschiedene Vorliebe bewahrt und ihre Gärung nicht sowol auf die künstlerischen Resultate, die sie hinterlassen hat, als auf die von ihr ausgegangene Erregung und Bewegung in gesellschaftlichen und literarischen Kreisen werthet; da er den verwandten Elementen in der neuesten Bewegung: der revolutionären Grundstimmung und dem revolutionären Pathos, der Hinneigung zur „Gedankendichtung", zur Keckheit der Erfindung, auch wo diese aus allen Grenzen des Lebens und der Wirklichkeit herausfällt und wüster Helltraum wird, mit vorentschiedener Sympathie gegenübersteht, so nimmt er mehr am schmuzigen Realismus und herausfordernden Cynismus als an der Unnatur und Naturverzerrung der genannten Autorengruppe (die übrigens noch gar nicht klar auszuscheiden ist) kritischen Anstoß. Faßte man einseitig gewisse Gedankengänge und wiederholte Darlegungen

des Verfassers ins Auge, so würde man folgern können, daß die ganze poetische Literatur, die zwischen dem jungen Deutschland von 1830 und dem jüngsten Deutschland von 1890 erstanden ist — Erscheinungen wie Friedrich Hebbel, Wilibald Alexis, Berthold Auerbach, Gustav Freytag, Eduard Mörike und Emanuel Geibel, Otto Ludwig, Gottfried Keller, Theodor Storm, Fritz Reuter und zahlreiche andere eingeschlossen — eine langjährige und hartnäckige „Reaction" bedeute. Das ist nicht Gottschall's Meinung, kann sie nicht sein und wir wissen sehr wohl, daß er einzelnen der obengenannten hervorragenden Dichter vollkommen gerecht geworden ist und sich überhaupt durch solche Meinung mit der Grundtendenz seines Buchs in Widerspruch setzen würde. Gleichwol begleitet uns eine dunkle Empfindung und ein leiser Zweifel durch das Buch, die sich schließlich zu einer bestimmten Erkenntniß verdichten. Gottschall's Anschauung treibt ihn, den revolutionären, den Momenten des Weltlebens, der Geschichte und Geistesbewegung, den fegenden Stürmen und Gewittern, den wechselvollen Frühlingswehen den Vorzug vor den Rosentagen und Erntetagen des historischen wie des Einzeldaseins zu geben. Er wird nicht in Abrede stellen, daß das „Gesetzliche und das Leidenschaftliche, das Vertragsmäßige und das ursprünglich Naturwüchsige, der Bestand und das Revolutionäre zusammen erst das Leben ausmachen und es vorwärts bringen", aber er fürchtet die herbstliche und winterliche Erstarrung ursprünglich keim- und triebkräftiger Perioden, Richtungen und Begabungen derart, daß sich der Freude an den prächtigen, voll erschlossenen Blüten, an den reifen Früchten immer schon die Besorgniß vor dem Welken, Runzeln und Wurmstichigwerden beigesellt. Jedem theilnehmenden und aufmerksamen Leser der Gottschall'schen „Nationalliteratur" muß es auffallen, wie oft der Verfasser völlig lebensvolle, aus dem Innersten des Gefühls und der schöpferischen Phantasie entstammende Schöpfungen als „akademische" ansieht und charakterisirt. Es ist unzweifelhaft, daß er die poetische Darstellung großer und bedeutender Gebiete des Menschenlebens, die Versenkung in den Kern echter Natur, den poetischen Ausdruck ganzer Empfindungsreihen, die hellste künstlerische Spiegelung unsterblicher, treibender und gewaltig wirksamer innerer Kräfte der Welt ebenso für akademisch erachtet wie leblose Nachahmungen und Wiederholungen, wie die Schrullen und Verskünsteleien philologischer Dichtung. Es würde sich leicht nachweisen lassen, daß dieser Irrthum, diese Einseitigkeit schon in der Einleitung, in der Charakteristik der Classiker und Romantiker ihre Wurzeln haben. Wenn Gottschall betont, daß die Poesie unserer Classiker vorwiegend den Anstrich einer gelehrten Poesie gehabt habe und die „antikisirende" Richtung Goethe's und Schiller's, die mittelalterliche der Romantik in den Vordergrund der Betrachtung schiebt, so liegt eben in dem einzigen Worte „vorwiegend", in seiner Unterschätzung des Ueberreichthums unmittelbarer schöpferischer Natur und Naturkraft, der Empfindungs- und Phantasiefülle, des unbewußten Empfindungs- und Leidenschaftsgehalts, des frischen Welt- und Wirklichkeitssinnes unserer großen Dichter, der Schlüssel zu allen spätern einseitigen Verkennungen schöpferischer Triebe und Leistungen. Der Literarhistoriker hat sicher ein Recht gegenüber der Geistesneigung und Bildung, die im Gewordenen das Lebensvolle und Unvergängliche empfindet, die Bedeutung des Werdenden, wäre das Werdende selbst vergänglich und nur ein Uebergang zu einer schöpferischen Periode, die noch nicht ist, zu vertreten. Wenn er dabei mit besonderer Schärfe die unechten, todten oder ungesunden Absenker großer Vergangenheit ausscheidet, wird auch nicht viel mehr zu erinnern sein, als daß er wol zusehe, nicht im kernhaftesten und freudigsten Wuchs stehende Schößlinge mit solchen todten Absenkern zu verwechseln. Es kann endlich nur von Vortheil sein, wenn ein Darsteller mit besonderm Antheil Talente und Bestrebungen literarischer Gärungs- und Umwälzungsperioden begleitet. Nur daß auch hier der Maßstab des Echten, der innern Wahrheit niemals beiseite gelegt, daß nirgends vergessen werde, daß es einen Schein, eine Maske, eine Fratze revolutionären Geistes, neubildender Kraft so gut gibt, wie einen Schein der innern Harmonie, der abgeklärten Ruhe und der poetischen Versöhnung!

Doch der Verfasser hat in der Vorrede zur vierten Auflage alle Beurtheiler seines Werks daran erinnert, daß er nach innerer Ueberzeugung „mitstrebend an der geistigen Arbeit der Nation und der Gegenwart sich zu betheiligen" für eine preiswürdige Aufgabe erachte. Und er hat vollkommen recht, wenn er meint, daß ein unmittelbares und frisches Eingreifen in die literarische Bewegung, der Versuch, ihr eine Richtung nach wünschenswerthen Zielen zu geben, eine erlaubte und keineswegs verwerfliche Tendenz sei. Auch wer andere Ziele für wünschenswerth hält, auch wer überzeugt ist, daß andere Wege als die vom Autor bevorzugten früher zum Ziele führen müssen, darf weder die Bedeutung noch das Verdienst eines Werks übersehen, das eine feste Ueberzeugung, die geistige Arbeit eines vielbewegten Schriftstellerlebens und die reichen Eindrücke der Kämpfe, der Bestrebungen und der Bildung eines halben Jahrhunderts in sich einschließt.

Adolf Stern.

Aus der Alterthumskunde.

1. Die Farbenbezeichnungen bei den römischen Dichtern von Hugo Blümner. (Berliner Studien für classische Philologie und Archäologie. 13. Band, 3. Heft.) Berlin, Calvary u. Comp. 1892. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

An den antiken Schöpfungen der bildenden Kunst sind die Farben meist verblaßt, aber auch in den Schriftwerken ist ihre Bezeichnung uns nicht immer mehr deutlich. Blümner's Buch, in das auch einige schon früher veröffentlichte Aufsätze verarbeitet worden sind, erweitert unsern Ueberblick. Solche Zusammenstellungen haben aber nur dann Werth, wenn sie auf möglichst sichern Texten beruhen. Blümner ist bemüht, diese Grundlage überall zu schaffen, und geht einer textkritischen Erörterung nicht aus dem Wege. Der Nichtfachmann wird sich dadurch nicht stören lassen. Natürlich ist das Buch mehr zum Nachschlagen, als zur zusammenhängenden Lektüre bestimmt. Dem Erklärer der Dichter wird es gute Dienste leisten, aber auch dem Culturhistoriker. Sehr oft handelt es sich ja darum, erst festzustellen, wie der oder jener Gegenstand, von dem die Alten reden, ausgesehen hat. Hier begegnen wir dem Verfasser in seiner Provincia. Bei der Besprechung der einzelnen Farben zählt er immer die Gegenstände auf, die mit ihnen bezeichnet werden. Da gilt es scharf zu unterscheiden. Viel Interessantes kommt dabei zur Sprache, z. B. warum die Esche „pechfarben", der Epheu „bleich", der Acanthus „röthlich" heißt, wie die Farben des Jaspis und des sogenannten Sapphirs variiren, daß die Farbe der römischen Brautschleier röthlichgelb oder orange und die Haare der Medea bei manchen Dichtern blond sind. Dann redet der Verfasser wieder von den blauen Augen und den röthlich-gelben Haaren der Germanen, oder von den blauen Haaren und den Augen der Meergötter. „Es ist wohl möglich", meint er, „daß diese Vorstellung noch in der ältern griechischen Kunst auch zu bildlichem Ausdruck gekommen ist. . . . Man darf hier daran erinnern, daß bei dem einen der auf der Akropolis gefundenen Porosköpfe, der für einen Triton gilt, neben dem indigoblauen Haupt- und Barthaar die Iris hellgrün, die Pupille schwarz gemalt ist." Bisweilen wirft er Fragen allgemeiner Natur auf: Warum haben sich die Römer den Neid unter dem Begriff der bläulichen, nicht der gelben Farbe vorgestellt wie wir? „Ihr livor ist eine häßliche, selbst Widerwillen erregende Farbe." Die Bezeichnung wäre also nicht naturalistisch, sondern symbolisch zu verstehen, wie wir die Hoffnung mit grün, die Treue mit blau bezeichnen.

Manche Aehnlichkeit mit dem antiken findet sich in unserm Sprachgebrauche. Mond und Quelle nennen schon alte Dichter „silbern", wie sie auch vom „Erbleichen" der Sterne reden. Ihre Schleuderbleie hätten auch die Alten „blaue Bohnen" nennen können. Schon im Alterthum grünen goldene Bäume. Gelegentlich beseitigt der Verfasser eine Schwierigkeit, indem er unmittelbare Nachahmung griechischer Dichter annimmt. „Wenn wir also den «purpurnen Tod» im Sinne des «dunkeln» fassen, so würden die purpurei orbes «die verdunkelten Augensterne» bedeuten." Moderne Dichter ahmen wieder die alten nach: „So ist auch die «purpurne Finsterniß» in Schiller's «Taucher» zweifellos nur classische Reminiscenz." „Von grauem Schnee oder Reif", bemerkt der Verfasser an anderer Stelle, „würden wir im Deutschen nicht zu sprechen wagen", fügt aber selbst hinzu: „Freilich sagt Goethe in dem Gedicht «Schweizeralpe»: «Silbergrau bezeichnet dir früh der Schnee nun die Gipfel.»" Vielleicht lassen sich auch zu andern noch zweifelhaften Stellen vollständige moderne Parallelen finden. Auffällig und noch nicht erklärt ist mancherlei; z. B. die „pechfarbenen" Boier. Einzelne Erklärungen Blümner's sind sehr unsicher. Ich zweifle z. B., daß die Stadt Thisbe „glänzend weiß" genannt worden sein könne wegen der Taubenzucht. Sehr dankenswerth sind die statistischen Erhebungen über das Vorkommen der verschiedenen Wortklassen bei Farbenbezeichnungen und der einzelnen Farbenbezeichnungen selbst. Manche Dichter haben ihre Lieblingswörter. So macht Ovid sehr umfassenden Gebrauch von canus, grau, Silius Italicus ist im Gebrauch von ater ungemein freigebig. Doch wird gegen Ende der heidnischen Zeit dieses Wort mehr und mehr von niger verdrängt.

2. Der Reim bei den Griechen und Römern. Ein Beitrag zur Geschichte des Reims von Otto Dingeldein. Leipzig, Teubner. 1892. 8. 2 M.

In einer Zeit, wo viele den Reim als leere Form, als lästige Fessel empfinden und verurtheilen, wird wieder einmal die Frage lebhaft erörtert, woher er denn eigentlich gekommen sei. Die Ansichten gehen besonders auch darüber noch weit auseinander, in welcher Ausdehnung die Griechen und Römer ihn angewendet, ja ob sie ihn überhaupt gekannt haben. Schon darüber herrscht Zweifel, was man als Reim bezeichnen soll. Dingeldein bekämpft unter andern Wölfflin, der Flexionsreime nicht gelten lassen will. Er selbst nimmt eine vermittelnde Stellung ein, sucht sie aber mit recht zweifelhaften Argumenten zu behaupten. Er folgert: „Wenn aber Otfried und andere mit ihm eine so weitgehende Licenz zu einer Zeit für sich in Anspruch nahmen, da die lateinischen Dichter den Reim bereits mit großer Kunst und Gewandtheit handhabten [aber nach welchem Vorbilde?], so müßte dieselbe den Griechen und Römern früherer Jahrhunderte mindestens in gleichem Maße zugestanden werden." Ebenso sehr verkennt er das Wesen der antiken Kunst in folgender Aeußerung: „Es ist doch auch nicht einzusehen, weshalb bei den ersten unbeholfenen Anfängen der Reimdichtung [wie weit sollen diese aber gerechnet werden?] eine Freiheit

nicht gestattet gewesen sein soll, die unsere größten Dichter jederzeit für sich in Anspruch genommen haben. Das gilt nicht nur für Vocale von verschiedener Quantität, sondern auch für den unreinen Reim. Goethe reimt (Heidenröslein) schön — sehn, Heiden — Freuden . . . bei einem Griechen aber einen Reim zwischen ε und η, οι und ευ, ι und υ anzunehmen, gilt für ungeheuerlich und vermessen." Nachträglich versteht er sich noch zu der Concession: „Wenn auch wol in den antiken Sprachen der Unterschied der Quantität eine größere Rolle spielte und stärker empfunden wurde als in den modernen." Auch hat er bei der Aufzählung den unvollkommenen Reim „nur vereinzelt in noch zu präcisirenden Fällen" berücksichtigt. Wir kommen auf diesen Punkt zurück.

Die Sammlung des Materials nun und dessen Anordnung zeugt von gewissenhafter Sorgfalt. Die Arbeit wird auch ihren Werth behalten, aber nur, um zu beweisen, daß des Verfassers Ansicht nicht richtig ist. Auch aus seiner Untersuchung ergibt sich wieder die Thatsache, daß ein durchweg gereimtes Gedicht aus dem classischen Alterthum nicht existirt. Nicht einmal ein Name für das, was wir Reim nennen, findet sich. Was wir an reimartigen Erscheinungen beobachten, ist nichts als das den Alten wohlbekannte Homoioteleuton, das ebenso gut in der Prosa wie der Poesie angewendet werden kann. Wo es mit Absicht angewendet ist, soll es eine bestimmte Wirkung üben, nie ist es bedeutungsloser Schmuck. Es findet sich in volksthümlichen Formeln und Sprüchen, z. B. in der alten Besprechungsformel: Terra pestem teneto, salus hic maneto. Der Gleichklang soll offenbar die inhaltliche Gleichheit der beiden Satzglieder markiren. An den Hokuspokus bekannter Zaubersprüche erinnert eine andere Formel: huat huat huat ista pista sista. Was in Dichtungen zur Anwendung dieses Gleichklanges veranlassen kann, das festzustellen wäre eine interessante und dankenswerthe Aufgabe gewesen. Der Verfasser hat nur einen Anfang dazu gemacht. Die Gewohnheit Shakespeare's und Schiller's, am Schlusse einzelner Abschnitte den Reim eintreten zu lassen, will er auch bei den griechischen Tragikern finden. Ich halte diese Annahme für einen Irrthum. Deutlicher läßt sich, wie Dingeldein glaubt, eine ratio in der Anwendung des „Reims" verfolgen in „Altercationen, wenn Rede und Gegenrede Vers auf Vers wechselt". Das ist richtig. Sagt doch auch Faust: „Die Wechselrede lockt es, ruft's hervor." Aber bei weitem nicht alle Beispiele, die Dingeldein anführt, gehören hierher. Ein Redner verdreht in solchen Scenen gewissermaßen dem andern das Wort im Munde. Parodistisch ist dieses Kunstmittel in einer Stelle der „Acharner" des Aristophanes verwendet, wo Droysen entsprechend übersetzt, z. B.:

Hol meines dreigemähnten Helmbuschs Futteral! —
Und, Junge, mir die Schüssel mit dem Butteraal! —
Wahrhaftig, die Motten haben benagt dies Helmgebüsch! —
Wahrhaftig, ein Stückchen Aal verspeis' ich noch vor Tisch!

Wenn ein „Mittelreim" die beiden ersten Dipodien anapästischer Tetrameter bindet, so markirt er oft zwei zusammengehörige Begriffe. Nachfühlen kann man das Ethos solchen Anklangs auch bei modernen Dichtern, z. B. in den Worten: „Und es wallet und siedet und brauset und zischt", oder in anderm Sinne in dem Verse: „Im Winde die Linde, die rauscht mich ein gemach." Manche Stellen des Plautus erinnern mich an die Kapuzinerpredigt:

Der Rheinstrom ist worden zu einem Peinstrom,
Die Klöster sind ausgenommene Nester,
Die Bisthümer sind verwandelt in Wüstthümer u. s. f.

An den entsprechenden Stellen alter Dichter soll gleichfalls eine rhetorische Wirkung erzielt werden. Wo eine solche nicht erzielt ist — und das ist wol an der Mehrzahl der Stellen der Fall —, existirt ein „Reim" für den Dichter nicht, wenn er ihm auch zum Bewußtsein gekommen sein sollte. Hätte er ihn mit Absicht angebracht, so gliche er einem Maler, der die Lichter dort aufsetzte, wo Schatten sein soll. Warum nun all diese Pseudoreime zusammenstellen? Damit wird die Kunst der alten Dichter ja nur verdunkelt.

Eine besondere Stellung nimmt der „Cäsurreim" im Hexameter und Pentameter ein, insofern er eine natürliche Folge der von den Alten beliebten symmetrischen Stellung zusammengehöriger Wörter ist. Aber auch hier scheint nicht der Reim an sich erstrebt worden zu sein. „Welche Mühe", fragt Dingeldein selbst, „hätte es den Dichter (Vergil) gekostet, wenn ihm wirklich jene Form so wohl gefiel, sie auf die zehnfache Anzahl von Versen auszudehnen? Und er gibt selbst zu: „Die Thatsache läßt sich nicht verhehlen, daß der Reim für gewöhnlich eher vermieden wurde, als daß man ihn geflissentlich gesucht hätte." Nun also! Jetzt können wir auch den Vergleich Otfried's mit den Alten recht beurtheilen. Der biedere Mönch mühte sich im Schweiße seines Angesichts, eine leere Form, so gut es ging, zu erfüllen. Die Alten brauchten keine unreinen Reime zu machen, weil niemand sie zwang zu reimen, und sie können keine unreinen Reime gemacht haben, weil diese den Zweck eines rhetorischen Mittels gar nicht erfüllt haben würden. So muß es wol bei dem Staunen der Helena über die „Sprechart unserer Völker" bleiben:

Doch wünscht' ich Unterricht, warum die Rede
Des Manns mir seltsam klang, seltsam und freundlich:
Ein Ton scheint sich dem andern zu bequemen,
Und hat ein Wort zum Ohre sich gesellt,
Ein andres kommt, dem ersten liebzukosen.

Richard Opitz.

Neuere Arbeiten zur Zeitgeschichte.

Wie stand doch unsere moderne Geschichtschreibung bis vor gar nicht allzu langer Zeit in einem so scharfen Gegensatz zu der des classischen Alterthums und selbst zu der des Mittelalters! Während im alten Griechenland und Rom die meisten hervorragenden Geschichtschreiber zugleich Staatsmänner waren und vor allem die Geschichte ihrer Zeit und ihren Antheil an ihr zu schildern trachteten, galt es seit dem Wiedererwachen unserer exacten Geschichtschreibung im Anfange unseres Jahrhunderts, je mehr das Streben nach Objectivität hervortrat, um so mehr als Grundsatz, der Geschichtschreiber habe sich von der Geschichte seiner eigenen Zeit fernzuhalten, da er dieser nicht objectiv genug gegenüberstehe, sie nicht, ohne seinen eigenen politischen Parteistandpunkt hervorzukehren, betrachten könne. Mit großartigem Fleiß und Scharfblick wurde von den Gelehrten des 19. Jahrhunderts die nähere oder entferntere Vergangenheit der eigenen oder fremder Völker nach den neugefundenen Regeln der historischen Kritik erforscht; an die eigene Zeit wagte man sich wenig oder gar nicht heran.

Und wer wollte leugnen, daß dieser Zurückhaltung bis zu einem gewissen Grade eine Berechtigung zu Grunde lag? Einmal liegen dem Forscher bei dem ausgedehnten actenmäßigen und zumeist geheim gehaltenen archivalischen Material die authentischen Quellen nicht in dem Grade offen zu Tage, wie das bei der einfacheren, unter der Theilnahme aller Vollbürger sich vollziehenden Verwaltung des classischen Alterthums der Fall war, dann aber ist die Schwierigkeit der Objectivität gegenüber Ereignissen, die man, vielleicht selbst handelnd, mit erlebt hat, naturgemäß größer als gegenüber den Vorgängen entfernterer Vergangenheit. Ohne ein starkes Stück Subjectivität ist die Geschichte der selbsterlebten Zeit in der That nicht zu schreiben. Darum ist es vielleicht gut, daß sich die neubegründete historische Methode seit Niebuhr und Ranke zunächst an Objecten der Vergangenheit versucht und durchgebildet hat. Nachdem aber einmal der Grundsatz möglichsten Strebens nach Objectivität durch Ranke zur Herrschaft gelangt war, durfte und konnte es auch versucht werden, die neue Methode auf die eigentliche Zeitgeschichte anzuwenden und damit zu den ursprünglichen Bahnen der Geschichtschreibung zurückzukehren. Dazu kommt noch, daß in jüngster Zeit der Schleier, welcher über der geheimen politischen Geschichte der Gegenwart lag, mit einer fast rückhaltlosen Offenheit durch Veranstaltung umfassender Publicationen gelüftet wurde. So durfte selbst ein Historiker, der an den Ereignissen der jüngsten Vergangenheit selbstthätigen Antheil genommen hat, den schwierigen, aber nicht unlösbaren Versuch machen, die Zeitgeschichte in möglichster Loslösung von seinen persönlichen Parteiansichten zu untersuchen. In wie glänzender Weise ein solcher Versuch gelingen kann, hat das Werk Heinrich von Sybel's dargethan, das überall, auch wo die persönliche Theilnahme des Verfassers an den Ereignissen in Frage kam, das aufrichtige Streben nicht nur nach objectiver Erforschung, sondern auch nach objectiver Darstellung und Beurtheilung der Vorgänge in ganz hervorragendem Maße bethätigt hat. Der Verfasser hat uns in diesem Werke zum ersten male ein wirklich auf authentischen Quellen beruhendes Bild der großen historischen Vorgänge, die sich unter unsern Augen vollzogen haben, gezeichnet.

In neuester Zeit hat sich diesem grundlegenden Werke ein zweites über denselben Gegenstand von einem andern unserer führenden Historiker, durch dessen vor kurzem erfolgtes Hinscheiden der historischen Wissenschaft ein schmerzlicher Verlust zugefügt worden ist, hinzugesellt; es ist das Werk:

1. Gründung des deutschen Reichs. 1859—71. Von Wilhelm Maurenbrecher. Leipzig, C. E. M. Pfeffer. 1892. Gr. 8. 4 M.

Maurenbrecher hat nicht wie Sybel als Politiker selbstthätigen Antheil an den Ereignissen genommen, die er schildert; er hat aber auch darauf verzichtet, wie Sybel aus den staatlichen Archiven selbst sich die Quellen seiner Kunde zu verschaffen, sondern sich im allgemeinen auf das allerdings bereits in reicher Fülle vorliegende gedruckte Material beschränkt, unter welchem namentlich Poschinger's epochemachende Publication „Preußen im Bundestage 1851—59" und die vielfachen Sammlungen von Reden, Briefen u. s. w. Bismarck's eine hervorragende Stelle einnehmen. Man wird daher nicht sagen können, daß Maurenbrecher's Werk eine umfassende Erweiterung unserer Kunde von den Thatsachen selbst enthalte, sein Hauptverdienst liegt vielmehr in der selbständigen Durchdringung und Auffassung des gesammten ungeheuern Stoffs, den erschöpfend zu behandeln der Verfasser selbst nicht den Anspruch erhebt. Sein Werk ist aus einer Reihe von Vorträgen erwachsen, die er im Kaufmännischen Verein zu Leipzig über den Gegenstand gehalten hat und die er dann in einheitlicher Gestalt verarbeitet hat. In manchem Betracht stand er also, ohne über eine solche Fülle neuer Quellen zu verfügen wie Sybel, auf der andern Seite den Ereignissen im allgemeinen noch voraussetzungsloser gegenüber wie dieser, konnte sich daher über manche Vorgänge, bei denen sich Sybel als Selbstbetheiligter eine gewisse Zurückhaltung auferlegen mußte, noch rückhaltloser äußern und hat das auch zuweilen, namentlich in Bezug auf das Verhältniß Bismarck's zu dem deutschen Liberalismus in den ersten Jahren seiner Ministerlaufbahn, nicht ohne eine fast übertriebene Schärfe gethan. Um so werthvoller und für die Richtigkeit der Grundanschauung beider Werke entscheidender ist es nun, daß sie in der Gesammtauffassung der geschichtlichen Entwickelung in allen Hauptpunkten übereinstimmen, ein Beweis dafür, daß eine umfassende For-

schung auch gegenüber der Zeitgeschichte von verschiedenen Grundlagen und Standpunkten aus zu gleichen oder doch im wesentlichen gleichen Endzielen führen kann. Der liberale Politiker wie der nicht direct betheiligte Zuschauer sind als Historiker doch im wesentlichen zu den gleichen Ergebnissen gelangt. Beider umfassende Forschungen haben von neuem unwiderleglich dargethan, daß man die Geschichte der Neubegründung des Deutschen Reichs nicht anders schreiben kann, als indem man den Fürsten Bismarck zum alles beherrschenden Mittelpunkt des Gemäldes macht. In dem alten, oft wiederholten Streite, ob die deutsche Einheit mehr auf der großen geistigen Bewegung der nationalen und liberalen Ideen, wie sie seit den Freiheitskriegen im deutschen Volke unter den schwierigsten Verhältnissen erhalten und genährt wurde, oder auf der gewaltigen Geistesarbeit des Einen großen Staatsmannes beruht, kommen beide doch schließlich zu dem allein berechtigten historischen Standpunkte, daß hier wie so oft beide streitenden Parteien Recht und beide Unrecht haben. Ebenso gewiß, wie alle rein idealen Strebungen, wie alle Schützen- und Sängerfeste und liberalen Volksversammlungen allein das Deutsche Reich nicht geschaffen hätten, weil es ihnen an den Machtmitteln zu der Durchführung der Idee gebrach, ebenso gewiß würde selbst die Genialität eines Bismarck das große Werk nicht vollbracht haben, wenn ihm nicht die rein ideale Bewegung im Volke die nothwendige Voraussetzung und Grundlage seiner Schöpfung gewährt hätte. Das eben ist das weltgeschichtliche Verdienst Bismarck's, daß er, ursprünglich persönlich ein energischer Gegner des Liberalismus, doch die ungeheuere nationale geistige Kraft, die in demselben schlummerte, klar erkannte und sie für seine reale Politik verwerthete. Denn nicht darauf beruht die Genialität des epochemachenden Staatsmannes, daß er willkürlich neue Ideen, die nur seinem eigenen Geiste entspringen, in die Welt setzt und sie, wol gar im Widerspruch mit dem herrschenden Zeitgeiste, zur Durchführung bringt, sondern gerade darin, daß er die idealen Kräfte dieses Zeitgeistes mit klarem Geiste erkennt und ihnen zur Durchführung verhilft. Nur solche staatsmännische Schöpfungen tragen die Gewähr der Dauer in sich selbst. Das Tragische der Entwickelung, das in beiden Darstellungen oft in äußerst packenden Zügen zu Tage tritt, lag vor allem darin, daß die beiden Kräfte, auf denen die Zukunft des Vaterlandes beruhte und die beide demselben Endziele zustrebten, dennoch zunächst nicht den Punkt ihrer Vereinigung finden konnten, sondern sich gegenseitig bekämpften, ohne sich zu verstehen. Gegenüber denen, die nur allzu geneigt sind, in diesem tragischen Widerstreit der beiden zu demselben Ziele strebenden Weltkräfte die Schuld fast ausschließlich dem Liberalismus zuzuschreiben (zu ihnen gehört bis zu einer gewissen Grenze Maurenbrecher), kann nicht oft genug mit Sybel darauf hingewiesen werden, daß die Haltung des Liberalismus nur dadurch, aber auch dadurch vollkommen ausreichend klar wird, daß er nach den Antecedentien Bismarck's nicht wissen konnte, daß dessen Endziel mit dem eigenen übereinstimme. Als dem Liberalismus diese Erkenntniß einmal aufgegangen war, haben seine gemäßigten und besonnenen Vertreter allezeit zu den selbstlosesten und uneigennützigsten Anhängern des großen Mannes gehört und haben auch nicht aufgehört es zu sein, als Bismarck aus seiner leitenden Stellung zurückgedrängt wurde. Solcher Abweichungen in der Beurtheilung einzelner Vorgänge, wie sie hier nur angedeutet werden konnten, ungeachtet, sind doch beide Werke im großen und ganzen zu derselben historischen Auffassung gelangt, und sowol jene Abweichungen als diese Uebereinstimmung werden für jeden, der an den Geschicken des Vaterlandes lebhaften Antheil nimmt, die Vergleichung dieser beiden großen Darstellungen miteinander zu einer Quelle des Genusses und der patriotischen Freude gestalten.

Ganz anderer Art als das Maurenbrecher'sche Werk, dessen Hauptwerth in der großen und einheitlichen Gesammtauffassung der geschichtlichen Entwickelung beruht, ist nun ein zweites Werk, das die jüngste zeitgenössische Geschichte zum Gegenstand hat:

2. Politische Geschichte der Gegenwart von Wilhelm Müller. XXV. Das Jahr 1891. Nebst einer Chronik der Ereignisse des Jahres 1891 und einem alphabetischen Verzeichnisse der hervorragenden Personen. Berlin, Springer. 1892. Gr. 8. 4 M.

Wir haben es hier mit der nach des Verfassers Tode von der Verlagshandlung aus dessen Nachlasse vollendeten Fortführung eines Unternehmens zu thun, das seit einem Vierteljahrhundert, den Ereignissen selbst zur Seite gehend, von Jahr zu Jahr eine annalistische Zusammenstellung derselben darbietet, mit einer Erscheinung, die sich am ehesten den mittelalterlichen Annalen vergleichen läßt. Der Verfasser verzichtet von vornherein auf eine einheitliche Durchdringung des Stoffs, den er vielmehr nach den allgemein zugänglichen Zeitquellen, Zeitungen, Parlamentsverhandlungen u. s. w. einfach registrirt. Nicht als ob damit auf jede Beurtheilung der einzelnen Thatsachen verzichtet würde, im Gegentheil tritt der persönliche Standpunkt des Verfassers schon in der Auswahl der Thatsachen, noch mehr aber in ihrer Darstellung deutlich zu Tage, namentlich wo es sich um das Verhalten der von ihm besonders scharf verurtheilten deutschfreisinnigen Partei in den deutschen Parlamenten handelt. Aber es sind eben immer nur einzelne Ereignisse, die, oft völlig mechanisch aneinandergereiht und meist nach rein äußerlichen Gesichtspunkten angeordnet, dem Leser vorgeführt werden, ohne daß auch nur der Versuch gemacht würde, zu einer einheitlichen Durchdringung dieser Einzelheiten aufzusteigen. Es ist bewußt und absichtlich der Ton der dürren Annalistik, der in dem Werke vorwaltet und dessen Lektüre weniger zu einem Genuß, als zu einer im allgemeinen meist zuverlässigen Anhäufung von Bausteinen zum historisch-politischen Gebrauch gestaltet. Natürlich soll dem Werke damit keineswegs Werth und Bedeutung abgesprochen, vielmehr nur seine Eigenart bezeichnet werden. Es ist

ein Nachschlagebuch für einzelne Daten, Zahlen und Vorgänge der Zeitgeschichte, weiter nichts, aber ein solches, das im wesentlichen recht brauchbar angelegt ist, zumal es das Nachschlagen durch ein ziemlich eingehendes Register erheblich erleichtert. Freilich hätte selbst in diesem Rahmen und in dieser Art, mit Benutzung derselben jedermann zugänglichen Quellen mehr geleistet werden können, wie denn z. B. jede Angabe über die aus den Zeitungen doch leicht in den Hauptsachen zu charakterisirenden Volksbewegungen fehlt, während aus den Parlamentsberichten zuweilen in den ermüdendsten Einzelheiten jeder angenommene, wenn auch noch so unwichtige Gesetzentwurf gewissenhaft aufgezeichnet wird. Welche Rückwirkungen aber diese parlamentarischen Vorgänge im Volke selbst geäußert haben, d. h. wie sie etwa von der öffentlichen Meinung nach den verschiedenen Parteilagern aufgenommen worden sind, darüber sucht man vergeblich nach irgendeinem Anhaltepunkte. Und doch wäre gerade das für den Politiker, für den das Buch doch wol in erster Linie bestimmt ist, von großer Wichtigkeit. Aber man darf doch dabei nicht vergessen, daß kaum für ein anderes Buch als für ein derartiges in so hohem Grade der Satz gilt, daß Kritisiren leichter ist als Bessermachen. Wir verzichten daher auf weitere Ausstellungen und gestehen im allgemeinen gern zu, daß es durchaus erfreulich und erwünscht ist, daß ein solches Buch überhaupt erscheint und daß sich die Verlagshandlung bei vielen Dank verdienen wird, wenn sie, wie in der Vorrede angedeutet wird, für seine Fortführung auch nach dem Tode dessen, der das Unternehmen bisher geleitet hat, Sorge tragen will.

Während dieses Werk in chronologischer Folge Jahr für Jahr die Ereignisse, die sich auf politischem Gebiete bei allen Völkern der Erde — denn auch die außereuropäischen Staaten werden in den Bereich der Darstellung gezogen — zutragen, annalistisch trocken registrirt, entwirft ein anderes, kürzlich erschienenes Werk eine eingehende, pragmatisch gehaltene Darstellung eines einzelnen, Aufsehen erregenden politischen Vorgangs der außereuropäischen Staatenwelt:

3. Der Sturz des Kaiserthrones in Brasilien und seine Folgen auf politischem und kirchlichem Gebiete. Nach eigenen Erlebnissen geschildert von T. H. Fulano. Köln, J. P. Bachem. 1892. Gr. 8. 3 M.

Von einem Manne, der als Augenzeuge berichtet, wird uns hier ein anschauliches Bild jener überraschenden und in ihrem Verlaufe einzig dastehenden unblutigen Revolution gegeben, die den bis unmittelbar vorher für völlig feststehend gehaltenen brasilianischen Kaiserthron in einer für alle Nichtbrasilianer und auch für die Mehrzahl der Brasilianer unerklärlichen Weise zu Falle brachte, und zwar in Formen, die in der Geschichte der antimonarchischen Bewegungen einzig in ihrer Art dastehen. Ein Monarch, der von allen seinen Unterthanen wegen seiner persönlich ehrenwerthen Eigenschaften geschätzt wird, der in vieler Beziehung das Muster eines constitutionellen Monarchen ist, indem er die Herrschaft fast unbedingt den Händen der parlamentarischen Parteien überläßt und auf jedes willkürliche Eingreifen in die Maschinerie der Staatsverwaltung verzichtet, wird, ohne daß es zu irgendeiner bemerkenswerthen Misstimmung oder gar Auflehnung weiterer Kreise des Volks kommt, durch eine einfache geheime Verabredung mehrerer einflußreicher und selbst nach der Herrschaft ringender Männer, zu denen auch einige hervorragende Militärs gehören, ohne jede Theilnahme des Volks seiner hohen Würde entsetzt, während er ahnungslos in einem der Hauptstadt benachbarten Residenzschlosse weilt; ganz ohne jede erkennbare Erschütterung entfallen ihm die Zügel der Regierung, ohne daß er auch nur einen ernstlichen Versuch macht, sie in den Händen zu behalten; die Herren Revolutionäre complimentiren ihn in den höflichsten Formen in aller Gemüthlichkeit zum Lande hinaus, und — er geht und nimmt sein Schicksal fast apathisch über sich, als handele es sich um die Ablegung eines abgetragenen Kleidungsstücks. Das Volk erfährt in seiner Mehrheit von der Umwälzung erst, als sie vollendet ist. Da zeigen sich dann einige begeisterte Regungen über die abgeschüttelten Fesseln der „Tyrannei", die thatsächlich in diesen harmlosen Formen der Monarchie nie bestanden hat, und über die errungene Freiheit; aber dieses Auftreten eines Freiheitsenthusiasmus erstirbt sehr bald wieder, als man gewahrt, daß an Stelle der angeblichen „Tyrannei" eines einflußlosen Monarchen die sehr bald deutlich hervortretende Dictatur des Hauptveranstalters der Revolution, des Marschalls Deodoro da Fonseca, getreten ist, dessen Präsidentschaft nach einem von ihm vollzogenen Staatsstreich wiederum sehr bald ihr Ende erreicht. Für alle mit den Verhältnissen Brasiliens nicht Vertrauten hatten die Nachrichten der Zeitungen über diese Vorgänge, von denen niemand wußte, wodurch sie veranlaßt waren und wozu sie dienen sollten, etwas schlechthin Unerklärliches und Räthselhaftes, sodaß ein Buch, das Licht in diese eigenthümliche „Revolution" zu bringen verheißt, bei allen, die sich für die Geschicke der amerikanischen Staatengruppen interessiren, auf Theilnahme und Verständniß rechnen kann. Dem vorliegenden Buche können wir aber nur in beschränktem Maße das Verdienst zuerkennen, daß es die wirklichen tieferliegenden Ursachen und Beweggründe dieser Umwälzung aufhelle, dazu hält es sich gar zu sehr an der Oberfläche der Ereignisse. Die Darstellung des äußern Verlaufs derselben ist anschaulich und enthält manches dem europäischen Leser Unbekannte und deshalb Interessante. Aber im großen und ganzen hat sich der Verfasser damit begnügt, neben seinen eigenen Erinnerungen die Darstellungen und politischen Erörterungen der brasilianischen Zeitungen, mit besonderer Vorliebe der katholischen, seiner Darstellung zu Grunde zu legen, ohne zu tieferen, auf das Wesen der staatlichen, wirthschaftlichen und religiösen Zustände, die der Umwälzung vorhergingen, gerichteten Studien vorzudringen. Seine hier und da deutlich hervortretende Tendenz hat ihn sogar das Wesen der Dinge

zuweilen völlig verkennen lassen und ihm die objective Schuld zwar nicht des Kaisers selbst, aber einiger Mitglieder seiner Familie an dem plötzlich hereinbrechenden Verhängniß verhüllt. Viel besser ist die Darlegung der politischen und wirthschaftlichen Misgriffe der neuen republikanischen Regierung und ihres Präsidenten gerathen. Hier treten die Ursachen, weshalb Fonseca's Regiment nicht von Dauer war und nicht von Daner sein konnte, klar und treffend aus der Darstellung des Verfassers hervor; sie trägt in diesem Theile wirklich ein Wesentliches zur Aufhellung und Erklärung der jüngsten brasilianischen Geschichte bei. Georg Winter.

Novellen und Romane.

1. Die Windsbraut. Novellen von Eugen Friese. Dresden, Friese u. von Puttkamer. 1892. Gr. 8. 3 M.
2. Helldunkel. Novellen und Skizzen von Marie Conrad-Ramlo. Dresden, Pierson. 1892. 8. 2 M.
3. Tiroler Leut. Berggeschichten und Skizzen von Rudolf Heinrich Greinz. Erfurt, Bacmeister. 1892. 8. 1 M.
4. Plebejerblut. Moderner Roman von Paul Aché. Zweite Auflage. Dresden, Pierson. 1892. 8. 2 M.
5. Bestimmung. Roman von V. von S. S. Dresden, Pierson. 1892. Gr. 8. 3 M.

Trotzdem die Menge der wöchentlich erscheinenden Novellenbücher kaum zu zählen ist, kann man dennoch behaupten, daß die eigentliche Novelle nur selten gefunden wird; sie scheint fast im Aussterben begriffen zu sein. Was man alles, besonders in Zeitschriften und auch in Büchern, unter dem Namen „Novelle" zu lesen bekommt, ist in den meisten Fällen weit davon entfernt, Novelle zu sein; höchstens kommt es auf eine Erzählung heraus. Diejenigen Autoren, die Verständniß für die echte Novelle besitzen und sie auch schreiben können, werden immer seltener.

Eugen Friese ist offenbar bemüht, sich jener kleinen Zahl von Novellendichtern anzuschließen. Aus den unter dem Titel „Die Windsbraut" (Nr. 1) gesammelten Novellen fühlt man recht gut das Bestreben heraus, etwas mehr zu bieten, als es die nüchterne Novellistik unserer Tage im allgemeinen thut. Durch alle vier Novellen, wenn sie im Werthe auch nicht einander gleich sind, weht der Hauch der Poesie. Und das ist neben Welt- und Menschenkenntniß, Kenntniß des Herzens- und Gemüthslebens, von der Behandlung der Sprache als selbstverständlich abgesehen, bei der Novelle eine Hauptsache. Friese besitzt die Vorbedingungen, die zum Schreiben einer guten Novelle nöthig sind, besonders auch die Fähigkeit, sich in Probleme zu vertiefen, dichterisch aufzufassen und zu verarbeiten. Was etwa diesen Novellen noch abgeht, bezieht sich auf Aeußerlichkeiten, nicht aber auf das innere Wesen der Novelle: so ist die formelle Anlage, die Disposition, nicht immer künstlerisch; Friese trennt Dinge, die von Rechts wegen zusammengehören, durch Zwischenschiebungen, die ebenfalls anderswohin gehören. Dann ist er auch etwas zu weitschweifig, er verliert sich oft in unnöthige Breite, alles Dinge, die sich mit wenig Mühe beseitigen lassen. Die schwächste der Novellen, eben weil sie zu breit und romanhaft angelegt, ist „Der Thurm zu Trevifo", aber auch sie enthält vortreffliche Einzelheiten, feine Beobachtungen und packende Scenen. Sehr hübsche Momente und psychologisch interessante Probleme finden wir in den Novellen: „Das Kind der Asen" und „Das Irrlicht". Wenn in ersterer durch die Erzählung von der Lebensrettung nicht die logische und psychologische Entwickelung der Handlung und Charaktere etwas unterbrochen würde, so wäre an der Novelle überhaupt nichts auszusetzen. Die einzelnen Figuren, namentlich der Bauer Fritjof und auch die Pfarrerstochter Inga sind sehr gut gezeichnet, ebenso wie das nordische Localcolorit ausgezeichnet getroffen ist. Im „Irrlicht" ist namentlich die Titelheldin Bianca eine sympathische Erscheinung; auch hat Friese darin die Handlung sehr geschickt und spannend zu gestalten gewußt; ganz originell ist, wie er die Liebe des verheiratheten Mannes zu dem jungen Mädchen Bianca behandelt hat. In der Novelle „Die Windsbraut" wird uns die Ehe eines reichen Mannes mit einem jungen, etwas excentrischen Mädchen vor Augen geführt. Es ist ein ganz und gar humoristisches Motiv, das Friese hier völlig ernst nimmt, und da ihm das Experiment ziemlich gelungen ist, so haben wir es mit einem höchst merkwürdigen Werke zu thun. Auffällig ist die Art, wie Friese Situationen scharf zuspitzt und Gegensätze gegenüberstellt und zusammendrängt; es läßt dies auf starke dramatische Veranlagung schließen.

Im Gegensatz zu der breiten, ruhigen Schreibweise Friese's ist Marie Conrad-Ramlo in ihren Novellen und Skizzen „Helldunkel" (Nr. 2) ungemein knapp und lebhaft, manchmal fast nervös unruhig. Doch das hindert nicht, den hier gesammelten sechs kleinen Novellen fast durchgehends das größte Lob zu spenden. Marie Conrad-Ramlo ist ein echtes Kind ihrer Zeit, als solches von echt realistischem Blute, aber — und das ist die Hauptsache — sie ist eine Frau von Geist, die augenscheinlich Welt und Menschen gut studirt hat. So zeichnet sie denn auch im „Helldunkel" eine Reihe höchst interessanter Charaktere. In sämmtlichen sechs Geschichten des Buchs werden ernste Fragen ethischer und psychologischer Natur behandelt. In der Art und Weise, wie Marie Conrad-Ramlo die schwierigen Stoffe verarbeitet, überrascht uns mancher feine Zug, und wir lernen in ihr mehr als blos eine Schriftstellerin, sondern eine wirkliche Dichterin kennen. Mag bei oberflächlicher Betrachtung auch das eine oder

das andere der Probleme gesucht erscheinen, bei näherer Betrachtung findet man bald, daß die Verfasserin tiefere Zwecke verfolgt; wir finden, durchaus künstlerisch durchgeführt, ein gut Theil Lebenswahrheit und feine Beobachtungen der Menschenseele. Jeder Geschichte liegt ein anderer, oft eigenartiger und immer interessanter Vorwurf zu Grunde.

Die erste Novelle ist „Im Schlafe" betitelt; eine Frau verläßt ihren eifersüchtigen Mann, als sie erfährt, daß sie im Schlafe spricht und daher der Gefahr ausgesetzt ist, ihre Liebe zu einem andern Manne zu verrathen. „Ein Weib, das mir gehört und mir Unrecht anthut! . . . Sollte ich das einmal erleben! . . . Mit diesen meinen Händen packte ich sie und erwürgte sie wie eine Katze!", so hat ihr Gatte einmal gesagt, und sie weiß, daß er Wort hält. Da läßt sie es denn lieber nicht zum Aeußersten kommen. Das ist scheinbar eine ganz absurde Geschichte, und sie wäre es auch, wenn die Verfasserin nicht die psychologische Entwickelung aus den Charaktern heraus höchst interessant dargestellt hätte. Aehnlich verhält es sich auch mit der zweiten Geschichte: „Diana"; diese zeigt ein junges Mädchen, das sich abschreckend häßlich macht, nur um ihrer Schwester die Liebe eines Mannes zu erhalten, die dieser Gefahr läuft, auf sie zu übertragen. Etwas größer angelegte Novellen sind: „Ein Entscheid" und „Die verlogene Walburg"; in beiden werden ebenfalls originelle Probleme vortrefflich durchgeführt. Da ist in der erstern Novelle eine Mutter, die ihr eigenes Herzensglück dem Glücke ihrer Tochter hintansetzt; denn trotz ihrer großen Liebe zu einem Manne — sie ist Witwe — geht sie die Ehe nach vielen Jahren und erst dann mit ihm ein, nachdem ihre Tochter glücklich verheirathet ist. „Die verlogene Walburg" ist eigentlich die beste Geschichte des Buchs. Sie schildert drei Frauencharaktere: die alte Lindlacherin, deren fromme fügsame Tochter Kathi und die lebenslustige Walburg, die ihren Kopf für sich hat. Die Alte hängt mit ganzem Herzen an der Kathi, und die Walburg hat einen schweren Stand bei ihr, bis die gute Lindlacherin schließlich schmerzlich erfahren muß, wie sehr sie sich in ihren Töchtern geirrt hat: die „verlogene" Walburg ist die eigentlich fromme und gerechte, während die Kathi unter frommer Maske ein sündhaftes Herz trägt, das die leichtgläubige Mutter jahrelang schwer getäuscht hat. Reizend gezeichnet ist ferner in der Novelle „Sein Wille" die Mutter, die in dem Kampfe um das Glück ihrer Kinder schließlich über den nüchternen Mann und Vater, der das Glück nur im Gelde sieht, den Sieg davonträgt. Diese kurzen Inhaltsangaben kennzeichnen nur sehr wenig den eigentlichen Werth der Geschichten, denn die Hauptsache an ihnen ist die geschickte Darstellung und die Feinheit in der Zeichnung der Charaktere, die auf tiefer Beobachtung und gründlichem Studium der Menschen beruht.

Zwischen den Novellen von Marie Conrad-Ramlo und den Berggeschichten von Rudolf Heinrich Greinz „Tiroler Leut" (Nr. 3) besteht eine gewisse innere Aehnlichkeit, nur daß sich Greinz nicht auf allgemeinem Boden bewegt, sondern speciell tiroler Charaktere schildert. Eine solche literarische Specialität hat natürlich ebenso gut ihre Berechtigung und kann ebenso viel werth sein, wie andere Werke, die aus dem allgemeinen großen Leben geschöpft sind. Allerdings setzen sie beim Leser ein gewisses Verständniß für das betreffende Land und sein Volk voraus. Der Mangel solchen Verständnisses hat schon oft einem Werke den Erfolg genommen, der ihm sonst hätte sicher sein müssen.

Rudolf Heinrich Greinz hat sich in der verhältnißmäßig kurzen Zeit seines literarischen Schaffens zu einem der hervorragendsten zeitgenössischen Schriftsteller Tirols emporgearbeitet, und in Poesie wie in Prosa hat er gleich große Erfolge errungen. Er hat es verstanden, das Leben und Treiben in seinen heimatlichen Bergen mit allem Lust und Leid mit echter Naturwahrheit zu schildern. Gerade dieses Buch zeigt ihn in seinem Elemente; es sind lauter kleine, zum Theil ganz im Dialekt geschriebene Charakteristiken, die für den hochdeutschen Leser noch den doppelten Reiz haben, daß uns vieles mehr oder weniger fremd ist. Die Lektüre dieser Berggeschichten berührt schon deswegen sympathisch, weil sie den Eindruck des Ungezwungenen und Ungesuchten machen, weil man sofort empfindet, daß sie aus dem Leben unmittelbar geschöpft sind, und daß alle die Leute, die wir da kennen lernen, wirklich und wahrhaftig leben. Das rückt uns die geschilderten Personen mit allem, was sie umgibt, so nahe, daß wir sie bald zu kennen glauben und meinen, mitten unter ihnen gelebt zu haben. Eine solche Schreibart hat neben literarischem und künstlerischem auch viel culturgeschichtlichen Werth.

Es würde zu weit führen, die in dem Buche gesammelten vierzehn Geschichten einzeln zu besprechen, wenn es auch ganz interessant wäre, diese tiroler Leute kennen zu lernen, wie z. B. den alten Isewinkel, der mit seinen vierundachtzig Jahren noch immer auf den zu langem Kerker verurtheilten, mehr als vierzigjährigen Sohn wartet, damit er einen braven Menschen aus ihm mache, der ihm haushalten helfe. Auch der Zirmlehner Hans mit seiner Buaßpredi, das arme kranke Hascherl mit seinem Bischkotenherz, die unglückliche Martervroni, der Organistenkrust, sie würden alle unsere Sympathie erwerben, ebenso wie der übermüthige Seppl, der der alten Trinl weismacht, daß das Steueramt in Brixen ein heiliger Ort sei, über dessen Treppen kein Mensch gehen dürfe: „grad mit die Knia darfst langsam von einer Staffel zur andern auffi refflen (rutschen), und wenn du bei dem Kniarefflen fleißig und andächtig den Rosenkranz zu der schmerzhaften Muttergottes betet hast, g'winnst an vollkommenen Ablaß." Es liegt viel Humor und Witz in diesen Berggeschichten.

Die beiden letzten für heute zu besprechenden Werke sind Romane. Der erste davon, „Plebejerblut" von Paul Raché (Nr. 4), ist ein „moderner" Roman im Sinne des jüngsten Deutschland, d. h. die Handlung ist dem Leben

der untersten Volksschichten entnommen. Man muß zugeben, daß Paul Raché nicht talentlos schreibt. Der Roman schildert das Liebesverhältniß eines jungen Mediciners mit der Tochter eines Arbeiters. Noch halb Student hat er das Mädchen auf der Straße in Leipzig kennen gelernt, er hält bei den Aeltern officiell um die Hand des bis dahin noch immer ziemlich anständigen Mädchens an, und will es nun, bevor die Hochzeit stattfindet, in einem feinen Hause erziehen lassen. Anfangs scheint alles gut zu gehen, aber nach und nach fühlt das Mädchen sich in den neuen Verhältnissen nicht mehr wohl, und es erwacht in ihm, noch geschürt durch moralisch gesunkene Verwandte, die Sehnsucht nach dem frühern ungezwungenen, sogar etwas leichtfertigen Leben. Die Dazwischenkunft eines falschen Freundes des Bräutigams läßt die Braut vollends auf Abwege gerathen. Als sie nun der Bräutigam verläßt, kommt sie in immer schlechtere Hände und sie sinkt tiefer und tiefer, bis sie, auf der untersten Stufe angekommen, schließlich durch Selbstmord endet. Zum letzten male sieht der Unglückliche seine ehemalige Braut, als man ihm die Leiche der Selbstmörderin im Secirsaal der Universität vorlegt. Wie gesagt, vom rein schriftstellerischen Standpunkte aus beurtheilt, ist der Roman nicht ohne Talent geschrieben; es ist aber ein zu crasses Nachtbild des menschlichen Lebens, Verkommenheit und Unsittlichkeit spielen darin eine zu große Rolle, als daß trotz des vielen Guten an dem Roman die befriedigende Wirkung eines Kunstwerks erzielt werden könnte.

Weniger aufregender Art sind die Ziele, die im Roman „Bestimmung“ von V. von S. S. (Nr. 5) verfolgt werden. Der Roman beginnt mit einem Gespräch dreier Freunde, das sich um die „Vorherbestimmung des Menschen und das Schicksal dreht, das oft auf unerklärliche Weise in das Leben eingreife und es ganz anders gestalte, als es ursprünglich beabsichtigt war“. Einer der Freunde stellt die Behauptung auf, daß jeder der Schmied seines Glückes selbst sei, ein anderer verficht die Ansicht, daß Glück oder Unglück nichts anderes sei, als die Folge einer Reihe von anscheinend kleinen Ereignissen, die oft bis zur Geburt des Menschen, ja noch bis darüber hinaus auf die Voraltern zurückzuführen seien. Die Freunde wollten nun die Wahrheit ihrer Behauptungen an sich selbst erproben. Der Roman erzählt uns, wie es ihnen im Leben ergangen ist. Die Frage der Bestimmung wird dadurch aber vom Verfasser nicht vollends entschieden; den einen der Freunde, der Offizier ist, lehrten Schlachten, daß ein Schicksal über uns waltet; das Leben des andern erhielt durch ein Stückchen Elfenbein eine andere Richtung und für den dritten war gar ein Stückchen Apfelsinenschale (!), das auf dem Trottoir lag, entscheidend. Die guten Absichten des Verfassers sind unverkennbar, und sie drücken sich namentlich auch darin aus, daß alle wichtigen Fragen des menschlichen Lebens in den Kreis der Betrachtungen gezogen sind. Das Endergebniß, das der Verfasser aber aus den Lebensschicksalen der drei Freunde heraustreten lassen wollte, genügt uns nicht, und zwar deshalb nicht, weil der Verfasser mit der Verheirathung der Freunde das Schicksal als abgeschlossen betrachtet. Er verfolgt seine Idee nicht über die Ehe seiner Helden hinaus, zeigt also im Grunde genommen nur, auf welch merkwürdige Weise der Mann zu einer Frau kommen kann, nicht aber wie sein inneres Wesen und das Leben als solches eine besondere Bestimmung erfährt.

Ernst Roeder.

Launige Geschichten.

1. Komische Geschichten. Von Ludwig Stave. Leipzig, Licht. 1893. 8. 50 Pf.
2. Italienischer Salat. Allerlei Heiteres aus dem Lande der Citronen, aufgetischt von Oskar Justinus. Berlin, Wilhelmi. 1892. 8. 2 M.
3. Das Festspiel zu Rothenburg. Eine heitere Pfingstgeschichte von Albert Schultheiß. Mit 16 Abbildungen und erläuterndem Texte aus dem Festspiel. München, Münchener Handelsdruckerei u. Verlags-Anstalt, M. Poeßl. 1892. 8. 2 M. 40 Pf.
4. Das muntere Jahrhundert. Ein Humoreskenstrauß von Karl Pröll. Berlin, Wilhelmi. 1892. 8. 2 M.
5. Zerbrochenes Spielzeug. Ein Skizzenbuch von Karl Pröll. Berlin, Wilhelmi. 1892. 8. 3 M.
6. Was sich das Volk erzählt. Deutscher Volkshumor. Gesammelt und nacherzählt von Heinrich Merkens. Jena, Costenoble. 1892. 8. 5 M.

Es ist eigentlich eine recht wenig erheiternde Aufgabe für den Kritiker, dürre Referate zu geben von Büchern, die ihm manche halbe Stunde erheitert haben. Auch für die Verfasser dieser Bücher ist ein solches Referat nicht übermäßig erheiternd, dafern mit ihm eine Kritik des Werthes der Bücher verbunden ist, wie es doch sein soll. Denn da wird mancherlei Unvollkommenheit und Mangelhaftigkeit nicht unerwähnt bleiben, und der Schriftsteller darf noch froh sein, wenn der Kritiker nicht mit einer Abhandlung über das Wesen des Humors beginnt und damit endet, nachzuweisen, wie wenig die heitern Bücher dem Ideal des Humors entsprechen. In allen uns vorliegenden Büchern steckt ein Stück Humor, in den einen weniger, in den andern mehr; aber besagten Humor sozusagen zu destilliren und hübsch auf Flaschen gezogen den Lesern d. Bl. vorzusetzen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Nicht einmal Proben lassen sich geben, und um so weniger, je humoristischer ein ganzes Buch ist: da thut man mit einem kleinen Ausschnitt dem Verfasser leicht Unrecht, und sehr selten trifft gerade bei Humoren das alte Wort zu: ex ungue leonem. Bei witzigen, komischen, burlesken Skizzen

ist das schon eher möglich; denn da handelt es sich mehr um das Formelle. Der Humor ist aber eine Grundstimmung, aus der Lachen wie Weinen entsprießen kann. Das was man so gewöhnlich Humoresken heißt, hat in der Regel mit wirklichem Humor nichts zu thun, und da, wo diese Beziehung fehlt, ist oft der tiefste Humor.

Ludwig Stave (Nr. 1) hat entschieden etwas von diesem humoristischen Untergrunde; er hätte seine Geschichten wol besser statt als komische, als drollige, schnurrige oder launige Geschichten bezeichnet, einige hätte er geradezu humoristische heißen können. Komisch ist in dem Büchlein eigentlich wenig; aber einige dieser kleinen Geschichten versetzen den Leser in jene Stimmung, die gemischt ist aus Herzenstheilnahme und behaglichem Lächeln. Und wer das erreicht, der wandelt die Pfade des Humors.

Nicht ganz abseits treffen wir Oskar Justinus (Nr. 2). Er hat im Lande der Citronen den Humor nicht verloren, wie so mancher dorten, und neben all dem Lehrhaften und Allbekannten, was sein Buch bringt, blitzt dieser Humor bisweilen auf. Merkwürdig, wie sich die italienischen Humore übrigens wiederholen! Was Justinus z. B. von seiner Vesuvbesteigung erzählt, habe ich nicht blos gerade so und auch gerade so humoristisch von andern erzählen hören, sondern auch selbst schon vor Jahren, als ich heimkam, erzählt. Es erlebt eben jeder ungefähr das Gleiche; nur trägt der eine die Farbe, der andere jene stärker auf. So ist das Buch für die, welche in Italien waren, eine heitere Erinnerung, erzählt es doch „Selbsterlebtes", dessen Wahrheit man selbst erfahren hat; für künftige Italienfahrer ist es ein reizendes Vorstudium und wird ihnen auch praktisch recht gute Dienste thun. Das S. 33 citirte Wort hat übrigens zu meiner Zeit „lingua toscana in bocca romana" geheißen, nicht umgekehrt. Der Verfasser hat gut beobachtet und gibt seine Beobachtungen und Erfahrungen in anmuthiger Form, oft nicht ohne satirische Wendungen, einmal sogar mit einem blutigen Kalauer wieder. Das Buch liest sich bei der durchgehends frischen und ungezierten Darstellung gut und darf empfohlen werden.

Nicht das Gleiche möchte ich von Albert Schultheiß' „Festspiel von Rothenburg" (Nr. 3) sagen. Das ist so die übliche „Humoreske" ohne Humor, mit etwas Begeisterung und Belehrung über das Festspiel verbrämt: eine gemachte Geschichte, bei der das einzig Komische, die Verwechselungskomödie, nicht einmal ordentlich ausgebeutet wird. Das Beste an dem Büchlein sind die zahlreichen Illustrationen aus Rothenburg und seinem Festspiel — diese waren auch wol zuerst da, und zu ihnen hat sich der Verleger einen Text machen lassen. Wer übrigens anspruchslos ist und das Festspiel entweder gesehen hat oder sehen will, dem wird das Büchlein eine angenehme halbe Stunde verschaffen.

Die beiden Bücher Pröll's (Nr. 4 u. 5) unterscheiden sich wenig voneinander: ein großer Theil der Skizzen des einen könnte auch in dem andern stehen, nur daß die mehr heitern im „Muntern Jahrhundert", die ernstern im „Zerbrochenen Spielzeug" zusammengestellt sind. Es sind wol alle ursprünglich Feuilletons, und nicht alle tragen den Berechtigungsschein für eine Buchausgabe von Haus aus in sich. Vollends hintereinander gelesen, was doch ein Buch eigentlich ertragen muß, ermüden und verwirren sie, und manche dieser Skizzen, die ich seinerzeit als Feuilletons las und die mir damals ganz wohl gefielen, haben mich beim zweiten Lesen enttäuscht, ohne daß ich gerade Fr. Rückert's Wort darauf anwenden wollte:

Manch artig Büchlein läßt sich einmal lesen,
Zu dem der Leser nie dann wiederkehrt,
Doch was nicht zweimal lesenswerth gewesen,
Das war nicht einmal lesenswerth.

Da übrigens in den Büchern mit ihren Skizzen, Novellenfragmenten, Novelletten, Augenblicksbildern, Lebenserinnerungen von allem Möglichen gehandelt wird, so findet wol jeder Leser etwas ihm Zusagendes darin, wenn auch die oft sprunghafte, geistreichelnde und manchmal gequält witzige Art der Darstellung nicht jedermanns Freude sein wird. Am meisten ergreift der Verfasser in Scherz und Ernst, wo er am einfachsten ist.

Vom Salonhumor zum Volkshumor — diesen Schritt machen wir zuletzt mit dem lustigen Sammelbüchlein von H. Merkens (Nr. 6). Aus schriftlicher wie mündlicher Ueberlieferung hat der kundige Herausgeber gesammelt, was an humoristischen Erzeugnissen älterer und jüngerer Zeit noch im Munde des Volks lebt: Schnurren und Schnacken jeder Gattung, auch der derbern Art, lustige Teufels- und Heiligenlegenden, anzügliche Priesterwitze, an denen namentlich das Rheinland reich ist, Schwabenstreiche aus allen deutschen Ländern und Schwänke aller Art. Zweierlei hat den Herausgeber, wenn wir recht sehen, geleitet: ein culturhistorisches Interesse und die Absicht, uns durch die gelungensten Proben des Volkshumors zu erheitern. Und man muß es ihm in der That hoch anrechnen, daß er mit vieler Mühe und unablässigem Sammeleifer auf diese Weise manches vor dem Untergang gerettet hat, was ihm über kurz oder lang verfallen wäre. Aus seinen Nachweisen ersieht man mit Erstaunen, wie viele der uralltesten Schwänke noch heute im Volksmunde leben. Als Kölner nahm sie Merkens großentheils aus dem kölner Mund und darum auch im kölnischen Dialekt; eine Menge solcher in Köln localisirter Geschichten findet sich aber auch in andern deutschen Landestheilen. Es wäre höchst interessant, ein paar solcher Schwänke aus den verschiedensten Gegenden und in den verschiedensten Dialekten nebeneinander zu stellen und zu zeigen, wie sie sich je nach der Stammesart gefärbt und verändert haben, und welche Wiedergabe den Preis des Humors davonträgt. Die Geschichte von des Pfarrers Hund, der sprechen lernte, ist hier nach mündlichem Berichte kölnisch wiedergegeben; Rosegger hat sie in „Tannenharz und Fichtennadeln" steirisch erzählt, und ich glaube noch humoristischer als der Kölner. Die Geschichte von den zwei Löchern in der Thüre, einem großen für den Hund, einem kleinen für

die Katze, sagt man im Schwabenland einem einst durch seine Schlauheit berühmten Manne nach, nur noch hübscher: als seine Katze einst sechs Junge bekam, ließ er neben dem großen Katzenloch sechs kleine machen, damit doch die kleinen auch durchkämen. Für die Nachweise und Bemerkungen zu den 317 Stücken der Sammlung muß man dem Herausgeber besonders dankbar sein. Eine zweite Auflage bringt, hoffentlich unter Mitwirkung der vielen Freunde, die sich das Buch gewinnen wird, wol hierin noch manche Ergänzung und Berichtigung. Ich will mit einigen den Anfang machen. Die Anekdote von dem Manne, der einen Stein als Muster seines zu verkaufenden Hauses vorwies, ist meines Wissens nicht ulmisch, sondern altclassisch und war schon ein griechischer Witz. Den zwei Wallfahrern, die zur Fleischeskreuzigung auf Erbsen gehen, der eine auf ungekochten, der andere klügere aber auf gekochten, begegnen wir schon im „Simplicissimus", und Grimmelshausen hat sich selbst den Ruhm, der Klügere gewesen zu sein, zugelegt. Die Geschichte von der Welterschaffung, die hier nürnbergisch localisirt ist, findet sich bei Th. Körner („Nachwächter", im ersten Auftritt). Das Wort des Malers, der so schöne Kinder malte und so häßliche besaß, stammt meines Wissens von Giotto, und so ließen sich noch viele Ergänzungen geben, die der Herausgeber gewiß dankbar annehmen wird.

Daß der Volkshumor nicht immer gerade fein ist, braucht nicht besonders betont zu werden; ebenso wenig, daß, wer eine solche Sammlung zusammenstellt, nicht zimpferlich und altjüngferlich sein darf, sonst fällt oft gerade das Beste neben hinunter. Der Herausgeber weiß wohl, „daß das dem reinen Volksmunde entnommene freie und ungeschminkte Wort zuweilen auch in schmutziger Absicht misbraucht wird", aber er bemerkt im Vorwort mit Recht, „daß seinem innersten Wesen nach der Volkshumor durchaus sittlicher Natur ist, obgleich er kein Bedenken trägt, Dinge beim rechten Namen zu nennen, zu besprechen und als Zielscheibe des Scherzes zu benutzen, die man sonst, in andern Kreisen mit schwächern und reizbarern Nerven, auch nur leise zu berühren Scheu tragen würde". In Ohnmacht wird trotzdem schwerlich jemand fallen ob diesem Büchlein, und was einem Leser zu derb ist, das — braucht er nur nicht weiter zu erzählen. Das Ganze ist ein Grundstein für eine Geschichte oder Psychologie des Volkshumors, dabei höchst amüsant durchzublättern und für Anekdotenerzähler eine Fundgrube, die sie nicht so bald erschöpft haben werden. Gut erzählt oder vorgelesen sind viele dieser Dinger von der erheiterndsten Wirkung; ich schließe mit einem von geradezu verblüffender Bauernschlauheit, das der Sammler selber im Kölnischen eingefangen hat:

„Weiß d' et ald, Tünn (Anton)?" sagt ein Freund zu einem andern, „ming Frau hät dis Naach e Kind gekräge." — „Ne Jung oder e Mädche?" — „Rod ens (Rathe einmal)." — „No, ne Jung". — „Morge-Mötz (betheuernde Verneinung), nit gerode (nicht gerathen!)." — Dann es et e Mädche." — „Do Luppohr, dat hät der einer gesoht." (Du Schlaukopf, das hat dir einer gesagt)!

Gegen Derartiges ist mit dem Verstand aller Verständigen nicht aufzukommen. Da gibt's nur noch — Lachen.

Richard Weitbrecht.

Feuilleton.

Auf dem französischen Büchermarkt sah es in dem Augenblick, da wir diesen Bericht schrieben, noch recht ruhig aus. Die große Menge der Weihnachtsbücher erscheint erfahrungsgemäß erst in der letzten November- und ersten Decemberwoche. Es ist der Moment, da das gesellige wie das wissenschaftliche Leben in Paris lebendiger wird, nachdem man die schönen Spätherbstwochen noch auf dem Lande zugebracht hat.

Wir erwähnen heute zunächst einige wissenschaftliche Werke, die jeden Gebildeten in hohem Maße zu interessiren geeignet sind.

In dem Buche „La Rose dans l'antiquité et au moyen-âge. Histoires et légendes" (Paris, Bouillon) bespricht Charles Joret, Professor an der philosophischen Facultät in Aix, die Geschichte der Königin der Blumen. Er erzählt mit eindringendster Sachkenntniß und mit viel Geschmack und Laune von der Rolle, die die Rose in dem öffentlichen wie im Privatleben der verschiedensten Völker gespielt hat. Ganz besonders anziehend sind die zahlreichen und sinnigen Geschichten und Legenden, die sich an die sagenumwobene Blume knüpfen. Joret hat sie mit erstaunlichem Fleiße gesammelt und mit sichtlichem Behagen, das sich auch seinen Lesern mittheilt, vorgetragen.

Die Franzosen sind bekanntlich Meister in der geschmackvollen, anziehenden, in gutem Sinne volksthümlichen Darstellung schwieriger, dem allgemeinen Interesse fernliegender Stoffe. Das zeigt sich auch in dem neuen Buche von Max Egger: „Histoire de la littérature grecque" (Paris, Delaplane). Alles Nebensächliche, d. h. für den gebildeten Laien, der hier etwa mit einem guten Primaner gleich gewerthet wird, Nebensächliche bleibt weg; er läßt aber dafür alles wirklich Bedeutende, Personen und Dinge, um so plastischer heraustreten.

Die großartige „Grande Encyclopédie" hat eine weitere Fortsetzung aufzuweisen. Die Bände 14 und 15 umfassen den Buchstaben D und einen großen Theil von E. Aus dem letztern heben wir besonders die geistvolle Untersuchung über Begriff, Wesen und Geschichte der Etiquette hervor. Bei dieser Gelegenheit machen wir darauf aufmerksam, daß eine neue Auflage des ausgezeichneten, für alle, die sich in irgendwelcher Richtung mit Frankreich beschäftigen, unentbehrlichen „Dictionnaire universel d'histoire et de géographie" von Bouillet erschienen ist. Der Leiter der nach Bouillet's Tode erscheinenden Auflage ist Gourraigne, unter dessen geschickter Hand das Buch entschieden gewonnen hat. Der Plan und die Anordnung sind die alten. Besonders willkommen ist die starke Vermehrung der Bibliographie, die das Buch ganz besonders uns Deutschen noch werthvoller macht.

Den Religionsphilosophen und solchen, die sich als Laien für diese Dinge interessiren, empfehlen wir das bedeutende Buch von Letourneau, Professor an der École d'anthropologie: „L'Evolution religieuse dans les diverses races humaines."

In der Académie des sciences morales et politiques in Paris hat in einer der letzten Sitzungen der bekannte Historiker Sorel ein Kartenwerk vorgelegt, das die Hauptepochen des euro-

päischen Gebietsbestandes in der neuern Geschichte darstellt: „L'Europe depuis deux siècles. 1715. 1789. 1815. 1892." Wir führen das hier an, weil es charakteristisch sein dürfte, daß der namhafte Gelehrte in dieser vornehmen wissenschaftlichen Gesellschaft in die Besprechung dieses Werks sehr chauvinistische Bemerkungen über den französischen Gebietsbestand von 1892 hat einfließen lassen. Er mißt diesen Gebietsbestand an seiner sehr subjectiven Auffassung von der „natürlichen" Grenze Frankreichs, als die ihm natürlich der Rhein gilt.

Von Romanen und Erzählungen können wir heute nur zwei nennen, die ein größeres Interesse beanspruchen. Die „Contes à la Reine" von Robert de Bonnières (Paris, Ollendorf) sind sinnige gereimte Erzählungen aus der Zeit der Feen, der Heiligen und der französischen Könige, welche letztern für den heutigen Franzosen ja auch schon zu den legendenhaften Stoffen zu gehören beginnen. Ein französischer Kritiker nennt sie „des historiettes agréablement rimées". Sie schlagen einen in Frankreich selten gehörten Ton an. — Das zweite zu nennende Buch sind die „Contes sur porcelaine" von Jean Madeline. Sie sind das Werk eines jungen Talents, dem kein Geringerer als der Literarhistoriker Faguet eine recht günstige Zukunft weissagt, erfundene Geschichten, von denen einige mit viel Geschick interessante psychologische Probleme behandeln.

Wir machen endlich unsere Leser auf eine neue französische Wochenschrift aufmerksam, die sehr geeignet sein dürfte, alle, die mit der französischen Tagesliteratur in Fühlung bleiben wollen, ohne dieser Beschäftigung viel Zeit und Mühe widmen zu können, zu befriedigen. Seit dem 1. Juni d. J. erscheint bei Plon, Nourrit et Co. in Paris die „Revue hebdomadaire". Sie bietet auf wöchentlich 10 Druckbogen Kleinoctav für jeden Geschmack eine Fülle guter Lektüre aus allen Gebieten, mit Ausschluß allein desjenigen der strengen Wissenschaft. Gute Romane und Novellen angesehener zeitgenössischer Schriftsteller, historische Memoiren, fesselnde Reisebeschreibungen, regelmäßige Berichterstattungen über die wichtigsten Erscheinungen des pariser literarischen, künstlerischen, musikalischen Lebens, politische Wochenübersichten werden in jedem Hefte gebracht. Die angesehene Verlagshandlung hat nur tüchtige, zum Theil sogar berühmte Mitarbeiter herangezogen. In den bisher erschienenen Nummern begegnen wir Namen von bestem Klange. Pierre Loti ist vertreten mit zwei glänzenden Schilderungen aus seinen Weltreisen; Alphonse Daudet's „Rose et Ninette" ist fast gleichzeitig mit dem Erscheinen in Buchform abgedruckt worden; der General Graf von Rochechouart gibt höchst spannende Erinnerungen aus der Revolution, dem Kaiserreich und der Restauration; der Baron von Mandat-Grancey schildert mit den anziehenden Farben eines der selbst dagewesen ist, das vielbesprochene, aber wenig gekannte Madagaskar; aus Lavisse's Aufsehen erregendem Buche über die Jugend Friedrich's des Großen finden wir ein köstliches Porträt Friedrich Wilhelm's I. Neben diesen Abdrücken aus neuerscheinenden Büchern, die den vielen Lesern willkommen sind, die sich die Bücher selbst doch nicht kaufen würden, findet sich in jeder Nummer eine Anzahl noch unveröffentlichter Werke; wir weisen besonders auf die feinsinnigen Novellen von Paul Margueritte hin. Die regelmäßigen Wochenchroniken sind zwar nicht so umfangreich wie die der „Revue des deux mondes", heben sich aber durch den frischen launigen Ton für manche vortheilhaft von den etwas akademisch trockenen Berichten des vornehmeren Blattes ab. Der Preis ist sehr niedrig: 50 Centimes für die Nummer von 160 Seiten; der Druck ist gut und klar. Wir empfehlen das Unternehmen allen Freunden guter französischer Lektüre aufs angelegentlichste.

— Anfang December soll im Verlage von Breitkopf u. Härtel in Leipzig eine Ausgabe sämmtlicher bekannter Liszt-Briefe (zwei Bände), gesammelt von La Mara, erscheinen, die eine fast lückenlose Selbstbiographie des Künstlers bieten.

— Von Alfred Friedmann erscheinen zur Weihnachtszeit zwei Romane: „Die Heckenrose", eine Erzählung, welche theils in Berlin, theils in Argentinien spielt, im Verlage von Rosenbaum u. Hart in Berlin und gleichzeitig bei dieser Firma und bei J. Bensheimer in Mannheim „Die Danaiden".

Bibliographie.

Adels- und Salonblatt. Wochen-Schrift. Red.: Harry von Pilgrim. 1. Jahrgang. Oktober 1892—September 1893. 52 Nrn. Berlin, O. Rothacker. Gr. 4. Vierteljährlich 2 M.

Below, H. v., Zur Geschichte des Jahres 1806. Glogaus Belagerung und Vertheidigung. Berlin, K. Siegismund. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Berthold, Helene, Geschichte der Hugenotten oder die Reformation in Frankreich. Berlin, Deutsche Evangelische Buch- und Tractat Gesellschaft. 8. 1 M.

Blätter, lose, im Interesse der Frauenfrage. Nr. 4: Moderne Frauenthypen in der russischen Litteratur. Vortrag von Cäcilie Dose. Dresden, C. Tittmann. Gr. 8. 20 Pf.

Bylicki, F., Die Musik in Polen. Skizze. Das Theater in Polen. Skizze von A. Szczepański. Wien. (Leipzig, Literarische Anstalt Aug. Schulze.) Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Deutschland auf dem Monde. Ein Sommernachtstraum von *_*. Leipzig, E. Rust. 8. 50 Pf.

Evers, E., Brandenburgisch-preußische Geschichte bis auf die neueste Zeit. Mit 3 Karten, die Entwickelung des preußischen Staates betreffend, ferner mit in den Text aufgenommenen Bildnissen und den Plänen der wichtigsten Schlachtfelder. Berlin, Winckelmann u. Söhne. Gr. 8. 7 M.

Flüggen, O. G., Die Wagnerbühne der Zukunft, eine bühnentechnische Skizze. München, G. Franz. 12. 30 Pf.

Gerland, O., 1810—1860. Zwei Menschenalter kurhessischer Geschichte, nach den Erinnerungen und Aufzeichnungen des Generalmajors Gerland und anderen Quellen dargestellt. Kassel, M. Brunnemann. 8. 2 M. 40 Pf.

Geschichte des Zieten-Husaren-Regiments. Für die Husaren zusammengestellt. Rathenow, M. Babenzien. 8. 75 Pf.

Haebler, K., Maria Josefa Amalia, Herzogin zu Sachsen, Königin von Spanien. Dresden, W. Baensch. Gr. 8. 4 M.

Humbert, Geistliche, humoristische, komische und andere Erinnerungen an 44 bedeutende zeitgenössische deutsche Männer, nebst 87 Denkmalen gleichen Charakters. Graudenz, J. Gaebel. Gr. 8. 2 M.

Klein, E., Der Socialdemokrat hat das Wort! Die Socialdemokratie, beleuchtet durch mehrere hundert Zeugnisse von Parteigenossen. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Koehler, F., Ehstländische Klosterlectüre. Ein Beitrag zur Kenntniss der Pflege des geistigen Lebens in Ehstland im Mittelalter. Reval, F. Kluge. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Kollektion Cronbach. Skizzen und Erzählungen aus dem jüdischen Kultur- und Familienleben. 1.–5. Bd. Berlin, S. Cronbach. 8. à 1 M. 50 Pf.

Lachmann's, K., Briefe an Moriz Haupt. Herausgegeben von J. Vahlen. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 4 M.

Matthias-Tendering, Auch ein Hohenzoller. Vaterländisches Schauspiel. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Merz, J., Das ästhetische Formgesetz der Plastik. Leipzig, E. A. Seemann. Gr. 8. 4 M.

Mey, B., Er ist verrückt. Lustspiel. Paderborn, Bonifacius-Druckerei. 12. 30 Pf.

Meyer, C., Hardenberg und seine Verwaltung der Fürstenthümer Ansbach und Bayreuth. Breslau, Dr. C. Meyer's Selbstverlag. Gr. 8. 3 M.

Nachrichten über Kaiser Wilhelms-Land und den Bismarck-Archipel. Herausgegeben von der Neu-Guinea-Compagnie zu Berlin. Jahrgang 1892. 1. Hft. Berlin, A. Asher u. Comp. Gr. 8. 1 M. 25 Pf.

Pastor, W., Vom Kapitalismus zur Einzelarbeit. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. 8. 1 M. 60 Pf.

Regel, F., Thüringen. Ein geographisches Handbuch. 1. Tl.: Das Land. 1. Grenzen. 2. Bodengestalt und Gewässer 3. Schichtenaufbau und Entstehungsgeschichte. 4. Klima. Mit 1 geologischen Karte, 3 größeren geologischen Profilen und 40 Textabbildungen. Jena, G. Fischer. Gr. 8. 8 M.

Sammlung pädagogischer Vorträge. Herausgegeben von W. Meyer-Markau. V. Bd. 6. Hft.: Mozart, ein sittlich erziehliches Vorbild deutscher Jugend und ihrer Pfleger. Charakter-Studie von L. Meinardus. Bielefeld, A. Helmich. Gr. 8. 60 Pf.

Schaefer, F., Gedichte. Berlin, A. Haack. 8. 1 M. 50 Pf.

Schafheitlin, A., Letzte Gedichte. Nebst Anhang: Moderne Verehrer, Satire. Berlin, Rosenbaum u. Hart. 8. 4 M.

Schlaf, J., Meister Oelze. Drama. Berlin, S. Fischer. 8. 2 M.

Schultze, F., Deutsche Erziehung. Leipzig, E. Günther. 8. 5 M.

Thele, H., In stillen Stunden. Gedichte. Saarlouis, M. Hausen. 12. 3 M.

Unverzagt, T., Zeitgemäße Gedanken über Socialdemokratie, Christentum u. Schule. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 8. 2 M.

Vogl, A., Die Sprache in ihren Beziehungen zu den Sprachwerkzeugen. Graz, Leykam. Gr. 8. 80 Pf.

Weißenthurn, M. v., Eine Schicksalsfrage. Roman. Hamburg, A. V. Lacisz. 8. 5 M.

Wolff, T., Der Untergang. Roman. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Ein Märchen
von
Friedrich Gerstäcker.
Dritte veränderte Auflage.
Ein Band Groß 8°. Eleganteste Ausstattung mit 6 Farbendruckbildern, broch. 5 M. Gebunden in Originaldecke 6 M.

Wie der Christbaum entstand.

Die Bilder sind von Künstlerhand in Mohnscher Manier gezeichnet und in 14farbigem Buntdruck ausgeführt; sie gereichen dem Buche zur größten Zierde.

Zu Weihnachten wird das Buch zu den **beliebtesten** und **begehrtesten** Jugendschriften gehören.

Das Werk wird bekanntlich in allen Jugendschriften- u. Lehrer-Katalogen als besonders empfehlenswerth bezeichnet!

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Weihnachten 1892.

In allen Buchhandlungen sind zu haben:

Illustrirter Katalog
ausgewählter Werke
aus dem Verlage von
F. A. Brockhaus in Leipzig.
8. Geh. 32 S. mit 50 Abbildungen und einer Chromotafel.

Verzeichniß
von Reisewerken
aus dem Verlage von
F. A. Brockhaus in Leipzig.
8. Geh. 24 S. mit 20 Abbildungen.

Verzeichniß ausgewählter Werke in eleganten Einbänden. 8. 16 S.

Jeder dieser drei Kataloge enthält eine reiche Auswahl zu Weihnachtsgeschenken besonders geeigneter Werke.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Französische Revolution.
Von **Thomas Carlyle.**
Aus dem Englischen von P. Feddersen.
Zweite Auflage, umgearbeitet von E. Erman.
Drei Theile. Geh. 7 M. 20 Pf. Geb. 9 M.

Gegr. 1877.
Marius Kayser
Hamburg.
Bordeaux-, Südweine- und Spirituosen-Versand.

20—50% Ersparniß

beim Einkauf von Musik-Instrumenten aller Art 2c. durch directen Bezug von:
Ludwig Glaesel jr.
Markneukirchen W. L.
Feinste Ausführung. Reparat. sorgfältigst. Illustr. Preislisten gratis u. franco.
A. über Orchesterinstrumente u. Zithern 2c.
D. über Harmonikas, Musikwerke u. Luxusartikel 2c.

Feine Harzer
!Kanarien-Vögel!
mit den seltensten Touren zu M. 6, 8, 10, 12, 15 und 20 per Stück empfiehlt und versendet unter Garantie laut Preiskourant
H. Natermann,
Clausthal, Oberharz.
N.B. Zahlreiche Anerkennungsschreiben stehen zu Diensten.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
in Pulver- u. Würfelform.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäfte.

(Mit Beilagen von **Dr. E. Albert & Comp.**, München, und **Benno Schwabe's Verlag**, Basel.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 50. — 15. December 1892.

Inhalt: Die Zerstörung Magdeburgs 1631. Von Wilhelm Arndt. — Eine neue deutsche Geschichte. Von Walther Schultze. — Biographisches. Von Friedrich Bienemann. — Zur deutschen Literaturgeschichte. Von Adalbert Schroeter. — Geschichtliche Trauerspiele. Von Richard Friedrich. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Die Zerstörung Magdeburgs 1631.

Gleichwie durchs Feuer siebenmal
Das Silber und all rein Metall
Probirt muß werden überall:

So Luthrische Lucretia,
Aufrechte deutsch' Constantia,
Bin ich in ewiger Gloria!

Mit diesen Worten feiert die „Saguntina prosopopoeia weilandt der löblichen Anse- nun Anzweh-Stadt Magdeburg" den Brand der Elbfestung Magdeburg am 20. Mai 1631. Lange Zeit stand das „Dogma von der Zerstörung Magdeburgs", wie es einst Schiller mit feurigen Worten gepriesen, wie noch die neuere historische Forschung es bestätigt zu haben schien, das Dogma, daß Tilly und Pappenheim es gewesen, die die Brandfackel in die mit Sturm genommene Stadt geschleudert, unverrückbar fest; erst Wittich *) gebührt der Ruhm, es für alle Zukunft zerstört und nachgewiesen zu haben, daß die eigenen Bürger mit der Verzweiflung der Unterliegenden selbst ihr Heim angezündet haben. In einer großangelegten frühern Arbeit: „Mageburg, Gustav Adolf und Tilly", hatte Wittich bereits vor Jahren seine Ansicht begründet. Mannichfacher Widerspruch, den er fand, reizte ihn zu neuen, weitausgedehnten archivalischen Forschungen, als deren Gewinn jetzt das Buch, das sich mit den Lebensschicksalen des todesmuthigen Vertheidigers, Dietrich von Falkenberg, beschäftigt, vorliegt. Er entrollt in ihm eine Tragödie, wie sie furchtbarer sich selten im Laufe der Weltgeschichte abgespielt hat, ein Heldenleben von wahrhaft antiker Größe und Kraft, das in seinem Ringen mit einem unabwendbaren Geschick bis zum Fall unsere staunende Bewunderung erregt!

In jungen Jahren hat Falkenberg die katholisirte paderbornische Heimat verlassen, arm und heimatlos brachte er nach dem Norden, wo er eine Zuflucht fand, nichts mit als seinen protestantischen Glauben und sich selbst. Durch die Masse des Volks, durch alle protestantischen Schichten Deutschlands, ging unter dem Sturm des Dreißigjährigen Kriegs ein Seufzen nach Erlösung und damit die Sehnsucht nach dem Messias, der die Heerde der Protestanten gegen die grimmigen Visse ihrer wölfischen, katholischen Feinde zu schützen, von Gott selbst gesandt zu sein schien. Langsam reiften diese Pläne in Gustav Adolf's großer Seele. Es war nicht seine Art, sich mit dem kecken Wagemuth des Jünglings in den Kampf zu stürzen. Der große Feldherr, der auf den blutigen Schlachtfeldern Deutschlands unverwelkliche Lorbern erringen sollte, war ein ebenso großer kühl abwägender Diplomat. Und auch Falkenberg, der bereits in Schweden das „ganze Herz" Gustav Adolf's gewonnen hatte, ist vom König anfänglich durchaus im diplomatischen Dienst verwendet worden: die militärische Seite trat bei diesem deutschen Edelmann, der in raschem Emporsteigen es bald bis zum Hofmarschall des Schwedenkönigs brachte, zuerst noch ganz zurück. Als Diplomat des Königs vollbringt er eine Sendung nach Danzig, erst bei seiner Mission nach Holland bildet er sich zu dem „Diplomaten des Kriegs" aus, wie ihn Wittich treffend benannt hat. Und selbst als der „Löwe aus Mitternacht" sich zu dem Sprunge nach Deutschland anschickt, hat er seinen getreuen Falkenberg noch wesentlich mit diplomatischen Aufgaben betrauen wollen; neue Anwerbungen sollten das auf schwedischem Boden gesammelte Heer Gustav Adolf's verstärken, Fürsten und Stände sollten durch Falkenberg's Vermittelung dazu bewogen werden, eine Armee von Deutschen durch Deutsche zu bilden. Mit dem Kurfürsten von Sachsen, mit dem protestantischen Erzbischof von Bremen, mit den Herzögen von Mecklenburg sollte der in den schwedischen Ritterstand erhobene Hofmarschall unterhandeln, sie zu einer großen gemeinsamen Erhebung aller Protestanten gegen den Kaiser und sein Heer anregen.

*) Dietrich von Falkenberg, Oberst und Hofmarschall Gustav Adolf's. Ein Beitrag zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges. Von Karl Wittich. Magdeburg, Schäfer. 1892. Gr. 8. 6 M.

Seit langem hatte Gustav Adolf die militärische Wichtigkeit Magdeburgs erkannt, den Besitz der Festung früh in seine Berechnungen gezogen. Ein seit einem Jahrhundert heiß umworbener Platz! Dem Kaiser Karl V. hatte die magdeburgische Jungfrau, wie das Volkslied spottete, den Tanz versagt; Wallenstein hatte vor kurzem die mehrmonatliche Blokade, mit welcher er die Stadt, die während derselben ganz auf ihre eigene Kraft gestellt war, bedräute, unverrichteter Sache aufheben müssen. Der vertriebene Administrator von Magdeburg, Christian Wilhelm, hat mit drängenden Briefen immer wieder und wieder den Schwedenkönig bestürmt, die Stadt zu besetzen. Eine hohle, eitle, selbstgefällige Natur, Egoist durch und durch, hatte der Administrator klug zu verschweigen gewußt, wie wenig Boden er selbst bei den Bürgern seines Erzstiftes besaß. Aber er gewann das Vertrauen des Königs, und sein und des Königs demagogischer Agent Stallmann ebnete ihm die Wege zum Einzug in die Feste. Bereits am 1. August 1630 schloß die Bürgerschaft auf dem Rathhause das Bündniß mit Schweden. Gustav Adolf triumphirte in seinem Feldlager bei Stettin, als ob er einen großen Sieg davongetragen hätte, der Anfang des von ihm ersehnten deutschen Universalaufstandes schien gemacht zu sein. So entschließt er sich, Falkenberg nach Magdeburg zu senden, „die Stadt uns zu versichern und also ein Diversionswerk allda anzurichten; hoffen hierdurch die Länder Magdeburg, Meißen, Anhalt, Mansfeld und Böhmen als die rechten Kornhäuser von diesen untern Quartieren abzuschneiden, uns der Elbe zu versichern, dem Feind aber eine Necessität aufzuerlegen, sich der Orten zu engagiren und uns allhier desto freier handeln zu lassen, seine vires zu distrahiren und also den Malcontenten Luft zu geben, sich zusammenzuthun oder zum wenigsten die Contributionsmittel zu difficultiren, in summa der Rakete des Universalaufstandes durch Deutschland hierdurch Feuer zu geben". — Aber Falkenberg sah der König niemals wieder!

Mit Mühe und Noth, nur durch eine Verkleidung in etwas geschützt, schlug sich der neue Commandant durch die feindlichen Reihen und traf glücklich in Magdeburg ein. Es war der richtige Mann am richtigen Platz! Freilich Illusionen hat er sich, noch ehe er die Stadt erreicht, kaum hingegeben. Als er dann dort eintraf, fand er die Sachlage schlimmer, als ihm und dem König vorgestellt war. Die Mittel der Bürger waren durch die vorjährige Blokade erschöpft, durch den Anschluß an Schweden hatten sie zudem wol nur gehofft, die so heiß von ihnen begehrte Reichsfreiheit endgültig zu erringen. Die Festungswerke waren theils unfertig, theils zerfallen, der König mit seiner Hauptarmee noch viel zu fern, als daß man auf seinen verheißenen Schutz mit Sicherheit hätte rechnen können. Der Pöbel, durch Stallmann aufgeregt, träumte von goldenen Bergen, gleichviel ob sie auch nur durch Plünderung der Besitzenden zu erhalten waren. Die benachbarten Fürsten aber, an ihrer Spitze der Kurfürst von Sachsen, hielten scheu zurück und zeigten keine Lust, für den Glauben das liebe Ich einzusetzen. Bald zeigte es sich, daß der Aufstand in Magdeburg viel zu früh ausgebrochen sei. Nur auf einen Bundesgenossen innerhalb der Stadt konnte Falkenberg vom ersten Beginnen an zählen, auf die protestantischen Prediger, die nicht müde wurden, von den Tempeln herab das Volk zum Widerstand gegen den Teufel, d. h. gegen den Kaiser und die ligistischen Feldherrn, zu entflammen. Allen voran ging der Pastor Gilbert. Ihm ist es zu danken, daß immer neuer Muth in die Seelen der Bevölkerung gesenkt wurde. Aber es ist der Muth der Verzweiflung!

Und verzweifelt war auch Falkenberg vom ersten Tage seines magdeburger Aufenthalts an. Er sähe nicht ein, „wie lange er bestehen könne", schrieb er gleich anfangs an Gustav Adolf. Später soll er einmal geäußert haben, nicht zehn Pferde hätten ihn nach Magdeburg gebracht, wenn er die Lage der Dinge früher gekannt hätte. Helden hatte er in den Magdeburgern zu finden geglaubt, und als Krämer mußte er sie erkennen, die seinen wenigen Soldaten Sold und Unterhalt, ja sogar Quartier in der Stadt selbst versagten. Wie er dann des Widerstandes Herr wurde; wie er dem gemeinen Mann das Herz abgewann, gerade die untersten Volksschichten zu verzweifeltem Widerstand zu bewegen wußte, bald den neu eingesetzten Rath auf seine Seite zog, Geld und Nahrungsmittel flüssig zu machen verstand, mit den Prädicanten, obwol innerlich zerfallen, doch ein gutes Einvernehmen bewahrte; wie er neue Schanzen aus der Erde stampfte, Ausfälle machte und siegte, wie er endlich den Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht in die That umsetzte — das alles mögen unsere Leser in dem prächtigen Buche selbst nachlesen. Lange noch hoffte er, daß Gustav Adolf heranrücken und die Stadt entsetzen würde. Dann sah er ein, daß er in dieser Hoffnung getäuscht, daß der kühne Gedanke des Universalaufstandes Deutschlands aufgegeben werden müßte. Und zuletzt wußte er, daß es sein Schicksal sei, sich unter den Trümmern Magdeburgs begraben zu lassen. Gegen ihn standen Tilly und Pappenheim, die kriegserprobten Feldherrn des Kaisers. Gegen ihn standen allmählich gegen 30,000 Mann, denen er nur 2000 Mann Soldaten und gegen 5000 waffenfähige Bürger entgegenstellen konnte. Noch einmal schien das Glück dem Tapfern zu lächeln, als Tilly auf die Kunde von Gustav Adolf's siegreichem Vordringen in der Mark Brandenburg abrückte, um dem Kaiser Schlesien und damit den Weg zu den Kronlanden zu retten. Aber Tilly kehrte nach wenigen Tagen wieder um, und nun war das Schicksal Magdeburgs besiegelt.

Pappenheim brannte vor Begierde, Magdeburg zu gewinnen. Während Tilly zögert, ist er die vorwärtstreibende Kraft. Selbst vor dem Versuch, Falkenberg durch Bestechung zu gewinnen, schreckte dieser Convertit nicht zurück, 400000 Thaler hat er dem „Rebellen", dem „reichseingesessenen Unterthanen des Kaisers" bieten lassen. „Wenn er — ließ Falkenberg ihm durch den Ueberbringer seines

Anerbietens sagen — einen meineidigen Schelm und Verräther haben wolle, so möge er solchen nicht bei ihm, dem Commandanten, sondern in seinem eigenen leichtfertigen Busen suchen.“ Dann rückt der Feind vor! Auf Pappenheim's Befehl geht die lange hölzerne Elbbrücke in Flammen auf, Falkenberg läßt die beiden Vorstädte, die Neustadt und Sudenburg, um den Feind keine Möglichkeit zu geben, sich dort einzunisten, abbrennen. Schon jetzt wogt ein Flammenmeer zum Himmel auf, manches Herz mit bangster Ahnung erfüllend. Die Außenschanzen gehen verloren, in den Laufgräben nähert sich der Feind unaufhaltsam. Selbst die Elemente scheinen sich gegen den tapfern Commandanten verschworen zu haben. In der Stadt regen sich, anfangs leise, dann immer kühner die Stimmen der „Accordbrüder“, sie wurden durch den Demagogen Hans Herckel niedergeschrien, durch die Prediger von den Kanzeln verflucht. Das Pulver geht zu Ende, drei Tage lang können die Belagerten das Geschützfeuer der Belagerer nicht erwidern. Eine Todesstimmung herrscht in Magdeburg. „Ein feierlicher, heiliger Ernst war über die Menge gekommen. Die Männer, heißt es, seien in Trauerkleidern erschienen, die Frauen und Jungfrauen hätten allen Zierath abgelegt, «als die nichts anderes denn des Todes gewärtig.» Alles drängt sich, um das Abendmahl zu nehmen.“ Und mit seinen stolzen Klängen steigt aus der Menge das Trutzlied der Reformation zum Himmel: „Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib; Laß fahren dahin, sie habens kein Gewinn, das Reich muß uns doch bleiben!“

Noch ein Tag ernster Krisis war vor dem Ende zu bestehen. Tilly hatte der Stadt ein Ultimatum gesandt. Diesmal haben selbst die, die bis dahin unverrückbar zu Falkenberg gestanden, gemeint, man müsse es annehmen, man müsse capituliren, Gott und einer bessern Zukunft sei die Sache der Stadt anheimzustellen. Dem Commandanten wird dieser Beschluß des Raths durch den später so berühmt gewordenen Otto von Guericke verkündet. Falkenberg gibt sich scheinbar in den Willen des Raths, nur verlangt er noch eine Sitzung desselben. Am nächsten Morgen, in der fünften Stunde, wird sie gehalten. Falkenberg beginnt zu reden, endlos fließen seine Worte, noch einmal vertröstet er mit Gustav Adolf's Entsatz. Der Thürmer meldet, daß die Feinde stürmen! Ruhig bleibt Falkenberg sitzen und redet weiter. „Was sitzt ihr da, der Feind ist schon in der Stadt“, mit diesen Worten stürzt Guericke in den Versammlungssaal. Da endlich springt Falkenberg auf. Er schwingt sich auf sein Pferd. Dem Feinde reitet er entgegen. Dreimal treibt er die Stürmenden bis an die Mauern und die Sturmleitern zurück. Aber „alles war verloren“! Dem letzten, gewaltigen Anprall Pappenheim's konnte man nicht mehr Stand halten. Falkenberg wird umzingelt. Pardon und Quartier wird ihm angeboten, beides wies er weit von sich und wählte damit den Tod, „als Soldat und brav“.

Es war eine völlige Ueberrumpelung der Stadt! Und während die Pappenheimer in der Plünderung schwelgen, flackert an allen Enden Feuer auf. Ein plötzlich ausbrechender Sturm entfacht die Wuth der Flammen. Bereits um 10 Uhr Vormittags sah man von der Nachbarschaft aus das Feuer überhandnehmen; Mittags gegen 12 Uhr stand die halbe Stadt in Flammen; um 5 Uhr aber scheint ganz Magdeburg nur noch der Herd eines einzigen Flammenmeeres gewesen zu sein. Tilly versuchte vergeblich zu löschen, nur den alten, herrlichen Dom vermochte er zu retten. Als das gefräßige Element keine Nahrung mehr fand, nach mehreren Tagen langsam ausglühte, lagen unter der Asche über zwanzigtausend verkohlte Leichen der Bewohner!

Aber nicht Pappenheim ist der Brandleger; aus dem eigenen Schoße der Bürger ist Magdeburg angezündet und eingeäschert worden.

Eh' ich die päpstliche Lig erkenn'
Und sie mein'n eignen Herrn nenn',
Viel lieber durch das Feuer renn'.

Dem Karl dem Fünft' den Tanz versag',
Von Tilly auch nicht mehr vertrag',
Den Bluthund durch mein Feuer jag'!

Dem Kaiser war der feste Ruhepunkt, den er an der Elbe zu gewinnen hoffte, für alle Zeiten entrissen. Nur das Brandopfer Magdeburgs hat von Gustav Adolf eine Niederlage — die unausbleiblich gewesen wäre — abgewandt. Es war eine im Feuer unter Blut und Thränen gestreute Saat und doch bestimmt, „am Tage der Ernte zu reifen“.

Aus diesem Flammenmeer hebt sich die Gestalt Falkenberg's auch heute noch strahlend ab. „Gar manche Fehler lassen sich ihm nachweisen, zumal in der Zeit, die der strengen Belagerung Magdeburgs vorausgegangen — unhaltbar wäre es ja auch ohnedem gewesen. Bei zweifelloser Begabung ist Falkenberg nicht genial zu nennen. Seine Größe aber war sein Charakter, seine von unerschütterlichem Heldenmuth getragene Festigkeit. Er war das eiserne Kind eines eisernen Zeitalters; und mochten seine erbitterten katholischen Feinde ihn als Barbaren bezeichnen: den Stempel eines solchen drückte ihm, welcher gleichstark in Liebe und Haß war, doch nur der in den Nöthen dieser Zeit erst großgewordene religiöse Fanatismus auf. Verschiedene Gegensätze scheinen in ihm vereinigt, vornehmlich aber der, daß er sich als evangelischer Christ bekannte mit den Zügen eines Römers des Alterthums. An seiner Person hat gerade er erwiesen, daß die Lutherische Lucretia kein innerer Widerspruch gewesen ist.“

Mit diesen Worten schließt Wittich seine Schilderung. Und wir danken ihm, daß er uns dies Buch in unserer ernsten Zeit gegeben, denn es weckt eine frohe Ueberzeugung in unsern Seelen. Unsere Geschichtschreibung ist nicht im Niedergang! Das Geschlecht der großen, deutschen Historiker ist noch nicht ausgestorben! Wilhelm Arndt.

Eine neue deutsche Geschichte.

Deutsche Geschichte von Karl Lamprecht. Zweiter und dritter Band. Berlin, R. Gärtner. 1892—93. Gr. 8. 12 M.

Karl Lamprecht ist bisher einem größern Publikum kaum bekannt gewesen; in Fachkreisen schätzte man ihn als kenntnißreichen und scharfsinnigen Wirthschafts- und Kunsthistoriker. Mit seiner „Deutschen Geschichte" ist er jetzt mit einem Schlage in die erste Reihe unserer lebenden Historiker getreten, unmittelbar neben Sybel und Lehmann. Die Klagen, daß die deutsche Geschichtsforschung in Specialistenthum und Detailkrämerei unterzugehen drohe, sind in den letzten Jahren ziemlich lebhaft erschollen, und eine Zeitlang schienen sie wirklich nicht ohne Berechtigung. Vor umfassenden darstellenden Werken hatte man unleugbar eine Scheu, und an die beiden größten Probleme, eine Weltgeschichte und eine deutsche Geschichte, wagte sich niemand; viel war es schon, wenn man hier die einheitliche Arbeit durch ein planmäßiges Zusammenwirken mehrerer zu ersetzen versuchte. Die letzte einheitliche deutsche Geschichte, die wissenschaftlich von Bedeutung ist, erschien 1883: K. W. Nitzsch' „Geschichte des deutschen Volks"; charakteristisch genug, daß sie aus dem Nachlaß des Gelehrten herausgegeben wurde; wer weiß ob dieser bei längerm Leben selbst sich entschlossen, sein doch so bahnbrechendes Buch zu veröffentlichen, jenem Vorurtheil gegen darstellende Arbeiten Trotz zu bieten. Aber auch dies Werk ist nun ein Torso, es geht blos bis zum Religionsfrieden von 1555. Unverkennbar hat sich nun in jüngster Zeit in der Geschichtsforschung ein Umschwung in den Ansichten vollzogen; man strebt überall nach zusammenfassenden Darstellungen, und unsere bedeutendsten Geschichtsforscher sind eifrig bemüht, wenigstens für die einzelnen Perioden das Facit der bisherigen wissenschaftlichen Arbeit zu ziehen. Ein besonders freudig zu begrüßendes Symptom in der Aenderung der Richtung der Forschung ist es, daß Lamprecht jetzt jenes Hauptproblem, an dem zuletzt Nitzsch seine Kräfte versucht, wieder aufnimmt und es in noch weit umfassenderer Weise als jener zu lösen sich bemüht: sein Werk bietet uns in der That eine in vollen Zügen aus dem reichen Born der modernen Forschung schöpfende Darstellung unserer nationalen Vergangenheit, die alle Seiten des historischen Lebens mit gleicher Liebe berücksichtigt. Die Hoffnungen, die der erste Band bei Forschern und Laien erweckt, werden durch die rasch hintereinander erschienenen beiden nächsten glänzend verwirklicht. Dieser zweite und dritte Band führen die Darstellung bis zum Ausgang des 13. Jahrhunderts fort, und man darf danach mit Fug und Recht erwarten, daß es dem Verfasser gelingen wird, sein Werk in absehbarer Zeit zu Ende zu führen, und daß seine Geschichte nicht, wie so manche andere großangelegte Arbeit, nur Fragment bleiben wird.

Den Schwerpunkt seiner Darstellung legt Lamprecht nicht auf die politische Geschichte, sondern auf die innere Entwickelung — die man mit einem sehr misverständlichen Worte Culturgeschichte zu nennen pflegt —: Wirthschaft, Verfassung, Gesellschaft, geistiges Leben, Kunst werden ausführlich behandelt. Gerade in diesen Partien zeigt sich das eigenartige Talent Lamprecht's am glänzendsten: wie kaum ein anderer versteht er es, allmähliche Entwickelungen und Aenderungen von Zuständen und Ansichten zu schildern und in ihren Motiven klarzulegen. Wie sehr diese Theile überwiegen, zeigt sich z. B. darin, daß von den 420 Seiten des dritten Bandes nur etwa 140 sich mit dem befassen, wovon sonst in Lehrbüchern der deutschen Geschichte die Rede zu sein pflegt, mit den äußern Geschehnissen.

Ausführlich beschäftigt sich der Verfasser mit der karolingischen Renaissance; er zeigt, wie am Hofe Karl's des Großen eine germanische und eine antike Strömung zusammenfließen, und verfolgt dann im einzelnen, wie beide in Wissenschaft und Kunst aufeinander wirkten. Daran schließt sich eine Darstellung über die Entstehung und die Entwickelung der Großgrundherrschaften, über ihre Bedeutung für die sociale Schichtung und für das Staatswesen. Ganz besonders gelungen ist meiner Ansicht nach das Kapitel über das nationale Geistesleben unter den Ottonen: es wird ausgeführt, wie hier die Stammescultur sich durchaus als das maßgebende Moment erweist, wie Sittlichkeit und Denken noch nicht individuell entwickelt, sondern typisch und formal sind, wie auch in der Kunst ein ähnliches Verhältniß obwaltet. Eingehend werden die verschiedenen religiösen Bewegungen des 10. Jahrhunderts erörtert: die Heiligenverehrung, der Wunderglaube, die Weltflucht, die einzelnen Richtungen der kirchlichen Reform, um dann auf diesem umfassenden Untergrunde ein Bild von der seltsamen und phantastischen Restaurationspolitik Otto's III. zu entwerfen. Den dritten Band eröffnen weitausgreifende Ausführungen über die Entstehung der Städte: die einzelnen Momente, die hier zusammenwirken, werden eingehend gewürdigt: das Aufblühen des Handels, das Emporkommen der Geldwirthschaft, die Bildung von kaufmännischen Gilden, die Bedeutung des Marktes. Es folgt wieder ein Abschnitt, der zu dem Besten gehören dürfte, was Lamprecht geschrieben hat: die Schilderung der Umformungen der Großgrundherrschaften und der Verhältnisse des bäuerlichen Besitzes: wie die Großgrundherrschaft sich wirthschaftlich immer mächtiger erhebt, wie sie die freie Markgenossenschaft allmählich von sich abhängig macht, wie durch ihren Einfluß an Stelle der bisherigen socialen Abstufungen neue treten, wie sie mehr und mehr politische Rechte erwirbt, bis sie sich zum Territorium entwickelt. Die Staufenzeit sieht zum ersten mal in Deutschland eine wirkliche Gesellschaft: ihr Entstehen, ihre Blüte, ihr Verfall werden dargelegt; mit großem Scharfsinn wird den Abwandlungen in der Auffassung der Frauenliebe sowie ihrer Bedeutung für das ganze gesellschaftliche Treiben

nachgegangen, wie eine reale Liebe allmählich sich in einen sentimentalen Liebesdienst umsetzte, der schließlich ins Abenteuerliche und Phantastische auslief. Die geistige Cultur dieser ritterlichen Periode wird in ihren Hauptzügen besprochen, vor allem hinsichtlich der Kunst und der Dichtung; es wird gezeigt, wie in beiden die Entwickelung durchaus dem allgemeinen Gang der Gesellschaft analog verläuft. Nachdem die eigenartige historische Ausbildung im deutschen Nordwesten, in Flandern und Holland, das Aufblühen der Industrie und des Handels, die besondern Wirthschaftsformen ziemlich ausführlich erörtert worden, machen den Schluß des dritten Bandes Darlegungen über die deutsche Colonisation an der gesammten Ostgrenze; es werden zunächst die wirthschaftlichen Vorbedingungen und die socialen Voraussetzungen für die Colonisation geschildert; dann folgt die äußere Geschichte der Colonisation selbst.

Mit besonderer Vorliebe geht Lamprecht immer der Entwickelung des Ornaments nach; wol zum ersten mal ist dieses Moment für die historische Darstellung verwerthet worden, und gerade darin, wie diese scheinbar so äußerliche Sache in Zusammenhang gebracht wird mit dem gesammten geistigen Denken der Zeit; wie dargethan wird, daß sich die intellectuelle und ästhetische Richtung jeder Epoche in der Behandlung des Ornaments widerspiegelt, wie seine Abwandlungen zusammenhängen mit der Verschiebung des culturellen Niveaus und Horizonts, eben hierin tritt recht augenscheinlich die eigenthümliche Kunst Lamprecht'scher Geschichtschreibung zu Tage.

An sich kann man Lamprecht nicht vorwerfen, daß er über der innern Geschichte die politische vernachlässigt hätte; es wird auch dieser ein wenn auch knapper, so doch verhältnißmäßig ausreichender Raum gewidmet, und wol kein wesentliches Ereigniß der äußern Geschichte Deutschlands ist unerwähnt geblieben. Aber man wird doch sagen müssen, daß diese Abschnitte weniger geglückt sind: es gelingt Lamprecht nicht, die einzelnen Persönlichkeiten wirklich plastisch vorzuführen; sie behalten bei ihm etwas Schemenhaftes, treten wenig individuell heraus; zu sehr erscheint alles als bedingt durch bloße allmähliche Entwickelung, nicht aber als Werk lebendiger leidenschaftlicher Menschen. Selbst so bedeutende Gestalten wie Heinrich IV. oder Rainald von Dassel versteht Lamprecht nur in ziemlich verschwimmenden Zügen zu schildern, und kaum wird ein Leser aus seiner Darstellung eine wirklich anschauliche Vorstellung von der höchst individuell gefärbten Politik dieser bedeutenden Personen erhalten. Störend berührt ferner, daß manchmal die Disposition der Abschnitte über die äußere Geschichte eine verunglückte ist: beispielsweise ist die Geschichte der Regierung Konrad's II. völlig auseinandergerissen; sie wird an vier verschiedenen, durch andere Ausführungen voneinander getrennten Stellen gegeben, und kaum anders verhält es sich mit Heinrich II. und Heinrich III. Kein Wunder, daß es unmöglich wird, die Gesammtpolitik dieser Herrscher sich greifbar vorzustellen, wenn die innere Geschichte Deutschlands, die Beziehungen zum Osten, zu Burgund und Italien, zur Kirche ganz getrennt voneinander und für sich behandelt werden: in Wirklichkeit wurde doch eins durch das andere bestimmt, und gerade durch das Zusammenwirken all dieser Verhältnisse und durch die Art und Weise, wie man sich mit diesem gegenseitigen Ineinandergreifen verschiedener Dinge abfindet, bekommt die Politik der großen mittelalterlichen Kaiser ihr besonderes und eigenthümliches Gepräge. Es liegt mir sehr fern, mit diesen Bemerkungen Lamprecht's Darstellung herabsetzen zu wollen: gewiß ist, daß er auch in diesen Partien die landläufigen Hand- und Lehrbücher weit überragt; nur hat für die Erzählung der „bürgerlichen" Geschichte sein Werk nicht dieselbe epochemachende Bedeutung, nicht den gleichen genialen Charakter wie hinsichtlich der Schilderung der innern Entwickelung.

Daß bei einem so umfassenden Werke wie dem Lamprecht's kleine Irrthümer und Versehen nicht ganz zu vermeiden sind, ist klar; was mir aufgefallen, ist wenig bedeutend und gering an Zahl; es wäre zudem eitel Silbenstecherei und Splitterrichterei, wollte eine Kritik ihre Aufgabe darin sehen, dergleichen aufzuspüren. Wir freuen uns vielmehr des schönen Gesammteindrucks und wiederholen zum Schluß noch einmal, Lamprecht's Werk ist die erste wirklich auf der Höhe der modernen Forschung stehende deutsche Geschichte: wer überhaupt historisches Interesse besitzt und der modernen Historiographie Sympathie entgegenbringt, der muß Lamprecht's Werk lesen; thut er es nicht, so beraubt er sich selbst eines Genusses und versäumt eine Gelegenheit, wie sie ihm sobald nicht wieder geboten werden dürfte, fast mühelos in die Tiefen unserer nationalen Vergangenheit einzudringen.

Walther Schultze.

Biographisches.

1. Karl Stauffer-Bern. Sein Leben. Seine Briefe. Seine Gedichte. Dargestellt von Otto Brahm. Nebst einem Selbstporträt des Künstlers und einem Brief von Gustav Freytag. Stuttgart, Göschen. 1892. 8. 4 M. 50 Pf.
2. Johannes Wedde. Gedenkblätter von seiner Schwester Theodora Wedde. Hamburg, Grüning. 1891. 8. 1 M. 20 Pf.
3. Karl Gerok. Ein Lebensbild, aus seinen Briefen und Aufzeichnungen zusammengestellt von Gustav Gerok. Stuttgart, Krabbe. 1892. 8. 6 M.
4. Wie ich Schriftsteller geworden bin. Erinnerungen aus den fünfziger Jahren von Ludwig Pietsch. Berlin, Fontane u. Comp. 1893. 8. 6 M.

Das Geschick des berner Malers, Radirers und Bildhauers Karl Stauffer weist die in erschütternder Tragik jäh abbrechende Entwickelung einer genialen, tiefgründigen Künstlernatur auf. Bei Lebzeiten ist er in seinem Wesen von wenigen, allseitig wol von keinem erkannt worden; als er

im Wahnsinn nicht nur die Schranken des Rechts und der Sitte durchbrach, sondern sittlich frevelte, war er für die Kreise, in denen er gelebt und gewirkt hatte, gestorben, noch ehe der Tod in kurzer Frist den Gebrochenen erlöste. Das Buch Otto Brahm's (Nr. 1) läßt aus den Briefen Stauffer's, die er gruppirt, verbunden, eingeleitet und beschlossen hat, das wahre Bild eines nach dem Höchsten in der Kunst ernst ringenden Mannes hervortreten, der nicht an Mängeln seiner Begabung, sondern am Versagen seiner sittlichen Kraft gescheitert ist. Dieses Bild des äußern und innern Ringens und Strebens, des sich selbst nur eine kleine Weile Genügens, der sich immer mehr herausarbeitenden Selbständigkeit der Anschauung und des Urtheils, der Aneignung der mannichfachsten Mittel zur Darstellung der Natur — das ist überaus anziehend. Und es wird so gegenständlich durch die naturwüchsige Ausdrucksweise des Schreibenden, durch die vollkommene Ungezwungenheit der vertraulichen Briefe, daß es eine Lust ist, sich in sie zu vertiefen. Und wie viel Anlaß zum Denken, zum Nachprüfen der eigenen Ansicht bieten sie dem Leser! Mittlerweile wächst die Theilnahme am Schreiber. Der Pfarrerssohn aus dem Emmenthal hat nicht gut gethan auf dem Gymnasium und in der Zeichenschule; da gab der Vater ihn in die Lehre zu einem Zimmermaler nach München. Er lernte wacker das Handwerk, entlief dem Meister nach einem halben Jahre und schaffte sich selbständig sein Brot und Ersparnisse, um in die Kunstschule zu treten und dann vier Jahre auf der Akademie zu bleiben. Mit dreiundzwanzig Jahren 1880 ging er nach Berlin und nach wenigen Monaten erhielt er die kleine goldene Medaille für das treffliche Bildniß seines Freundes, des Bildhauers Klein. Nun erntete er reiche Aufträge, ward das Schoßkind der berliner Gesellschaft; aber mit seinen schnellen Erfolgen wuchs seine Einsicht in die ihm anhaftenden Mängel, sein ehrliches Streben nach Entwickelung, seine Unzufriedenheit mit den ihm zu Gebote stehenden künstlerischen Mitteln, die in ihm lebende Auffassung zum entsprechenden Ausdruck zu bringen. Ein Zeugniß dafür bietet Gustav Freytag's angeschlossene Erzählung über den Aufenthalt Stauffer's bei ihm in Siebleben, als er im Auftrag des Staats des Dichters Bild für die Nationalgalerie malte und die nahezu vollendete Schöpfung in raschem Entschluß vernichtete. Wie wir sie jetzt dort sehen, hat der Künstler das Werk von neuem geschaffen.

Im Herbst 1885 plante Stauffer, seine beiden großen Landsleute G. Keller und K. F. Meyer zu malen. Dort am Züricher See gewann er die Freundin, der er fortan, immer vertrauter, sein Geistesleben offenbarte und die immer mit eindrucksfähiger Theilnahme seine weitere Aussprache hervorrief. Lydia Escher, die Tochter und einzige Erbin Alfred Escher's, des Begründers der Gotthardbahn, war die Gattin eines Schulfreundes Stauffer's geworden. In ihrem Landhause ward ihm für seine Ferienzeiten die Arbeitsstätte aufgeschlagen und zu seinen Aufgaben zählte auch ihr Bildniß. Die beim ersten Zusammensein geweckte Sympathie ward durch den Briefwechsel genährt und erhöht. Nur Stauffer's Briefe liegen vor:

In ihren kräftigen, männlichen Zügen, in ihrer naiven Klarheit des Ausdrucks und des Gedankens umschließen sie manches Kunstgeheimniß, der Lösung werth: Briefe, wie sie von den Menschen unseres endenden Jahrhunderts selten und immer seltener geschrieben werden, ein Zeugniß des Stauffer'schen Fleißes auch sie. Ein rücksichtsloser Drang erfüllt sie: nach der Gestaltung des Schönen, aus der eigenen Natur heraus, und nach der Erkenntniß des Schönen, Neuen, im Vorbild der Alten. Das Gefühl unendlichen Ringens mit seiner Aufgabe, eines nie gelösten, selten nur aussetzenden Kampfes, welches jeder echte Künstler kennt, ihn besaß es ganz, in gesteigertem und sich steigerndem Umfange, krankhaft, wenn man so will, und wer seine Briefe an Lydia Escher liest, wird von dem Mitempfinden solcher Qualen unmittelbar gepackt werden. Und wenn er in seiner Kunst jenes erstrebte Phantasiemäßige nicht gewann, wenn ihm die freie Combination vieles Einzelnen zu einem scheinbar Neuen, welche man zumeist phantasievoll zu nennen pflegt, nicht glückte — so erweisen die Briefe lebendig, daß er jene andere Phantasie doch besaß, welche das Einzelne auch erschaut, als ein Unendliches, und welche es, in der Fülle des Gefaßten und Geformten, wieder zu einem Ganzen erhebt: sie legen Zeugniß ab von den unendlichen Anläufen des Schaffenden, dem Hoffen, Zaudern, Verwerfen, endlich Gelingen, welche das innere reiche Sehen seiner Natur aufschließen. Laut und eindringlich reden sie zur Ehre dessen, der verstummt, und der im Leben misverstanden worden, wie wenige.

Die verständnißvolle Freundin ermöglichte Stauffer einen längern unabhängigen Aufenthalt in Italien. Nach Rom ging er, um sich der Plastik zu widmen: „All das unstete Suchen nach dem, was eigentlich werden soll, jede Unschlüssigkeit hat endlich ein Ende. Ich sitze in meinem Studio und modellire (— was er auch in dieser Kunst geleistet, hat ein Meister wie Adolf Hildebrand anerkannt —) und das soll so bleiben bis an mein seliges Ende." Wenig über ein Jahr währte es, da hatte er sein Glück, seine Zukunft, sein Streben sich selbst gestört.

Wie das geschehen, das mag im Buche nachgelesen werden. Da wird ein unsäglich trauriges Geschick erzählt, in dem Unglück und Verschuldung in schier unlösbarer Kette sich ineinander verschlungen haben. Der literarische Werth des Buchs endet mit den regelmäßigen Briefen Stauffer's. Den Rest zu betrachten ist Aufgabe des Psychologen und des Ethikers, und sie zu lösen reicht, wie uns scheint, der Standpunkt Otto Brahm's doch nicht aus.

Ungelöste Fragen läßt auch das mit schwesterlicher Liebe gezeichnete Lebensbild Johannes Wedde's (Nr. 2) zurück. Der Name war uns als der eines tüchtigen Germanisten, Dramaturgen und Dichters bekannt. In dieser Erinnerung überraschte uns beim Aufschlagen des Buchs die dem Porträt des Verstorbenen gegenübergestellte Abbildung eines „von der Bevölkerung Hamburgs" der Witwe gewidmeten Schrankes, der die 139 zur Bestattung des Gatten dargebrachten Schleifen enthält. Wie kommt der Poet und Gelehrte in solch ausgebreitete Beziehung zur Masse seiner Mitbürger, die eine derartige Theilnahme voraussetzt? Die Antwort lautet: Johannes Wedde war einer der Führer und Organisatoren der Socialdemokratie-

Hamburgs, der Gründer und durch 6½ Jahre Leiter ihres Parteiorgans, der „Bürgerzeitung". Mit dieser Antwort ist aber erst das Räthsel gestellt, wie Wedde ein sinniges Dichtergemüth, ein an der Familie, am Vaterlande, an seiner engern Heimat hangendes Herz, wie er seine geschichtliche Anschauung, sein warmes gläubiges Christenthum mit begeistertem Wirken für die Socialdemokratie zu vereinen vermochte. Und zwar hat er ihr nicht aus der Entfernung als ein dem wirklichen Leben abgewandter Schwärmer angehangen, sondern er hat in der Bewegung gestanden, sie gefördert, mit einer Zahl ihrer Führer sich in enger Freundschaft verbunden gewußt; er muß also auch das ganze Parteigetriebe, das ganze Aufhetzungs- und Lügensystem der Agitation kennen gelernt haben und dennoch „hatte Wedde sich schon seit langem der einzigen Partei angeschlossen, die für ihn in Frage kommen konnte. Als unerläßliche Vorbedingung zu einer neuen Blütezeit der Menschheit, wie er sie sehnend im Herzen trug, galt ihm die Verwirklichung des socialdemokratischen Programms (—da fragt sich nur, wie es lautet —), einerlei auf einen wie langen Zeitraum sich die Vorarbeit erstreckte, und er bemaß ihn wahrlich lange genug." Die Schwester, die dies berichtet, ist so völlig eines Sinnes mit dem Bruder, daß ihr nie das Bedürfniß einer Erklärung für das Nebeneinander unvereinbarer Gegensätze nahe kommt. Sie gibt nur als den Zeitpunkt, da er sich der Socialdemokratie zuwandte, den Uebergang zu staatswissenschaftlichen Studien, zur Beschäftigung mit der socialen Frage im Jahre 1864 an. Freilich sind die „Gedenkblätter" für Gesinnungs- und Parteigenossen geschrieben, und denen gegenüber bedurfte es keiner Erklärung, wie man auf die Pfade der Socialdemokratie gelangen kann. Aber andererseits ist das Buch so ehrlich geschrieben, gibt so treulichen Bericht von all dem, worauf die Partei „pfeift", vom frommen altväterischen Hause in Uelzen, vom religiösen Innenleben Wedde's, daß die „Genossen", da sie das jetzt erfahren, ihn kaum noch recht als den Ihrigen ansehen können. In Briefen hat Wedde sich ausgesprochen:

Religion ist weder die Exaltation des Liebesrausches, noch ein souveränes Erhabensein über Zweifel, ein Hinnehmen einer theologischen Tradition. Religion ist das ruhige Bewußtsein, mit allem Lieben und Hassen, Wünschen und Verschmähen, Handeln und Ruhen, kurz mit der ganzen Persönlichkeit in der ewigen Urpersönlichkeit, d. h. in dem in Christo Mensch gewordenen Gott zu wurzeln, durch jedes, selbst ein unbewußtes Herausgehen aus dieser Gemeinschaft dem eigenen Lebensprincip untreu zu werden, aber auch bei jedem liebe- und reuevollen Zurückkehren zu demselben wieder dieselbe unwandelbare Liebe anzutreffen. Religion ist Grundstimmung, die einem treu bleibt, auch wenn man nicht weiß, ob Gott eine Lüge und Christus ein Wahn ist, die einem bleibt, wenn man auch so traurig ist, daß man sterben möchte. Erkenntniß und Glückseligkeit sind wol schöne Güter, denen wir nachstreben sollen, aber keineswegs zu einem würdigen Leben nothwendig. Laß dir an meiner Gnade genügen. . . . Versuche doch allen Ernstes die Ruhe, die das Gebet geben kann. Ich weiß das aus Erfahrung. Ich meine natürlich nicht, daß du einen erträumten Weltregenten mit Bitten bestürmen sollst, die doch nur in den Wind geredet sind — aber den absoluten Willen, der die reale Existenz in jedem Sein ist, den per Du anzureden, ist uns ein Bedürfniß und wir haben ein Recht dazu; denn wenn wir uns Lebendigkeit und Persönlichkeit zuschreiben, so ist es geradezu albern, ihm diese Eigenschaften abzusprechen, in dem wir ja leben und weben und da sind! Rühren sollen wir ihn freilich nicht, aber uns mit ihm verständigen — sehe jeder, wie er's mache! Die Methoden sind individuell verschieden. Das aber haben sie gemein: sie geben Ruhe und das Gefühl hoher Glückseligkeit.

Wedde's „Bürgerzeitung" haben wir nie gesehen. Wenn die Schwester von des Bruders Schriftleitung schreibt: „Wechselnd in Form und Inhalt wollten seine Artikel im Leser immer das Bewußtsein wachhalten, daß der ideale Besitz eines Volks keineswegs als minderwerthig hinter dem materiellen zurücktreten dürfe. . . . Wie war er bemüht, die Stumpfen und Trägen aufzurütteln aus dem Bann von Noth und Gleichgültigkeit, daran zu erinnern, daß das höchste Wunschziel der Menschheit die Ueberwindung der materiellen Sorge doch nur zur Vorbedingung, nicht aber zum Zweck habe", und wenn die Zeitung sich großer Verbreitung erfreute, bis sie 1887 unterdrückt wurde, so muß die hamburger Socialdemokratie sowol ihren ganz besondern Charakter tragen oder damals getragen haben, als auch bei weitem über die Arbeiterkreise hinaus Anhänger finden. Der Mann, den man aus dem Buche und nicht zum wenigsten aus seinen in ihm mitgetheilten Aufsätzen über Hamburg und Hamburgs Umgebung herzlich lieb gewinnen kann und der sich Achtung erzwingt, bleibt immerhin ein Räthsel, wie jene Männer vor hundert Jahren, die von ihrer Begeisterung für die Revolution auch nicht durch die Schreckenszeit geheilt wurden.

Klar und sonnig dagegen leuchtet das Lebensbild des schwäbischen Dichters und Pfarrers Karl Gerok (Nr. 3) aus seinen eigenen Aufzeichnungen, Gedichten und Briefen, von der Hand des Sohnes zusammengestellt, hervor. Durch Dr. Hermann Mosapp besitzen wir schon einen hübschen, in den Rahmen eines Vortrags gefaßten Lebensumriß. Jetzt wird uns eine Art urkundlicher Selbstbiographie geboten, die wir mit Dank und Freude entgegennehmen. Und seltsam genug, jedenfalls unerwartet, ergibt Gerok's Aeltern-haus und Jugendleben, Temperament und Charakterentwickelung, seine christliche Ausbildung unter warmer Theilnahme an allem menschlich Schönen und unter manchem Kampf um den Gewinn der innern Harmonie und des Seelenfriedens, endlich seine dichterische Begabung Vergleich auf Vergleich mit dem eben berührten Leben Johannes Wedde's, so verschiedene Wege der Bethätigung ihres verwandten Sinnes zur Erreichung des gemeinsamen Ziels beide Männer eingeschlagen haben.

Ein jeder, der sich an Gerok's Gedichten je erfreut hat, auch wer seine „Jugenderinnerungen" schon kennt, wird am vorliegenden Buch hohen Genuß finden. Zunächst an den von ihm verfaßten Lebensbildern seiner Aeltern. In ihnen ist denn auch natürlich ihres Hausstandes und der in ihm aufwachsenden Kinder so weit gedacht, daß die darauffolgenden Mittheilungen aus den Tagebüchern des

Primaners nicht unvermittelt sich anschließen. Man kennt dann schon Geist und Zuschnitt der Familie, deren Erstgeborener im letzten Semester am 29. März 1832 einzeichnet:

Goethe ist gestorben. Reinbeck und Schwab haben mit schwimmenden Augen uns davon gesprochen und auch mich erfaßte es in Schwab's Stunde glühend und gewaltig und ein hohes goldenes Gedicht stand vor meiner Seele, mit dem ich ein paar wonnevolle Stunden Donnerstag Vormittag und Freitag am schönen Abend auf den Bergen zubrachte. Und so ist denn, so Gott will, erfüllt, was ich mir letzthin so sehnlich gewünscht: wieder einmal von innen heraus etwas Goldenes, Singendes schaffen zu können —

und im Sommer darauf eine abenteuerliche Fahrt vom großväterlichen Pfarrhause zu Ofterdingen im Steinlachthal zum Lichtenstein mit jugendlicher Frische erzählt. So künden weiter von den Wonnen und Schmerzen des tübinger Stiftlers, von den Zweifeln und Gärungen seiner Seele, von den Reiseerlebnissen des fahrenden Schülers auf dreivierteljähriger Wanderung durch Deutschland, Briefe, Erinnerungsblätter und Lieder, und alle Aeußerungen erweisen, daß der Schreiber eben nicht dann und wann den Pegasus bestieg und im übrigen ein ganz gewöhnlicher Mensch war, sondern daß er ein gottbegnadeter Dichter gewesen, der in nichts und nimmer seine poetische Anschauung der Dinge zu verleugnen vermochte. Ganz prächtig sind Gerok's neckisch-innige Briefe an die Schwestern und besonders ergreifend wirkt es, wie er in seiner Repetentenzeit, da ihn verschwiegenes tiefstes Leid um die durch jähen Tod entrissene Stillgeliebte umfing, den altgewohnten humoristischen Ton wieder anzuschlagen sucht. Jenem tiefen Weh, das sich nach Jahren in die keimende Liebe zur heranwachsenden jüngern Schwester der Verstorbenen auflöste, und dem neuen Glück sind wundervolle Lieder, „Weiße und rothe Rosen", entsprossen. Die im Buche mitgetheilten sind noch nie veröffentlicht worden.

Aus dem langen Amtsleben vom Februar 1844 bis zum 14. Januar 1890, aus dem Diakonat Böblingen wie aus den verschiedenen Pfarrbedienungen in Stuttgart bis zum Oberhofpredigeramt und der Prälatur heraus spricht ein reicher Briefschatz, untermischt mit Abhandlungen und Berichten Gerok's, vom Geistlichen und Dichter wie vom Menschen in Haus und Welt. Mit Ausnahme der Erzählung des Sohnes von den letzten Tagen des Vaters ist kein anderes Wort in die unbefangenen Selbstzeugnisse geflossen, aus denen am echtesten Wesen und Werth des Mannes erkannt wird, der weit über die Grenzen Württembergs hinaus durch ganz Deutschland Liebe und Verehrung genossen hat. Die vorzüglich geordnete Sammlung lehrt seine mannichfachen Interessen, die Stellung, die er zu bewegenden Zeitfragen genommen, sein Verhältniß zur Theologie und Kirche wie zur Literatur erkennen; sie zeigt uns ihn bei der Redaction seiner Gedichtausgaben wie in der Erwägung kirchenregimentlicher Fragen und im Verkehr mit Verwandten und Freunden. Den poetischen und wissenschaftlichen Austausch hat Gerok zumeist mit dem Jugendgenossen Rector Köstlin in Ulm und mit A. W. Grube, dem Herausgeber der geographischen und geschichtlichen Charakterbilder, auch mit Ottilie Wildermuth, seiner Cousine, gepflegt. Unter den Abhandlungen und Reden wünschten wir die Aufmerksamkeit besonders auf den im Jahre 1847 veröffentlichten Aufsatz „Unser theologischer Nachwuchs" zu lenken, der gegenüber den durch Schrempf und Harnack erregten kirchlichen Fragen wie für den Augenblick geschrieben ist. Um so mehr verdient der Standpunkt Gerok's allseitige Beachtung, als er von sich bekannt hat:

Daß ich auch als Christ ein Mensch geblieben,
Und keck, was menschlich, faßte ins Gesicht,
Ein Mensch im Dulden, Glauben, Hoffen, Lieben,
— Es reut mich nicht!

Es muß uns fern liegen, mit den Hindeutungen auf diese Offenbarungen eines reinen reichen Menschenlebens dem Buche gerecht werden zu wollen. Sie mögen nur als energische Winke zum Lesen des Buchs aufgefaßt werden.

Völlig anders geartet nach Form und Inhalt, wie nach der Bedeutung des innern Ertrags für den Leser, aber doch ungemein fesselnd, ist die liebenswürdige behagliche Plauderei des bekannten Kunstreferenten und Reiseschriftstellers Ludwig Pietsch über das Berlin der fünfziger Jahre, in dem er zunächst um die nackte Existenz seiner Familie zu ringen hatte, allmählich fördernde Freunde und im Zeichnen eine feste Grundlage des Daseins gewann. Wie er hierin nach und nach doch nicht seinen eigentlichen Beruf anzuerkennen vermochte, diesen vielmehr in der Tagesschriftstellerei sehen lernte, ist in den Erinnerungen „Wie ich Schriftsteller geworden bin" (Nr. 4) mehr angedeutet als erzählt. Der Reiz des Buchs liegt in der anmuthigen, mit größter Bescheidenheit an die Erlebnisse des Verfassers gelehnten Schilderung mannichfacher Gesellschaftskreise des alten nachmärzlichen Berlin, mit der genauen Reconstruction seiner damaligen baulichen und landschaftlichen Physiognomie. Der Kreis, der sich um Franz Duncker und seine Frau Lina scharte, dann Prince-Smith, Friedrich Eggers, Franz Kugler und Wilhelm Lübke, die berliner Künstler, Rauch, Ad. Menzel und Friedrich Drake vor allen, die Bildhauer der Gruppen auf der Schloßbrücke, die Begas, Theodor Storm, Ernst Dohm, später Lassalle, dazwischen Pauline Viardot und Iwan Turgenjew, Bruno Bauer und viele, viele noch, die doch auch andern auf dem Lebenswege begegnet sind und von denen zu hören erfreut — das sind die Personen; neben manchem interessanten Hause der innern Stadt der Westen Berlins zu beiden Seiten des Landwehrkanals mit dem alten Albrechtshof, Moritzhof, Kemperhof und Hofjäger, mit der Straße „am Karlsbade" — das sind die Oertlichkeiten, von denen Ludwig Pietsch spricht und durch deren anschauliche Zeichnung er in Tausenden seiner Leser freundliche und wehmüthige Erinnerungen wachrufen und sich Dank erwerben wird. Das verknüpfende Glied im kaleidoskopischen Nach- und Durcheinander der Menschen, Häuser, Gärten und Kunstwerke bleibt

die liebenswürdige, heitere, genügsame Persönlichkeit des Verfassers. Sein längst bewährtes Talent charakteristischer Wiedergabe seines Gegenstandes ohne jede Einmengung allzu subjectiver Auffassung erprobt sich in diesem Buch aufs neue in glänzender Weise. Seine Darstellungen haften im Gedächtnisse; sie zeigen ihr Object im bestimmten greifbaren Augenblick, sie verrathen, daß ein scharfer Beobachter, der den geeigneten Moment mit dem Auge des Zeichners wahrzunehmen gewohnt ist, sie geschaffen hat. Nach dieser Richtung hin — doch nicht nur nach ihr allein — ist ein Vergleich mit Wilhelm Lübke's „Lebenserinnerungen" sehr interessant, da dieser aus seiner berliner Zeit ein gut Theil derselben Personen, die Pietsch zeichnet, vorgeführt hat. Pietsch hat jedenfalls die Porträtirkunst vor Lübke voraus. Dafür ist es auch sein eigentliches Fach mit Stift und Feder. Das Buch macht nach einer Fortsetzung herzlich verlangen.

Friedrich Lienemann.

Zur deutschen Literaturgeschichte.

1. Geschichte der deutschen Literatur von der ältesten Zeit bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts. Von Johann Kelle. Berlin, Besser. 1892. Gr. 8. 2 M.

Der Verfasser theilt seinen Stoff in acht Bücher, deren Inhalt er mit durchgeführter Schärfe nach den Haupteinschnitten der politischen Geschichte gliedert. Die Staffeln der literarischen Entwickelung fallen bei ihm also äußerlich zusammen mit den Regierungsjahren der Herrscher und der Dauer ihrer Dynastien. Während die bisherige Methode ihre Ruhe- und Wendepunkte durch die auf- und niedersteigende Curve der geistigen Bewegung bestimmen ließ, so treffen deren Grenzscheiden für Johann Kelle zusammen mit den Hauptdaten der Kaisergeschichte. Das ist ein bedenkliches Verfahren für einen Zeitraum, dessen Literatur trotz allen Spielmannssanges ihre wesentlichsten Träger viel minder im Kreise der Ritter und im Schutze der Höfe als in den Chören und Orden der Geistlichen berief: denn diese Literatur konnte in ihren vornehmsten Offenbarungen allein in abgeschiedener Einsamkeit, fern dem Getriebe der Heereszüge und ihrer Fehden gedeihen: die Heldensage, wie sie sich hier formulirt, fließt aus mittelbaren Quellen und die Herrschaft über das literarische Leben behaupteten geistliche Stoffe, wie die ganze Cultur das Priesterthum beherrscht. Vermag ich mich in solchem Erwägen mit der allgemeinen Gruppirung des Großen und Ganzen nicht zu befreunden, so begrüße ich andererseits in dem Kelle'schen Werke die eingehendste und umfassendste, die gründlichste und kenntnißreichste Darstellung unserer alten Literatur. Sie ist in gleich ruhiger Bedachtsamkeit, allerdings auch nüchterner niemals behandelt worden. Es liegt nicht immer am Stoff allein, wenn diese Nüchternheit zur Trockenheit wird. Die Arbeit der Glossatoren und Commentatoren, die Paraphrasen und Exegesen werden zu sehr durch die Brille persönlicher Liebhaberei, minder mit dem unbefangenen natürlichen Auge betrachtet, das Heu von Blumen zu sondern weiß. Dahingegen sind die Dichtungen an sich von Scherer nicht immer zwar in Darlegungen von allgemeiner Gültigkeit, aber fraglos ungleich frischer, anschaulicher und farbensatter charakterisirt worden. Auf seinem Wege ist Khull dann weiter gewandelt, wol zu ängstlich befangen von der Autorität seines Meisters und zu steuerlos die für seine Ziele erforderlichen Uebertragungen oder besser Umschreibungen zusammensuchend, aber dennoch in seinen Bestrebungen, dem Scherer'schen Buche weitere Kreise und der alten Literatur neue Freunde zu erobern, vor allem für Oesterreich von guten Erfolgen begleitet. Kelle hingegen schreibt ein gelehrtes Buch für die Gelehrten. Sein Schiff steuert mit voller Fracht in engstem Fahrwasser. Handschriftliche Studien treten immer wieder in den Vordergrund. Jede verlorene Notiz, ob alt oder neu, wird kritisch gebucht und verwerthet. Das Uhrwerk seiner Art der Schlußfolgerung arbeitet schwerfällig, aber höchst genau. Das Ganze liefert einen vollständigen Ueberblick über den Stand der neuesten Ausgrabungen und neuesten Combinationen. Es waltet überall der Verstand des Verständigen; die Einfalt des kindlichen Gemüths wird zum Schweigen verurtheilt; die Scherer'schen Divinationsspiele und rhetorischen Hallelujas werden gemieden. Das Buch ist nicht zum Lesen, nicht zum Genießen geschaffen, man soll es studiren. Mir bleibt nur übrig zu betonen, daß es solches Studium lohnen wird, wo man auf Glanz der Schreibart und die Lust am Subjectiven verzichten will. Es ist ein Werk, so recht zum schweißtreibenden Excerpiren gemacht; ein famoses Rüstwerk für akademische Examina, ohne ein Compendium zu sein. Es ist ein grundehrlicher Führer, der nirgends aufdringlich Stimmung zu machen sucht, sondern die ästhetische Mitarbeit dem überläßt, der sich ihm anvertrauen will.

2. Robinson in Deutschland bis zur Insel Felsenburg (1731—43). Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts von A. Kippenberg. Hannover, Norddeutsche Verlags-Anstalt. 1892. 8. 3 M. 60 Pf.

Der Verfasser veröffentlicht seine Funde zu früh, ohne die glücklichen Entdeckungen, die seinem Fleiß und seinem vortrefflichen Spürsinn erblüht sind, auszubeuten. So läßt er Fäden fallen, die sich ihm zu guter Stunde in die Hände spielten, und unterläßt es, Erdreich und letzte Wurzeln des Stammes zu untersuchen, dessen weiteste Verästelungen er liebevoll nachzuzeichnen sich bemüht. Das Robinson-Motiv (Bruch mit der Heimat, hoffärtige Ausfahrt, Züchtigung, Reinigung und Erhöhung) hat eine Vorge-

schichte, die so alt wie die Schiffahrt ist. Daß die Züge nach dem Orient und die Entdeckungen neuer Meere und Continente immer neue, unerschöpfliche Lebenskräfte zugeführt haben, war in anmuthiger Ausführlichkeit auseinanderzusetzen. Der schließliche Hauptnerv des ganzen Dichtungsgenres, weltflüchtige Sehnsucht nach phantasiegeborenen Utopien, mußte als mächtigstes Agens immer wieder nachgewiesen werden, bis sich aus der gesammten literarischen Strömung als glänzende Verkörperung der Ideale, welche sie widerspiegelte, die Dichtung Rousseau's erhob. Hier erst fanden die Defoe'schen Doctrinen ihre letzte poetische Fassung, ohne daß zwischen beiden Genien im Sonstigen ein nur entfernter Vergleich anzustellen wäre. Die Kippenberg'sche Arbeit hat die Vorzüge ihrer Geschichtschreibung weniger im Ein- und Ausgange der uralten geistigen Bewegung, die in den Robinsonaden ihre Hauptwelle schlug, als in der Darstellung dieser Haupt- und Springflut selbst gesucht. Und hier bedeutet sie eine höchst schätzbare Bereicherung der Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Daß die Insel Felsenburg in seinem Buche einen Haupt- und Schlußstein bildet, lehrt der Titel. Bio- und bibliographische Spenden erhöhen das Gewicht seiner Ausführungen. Vielleicht läßt er sich durch den Erfolg dieses Segments aus der Geschichte des Robinson-Motivs ermuntern, uns eine Geschichte des Robinson-Romans zu schreiben. Auf seinem Gipfel weiß er ja so wohl Bescheid: nun braucht er nur muntere Ausschau zu halten nach Aufgang und nach Niedergang.

3. Studien zur neuen deutschen Literatur. Von Rudolf von Gottschall. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1892. Gr. 8. 6 M.

Diese neuen literarhistorischen Veröffentlichungen des besten Geschichtschreibers der deutschen Literatur unsers Jahrhunderts zerfallen in „Dramaturgische Parallelen", „Streitfragen der modernen Poetik" und „Literarische Porträts". Letztere geben Charakteristiken Alfred Meißner's, Karl Beck's, Karl Frenzel's, Fanny Lewald's und Carmen Sylva's. Was allen gemein ist neben der Gediegenheit des Inhalts, das ist der graziöse Fluß des in lichter Anmuth dahingleitenden Stils. Rudolf von Gottschall bewährt sich stets aufs neue als unbedingten Herrn seiner Stoffe und immer wieder als Meister blendender Formen. Was unsern akademischen Literaturgeschichten anhaftet, jene Abgeschlossenheit, welche mit abscheulichem Eigensinn und albernem Dünkel die alltäglichsten Nichtigkeiten im Katheder-ton predigt und sodann über Erfolge greint, welche das geborene Schriftstellertalent schnell und weit über die Stickluft des Zünftlerrings emporträgt, der Mangel dieser trübseligen Eigenschaft, der Mangel dieser Holzschuhe des steifleinenen Handwerkstreibens der Seminare hat Gottschall's literarhistorische Geltung über die Pächter der Jahrbücher erhöht: sein Auditorium blieb die Nation und sie hat ihm trotz der zünftlerischen Nörgler, deren Stimme über den Dunstkreis ihrer germanistischen Habilitationsschrift nie hinausdringt, die Treue gehalten. Natürlich: denn ein frisches, kritisches Flugblatt von ihm hat höhere Geltung für den Tag und das Leben, als was in qualmigen Hörräumen über diese und jene Mumie, die Goedeke's Spüreifer ausgegraben, den Gründlingen der „Wissenschaft" salbungsvoll applicirt wird.

So bereichert denn der Allgemeine Verein für deutsche Literatur mit Bedacht durch diese neue Schöpfung von Gottschall's seine vielfarbige Ausstellung. Im Grunde bedeuten diese Blätter nichts anderes als beschauliche Wanderungen einer höchst autheilfrohen Kritik durch die Literatur der Gegenwart und nächsten Vergangenheit. Die neuen Nibelungendichtungen werden verglichen und unsere Cäsaren- und Demetrius-Dramen werden sachkundig gemustert und mannichfachste Erörterungen verbreiten sich, Licht und Klarheit spendend, über Probleme der modernen Dichtkunst. Hier reichen sich denn immer aufs neue Theoretiker und Künstler die Hand zu schönen Erfolgen. Denn einen weiten Vorsprung vor dem Doctrinär der Schule vergönnt dem Verfasser in all diesen Fragen, welche unser modernes literarisches Leben bewegen, sein abgeklärtes, ausgereiftes Künstlerthum. Daher der leidenschaftslose, ja bedingungslose Ton dieser Blätter. Sie kennen ihrer Worte Gewicht und arbeiten ohne Accente. Sie überschauen das Ganze und verbeißen sich demzufolge, wie sehr es den Bananfen bekümmern möge, nie ins Nichtige. Dabei gewinnt das Einzelne je nach seiner Bedeutung stets das erforderliche Streiflicht. Soll man trotzdem diese Tonart näher bezeichnen, so ist es die des Salons. Jedes schärfere Verdict erfolgt somit durch Schweigen oder durch cirkelrundes Umschreiben, welches das Gegensätzliche zum Richter ernennt und die persönliche Unbefangenheit wahrt: so erstarrt die Unmöglichkeit im Anblick des eigenen Bildes, das sie im Spiegel der Wahrheit schaut. Heyne's Wörterbuch nennt die Kritik eine Kunst. Sie ist es bei Gottschall. Sie sonnte sich früher wol selbst im Reichthum ihrer rhetorischen Mittel und dem tropischen Glanz ihres Stils. Die verzeihliche Freude an der Fülle ihres Vermögens hat sich geadelt zu erquicklichem Gleichmaß. In frühern Tagen hätten sich die Huldigungen, die Rudolf von Gottschall in diesem Werk der deutschen Dichterin auf dem Königsthron der Rumänen spendet, mit dem Farbenprunk Tintoretto's geschmückt; seitdem nahen sie der erhabenen Frau wol in höfischer Toilette und getragen von der Würde ihrer Geltung, aber die ästhetische Analyse begnügt sich mit den Ergebnissen einer gehaltenen, sachlichen Darlegung der bedeutsamen Sonderart der einzelnen Dichtungen, deren Gestalten vor uns erscheinen verklärt durch ihr eigenstes Sein, ohne an die Krone ihrer königlichen Abstammung zu appelliren.

4. Martin Greif. Versuch zu einer Geschichte seines Lebens und Dichtens mit besonderer Rücksicht auf seine Dramen und seine Stellung in der deutschen Literatur von S. M. Prem. Leipzig, Reuger. 1892. Gr. 8. 3 M.

Diese Kuno Fischer gewidmete Biographie beseelt die freundliche Hoffnung, die Nation mit einem Dichter näher-

zu befremden, welcher seit Jahrzehnten bereits mit wechselnden Erfolgen, aber steter Ausdauer um den Lorber ringt. Auch er hat längst seine Stelle in der Literaturgeschichte gefunden, und nicht die erste Feder ist es, welche sein Leben und Streben theilnahminnig zu schildern unternimmt. Prem seinerseits stellt in den Vordergrund seiner Schrift die Greif'schen Dramen. Er folgt mit Liebe und Freude dem Entwickelungsgange des Dramatikers und trauert mit ihm über gelegentliche Miserfolge. Hier auch wurzelt ersichtlich des Dichters höheres Können. Denn seine Lyrik erscheint nicht frei von unaufgelösten Dissonanzen. Es bleibt ein Rest zwischen ihrem idealen Wollen und ihrem Vermögen; ein Rest, der den flüchtig Genießenden und kühler Betrachtenden leicht irre führt in seinem Urtheil über des Dichters lyrische Begabung, die erst dann in wahrer Spiegelung erscheinen wird, wenn eine geläuterte Sammlung vorliegt. Ob Bücher wie das Prem'sche nun geeignet sind, für die Greif'schen Dramen des Weitern zu interessiren, steht dahin. Wir wünschen ihnen zunächst Eingang in alle Theaterbureaus und die Kenntnißnahme aller Dramaturgen. Hier liegt der Schlüssel ihres Eingangs in das Volk. Bliebe der Erfolg des Buchs somit zunächst ein mittelbarer, so könnte er sich doch zu einem mächtigen gestalten. Die Krone des Dramendichters aber wird auf den Bühnen, nicht durch biographische Uebungen geschmiedet. Eine weite Kluft trennt die Wirkung des gelesenen Stücks von der des aufgeführten. Nur der geschulte Bühnenkenner vermag aus jener auf die Wahrscheinlichkeit dieser zu schließen. Nichts kann erbärmlicher auf den Leser wirken als ein Lauff'scher Schwank; aber die Zuschauer erschüttern das Logenhaus durch unendliches, unbezwingliches Lachen. Ueber einige Scenen der Pöhnl'schen „Gismunda", die in der Lektüre sehr tragisch wirken, ist das Publikum des münchener Hoftheaters in ein gleiches ausgebrochen. So möge das Prem'sche Buch des Dichters Dramen so gute Dienste leisten, als in seiner Macht steht. Es ist mit aller Sorgfalt gearbeitet und gibt glänzende Proben von des Dichters Sprachkunst. Dem wundervollen Lied der Akte an Nero's Grabe hätte ich Aufnahme gewünscht; dem Trauerspiel „Marino Falieri" eingehende Parallelen mit den Leistungen der Vorgänger. Der absprechende Vergleich des Schlusses mit dem des „Fiesco" ist freilich zu geschmacklos, als daß hier Günstiges zu erwarten gewesen wäre. Daß ein Nebeneinanderstellen eines Schiller'schen und gerade dieses Schiller'schen Dramas mit einem Stücke Greif's überhaupt möglich wurde, ist für den panegyrischen Ton der Schrift sehr charakteristisch.

Hieran schließen wir ein Werk, das freilich etwas lose mit der Literaturgeschichte zusammenhängt:

5. Bunte Blätter. Altes und Neues von Hermann Masius. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 1892. Gr. 8. 6 M. 40 Pf.

Ein reiches wissenschaftliches Leben, dessen Pfade und praktische Erfolge freundlich von der Weihe gediegenen Künstlerthums erhellt werden, sammelt in diesen „Bunten Blättern" halbverlorene und weitverstreute Ausstrahlungen einer zum Theil weit dahinterliegenden Vergangenheit. Wer Hermann Masius in seinen „Naturstudien" lieben und bewundern gelernt hat, der wird in ihm einen der besten Stilisten unserer Zeit und einen der feinsinnigsten Kenner der Natur, wie einen der liebreichsten Freunde der Thier- und Pflanzenseele zu verehren nie aufgehört haben. Auch hier schließt er einer Anzahl zum Theil amtlicher Gelegenheitsreden und biographischer Charakteristiken eine meinerseits lange und schmerzlich ersehnte Folge von „Naturskizzen" an; der Titel ist diesmal glücklicher als es die Aufschrift „Naturstudien" war, deren erkältende Fassung das Wesen der Sache nur in ihrem ersten Werdeprocesse trifft. Ja, der neue Titel, der fraglos in dem alten einmal untergehen wird, ist auch insofern bezeichnender, als das hier Gegebene in der That zum Theil die Bedeutung einer Skizze nicht überbietet, gegenüber der meisterlichen In-sich-Abgeschlossenheit, in der die Thier- und Pflanzen-, Wald- und Landschaftscharaktere der „Studien" ihre Siegesbahn in die nationale Literatur antraten. Sollen diese „Skizzen", wie zu hoffen und wünschen, eher oder später in jenen aufgehen, so müssen sie zuerst aus der Puppenschale zu Schmetterlingen reifen. Zwar nicht allen ist dies noth. Das „Sommeridyll in der Altmark", wie es nur herzlichste Heimatliebe in Gustav Freytag's Stile schreiben und nur ein Dichterauge schauen konnte, das Storm'sche Thränen kennt, würde mit jeder Aenderung verlieren. Auch die „Erinnerung an den alten leipziger Wochenmarkt" hat eine Verkürzung gefunden, deren Skizzenhaftigkeit gleichwol ein Bild vor uns entwirft, wie es Teniers und Ostade mit nicht hellerem Humor, mit nicht poesiereicherer Gestaltungskraft festgehalten hätten. Es sei aber um „Marder und Sperling". Hier erwartet man mehr, als man findet. Die Katze erscheint zu einseitig; es fehlt ihre Hälfte, die zwar, die in unserer Anschauung und Ueberzeugung die herrschende ist. Katzennatur bleibt Katzennatur, katzenhaft bleibt katzenhaft. Ihre „Katzenfreundlichkeit", ihre Falschheit, ihren Mordsinn, ihr greuliches Geheul lassen wir uns in keiner „Naturskizze" fortescamotiren. Wir lassen nichts zu ihrem Frommen gegen den Hund sagen und freuen uns auf eine weitausgeführte geschichtlich-ästhetische Würdigung dieses unseres vertrautesten Freundes aus der Thierwelt, damit die hier löblich ansetzende Skizze einen würdigen Ersatz finde. Wir erwarten ein Gleiches für unsern „Gedankenfreund", den Mond; in beiden Fällen unendlich mehr. Wir verlören keine Worte, besäße Masius für solches außerordentliche Können nicht ein so großes Talent. Er stellt hier alle Zoologen in Schatten, weniger für jetzt die Ornithologen. Noch unterließ ich die Erzählung von seinem Ausflug in die Provence zu rühmen, wiewol sie durch das altmärkische Idyll und P. Heyse'sche Schilderungen verdunkelt wird. Die „Reden", schließlich und „Biographischen Charakteristiken" schöpfen aus dem Vollen der Cultur- und Gelehrten-

geschichten. Viel weniger glücklich gibt das welthistorische Fragment „Germanicus" ein Bild des verkannten Tiberius, das in meiner Primanerzeit, die freilich ein Jahrzehnt später als die Geburtsstunde dieses irrenden Bruchstücks fällt, bereits für veraltet galt.

Adalbert Schroeter.

Geschichtliche Trauerspiele.

1. Der Arbeiterkaiser. Trauerspiel in fünf Acten von Friedrich Dukmeyer. Berlin, Rentzel. 1892. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
2. Heinrich IV. von Frankreich. Trauerspiel in fünf Acten von Gerhard Wauer. Leipzig, Deutscher Verlag. 1892. 8. 1 M.
3. Die Commandantentochter von Mannheim. Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Marie F. L. Mohr. Dresden, O. Damm. 1892. 8. 1 M. 60 Pf.

Gewaltige Kraft der Gestaltung, ungewöhnlicher Schwung der Phantasie, dazu sichere Handhabung der Fäden des Stoffs zeichnen Friedrich Dukmeyer's Trauerspiel „Der Arbeiterkaiser" (Nr. 1) aus. Erinnert die Dichtung in Einzelheiten an die besten Muster, wie z. B. die Schilderung vom Siege bei Poltawa der Erzählung Buyk's im „Egmont" nachgebildet sein könnte, so hat die kräftige, realistische Charakterisirung und Sprache, wie die Fülle der Auftritte mit dem jähen Wechsel zwischen herzzerschneidendem Jammer und tollster Ausgelassenheit etwas Shakespearisches. In lebensvollen Gestalten wird Peter's des Großen Zeit und Werk dargestellt. Er selbst erscheint als „der große Arbeiter", unverstanden von seinem Volk, gehaßt von den Altrussen, misbraucht und verrathen von seinen vorgeblichen Anhängern, unter denen Menschikoff geradezu des Kaisers böser Geist ist, während die verstoßene Gattin Eudoxia als guter Engel über seinem Leben wacht. Von ihr benachrichtigt überrascht Peter, den eben die Geburt eines Sohnes auf des Glückes Gipfel hebt, eine Verschwörung. Da er an ihr seinen ältesten Sohn Alexis betheiligt glaubt, läßt er ihn, der sammt seiner Geliebten Euphrosyne gerade jetzt sich aus Italien nach Petersburg hat locken lassen, schließlich peitschen, um ein Geständniß zu erzwingen. Den Auftritt nun, der den Sohn nach der Folterung dem Vater gegenüberstellt, mag man packend, wirkungsvoll u. dgl. finden, für mein Gefühl ist er schlechthin unerträglich. Wohl hat der Dichter hier seine ganze Kraft und Kunst eingesetzt: aber das Bild dieses kindisch lallenden, zum Tode wundgepeitschten und dabei unschuldigen und unzurechnungsfähigen Sohnes vor dem unmenschlichen Vater erweckt schon in der Vorstellung einen Eindruck, daß es auf der Bühne einfach undenkbar ist. Daran ändert kein Bemühen des Dichters irgendetwas, auch nicht die psychologisch außerordentlich feine Stufenfolge in Peter's Umwandlung: „Missethäter! Nun liegst du hingestreckt!" — „Denke nicht an das Mädchen, bete." — „Was brauche ich Liebe!" — „Mein Sohn, ich bin bei dir." — „Mein armer Sohn!" — Nichts auch ändert an diesem peinvollen Eindruck die dichterische Gerechtigkeit, die dem letzten Hauche des Alexis unmittelbar die Meldung an den Kaiser folgen läßt: „Dein Sohn Peter ist todt." Jetzt sucht der Kaiser Vergessen im Strudel der Sinnlichkeit, — aber das Glockenspiel, das bei Alexis' Hingang ertönte, schreckt ihn aus dem Taumel. Auch der Arbeit Segen zerrinnt ihm bei der Erinnerung an einen beängstigenden Traum von seiner Knabenzeit, der ihm plötzlich Altrußland wieder vorspiegelte. Da faßt ihn quälende Sorge um seine Schöpfung. Der Senat soll den Würdigsten zum Nachfolger bestellen. Noch einmal erscheint Eudoxia, und er, der in souveräner Selbstherrlichkeit des Sohnes Liebe zurückwies, er jammert jetzt zur verstoßenen, misachteten Gattin: „Gib mir Liebe! Ich verschmachte in Sehnsucht nach Liebe." Und dem seelischen Zusammenbruch folgt der körperliche und staatliche auf dem Fuße. Um Schiffbrüchige zu retten, stürzt sich der Kaiser ins Meer. Menschikoff, ihn ertrunken wähnend, eilt dem Befehl Peter's an den Senat zuvorzukommen und Katharina, seine Puppe, als Kaiserin ausrufen zu lassen. Auf die Kunde hiervon ruft Peter, von Todesschauern geschüttelt, entsetzt aus: „Ein Weib mein Nachfolger" und als Kanonendonner Katharina's Regierungsantritt meldet, stirbt Peter mit dem Worte: „Ah, neue Majestät."

Selbst diese bloßen Umrisse werden den Aufbau und die Wucht der Handlung erkennen lassen. Ich will nicht weiter mäkeln an Osteria, Futschikato, Champimpampagner und ähnlichen gewöhnlichen oder gesuchten Witzeleien. Weit wichtiger ist für mich die Zeichnung des Haupthelden im Stücke. Bei aller Freiheit, die das geschichtliche Schauspiel hat, wird man Dukmeyer die Berechtigung zu seiner Zeichnung Peter's nicht zugestehen. Fraglich erscheint es andererseits, ob künstlerisch solche Sentimentalität, wie er sie Peter andichtet, mit dem Gigantenthum, das er vorher in seinem Helden darstellt, sich vereinbaren läßt. So gewiß sein Stück durch dies Verfahren an packender Wirkung gewonnen hat, so gewiß hat es dadurch an Wahrheit und Wahrscheinlichkeit verloren. Eins bleibt noch zu erwähnen. Auffallend sind nämlich die dem Stück vorgesetzten Motti, wie der Titel; auffallend gewisse der Gegenwart entnommene und Peter in den Mund gelegte Aussprüche, wie: „Einer ist Herr im Lande", und „Mein Curs ist richtig" u. a. m.; auffallend die Schlußbemerkung: St.-Petersburg und Berlin. 1889—1892. Was will der Verfasser damit? Indeß, das möge sich jeder Leser selbst beantworten.

Auch gegen Gerhard Wauer's „Heinrich IV. von Frankreich" (Nr. 2) ist der Vorwurf zu gewaltsamer Behandlung des geschichtlich Gegebenen zu erheben. Unter

den zahlreichen Motiven von wirksamster Tragik, die in der Ueberlieferung enthalten sind, ist fast keins benutzt; der politische Hintergrund ist farblos geblieben, dagegen das Jesuitenthum in einer Weise in den Vordergrund gedrängt, die schließlich in der Phantasiegestalt des Thronprätendenten Cotton S. J. die Grenzen aller Wahrscheinlichkeit und Glaubwürdigkeit weit hinter sich läßt. Ein bedeutungs- und schicksalsschwerer Vorgang erscheint zu einem Kammerdienermärchen verflüchtigt. Denn Ravaillac durchläuft in kürzester Zeit alle Stufen von der verehrendsten Liebe des unterthänigen Leibdieners bis zur fanatischen Rachsucht des Königsmörders und zwar aus verletztem Ehrgeiz, Stellenneid und Eifersucht. Uebrigens erweist sich der sprach- und versgewandte Dichter zu straffer Composition wohl befähigt.

Die Verfasserin der „Commandantentochter von Mannheim", Marie F. L. Mohr (Nr. 3), hat sich, was das Titelblatt ausweist, schon mehrfach in dramatischer Dichtung versucht. Sie verfügt über einen reichen Empfindungs- und Gedankengehalt. Eine nachdenkliche, sinnende Natur, hat sie sich viele Probleme der Menschheit in eigenster Weise gelöst. So machen die Stellen, wo ihr Ich über allgemein menschliche Herzensangelegenheiten und Fragen sich ausspricht, durch edle, schöne Denkweise einen recht wohlthuenden Eindruck. Leider reden die Helden und Heldinnen etwas gar zu breit. Dabei fehlt manchenorts der Sprache die erforderliche Kraft; keinesfalls ist sie dramatisch an Stellen, wie z. B. der Schilderung des Kampfes in der Mönchsgasse. Warum da nicht Schiller's und Goethe's Kunst der Darstellung belauschen?! Was die Handlung anlangt, so ist ihre geschickte Anlage, ihr Zusammenhang und ihr Reichthum zu rühmen. Auch die mannichfaltigen Charaktere sind individuell und mit einigen Ausnahmen glaubwürdig. Zu den Ausnahmen muß ich freilich auch du Tessé rechnen. Dieser waghalsige, rücksichtslose Ehrgeiz, der ohne Erbarmen die Geliebte zum Verrath zwingt, schließt den Tod aus Liebe aus. Allerdings wird nur unter der Voraussetzung solcher Wahrheit des Gefühls die That der Landesverrätherei dramatisch möglich. Aber damit ist eben der circulus vitiosus gegeben. Echte Tragik wäre gegen Dorothea so mitleidig nicht gewesen. Allein der Dichterin milde Art offenbart sich auch sonst, so in dem vielen Edelmuth der Franzosen, den Franzosen jener Tage, so auch in dem hoheitsvollen, duldsamen Bischof Bixius. Wie lebenswahr ist dagegen die liebestolle Erdmuthe. Kunstvoll ist unleugbar die Verkörperung der Zeit und ihrer Ideen in Personen. Auf Einzelheiten, wie den Zeitverstoß mit den „Sauerkrautessern" lohnt sich nicht einzugehen.

Hier mögen angeschlossen werden:

4. Zwei dramatische Dichtungen als Vorschau in die Entwickelung der Menschheit von August Schmitz. Leipzig, Findel. 1892. 8. 1 M. 50 Pf.

Die beiden Dichtungen sind „Der Bruderbund" mit einem „Vorwort" zwischen Priester und Dichter, und „Die Wahlverwandtschaften". Eigenartig ist der gedankenschwere Inhalt, eigenartig und eigenmächtig des Verfassers Sprache. Nun ist ihm die Gabe gestaltender Kraft im Ausdruck nicht abzusprechen; ferner entspricht auch dem fast mystischen Ideengehalt recht wohl eine vom Alltäglichen sich abhebende Redeweise, endlich haftet seinem Stoff unbestreitbar geradezu die Sprödigkeit des Granits an. Trotzdem muß man fragen: wie denkt sich der Dichter eine Verbreitung seiner Gedanken, die er doch anstreben muß, bei dieser Dunkelheit der Sprache, womit er an die berufensten Willkürschöpfungen des großen Philosophen in neuerer Zeit, wie an die stolze Unverständlichkeit eines Denkers im alten Griechenland mahnt. Ueber andere Bedenken, die mir in grammatischer und verstechnischer Beziehung gekommen sind, eile ich hinweg zur Hauptsache, zur Weltanschauung des Verfassers, die ich kurz nach ihren Grundzügen darzustellen wenigstens versuchen will.

Der Ur- und Wesensgrund alles Seins ist Einheit, so auch der Menschheit:

> Wir alle sind von einem Geist durchwaltet
> Und drum in unserm Tiefsten eins.
> Ward jedem gleich ein eigenartig Wesen,
> Das Gleiche aller auch ist in ihm da.

Die Verneinung der Einheit — ihre Nothwendigkeit habe ich später zu erwähnen; jedenfalls unterscheidet sich Schmitz durch den vernunftgemäßen Nachweis ihrer Nothwendigkeit wesentlich von den Begründern ähnlicher Systeme — diese Verneinung also führt zu des Daseins Vielgestalt, dem Leiberviel im Spiel des Daseins. So ist das Leben ein Gegensatz der Kräfte, ein Lugbau der Verselbstung, beherrscht von der blöden Sucht, die sich im Abfall vom Geistesallgemeinen eitel selbst bespiegelt. Seine Ueberwindung aber ist das unabweisbare Gebot des Seelendranges zur Gemeinschaft, das sich als tiefgeheimes Urgewaltiges, Mächtiges, als der Geisteseinheit Hochgedanke kundgibt in unserm Seelengrund.

> Durch dieses Gleiche muß das Ich genesen
> Von der Verselbstung, die in ihm geschah.
> Denn nur als Schein
> Und auf der Oberfläche hanst der Zwiespalt,
> Die inn're Wesenheit ist Einheit, Friede.

Im Urzustande bethätigte sich dieser Einheitsdrang mit Nothwendigkeit und unbewußt. Aber die Friedensflur der Kindheit wird verlassen und bewußtes Wollen dessen, was wir sollen, wurde Ziel der Menschheitsentwickelung. Das ist die innere Nothwendigkeit der Verneinung jenes uranfänglichen, aber unverlierbaren Gefühls. Erkenntniß ist nur durch Verneinung da, im Zwiespalt kommt die Einheit zum Bewußtsein; die Zweiheit ist das Waltende im Dasein —

> Und aus der Einheit durch die Zweiheit strebt's
> Zur Einheit.

So geschieht es, daß

> Das eine Wesen in der Vielheit Schein,
> Dies' eine Wesen, das unschaubar nächt'ge
> Drängt unser Ich aus andre Ich zum Bund.

Ich will das Eigenart'ge meines Ich
Zu dem, was zwei in Einheit leben, dehnen
Und es mir völlig eignen innerlich.

Mein Gegentheil will ich in mir erstreben,
Nur so kann ich zur Freiheit mich erheben.

In solchem Ausgleich zweier Seelen ist das Göttliche im Erdensein erschienen.

Wir sind nun Kinder unsrer Zeit,
Die sich zu einer neuen Lebensform
Im Uebergang befindet. Alles gärt!
Vom gottgesetzlich Festen sind wir los
Gerissen, alles schwankt und schweift und schwirrt.
Ein Wirrwarrbrodeln ist's der Leidenschaften.

Aber Kinderthum ward münd'ge Mannheit!

Der Abweg der Verneinung ist durchschritten.
Thut nun wissend hinterher,
Was vorher unbewußt zu thun ihr nicht
Vermochtet.

Der geforderte Seelenausgleich vollzieht sich nun nach gewissem waltenden Gesetze, zufolge dessen für den richt'gen Bund

Geschlechtsverschiedne gleichgeartet sein,
Doch Gleiche des Geschlechtes zueinander
In einem Gegensatze stehen müssen.

Es gilt also zunächst für den einzelnen Mann, sich das ihm als Einzelnem Fehlende, befruchtet durch den Freund, zu erringen und sich so zum Mannheitvölligen zu erweitern. Das Weib wird dem Beispiele folgen. Und so suche nun, wie die Bibel sagt, ein jeder nicht das Seine, sondern was des andern ist, dann wird jeder

Im Hochgefühle dieser Sättigung
Und Unabhängigkeit das wunderbare Sein,
Was wir die Schönheit nennen, leben können.
In ruhereiner Freude schafft das Leben
Die Form nun aus, die in ihm geistgeplant — —
Ein steter Liebesausgleich ist das Streben
Und hat zur Schönheit sich den Weg gebahnt.
Und durch die Schönheit kommt
Der Mensch zum Frieden Gottes —

wie im „Vorwort" der „Dichter" verheißt.

Ob mein redliches Bemühen den Verfasser verstanden hat, weiß ich nicht. Ich weiß auch nicht, ob er ahnt, welche Summe schon gedachter Gedanken sein System in meiner Auffassung enthält. Das aber glaube ich zu wissen, daß ein Anlehnen an Fremdes oder eine Verarbeitung entliehener Ideen hier ausgeschlossen ist. Mit innerster Folgerichtigkeit erwächst bei Schmitz eins aus dem andern und es ist ein schönes Baustück, das er für den Tempel der Menschheit bearbeitet hat.

Endlich sei noch erwähnt:

5. Der Streit der Stände. Volksstück von Friedrich Schaefer. Braunschweig, Appelhans u. Pfenningstorff. 1892. 8. 60 Pf.

Das Stück ist ausschließlich für Lehrerkreise bestimmt und geeignet. Alles, was der Schule im weitesten Sinne angehört, kann, ja muß mit der Tendenz einverstanden sein. Und wir könnten uns für sie auf keinen Geringeren als Plato beziehen, der kein Aufhören der Leiden sah, so lange nicht die Philosophie die Welt regierte. Aber vorläufig thun dies realere Mächte, nach Schiller Hunger und Liebe, nach andern andere. Auch der bekannte Sieger von Sadowa ist dem Märchenlande zugewiesen. Einstweilen wird jedoch das geschickt angelegte, hübsch erfundene und flott geschriebene Volksstück immerhin festliche Tage der Lehrerschaft verklären helfen und uns alle bestärken in der Zuversicht, daß „Liebe löst den Streit der Stände".

Richard Friedrich.

Feuilleton.

Ein vorzügliches Weihnachtsgeschenk auszuwählen, ist nicht schwer, wenn man den soeben erschienenen altbewährten Führer auf dem Gebiete der Weihnachtsliteratur, den „Illustrirten Katalog" von F. A. Brockhaus in Leipzig, zu Rathe zieht. An der Spitze steht das Festgeschenk par excellence, „das nothwendige Buch", wie es genannt worden ist, die Jubiläumsausgabe von Brockhaus' Konversations-Lexikon. Auf sieben Seiten sind Proben der meisterhaften Abbildungen zugänglich gemacht, welche einen Begriff von der kostbaren Ausstattung des berühmten Hausschatzes des deutschen Volks geben; darunter eine schöne Chromotafel. Es folgen Werke von Schliemann, Bodenstedt, Carriere, Gottschall, Hammer, Kingsley, Sturm, Schopenhauer und vielen andern berühmten Autoren. Eine besondere Zierde des Brockhaus'schen Verlags sind die meist reich illustrirten Reisewerke von Wißmann, Emin Pascha, Stanley, Schweinfurth, Nachtigal, Nordenskiöld, Admiral von Werner u. a., denen sich als neueste Erscheinung Morgen's „Durch Kamerun von Süd nach Nord" anreiht, das erste ausführliche Werk über die beste deutsche Kolonie. Der „Illustrirte Katalog" ist in jeder Buchhandlung zu erhalten, ebenso ein specielles, reich illustrirtes Verzeichniß von Reisewerken desselben Verlags.

— Eine hübsche Gabe für das Fest bietet Paul Heyse seinen zahllosen Verehrern in einer Ausgabe seiner neuesten Novellen, die er unter dem Titel „Aus den Vorbergen" (Berlin, Hertz) zu einem sehr geschmackvoll ausgestatteten Bande vereinigt hat. Es sind dies „Vroni", „Haverl", ferner die prächtige Novelle „Das Marienkind", die schon ausführlich von uns besprochen worden sind, und die neueste Frucht der Heyse'schen Muse „Dorfromantik", auf die wir an anderer Stelle noch zurückkommen werden.

— Den besten Beweis und ein sehr erfreuliches Zeichen für die immer wachsende Verbreitung der Romane und Novellen unserer ersten und bedeutendsten Schriftstellerin Marie von Ebner-Eschenbach gibt das Erscheinen einer Gesammtausgabe ihrer Werke (Berlin, Gebr. Paetel). Die Ausgabe umfaßt sechs Bände und zwar enthält der erste Band die Aphorismen und Märchen; der zweite Band die Dorf- und Schloßgeschichten; im dritten und vierten Band sind die kleinern Erzählungen vereinigt; der fünfte Band enthält „Das Gemeindekind"; der sechste Band den Roman „Unsühnbar". Der Preis dieser Gesammtausgabe ist 21 M. Unsere Blätter haben es stets für ihre Pflicht gehalten, ihre Leser mit den Werken dieser genialen Dichterin bekannt zu machen und haben noch in diesem Jahre bei Erscheinen der „Märchen und Gedichte" Frau Ebner-Eschenbach in einem besondern Essay aus Moritz Necker's Hand gewürdigt. So sind wir

dessen überhoben, auf den Werth der einzelnen nun gesammelten Werke näher einzugehen. Wir haben keinen lebhafteren Wunsch, als daß Frau Ebner-Eschenbach's Schriften in dieser auch äußerlich geschmackvoll ausgestatteten Ausgabe sich bald in den deutschen Familien einbürgern mögen. Man klagt immer wieder über den Mangel an großen Dichtern in der Gegenwart. Hier ist eine Dichterin von Gottes Gnaden. Möchte das deutsche Volk ihr die Würdigung zutheil werden lassen, die ihr gebührt.

— „Goethe's Mutter" stellt sich auch diesmal in neuer verbesserter Gestalt zum Feste ein und wünscht ihren Beruf, eine wahre und treue Hausfreundin insbesondere unserer Frauen und Jungfrauen zu sein, immer mehr erfüllen zu können. Die prächtigen Illustrationen hat der Verfasser, Karl Heinemann, in der vierten Auflage um zwei neue, ein Bild des Vaters der Frau Rath und ein solches ihres Freundes Merck, vermehrt. Das Buch erscheint im Verlage von A. Seemann in Leipzig und kostet geb. 8 M.

— Karl Emil Franzos gehört mit Recht zu den beliebtesten Novellisten der Gegenwart. Es wird viele unserer Leser erfreuen zu erfahren, daß sein vorzüglichstes Werk „Judith Trachtenberg" soeben in dritter Auflage erschienen ist.

— Die Sammlung von Romanen, die unter dem Namen „Collection Hartleben" in Wien erscheint, ist in d. Bl. schon wiederholt erwähnt und besprochen worden. Neu erschienen sind folgende Bändchen: M. Jókai: „Die weiße Rose"; E. Carlén: „Der Vormund"; E. Sue: „Miß Mary"; A. Dumas: „So sei es".

— Auf eine kleine Schrift, die freilich schon im Vorjahre erschienen ist, wollen wir an dieser Stelle aufmerksam machen. Sie ist betitelt: „Aus Berlins Vergangenheit. Gesammelte Aufsätze zur Cultur- und Literaturgeschichte Berlins. Von L. H. Fischer" (Berlin, L. Oehmigke [R. Appelius], 1891). Berlin hat keine Vergangenheit in dem Sinne wie andere wirklich alte Städte. Im Grunde blickt es auf nur zwei Jahrhunderte einer wirklichen Geschichte zurück. Diese Geschichte ist aber nicht, wie bei andern alten Städten, eine Reihe äußerer Ereignisse oder jahrhundertelanger Verfassungskämpfe, sondern ein Stück Geistesentwickelung. Daher hatte der Autor des vorliegenden Buchs sehr recht, daß er sich nicht darauf einließ, die Geschichte von Plätzen und Häusern zu erzählen — als wenn solch äußerliches Beiwerk Geschichte wäre —, sondern manches aus den verschiedenen Phasen der literarischen Bewegung zusammenzustellen. Denn das Buch ist eben keine zusammenhängende Geschichtserzählung, sondern eine Aneinanderreihung verschiedener, früher schon gedruckter, jetzt aber neu durchgesehener Aufsätze. Diese beziehen sich zu ungefähr gleichen Theilen auf das 18. und 19. Jahrhundert (d. h. die erste Hälfte des letztern). Wer nun die Entwickelung Berlins kennt, der weiß, daß im allgemeinen in jenem Jahrhundert die schriftstellerische, gelehrte, in diesem dagegen die schönwissenschaftliche Thätigkeit vorwiegt, daß namentlich in den ziemlich unpolitischen Zeiten zwischen den Freiheitskriegen und der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. das Theater und das, was man gemeinhin „Literatur" zu nennen pflegt, das allgemeine Interesse im höchsten Grade in Anspruch nimmt. Demgemäß beziehen sich Fischer's Abhandlungen aus dem 18. Jahrhundert auf Schul- und Zeitungswesen, die aus dem 19. auf Theater und was damit zusammenhängt. In jenem letztern Theil steht Ludwig Tieck im Mittelpunkt. Seine Stellung am Hofe Friedrich Wilhelm's IV., die von ihm beeinflußten künstlerischen Bestrebungen, die von ihm geleiteten dramatischen Aufführungen, seine persönlichen Beziehungen zu Oehlenschläger und Kerner werden ausführlich dargestellt. Beim 18. Jahrhundert dagegen gilt die Betrachtung den Wochenschriften, den moralischen sowol wie einer musikalischen, das Hauptinteresse jedoch liegt auf einer eingehenden Schilderung des Schulwesens. Wie die Darstellung der Episoden aus Tieck's Leben sich wesentlich auf bisher unbenutztes briefliches Material stützt, so die Schilderung des Schulwesens auf Acten des geheimen Staatsarchivs in Berlin. Die Darstellung ist gefällig, dem Gegenstande angemessen. Fischer's Buch, wirklich ein einheitliches Buch, nicht eine der sonst beliebten Zusammenstellungen von Aufsätzen, die nichts miteinander gemein haben, ist ein wirklicher Gewinn für die berliner Localgeschichte und eine unterrichtende anziehende Lektüre für die, welche sich für Geschichte des deutschen Geisteslebens interessiren.

Bibliographie.

Bolze, A., Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen. 13. Bd. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Bormann, G., Die Stunde kommt! Eine Erzählung. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 4 M.

Briefe an Johanna Motherby von Wilhelm von Humboldt und Ernst Moritz Arndt. Mit einer Biographie Johanna Motherby's und Erläuterungen herausgegeben von Heinrich Meisner. Mit einem Porträt. Leipzig, Brockhaus. 1893. 8. 3 M. 50 Pf.

Buttgerald, C., Von Herz zu Herz. Gedichte. Leipzig, F. Richter. 8. 2 M.

Crawford, F. M., Eine römische Fürstenfamilie. Roman in 3 Büchern. 1. Buch. Saracinesca. 1. Thl. Uebersetzt von T. Höpfner. Berlin, G. Reimer. 8. 1 M. 60 Pf.

Dieter, E., Württembergs Geschichte von der Urzeit bis zur Gegenwart. Schorndorf. (Stuttgart, R. Roth.) 8. 1 M.

Ebers, G., Sinnbildliches. Die koptische Kunst, ein neues Gebiet der altchristlichen Sculptur, und ihre Symbole. Eine Studie. Leipzig, W. Engelmann. Lex.-8. 4 M.

Falke, H., Fischer Menis. Ein Sang aus den Bergen. Wien, C. Gerold's Sohn. 8. 2 M.

Gravenhoff, D., Russlands auswärtiger Handel und der neue Zolltarif. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 2 M.

Gresser, E., Knospen. Ausgewählte Gedichte. München, C. Rouniger. Gr. 16. 1 M.

Haase, M., Du sollst nicht begehren. Trauerspiel. Leipzig, F. Richter. Gr. 8. 1 M.

Hartner, E., Ein Kind des Reichthums. Roman. Leipzig, C. Reißner. Gr. 8. 5 M.

Heydenfeldt, H. K. v., Eine Frau. Studie nach dem Leben. Leipzig, C. Reißner. Gr. 8. 2 M.

Junghans, Sophie, Die Brautschau. Roman. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Comp. 8. 7 M. 50 Pf.

Kosa, A., Bürgerfehden. Trauerspiel. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

— — Im Elsaß. Trauerspiel. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

— — Der Unbekannte. Trauerspiel. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Kunterbunt aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Erlebtes und Erlauschtes von einem ehemaligen Offizier. Erlangen, F. Junge. 8. 1 M. 50 Pf.

Lau, Anna, Excelsior. Gedichte. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 16. 2 M.

Meinhardt, A., Das blaue Buch. Märchen und Skizzen. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 3 M.

Mücke, Kaiser Wilhelm II. und sein Verhältnis zu Staat und Kirche. Ein ernster Mahnruf. Berlin, H. Steinitz. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Müller, C., Aus dem Tagebuche des Corpsstudenten Hans Leichtfuß. Leipzig, O. Gottwald. 12. 1 M.

Reichenbach, M. v., Die Kinder Klingströms. Roman. 2 Bde. Leipzig, C. Reißner. 8. 6 M.

Roehl, A., Hanna's Laufbahn. Berliner Roman. Jena, H. Costenoble. 8. 4 M.

Rügen, E., Dollariaden. Geschichten aus dem Dollarlande. Berlin, H. Steinitz. 8. 1 M.

Schumann, K., Morphologische Studien. 1. Hft. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. 10 M.

Solms-Rödelheim, Mathilde Gräfin Friedrich zu, geb. Prinzessin zu Salm Horstmar, Glockenlaute. Lieder. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 16. 3 M.

Spicker, G., Die Ursachen des Verfalls der Philosophie in alter und neuer Zeit. Leipzig, G. Wigand. Gr. 8. 6 M.

Sprenger van Eyk, Auf tausend Meter Höhe. Engelberg beim Vierwaldstädter See. Aus dem Holländischen übersetzt durch M. Wagner. Berlin, G. Nauck. 8. 1 M.

Tanera, Durch ein Jahrhundert. Drei kriegsgeschichtliche Romane. 2. Bd. Der Savoyen-Dragoner. Militärisch-historische Erzählung aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts. Rathenow, M. Babenzien. 8. 1 M. 50 Pf.

Toball, H., Ostpreußische Sagen und Schwänke. Gedichte. Königsberg i. Pr., Hartung. 12. 1 M.

Trinius, A., Aus grünen Bergen. Thüringer Skizzen. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 8. 2 M. 50 Pf.

Zeissberg, H. R. v., Aldenhofen, Neerwinden, Löwen (1., 18., 22. März 1793). Zur Erinnerung an Erzherzog Carl. Wien, F. Tempsky. Lex.-8. 2 M. 40 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Festgeschenke. Nova.

Preise für Exemplare in **feinen Original-Einbänden:**

Allmers, H., Dichtungen. 3. Auflage. M. 4.
— Fromm und Frei. Religiöse Dichtungen. M. 2.
— Römische Schlendertage. 7. Auflage. M. 7.
— Marschenbuch. 3. Auflage. M. 7.
— — **v. Dörnberg,** Bilder aus den Nordsee-Marschen. Lichtdruck-Prachtwerk. M. 9, in Pracht-Mappe M. 15.
Appell, Werther und seine Zeit. 3. Auflage. M. 6.
Aus den Papieren eines unbekannten Denkers. M. 2.
Bulthaupt, Eine neue Welt. Drama. 2. Auflage. M. 3.
— Dramaturgie. * Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. 5. Auflage. M. 6. ** Shakespeare. M. 6. *** Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Gutzkow, Laube. 3. Auflage. M. 6.
— Gerold Wendel. Trauerspiel. 2. Auflage. M. 3.
— Der verlorene Sohn. Schauspiel. M. 3.
— Durch Frost und Gluthen. Gedichte. 2. Auflage. M. 5.
Charpentier, Russische Wanderbilder. 2. Auflage. M. 4.
Croon-Mayer, Liederborn. 2. Auflage. M. 4.
Fitger, Fahrendes Volk. Gedichte. 3. Auflage. M. 5.
— Winternächte. Gedichte. 3. Auflage. M. 5.
— Die Hexe. Trauerspiel. 5. Auflage. M. 3.
— Von Gottes Gnaden. Trauerspiel. 2. Auflage. M. 3.
— Die Rosen von Tyburn. Trauerspiel. M. 3.
Girndt, O., Ein Morgentraum. Dichtung. M. 2.
Kaden, Italienische Gypsfiguren. 3. Auflage. M. 5.
Leben der Prinzessin Ch. A. de la Trémoïlle. Herausg. von Dr. R. Mosen. M. 7,50.
Murad Efendi, Ost und West. Gedichte. 3. Auflage. M. 5.
— Nassredin Chodja. Osmanischer Eulenspiegel. 3. Auflage. M. 3.
— Balladen und Bilder. 3. Auflage. M. 3.
Neumann-Strela, Thron und Reich. 3. Auflage. M. 3.
Niemann, Dr., Das Oldenb. Münsterland. 2 Bde. Mit Karte und Plänen. M. 7.
Partisch, Sylvesterglockenklang. 2. Auflage. M. 2.
Poppe, Zwischen Ems und Weser. Land und Leute. M. 7.
Rittershaus, E., Buch der Leidenschaft. 4. Auflage. M. 3.
— Aus den Sommertagen. 4. Aufl. M. Portrait d. Dichters von L. Knaus. M. 5.
Roland, Der Cantor von Orlamünde. Dichtung. M. 2,50.
Spaeth, Samenkörner der Wahrheit. 32 Predigten. M. 8.
Stahr, Ad., Italien. 5 Theile. 4. Auflage. M. 18.
— Oberitalien. 2 Theile. 3. Auflage. M. 7,50.
— Goethes Frauengestalten. 2 Bde. 8. Auflage. M. 8.
— G. E. Lessing. Leben und Werke. 9. Auflage. M. 7,50.
— Weimar und Jena. 3. Auflage. M. 7.
Stern, Ad., Wanderbuch. 3. vermehrte Auflage. M. 4.
Stucken, E., Zwei Dichtungen. M. 2,40.
Volksbote. Volkskalender. 56. Jahrgang reich illustrirt. 50 Pf.
Schinz, Deutsch-Südwest-Afrika. Illustrirt. M. 20.
Standinger, Die Haussaländer. 2. Auflage. M. 12.
Wolff, Dr. W., Von Banana zum Kiamwo. M. 5.
Zimmermann, Preuß.-deutsche Handelspolitik, aktenmäßig dargestellt. M. 18.

Geschenklitteratur-Verzeichniß gratis.

Verl.: **Schulzesche** Hofbuchhandlung **Oldenburg.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus Morgenland und Abendland.

Neue Gedichte und Sprüche

von Friedrich Bodenstedt.

Dritte Auflage. Gebunden mit Goldschnitt 3 M.

Neben Vorläufern des Mirza-Schaffy und anderen Dichtungen aus dem Morgenlande bietet diese Sammlung auch die Bilder, Eindrücke und Stimmungen, welche der Dichter während seines Aufenthalts in Amerika in sich aufnahm, in poetischer Gestalt dar.

Gegr. 1877.

Marius Kayser

Hamburg.

Bordeaux-, Südweine- und Spirituosen-Versand.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Briefe an Johanna Motherby

von

W. von Humboldt und E. M. Arndt.

Mit einer Biographie Johanna Motherby's und Erläuterungen herausgegeben von

Heinrich Meisner.

Nebst einem Porträt.

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Diese zum ersten male veröffentlichten Briefe bieten einen wichtigen Beitrag zur Charakteristik W. von Humboldt's und Arndt's, insbesondere des letztern, dessen Thätigkeit während der Befreiungskriege, Familien- und Seelenleben sie vorführen. Die vertraute Freundin beider, Johanna Motherby, deren Biographie nebst einem Porträt gegeben wird, tritt hiermit in den Kreis der berühmten Frauen zu Anfang dieses Jahrhunderts.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sakuntala.

Indisches Schauspiel von **Kalidasa.**

Deutsch metrisch bearbeitet von

Edmund Lobedanz.

Achte Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Diese deutsche Uebertragung des indischen Schauspiels „Sakuntala", das sich den größten Dichtungen aller Zeiten anreiht, hat wegen ihrer poetischen Wiedergabe allgemeine Beliebtheit erlangt, sodaß sie jetzt bereits in achter Auflage vorliegt.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 51. — 22. December 1892.

Inhalt: Leo N. Tolstoj. Von Fritz Lemmermayer. — Zu Moltke's Leben und Wesen. Von Friedrich Bienemann. — Geographisches und Colonniales. Von Alfred Kirchhoff. — Neue Romane. Von Robert Lange. — Neue Prachtwerke. Von Nautilus. — Ein Weihnachts-Almanach. Von Richard Weitbrecht. — Rosegger's neueste Werke. Von Anton Schlossar. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Leo N. Tolstoj.

Seiner verdienstvollen Ausgabe der gesammelten Werke des Grafen Tolstoj hat Rafael Löwenfeld eine zweite Gabe, eine Biographie des gefeierten russischen Dichters *), folgen lassen, die um so dankenswerther ist, je weniger bisher von dem Lebenslaufe des merkwürdigen Mannes in die Oeffentlichkeit gedrungen war. Da sich bei Tolstoj Leben und Dichten häufig und vielfach berühren, so ist gerade zum Verständnisse seiner Schriften die Kenntniß seiner innern und äußern Geschicke auch für die deutsche Lesewelt längst Wunsch und Bedürfniß, dem nun Rafael Löwenfeld Erfüllung zu bringen sucht. Mit Rußland und dem Grafen Tolstoj bekannt, scheint er vor vielen zu der Aufgabe berufen zu sein, die er sich gestellt hat. Er schöpfte die Daten aus Angaben des Dichters selbst, hauptsächlich aber aus dem werthvollen Material, das ihm von dessen Gattin zur Verfügung gestellt wurde. Durch diesen Umstand gewinnt der Verfasser von vornherein unser Vertrauen, das sich steigert und vollauf während der Lektüre gerechtfertigt wird. Sein Werk ist der erste Versuch, Tolstoj in seiner ganzen Wesenheit vorzuführen — ein Versuch, der als durchaus gelungen bezeichnet werden muß. Löwenfeld ist überall bemüht, mit den äußern Lebensumständen die seelische Wandlung und Entwickelung des Dichters in Einklang zu bringen und seine Werke als deren Spiegelbild darzustellen, und gewinnt auf diese Weise eine feste Grundlage für sein Buch, einen leitenden Faden, dem man gern und vertrauensvoll folgt.

Graf Tolstoj, einem alten und angesehenen Geschlechte entstammend, wurde im Jahre 1828 geboren. Seine Aeltern verlor er in früher Jugend; auf dem Lande wuchs er unter der Obhut weiblicher Verwandten heran, besuchte die arg verwahrloste Universität Kasan und bezog hierauf, noch blutjung, sein Erbgut Jasnaja Poljana mit dem Vorsatze, sich ganz der Landwirthschaft zu widmen und ein Vater und Berather seiner Untergebenen zu werden. Von früh auf war ihm eine echt russische Eigenschaft zur Gewohnheit geworden: die Grübelsucht. Er dachte über viele Fragen nach, und endlich dachte er über sein Nachdenken nach, wobei alle Vernunft in Brüche ging. Und nun bot sich ihm eine praktische Thätigkeit dar. Ein ungeheueres Feld lag vor ihm ausgebreitet, auf dem er die edelste und segensreichste Wirksamkeit zu entfalten vermochte. Wie alle höher beanlagten Jünglinge zur Ueberschwenglichkeit neigend, malte er sich diese Wirksamkeit mit den rosigsten Farben aus. Die Verwalter waren unverläßliche und bestechliche Leute und die Bauern lebten in einem nahezu thierischen Dasein dahin. Tolstoj wollte helfen und retten, Schulen gründen, Menschen erziehen. Aber die Bauern verstanden ihren jungen Wohlthäter nicht. Es lag nicht in seiner Macht, die Sünden von Jahrhunderten wegzutilgen. Der Drang nach Wissen erwachte aufs neue in ihm; er eilte nach Petersburg, um die früher schon begonnenen Rechtsstudien wieder aufzunehmen. Nachdem er zwei Stationen des Criminalrechts durchgemacht hatte, lockte ihn der schöne Lenz auf sein Landgut zurück. Jasnaja Poljana sah ihn wieder — diesmal nicht als Weltverbesserer, sondern als reichen und unabhängigen Grandseigneur, der dem Lebensdrang und der Genußsucht der Jugend reichen Tribut darbrachte und in Spiel und Jagd, in Saus und Braus ein gar lustiges Leben führte. Als er dieses Lebens satt war und ein paar Monate irgendwo als Büßer verbracht hatte, trat er in die Armee als Junker ein. In dieser Stellung lernte er den Kaukasus kennen, dessen Natur und Volk einen wohlthätigen Einfluß auf ihn ausübten. Die in ihm schlummernde Dichterkraft wurde geweckt, in rascher Folge entstanden seine ersten Arbeiten. Es war 1852.

Gleich sein Erstling, die „Geschichte der vier Lebensstufen", trägt den Stempel seines Wesens und ist ein höchst bemerkenswerthes Werk. In der Ich-Form, der sich

*) Leo N. Tolstoj, sein Leben, seine Werke, seine Weltanschauung. Von R. Löwenfeld. Erster Theil. Berlin, R. Wilhelmi. 1892. 8. 4 M.

bekanntlich auch die größten deutschen Dichter im Romane mit Vorliebe bedient haben (Grimmelshausen, Goethe, Keller), sollte die seelische Entwickelung des Kindes, des Knaben, des Jünglings, des Mannes wie Selbsterlebtes erzählt werden. Der Plan wurde nur theilweise ausgeführt: blos „Kindheit" und „Knabenjahre" wurden vollendet und die „Jünglingsjahre" nur zur Hälfte geschrieben. Charakteristisch für das Buch ist, wie Rafael Löwenfeld mit Recht hervorhebt, der völlige Bruch mit der Romantik. Die Betrachtung der Natur ist eine andere, weniger schwärmerische, trockenere geworden; der Mensch aber tritt entschiedener hervor, weniger in seinen äußern Schicksalen, als in seinem innern Werden und Wollen. Dem Drange nach Bekenntnissen, dem Streben nach Aufrichtigkeit und noch mehr dem Wunsche nach sittlicher Vervollkommnung sind die „Lebensstufen" entsprungen. Tolstoj schilderte unter der Maske einer fremden Gestalt seine eigene Entwickelung, seine jugendlichen Neigungen, Fehler, Verirrungen, seine Empfindungen, Hoffnungen, Enttäuschungen, Wünsche und Ideale. Seine dichterischen Eigenschaften springen in die Augen: die scharfe Gabe psychologischer Beobachtung, der die geheimsten Regungen des Lebens nicht verhüllt bleiben; seine sinnige und siegreiche Einbildungskraft, die anschauliche Stärke seiner Schilderung, die Feinheit und Freiheit seiner Gedanken, seine Sucht zu moralisiren und sein theilnahmvolles Herz. Russische Sitten und Gebräuche ziehen an uns in fremdartigen und deutlichen Bildern vorbei. Der Dichter offenbart das Leben seiner Heimat in allen großen und kleinen Zügen. Wir sehen den Aristokraten, den Offizier, den Staatsbeamten im Geschäft und bei der Unterhaltung, im Verkehr mit braven und schlechten Weibern, am Spieltisch, beim Rennen, bei Gelagen, in der Familie, als Sohn, als Gatten, als Vater, wie er ist und ißt, reitet, ficht, tanzt, wie er geboren wird und stirbt, und den ganzen Kreislauf von Wonnen und Wehen, der dazwischen liegt; wir sehen den Popen, den Bürger, den Leibeigenen und Diener und vor allen die alte Liebe Tolstoj's: den Bauer im Felde, bei dem Vieh, am häuslichen Herd — und alle in leibhaftiger Gestalt, völlig greifbar mit den Händen. Das ist echte, gute, alte epische Art. Wie sehr Tolstoj auch Beziehung nimmt auf alle Wandlungen des Geistes und Gemüths, die er selbst durchgemacht hat, er bleibt beim Persönlichen nicht stehen: sein Held Irtenjew ist zugleich der Typus eines jungen Russen aus vornehmem Hause und der Typus eines mit sich selbst im Zwiespalte liegenden, beständig auf intellectuelle und sittliche Selbstschau ausgehenden modernen Menschen. Als Menschenkenner und Sittenschilderer ist Tolstoj bewunderungswürdig, ein wahrer und ganzer Dichter, bei dem das Tragische und das Komische ineinanderfließt. In der Zeichnung des Wirklichen kennt er nicht Rücksicht oder Nachsicht, weder mit den gezeichneten Menschen und Zuständen, noch mit seinen Lesern; er kennt nur die Sache, um die es sich handelt, der er auf den geheimsten Grund zu kommen, die er mit möglich größter Lebendigkeit und Wahrheit zum Ausdruck zu bringen sucht. Nach altem Dichterrechte enthüllt er die Abgründe der Menschennatur, weist er hin auf die Verirrungen der Jugend und auf deren erste Regung beginnender Männlichkeit dem weiblichen Geschlechte gegenüber: indessen, die Grenze des durch die Erkenntniß, die kein Vorurtheil, und die gute Sitte, die keine Heuchelei ist, festgestellten und geheiligten Schönen wird nicht überschritten (das geschah erst in der „Kreutzer-Sonate"); er sagt in seinen Jugendarbeiten nicht mehr als nöthig ist, und was er sagt, sagt er ohne Cynismus und stets in sittlicher Absicht, die man ihm glaubt, während man sie bei den meisten, die sich Naturalisten nennen, bezweifeln muß. Er zeigt den Sumpf, aber er zeigt auch die Sonne, die sich darin spiegelt. Irtenjew selbst mit seinem sehnsuchtsvollen Herzen, das nach einem andern Herzen drängt; dann sein Erzieher, ein Deutscher, ein komischer und rührender Pechvogel; Natalja, die Dienerin des Hauses, für die es keine andere Sorge gibt als das Glück derer, denen sie sich auf Lebenszeit ergeben hat; endlich Irtenjew's Mutter, deren Wesen Bescheidenheit, Geduld, Ergebung und Liebe ist — das ist eine Gemäldegalerie, die erfreut und erhebt.

Wir haben ausführlicher bei den „Lebensstufen" verweilt; denn in diesem Jugendwerke liegen alle Keime, die später ausreiften und blühten und den Verfasser zu einem weltberühmten Manne gemacht haben. Als besonders charakteristisch sei gleich seine frühe Neigung zu den niedrig Gestellten und Armen seines Volks hervorgehoben, die in seiner Brust immer festere Wurzeln faßte und ihn allmählich zum Prediger eines volksthümlichen Evangeliums befähigte. An einer praktischen Bethätigung ließ er es nicht fehlen: man weiß, daß der hochgemuthe Mann erst kürzlich, als eine Hungersnoth in Rußland ausgebrochen war, mit seiner Gemahlin von Ort zu Ort zog, um die Hungrigen zu speisen.

In rascher Folge ließ Tolstoj, nachdem der Weg der Oeffentlichkeit nun einmal beschritten war, Schrift auf Schrift folgen. Löwenfeld begleitet sie mit eindringenden Analysen. Der Dichter fährt muthig fort zu schildern, was er selbst beobachtet und innerlich durchlebt hat, immer bestrebt, das wahre ungeheuchelte Empfinden dem ererbten schablonenhaften Fühlen und Denken gegenüberzustellen. In der reizenden Skizze „Der Morgen eines Gutsbesitzers" stellt er das Scheitern seiner idealistischen Reformbestrebungen unter den Bauern dar. Seinem einjährigen Aufenthalt im Kaukasus verdanken wir vier Erzählungen, in welchen die Tapferkeit der russischen Soldaten gepriesen und mit „freiem Blick" und „einem Herzen voll Menschenliebe" geurtheilt wird. Die umfangreichste dieser Erzählung heißt „Die Kosaken". Ein Stück des eigenen Seelenlebens wird zur Dichtung gestaltet und die leitenden Gedanken, die fortan durch alle Schöpfungen Tolstoj's gehen, werden deutlich veranschaulicht: „Der Gedanke der Vervollkommnung des eigenen Ichs durch die Ueberwin-

dung des Vorurtheils des Culturlebens und die Ueberzeugung, daß dort, wo die Cultur noch nicht hingedrungen ist, Tugenden leben, die wir uns, die sich die Gesammtheit der Gebildeten aneignen müßte."

In den Jahren 1853 und 1854 machte Tolstoj als Offizier den Krimkrieg und die Belagerung von Sewastopol mit. Einige Kriegsbilder waren die dichterische Ausbeute der bewegten Erlebnisse. Selbstgeschautes in treuer Wirklichkeitsschilderung war wieder sein Grundsatz. „Der Held meiner Erzählung", so schrieb er, „den ich mit der ganzen Kraft meiner Seele liebe, den ich in ganzer Schöne zu schildern bemüht war und der immer schön gewesen ist und immer schön sein wird — ist die Wahrheit."

Nach dem Kriege begab er sich nach Petersburg, um als reicher, lebenslustiger junger Mann die Freuden der Großstadt zu genießen: Gelage und Kartenspiel, der Verkehr mit Zigeunern und Zigeunerinnen nahmen ihn bis in die tiefe Nacht in Anspruch. Hierauf reiste er ins Ausland: nach Deutschland, Italien, Frankreich, England und Belgien. In Deutschland studirte er sorgfältig das Unterrichtswesen und erwarb sich eine genaue Kenntniß der Fröbel'schen Kindergärten. In Jasnaja Poljana wieder angelangt, richtete er hier mit außerordentlichem Eifer einige Schulen ein, denen Löwenfeld eine ausführliche Betrachtung widmet. Seinem mächtigen pädagogischen Triebe mußte Tolstoj Genüge thun; die Principien, die er als die richtigen erkannt hatte, wollte er um jeden Preis praktisch durchführen. Muthen sie uns außerrussischen Europäern auch etwas sonderbar an, diese Schulen eines Dichters waren doch etwas ganz Köstliches. Unbedingte Freiheit war der oberste Grundsatz. Die Schule war eine „freie Schule" im vollen Sinne des Wortes. Jedem Kinde war es erlaubt, seine Meinung offen kundzugeben. Sie durften sitzen wie sie wollten, kommen und gehen wie sie wollten; sie durften in der Aufeinanderfolge der Gegenstände mitsprechen. Das Verhältniß zwischen Lehrenden und Lernenden war ein durchaus herzliches und die Theilnahme der letztern war sehr groß. Durch die Herausgabe einer pädagogischen Zeitschrift suchte Tolstoj seinen Theorien, die auf Individualisirung des Unterrichts und auf die Erziehung zu tugendhaften Menschen abzielten, einen größern Nachdruck zu verleihen. Die bäuerischen Kinder selbst lieferten kleine Erzählungen, die Tolstoj für so vortrefflich erklärte, daß er in seiner einseitigen Liebe für das Volk schließlich bei dem Extrem anlangte: nicht die Bauernkinder sollen bei uns, sondern wir sollen bei ihnen schreiben lernen.

Nach kurzer Pause nahm er die dichterische Thätigkeit wieder auf. In mehrern Erzählungen behandelte er die wichtigsten Probleme: das Verhältniß des Menschen zum Tode, die Liebe in der Ehe, das Seelenleben eines Mühseligen und Beladenen, den Gegensatz von Natur- und Culturleben. Ueberall tritt er zu Gunsten des Naturlebens ein. Die Cultur ist ihm „die Feindin des Glücks". Seine Gebundenheit in der Einseitigkeit ist klar. Er vergißt zu unterscheiden zwischen einer Cultur, die Herz und Geist erfrischt und veredelt, und zwischen einer Ueber- und Aftercultur, die zur Blasirtheit führt. Wenn er dieser mit dem ganzen Feuer seines leidenschaftlichen Herzens gegenübertritt, wer möchte ihm nicht freudig zustimmen! Er will im Grunde nichts anderes, als was Unzählige wollen: die Rückkehr zur Natur, zur Gesundheit, zur einfachen Sitte. Sein schmerzliches Verlangen, es ist auch das unserige: das Verlangen nach der Kindheit der greisenhaften Menschheit, nach der verlorenen Paradiesesheimat.

Im Jahre 1862 heirathete Tolstoj. Sein Glück erreichte seinen Höhepunkt. So weit führt uns der erste Band der Biographie Löwenfeld's. Möchte der zweite nicht allzu lange auf sich warten lassen. Kein Zweifel, daß sie in Verbindung mit der von Tolstoj genehmigten deutschen Ausgabe seiner gesammelten Werke, die, wie gesagt, ebenfalls Rafael Löwenfeld besorgt, vieles zum Verständnisse des eigenthümlichen und genialen Dichters beitragen wird. Die Deutschen werden auf seine Stimme horchen, denn sie ist eine Sirene.

Fritz Lemmermayer.

Zu Moltke's Leben und Wesen.

Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten des General-Feldmarschalls Grafen Helmuth von Moltke. Sechster Band. Briefe. (Dritte Sammlung.) Briefe an seine Braut und Frau. Mit Facsimile eines Briefes des Hauptmanns von Moltke vom 5. November 1841 an seine Braut und einem Bildniß der Frau von Moltke aus dem Jahre 1857. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1892. 8. 8 M. 40 Pf.

—— Siebenter Band. Reden. Nebst einem Sachregister zu Band 1 bis 7. Berlin, Mittler u. Sohn. 1892. 8. 2 M. 60 Pf.

Mit den eben ausgegebenen zwei Bänden der „Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten" Moltke's liegt dieses bedeutende Quellenwerk zur Biographie des Feldmarschalls abgeschlossen vor und kann der Werthschätzung des von ihm gebotenen Reichthums an originalen Mittheilungen sicher sein. Eine der anziehendsten und einheitlichsten, zugleich die umfangreichste Gruppe unter diesen macht der sechste Band aus. Er bringt die Briefe Moltke's an seine Braut und Frau von 1841 bis 1868. Der Deutschen Verlags-Anstalt ist es zu danken, daß sie die von ihr erworbene Sammlung, von der eine Auswahl bereits in „Ueber Land und Meer" veröffentlicht worden, dem in seinen bisher erschienenen fünf Bänden uns bekannten Gesammtwerk eingeordnet hat. Denn nun hat der Leser das ganze biographische Material beieinander. Erwünschter noch wäre es freilich gewesen, wenn die Vereinbarung

früher hätte getroffen werden können oder wenn mit der Herausgabe des ganzen Werks gezögert wäre, bis der Gesammtinhalt sich hätte übersehen lassen. Die Anordnung hätte daraus bedeutenden Vortheil gezogen. Jedenfalls hätten dann in das chronologische Verzeichniß der 328 Briefe am Schlusse des fünften Bandes noch die ungezählten Schreiben des sechsten Bandes sich einreihen lassen, und es hätte sich ein um etwa das Doppelte vollständigerer Reisebericht Moltke's ergeben, als jetzt vorliegt. Auch sind wir der Meinung, daß es der Pietät der Herausgeber ganz wohl entsprochen hätte, gelegentlich einen thatsächlichen Irrthum des verehrten Schreibers, wie im zweiten Bande wir solche bemerkt, so auch im sechsten auf S. 366 und 367 ganz still zurechtzustellen oder die betreffenden Zeilen einfach zu streichen. Jetzt wird der Leser leicht irregeführt. Auch im siebenten Bande machen sich Wünsche in Betreff der Sorgsamkeit der Herausgabe geltend. S. 28 ist die Rede Moltke's im Herrenhause über den Rhein-Ems-Kanal auf den 30. Juni 1883 (nicht 82) zu setzen, seine Rede ebenda über den Bau der Bahn Hannover-Harburg auf den 21. (nicht 26.) März 1876. Auf S. 74 ist die Reichstagsrede vom 24. April 1874 (nicht 84) gemeint, S. 80 die Rede vom 9. Februar (nicht December) 1883; S. 102 die Rede vom 17. (nicht 18.) October 1867. In der Reichstagssitzung vom 28. Mai 1869 begann Moltke: „Ich beabsichtige nicht, über die Rechtsgültigkeit der Präsidialverordnung zu sprechen, sondern über ihren Gegenstand." Auf S. 52 ist leider zu lesen: „Ueber nähere Gegenstände." Das ergibt keinen Sinn.

Die Hinzufügung der parlamentarischen Reden Moltke's zu den „Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten" empfahl sich im Interesse der Einheitlichkeit sowol als unter dem Gesichtspunkte, daß die vorhandenen Ausgaben, des Verlags von Mittler und Sohn vom Jahre 1879 und der Collection Spemann vom Jahre 1889, heute nicht mehr erschöpfend sind. Es konnten fünf Reden der Sammlung zugesellt werden, die letzte bekanntlich vom 16. März 1891 über die deutsche Einheitszeit; außerdem aber auch Entwürfe zu Reden im Zollparlament, die nicht gehalten sind. Moltke hat in vierundzwanzig Jahren, die er dem Reichstage angehörte, einundvierzig mal das Wort genommen; dreimal sprach er im Herrenhause. Die Anordnung der Reden ist nach ihrem Inhalte getroffen: über Verkehrswesen; über politische und militärische Einzelfragen; zur deutschen Heeresverfassung. Was wollten wir darum geben, seine Stimme heute zu hören! Ob sein Urtheil über den technischen Werth der zweijährigen Dienstzeit, die er viermal im Reichstage, zuletzt am 4. December 1886, verworfen, sich in den jüngst verflossenen sechs Jahren geändert hätte? Unmöglich wäre es doch nicht angesichts der gerade in dieser Zeit unter den sich verändernden Verhältnissen so vielfach angestellten Erörterungen der Frage.

Das Neue und der Nachdruck der vorliegenden Bände liegt in Moltke's Briefen an die Braut und Gattin. Wir lernen ihn allerdings in diesem nicht von einer neuen Seite kennen, denn sein reiches Gemüthsleben, sein weiches Herz, seine liebenswürdigen Eigenschaften haben uns schon die Briefe an die Mutter und Geschwister, an die Neffen und Verwandten erschlossen. Doch sehen wir die besondere Gestaltung seiner Selbsthingabe im vertrautesten Verhältniß zur künftigen und zur gewordenen Lebensgefährtin. Ein sehr merkbarer Gegensatz kennzeichnet die Briefe beider höchst ungleicher Abschnitte. Der Brautstand währte nahezu ein Jahr, das eheliche Leben über sechsundzwanzig Jahre. Die für das geistige Leben bedeutendern Briefe werden aber im Brautstande gewechselt. Neben dem Ausdruck der Liebe und Zärtlichkeit, neben den Eigenschaften der Moltke'schen Briefe, der lebhaften Ausmalung der Verhältnisse des Empfängers und dem Bestreben, seine eigenen Erlebnisse und Genüsse den Empfänger mit erleben und genießen zu lassen, enthalten die Schreiben an die Geliebte in dieser Periode Selbstbekenntnisse und Selbstprüfungen, wie sie andererseits häufig eine pädagogische Tendenz im Hinblick auf das künftige gemeinsame Leben aufweisen. Die Braut war noch so jung und im brieflichen Verkehr lernten sich die Verlobten erst recht kennen. Der erste Brief in der Ehe ist etwa fünfviertel Jahre nach der Hochzeit geschrieben. Das Paar ist längst in sich vertraut geworden, am heimischen Herd werden alle ernstern und tiefern Fragen und Sorgen besprochen; im Briefwechsel zur Zeit der Trennung, die die Dienstreisen dem Manne, die Heimatbesuche der Frau hervorrufen, gilt es dem einen mit dem andern das Fortleben im Geiste den äußern Schicksalen nach zu ermöglichen. Eingehende Schilderung der täglichen Begegnisse, voll Humor und Liebe zum andern Theil des halbirten Ich — das ist der Inhalt. Aber man folgt ihm gern von Seite zu Seite und das innerliche Verhältniß der Eheleute baut sich nichtsdestoweniger in der Seele des Lesenden auf. Einundzwanzig Reisen des Gatten während des Ehestandes und dazu die Feldzüge gegen Dänemark und Oesterreich, das Weilen der Gattin in Holstein und Italien, während der Mann dienstlich zurückgehalten wird — sie bilden den Anlaß der Briefe, deren Sammlung alle Reize der Moltke'schen Correspondenz hat, vermehrt um den des allervertraulichsten Charakters. Die umfassendsten Schilderungen werden aus England und vom britischen Hofe geboten; Prachtstücke sind die Schilderungen des Uebergangs nach Alsen und der Schlacht bei Königgrätz. Im Anhange sind Briefe des verwaisten Moltke an seine Hausgenossen mitgetheilt und zwei rührend demüthige und glückliche Gedichte seiner Frau zur zwanzigsten und fünfundzwanzigsten Wiederkehr ihres Hochzeitstages. Die schlichten Verse ersetzen reichlich die mangelnde Kenntniß ihrer Briefe.

Im Besitze dieses monumentalen Werks vermag man wol die unvergeßliche Gestalt des großen Mannes sich bis in die kleinsten Züge zu vergegenwärtigen.

Friedrich Bienemann.

Geographisches und Colouiales.

1. Asien. Eine allgemeine Landeskunde. Von Wilhelm Sievers. Mit 160 Abbildungen im Text, 14 Karten und 22 Tafeln in Holzschnitt und Chromodruck. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1892. Gr. 8. 13 M.

Die Erwartung, welche an dieser Stelle schon bei der Anzeige der ersten Lieferung von Sievers' „Asien" ausgesprochen wurde, daß das Werk seinem Vorgänger, der allgemeinen Landeskunde von Afrika aus der Feder desselben Gelehrten, ebenbürtig ausfallen dürfte, hat sich vollkommen bestätigt. In der nämlichen Anordnung und der analogen Auswahl des Stoffs liegt uns eine geschmackvoll geschriebene Landeskunde von Asien nun vor, die den gegenwärtigen Standpunkt unserer Kenntniß dieses Riesenerdtheils treu widerspiegelt, auf der Höhe der heutigen Forschung steht und doch von jedem Gebildeten mit vollem Verständniß genossen werden kann.

Es liegt wol in dem Titel „Eine allgemeine Landeskunde" ausgesprochen, daß die allgemeinen Grundzüge des Erdtheils in den Vordergrund treten, die einzelnen Theile des Ganzen dagegen nicht als selbständige Glieder in abgerundeten Einzeldarstellungen bedacht werden sollten. Eine Landeskunde ganz Asiens, keine Länderkunde von Asien verkündet die Aufschrift des stattlichen Bandes und gewährt dieser auch. Es läßt sich ja darüber streiten, was der deutschen Lesewelt mehr zusagt: die Schilderung der einzelnen Seiten der Eigenart Gesammtasiens, wie sie hier geboten wird (seiner Umrißgestalt und seines Oberflächenbaues, seines Klimas und seiner Organismenvertheilung, sodann seiner Völker, Staaten, Städte, sowie des Verkehrswesens), oder aber nach einer in großen Zügen ausgeführten Ueberschau der allgemeinen Charaktermerkmale des Erdtheils eine geschlossene Reihe von Einzelgemälden der asiatischen Länder. In letztgedachter Weise hat uns unser großer Altmeister Karl Ritter Asien in seiner monumentalen „Erdkunde" dargestellt, und so hat uns gleichfalls neuerdings Reclus eine künstlerisch vollendete Beschreibung Asiens geliefert in seiner „Nouvelle géographie universelle". Es ist nicht wahr, daß eine derartige Behandlung umfangreicher ausfallen müsse wie jene andere, die in dem Cyklus von Erdtheilkunden des Bibliographischen Instituts, daher auch in dem vorliegenden Werk befolgt wird. Man kann im einen wie dem andern Fall den Umfang je nach Belieben wählen; der jedesmalige Zweck, den man mit der Herausgabe verbindet, wird die Stofffülle bestimmen. Bei der selbstverständlich nur mäßigen Aushebung des Stoffs für eine auf weitere Leserkreise berechnete Schilderung kann man Asien sehr wohl in einem einzigen Band behandeln und doch jedes einzelne Land in voller Harmonie seiner Gesammtnatur, seiner Bevölkerung und der doppelseitigen Einwirkung beider aufeinander schildern, statt nach den obengenannten Kategorien schematisirend nur die einzelnen Seiten des Ganzen nacheinander, nie allseitig das Einzelne zur Darstellung zu bringen. Der Geograph wird stets die natürlich combinirende Methode bevorzugen vor der widernatürlich zertrennenden; jene gibt der Schilderung die lebensvolle Wärme des Ineinander von Natur und Mensch, sie führt ganz von selbst zum wissenschaftlichen Verknüpfen von Ursache und Wirkung, in dessen Verstehenlernen auch der denkende Laie recht wohl einzuführen ist.

Doch so weit es der nun einmal vorgezeichnete Entwurf dieser ganzen Sammlung ermöglicht, hat Professor Sievers entschieden Anerkennenswerthes geleistet. Eine auch nur ungefähr ähnliche Zusammenfassung des derzeitigen Wissens über Asien haben wir in der deutschen Literatur bisher nicht besessen. Als geographischen Adelszug müssen wir von Sievers' „Asien" es besonders rühmen, daß der großen Hauptsache, dem Bodenbau, unter allen Seiten der Landesnatur die weitaus eindringendste Beachtung geschenkt worden ist, während die dilettantischen Landeskunden mit bezeichnender Oberflächlichkeit über diesen spröden Stoff hinwegeilen, um dann den Leser mit Schilderung von Sitten und Bräuchen der Bewohner zu unterhalten, zu deren Zusammenstellung freilich auch weniger an Vorkenntnissen nöthig ist als zur Benutzung geologisch-orographischer Quellen.

Einen herrlichen Schmuck des Buchs bilden die vorzüglichen Karten und Bilder in Bunt- und Schwarzdruck. Wie lebendig wird uns da in voller Farbenfrische die Vegetation Ceylons nach Häckel'schen Originalaquarellen vergegenwärtigt, dann wieder der Typus der innerasiatischen Steppe mit ihrem mannichfachen Thierleben nach Prschewalski, die starre Schönheit der arktischen Natur am Ostcap nach einer Farbenskizze Pechuel-Lösche's und dem gegenüber das Menschengewimmel in einer chinesischen Stadt!

2. Das Reich der Habsburger. Von Whitman. Berlin, Ulrich u. Comp. 1892. 8. 5 M.

In guter Uebertragung aus dem Englischen tritt uns hier ein neues anziehendes Werk des geistvollen Verfassers des „Kaiserlichen Deutschlands" und der „Psychologie der Deutschen Armee" entgegen. Es ist eine völkerpsychologisch-politische Studie, beruhend auf scharfblickender eigener Beobachtung der Zustände in der österreichisch-ungarischen Monarchie und in packendem Stil entworfen, der lieber mit concreten Belegen aus dem Leben der einzelnen Völker, der einzelnen Stände oder des Kaisers die Charaktereigenschaften thatsachenstark ausmalt, als in farblos abstracten oder subjectiven Ergüssen sich zu gefallen. Nur ganz vereinzelt begegnen Irrthümer, die man dem Fremden zu gute halten muß. Daß das seit frühem Mittelalter bereits hauptsächlich von Rumänen bewohnte Siebenbürgen „ursprünglich eine deutsche Colonie" gewesen sei, ist minde-

stens eine starke Uebertreibung, geradezu falsch aber die Behauptung von keltischen Bewohnern Ungarns zur Römerzeit. Auch kennt der Verfasser nicht den ungeheuer überwiegenden Procentsatz der Analphabeten in Galizien und der Bukowina, wenn er meint, in Ungarn sei „die Zahl derer, welche weder lesen noch schreiben können, größer als in jedem andern Theile der Doppelmonarchie".

Dergleichen Unrichtigkeiten fallen wenig ins Gewicht gegenüber der Fülle wahrheitsvoller Charakterbilder, die uns der Verfasser der Reihe nach entwirft von den Deutschen in Oesterreich und Ungarn, den Czechen, Ungarn und Juden, von den liebenswürdigen, gemüthlichen und leichtlebigen Wienern, dem allverehrten Kaiser Franz Joseph und den einzelnen Ständen des Reichs. Gerade daß es ein Fremder ist, der uns das alles nach der Natur malt, erfüllt uns mit Vertrauen zur Unparteilichkeit der Schilderung. Und in der That: Licht und Schatten sehen wir mit gleichwiegender Gerechtigkeit vertheilt. Wir hören nicht das weibische Gejammer von der Zurückdrängung des Deutschthums in dem uns verbündeten Kaiserstaat, wie uns das aus unzähligen deutschen Schriften eintönig entgegenklingt; nein, wir hören männlich ernste, nüchtern klare Urtheile über die Gründe dieses freilich für uns beklagenswerthen Rückgangs. Wir sehen das deutsche Volk innerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle durch Parteizersplitterung in politische Ohnmacht versinken gegenüber der einmüthig handelnden Czechen und Magyaren. Der Czeche wird uns in seinem (unsererseits so gern todtgeschwiegenen) wirthschaftlichen und politischen Aufschwung vorgeführt, ebenso wird der ungarischen Nationalität voll anerkannt ihre starke politische Begabung, ihr Reichthum an parlamentarischen Capacitäten, an wirthschaftlichen Genies nach dem Schlag des Handelsministers Baroß. Vollends im Kapitel über die Juden vernehmen wir nichts von dem unchristlich-mittelalterlichen Gezeter antisemitischer Klopffechter, aber um so klarer wird uns die unleugbare Thatsache des zunehmenden Uebergewichts der Israeliten Oesterreichs-Ungarns an Zahl und an Macht (nicht blos, wie ja auch bei uns, im Geldgeschäft, im Handel und in der Zeitungspresse, sondern auch in der Industrie) auf die natürlichen Ursachen geschickterer Ausnutzung der Verhältnisse im Wettbewerb mit Minderbegabten zurückgeführt. Und wie wohlthuend wirkt es gegenüber den pharisäischen Tiraden unserer Antisemiten, die wahrhaft christlichen Nationaltugenden der Israeliten hier in helles Licht gerückt zu sehen, durch die sie sich eben so oft christlichen Völkern im Daseinskampf überlegen zeigen, voran ihre Mildthätigkeit, ihren ehrenfesten Familiensinn, die selbstlose Unterstützung darbender, vom Unglück betroffener Brüder.

Ein Meisterstück feinsinniger Beobachtung und realistisch treffender Skizzirung ist das Schlußkapitel über die österreichische Frau, der der Verfasser in Bezug auf Wirthschaftlichkeit und treueste Herzlichkeit selbst vor der deutschen Frau die Palme reicht, ohne zu verkennen, daß übersprudelnde Gutherzigkeit die österreichische Hausfrau und Mutter leicht allzu nachsichtig stimmt. „Eine österreichische Mutter kann ihren Söhnen selten eine Bitte abschlagen. So sind die Frauen theilweise verantwortlich zu machen für die Schlaffheit, welche den österreichischen Männern während ihres ganzen Lebens anhaftet."

Wie hübsch nach Inhalt und Form reiht sich an diesen Tadel das freundliche Lob:

> Wenn aber die Wärme ihres Herzens die Quelle ihrer Nachsicht ist, wie sie ihrer leidenschaftlichen Natur zu Grunde liegt, so äußert sie sich auch in einer selten großen Fähigkeit zu „vergeben", was viele österreichische Gatten bezeugen können. Die Kaiserin Maria Theresia war hierin eine echt österreichische Frau. Als sie vom Totenbette ihres Gemahls, des Kaisers Franz, kam, dem sie trotz seiner Aufmerksamkeit gegen andere Frauen treu zugethan geblieben war, traf sie die Fürstin Auersperg, welche als ihre Nebenbuhlerin um die Liebe ihres Gatten galt. Trotzdem besaß Maria Theresia Seelengröße genug ihr zu sagen: „Meine liebe Fürstin, wir haben beide viel verloren."

3. Aufstand und Reich des Mahdi im Sudan. Von Ohrwalder. Innsbruck, Rauch. 1892. 8. 4 M. 20 Pf.

Ein wackerer katholischer Missionar, ein geborener Tiroler, berichtet hier schlicht und anschaulich von einer der schmachvollsten Episoden der neuesten Geschichte. Er wurde gar bald nach dem Eintreffen auf seiner Missionsstation Delen im Nubaland (Dar Nuba) südlich von Kordofan ganz persönlich durch den Aufstand ergriffen, den der schlaue, heuchlerische Derwisch Mohammed Achmed gegen die türkische Regierung anzettelte und der ihm als gottgesandten „Machdi" alsbald den ganzen östlichen Sudan als eigenes Reich zu Füßen legte. Zehn Jahre lang, bis zu seiner im November 1891 glücklich ausgeführten Flucht, war Ohrwalder Gefangener des Machdi und seines tyrannischen Nachfolgers Abdullahi. Das vorliegende Buch wird bei der ausführlichen Erzählung über Ursprung und Organisation jener hierarchischen „Machdia" sowie ihrer seit dem Tode des Machdi (1885) erfolgten Ueberführung in die weltliche Autokratie des rohen Baggara-Häuptlings Abdullahi eine werthvolle Geschichtsquelle immerdar bleiben, da der Verfasser entweder als Augenzeuge oder nach mündlichen Mittheilungen anderer zuverlässiger Zeugen der entsetzlichen Verwüstungen des vormals ägyptischen Sudan die Dinge möglichst wahrheitsgetreu schildert. Wie unbekannt wir plötzlich mit den Zuständen dieser auf einmal der Civilisirung wieder entrissenen Lande geworden sind, leuchtet am grellsten daraus hervor, daß wir immer noch an das Fortbestehen der Aegypterstadt Chartum geglaubt haben; jetzt erfahren wir aus diesem Buch, daß es seit dem Sommer des Jahres 1886 gar kein Chartum mehr gibt! Seiner Trümmerstätte benachbart erhebt sich über einem Gewirr niedriger Hütten, der Residenz Abdullahi's, genannt Omdurman, das Mausoleum des Machdi in Gestalt einer hochragenden Kuppel, des größten Bauwerks im ganzen östlichen Sudan.

4. Geschichte des Araberaufstandes in Ostafrika. Seine Entstehung, seine Niederwerfung und seine Folgen. Von R. Schmidt. Frankfurt a. O., Trowitzsch u. Sohn. 1892. Gr. 8. 5 M.

Vortrefflich gelungen ist dem Verfasser die Erfüllung seiner selbstgestellten Aufgabe: „In gedrängter Kürze die Entwickelung des Aufstandes (unter Buschiri) und seine Niederwerfung zu behandeln, dabei dem Leser die großen Opfer vorzuführen, welche zu dieser Niederwerfung nothwendig waren, aber auch die Begründung zu versuchen, daß die Sache solche Opfer verdient."

Wol besitzen wir bereits in dem schönen Buch von Behr's eine malerische Schilderung des Buschiri-Aufstandes und seiner Bändigung unter unseres Wissmann Führung, durch Hauptmann Georg Richelmann desgleichen eine ergänzende Darstellung der Ereignisse dieses Dramas, bei denen er selbst als Führer mitgewirkt hat. Aber eine wirklich pragmatische Geschichte dieser ganzen Vorgänge erhalten wir zuerst in dem ausgezeichneten obengenannten Werk.

Durch mehrjährige Erfahrungen während seiner amtlichen Stellung in der Schutztruppe Deutsch-Ostafrikas war der Verfasser wie kaum ein anderer befähigt, in ruhig sachlicher Erwägung diese Geschichte mit dem ernsten Ausklingen in die Beantwortung zweier hochwichtiger Fragen zu schreiben, nämlich der Fragen: war dieser erste blutige Waffengang unseres jungen Kolonialiebens seines Siegespreises werth? und was soll nun mit diesem größten aller deutschen Schutzgebiete geschehen?

Seine Vorschläge in letzterer Hinsicht werden nicht verfehlen in maßgebenden Kreisen Eindruck zu machen, ganz besonders die über Organisation und klarere Oberleitung unserer Schutztruppe, Aufgeben ihrer bedenklichen Verzettelung über eine Vielzahl von Inlandstationen, was uns zur Zeit, wo doch ein vollgesicherter Friede mit den raubsüchtigen Masitistämmen noch nicht erzielt ist, die Concentration unserer obendrein verringerten Streitkräfte im gegebenen Fall arg erschwert. Höchst erfreulich sind des Verfassers Mittheilungen über die Entwickelungsfähigkeit des Handels in unserm ostafrikanischen Schutzgebiet, zumal wenn wir erst die großen Seen an dessen Grenze mit Dampfern befahren werden und der Wege- und Eisenbahnbau von der Küste aus bis in diesen Westen ausgedehnt wird. Schon jetzt aber läßt sich die Bodenerzeugung als eine sehr günstige abschätzen: die Proben der daselbst wild wachsenden Baumwolle haben fachkundigen Beurtheilern erwiesen, daß bei rationeller Cultur die deutsch-ostafrikanische Baumwolle der auf dem Weltmarkt höchstbewertheten gleichzustellen sein wird, der dortige Tabak kommt dem besten Sumatratabak nahe, Kaffee und Vanille gedeihen vortrefflich, die Kokoshaine nahe der Küste harren nur thatkräftiger Unternehmer, um durch Kokosölgewinnung womöglich an Ort und Stelle uns zu bereichern, während jetzt seltsamerweise immer noch die Nüsse der herrlichen Palme zur auswärtigen Verarbeitung nach Sansibar und Indien verschifft werden.

Bedeutungsvoll sind zum Schluß die Nachrichten über die von Emin Pascha im Reichsauftrag April 1890 angetretene Expedition ins Innere. Sie bringen endlich Licht in bisher mannichfach obwaltende Unklarheiten. Zu unserer Freude ersehen wir, daß Wissmann durchaus nicht aus kleinlicher Eifersüchtelei in die bewußte gespannte Lage zu Emin gerieth, daß vielmehr letzterer mehrfach eigenmächtig handelte und zuletzt seine Aufträge durch Ueberschreiten der deutschen Grenze gen Norden entschieden vernachlässigt, ja eigentlich die ihm zur Führung übertragene handelspolitische Expedition geradezu im Stich gelassen hat. Trotzdem verdanken wir, wie uns der Verfasser klar ausführt, diesem Zuge durch das Geschick Emin's und die Tapferkeit unserer Offiziere, namentlich Langheld's, Bülow's und Sigl's, die feste Gründung unserer Machtstellung in dem weiten Gebiet von Tabora bis zum Victoriasee, die mit sehr geringfügigen Mitteln erzielt worden ist.

5. Die Insel Haiti. Von F. Gentil Tippenhauer. Mit 30 Holzschnitten, 29 Abbildungen in Lichtdruck und 6 geologischen Tafeln in Farbendruck. Leipzig, Brockhaus. 1892. Hoch 4. 34 M.

Gar nicht in weltweiter Abgeschiedenheit gelegen, vielmehr von den befahrensten Straßen des heutigen Weltverkehrs umspannt, ist die große Antilleninsel Haiti eins der unbekanntesten Länder geblieben, ja durch die Ungunst der politischen Verhältnisse in unserm Jahrhundert fast unbekannter geworden, als sie im vorigen war, wo der Franzose Moreau de St. Méry 1789 die einzige eingehendere Beschreibung der Insel lieferte, die es bisher gab.

Deutschem Gelehrtenfleiß war es einmal wieder vorbehalten, Licht in die Finsterniß fallen zu lassen: den Wust des meist ganz albern oberflächlichen Geschreibsels moderner „Reisender" über Haiti wie Spreu vor dem Winde zerstieben zu lassen und an Stelle der widerspruchsvollen Fabeleien über dieses Land, was nach dem einen das reine Paradies, nach dem andern die Stätte schwarzer Menschenfresser und Fetischanbeter sein sollte, ein Lehrgebäude von der wirklichen Beschaffenheit Haitis und den Zuständen seiner Bewohner zu errichten.

Der Verfasser stellt sich uns selbst vor als Enkel holsteinischer Dietmarschen und haitianischer Neger, er nennt Haiti, das er aus vieljährigem Aufenthalt gründlich kennt, seine „physische Heimat", Deutschland, wo er funfzehn Jahre lang wissenschaftlich sich ausbildete, seine geistige. Er hat fürwahr seiner vielverleumdeten Heimatsinsel den denkbar besten Dienst geleistet, indem er dieses große Werk schuf, das uns ein erstes mal auf seinen nahezu 700 Seiten in vornehmem Quartformat eine erschöpfende Landes- und Volkskunde von Haiti liefert. Die äußere Ausstattung entspricht der Gediegenheit des Inhalts vollkommen, nur wäre die Beigabe einer Uebersichtskarte der Insel erwünscht gewesen, obwol ja naturgemäß die Aufnahme des Innern derselben noch viel zu wünschen übrig läßt.

Alle Seiten einer ordentlichen Landeskunde werden

ausführlich abgehandelt: Größe und Küstengliederung, Aufbau und geologischer Bestand des Bodens, Klima und Gewässer, Pflanzen- und Thierwelt. Dann folgt die Darlegung über das Volk, das auf Haiti seit der Columbus-Aera die wunderbarsten Veränderungen durchlaufen hat, nicht geringfügiger, als wenn man sich unser Vaterland seit Luther anfangs nur bewohnt dächte von Deutschen, dann von Chinesen, heute von Papuas. Die für den Pflanzungsbetrieb der hereinziehenden spanischen Entdecker körperlich zu schwach befundenen haitianischen Indianer werden bald ersetzt durch westafrikanische Neger; seit 1511 bringt man diese über das Meer herüber und verstärkt allmählich deren Zahl nach Maßgabe der auf dem wunderbar fruchtbaren Tropenboden weiter und weiter ausgedehnten Anpflanzungen von Zucker und Kaffee. Die eingeborenen braunen Menschen sterben ganz dahin; die Schwarzen bevölkern im 17. und 18. Jahrhundert die ganze große Insel, so weit sie überhaupt bewohnt ist. Allein in den sieben Jahren 1783—89 werden 171362 Neger in haitianische Sklaverei verkauft. Inzwischen hat man den Spaniern den Alleinbesitz der Insel nicht vergönnt; die Franzosen haben sich des Westens derselben bemächtigt. Da auf einmal schlägt der Funke der französischen Revolution über das Weltmeer dort hinüber. Die halbe Million der geknechteten Neger Haitis wird sich ihrer Stärke bewußt gegenüber der handvoll weißer Zwingherren. Die Aufständischen siegen, aber — auf den Trümmern des von Europa gepflanzten Wirthschaftslebens.

Nur schwer und nothdürftig haben sich die beiden Negerrepubliken der Insel (Haiti und Santo Domingo) aus dem entstandenen Chaos emporgerungen. Noch liegt das Innere des herrlich von der Natur ausgestatteten Wald- und Berglandes fast wie eine einzige grüne Wildniß da; Anbau und Handel wollen sich nicht erholen; der Fluch ewiger Staatsunruhen lastet wie ein Alp auf der armen Bevölkerung. Eben zu dem patriotischen Zweck, fremden Unternehmungsgeist, fremdes Kapital herbeizurufen, dadurch Verdienst unter die Schwarzen, festere Stetigkeit in die wirthschaftlichen und somit in die staatlichen Verhältnisse Haitis zu bringen, — zu diesem Zweck hauptsächlich hat der Verfasser dieses schöne Werk erscheinen lassen.

Alfred Kirchhoff.

Neue Romane.

1. Frau Jenny Treibel oder „Wo sich Herz zum Herzen find't". Roman von Th. Fontane. Berlin, Fontane u. Comp. 1892. 8. 4 M.
2. Johanna Wolter. Ein Roman aus dem Leben von Emma Gräfin Kayserling-C.... Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1892. 8. 5 M.
3. Im Kampf des Lebens von Anna Freiin von Lilien. Paderborn, J. Esser. 1893. 8. 4 M. 20 Pf.

Th. Fontane ist von seinem Abstecher nach Dänemark wieder zurückgekehrt und führt uns mit seinem neuesten Roman: „Frau Jenny Treibel" (Nr. 1), wieder in die berliner Gesellschaft. Es ist ein erfreulicheres Bild, als die in den frühern Romanen des Dichters entrollten; die schwüle Sumpfluft, die uns in „Stine", „Irrungen und Wirrungen" umwehte, ist gewichen und mit vollem Behagen können wir uns dem Genusse der meisterhaften Schilderungen Fontane's hingeben. Es ist eine höchst einfache Geschichte, die uns vorgeführt wird.

Corinna, die Tochter eines Gymnasialprofessors, die bei glänzenden Geistesgaben einen unbezähmbaren Hang nach Wohlleben hat, erobert sich einen herzensguten, aber recht unbedeutenden Jungen, den jüngern Sohn des Commerzienraths Treibel. Aber die Frau Commerzienräthin, die wohl erkennt, daß ihr Sohn der Ueberrumpelte ist, will mit ihrem Leopold höher hinaus und dieser ist zu schwach, um seinen Willen durchzusetzen. In der Zeit des Wartens, während Leopold immer wieder verspricht zu handeln, kommt Corinna allmählich zur Besinnung und macht eine innere Wandlung durch, während für Leopold die jüngere Schwester der Treibel'schen Schwiegertochter aus Hamburg verschrieben wird. Schließlich löst sich die ganze Verlobungsgeschichte in Wohlgefallen auf — und Corinna nimmt ihren Vetter und Jugendgespielen Marcell, der sich über die kleine Verirrung der Jugendgeliebten tröstet mit der Gewißheit, daß Corinna für alle Zeit von ihrem krankhaften Gewichtlegen aufs Aeußerliche geheilt ist. Das ist die überaus einfache, ja dürftige Handlung des Romans, und doch empfinden wir keinen Augenblick Langeweile, denn der Dichter hat die Geschichte fast verschwenderisch ausgestattet mit einer Fülle prächtiger Charaktere. Da ist zunächst das Ehepaar Treibel. Die Frau Commerzienräthin ist das Urbild der emporgekommenen Kaufmannsfrau mit geringer Bildung, mit dem Herzen für das Poetische, die gern in sentimentalen Erinnerungen an die Jugend schwelgt, von ihrem Manne in ihren heiligsten Gefühlen sich unverstanden fühlt, aber bei dem Gedanken, daß ihr Sohn sich mit einer vermögenslosen Professorstochter verheirathen könnte, in Ohnmacht fällt. Trefflich charakterisirt sie ihr Jugendfreund Professor Schmidt: „Sie bildet sich aufrichtig ein, ein gefühlvolles Herz und vor allem ein Herz «für das Höhere» zu haben. Aber sie hat nur ein Herz für alles, was ins Gewicht fällt und Zins trägt, und für viel weniger als eine halbe Million gibt sie den Leopold nicht fort." Köstlich ist sie in ihrer eifersüchtigen Abneigung gegen hamburger Wesen, die sie ihrer Schwiegertochter Helene gegenüber nur mühsam verbirgt; der Rangstreit zwischen der Familie Treibel und der hamburger Familie Thompson-Munk, der Helene entstammt, ist mit feinstem Humor gezeichnet. Alles in allem

bleibt Frau Treibel eine liebenswürdige Dame, der wir auch in ihren Schrullen nicht ernstlich böse werden können. Ein prächtiges Seitenstück zu dieser Frau bildet der joviale Commerzienrath, der für den Wahlkreis Teuplitz-Zossen candidirt, in erster Linie, um seiner Frau den ersehnten „Geheimen Commerzienrath" zu verschaffen. Um das Treibel'sche Ehepaar gruppiren sich, nicht minder lebenswahr gezeichnet, die Söhne Otto, ein Pantoffelheld ersten Ranges, und Leopold, ein guter Mensch, „Mittelgut und als Charakter noch unter Mittel", ferner die hamburger Schwiegertochter mit dem Musterkind Lizzi, die verbitterte Gesellschafterin Fräulein Honig, „deren herbe Züge sich wie ein Protest gegen ihren Namen ausnehmen", und die zahlreichen Gäste des Treibel'schen Hauses, unter denen der Wahlagitator Vogelsang, Lieutenant a. D., besonders drastisch wirkt.

Neben der Treibel'schen Villa bildet die Schmidt'sche Wohnung den Schauplatz der Handlung. Professor Schmidt, Jenny's Jugendfreund, ist voll drolliger, sarkastischer Einfälle, ein liebenswürdiger Egoist, dem allezeit der Schelm im Nacken sitzt, der dabei gern alles Unliebsame von sich schiebt und seinen regelrechten Gang gehen läßt. So hat er auch die Erziehung seiner einzigen Tochter nach dem frühen Tode der Mutter, ihr selbst und der Witwe Schmolke, die ihm die Wirthschaft führt, überlassen. So ist Corinna fast wie wild aufgewachsen, hat bei ihrem scharfen Verstand viel gelernt und daneben ihre Sehnsucht nach Reichthum und Wohlleben immer mehr bestärkt. Die Art, wie sie den guten Jungen, den Leopold, sich einfängt und sich mit ihm verlobt, wirkt fast verstimmend, und es bedarf der derben Lection, die Corinna dabei empfängt, um sie uns wieder sympathisch zu machen. Vollendet in der Zeichnung ist hingegen die Schutzmannswitwe Schmolke, in der Fontane seine Meisterschaft, Typen aus den untern Schichten der berliner Bevölkerung zu schildern, wieder glänzend bewährt.

Auch „Johanna Wolter" von der Gräfin Emma Kayserling (Nr. 2) ist kein eigentlicher Roman, sondern mehr eine Chronik der Familie Wolter durch mehrere Generationen. Wird so unsere Theilnahme durch ein halbes Dutzend Heirathsgeschichten zersplittert, so weiß die Verfasserin ihre Heldin stets wieder in den Vordergrund des Interesses zu stellen. Johanna ist ein geistig reich beanlagtes Mädchen, das durch einen unglücklichen Sturz in früher Jugend im Gesicht in entsetzlichster Weise entstellt ist, sodaß sie allen, die sie sehen, ein Greuel ist. Das Buch schildert nun an der Hand der Schicksale der zahlreichen Geschwister die Charakterentwickelung des bedauernswerthen Mädchens, ihren Kampf mit sich und der Welt, ihre Läuterung, bis sie den vollen Frieden mit sich und ihrem Gott gefunden hat. So wird sie bald der Segen ihrer Familie, überall rathend, tröstend, helfend und findet schließlich als Blindenlehrerin einen Beruf, der sie ihr Abscheu erregendes Aeußere vollständig vergessen läßt. So fesselt das Buch, das vom Geiste tiefer Religiosität getragen ist, bis zum Schlusse. Auch die Darstellung erhebt sich weit über das Durchschnittsmaß der gewöhnlichen Romane, wenn auch hier und da die üble Mache auftaucht; um so mehr befremden kleine Nachlässigkeiten im Satzbau und Ausdruck, und bei dem reichen Wissen der Verfasserin ist es mehr als befremdlich, wenn sie den Faustmonolog folgendermaßen citirt:

So hab' ich nun Philosophie,
Naturwissenschaft, Medicin,
Und leider auch Theologie
Hindurch studirt mit vielem Bemühn,
Da sitz' ich nun u. s. w.

Armer Goethe! — Wem an einer herzbildenden, von inniger Frömmigkeit durchwehten Lektüre gelegen ist, der wird sich an solche Mängel nicht kehren und reichen Gewinn aus dem gehaltvollen Buche ziehen.

Die Romane unserer adeligen Schriftstellerinnen — Frau Ebner-Eschenbach ausgenommen — haben fast alle eine gewisse Familienähnlichkeit, ja manche sehen sich zum Verwechseln ähnlich. Es sind immer wieder dieselben Gesellschaftskreise, in die wir geführt werden, dieselben fast typischen Gestalten treten auf, dieselben Conflicte werden mit mehr oder weniger Glück gelöst; sehr oft handelt es sich um unglückliche Ehen und um die endliche Vereinigung der ursprünglich füreinander Bestimmten, aber durch Misverständnisse oder Bosheit einander Entfremdeten. Ferner weisen fast alle dieselbe flüssige, elegante Darstellung auf, die angenehm unterhält, ohne tiefer zu fesseln, mit denselben Nachlässigkeiten und Gedankenlosigkeiten im Stil.

Auch der Roman „Im Kampfe des Lebens" von Anna Freiin von Lilien (Nr. 3) gehört in diese Kategorie; doch zählt er zu den bessern und gehaltvolleren seiner Art. Wir begegnen alten Bekannten, bewegen uns in oft geschilderten Kreisen mit ihren Jagden, Soupers und Maskenfesten; besuchen die in diesen Romanen beliebten Badeorte Nizza, Ostende u. a., doch geht die Charakterzeichnung mehr in die Tiefe als es sonst gewöhnlich der Fall ist, und die Verfasserin weiß uns besonders für die beiden Hauptpersonen wärmeres Interesse einzuflößen, für den Baron Kurt von Treuen und die edle Josephine von Loningen, die den Leichtsinn, ohne eigentliche Liebe zu heirathen, in wahrhaft heroischer Weise büßt, bis sie endlich nach dem Tode ihres Gatten das verdiente Glück finden — wird. Daß die Verfasserin dies durch eine einzige Zeile nur andeutet, dafür sei sie besonders bedankt. Wir wollen an Kleinigkeiten nicht weiter nörgeln und nur noch bemerken, daß die Handlung, ohne besonders neu und originell zu sein, doch bis zum glücklichen Ausgang fesselt.

Robert Lange.

Neue Prachtwerke.

1. Bismarck in Friedrichsruh. Von C. W. Allers. Mit Text von S. Whitman. Stuttgart, Union. 1892. Imp.-Fol. 50 M.
2. Unser Heer. Funfzig Originalzeichnungen von C. Röchling. Breslau, Wiskott. 1892. Folio. 35 M.
3. Liebe und Leben. Eine Sammlung deutscher Lyrik ausgewählt von F. von Bodenstedt. Illustrirt von Heinrich Rettig. Leipzig, A. Fischer. 1892. Gr. 4. 15 M.
4. Lieder und Bilder. In Zeichnungen von Bertha Bagge. Leipzig, Amelang. 1892. Gr.-Folio. 12 M.
5. Was der heilige Joseph vermag. Von Jeanne Schultz. Autorisirte Uebersetzung von Emmy Becher. Illustrirt von E. Bayard. Stuttgart, Engelhorn. 1892. 4. 12 M.
6. O du selige Backfischzeit! Bilder und Vignetten von René Reinicke. Dichtungen von Frida Schanz. Leipzig, Titze. 1892. Lex.-8. 8 M.

Wie der Anblick der ehernen Schlange in der Wüste das unheilvolle Gift des kriechenden Gewürms wirkungslos machte, so wirkt in unsern Tagen der Anblick des ehernen Kanzlers, der die Wirkungen politischer Gifte paralysirt. Bismarck müßte jedem Deutschen heilig sein, denn jeder ist ihm Dank schuldig, man mag ihn zollen oder nicht. Er macht uns politisch gesund. Zu keiner Zeit ist das monumentale Werk „Bismarck in Friedrichsruh“ (Nr. 1), das C. W. Allers über die monumentalste menschliche Erscheinung unseres Jahrhunderts herausgegeben hat, so zu rechter Stunde gekommen als jetzt. Denn auch seine Widersacher sehen es ein: was in Deutschland seit Bismarck's Rücktritt auf den Gebieten geschah, über die er seine gewaltige Hand hielt, hat wider Willen dazu dienen müssen, den Glanz seines Namens zu erhöhen. C. W. Allers, dessen Name jetzt in ganz Deutschland wohlbekannt ist, zeigt uns den Verehrungswürdigen nicht im Kampfe und im Siege, sondern auf seiner Scholle, wie er, sein otium cum dignitate genießend, ein behagliches Alter auslebt. Er führt ihn bald inmitten der Seinen, bald beim Empfange von Deputationen und in den verschiedensten Stellungen und „Sitzungen“ vor; besonders anziehend ist eine Studie mit verlorenem Profil, wo die dichte buschige Augenbraue scharf hervorspringt. Auch die nächsten Freunde, Lothar Bucher, Lenbach, Professor Schweninger u. a., sind in großen Einzelstudien vorhanden; und man sieht es den Blättern an, wie der gewandte Künstler die ganze Kraft seines Talents aufgeboten hat, um mustergültige Blätter zu schaffen, die über seine frühern Leistungen noch hinausragen. Das Brustbild Lenbach's z. B. zeigt den „Bismarck der Malerei“ so lebenswahr, so frappant ähnlich, daß es der Dargestellte kaum besser hätte machen können. Auch an humoristischen Scenen fehlt es nicht, und ganz den „Alten“ charakterisirt der kurze Dialog unter einem Bilde.

> Der Fürst: Wie heißt denn Ihr Schiff, Herr Steffen?
> Ich führe den Dampfer „Deutschland“, Durchlaucht.
> Der Fürst: Den habe ich ja auch gefahren.

Besuche der Nachbarschaft, die Familien Rantzau und Hoyos, Geburtstagsfreuden, allerlei Bismarck-Stillleben u. s. w. machen den weitern Inhalt des fürstlich ausgestatteten Werks aus. Auch der Koch, der Pförtner und der Diener fehlen nicht. Ein Text von Sidney Whitman gibt die wünschenswerthen Aufklärungen.

Während noch alle Welt darüber im Zweifel ist, ob die Militärvorlage im Reichstage zur Annahme gelangen wird, sind wir sicher, daß die Militärvorlage, welche uns Karl Röchling in diesem Jahre bringt, keine so schweren Anfechtungen zu erdulden hat als jene, und daß kein Richter damit so unzufrieden sein wird wie der, der im Reichstage sein Votum über jene abgibt. „Unser Heer“ (Nr. 2), das jetzt in allen Zeitungen so verschieden beurtheilt wird, ist hier in seinen typischen Vertretern von der untersten Stufe bis zum obersten Kriegsherrn mit gewandtem Pinsel dargestellt. Wir sehen auch den Grafen Caprivi, aber ohne den Januskopf, den er nach den heftigen Reden seiner Gegner haben soll; wir sehen ferner auch die Landwehr, deren Charakterbild hier aber nicht, von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt, wie der Schatten Wallenstein's. Das Werk ist ein Seitenstück zu der im vergangenen Jahre ebenfalls bei Wiskott erschienenen Sammlung „Unsere Marine“ von Allers. Es ist keine Frage, daß Röchling im Vergleich zu Allers im Nachtheil ist; der joviale Humor des Hamburgers fehlt ihm und dann sind die Landratten lange nicht so malerische Objecte als die Wasserratten. Wol finden sich auch humoristische Scenen in dem sehr sorgfältig ausgeführten Werke, aber im ganzen ist das Leben des Landheers nüchterner, des Dienstes immer gleichgestellte Uhr tickt hier mit einer recht unkünstlerischen Regelmäßigkeit. Daß Allers mit dem Bleistift uns fast immer Individuen, Röchling dagegen mehr Typen, die weit weniger interessiren, darstellt, bringt das neue Werk dem alten gegenüber ebenfalls in Nachtheil. Die Darstellung der Figuren der Landschaft und des ganzen Beiwerks zeigt den ausgereiften Künstler und das Ganze ist von einheitlichem Geiste geleitet.

Viel mehr Poesie bringt uns der letzte Blumenstrauß: „Liebe und Leben“ (Nr. 3), den F. von Bodenstedt auf dem deutschen Parnasse gesammelt hat und wol auch geordnet hätte, wenn nicht durch den Tod die Vollendung vereitelt worden wäre. Die Stufenjahre des weiblichen Lebens sollten hier durch eine Reihe Poesien und Bilder geschildert und veranschaulicht werden. Die Idee hat gewiß nicht den Reiz der Neuheit, doch hat es den verstorbenen Poeten gereizt, sie auf seine Weise auszuführen. Inwieweit dem Dichter des Mirza Schaffy Antheil an der Auswahl und Anordnung dieses poetischen Appetitsbemmchens (sit venia verbo) hat, entzieht sich unserer Beurtheilung. Wir sind geneigt zu vermuthen, daß nicht alles seinen Beifall gefunden hätte, daß z. B. neben dem

Goethe'schen: „Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer im Meere strahlt", die schwache Körner'sche Copie Aufnahme gefunden hat. Die poetischen Geisterstimmen, die hier angeblich durch das Medium Bodenstedt heraufbeschworen wurden, sind sehr ungleichartig im Werth und im Ton. Diesem Uebelstande etwas abzuhelfen, wurde die Verskünstlerin Frida Schanz berufen, die einzelnen Staffeln eines solchen poetischen Lebensganges zu markiren; so gewandt sie sich auch im einzelnen zeigt, zur poetischen Einheit im Sinne der Chamisso'schen Dichtungen hat sie es bei weitem nicht gebracht. Doch verlangt man von einer Anthologie dieser Art überhaupt zu viel, wenn man Einheitlichkeit von Anfang bis Ende fordert. Diese dem Werke zu verleihen, wäre vielmehr eine Aufgabe des Illustrators gewesen. Der Künstler, dem die Aufgabe zufiel, die schwankenden Gestalten zu verkörpern, ist aber, wie es scheint, absichtlich dem Wettstreit mit Paul Thumann aus dem Wege gegangen. Er hat eine Reihe farbenstrahlender Blätter und eine große Anzahl Textabbildungen entworfen, die auch nicht den leisesten Versuch zeigen, dieses Poesienconglomerat ein wenig durch einheitliche Illustrirung zusammenzuschweißen. Wir finden auf den technisch sehr sorgfältig ausgeführten Farbendrucken bald Damen in modernem Costüm, bald Rococofiguren, bald opernhafte Trompeter im Renaissancekleide. Manche Zeichnung im Texte verräth, daß der Künstler mit der Anatomie des menschlichen Körpers noch auf gespanntem Fuße steht; die gelegentlich ausgestreuten Rococoschnörkel verdienen eher den Namen Zuckerbäckerornamentik. Die Verlagshandlung hat sich mit dem Werke alle Mühe gegeben; Papier und Druck sind vorzüglich, der Einband bis auf die misrathene Rococostilistik gediegen. Es ist schade um die viele aufgewandte Pracht. Allein — es muß auch solche Känze geben, und wer weiß, ob nicht gerade das bunte Vielerlei, das regellose Durcheinander bei „unbefangenen" Gemüthern Anerkennung findet!

Aeußerlich anspruchsloser, aber innerlich abgeklärt und harmonisch gestimmt tritt uns Bertha Bagge in „Lieder und Bilder" (Nr. 4) entgegen. Schon die Technik ist bescheidener; in einfacher Federzeichnung gibt sie landschaftliche, ornamental umrankte Bilder zu romantischen Dichtungen von Eichendorff, Uhland und Rückert. Man wird beim Beschauen oft an Ludwig Richter und Meister Schwind erinnert; doch ist der Geist, der hier waltet, bei aller Verwandtschaft mit diesen Meistern der Illustration selbständig. Das ist um so erfreulicher, als es eine weibliche Hand ist, die mit so viel Geschmack und Glück den kernigen Geist der alten, lieben Lieder durch die Malkunst erläutert und ihre Wirkung erhöht. Was hier gegeben ist, hat Charakter und ist aus echt volksthümlich deutschem Geiste geflossen.

Auf fremdem Boden entsprossen, aber werth, auch von uns gekannt und geschätzt zu werden, ist die kleine Novelle „Was der heilige Joseph vermag" (Nr. 5), von Jeanne Schultz, ein wahres Cabinetstück zierlich ausgeführter Novellistik, sprudelnd von Humor, Naivetät und von krystallheller Reinheit. Die Fabel ist die denkbar einfachste. Ein junges Mädchen, die unter der Obhut ihrer alten geldgierigen Tante auf der einsamen, langsam verfallenden Burg ihrer Ahnen sitzt, hofft immer auf ihr „Abenteuer", und als es ihr gar zu lange damit dauert, läuft sie zur alten Kräuterfrau ins Dorf, die für allerhand verzweifelte Fälle Rath wissen soll. Aber die gute Alte verweist sie an den heiligen Joseph, zu dem sie nur getrost neun Tage lang beten solle. Der Heilige nimmt sich denn auch im letzten Augenblicke auf eine ganz überraschend natürliche Weise der kleinen zuversichtlichen Colette an, führt das „Abenteuer" herbei und überläßt es dem unbefangenen, lebenslustigen Geschöpfchen selbst, für das Weitere zu sorgen. Dieses magere Gerippe einer Fabel ist nun aber mit einer Fülle der liebenswürdigsten Einfälle ausgestattet, die alle dazu dienen, die Charaktere plastisch heraustreten zu lassen, und zugleich mit solcher Frische des Tons erzählt, daß man mit Bedauern am Schlusse von den schier leibhaft gewordenen Gestalten Abschied nimmt. Die zarten, zierlichen Abbildungen entsprechen vortrefflich dem Tenor des kleinen Kunstwerks. Die Uebersetzung läßt fast nirgends die Empfindung aufkommen, daß wir es nicht mit einem Original zu thun haben; sie ist sehr flüssig und sorgfältig.

Gleichfalls dem Backfischthum ist auch das letzte der hier zu besprechenden Werke „O du selige Backfischzeit!" (Nr. 6) gewidmet, dessen Idee wol von dem Verleger ausgegangen sein mag. Es sind acht Scenen aus dem Leben, von René Reinicke mit der ihm eigenen Eleganz ausgeführt, ganz modern in Ton und Erfindung, aber leider etwas zu stark verkleinert, wodurch die Feinheiten der prächtigen Originale etwas verloren gegangen sind. Frida Schanz wurde auch hier berufen, die passenden Verse zu den einzelnen Etappen zu erfinden, und sie entledigt sich ihrer Aufgabe mit gewohntem Geschick. Einen weitern künstlerischen Schmuck bilden die Vignetten, die René Reinicke den einzelnen Dichtungen vorangesetzt hat. Auch diese kleinen Einfälle zeigen die wohlgeübte, selbständige, eigenthümlich nervöse Hand eines vornehmen Künstlers, der vielleicht ein wenig zu sehr an französischen Mustern gebildet ist, um allenthalben in Deutschland gebührende Würdigung finden zu können. Das Ganze hat einen vornehmen Zug, und wie die sogenannte gute Gesellschaft heutzutage fast in allen Ländern gleichen Anstrich hat, so trägt auch dieses Werk, das für die obern Klassen berechnet ist, ein wenig von dem Geiste, der sie beherrscht. Es hat mehr internationalen Charakter und verräth die ganze Verfeinerung der exclusiven, hochgebildeten, idiosynkratischen Gegenwart.

Nautilus.

Ein Weihnachts-Almanach.*)

Im dritten Jahrgang erscheint heuer der Cotta'sche „Musen-Almanach". Konnte man annehmen, daß ihn im ersten Jahre der classische Titel durch die Bücherflut getragen habe, so durfte der Herausgeber sich schon beim zweiten Jahrgang auf die Gunst des Publikums berufen — und das heißt doch wol: auf buchhändlerischen Erfolg. Und dieser wird allem nach auch dem dritten und weitern Jahrgängen nicht fehlen. Ich habe diesen „Musen-Almanach" bei Leuten angetroffen, von denen ich mein Lebtag nicht geglaubt hätte, daß sie Gedichte kaufen, und doch hat er ein Gesicht, das auch mit keinem Zuge verräth, daß es eine jungdeutsche, eine realistische Dichtung, eine „Moderne" gibt. Sind die Käufer dieses Almanachs lauter altväterische Leute, die bald ausgestorben sein werden? Ich vermuthe, daß es solche altväterische Leute noch lange geben wird, wenn die Fin-de-siècle-Leute längst vom kommenden Jahrhundert hinweggefegt sein werden.

Es ist natürlich, daß in einem solchen Almanach eine Reihe von Jahren fast dieselben Dichter zu Wort kommen wie im ersten Jahrgang, dessen Zusammensetzung doch bis zu einem gewissen Grade vom Zufall abhing. Der eine hat etwas und gibt's, ob es gut oder schlecht sei; der andere hat nichts, gibt also auch nichts; wieder andere haben etwas Gutes, aber sie sind, vielleicht aus Zufall, nicht aufgefordert worden und bleiben dem Almanach fern. Man würde ihm also Unrecht thun, wenn man ihn einfach als Gradmesser dessen ansehen wollte, was die Dichtung der „Alten" leistet, obwol diese Sammlung an Gedankeninhalt und Schönheit hoch über den Sammlungen steht, in denen die Anhänger der Moderne sich Stelldichein zu geben pflegen. Ueberdies finden sich hier Dichter, die noch keine Gedichtsammlung herausgegeben haben, ja sogar solche, deren Namen nicht einmal Kürschner nennt, und es sind nicht die schlechtesten Beiträge der Sammlung.

Auch die Anordnung des „Almanachs" ist die gleiche geblieben: „Prosadichtungen"; „Poetische Erzählungen und Balladen"; „Gedichte verschiedenen Inhalts"; „Lyrische Dichtungen"; „Spruchdichtungen". Naturgemäß nehmen die Prosadichtungen und die lyrischen Dichtungen das Interesse am meisten in Anspruch. Der Abschnitt „Spruchdichtungen" war in allen Jahrgängen nur eine bescheidene Beigabe und enthält auch diesmal nichts von Bedeutung.

Unter den poetischen Erzählungen und Balladen nimmt auch heuer wieder Otto Roquette einen breiten Raum ein; doch entspricht die Bedeutung der orientalischen Erzählung „Gulnare" kaum dem auf sie verwendeten Raum. Indessen enthält der Abschnitt anderes aus diesen Dichtgattungen, das sich sehen lassen kann: so Adolf Stern's „Letzte Rose", Karl Weitbrecht's „Blumenmädchen", Martin Beerel's „Murad I." und, wol das hervorragendste, E. Eckstein's „Don Juan's Ende". Die schöne Ballade „Frau Goneril" von Ernst Ziel, in welcher Rede und Antwort stahlscharf sich folgen, ist leider durch einen wol volksmäßig sein sollenden Schluß entstellt, der uns in Wirklichkeit bänkelsängerisch anmuthet.

Unter den „Gedichten verschiedenen Inhalts" — ein arg prosaischer und nichtssagender Titel — ist vieles Vortreffliche in allen drei Jahrgängen; in diesem besonders das gewaltige Gedicht von Felix Dahn: „Lucifer", und Gottschall's gedankenreiche „Walpurgis".

An lyrischen „Treffern" ist dieser Jahrgang nicht so reich wie die frühern; es fehlen aber auch dieses Jahr Namen wie Konrad Ferdinand Meyer, Eduard Paulus, Isolde Kurz. Indessen zeigen doch die 50 Seiten lyrischer Dichtung, daß es die „Alten" noch lange mit den „Jungen" aufnehmen können; ich weise nur auf die Gedichte des ältesten unter den Lebenden hin, auf J. G. Fischer (geb. 1816); daneben auf Julius Rodenberg, Rittershaus und das ganz prächtige humoristische „An mein Töchterlein" von Miris.

Die Prosadichtungen sind natürlich in einem solchen Almanach ein der Kritik besonders ausgesetztes Feld. Man ist geneigt, zu fordern, daß, wenn ein oder zwei Dichter mit Prosa neben 50 andern in Versen sich vorstellen, ihre Beiträge etwas Vollendetes bieten sollen, und mancher Leser wird sich achselzuckend sagen: so etwas liest man ja auch sonst, wie kommt der zu der Ehre, hier mit einer Erzählung vertreten zu sein! Das war dem ersten Jahrgang gegenüber einigermaßen berechtigt, wo Ebers, wie wir seit langem gewöhnt sind, schwach, P. K. Rosegger wider Erwarten noch schwächer vertreten war (den dritten Beitrag habe ich selbst geliefert; es ziemt mir also nicht, ein Urtheil über ihn abzugeben). Der zweite Jahrgang brachte eine mit gewohnter Meisterschaft geschriebene Novelle Paul Heyse's, an der indeß nicht ganz ohne Grund in d. Bl. getadelt wurde, daß ihr schwüler Inhalt sie eigentlich doch nicht ganz für einen weihnachtsfreudigen Almanach geeignet erscheinen lasse. Der heurige Jahrgang nun übertrifft seine Vorgänger wesentlich; denn er enthält eine Humoreske von Marie von Ebner-Eschenbach: „Fräulein Susannens Weihnachtsabend" und eine Novelle Max Haushofer's: „Der Floßmeister" — beides je in ihrer Art ganz vortreffliche Sachen. Frau Ebner-Eschenbach weiß sehr genau, daß der Humor seine einzige Quelle im Gemüth hat, und aus Fräulein Susannens Gemüth springen die Funken über in unser Herz und zünden hier das Feuer echter Weihnachtsliebe an. Max Haushofer versteht einem viel verwertheten Stoff — die Liebe des ältern Mannes zu der aus Noth und Tod geretteten Jungfrau — eine neue Seite abzugewinnen und führt sein Thema mit ausgezeichneter Charakteristik und feinem Stimmungsgehalt

*) Cotta'scher Musen-Almanach für das Jahr 1893. Herausgegeben von Otto Braun. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. 1892. 12. 6 M.

durch. Nur den zum Schlusse auftauchenden Jugendgeliebten und damit den ganzen Schluß der Novelle, den wir beim Lesen befürchteten, hätten wir von diesem originellen Dichter nicht erwartet. Schade darum — aber dann hätte es ja nicht weihnachtsfreudig damit geendet, daß sie sich doch noch kriegen und glücklich werden!

Seine Daseinsberechtigung hat der „Cotta'sche Musen-Almanach" bewiesen durch die Gunst, den ihm das Publikum schenkt; aber auch die Kritik wird ihm dieselbe nicht streitig machen, sondern ihm zurufen: Auf Wiedersehen im nächsten Jahr, und Jahr für Jahr in immer größerer Vollendung!

Richard Weitbrecht.

Rosegger's neueste Werke.

1. Hoch vom Dachstein. Geschichten und Schildereien aus Steiermark von P. K. Rosegger. Wien, Hartleben. 1891. 8. 4 M.
2. Allerlei Menschliches. Von P. K. Rosegger. Wien, Hartleben. 1892. 8. 4 M.

Als hätte uns der prächtige Steirerpoet zwei Seiten seines Wesens, gewissermaßen zwei Richtungen seines literarischen Schaffens zeigen wollen, legte er in verhältnißmäßig kurzer Zeit nacheinander zwei Werke unter obigen Titeln auf den Büchertisch. Der schalkhafte oder auch wol ernsthafte, aber für die Unterhaltung seines Lesers bedachte Verfasser tritt in dem einen, der denkende, mit gar wichtigen Fragen des Lebens sich beschäftigende, aber überall den edlen humansten Standpunkt betonende Autor tritt in dem zweiten dieser Bücher hervor. Zwei Seiten seines Wesens zeigt Rosegger in diesen beiden Büchern, wurde soeben gesagt; das ist aber eigentlich nur in ganz eingeschränkter Weise der Fall, in Wirklichkeit bietet auch in dem zweiten Buche: „Allerlei Menschliches", der Dichter tiefpoetische Lebensanschauung, stellt Probleme auf, die zum Denken anregen, die aber, von ihm aus dem Herzen heraus entwickelt, auch zum Herzen sprechen; staubdürre Philosophie, Politik und Pädagogik zu betreiben ist ja überhaupt nie die Sache unsers Poeten gewesen und wird es auch nicht sein.

Zunächst einige Worte über „Hoch vom Dachstein". Der Titel schon gemahnt uns an das schöne Nationallied der Steiermark, welches Jakob Dirnböck gedichtet und das in der steirischen Mark allüberall erklingt, soweit daselbst die deutsche Zunge reicht. „Hoch vom Dachstein" ist längst zum Volksliede geworden, nicht blos im grünen Steirerland, es ist weit hinausgedrungen über dessen Grenze, in ganz Deutschland wird es gesungen, und wohin das Buch Rosegger's mit diesem Titel auch in deutsche Lande kommen mag, das Lied, das die Ueberschrift andeutet, wird wol überall bekannt sein. Ein Schreiben des Verfassers „an Mutter Styria" führt dieses Buch in schelmischer Weise ein. Er macht der „liebsten Frau Mutter" darin die Anzeige, daß seine süße Gattin, Frau Muse, ihm „wieder mit einem Sprößling erfreut" hat — und mit einem prächtigen und oft gar lustigen, fügen wir bei. „Ich denke", meint Rosegger, „er ist ein Steirer durch und durch und so möchte ich ihm mit eurer Erlaubniß den steirischen Namen «Hoch vom Dachstein» geben. Gleichsam als solle er von dem höchsten Berge unseres Landes mit hellem Auge hinschauen über die Gaue seiner schönen Heimat, und wenn er will, auch darüber hinaus. Dann mag er niedersteigen zu uns und erzählen, was er gesehen hat." Und so erzählt er denn auch und wir erkennen in jedem Schwank und in jedem Geschichtchen, aber insbesondere auch in der längern Erzählung den Geist und die Phantasie seines Vaters. Im Ernste gesprochen, man muß diese Phantasie und den Humor Rosegger's bewundern, beide treten uns in den Stücken dieses Bandes entgegen, von beiden meint der Leser bei jedem neuen Werke des Dichters, sie seien erschöpft, und doch findet er auf dem engen Gebiete, das sich Rosegger selbst zugetheilt, immer wieder Neues an Erzählenswerthem und an heitern Dingen, in denen übrigens auch immer ein gewaltig Stück Ernst enthalten ist, man braucht nur ordentlich die Augen aufzuthun. Eine Erzählung: „Der Adlerwirth von Kirchbrunn", leitet den Band ein und ist auch räumlich das umfassendste Stück desselben. Sie führt uns einen jungen Bauernsohn vor, der eine Liebe im Herzen trägt, aber doch der reichen „Salmhofer Tochter" die Hand reicht. Daß der Reichthum der nunmehrigen „Frau Kunigunde" sich später leider als ein irrig angenommener herausstellt, bringt eine Spaltung zwischen den Eheleuten hervor, die schließlich nicht mehr zu überbrücken ist. Der junge Adlerwirth geht dem Zuge seines Herzens nach und sucht die früher und eigentlich immer Geliebte, die Jungmagd Frida, im Gebirge auf. Die Adlerwirthin folgt ihm in eifersüchtigem Drange. Sie findet den Tod mit dem Holzknechte Schipper durch den Sturz von einer Holzriese; Schipper selbst, eine echte rauhe Waldgestalt, hat Frida in sein Herz geschlossen. Er hat den Tod gesucht und in diesen die nichts ahnende Adlerwirthin mitgerissen. Diese Erzählung ist mit echt Rosegger'scher Feinheit und Gestaltungskraft durchgeführt, sie führt verschiedene vortrefflich gezeichnete Gestalten vor, selbst die Nebenfiguren, wie der Professor Nix und andere, scheinen dem Leben entnommen. Mit wahrhaft dramatischer Gewalt entwirft der Dichter hier Scenen, welche das Gemüth des Lesers packen und fesseln. Mehrere kleinere Erzählungen stellen sich dieser größern würdig zur Seite, insbesondere was die Charakteristik betrifft. Hier sei nur die zum Herzen sprechende Geschichte vom „Hauptmann Fortner und seiner Frau" erwähnt und die ergreifende Erzählung des unschuldig wegen Mordes verurtheilten

„Matthias Scholler". Eine erschütternde Tragik liegt in der letztern. Und die heitern Stücke, Scherz und Humor? Wo bleiben diese? fragt der Leser dieser Zeilen. Gemach, sie sind reichlich vertreten, manch lustiges Stücklein erzählt der Dichter aus seinem Jugendleben, manchen lustigen Streich von den Bauern seiner Heimat, manche Liebesgeschichte und manche schöne Schilderung fügt er noch bei für den Leser, welcher dem Dichter auf phantasievollem Pfade folgen will. „Der Bauern-Spöttler", „Die umworbene Schöne", „Die schlaue Mariandel", „Eine gute Kameradschaft" und verschiedene andere ähnliche Stücke muthen uns durch ihre launige Darstellung besonders an und werden dem Leser manche heitere Stunde bereiten. Die köstliche Darlegung des Seppel vor dem Richter in der letztgenannten Geschichte und sein entschuldigender Bericht über den Klachel Schneider, der dem Seppel doch ein Messer in den Rücken gestochen, ist von unnachahmlichem Humor und zeigt andererseits wieder die Gutmüthigkeit des Alpenvölkleins, dem Rosegger sein Studium widmet und dem er selbst entstammt.

Anders verhält es sich nun, wie erwähnt, mit dem Buche „Allerlei Menschliches". In diesem will der Verfasser nach seinen eigenen Worten „ein guter Kamerad sein, der brüderlich über allerlei Menschliches plaudernd und wol auch menschlich irrend mit dem Freunde die Pilgerstraßen wandert". Schon die drei tiefsinnigen Legenden, welche die Reihe eröffnen, zeigen neben echter Religiosität, die der Dichter im Herzen trägt, die Absicht, auch seinen Leser über Religion und Menschenthum zu belehren. Manches der übrigen Stücke wird für den wohlmeinenden Rathgeber und Poeten vielleicht von dieser oder jener Seite Widerspruch erwecken, so etwa die „Bitte an den Klerus". Die rührende Erzählung vom „Katecheten", welcher den Kindern so herzbewegend das Evangelium zu erzählen und zu erklären weiß, steht damit im Zusammenhange. Solcher Widerspruch kann sich aber gewiß nicht auf die tiefe religiöse Sittlichkeit beziehen, welche in derartigen Aufsätzen zu Tage tritt und gerade in der Geschichte von dem belehrenden „Katecheten" ist ein poesievolles Beispiel gegeben, wie der Dichter seine Anschauungen aufgefaßt wissen will. Aehnlich ist es mit so manchen wichtigen Tagesfragen, die in „Allerlei Menschliches" behandelt erscheinen, etwa in den Stücken: „Krieg oder Frieden", „Alkohol" und in ähnlichen. Diese Tagesfragen sind eigentlich Lebensfragen für das Volk und die Völker, und wenn der Verfasser einzelne Gegner mancher Ansicht findet, so kann er sich damit trösten, daß der größte Theil des ehrlich denkenden Volks hinter ihm steht und den wahren sittlichen Werth der Ideen, welche hier in so volksthümlicher Weise entwickelt werden, zu würdigen weiß. Hat er doch diesem Volke selbst und zumal dem Bauernstande in dem Aufsatze: „Volk" und „Der Bauernstand unsere Rettung" so kernige und warme Worte gewidmet, mit so treuherziger Beredsamkeit auf die Bedeutung dieses Standes hingewiesen, daß der echte Volksfreund daran seine Freude haben muß. Aber auch den ethischen Gedanken, welche er schlicht und klar über „Liebe und Ehe", über „Haß und Stolz", über das „Wohlwollen" und über die „Ursache, warum sich die Menschen nicht verständigen können", niedergelegt hat, wird der Leser beipflichten und, wir wünschen es, sie beherzigen. Und weil der Volksdichter nun einmal — übrigens nicht das erste mal — auch zum Volksprediger geworden ist, so zeigt er uns auch, wie unnöthig die „Gewitterangst" ist und belehrt uns über die Naturgewalten, er macht uns in einer zu Herzen sprechenden Geschichte mit der Häßlichkeit des „Selbstmordes" bekannt, er weist darauf hin, daß und wie man „die Todten ehren" soll und eifert in dem Stücke „Erbarmen" gegen die Thierquälerei. Aber — und dies sei nochmals betont — es sind durchaus keine dürren Abhandlungen und Belehrungen, welche unter diesen und andern Titeln vor dem Leser erscheinen, sondern vom poetischen Hauche verklärt wird jeder dieser Gegenstände behandelt, manches schöne Stimmungsbild erscheint hier vom dichterischen Griffel gezeichnet, der Poet bleibt auf seinem Pfade und durch wirkliche Ereignisse, die er theils auch selbst mit erlebt hat, überzeugt er uns, indem er belehrt und zugleich unterhält. Allerdings handelt es sich hier um eine edlere Art der Unterhaltung und niemand möge dieses gehaltvolle Buch in einem Zuge durchlesen, er hat keinen großen Gewinn davon. In wie feiner Weise der echte Dichter seine Gedanken scheinbar spielend entwickeln kann, zeigen etwa die hübschen Seenen: „Ein Empfangsabend im Elysium" oder „Das göttliche Spielzeug". Auch in den Erzählungen und Geschichten vom „Hinkenden Schimmel", vom „Rosenfräulein", vom „Hypnotiseur" oder vom „Eselstrieb" wird der denkende Leser mehr finden als eine jener Geschichten, wie deren zu Dutzenden geschrieben werden. — Noch möchten wir auf den gewissermaßen literarischen Anhang des Buchs, „Von Büchern und Dichtern" überschrieben, hinweisen, aus welchem die „Dichterabenteuer" hübsche Geschichtchen aus dem Leben Stelzhamer's, Adalbert Stifter's und K. von Holtei's bieten.

Damit seien nicht nur P. K. Rosegger zu diesen zwei neuen Werke seiner Muse und seines Geistes beglückwünscht, sondern auch die Leser dieser zu Herzen sprechenden Bücher.*)

Anton Schlossar.

---

*) P. K. Rosegger war lange Zeit gefährlich krank und konnte sich nur langsam und allmählich erholen; wir freuen uns, hier die persönliche Nachricht mittheilen zu können, daß der steirische Waldpoet, nunmehr vollständig hergestellt, in den ersten Tagen des December zum ersten male wieder seine Spaziergänge ins Freie unternommen hat, wozu wir ihm ebenfalls im Namen seiner zahlreichen Freunde und Verehrer unsern Glückwunsch darbringen.

Feuilleton.

Zwei Jugendschriften für den Weihnachtstisch, ein echtes Jungenbuch und eins für junge Mädchen, begehren noch kurz vor dem Feste Einlaß, und er wird ihnen um so lieber gewährt, als beide mit Fug und Recht ein Plätzchen unter dem Christbaume beanspruchen dürfen.

Das erste führt den jugendlichen Leser nach Ostafrika. Das „junge Deutschland" zählt jetzt in seinen Reihen mehr begeisterte Colonialpolitiker als die Alten, denn der dunkle Erdtheil steht bei ihm noch ganz im Vordergrund des Interesses. Während früher die Gedanken der Knaben am liebsten nach dem fernen Westen schweiften und viele in der Geschichte der einzelnen Indianerstämme besser Bescheid wußten als in der deutschen Kleinstaaterei, tritt jetzt mehr und mehr eine erfreuliche Bekanntschaft mit den Völkerstämmen Ostafrikas zu Tage, die nicht nur dem Hange zum Fremdartigen und Wildromantischen, sondern vornehmlich dem mittlerweile erwachten Nationalgefühle entspringt. Den kräftigsten Anstoß zu dieser Ablenkung gab unstreitig das Erscheinen von C. Falkenhorst's „Afrikanischem Lederstrumpf", der sich seinem amerikanischen Vorbilde ebenbürtig zur Seite stellen darf, so weit es die Schilderung der Gebräuche der Wilden und spannender Abenteuer betrifft. Auch C. Falkenhorst's neueste Veröffentlichung: „Am Victoria-Njansa. Eine ostafrikanische Colonialgeschichte. Der reifern Jugend erzählt. Mit 41 Abbildungen" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1892; Preis 2 M. 50 Pf.), macht den schwarzen Erdtheil zum Schauplatz seiner Erzählung. Am Victoria-Njansa, dem gewaltigen, an Größe dem Königreiche Baiern gleichkommenden Binnensee, dem der Nil entströmt und der überdem zur Hälfte unter deutscher Flagge steht, am Njansa stand die Wiege des Helden von Ingira, des Prinzen Munanga von Karakwe, der bis zum Mkungu Metsa des Guten emporsteigt, später aber durch Palastintriguen und arabische Tücke gestürzt wird. Der Seinen beraubt, schließt er sich nach langen Irrfahrten christlichen Sendboten an und befreit schließlich mit Emin Pascha's Hülfe Weib und Kind aus den Händen arabischer Sklavenhändler. In die einfache und rührende Erzählung sind sinnige Märchen und anmuthige Legenden der Neger, wie die vom Messias Kintu und seiner Wiederkehr und vom fliegenden Helden Kibaga, geschickt verwoben; landschaftliche Charakterbilder und eingehende Schilderungen der Volkstypen lassen Land und Leute deutlich erkennen, und das Hereinziehen bekannter Persönlichkeiten wie Stanley's, den die Feststellung des Kongolaufs in jene Gegenden führte, Peters' — des „Dottore Patasi, des Stürmers der Städte" — und Emin Pascha's sichert der Erzählung den geschichtlichen Hintergrund. Wenn der Verfasser die barbarische Art der Kriegs- und Raubzüge, die Schrecken des Sklavenlebens, die Grausamkeit der Negerfürsten und die Tücke der Seelenverkäufer in ihrem wahren Lichte zeigt, so vermeidet er es doch mit pädagogischem Takte, durch unnöthige Vorführung häßlicher Greuelscenen auf die Nerven der jugendlichen Leser zu wirken, vielmehr werfen seine Lichtgestalten, wie der greise Märtyrer Setuba, ein zweiter Onkel Tom, und die opfermüthigen Missionare, über den Ausgang der Erzählung einen freundlich verklärenden Schimmer. Ausstattung und Bilderwerk des Buchs sind zweckentsprechend; nur den Wunsch nach einer Karte des Ländergebiets, auf dem sich die Handlung bewegt, können wir nicht unterdrücken: der Leser erhält dann nicht nur eine klare Vorstellung von der geographischen Lage der Orte, auch die seltsam klingenden Namen prägen sich leichter dem Gedächtnisse ein.

Die Verfasserin des zweiten Buchs: „Schulmädelgeschichten von H. Villinger. Mit 13 Abbildungen" (Berlin, Fontane u. Comp., 1893; Preis 4 M.) schöpft aus klarem und frischem Quelle, der ewig unversiegbar ist, aus dem jungen Menschenherzen. Es sind zumeist wirkliche, echt naive Schulmädelgedanken und -geschichten, die da hervorsprudeln, bald koboldartig neckisch und übermüthig, bald rührend und tragisch ergreifend, mit wenig Reflexion, aber um so mehr Erlebnissen, an denen manche der zwölf Lebensläufe so reich sind, daß sie sich wie skizzenhafte Entwürfe zu dickleibigen Romanen ausnehmen; ja, hier und da fragt man sich unwillkürlich: hat nicht am Ende die liebenswürdige Verfasserin selbst den Schelm im Nacken, wenn sie uns in der Vorrede erzählt, daß sie den Stoff zu diesen Schulmädelgeschichten lediglich dem Secretär der alten Institutsvorsteherin entnommen und aus den theils vergilbten, theils noch frischen Blättern ihre Auswahl getroffen hat? Aber wir wollen ihr gern glauben; denn sie bringt nur die „Ausnahmen" aus dem großen Berg von Durchschnittsarbeiten der Pensionärinnen, und dadurch erklärt sich leicht, was uns für den ersten Augenblick seltsam und befremdend anmuthet. Jedenfalls ist der Gedanke neu und lockend, und unsere Backfische werden die Schulmädelgeschichten, die fast alle treue Liebe und warme Anhänglichkeit für ihre ehemalige Lehrerin bekunden, mit Begier verschlingen und sich durch die Bildnisse der anmuthigen, schelmisch-heiter oder sinnig-ernst blickenden Gestalten zu psychologischen Studien und zum „Gedankenlesen" angeregt fühlen.

— Zwei bekannte Geschenkbücher für unsere Frauen und Jungfrauen sind noch gerade vor Thoresschluß in neuer Auflage und Bearbeitung erschienen. Es sind dies: „Lieb' und Leben, Dichtergrüße an Deutschlands Frauen", herausgegeben von Adolf Böttger (Verlag von H. Gesenius in Halle) und „Der Jungfrau Leben, Lieben, Leiden", herausgegeben von Georg Holtzhey, neu bearbeitet von Professor Konrad Meyer (Verlag von Heinsius Nachfolger in Bremen).

— „Mein Theater-Album" nennt sich ein neues Geschenkwerk, mit dem die Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig die musikalische Familie soeben überrascht. Ein Blick in das Werk, das in seinem prachtvollen Einbande und in seiner jedem Salontisch zur Zierde gereichenden Ausstattung überaus vornehm sich präsentirt, belehrt uns über seinen originellen Zweck. Es ist ein getreuer und zuverlässiger Führer durch das moderne Opernrepertoire, den wir da in Händen halten. Da treten uns entgegen die edlen Züge des ehrwürdigen Gluck, da ist der Titanenkopf eines Beethoven, und wie sie alle heißen mögen, die in langer Galerie den Altmeistern folgend bis auf den Jüngsten unter ihnen, den bartlosen Mascagni, herabreichen. Kurzgefaßte, knappe, aber die charakteristische Eigenart der einzelnen Componisten scharf skizzirende Biographien aus der sachkundigen und feinen Feder Ferdinand Pfohl's in gedrängter, aber völlig aufklärender Inhaltsangabe der einzelnen Opernhandlungen bilden den rein literarischen Theil des Albums. Das Schwergewicht des in dieser seiner literarischen Hälfte angenehm belehrenden Werks ruht jedoch in den Fragen, die jedem einzelnen Meister, jeder einzelnen Oper gewidmet sind, Fragen, die vornehmlich erzieherischen, bildenden Zweck verfolgen.

Bibliographie.

Barfus, E. v., Kriegsfahrten eines alten Soldaten im fernen Osten. Nach den Aufzeichnungen eines ehemaligen Offiziers der niederländisch-ostindischen Armee erzählt. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 3 M.

Kennedy, J. H., Gottesglaube und moderne Weltanschauung. Mit einer Einführung von O. Zöckler. Autorisirte Uebersetzung. Berlin, H. Reuther. Gr. 8. 4 M.

Toball, H., Am Vorabend des Stiftungsfestes. Ein Festspiel. Hof, R. Lion. Gr. 8. 1 M.

Waldow, E. v., Tristan und Isolde. Roman der Gegenwart. Leipzig, E. Reißner. Gr. 8. 3 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Kunstkritische Studien über italienische Malerei.

Die Galerie zu Berlin.

Von **Ivan Lermolieff.**

Nebst einem Lebensbilde Giovanni Morelli's herausgegeben von

Dr. Gustav Frizzoni.

Mit Porträt und 66 Abbildungen.

8. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.

Dieser, die Königliche Galerie zu Berlin behandelnde, dritte und letzte Theil des vielgenannten Werks ist aus dem Nachlasse Giovanni Morelli's von seinem Freunde und Studiengenossen Dr. G. Frizzoni herausgegebeu; er ist mit einem Lebensbilde und einem Porträt Morelli's (nach Lenbach) sowie mit 66 Abbildungen geschmückt und wird in allen Kunstkreisen ein noch höheres Interesse erregen als die beiden ersten Bände der „Kunstkritischen Studien über italienische Malerei". Diese erschienen unter den Titeln:

Die Galerien Borghese und Doria Panfili in Rom. Mit 62 Abbildungen. 8. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.

Die Galerien zu München und Dresden. Mit 41 Abbildungen. 8. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Insel Haiti.

Von

L. Gentil Tippenhauer,

Ehemaliger General-Inspector an der Polymatischen Schule, Gouvernementsingenieur und Attaché des Großen Generalstabs, Ingenieur der Commune von Port-au-Prince.

Mit 30 Holzschnitten, 29 Abbildungen in Lichtdruck und 6 geologischen Tafeln in Farbendruck.

4. Cart. 34 M. Geb. 36 M.

Eine umfassende Monographie über die geographischen und ethnographischen Verhältnisse, über Fauna und Flora der großen Antillen-Insel, sowie über die Geschichte und gegenwärtige social-politische Lage der haitianischen Negerrepublik. In eingehender Weise behandelt der Verfasser, ein Enkel dithmarschener Germanen und haitianischer Afrikaner, namentlich auch die commerziellen Verhältnisse; er gibt dabei Hinweise auf die Weiterentwickelung der Handelsbeziehungen und sucht das Interesse des industriellen Großkapitalisten wie des Auswanderers für Ausbeutung der großen ungehobenen Schätze des wundersamen Landes Haiti wachzurufen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gerstäcker. Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer.
Neunte Auflage. Mit Illustrationen.
8. Geh. 1 M. Cart. 1 M. 20 Pf.

Für die **Feuilleton-Beilage** einer **Damen-Zeitung** werden kurze, interessante Novellen, Erzählungen, Essays ꝛc. gesucht. Gefl. Offerten sub **K. 5316** an **Rudolf Mosse, Leipzig,** erbeten.

Gegr. 1877.

Marius Kayser

Hamburg.

Bordeaux-, Südweine- und Spirituosen-Versand.

Verlag von **F. E. C. Leuckart** in **Leipzig.**

A. W. Ambros' Geschichte der Musik.

Mit zahlreichen Notenbeispielen und Musikbeilagen.

Fünf starke Bände gr. 8°. Geheftet M. 63 netto, gebunden M. 73 netto.

Hieran reiht sich:

Wilhelm Langhans' Geschichte der Musik des 17., 18. und 19. Jahrhunderts

in chronologischem Anschluss an die Musikgeschichte von **A. W. Ambros.**

Vollständig in zwei starken Bänden gr. 8°. Geh. M. 20 netto, geb. M. 24 netto.

Friedrich Chopin

als Mensch und als Musiker

von

Friedrich Niecks.

Vom Verfasser vermehrt und aus dem Englischen übertragen von

Dr. W. Langhans.

Zwei starke Bände gr. 8°. Mit 4 Portraits und facsimilierten Handschriften. Geheftet M. 15 netto. In Original-Leinwandband M. 18 netto.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Felix Dahn.

Erinnerungen.

3. Buch. IV, 571 S. 8°. Geh. 10 M., geb. 11 M.

Dieser Band umfaßt die letzten Münchener Jahre (1854—1863); der Rechtspracticant, der Doctor, der Privatdocent tritt uns darin entgegen. Die frühesten dichterischen Veröffentlichungen werden erörtert. Aber auch die manchfaltigen Beziehungen zu den Münchener Dichtern, den unter Geibel gescharten „Krokodilen" und den übrigen, werden geschildert und das Verhältniß zu Scheffel, zu Rückert, zu Jakob Grimm und manchen Andern. Den Schluß — vor der Uebersiedelung nach Würzburg — bildet der Bericht über eine Reise nach Italien — zumal Ravenna —, die für die weitere Geistesentfaltung des Verfassers in mehreren Richtungen von entscheidendem Einfluß wurde.

(Mit einer Beilage: Mittheilungen von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig,** 1892, Nr. 4.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Wöchentlich eine Nummer. — Nr. 52. — 29. December 1892.

Inhalt: Zum Jahresschluß. Von Richard Friedrich. — Neue Romane und Novellen. Von Richard Opitz und Adalbert Schroeter. — Zur Alterthumskunde. Von Edmund Lange. — Volksthümliches. Von Anton Schlossar. — Militärschriften. Von Victor Kurs. — Biographisches. Von Robert Waldmüller. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Zum Jahresschluß.

Das Jahr geht zu Ende. Auch die literarische Thätigkeit in diesem Zeitraum darf als abgeschlossen betrachtet werden. So erscheint es einmal möglich, andererseits wird es sich lohnen, eine Art Jahresübersicht zunächst für unsere Dichtung aufzustellen. Ist es für jeden einzelnen erforderlich und ersprießlich, durch einen Rückblick auf das, was er geleistet, sich ebenso wol Rechenschaft zu geben über den Erfolg und Werth seines bisherigen Thuns, wie Klarheit zu gewinnen über Ziele und Zwecke in der Zukunft: so erwächst aus der Zerfahrenheit und dem Widerstreit unserer Zeit für die Gesammtheit der Literaturfreunde geradezu der Zwang, aus ruhiger Erwägung ohne Haß und Liebe sich die Frage zu beantworten: Wo stehen wir?

Irgendwelche Vollständigkeit in Namen und Titeln strebt die folgende Betrachtung schlechterdings nicht an. Sie will kein literarischer Jahresbericht sein, vielmehr den Wegen und Bahnen nachgehen, die das dichterische Schaffen in diesem Jahre eingeschlagen hat.

Also: wo stehen wir? Unleugbar noch im Zeichen des Naturalismus und Realismus! Das lehren — trotz der schon vor zwei Jahren erfolgten Todesanzeige — die Ankündigungslisten der Romane, das beweist eine Uebersicht der dramatischen Dichtungen; ja auch dem Fernerstehenden zwingen die Theaterzettel diese Einsicht auf. Und ärger, lauter, denn je geberdet sich das „Rolandsungestüm“ des Tages; siegesgewisser als zuvor gibt sich die Empörung gegen alles Herkommen, von dem bisher in Staat, Glauben, Familie und Kunst die Menschheit Maß und Richtung abnehmen zu können glaubte. Zweierlei läßt sich nun als Thatsache aussprechen. Die Schranken- und Grenzenlosigkeit in der Theorie der Neuesten kann keinesfalls aus dem Begriff und Wesen des Realismus, der ja an sich in weiterm Umfange berechtigt ist, erklärt werden; auch ist hier vorerst abzusehen von der äußern Voraussetzung für so jähen Aufschwung, die darin gefunden werden muß, daß das zeitgenössische Publikum in seiner hungernden und dürstenden Empfänglichkeit für starke Reizungen alles aufnahm, was ihm geboten wurde, ohne je durch Ablehnung dem Uebermaß entgegenzuwirken. Erst durch den Hinzutritt gewisser philosophischer Anschauungen wurde die jetzige unclassische Walpurgisnacht möglich. Zu diesen wissenschaftlichen Einflüssen ist neben der Lehre Darwin's zunächst der Pessimismus zu rechnen, der doch erst neuerdings in weitern Kreisen zu einem frei verfügbaren Wissen und einer schaffensbefähigten Erkenntniß geworden ist. Sodann äußert sich Friedrich Nietzsche's Doctrin von der Entfesselung der Individualität und der Umwerthung und Zersetzung der bisher unangefochtenen Grundbegriffe handgreiflich in einzelnen Typen und Problemen. Schwer ist es freilich dabei zu sagen, wie weit der Dichter mit bewußter Anlehnung an solche Ideen schuf, bis zu welchem Grade sich andererseits das landläufige Wort von dem, was in der Luft, in der Zeit liegt, dabei bestätigt. Und man kann diese Wendung beklagen, aber man wird zugeben müssen, daß sich hier nur ein Vorgang aus classischen Tagen wiederholt: ein Handinhandgehen der Dichter und Denker. Die Wirkung entspricht dem Charakter der verbündeten Mächte, wie ja auch aus den Früchten des Weimarischen Bundes ein Rückschluß auf den Inhalt der damaligen Philosophie und Kunstauffassung leicht ist.

Eine zweite Bemerkung ergibt sich aus einem Blick auf die Herkunft der neuen Theorie. Für alle nicht auf den Naturalismus Eingeschworenen folgt daraus ein doppelter Beweis, erstlich daß unsere Kunst rettungslos irregeht, wenn sie sich von dem leuchtenden Schönheitsideal des Griechenthums und seinem Ab- und Nachglanze in Rom entfernt; ferner daß die Ausländerei, wenn sie wie hier an zeitbürtige Personen, Lehren und Werke anknüpft, unser ganzes Wesen bis in die unenthüllten Tiefen der Volksseele hinein verfälscht.

Was nun den Erfolg der „Neuesten“ betrifft, so hat,

rein geschichtlich und ohne Parteinahme angesehen, diese Kette tiefster Wirkung etwas Staunen und Furcht Erregendes, ja Betäubendes. Wie der verheerende Wettersturm über friedliches Gelände, blühendes Gefilde dahersaust, Menschenwerk und Naturerzeugniß vernichtend: so schien die neue Geistesrichtung im unaufhaltsamen Ueberrennen alle Errungenschaften der Glanzzeit in Frage stellen, alle Bemühungen classischer Nachfolger zunichte machen zu sollen. Nur wenige starke und festgewurzelte Eichen hielten Stand. Schwächerer Wuchs gab wol dem Ansturm nach und mag nicht mehr zeigen wollen, daß in haltloser Stunde auch er sich bog und neigte. Es erinnert dieser Siegeszug an die Romantik. Mit gleicher Unwiderstehlichkeit, wie diese zauberartig auch die besten und klarsten Geister, selbst den Herrscher auf dem Parnaß bestrickte, hat jetzt der Anticlassicismus die Masse des Publikums in seine Fesseln geschlagen. Und wie damals der Leserwelt Empfänglichkeit für die neuen Ideen den Triumph erst ermöglichte, so bietet auch jetzt die entgegenkommende, gleichartige Stimmung der Zeit den Schlüssel zum Räthsel des erstaunlichen Erfolgs. Wenn nun weiter die Romantik „wie ein in den prächtigsten Farben brennendes Meteor am deutschen Himmel aufstieg, um bald zu verlöschen", darf man da den Vergleich weiterspinnen trotz der heute mangelnden Farbenpracht? Darf man eine dauerlose Fata Morgana des Unschönen denken! Nun, hoffen wenigstens bestimmt. Nach Naturgesetz hat jede Flut ihren höchsten Stand. Daß dieser Wogenschwall seinen jetzigen Höhepunkt noch übersteigen soll, erwarten wol selbst überzeugte Bekenner nicht. Ferner ist der Widerpart erstarkt, in geschlossener Linie gehen die Gegner vor; im Drama, im Roman, in theoretischen Werken rütteln sie an den Grundfesten des feindlichen Gebäudes. Ich erinnere nur an den unerbittlichen und unermüdlichen Bekämpfer der Neuesten, Paul Heyse und sein „Marienkind", seinen „Merlin", sein mit Ungebühr und bis zur Unbilligkeit gescholtenes Schauspiel „Wahrheit?" Ich erinnere an A. Wilbrandt und seinen künstlerisch vollendeten „Hermann Ifinger". Ich erinnere endlich auch an E. von Wildenbruch's „Heiliges Lachen". Auch anderwärts erhebt die Wahrheit und Schönheit Einspruch. Vernehmlich genug und hinreichend scharf, auch berufen zum Urtheilsspruch, äußern sich die Lyriker, echte, wahre Dichter trotz diesem und jenem. Wer hören will, der lese E. Paulus, Schafheitlin und in Karl Weitbrecht's prächtiger „Phaläna" so manche für unsere Frage bedeutsame Stelle. Und der Chor dieser Stimmen findet Widerhall. So beklagt aus reinstem Gefühl heraus A. von Westarp den Verfall der deutschen Bühne. Wie tief freilich bei uns die neue Richtung Wurzel gefaßt hat, lehrt eine Angabe in seiner Schrift. „Schon bäumt sich das Publikum auf gegen den fortwährenden Schimpf, der ihm angethan wird. In Kopenhagen erzwang es durch einmüthigen Unwillen den Abbruch des ihm zugemutheten Schauspiels «Die Hochzeitsnacht». Aehnliches ereignete sich in Paris." Soweit sind wir allerdings noch nicht. Indessen, war Paris die Wiege dieser Kunst, warum soll es nicht auch zu ihrem Friedhof werden können? Ja, schon ist dort die Abwendung davon Thatsache und allgemein. Und sinnverwirrend ist die Beobachtung der neuen Ziele. Ich weise hier ganz kurz hin auf die Swedenborgianer, Sar Peladan und die 50000 Buddhisten, ferner auf die Wagnerianer und die Religion des Mitleids, den geraden Gegensatz zu Nietzsche's Lehre.

Diese Angriffe und Ausfälle sind aber nur das, was deutlich erkennbar nnd allen sichtbar an die Oberfläche jenes bewegten Meers, dem wir das Leben und Weben der Volksseele vergleichen können, gelangt, gewissermaßen nur der Wellenschlag, die äußerlichen Zuckungen der Bewegung. Gleich gewaltige Kräfte aber arbeiten *im Innern*, nicht mit derselben Bestimmtheit hervortretend, wie jene, vielmehr verborgen dem obenhin gleitenden Blicke, doch aber derart, daß ihr Wesen, ihr Walten, ihre Richtung sich der schärfern Beobachtung wohl erschließt. Haben wir bei den oben erwähnten Gegnern bewußte Absicht anzunehmen, so sind *diese* Gegenwirkungen unbewußt, naturnothwendige, nicht der Sphäre klarer Erkenntniß und entschiedenem Willen entstammende Gegenstöße. Diese triebartigen Bethätigungen der Volksseele nun, diese Rückschläge des Realismus innerhalb des dichterischen Schaffens offenbaren sich in den Bahnen, die das dichterische Element des Zeitgeistes, soweit es nicht im Banne der Neuesten befangen ist, einschlägt. Wie hier von den vorgenannten Verfechtern der classischen Idee abgesehen werden muß, so darf auch die verbreitete Form der sammelnden und ausbauenden Thätigkeit, die ich ohne übeln Nebensinn der Kürze halber alexandrinisch nennen will, nur mit Vorbehalt und Vorsicht für unsern Zweck herangezogen werden. Zunächst könnte sie im allgemeinen als untrügliches Anzeichen für ein gänzliches Versiechen der dichterischen Ader erklärt werden. Sodann möchte es scheinen, als gehöre sie ausschließlich dem rein wissenschaftlichen Arbeitskreise an. Eine Nöthigung, sie ins Auge zu fassen, liegt indeß in ihrem Charakter und in ihrem engen Zusammenhang mit der schaffenden, hervorbringenden Phantasie. Die Erfassung eines Dichters in der ganzen Breite und Tiefe seines Wesens, das fein nachempfindende, ahnungsvolle Verständniß seiner Werke, das tastende Eindringen in die geheime Werkstätte des Genius, alles Ziele, wie sie z. B. die Goethe-Philologie in vielen ihrer Mitglieder verfolgt, setzen durchaus einen hohen Grad dichterischer Anlage voraus, sodaß, mag sie auch nicht zu eigenen Schöpfungen sich ausleben, ihre Fähigkeit hierzu unbedingt anzunehmen ist. Vielfach geht beides Hand in Hand. Ich erinnere hier nur an Bulthaupt, der zugleich Forscher und Dichter ist, an R. von Gottschall, dessen Name sonstige Bemerkungen überflüssig macht, endlich an K. Fischer. Im andern ersten Sinne hätte ich aufzuzählen die gefeierten Namen der Goethe-Forscher, wie die Biographen und Erklärer Lessing's und Schiller's, endlich die Aesthetiker. Wie manche dieser Pfadfinder bereits Schule gemacht haben —

so wandeln in K. Fischer's Fußspuren der treffliche Falckenheim und auch Prem, — so ist andererseits ihre Hingabe an einen Dichter vorbildlich und befruchtend geworden. Ihrem Vorgange folgten Frey und Brenning mit Keller-Studien, Prem mit einer eingehenden Abhandlung über Martin Greif. Was endlich die Goethe-Gesellschaft für das deutsche Reichsgebiet ist, das will die Grillparzer-Gesellschaft für Oesterreich werden, und thatsächlich bildet sie mehr und mehr den festen Kern, dem sich die literaturgeschichtlichen Einzeluntersuchungen auch auf andern Gebieten ankrystallisiren. So erweitern sich die Studien von einem Punkte aus ringartig, wie die Kreise, mit denen der geworfene Stein den Wasserspiegel kräuselt. Ich will beispielsweise „Goethe's Mutter" von Heinemann, Lily von Kretschmann's Buch: „Aus Goethe's Freundeskreise" und neben Frankl's „Lenau und Sophie Löwenthal" Glossy's „Grillparzer-Briefe" anführen.

Wichtiger ist eine andere Wahrnehmung. Je mehr wahrhaft dichterisches Gefühl und Empfinden aus Scheu, sich selbst untreu zu werden in regel- und formlosen Gebilden, und durch den entarteten Kunstgeschmack der Zeitgenossen sich zum Abseitsstehen verurtheilt sieht und darauf verzichten muß in der vernehmlichen Sprache der Bühne oder der eindringlichen, bequem-gefährlichen Form des Romans zur Mitwelt zu reden, um so mehr wird es, auf sich selbst zurückgewendet, der leisen Stimme des Gottes in der eigenen Brust lauschen. Lyrisch wird der Dichter aussprechen, was sein Herz bewegt. Und thatsächlich treibt die innige Gefühlsdichtung unerwartete, schöne Blüten, als hätte sie im Winterfrost der Unterdrückung neue Kräfte und Säfte gesammelt. So erklärt es sich, daß ein Spielhagen die Welt mit einem Bändchen lyrischer Gedichte überrascht, so auch daß Gelehrte und Forscher, wie E. Paulus, Bulthaupt und für Gregorovius Graf Schack, die Veröffentlichung von Liedern an der Zeit erachten, daß W. Jordan sein künstlerisches Vermächtniß in „letzten Liedern" niederlegt. Allerdings deutsche Erde scheint nicht der Nährboden zu sein, den diese Gattung verlangt. Wol umkränzt Spielhagen's tiefes und selbständiges Empfinden sein Land und seine Zeit mit einem reichen Gewinde lyrischer Gefühlsäußerungen, auch Busse's Muse überschreitet nur zu flüchtiger Rast der Heimat Grenzen, in die Hedwig von Olfer's Gedichte nach Entstehung und Eigenart gebannt sind. Aber schon der sinnige Paulus folgt, wie vordem sein Stammes- und Kunstgenosse Waiblinger, dem Zuge zum Süden, wohin auch Scheffel's Nachlaß führt. Mit gleicher Liebe und in hingenommener Begeisterung athmet Schafheitlin Italiens Luft und „kann in Deutschland nicht leben", was von Gregorovius ebenso bekannt als natürlich ist. Mit schwungvollem Ernst sucht M. delle Grazie die Steinurkunde von Roms Vergangenheit zu entziffern, und K. Woermann verdoppelt Entzücken und Genuß, indem er sie mit seinem Lieb theilt. Bulthaupt wandert „durch Frost und Gluten" von Rußland übers Meer durch Italien, Griechenland, die Türkei, um spät erst im Vaterlande anzulangen. Und Hans Hoffmann endlich folgt fast seinen Spuren von Hinterpommern und den Dünen über Welschland bis zum Fuß der Akropolis.

Zuletzt ein dritter Punkt. Wenn auf der einen Seite, wie wir oben gesehen haben, der zurückgehaltene Drang der Empfindung zur Verinnerlichung, zur Selbsteinkehr und bei seinem schließlichen Ausbruch zum lyrischen Ergusse trieb, so erfand wiederum der Widerwille gegen die blos photographische Widergabe des Menschendaseins und zwar nicht von seiner schönsten Seite ein anderes Auskunftsmittel. Je stärker von der neuesten Kunst die reine Sinnlichkeit, das körperliche Leben, das Einzelne und Zufällige betont wurde, um so mehr mußten anders gerichtete Köpfe dazu neigen, ihre Stoffe zu vergeistigen, dem sinnlichen Problem das übersinnliche in seiner höchsten Erfassung entgegenzustellen, über die Zersplitterung in atomistische Einzelwesen hinweg auf das menschlich Allgemeine, das über Raum und Zeit erhabene Unwandelbare im Erdendasein hinzuweisen. So entstand eine Problemdichtung, die gleich der Gegenpartei die dramatische Form bevorzugte und bevorzugen mußte, wollte sie ihrem Ziele nahekommen. Das ist der maßgebende Gesichtspunkt, unter dem P. Heyse's „Wahrheit?" und von Wildenbruch's „Heiliges Lachen" verstanden und beurtheilt sein wollen. Hierauf zielt auch von Schack ab, wenn er die Erneuerung und Wiedergeburt der Menschheit zu einer vollkommnern Form des Lebens in einer dramatischen Doppelausprägung verherrlicht, im „Sirius" und im „Jahr 1000". Hierher gehört auch Schmitz mit seinen zwei Erhabenheit athmenden „dramatischen Dichtungen". Auch das Epos Sturm's, „Merlin, der Sohn des Teufels", ist in diesem Zusammenhange zu nennen. Daß es nach Form und Inhalt eingehender Beachtung werth erscheint, möge dabei billigerweise angemerkt werden. Es kann nun nicht auffällig sein, daß diese Richtung im Hinblick auf ihrer Stücke Ideengehalt auch eine deutlich unterschiedene, allem Realismus gegensätzliche Form ergriff, das Mysterium, wie unter andern von Schack im „Sirius", R. Lothar im „Werth des Lebens", einem tiefsinnigen Werke von hervorragender Gestaltungskraft und Gedankenfülle. Ebenso wenig kann es befremden, daß in demselben Maße, als die Bühnensprache in den unschönsten Abarten und Ausartungen der deutschen Sprache eine unveräußerliche Ergänzung der wirklichen Wahrheit zu sehen sich gewöhnte, die Dichtung höhern Flugs sich ein eigenes Ausdrucksmittel schuf in einer gehobenen, gewählten, aller Alltäglichkeit fernen Sprache, die wol auch im Uebereifer ihres Strebens dunkel und schwerverständlich wird. Beachtenswerth ist es dagegen und bezeichnend zugleich für den leisen Zusatz von Romantik in dieser antirealistischen Strömung, daß die uralte deutsche Volkssage vom Zauberer Merlin aus dem Schutte der Zeit ausgegraben wurde. Irre ich nicht, so hat zuerst von Gottschall's feiner Sinn ihren dichterischen Gehalt und Werth erkannt. Ausgesprochenermaßen hat sie P. Heyse bei seinem Roman gleichen Namens vor-

geschwebt. Ed. Paulus knüpft an den Sagenhelden einen Kranz von Gesängen als Lied aus dem nächsten Jahrhundert. Sturm endlich macht ihn zur Hauptperson seines Epos, einem zweiten Faust, der über Hölle und Teufel obsiegend sich zum gottgesetzten Ziel durch Dunkel und Irrsal hindurchringt.

Auf ein Weiterverfolgen der in diesem Ueberblick gegebenen Andeutungen oder daraus erwachsenden Anregungen muß ich verzichten. Ich muß es auch ablehnen, daraus Schlüsse zu ziehen auf „die Zukunft unserer Literatur"; die ist ja überdies entschieden durch die Leute vom Fach. Doch das mag ich mir nicht versagen, als tröstlichen Schluß die Urtheile zweier — und gewiß berufener — Dichter hierüber zu erwähnen. Die Sache hat obendrein den besondern Reiz, zu beobachten, wie die beiden mitten im künstlerischen Schaffen und auf der Warte der Zeit stehenden Männer doch in ihrer Auffassung auseinandergehen. P. Heyse steht in zuversichtlicher Erwartung der neuen, bessern Zeit und des großen kommenden Dichters, aber eben erst in der Zukunft. Folgerichtig läßt er die Vertreter seiner Richtung im Roman nur als Vorläufer gelten und als solche untergehen. Anders A. Wilbrandt! Siegesgewiß verkündet er: „Die neue Zeit, die nicht erst kommen soll, hat schon begonnen." Gern möchten wir zustimmend sagen: so sei's! Vorläufig aber müssen wir fragen: wer hat recht?

Richard Friedrich.

Neue Romane und Novellen.

1. Gesammelte Schriften von Heinrich Seidel. Zehnter Band: Der Schatz und anderes. Leipzig, Liebeskind. 1893. Gr. 16. 3 M.
2. Frauenrecht. Novelle von Karl Frenzel. Berlin, Gebr. Paetel. 1892. 8. 5 M.

Es ist zum leider berechtigten Gemeinplatze geworden, daß unsere beliebten Autoren, durch den Erfolg verlockt, sich zu leicht gehen lassen. Insbesondere sind diesem Vorwurfe die ausgesetzt, die alljährlich einmal kurz vor Weihnachten eine literarische Gabe auf den Markt bringen. An dem neuen Bande von Heinrich Seidel (Nr. 1) kann man Fabrikmäßiges oder Gepreßtes kaum wahrnehmen. Sein neuer Strauß enthält duftige Blüten. Schöne Wirkungen verdankt er wieder seiner gründlichen Kenntniß der Natur. Er lauscht ihr mehr ab, als der gewöhnliche Mensch, der sie kaum einen Feiertag sieht. Dieses bisweilen geradezu fachmännische Wissen schützt ihn vor der Gefahr, in die Schablone zu verfallen. Sein Interesse an der Natur ist bei aller Gemüthswärme doch nicht sentimental. Vielmehr liebt er es, den Leser, ehe er ins Schwärmen kommt, rasch in die Prosa des Lebens zurückzurufen. Ein schönes Lied ist eben gesungen worden. „Wie das Abendroth so weit hinter jenen Hügeln, wiederholte der Pastor leise und es trat wiederum eine Stille ein, nur unterbrochen von dem monotonen Chor der Frösche, der aus weiter Ferne tönte." Der großstadtmüde Mensch will bei Seidel an einer Quelle liegen und auf das Murmeln und Rieseln, Klingen und Tropfen lauschen, auf das Gesumme der Fliegen, das Klopfen der Spechte und den fernen Schrei eines Raubvogels, aber er sehnt sich zugleich nach Gesprächen über Stallfütterung, Pferdezucht, Guano und Chilisalpeter. Und dieselben Farben mischt der Dichter auch, wo er Märchen erzählt: „Dort hauste die Mittagsfee, ein verzaubertes Burgfräulein oder dergleichen. Niemand hatte sie gesehen, aber man wußte, sie war in ein zartes, weißes Gewand gekleidet und unsagbar schön. Auf demselben Hügel graste das Mittagsschaf." Es gelingt ihm, die Sorge, daß infolge der gesteigerten Cultur die Poesie aus der Welt mehr und mehr schwinde, zu zerstreuen.

Ich kann mir eine Zeit denken — läßt er einen seiner Helden sagen —, wo wir noch andere Beförderungsmittel haben werden, die noch viel fürchterlicher und geräuschvoller durch die Länder sausen als die heutigen. Glaubst du nicht, daß es dann Leute geben wird, die von dem längst verklungenen, poetischen Pfiff der Locomotive schwärmen wie heut die Mondscheinpoeten vom Posthorn. Denk' nur an die Kinder! Was spielen sie vorzugsweise? Eisenbahn. Im Zimmer bauen sie sich Züge aus Stühlen, und draußen rennen sie mit großem Geschnauf einher, pfeifen und bremsen und läuten und halten an und rufen: Richenberg! Aussteigen! Es wächst ein anderes Geschlecht auf jetzt. Ich für mein Theil finde die Eisenbahn sehr poetisch. Es ergreift mich stets, wenn ich zufällig allein in meinem nahen Walde bin, und der Schnellzug durchfährt. Schon von ferne vernimmt man sein dumpfes Rollen, das schnell näher kommt und allmählich einen schmetternden Klang annimmt. Mit einem male ist das schnaubende Ungeheuer heran, der Boden erzittert, und im nächsten Augenblick donnert es mit sausendem Ruck vorbei, eine wirbelnde Wolke von Staub und Blättern hinter sich. So schnell wie es kam, verschwindet die Rückwand des letzten Wagens in der Ferne, bald nur noch ein sanftes, verhallendes Rollen, und die Einsamkeit ist wieder da mit Vogelgesang und Blätterrauschen und Schmetterlingen, die sich auf dem Bahndamm sonnen. Ich finde das groß und ergreifend.

Hier ist die Frage rein ästhetisch-ethisch gefaßt, ohne Einmischung socialpolitischer Erwägungen wie in Anastasius Grün's „Poesie des Dampfes".

Als ich mein Exemplar in die Hand nahm, fand ich es von Freundes Hand aufgeschnitten bis zu einer gewissen Stelle. „An jenem Tage lasen wir nicht weiter!" dachte ich. Der Grund der Unterbrechung war aber jedenfalls nicht der des Dante'schen Liebespaars, sondern wahrscheinlich hatte der Leser Unlust empfunden bei der Stelle, wo der alte Gärtner über die Rheumatismuscur im Dampfbade berichtet. Die Stelle fällt in der That erheblich ab, nicht blos, daß der Witz zu sehr an den gewisser Blätter erinnert, die Person des Erzählers ist uns vor allem nicht

werth genug, daß wir seinen Unsinn gern lange anhörten. Seidel's Witz ist ja mitunter burlesk und vom „Ulk" nicht viel verschieden. Aber er sieht darin offenbar ein wirksames Gegenmittel gegen die beim Genusse süßerer Kost drohende Uebersättigung. In noch weit schrofferer Weise steht die sinnigste Zartheit der tollsten Laune bei Aristophanes gegenüber. Kein Wunder, wenn in einer so gesunden Natur wie Seidel sich einmal der Grimm regt über die moderne Dichtkunst. „Wie sonderbar", fragt sich in der Geschichte „Poeta laureatus" ein junger Mann, „daß er, dem schon von Kindheit an ein starkes Interesse für die Poesie innewohnte, diesen Dichter erst jetzt gefunden hatte. Das war doch nur möglich bei dieser fürchterlichen, breiten Bettelsuppe der Literatur unserer Tage, in deren trüber Flut die paar guten Brocken kaum zu entdecken sind. Nicht, daß etwa so viel weniger Gutes sich heutzutage fände als früher, nein, nur das Mittelmäßige, Ueberflüssige und Elende hat sich in einer Weise vermehrt, daß es jammervoll ist. Und alle diese Mittelmäßigen und Elenden stehen zusammen und rühren die Pauken und die Schellen füreinander, wie Quacksalber auf dem Jahrmarkte, die uns Brotkügelchen als heilkräftige Pillen und verdorbenes Pflaumenmus als Latwergen verkaufen." Es scheint selbstverständlich, daß Seidel bei dem Lobe jenes Dichters auch an seine eigenen Bestrebungen gedacht hat: „Wie schön und durchsichtig war die Sprache dieses Poeten! Bald rieselte sie dahin gleich einem Bächlein, das über Kiesel plätschert und zugleich hundert neckische Lichter wirft, bald brauste sie ungestüm und mächtig daher, bald buchtete sie sich zu sanfter Klarheit, die den gewaltigen Himmel sowol als das feinste Zweiglein widerspiegelte. Nirgends fand er leere Worte, sondern alles war aus Anschauung und aus der Tiefe geschöpft; mit ein paar unscheinbaren, aber richtig gewählten Ausdrücken ward eine ganze Landschaft vor das geistige Auge gezaubert, durch eine feine Wendung das verschlungene Gedankengewebe der handelnden Personen blitzartig erleuchtet. Der tiefste Ernst wie der heiterste Scherz stand diesem Dichter zu Gebote, und beides wußte er so zu mischen, daß er bei dem Leser die wunderliche Seligkeit des Lachens unter Thränen erzeugte." In der Vision, in der Seidel schildert, was sich am Morgen seines fünfzigsten Geburtstags ereignete, führt er uns eine Reihe von Dichtern vor, die ihm besonders ans Herz gewachsen sind. Die bedeutendste unter den Geschichten des zehnten Bandes ist „Der Schatz". Wer sollte nicht — um anderes zu verschweigen — seine Freude haben an dem Schmetterlinge sammelnden Pastor, der alles nach dieser seiner Leidenschaft beurtheilt, z. B. auch seine frühere Schülerin: „Ein ausgezeichnetes Mädchen. Faßt jede Raupe an. Hat mir schon manche Seltenheit gebracht. Ja, wie sie da so hingeht in ihrem schwarzen Kleid. Sie erinnert mich immer an einen Trauermantel, der auch so sauber und dunkel angezogen und doch ein lustiger Sommervogel ist." Und wie prächtig ist die Erfindung, daß der sammelwüthige Pastor während der Predigt einen seltenen Schmetterling in der Kirche bemerkt und, von dem Gedanken gepeinigt, er möchte sich zu sehr lädiren, den Faden verliert!

Von den Leiden und Freuden des täglichen Lebens, wie sie Seidel schildert, führt uns Karl Frenzel (Nr. 2) zu einem der gewaltigsten Ereignisse, die die Welt gesehen hat. Madame Roland sagt in ihren Memoiren: „Peut-être les philosophes qui veulent peindre le cœur humain dans la suite d'un roman ou l'action d'un drame, trouveront-ils à l'étudier dans mon histoire." Frenzel hat sie selbst mit großem Geschick zur Heldin einer Novelle gemacht, aber er hat dieser zugleich die straffe Anlage gegeben, die das Drama verlangt. Auf die breite Darstellung der Greuelthaten hat er verzichtet. Nur das Nothwendige von den politischen Ereignissen wird in knappem Umrisse gezeichnet. Von diesem Hintergrunde hebt sich das Handeln weniger Menschen und besonders das Schicksal jener Frau ab, die schon als neunjähriges Mädchen aus den Thaten der großen Gestalten Plutarch's republikanische Ideen einsog und später eine Zeit lang die Seele jener welterschütternden Bewegung gewesen ist. Was Madame Roland von ihrem Aeußern sagt, kann man auch auf ihr geistiges Leben übertragen: „Un artiste ordinaire ne peut la rendre; il est même probable qu'il ne la voit pas." Sehr viel zwar ist in den reichhaltigen Memoiren gegeben, aber der dichterischen Phantasie blieb doch noch manches zu thun übrig. Ziemlich genau nach der Geschichte ist ihr Mann geschildert. Auch ihre Tochter Eudore ist historisch, historisch auch die Person des Lauthenat. Nur daß er sie früher geliebt und einige Zeit nach ihrer Vermählung aus der Fremde zurückgekehrt sei, ist von einer andern Person der Memoiren auf ihn übertragen.

Wie greuelvoll auch jene Zeit gewesen ist, hat sie doch mehr als einem Menschen Gelegenheit geboten, Stärke der Seele zu bewähren, so auch Madame Roland. Ihre tragische Schuld besteht darin, daß sie in bester Absicht Geister heraufbeschwören hilft, die sie nicht wieder bannen kann. Sie sieht ihren Irrthum selbst ein. „Die Aufgabe", spricht sie zu ihrem Manne, „war für uns beide unlösbar; dies Volk ist der Freiheit und der Bildung weder reif noch werth. Es ist ein Haufen Wilder, die einzig ein Despot regieren kann. Vergib mir, Roland, daß ich dir zugeredet habe, Barbaren Sitte, Tugend und Rechtschaffenheit zu lehren." Zu diesem Irrthum, den sie mit vielen Männern theilt, gesellt sich die Schuld, daß sie die dem Weibe gesteckten Grenzen überschreitet. „O eitler Vorwitz, der mich aus der Verborgenheit auf dies Meer hinaustrieb!" ruft sie aus, „wie arg büß' ich ihn nun!" Von dem Rechte der Frauen, nach dem die Novelle betitelt ist, ist öfter die Rede. Zuerst fragt sie: „Haben wir Frauen, die wir schärfer sehen, lebhafter fühlen und zur That entschlossener sind als die Männer, kein Recht, in den großen Entscheidungen für unser Volk und Vaterland mitzusprechen?" Später hören wir, sie habe es oft genug schon bitter empfunden, „daß sie das Recht der Frauen, in den poli-

tischen Angelegenheiten mitzureden und mitzuhandeln, nur auf Kosten ihrer Weiblichkeit und jedes zartern Gefühls ausüben konnte". Und als sie zum Tode verurtheilt ist, gesteht sie: „Mein Beispiel wird wenige meiner Schwestern verführen, für die Freiheit zu schwärmen und gleiches Recht mit den Männern zu fordern." Obwol die genannten Irrthümer auch in einem Drama genügen würden, den Untergang der Heldin zu rechtfertigen, hat der Verfasser der tragischen Verwickelung noch mehr Fäden hinzugefügt. Madame Roland hat mit Buzot in freundschaftlichem Briefwechsel gestanden. Sein Wesen und sein Charakter flößte ihr unbegrenzte Achtung und Zuneigung ein. Daraus hat Frenzel eine tiefere Liebesneigung gemacht. Damit wird zugleich die Trennung Roland's von seiner Gattin motivirt. „Soll ich dein Opfer annehmen?" ruft er, „dem traurigen Kampf zwischen Pflicht und Neigung in deinem Innern zusehen?" Aber sie bleibt unschuldig. Das Drängen des Geliebten weist sie zurück mit den Worten: „Wie ließe sich das Glück mit dem Opfer der Tugend erkaufen!" Er ist von weicherm Thon geformt als sie. Ein unersetzlicher Verlust oder ein tiefster Schmerz, meint sie, müßten ihn treffen, um ihn aufzurütteln und sein Herz zu stählen. „Für den Ruhm ihres Freundes zu dulden und zu sterben — welches Los konnte wünschenswerther für sie sein!" Daß sie nach alledem die Gelegenheit, aus dem Gefängniß zu fliehen — die sich in der Novelle ihr bietet —, nicht benutzt, ist verständlich. Aber es versöhnt sie mit der Menschheit, daß gerade die, die wenn auch unabsichtlich sie gekränkt haben und von denen sie nichts mehr wissen will, zu hochherziger That bereit sind. Richard Optz.

3. Romeo und Julie am Pregel. Novelle von Rudolf von Gottschall. Leipzig, Reißner. 1892. 8. 5 M.

Gottschall ist wie E. Wichert, dessen neueste Dichtung wir kürzlich besprochen, ein Kenner Ostpreußens. Beide kennen den Litauer von ihrer, wie Vater York von seiner Seite; die Litauerin und die lettische Volkspoesie hingegen kennen beide besser. Gottschall gibt auch hier aus unversieglichem Strome ein Stück voller Poesie; eine Variation des urewigen tragischen Motivs, eine neue novellistische Variante des alten schmerzenstiefen Themas:

Es waren zwei Königskinder,
Die hatten sich viel zu lieb;
Sie konnten zusammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief.

Die Geschichte spielt in der nächsten Vorzeit der 48er Revolution. Die Politik reißt Ihn und Sie auseinander. Der alte Capulet jammert zu spät. Julie muß man sich natürlich in königsberger Toilette und Romeo kantisch denkend vorstellen. Prachtvolle poetische Reflexionen und lyrische Zwischenmusiken begleiten die Handlung. Eine schöne, geistvolle Jüdin tritt auf, umglänzt von allem weiblichen Reiz ihrer Rasse. Sie bildet die dichterische Hauptgestalt der ganzen Novelle. Die Nacht, in welcher sie der Dichter an die Grenze des Wahnsinns führt, zählt zu den besten Scenen der Gottschall'schen Poesie. Sehr gut ist auch der wackere Studio Martin gelungen, dessen moralischer Indifferentismus seiner Braut gegenüber: „Man kann in der Welt nicht immer der erste sein!" als die fidele Blüte eines gutherzigen Bierhumors ihn keinen Pastor zum Feinde machen soll. Nur der Bösewicht, der Intriguant, zu dem hier Prinz Paris gefriert, ist zu herbkantig, zu schablonenhaft, zu theaterhaft gedacht und zu wenig novellistisch entwickelt; deshalb um so mehr nach einem Leisten. Daß die städtischen und landschaftlichen Coulissen in treuer Localfarbe entworfen sind, versteht sich bei Wichert und Gottschall von selbst; letzterer weiß nur auch hier ein stimmungs- und farbenreicheres Colorit auszugießen, während die eigentliche Linienführung bei ersterem eine schärfere und allerdings prosaischere Gestaltlichkeit gewinnt. Die Verlobungs- und Hochzeitsnacht erscheint natürlich auch hier kunstreich genug, aber vor den herausgeforderten Vergleichen mit Shakespeare und C. F. Meyer nicht in vollem poetischen Zauber bestehend. Es heißt auch hier: „Weh dir, daß du ein Enkel bist!"

4. Vom grünen Wasser. Seegeschichten und Schilderungen von Johannes Ziegler. Berlin, Verein der Bücherfreunde. 1892. 8. 3 M.

Wenn das Lotteriespiel des „Vereins der Bücherfreunde" in den acht Fragen, die es jährlich an das Schicksal richtet, indem es acht Erzeugnisse der deutschen Literatur der Gegenwart aus ihrem flutenden Strome herausgreift, um mit einer anmuthigen Auslese belletristischer und populär-wissenschaftlicher Werke der Bibliothek des deutschen Hauses den eigenen Ausbau und die eigene Verwaltung zu erleichtern — wenn bei dieser jährlichen Tombola der Betheiligten sich stetig Treffer von so unanfechtbarem Werthe wie diese „Seegeschichten und Schilderungen" von Johannes Ziegler ergeben, so darf man dem Ausschuß des Vorstandes nur Glück wünschen und jedem rathen, es mit seinen „Satzungen" vertrauensvoll zu versuchen. Das Ziegler'sche Buch gleicht einem kleinen Museum zierlicher Cabinetsstücke, die sämmtlich mit Meisterhand angelegt und ausgeführt sind. Wenn irgendeinem Bedauern bei der Lektüre dieser Novelletten Ausdruck zu geben wäre, so müßte es sich in die Klage fassen, daß die Serie dieser Bilder gar so schnell vorüberzieht und das Einzelne gar so wenig säumen will. Der Dichter hat die Erfahrungen und die Kunst eines Marryat, leider nicht sein edles Beharrungsvermögen. Ziegler stürmt mit fliegender Hast zum Ziele. Sein Sieg ist stets ein vollkommener; aber der Eindruck ein flüchtiger. Das Kaleidoskop wandelt zu schnell seine Farbenspiele. Es ist schade, denn die meisten dieser Geschichten ließen sich ausbauen. So blickt man traurig auf die Skizze, versenkt sich bewundernd in jede Linie und genießt entzückt das feine, reiche Colorit, aber verstimmt sieht man das reizende Gebild von dannen jagen, und ehe der Seufzer noch Ausdruck gewonnen: „Verweile doch, du bist so schön", umfängt uns der Zauber von neuem in immer wechselnder Gestalt und in dem zer-

stiebenden Goldregen der Gesichte und Figuren berauscht sich der Sinn, während die Eindrücke im Gemüth in wogendem Stimmungswechsel auf- und niedergehen, ohne seine Tiefe zu erreichen. In unerschöpflichem Reichthum klingen die Saiten an unter der Meisterhand eines vollkommenen Künstlers, aber zu gewaltigerem Nachklang in unserer Seele gelangt trotzdem keine seiner wundervollen Pièceu, denn ihre Themen rauschen zu flüchtig vorüber und ihre Instrumentirung verzichtet auf volles Orchester.

Aber der Künstler versteht das Solo wie Paganini! Wo bleibt vor seiner Prosa die Kruse'sche Hexametermache! Nur einmal hat er seinen Meister gefunden; hier freilich in dem nächst Goethe größten dichterischen Genie des Jahrhunderts, in Lord Byron. Johannes Ziegler scheint Byron's „Insel" nicht zu kennen, und Johannes Ziegler selbst wird mir zuerst recht geben, vergleicht er mit ihr seine „Oceanbraut". Man sieht aber, wie die fabelhafte Geschichte aus der Wirklichkeit in die Wirklichkeit nachtönt. Im sonstigen: alles vortrefflich! Linienscharf erscheint die Zeichnung jeden Strandes; durchsonnt von ihrem eigensten Wesen das Bildniß jeder Stadt. Das Treiben an Bord, der unendliche Wandel der See leben und flnten vor uns auf in ihrer ewig gleichen Begrenzung und unermeßlichen Weite. Der Dichter ist einer der besten Seemaler der Gegenwart. Seine Skizzen umflort der Salzduft der Woge, ob sie die Mitternachtssonne röthlich beglänze, ob sie die Glut der Tropen in brennendes Gold verwandle. Seine Kapitäne, seine Matrosen, seine hochzeitsfahrenden Ehepaare, seine Buben und Mädchen athmen poetisches Dasein. Und wenn die Jungfrau im leichten Gewande in hohem Bogen aus dem Leiterwagen von der Seite des Geliebten in den Sand der Düne geschleudert wird, — ein Bild, dem ich den discreten Pinsel eines holländischen Genremalers wünsche —, der wackere Dichter weiß sie um so hurtiger zur Frau zu machen; denn das natürliche Recht gilt ihm so hoch wie das poetische. Und so erweist er sich doch schließlich überall in höherm Grade als Genremaler, denn als Skizzenzeichner. Damit haben wir die schließliche Censur erreicht: Johannes Ziegler ist ein vielseitiger hochbegabter Genremaler und zwar ein Genremaler von köstlichem Humor. Das Schiff geht in Flammen auf; die Braut gewinnt auf dem Boote ein zweites Leben; nur um den Bräutigam ist es freilich geschehen. Nicht doch! Der Treffliche erwischt die Leiche eines in See getriebenen Alligators, auf dessen Rücken er rittlings den Strand gewinnt, um später auch den Anschluß an die Geliebte, nun für immer, wieder zu erreichen. Kein Dichter verfährt wohlwollender mit seinen Liebespaaren, als es Johannes Ziegler thut. Gleichwol erwarte man keinen Spaßmacher; auf vielen Blättern wird dem Leser das Lachen gründlich vergehen und sein All right! gewinnt mitunter fürchterliche Accente. Ich selbst habe in seinem Buche ein Werk gefunden, das fortan zu den liebsten Gesellen meiner Mußestunden zählt; denn dies ist auch einer der Vorzüge seines originalen Seins: die frischen Schilderungen seiner Wandelscenerien laden immer aufs neue zu ernster oder heiterer Einkehr ein in die Welt der Meere, welche Millionen nun einmal für immer verschlossen bleibt.

5. Jenseits des Wassers. Roman von Wilhelm Jensen. Zwei Bände. Leipzig, Reißner. 1892. 8. 8 M.

„Jenseits des Wassers", welches unvereinbare Gedanken- und Gesinnungswelten trennt mit ihren sich ausschließenden Daseinsformen und Daseinszielen, findet dieser neue, wie immer tiefsinnige und aus schwerer Geistesarbeit geborene neueste Jensen'sche Roman seine Lösung über der Gruft des Glücks eines in der Jugend durch böse Sterne auseinandergerissenen Liebespaares in der Vereinigung ihm nächststehender, aus zum Theil parallelen neuen Irrungen und Läuterungen emporringender Brautleute. Ueber dem Grabe einer ungesunden, in egoistischen Strebungen und selbstsüchtigen Vergehen versiegenden Vergangenheit reicht sich Braut und Bräutigam die Hand, nachdem sie der Dichter aus Wirren und Irren des Gefühlslebens und den Fesseln gesellschaftlichen und amtlichen Sklaventhums zu gesinnungsoffener Natürlichkeit geweckt hat. Ob er dabei selbst immer natürlich geblieben ist, bezweifle ich, denn der Frühlingssturm, welcher diese vereiste Gemüths- und Gesellschaftswelt erlöst und zu neuer Mailust weckt, scheint mir zu sehr Maschinenwerk: eine Scene, wie sie dieser in moralischen Dampfbädern aufgethaute Assessor seinem Präsidenten und der Gesellschaft spielt, ist in Wirklichkeit völlig unmöglich und dichterisch völlig absurd. Auch die aufflammende Liebe der jungen Heroine Hertha zum ehemaligen Anbeter ihrer Mutter weiß Jensen's vielbewährte psychologische Kunst nicht mit ganzer Ueberzeugungskraft darzustellen: es bleibt hier ein böser Rest marternden Zweifels zwischen Poesie und Wahrscheinlichkeit, und überall halten diesen schwankenden Gestalten die verwandten leibhaftigen Personen in Spielhagen's „Qui si sanà" den vernichtenden mitleidlosen Spiegel einer höhern, nicht antastbaren Wahrheit entgegen. Adalbert Schroeter.

Zur Alterthumskunde.

Aristophane et l'ancienne comédie attique par A. Couat. Zweite Auflage. Paris, Lecène, Oudin u. Comp. 1892. 8. 3 Frs. 50 c.

Nach dem Titel könnte es scheinen, als ob die Besprechung dieses von der französischen Akademie preisgekrönten Buchs nur in eine philologische Fachzeitschrift gehöre. Aber eine solche Annahme wäre ein Irrthum. Außerdem dünkt es mich gerade heutzutage, wo hochmüthiges

Herabblicken auf das classische Alterthum nur allzu sehr Mode geworden ist, doppelt nöthig, das gebildete Publikum auf Bücher wie das vorliegende hinzuweisen, und endlich wird auch der wärmste Verehrer der modernen Literatur, wenn er überhaupt die griechischen Schriftsteller kennt, zugeben müssen, daß sie keine politischen Komödien hervorgebracht hat, die an beißender Satire und zugleich an echt dichterischem Gehalt den Vergleich mit den Stücken des Aristophanes aushalten könnten. Gerade Couat's Buch aber darf jedem, der überhaupt ein Interesse daran hat, ein klares Bild davon zu bekommen, wie die Athener, vielleicht das geistreichste Volk aller Zeiten, in jener ihrer glänzendsten Periode dachten und lebten, aufs wärmste empfohlen werden. Denn nicht nur die alte Komödie und ihr Hauptrepräsentant Aristophanes, sondern überhaupt die ganze Zeit, deren eigenthümlichstes Spiegelbild sie ist, tritt hier lebensvoll und in allen Hauptsachen richtig vor unsere Augen. Couat wird nie oberflächlich; auch der gründlichste Fachgelehrte — mag er diesem auch nicht viel Neues im einzelnen sagen — muß doch an dem geistvollen Gesammtbild, das uns hier gegeben wird, seine wahre Freude haben. Für den Laien aber liegt ein großer Vorzug des Buchs in den zahlreichen sehr geschickt ausgewählten längern oder kürzern Partien aus Aristophanes, die in lebendiger Prosaübertragung mitgetheilt werden; der deutsche Leser erhöht sich allerdings den Genuß daran noch, wenn er sie in Droysen's congenialer Uebersetzung nachliest. Bei aller Gründlichkeit bleibt der Verfasser als echter Franzose stets interessant und dabei vermeidet er doch fast ganz die durch den Stoff nahegelegte Gefahr der Uebertreibung und der Einseitigkeit und zeigt überhaupt ein deutliches Bestreben nur die Sache wirken zu lassen. Die Sprache ist durchgängig von schöner Klarheit und reich an treffenden Wendungen, deren fast epigrammatische Kürze sich leicht dem Gedächtniß einprägt.

Wenn ich nun etwas näher auf den reichen Inhalt des Buchs eingehe, so leitet mich auch dabei nur der Wunsch, zu eigener Lektüre desselben anzuregen. Ich beabsichtige nichts weniger als eine vollständige Inhaltsangabe; wol aber möchte ich einen Begriff davon geben, wie der Verfasser die Lösung seiner schönen Aufgabe angefaßt hat; möglichst oft werde ich ihn selbst zu Worte kommen lassen, um dadurch die Art seiner Ausdrucksweise zu vergegenwärtigen. — Zwei einleitende Kapitel schildern die Entstehung und Entwickelung der alten attischen Komödie und die Gesammtheit der sachlichen und persönlichen Verhältnisse, unter denen deren Hauptvertreter ihre dichterische Thätigkeit übten. Gegen diese im übrigen vortrefflichen Abschnitte möchte ich mir nur zwei Einwendungen gestatten. Einmal tritt in der Darlegung der Gründe, weshalb *alle* Komiker im oligarchischen Sinne schrieben, der Umstand, daß die politische Komödie *ihrem Wesen nach* oppositionell sein muß, nicht scharf genug hervor, und dann war die sociale Stellung der Komiker, insbesondere auch des Aristophanes, doch wol eine höhere, als sie Couat mit den Worten schildert (S. 37): „Gesucht und verwöhnt durch die Großen wegen ihres Geistes und der Dienste, die sie ihnen leisten konnten, wurden die komischen Dichter doch nichtsdestoweniger als öffentliche Spaßmacher, die man bezahlt (comme des amuseurs publics et des salariés), betrachtet."

Der übrige Stoff ist auf zwei Bücher vertheilt. Das erste schildert die politischen Verhältnisse und Persönlichkeiten sowie die socialen Zustände; das zweite behandelt die Religion, die Erziehungs- und Bildungsfragen und die Sittenzustände. Couat läßt immer zunächst Aristophanes zu Worte kommen, um dann seine Schilderung auf ihre Wahrheit hin zu prüfen. Sehr gut wird von vornherein hervorgehoben, daß der Dichter sich nicht als Künstler — was er natürlich in erster Linie war — sondern als politischen Redner und Priester, als einen Mann gibt, der eine Mission zu erfüllen hat. Schon deshalb müssen wir auf Uebertreibungen und Fälschungen gefaßt sein; wol finden wir Wahrheit bei ihm, aber nur verhüllt und entstellt. An diese vorläufigen Bemerkungen schließt sich ein lebensvolles Gemälde der Volksversammlung, der Volksgerichte, der Redner, des Kriegs- und Finanzwesens und der auswärtigen, besonders der kriegerischen Politik Athens in der Beleuchtung des Aristophanes. Ist das Bild, das uns der Dichter gibt, wahr? — Auf den ersten Blick, antwortet Couat, könnte man dies glauben; aber sehen wir näher zu, so liegt die Einseitigkeit offen zu Tage. Aristophanes hebt mit dem größten Scharfsinn alle Schwächen der Demokratie hervor (nur die Flotte verschont er); aber er schweigt über die Oligarchen. Seine Darstellung könnte uns glauben machen, daß das demokratische Athen ausschließlich von engherzigen und egoistischen Gesichtspunkten ausging und doch hat es allein unter allen griechischen Staaten schon vor Philipp und Alexander den Gedanken des Panhellenismus gehabt. „Es genügt zur Rechtfertigung der atheniſchen Demokratie, daß sie der Anlaß eines solchen Panegyrikus" (wie die perikleische Leichenrede) „werden konnte" (S. 119). — Aber mit Recht erklärt es der Verfasser für verkehrt, dem Dichter wegen seiner Einseitigkeit zu zürnen. Man darf ihn, so sagt er, nicht zu ernst nehmen; zum Fanatiker ist er viel zu geistvoll; eben noch zeigt er die heftigste Entrüstung, gleich darauf bricht er in Lachen aus; „man weiß wohl, wen er verachtet; aber es wäre schwer, die zu nennen, die er bewunderte"; er fühlt sehr deutlich und läßt es recht wohl merken, daß jede Sache zwei Seiten hat; er tröstet die, über welche er lacht, dadurch, daß er sie selbst zum Lachen bringt; er verspottet die Menschen seiner Zeit; das heilige Athen selbst verherrlicht er. Endlich zeigt er in den spätern Stücken sachlich eine größere Reife; in den „Fröschen" z. B. mahnt er in herrlichen Worten und nicht nur als Parteimann zur Versöhnung. — In dem vortrefflichen vierten Kapitel haben mir besonders die feinen Bemerkungen über Perikles gefallen; sein Urtheil über den vielgeschmähten Kleon faßt Couat treffend in die Worte zu-

sammen: „Er hatte die Manieren eines Flegels und die Seele eines Jakobiners; aber es fehlte ihm weder an Beredsamkeit noch an Patriotismus.“ Mit feinstem Verständniß spricht er über den Geschichtsschreiber Thukydides und schließt seine Schilderung der atheniſchen Demokraten mit den schönen Worten: „Vielleicht gab es unter den Opfern der aristophanischen Satire mehr als eine große Seele, die der Wahrheit zu dienen glaubte.“ Die letzten Abschnitte des vierten Kapitels gelten den verschiedenen Richtungen der Oligarchen und dem Alkibiades. Namentlich über den letztern spricht er höchst geistvoll und erklärt sich die merkwürdige Zurückhaltung, die Aristophanes ihm gegenüber beobachtet, mit vieler Wahrscheinlichkeit aus einer geheimen Sympathie des Dichters für diesen allermodernsten unter den Athenern. — Von den socialen Verhältnissen (Kapitel 5) erhalten wir ein ziemlich günstiges Bild. Aristophanes steht, so führt Couat aus, ihnen gegenüber zwar nicht auf dem populären Standpunkt, dem Glück und Reichthum identisch sind, aber auch nicht auf dem der tiefen Denker, sondern auf dem mittlern der „vernünftigen Leute“. Sein Urtheil ist hier, wo ihn der Parteistandpunkt weniger hindert, maßvoller als in politischen Fragen.

Im zweiten Buch beschäftigt sich Couat zunächst (Kapitel 6) mit dem religiösen Leben der Athener; er führt es uns mit all seiner Mannichfaltigkeit, mit seiner merkwürdigen Mischung von großer Freiheit und starker Engherzigkeit lebhaft vor Augen. Die Zwiespaltigkeit des Aristophanes liegt hier besonders klar zu Tage. Er will das Alte vertheidigen und ist doch in Wahrheit ganz vom neuen Geist getragen. Zwar schont er die rein geistigen Götter, vor allem Athene, fast ganz und verherrlicht sie nicht selten in prachtvollen lyrischen Strophen, zwar führt er einen verdienstvollen Kampf gegen die fremden Culte und zeigt wirkliche Hochachtung für die Mysterien, die die Religion der Hoffnung repräsentiren, und für den Todtenkult; aber eine ganze Reihe von Gottheiten behandelt er doch mit schnödem Hohn, und die Art, wie er vor allem in den „Wolken“ von Zeus spricht, mußte entschieden im Sinn der sophistischen Aufklärung wirken; die Priester, die Orakeldenter u. s. w. erfahren den bittersten Spott. „Welchem der beiden Dichter sollen wir glauben“, heißt es zum Schluß (S. 246) sehr hübsch, „dem, der sich eben in Gotteslästerungen erging oder dem, der jetzt betet? Allen beiden ohne Zweifel, unter der Bedingung freilich, daß wir uns weder auf den einen noch auf den andern recht verlassen.“ — Indem sich der Verfasser weiter den Fragen der Erziehung und Bildung zuwendet, veranschaulicht er den auf diesem Gebiete besonders scharfen Gegensatz der alten und neuen Zeit geradezu meisterhaft dadurch, daß er einerseits das Bild des pindarischen Jason, andererseits das des platonischen Charmides zeichnet. In seiner Schilderung des Einflusses der Sophisten tritt vielleicht das doch auch vorhandene positive Element etwas zu sehr zurück. Einen der Glanzpunkte aber bildet der ganze Abschnitt über Sokrates. Wir begreifen, wie die Menge diesen Mann, der „ein Sophist und zugleich ein Heiliger“ war, verkennen mußte. Wir verstehen, wie nahe es unter diesen Umständen für Aristophanes lag, gerade ihn zum Typus der Sophisten zu machen. Er mochte sehr gut wissen, was ihn von diesen Leuten unterschied; aber der äußere Anschein rechtfertigte seine Angriffe. Außerdem suchte auch Sokrates die Elemente der Gewißheit in sich selbst; auch seine Lehre mußte zunächst auflösend wirken. „Wie hätte Aristophanes die Morgenröthe einer Wiedergeburt in diesem Werke der Zerstörung ahnen können?“ — Aus dem nächsten Kapitel verdient besondere Hervorhebung der Nachweis, in wie hohem Grade bei dem Kampfe der Komiker gegen die zeitgenössischen Tragiker persönliche Beweggründe mitwirkten. Für Euripides zeigt Couat sehr schön, daß alle Einzelvorwürfe des Aristophanes gegen ihn gerechtfertigt waren, daß aber jeder dieser Fehler nur die Kehrseite eines nicht erwähnten Vorzugs bildete und daß der große Komiker innerlich jenem viel geschmähten Dichter viel näher steht, als dem immer wieder gepriesenen Aeschylos. — Im letzten Kapitel endlich scheinen mir besonders treffend die Bemerkungen über die Natürlichkeiten und Obscönitäten der alten Komödie. Die Athener, das ist der Hauptgedanke, waren darin noch wie große Kinder, und daher wirkten diese Dinge viel weniger verderblich, als wir leicht annehmen.

Zum Schluß kann ich mir nicht versagen, noch einige Gedanken aus der lichtvollen Gesammtbetrachtung, die sich auf den letzten Seiten findet, hervorzuheben. Noch einmal warnt der Verfasser, Aristophanes nicht zu ernst zu nehmen. Das dürfen wir schon deshalb nicht, weil seine Stücke voller Widersprüche sind, und diese finden sich ebenso in dem Wesen der Athener jener Zeit; Gutes und Schlimmes, Schönes und Häßliches, Erhabenheit der Gesinnung und kleinliches Wesen zeigen sie in seltsamem Gemisch. — Die Dichtungen des Aristophanes klären uns wenig über seine wahren Meinungen auf; sie sagen uns nichts über seinen Charakter. Couat neigt auch in dieser Hinsicht zu einer mittlern Auffassung, die er schließlich in die Worte zusammenfaßt: „Haute intelligence, âme moyenne.“ Vor allem verwirrt uns der Dichter durch seine Ironie, eine echt attische Eigenschaft. Auf keinem Fall darf man vergessen, daß seine Komödien Poesie sind und kein Geschichtsbuch. „Sie haben freilich einen historischen Werth, aber weniger wegen der Thatsachen, die sie erzählen, als wegen ihrer vollkommenen Uebereinstimmung mit dem Geist des Volksstamms, bei dem sie entstanden sind.“ Hier allein lebt der attische Geist mit allen seinen Contrasten.

Edmund Lange.

Volksthümliches.

1. Das Passionsspiel des Böhmerwaldes von J. J. Ammann. Prag, H. Dominicus. 1892. Gr. 8. 2 M.

Professor Ammann zu Krumau in Böhmen beschäftigt sich in eingehender Weise mit Studien über die Volkskunde der deutschen Gegenden Böhmens und insbesondere mit den Aeußerungen des Volkslebens im Böhmerwaldgebiete. Sowol über Sitte und Brauch daselbst als auch über Lieder, Spiele u. dgl. hat der eifrige Forscher schon eine Reihe werthvoller Veröffentlichungen in verschiedenen Fachzeitschriften herausgegeben und man kann ihm um so dankbarer sein, als auch in jenem schönen Wald- und Berggebiete, das der herrliche Naturschilderer Adalbert Stifter durch seine unvergänglichen Schilderungen berühmt gemacht hat, ein Zurückdrängen des volksthümlichen Lebens bemerkbar wird und die Gefahr nahe liegt, daß vieles der Vergessenheit anheimfällt, wenn es nicht seinen kundigen Sammler und Erretter findet. Es ist bekannt, daß auch Joseph Rank das Volksleben im Böhmerwalde zum Gegenstande seiner Darstellung gemacht hat, doch trägt diese mehr novellistisches Gepräge. Stifter selbst hat manche Sage aus jener Waldheimat seinen Schilderungen und Erzählungen einverleibt. In neuester Zeit haben sich noch andere dem Gegenstande zugewendet, keiner jedoch mit solchem Eifer und mit solcher Genauigkeit wie J. Ammann, dem auch die vorliegende Publication zu verdanken ist.

Sie macht uns mit einem merkwürdigen Stücke alter Volksdramatik bekannt, nämlich mit dem im Böhmerwalde üblich gewesenen Passionsspiele, das übrigens, wie der Herausgeber nachweist, von Zeit zu Zeit heute noch zur Darstellung gelangt. Professor Ammann hat zwei Texte dieses Spiels aufgefunden, der eine hat seinen Ursprung im Markte Höritz und stammt vom Jahre 1816, ein zweiter Text stammt aus dem Orte Tweras und wurde dem Herausgeber durch eine neuere Abschrift zugänglich. Es ist freudig zu begrüßen, daß dem kundigen Herausgeber, welcher auf seine Untersuchungen viel Mühe verwendet hat, Gelegenheit und Raum in den obigen Vereinsmittheilungen, welche sich schon viele Jahre durch ihre Vortrefflichkeit auszeichnen, geboten wurde, um sowol den Text als auch die erwähnten Untersuchungen über denselben und zahlreiche werthvolle Anmerkungen dem Leser vorzuführen. Es gelang nicht nur dem Verfasser des Spiels von Höritz: „Paul Gröllhesl, bürgerlichen Leinwebermeister in Höritz“ sowie dem Autor des „Tweraser Passions“ in dem Vorbeter Anton Pamperl zu entdecken, sondern Professor Ammann hat auch die Quelle aufgefunden, aus welcher beide geschöpft haben, es ist dies des berühmten Paters Martin von Cochem „Großes Leben Christi“ in der münchener Ausgabe von 1682, dasselbe Buch, über welches W. Scherer in seiner Literaturgeschichte die Bemerkung macht: „Wie hoch steht der bescheidene P. Cochem als Erzähler über Klopstock!“ Stoff und Text des obigen Spiels sind denn in der That Cochem's Werke entnommen. Das Passionsspiel, durchwegs in Prosa abgefaßt, lehnt sich vollständig an Cochem's Text an; die einzigen Verse, welche vorkommen, sind die „Gesänge zur Böhmerwald-Passion nach der tweraser Fassung“, welche der Herausgeber der höritzer Version vorausschickt. Die Nachweise, wie der höritzer Spielverfasser das Buch Cochem's im einzelnen benutzt hat, erscheinen von großem Interesse und dürfte dies wol der einzige Fall sein, wo es gelungen ist, in einem solchen Volksschauspiele einen derartigen Nachweis des Vorbildes von Scene zu Scene zu führen. Der Verfasser dieser Zeilen hat vor einiger Zeit ein zumeist gereimtes Passionsspiel aus Steiermark herausgegeben *), das einzige, das bisher aus diesem Gebiete bekannt geworden, welches so manche Beziehung zu dem vorliegenden Böhmerwaldspiele aufweist. Es ist damit neuerlich der Beweis erbracht, wie derartige dramatische Producte, welche in verschiedenen deutschen Ländern vorkommen, in einem gewissen Zusammenhange stehen, wie ja dies bei Liedern, Sprüchen, ja selbst bei Sagen und Uebungen des Volks ebenfalls beobachtet werden kann. In der Einleitung behandelt Professor Ammann sorgfältig die Verfasser des Spiels, bietet genaue Angaben über die Quelle und die verschiedenen Ausgaben von Cochem's Werk und über das Verhältniß der Texte des Spiels und des Volksbuchs, theilt Näheres über die Aufführung des Passions mit, sowie über die sprachliche Behandlung desselben. Noch eingehender kommt er auf einzelnes in den zahlreichen Anmerkungen zu sprechen. Der schlichte volksthümliche Text des Spiels selbst zerfällt in zehn Aufzüge nebst einem Vor- und einem Zwischenspiele. Ueberall zeigt sich die rührende Einfachheit der Sprache, welche der einstige Verfasser dem P. Cochem nachgebildet, womit er gerade den echt volksthümlichen Ton getroffen hat.

2. Brauch, Spruch und Lied der Bauleute von Paul Rowald. Hannover, Schmorl u. von Seefeld Nachfolger. 1892. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Das vorliegende Buch ist ein um so werthvollerer Beitrag zur Culturgeschichte als bisher eine derartige Arbeit im Zusammenhange noch nicht geboten worden ist. Es sind wol in verschiedenen, mitunter sehr schätzenswerthen Zusammenstellungen Gebäude- (Haus-) Inschriften nach Originalen zum Abdrucke gelangt, auch wurde in Sammelwerken, welche Sitten und Gebräuche einzelner Gebiete oder Länder behandeln, verschiedener alter Uebungen einzelner Handwerker sowie der Zimmersprüche, Gleichenansprachen und ähnlicher handwerksmäßiger Reden und

*) In seinen „Deutschen Volksschauspielen. In Steiermark gesammelt. Herausgegeben von A. Schlossar (Halle 1891), 2 Bde., und zwar in Bd. 1, S. 169 fg.

Sprüche gedacht, noch gibt es aber kein Werk, welches diesen Gegenstand für sich und eingehend behandelt. Es bedarf nicht der Andeutung, daß in der alten Poesie und im Brauche des Handwerks ein Stück unseres Volks- und Culturlebens steckt, das vollste Beachtung verdient und daß ein Buch wie dasjenige Paul Rowald's auch für die Volkskunde selbst von Wichtigkeit ist, zumal ja leider auch auf diesem Gebiete Althergebrachtes, Ueberkommenes immer mehr verschwindet und manch sinniger Brauch und Spruch, manche Handwerksformel und Uebung dem Untergange und der Vergessenheit entzogen ist. Selbstverständlich hat dieses Buch für diejenigen, welche der Geschichte des Bauhandwerks ihre Aufmerksamkeit zuwenden, ganz besonderes Interesse. Der Verfasser legt übrigens nicht etwa nur eine Sammlung vor, sondern hat eingehende Studien angestellt und gleich im ersten Kapitel über die Grundsteinlegung beginnt er mit der Untersuchung über die erhaltenen Grundsteine der Babylonier und Assyrier, bietet verschiedene Uebersetzungen von Inschriften auf derartigen erhaltenen Steinen (oder auch Metalltafeln, welche demselben Zwecke gewidmet waren), geht auf die biblische Grundsteinlegung über, sowie auf des Vorgangs dichterische Verwerthung in der Bibel, behandelt denselben Gegenstand bei den Aegyptern, Römern und alten Germanen und berichtet hierauf über die Grundsteinlegung in den Gegenden Deutschlands, insbesondere im Mittelalter, sowie über verschiedene Uebungen, welche damit verbunden waren, bis auf die neueste Zeit, wonach die Schilderung von Grundsteinlegungen beim Bau von öffentlichen Gebäuden, Kirchen u. dgl. aus unsern Tagen den Abschluß des Kapitels bildet. Der von reichem historischen Wissen zeugenden Abhandlung folgt die Darlegung über die Beziehungen der einzelnen Handwerker zum Bau, deren alte Handwerksformeln, Sprüche und Lieder. Zunächst sind es die Maurer, Steinhauer und Zimmerleute, denen sich der Verfasser zuwendet, er führt uns den Text von sogenannten „Rammerliedern" vor (die beim Einrammen von Pfählen gesungen werden), Handwerksgebräuche älterer Zeit von Zimmerleuten auf der Herberge, sogenannte Schnürsprüche der Maurer, die wol infolge des damit zusammenhängenden Trinkgeldes bis heute noch üblich sind, und weiß manches sinnige Sprichwort anzuführen, welches die erwähnten Handwerksleute betrifft und von denen manches nicht gerade sehr schmeichelhaft ist, z. B.:

Zimmerleut' und Maurer
Sind die ärgsten Laurer:
Mit Essen, Trinken und Sichbesinnen
Geht der halbe Tag von hinnen.

Ein reichhaltiges Kapitel ist dasjenige über das „Richtefest", jenes in ganz Deutschland heute noch beliebte Handwerkerfest, bei dem durch die verschiedenen Zimmermannsreden und -sprüche der Entwickelung volksthümlicher Poesie in so mannichfaltiger Weise Gelegenheit geboten wird; solcher längerer Reden zumeist in der beliebten Knittelversform führt der Verfasser eine ganze Reihe im Wortlaute an, darunter mehrere, die hier zum ersten male gedruckt sind. Erwähnt sei das vollständig abgedruckte Richtefestgedicht in Alexandrinern, „als man, nach Verfertigung etlicher Gemächer des sogenannten Römers oder Franckfurtischen Rath-Hauses . . . den Krantz auf dieses neue Gebäude . . . steckte" (1731). Auch die Rede zur Richtfeier des berliner Rathhauses (1867) und die „Kranzrede" Arthur Fitger's (Fitgen ist wol ein Druckfehler) zur Richtefeier des hamburger Rathhauses (1892), letztere ein prächtiges Gelegenheitsgedicht, verdienen besondere Beachtung. Anläßlich der Besprechung über die Thätigkeit und Handwerksübung der Dachdecker kommt der Verfasser auf verschiedene alte Sagen zu sprechen, welche zu der Beschäftigung dieser Handwerksleute in Beziehung stehen. Der Tischler, der Glaser und der Schlosser sind ebenfalls nicht vergessen, über Töpfer, Maler und Schornsteinfeger wird viel nicht Bekanntes mitgetheilt. In vielen Kapiteln erscheinen auch ältere, mitunter weitverbreitete Volkslieder (z. B. das bekannte Lied vom Zimmergesellen und der Markgräfin) in neuen Versionen abgedruckt und bietet dieses Buch somit auch manchen hübschen Beitrag für die Kenntniß des deutschen Volksliedes. Ein kleiner Aufsatz über den deutschen Hausspruch und einige moderne „Architektenlieder" beschließen das schätzenswerthe Werkchen, unter einigen dieser Lieder findet sich der Name des Autors und zeigt uns, daß er nicht nur fleißig forschen und sammeln kann, sondern daß ihm auch manches fidele Schelmenlied gelungen ist. *)

Anton Schlossar.

*) Der Verfasser dieser Besprechung hat selbst in den Alpenländern, insbesondere in Steiermark, ähnliche Hausssprüche, Richtefestreden u. dgl. gesammelt, die er für eine etwaige zweite Auflage dem Herausgeber des oben besprochenen Buchs gern zur Verfügung stellt.

Militärschriften.

1. Geschichte des Kriegs von 1866. Nebst einem Vorbericht: „Die deutsche Frage in den 1850er Jahren." Von Otto Kaunigießer. Erster Band. Basel, Schweizerische Verlags-Druckerei. 1892. 8. 5 M.

Der Verfasser, ein in Frankfurt a. M. lebender Publicist, führt in dem vorliegenden ersten Bande seines Werks die Geschichtserzählung nur bis zum Ausbruch des Kriegs von 1866. Gerade über die Vorgeschichte dieses Kriegs sind in den letzten Jahren sehr wichtige und zum Theil ausführliche Veröffentlichungen erfolgt, die den Gedanken, sie in einer geschlossenen Darstellung zu vereinigen, nahe legten; es seien in dieser Beziehung nur genannt: „Preußen

im Bundestag", Sybel's „Begründung des Deutschen Reichs durch Wilhelm I.", die Denkwürdigkeiten aus dem Leben Kaiser Wilhelm I. von Schneider, die des Herzogs Ernst II. von Koburg-Gotha, des Grafen Vitzthum, des Abgeordneten Fr. Oetker, des Generals Lamarmora und Rothan's „La politique française en 1866". Aus diesen und andern Quellen hat Kaunggießer in an sich nicht ungeschickter Weise eine Zusammenstellung der Ereignisse, die dem Kriege von 1866 vorangingen, gefertigt, eine Geschichte dieser Ereignisse aber hat er nicht geschrieben. Dazu fehlt ihm die Weite des politischen Blicks und diejenige Kraft eigener Ueberzeugung, ohne die eine Geschichtschreibung nicht möglich ist.

Wer heute, nahezu dreißig Jahre nach der Conflictszeit, die bekannte Verfassungslückentheorie nur spöttisch erwähnt, statt sie ernsthaft zu behandeln, wie dies Sybel (Band II, S. 440 u. fg.) thut, wer heute noch zu leugnen unternimmt, daß die Mehrheit des preußischen Abgeordnetenhauses von 1862—1866 eine Erweiterung der Machtbefugnisse des einen Factors der Gesetzgebung erstrebte, daß sie in einigen Fragen Opposition um der Opposition willen machte, daß sie sich zwar aus den „gewählten Abgeordneten des Landes" zusammensetzte, eine „Vertretung des preußischen Volks" aber nicht darstellte: dem wohnt kein Beruf zur Geschichtschreibung inne. Und das gleiche gilt von dem, der Selbständigkeit des Urtheils dadurch beweisen will, daß er den politischen Feldzug, den Bismarck wegen der Elbherzogthümer geführt hat, mit Virchow als einen nicht überlegten darstellt, während Bismarck selbst darüber gesagt hat:

> Was ich wollte, habe ich gleich nach dem Tode des Königs von Dänemark in einer Sitzung des Staatsraths gesagt, in einer langen Rede. . . . Die Hauptstelle hatte der Protokollführer weggelassen — er dachte wol, ich hätte zu stark gefrühstückt, und es würde mir lieb sein, wenn das wegbliebe — ich sorgte indessen, daß es wieder hineingesetzt wurde. Mein Gedanke war aber schwer durchzuführen. Nicht mehr als alles war dagegen: die Oesterreicher, die Engländer, die liberalen und nichtliberalen Kleinstaaten, die Opposition im Landtage, einflußreiche Leute am Hofe, die Mehrzahl der Zeitungen.

Wie Kaunggießer sich in der Beurtheilung der schleswig-holsteinischen Frage im besondern mit der Haltung der damaligen liberalen Partei einverstanden erklärt, obgleich z. B. das preußische Abgeordnetenhaus sich nicht einmal zu einer unzweideutigen Aeußerung über eine active Politik hatte bringen lassen, so versäumt er auch hervorzuheben, wie unverdient — nach dem Bekanntwerden der Bismarck-Carolyi'schen Unterredungen vom December 1862 — das Mistrauen war, das Bismarck's preußisch-deutscher Politik im allgemeinen demonstrativ entgegengebracht wurde. Auch eine Darstellung des Verlaufs der Kriegsvorbereitungen und der Mobilmachung in Oesterreich, Sachsen, Würtemberg, Hannover und Preußen durfte in einem Werke nicht fehlen, das die Quintessenz der österreichischen Depesche vom 7. April 1866 in dem Satze findet: „Warum nehmt ihr die Mobilisirungsordre für die ganze preußische Armee nicht zurück?" Die Gerechtigkeit erfordert es, anzugeben, daß die preußischen Kriegsvorbereitungen denen Oesterreichs und eines Theils seiner spätern Verbündeten folgten.

Die ohne Kritik wiedergegebenen Ausführungen Vilbort's über die angeblich so genaue Kenntniß, die man auf preußischer Seite von den österreichischen Truppenbewegungen gehabt hätte, wären durch einen Hinweis auf das im preußischen Generalstabswerk (S. 37) Gesagte auf ihren wahren Werth zurückzuführen gewesen.

Bei der Verurtheilung der russisch-preußischen Convention von 1863 übersieht Kaunggießer das lebhafte Interesse, welches Preußen seiner halbpolnischen Landestheile wegen an einer baldigen Unterdrückung der polnischen Erhebung hatte; er unterschätzt vielleicht auch die Wirkung des Conventionsvorschlags auf das Gemüth des Kaisers Alexander II.

Als zutreffend sind des Verfassers Ansichten über das Bundesreformproject vom 10. Juni 1886 und speciell über die Haltung Bismarck's gegenüber Baiern zu bezeichnen.

Leider ist das Buch nicht frei von fehlerhaften Sätzen wie die folgenden: Bismarck wußte die deutschen Zollvereinsstaaten zur Anerkennung Italiens zu bewegen, „wogegen sich namentlich Hannover bis zum letzten Augenblicke sträubte, aber aus Furcht vor Preußen sich doch schließlich fügte". — Das neue Reich Karl's V. stützt sich „auf dem einig gewordenen Italien". — Der preußische Staat hatte „seine Volkszahl, und zwar eines nüchternen, thätigen, an Disciplin gewöhnten Volks, seit fünfzig Jahren fast verdoppelt und dies namentlich dadurch, daß er, wenn auch mit einigen Schwankungen und momentanen Misgriffen oder Rückfällen in veraltete Ideenströmungen, doch im ganzen und großen fortdauernd in Anerkennung jeder geistigen Kraft dem Fortschritte der Wissenschaft auf allen Gebieten des Staatslebens mit großer Anstrengung gerecht zu werden gesucht hatte und seiner ganzen Anlage und damit auch seinem eigentlichen Berufe auf die Dauer unmöglich untreu werden konnte".

In Summe: das Kaunggießer'sche Buch mag als sogenanntes „Nachschlagebuch" geeignet sein, ein empfehlenswerthes Geschichtswerk ist es nicht.

2. Rußland und England einem russischen Angriff auf Britisch-Indien gegenüber. Von Rogalla von Bieberstein. (Heft 100 der „Deutschen Zeit- und Streitfragen".) Hamburg, Verlags-Anstalt u. Druckerei, A.-G. 1892. 8. 1 M. 20 Pf.

Das Schriftchen hat mit dem zuerst besprochenen Buche die fatale Aehnlichkeit, daß es eine Menge von stilistischen Schnitzern aufweist. In Beziehung auf den Stoff aber ist es gerade gegenwärtig, wo die Gefahr eines russisch-englischen Zusammenstoßes vielleicht näher liegt, als es seit Jahrzehnten der Fall war, von großem Interesse. Es orientirt über die in Betracht kommenden englischen und russischen Eisenbahnen und Etappenstraßen, sowie über das wahrscheinliche Kriegstheater in ausreichender Weise. Es

bespricht ferner bis in die Einzelheiten hinein die Stärke, Formation und Vertheilung der beiderseitigen Streitkräfte und kommt etwa zu dem Resultat, daß es England trotz der russischen Bahnverbindung gelingen dürfte, mit Hülfe seiner Flotte rechtzeitig so zahlreiche Truppen auf den Kampfplatz zu werfen, daß es seinen Besitz in Indien mit Erfolg vertheidigen kann. Voraussetzung dafür ist freilich, daß England nicht durch eine französisch-russische Allianz in der freien Verfügung über Flotte und Truppen beschränkt ist.

Victor Kurs.

Biographisches.

Maria Josefa Amalia, Herzogin zu Sachsen, Königin von Spanien. Von Konrad Haebler. Dresden, W. Baensch. 1892. Gr. 8. 4 M.

Dem Verfasser war im Jahre 1889 die Gunst zutheil geworden, Sr. königlichen Hoheit dem Prinzen Friedrich August auf dessen Reise in Spanien als sprachkundiger Begleiter zu dienen. Es sind ihm dann auf seinen Wunsch nach Beendigung derselben ungedruckte Materialien zur Verfügung gestellt worden, welche theils auf die Revolution vom Jahre 1820 manches neue Licht werfen, theils auch das Bild der durch diese Schule schwerer Heimsuchungen gegangenen jugendlichen sächsischen Prinzessin vervollständigen helfen. Seiner Arbeit liegen solcherart, außer der Correspondenz des damaligen sächsischen Gesandten am spanischen Hof, durch die Einzelnes aus der trefflichen Baumbach'schen Geschichte Spaniens in anderm Lichte erscheint, noch die zahlreichen Briefe der Königin an ihren Vater, den Prinzen Max, zu Grunde, ebenso ihr nachträglicher Bericht über alle in ihren Gesichtskreis gekommenen Vorgänge in jener stürmisch bewegten Zeit, endlich auch die handschriftliche Sammlung ihrer Gedichte.

Da das vorliegende Charakterbild der Königin Josefa nur 15 Bogen umfaßt, von denen ein großer Theil politischen Inhalts ist, so möchte es wol als Vorläufer einer, heute vielleicht noch nicht zeitgemäßen Darstellung ihres ganzen wechselvollen Erdendaseins zu betrachten und willkommen zu heißen sein, zu welcher dann auch ihre Dichtungen in ausgiebiger Weise heranzuziehen wären. Einige von ihnen konnten schon von dem Herausgeber der Tagebücher der ältesten Schwester der Königin Josefa, der Prinzessin Amalia *), mitgetheilt werden. Haebler gibt noch eine Anzahl anderer, für das Wesen der Königin charakteristischer Gedichte — im spanischen Original und in ansprechender Uebersetzung —, sowie er auch Kenntniß genommen hat von ihrem großen spanischen Epos: „Das Leben des heiligen Ferdinand", dessen poetischer Werth zwar nach seinem Urtheil beeinträchtigt erscheint durch die Gewissenhaftigkeit, mit der sich die Verfasserin an den Text der Chronik Ferdinand des Heiligen hielt, doch rühmt er diesem Epos alle die Vorzüge nach, durch die „ihre kleinern Dichtungen sich auszeichnen: klare wohlklingende Redeweise, vollkommene Beherrschung der Sprache, Reinheit der Empfindung und innige Religiosität". Hier die Zeilen, mit denen sie sich, vor Abschluß des Gedichts, in ihrem, dem Erlahmen nahen Eifer neu zu bestärken suchte, zugleich als Probe der fließenden Uebersetzung:

Was ich wollte, ist gelungen,
Doch nicht ruhen darf die Hand,
Bis dem heil'gen Ferdinand
Meinen Hymnus ich gesungen,
Wie den Himmel er errungen,
Siegend über Tod und Grab.
Von ihm lass' ich nicht mehr ab,
Mög' auch er mich nicht verlassen,
Mich mit seinem Schutz umfassen,
Bis auch ich vollendet hab'.

Als sie sich in dieser Weise band, faßte sie gleicher Zeit den Vorsatz — und zwar wol im Vorgefühl ihres baldigen Todes — „ihre Feder nur noch in den Dienst ernster und heiliger Dinge zu stellen".

Daß ihrer Muse auch der Humor nicht gefehlt hatte, beweisen manche der von Haebler mitgetheilten kleinen Gelegenheitsgedichte, wie es schon aus dem Ton mancher Briefstellen hervorging, die in den erwähnten „Memoiren einer Fürstentochter" mitgetheilt worden sind. Hier aus dem Haebler'schen Buche die Beschreibung des „Badeorts" Sacedon, wohin sich das königliche Paar beim Beginn der madrider Tumulte im Juli 1820 zurückgezogen hatte:

Ein Anblick zum Entsetzen,
Nur Schmuz auf den Straßen allen,
Die Häuser schon halb zerfallen,
Vom Straßenpflaster nur Fetzen,
Eine Hitze, den Athem zu versetzen,
Als Musik nur der Esel Geschrei,
Von Staub eine tücht'ge Portion,
Nirgend kühles Wasser quillt:
Da hast du ein treffendes Bild
Von dem Flecken von Sacedon.

Im Gegensatze dazu bekennt sie sich im nächsten Jahre als dankbare Schuldnerin desselben Orts, dem es in Wirklichkeit, bei aller Vernachlässigung, keineswegs an landschaftlichem Reiz fehlte, einem Zauber, für den sie der gesteigerte Zustand des revolutionären Treibens in den Straßen Madrids und das Gefühl unablässigen Bedrohtseins besonders empfänglich machen mußten. Und so lautet denn ihr mit Pero en fin anhebendes Gedicht in der Uebersetzung:

Wenn die Brust der grünen Wiesen
Süße Düfte durstig sog,
Wenn ein Blick zu Felsenriesen
Ruhe suchend aufwärts flog,

*) Aus den Memoiren einer Fürstentochter. Von Robert Waldmüller. Dresden, Meinhold u. Söhne. 1883.

Wenn der Mond mit mildem Scheine
Und der Sonne warme Glut
Mich umfing, so schweiften meine
Blicke fort von Kampf und Blut.

Ob sie auch innere Stürme durchzumachen gehabt hat, die sie mit Hülfe der Muse beschwor und zum Schweigen brachte, andere Leiden noch als die der Sehnsucht nach Mutterfreuden, die ihr versagt geblieben sind? Zu verwundern gewesen wäre es nicht, und ihr rührend anmuthiges Bild würde nicht dabei verlieren. Bisjetzt wissen wir nur, daß sie, die Sechzehnjährige, die Trennung von ihrer Heimat, von einem geliebten Vater und einem Kreise ihr herzlich zugethaner Geschwister standhaft über sich ergehen ließ, um in einem ihr völlig unbekannten Lande nach einer Reise von funfzig Tagen mit Verzicht selbst auf eine deutsche Bedienung sich einem Manne zu verbinden, der mehr als doppelt so alt war wie sie und erst vor weniger als Jahresfrist zum zweiten male Witwer geworden war. Erlegen ist sie nach acht Jahren den Folgen einerseits der über sie und ihren Gemahl während der ersten drei Jahre verhängten politischen Bedrängnisse, andererseits der allzu schonungslosen Hingebung an kirchliche Uebungen. Zu statten gekommen war ihr offenbar, außer einem früh in ihr entwickelten Gefühl großer Pflichttreue und dem kindlichen Drange, den fernen Ihrigen durch tapfere Selbstüberwindung Ehre und Freude zu machen, die rath- und stützebedürftige Lage und Natur ihres von nahen und fernen Gegnern umlauerten Gatten. So spricht schon aus dem ersten von ihr in spanischer Sprache verfaßten Gedichte, das noch vor dem 7. März 1820, dem Tage, wo der König zur Wiederherstellung der Verfassung von 1812 gezwungen wurde, also vier Monate nach ihrer Thronbesteigung, entstand und das des Königs Geburtstag zu feiern bestimmt war, ein echtes und warmes Gefühl für ihn wie für den Platz, auf den das Schicksal sie berufen hatte. Hier mag die sehr wohlgelungene Uebersetzung diese kurze Besprechung des verdienstvollen Buchs schließen:

Dies ist der Tag voll Glück, voll Festesprangen,
Kein andrer Tag im Jahre kommt ihm gleich!
Denn heute ließ ja Gott, mein theures Reich,
Den heißersehnten, besten König dich empfangen!
Wer könnte mehr als ich das Maß der Freude
An diesem Tage voll und ganz empfinden?
Und doch muß ich im tiefsten Herzen finden
Ein leis' Gefühl von stiller Wehmuth heute.
Ich leb' in Glück, bin ruhig und zufrieden,
Ich theile deines Thrones Glanz mit dir,
Und sehe unser Reich in Glück und Frieden,
Und doch regt sich der leise Wunsch in mir:
Hätt' ich dein Unglück mit dir dürfen theilen,
Als einz'ger Trost dir da zur Seite weilen.

Die Zeile, welche von dem Glück und Frieden Spaniens spricht, während die Hauptstadt doch sich in einem Zustande fortdauernder Gärung befand, spiegelt die jedenfalls von dem König und seiner Umgebung getheilte Ueberzeugung wieder, das eigentliche Volk sei glücklich und nur das Treiben der Parteien trübe seinen heitern Frieden. Um die beiden Schlußzeilen nicht miszuverstehen, muß man sich erinnern, daß nach dem Sturze der bourbonischen Dynastie, also vor ihrer Verheirathung, Ferdinand sechs volle Jahre die Leiden der Verbannung zu bestehen gehabt hatte.

Robert Waldmüller.

Feuilleton.

In Nr. 42 d. Bl. f. 1891 ist auf die anziehenden und gemüthvollen Lebenserinnerungen einer der bekanntesten deutschen Jugendschriftstellerinnen, der greisen Herausgeberin des „Töchteralbums" und von „Herzblättchens Zeitvertreib": „Unter fünf Königen und drei Kaisern", hingewiesen worden. In diesem Jahre liegt als willkommene und gehaltvolle Gabe an die erwachsene Jugend, gleichsam als zweiter Theil jenes wohlaufgenommenen Buchs, bereit: „Autographen und Erinnerungen, herausgegeben von Thekla von Schober, geb. von Gumpert" (Bremen, C. E. Müller, 1893). Es werden in dieser saubern Veröffentlichung funfzig Handschriften mit erläuterndem, verschieden gestaltetem Text, der meist die Beziehungen des Schreibers zur Herausgeberin darlegt, mitgetheilt. Wir finden die Schriftzüge der Prinzessin Marianne von Preußen, der Königin Elisabeth, der drei deutschen Kaiserpaare, des Prinzen Heinrich und seiner Gemahlin, der Prinzessin Albrecht von Preußen, des sächsischen Königspaares, zweier Fürstinnen Reuß, der Prinzessin Elise Radziwill und ihrer Schwester, der Fürstin Wanda Czartoryska, Alex. von Humboldt's, Moltke's, Stephan's, E. M. Arndt's, G. H. von Schubert's, Karl von Holtei's, Chr. von Schmid's, des Verfassers der „Ostereier", Pfarrer Blumhardt's zu Boll, der Frau Marie Nathusius, Franz Liszt's, Klaus Groth's, Karl Gerok's, Julius Sturm's, des Pastors von Bodelschwingh, Hugo Bürkner's und Ludwig Richter's, der Prediger Dr. Kögel, Max und Emil Frommel, Otto Funke, E. J. Meier's und Dibelius', Georg Weber's und Georg Ebers', der Frau Schepeler-Lotte, der Frau Luise Otto-Peters und des Fräulein Auguste Schmidt, endlich der Aeltern der Herausgeberin. Wer der Freuden gern gedenkt, die ihm einst durch Thekla von Gumpert bereitet worden, wird Verlangen tragen, ihre weitern Beziehungen, in die sie das Leben und ihr Wirken geführt, kennen zu lernen und die hervorragendern Persönlichkeiten, die ihr begegnet sind, in ihrer Handschrift zu schauen.

— Es war ein glücklicher Gedanke Alexander von Oettingen's, Th. G. von Hippel's „Lebensläufe" hundert Jahre nach ihrem ersten Erscheinen, 1878, der Gegenwart aufs neue vorzulegen. Karl von Raumer, Oettingen's Schwiegervater, hat ihn einst zu Hippelstudien angeregt. Der pflegte von den Lebensläufen zu sagen, „sie kämen ihm vor wie ein herrlicher Urwald, in welchem jedem, der sich hineinwagt, um seinen köstlichen Duft einzuathmen, thaugetränkte Blüten- und dürre Dornzweige abwechselnd ins Gesicht schlügen". Nun, Oettingen hat mit sicherm Auge und kräftigem Arm den Wald gelichtet und vom unordentlichen Anwuchs gesäubert und die herzerquickende Geschichte voll kerniger Gestalten, christlicher Charaktere und praktischer Lebensweisheit frei und fest in sich geschlossen, wie der Verfasser sie geschaut, aber nicht selbst darzustellen vermochte, den scharfen Blicken des heutigen Geschlechts bloßgelegt. Und sie hat deren Prüfung vertragen können. „Der alte Hippel bricht sich Bahn — in deutschen Häusern und deutschen Herzen!" kann uns der Herausgeber verkünden. Die Jubelausgabe war im ersten Jahre vergriffen. Die zweite starke Auflage

vom Jahre 1879 ist nun auch erschöpft. Und die Nachfrage hat nicht geendet. Die gangbarsten Literaturgeschichten haben Oettingen's Bearbeitung als den besten Weg, Hippel kennen zu lernen, bezeichnet. So sind jetzt die „Lebensläufe", bearbeitet von Alexander von Oettingen, in dritter, verbesserter Auflage mit 13 Abbildungen nach den Chodowiecki'schen Kupfern (Leipzig, Duncker u. Humblot, 1893) erschienen und werden allmählich, doch sicher ihre Bahn ziehen.

— Ein treffliches Buch, das nicht nur für Juristen, sondern auch für alle gebildeten Laien, Schriftsteller oder Künstler Werth und Bedeutung hat, ist im Verlage von C. H. Beck in München von dem Landgerichtsrath Philipp Allfeld in München herausgegeben worden unter dem Titel: „Die Reichsgesetze, betreffend das literarische und artistische Urheberrecht". Es enthält außer einer sehr interessanten geschichtlichen Einleitung die Gesetze vom 11. Juni 1870 über das Urheberrecht an Schriftwerken, vom 9. Januar 1876 über das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste und endlich das Gesetz vom 10. Januar 1874, betreffend den Schutz der Photographien nebst den darauf sich beziehenden internationalen Verträgen mit ausführlichen Erläuterungen. Da diese Gesetze, wie jeder, der sich bei ihnen hat Rath holen wollen, weiß, sehr viel Detailfragen unbeantwortet lassen, so ist es sehr verdienstlich, daß Allfeld eine große Zahl gerichtlicher Erkenntnisse und wichtiger theoretischer Abhandlungen mittheilt. Sehr interessant ist der Anhang, der eine übersichtliche Darstellung des gegenwärtigen Standes der internationalen Beziehungen Deutschlands auf dem Gebiete des Urheberrechts gibt; wie weit wir noch dem Ziel, die geistige Arbeit in der ganzen Welt vor Ausbeutung geschützt zu sehen, entfernt sind, lehrt diese Uebersicht recht eindringlich. Der Preis des Buchs beträgt 4 M. 40 Pf.

— Die soeben erschienenen, von J. Baechtold herausgegebenen „nachgelassenen Schriften" von Gottfried Keller (Berlin, Hertz), auf die wir noch in einem besondern Artikel zurückkommen werden, bringen unter andern die erfreuliche Nachricht, daß sich in Keller's Nachlaß eine große Zahl „unvergleichlich schöner" Briefe und Tagebuchfragmente gefunden haben. Diese sollen baldigst veröffentlicht werden.

— Der erste Band der lange erwarteten Biographie des Meisters Wilhelm Kaulbach, die den Sohn des Dichters Müller von Königswinter, Professor Hans Müller in Berlin, zum Verfasser hat, soll im Verlage von F. Fontane in Berlin erscheinen.

— Von dem Werke „Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen", bearbeitet vom Reichsgerichtsrath A. Bolze, ist im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig der dreizehnte Band erschienen.

— Am 19. December starb der langjährige Corrector d. Bl., Herr Gustav Adolf Ackermann. Wie aus dem Nachrufe, dem ihn die Verlagshandlung d. Bl. in den Anzeigen widmet, hervorgeht, hat er 46 Jahre ihrer Buchdruckerei angehört. Wir können dem hinzufügen, daß er während dieses langen Zeitraums für unsere Zeitschrift thätig war, die ersten Jahre als Setzer, die meiste Zeit aber und bis zu der vorliegenden Nummer als Corrector, und daß er dieses oft schwierige Amt stets in musterhafter Weise verwaltet hat.

Bibliographie.

Alvensleben-Rustenberg, G. v., Bilder vom Eichsfelde. Frei zusammengestellt nach Urkunden und alten Sagen. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 8. 1 M. 60 Pf.

Bormann, E., 's Buch von Klabberstorche. Ze Babiere gebracht von seinen Landsmanne. Mit Bildern geschmickt von G. Schöbel. Leipzig, A. Fischer. 8. 3 M. 50 Pf.

Bouffier, F., Dichtergrüße in Freud und Leid am eigenen Herd. Ausgewählt. Leipzig, M. Ruhl. 8. 6 M.

— — Lebensweisheit in Dichterworten. Als ein Führer in des Lebens labyrinthisch irrem Lauf. Leipzig, M. Ruhl. 12. 2 M.

Collet, F., Franciscus Seraphicus. Religiöses Drama mit Gesang. Münster i. W., A. Russel. 12. 80 Pf.

Döll, E., Eugen Dühring. Etwas von dessen Charakter, Leistungen und reformatorischem Beruf. Eine populäre Gedenkschrift aus eigenen Wahrnehmungen, mündlichem und brieflichem Verkehr. Leipzig, C. G. Naumann. Gr. 8. 2 M.

Dühring, E., Die Grössen der modernen Literatur, populär und kritisch nach neuen Gesichtspunkten dargestellt. 1. Abth. Einleitung über alles Vornehme. Wiederauffrischung Shakespeares. Voltaire. Goethe. Bürger. Geistige Lage im 18. Jahrhundert. Leipzig, C. G. Naumann. Gr. 8. 6 M.

Finck, F. N., Weltfremd — weltfreund. Leipzig, C. G. Naumann. 8. 2 M.

Füßle, G., Veilchen unter Dornen. Leidenslieder. Stuttgart, Verlag der Evangelischen Gemeinschaft. 16. 2 M.

Gerlach, L. v., Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopold von Gerlach's, Generals der Infanterie und General-Adjutanten König Friedrich Wilhelm's IV. Nach seinen Aufzeichnungen herausgegeben von seiner Tochter. 2. Bd. Berlin, W. Hertz. Gr. 8. 11 M.

Günther, F., Aus dem Sagenschatz der Harzlande. Mit vielen Textbildern von H. Mittag. Hannover-Linden, Manz u. Lange. Gr. 8. 5 M.

Heinz, E., Der Reservemann. Lustspiel. Leipzig, G. Hiller. Gr. 8. 3 M.

— — Wer wagt gewinnt. Lustspiel. Leipzig, G. Hiller. Gr. 8. 3 M.

Hoffmann, O. A., Am goldenen Horn. Wanderbilder aus Konstantinopel. Leipzig, G. Lang. 8. 2 M.

Höhn, K., Geschichtliche Entwicklung des gewerblichen Lebens der Stadt Schmölln. Schmölln. (Altenburg, Schnuphase.) Gr. 8. 2 M.

Kollbach, K., Bilder vom Rhein. Eine Wanderung von Basel bis zur holländischen Grenze. Mit 21 Vollbildern und über 150 Text-Illustrationen. Köln, P. Neubner. Gr. 8. 13 M. 50 Pf.

Kym, Hedwig, und Meta von Salis-Marschlins, Lieder und Sprüche. Zürich. (München, A. Buchholz.) Gr. 16. 2 M. 50 Pf.

Lendenfeld, R. v., Australische Reise. Innsbruck, Wagner. Lex.-8. 8 M. 80 Pf.

Leythäuser, M., Die Scheinwelt und ihre Schicksale. Eine 127jährige Historie der Münchener königlichen Theater in populärer Form und als Jubiläums-Ausgabe. Zu Ehren des 25jährigen Dienst-Jubiläums Sr. Excellenz des Herrn General-Intendanten Freiherrn von Perfall. München, L. Werner. Gr. 8. 5 M.

Lohrengel, W., In d'r Lieschtunne. Bunte Bilder aus dem Oberharze. Mit zwei Beigaben: Fragment aus „Bergbau's Werth", von G. Schulze, und Oberharzische Spiele der Kinder und Erwachsenen. Clausthal, Grosse. Gr. 8. 1 M.

Max, H., Der Starnberger See. München, Strauch's Nachf. Quer 8. 1 M. 80 Pf.

Miris, v., Lustige Ehegrammatik. Ein unentbehrliches Hilfsbuch für Eheleute und Solche, die es werden wollen. Aus dem deutschen Original der Einfachheit halber in's Englische und sodann aus dem Englischen wieder in's Deutsche zurückübersetzt. München, Braun u. Schneider. 8. 1 M. 50 Pf.

Moltke's militärische Werke. II. Die Thätigkeit als Chef des Generalstabes der Armee im Frieden. 1. Thl. Moltke's taktische Aufgaben aus den Jahren 1858 bis 1882. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. Gr. 8. 6 M.

Müller, F. M., Physische Religion. Gifford-Vorlesungen, geh. an der Universität Glasgow im Jahre 1890. Aus dem Englischen von R. O. Franke. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. 10 M.

Neander, W., Helden des Glaubens. (Die Kirchengeschichte im Spiegel der Poesie.) Hannover, W. Otto. Gr. 8. 75 Pf.

— — Die Hohenzollern. (Die Geschichte der Zollern-Dynastie im Spiegel der Poesie.) Hannover, W. Otto. Gr. 8. 75 Pf.

Nordau, M., Entlarvung. 1. Bd. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 5 M.

Ompteda, G. Freih. v. (G. Egestorff), Drohnen. Moderner Roman. Berlin, F. Fontane u. Comp. 8. 3 M. 50 Pf.

Oppitz, E., Geschichte des k. und k. Feldjägerbataillons Nr. 15 (1849—1890). Innsbruck, Wagner. Lex.-8. 1 M. 60 Pf.

Pantenius, T. H., Kurländische Geschichten. Leipzig, A. G. Liebeskind. Gr. 16. 3 M.

Pellikan's von Rufach, K., Hauschronik. Ein Lebensbild aus der Reformationszeit. Deutsch von T. Vulpinus. Straßburg i. E., J. H. E. Heitz. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Poyßl, L. v., Der Hoheit Ehre. Eine Geschichte aus der Hofwelt. Mannheim, J. Bensheimer. 8. 5 M.

Reuter, M., Die Parsen und ihre Schriften. Stuttgart, J. Roth. Gr. 8. 80 Pf.

Saar, F. v., Schloß Kostenitz. Novelle. Heidelberg, G. Weiß. 8. 2 M.

Schmidt-Cabanis, R., Lachende Lieder. Neue Dichtungen. Mit dem Selbstportrait des Verfassers. Berlin, R. Voll. 8. 2 M.

Schynse's letzte Reisen. Briefe und Tagebuchblätter. Herausgegeben von K. Hespers. Mit Schynse's Karte des Süd-West-Ufers des Victoria-Nyanza. Köln, J. P. Bachem. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Steinhausen, G., Kulturstudien. Berlin, R. Gaertner. Gr. 8. 3 M.

Triuks, Thekla, Lebensführung einer deutschen Lehrerin. Erinnerungen an Deutschland, England, Frankreich und Rumänien. Gotha, M. Wilckens. 8. 4 M.

Villamaria, „Ueberall dasselbe". Novellen. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 4 M.

Waldhausen, R., Jüdisches Erwerbsleben. Skizze aus dem sozialen Leben der Gegenwart. Passau, R. Abt. Gr. 8. 1 M.

Werckshagen, C., Protestantisch sei unser Panier! Wider den neuen römischen Kurs. Ein Appell an das deutsche Gewissen. Berlin, Ed. Rentzel. Gr. 8. 50 Pf.

Wie man die Wiener Galerie verdorben hat. Ein Beitrag zur Geschichte des kunsthistorischen Hofmuseums von ***. Wien, A. Bauer. Gr. 8. 45 Pf.

Winkelmann, A., Der Romzug Ruprechts von der Pfalz, nebst Quellenbeilagen. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Karl Heinemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Herr **Gustav Adolf Ackermann,**

der 46 Jahre lang meiner Buchdruckerei angehörte, zuerst als Setzer, die meiste Zeit als Corrector, ist gestern im Alter von 68 Jahren nach nur kurzem Unwohlsein verschieden.

Der Verstorbene hat während dieses langen Zeitraums seine Obliegenheiten stets unverdrossen und gewissenhaft erfüllt, und dabei so viel Geschick und Intelligenz bewiesen, dass ihm die schwierigsten Arbeiten als Corrector anvertraut werden konnten. Auch persönlich hat er sich meine hohe Achtung zu erwerben gewusst. Ich werde ihm wegen seiner treuen Thätigkeit für meine Firma ein dankbares Andenken bewahren.

Leipzig, 20. December 1892.

F. A. Brockhaus.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das erste ausführliche Werk über die Colonie Kamerun.

Durch Kamerun

von Süd nach Nord.

Reisen und Forschungen im Hinterlande

1889 bis 1891.

Von

G. Morgen,

Premierlieutenant à la suite des 4. Oberschlesischen Infanterieregiments Nr. 63, commandirt zum Auswärtigen Amt.

Mit 19 Separatbildern und 50 Abbildungen im Text von Hellgrewe, einem Porträt und einer Karte.

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M.

In dem mit 19 Separatbildern und 50 Textabbildungen von Hellgrewe's Meisterhand, einem Porträt in Heliogravüre, sowie der ersten ausführlichen Karte der Colonie Kamerun ausgestatteten Werke erzählt der kühne Reisende in spannender Weise seine erfolg- und abenteuerreichen Reiseerlebnisse und bietet zugleich ein wirkungsvolles Gesammtbild der vielgenannten, aber nur an wenigen Küstenpunkten bekannten Colonie.

Cotillon-

und Carneval-Artikel.

Christbaumschmuck. — Papierlaternen. — Photogr. Apparat „PUCK". — Künstliche Pflanzen.

Gelbke & Benedictus, Dresden.

Man verlange Preisbuch.

Dr. phil.

zuletzt Leiter eines bekannten litterarischen Unternehmens und Musikschriftsteller von Fach, sucht zum 1. April 1893 (event. auch für später) anderweitige Stellung als ständiger Musikreferent, Fach- oder Feuilleton-Redakteur mit gesichertem Einkommen. Offerten unter **B. 497** befördert die Annoncen-Expedition **Haasenstein & Vogler A.-G., Leipzig.**

Für die **Feuilleton-Beilage** einer **Damen-Zeitung** werden kurze, interessante Novellen, Erzählungen, Essays 2c. gesucht. Gefl. Offerten sub **K. 5316** an **Rudolf Mosse, Leipzig,** erbeten.

Gegr. 1877.

Marius Kayser

Hamburg.

Bordeaux-, Südweine- und Spirituosen-Versand.

Feine Harzer

!Kanarien-Vögel!

mit den seltensten Touren zu M. 6, 8, 10, 12, 15 und 20 per Stück empfiehlt und versendet unter Garantie laut Preiskourant

H. Natermann,

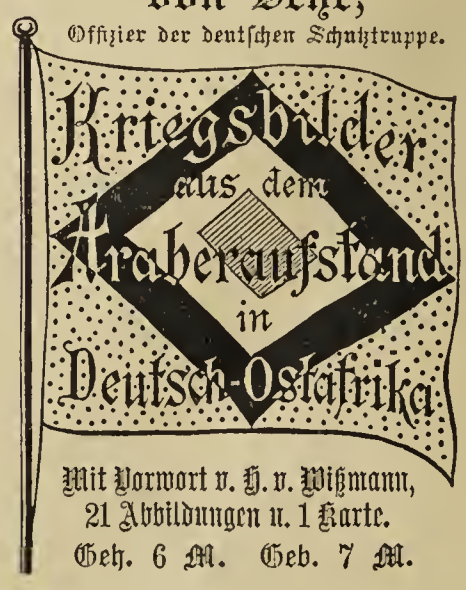
Clausthal, Oberharz.

N.B. Zahlreiche Anerkennungsschreiben stehen zu Diensten.

Verlag von F. A. Brockhaus, Leipzig.

von Behr,

Offizier der deutschen Schutztruppe.



Mit Vorwort v. H. v. Wißmann, 21 Abbildungen u. 1 Karte.

Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

F. W. PAPKE
WIEN,
IV. Hauptstrasse 27.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 070034803